
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08233038 6

Corvin-Wiersbitzki

Illustrirte Weltgeschichte

für das Volk.

I.

Zweite gänzlich neu bearbeitete Auflage.

Pracht-Ausgabe.

Corvin-Wie...

Illustrirte
Weltgeschichte für das Volk.

Begründet
von
Otto von Corvin und Fr. Wilh. Held.

Pracht-Ausgabe.

Zweite bis zur Gegenwart fortgeführte Auflage.

Erster Band.

Geschichte des Alterthums.

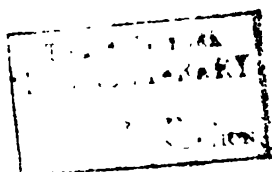
Von
Otto von Corvin.

I.



Mit zahlreichen Text-Abbildungen, Tonfafeln, kulturgeschichtlichen Tafeln, Karten rc.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.
1880.





Illustrirte Weltgeschichte I. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Dichter und Gelehrte Griechenlands. Zeichnung von Ludwig Burger.

Illustrirte
Geschichte des Alterthums.

Von

Otto von Corvin.

Erster Band.

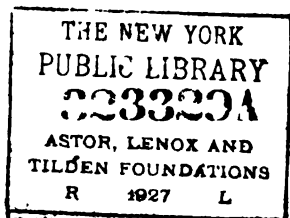
Von den ersten Anfängen der Geschichte bis zum Verfall der Selbständigkeit von Hellas.

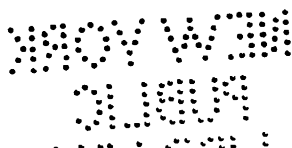
Zweite neu bearbeitete Auflage.



Mit 280 Text-Abbildungen, neun Tonafeln und sechs Karten.

Leipzig und Berlin.
Verlag und Druck von Otto Spamer.
1880.





Vorwort.

Die erste Auflage des nachfolgenden Werkes, die „Illustrirte Weltgeschichte" von Held und Corvin, erschien vor dreißig Jahren gleichzeitig mit der Weltgeschichte von Schlosser. Trotz dieser sehr wichtigen Konkurrenz fand unser Werk doch solche Theilnahme im Volk, für welches es geschrieben wurde, daß schon vor Vollendung des ersten Bandes die Zahl der Abnehmer die bedeutenden Kosten deckte und eine schwedische Uebersetzung erschien.

Das Werk wurde in sehr bewegter Zeit geschrieben. Beide Verfasser nahmen lebhaften, thatsächlichen Antheil an den politischen Ereignissen der Jahre 1848 und 1849 und den Vorbereitungen zu denselben. Das verursachte mancherlei Unterbrechungen in unserer Arbeit und in dem regelmäßigen Erscheinen des Buches. Ja, ich selbst sah mich genöthigt, die Vollendung desselben meinem Mitarbeiter zu überlassen, der dasselbe mit dem Jahre 1850 abschloß.

Obwol unser Werk sich noch bis zur neuesten Zeit auf dem Büchermarkte erhielt, trotz den mancherlei werthvollen Weltgeschichten, die seitdem erschienen sind, so sah ich doch nach meiner Rückkehr aus Amerika 1867 ein, daß eine neu bearbeitete Auflage dringend nöthig war. Held hatte in das Buch Mancherlei hineingetragen, was nach meinen Ansichten nicht in eine Weltgeschichte paßte, und durch zu große Ausdehnung einzelner Abschnitte die Harmonie der Verhältnisse in unzulässiger Weise gestört. Es waren ferner in den letzten Decennien auf dem Gebiete der Geschichtsforschung viele neue Entdeckungen gemacht worden, die ein ganz neues Licht über sehr wichtige Zeitabschnitte verbreiteten, und endlich entsprachen auch die Illustrationen des Buches keineswegs den Anforderungen des heutigen Publikums.

Erst nach dem Tode Held's konnte ich indessen daran denken, eine von mir umgearbeitete und bis zur Gegenwart fortgesetzte neue Auflage zu veranstalten. — Die durch ihre schön illustrirten populären Werke bekannte Buchhandlung von Otto Spamer ging auf meinen Verlagsantrag ein und es wurde von derselben beschlossen, die alte und die neueste Geschichte, also den ersten und achten Band des Werkes, gleichzeitig erscheinen zu lassen.

Die oben erwähnten neuen Forschungen auf dem Gebiete der Weltgeschichte bezogen sich hauptsächlich auf die älteste Geschichte der orientalischen Völker und machten es durchaus nöthig, daß ich den größten Theil des ersten Bandes gänzlich neu schrieb. Die Vorstudien zur Vorhalle und zur Geschichte Asiens und Aegyptens nahmen viel Zeit in Anspruch, und noch mehr war dies der Fall in Bezug auf die neueste Geschichte von 1850 bis 1871, da ich mich nicht damit begnügen durfte, die darauf bezüglichen Werke zu lesen, sondern auch die gleichzeitigen Quellen, die Zeitungen, durchstudiren mußte. Um einen Begriff von dem Umfang dieser Arbeit zu geben, will ich nur bemerken, daß zum Beispiel allein von der Augsburger Allgemeinen Zeitung von 1850 bis 1871 — achtzig dicke Quartbände erschienen sind.

Obwol noch viele Monate vergehen mußten, ehe nur daran gedacht werden konnte, den Druck des Werkes zu beginnen, so besorgte doch die Verlagshandlung, daß bei dem langsamen Fortschritt meiner Arbeit eine Unterbrechung in dem regelmäßigen Erscheinen des Werkes entstehen könnte und verlangte von mir, daß ich „zur schnelleren Herstellung" desselben die Bearbeitung des dritten bis sechsten Bandes durch einen andern Autor gestatte. Da ich mit aller Bestimmtheit wußte, daß namentlich der zweite Band, den ich seiner Zeit mit der allergrößten Sorgfalt vorbereitet hatte, nur wenig Aenderungen erfordere und noch vor Ausgabe der ersten Lieferungen des ersten Bandes fertig werden würde, so ging ich auf diesen Vorschlag ein.

Trotzdem ich rechtzeitig so viel Manuskript abgeliefert hatte, daß man keine Besorgniß in Bezug auf eine Stockung durch meine Schuld zu hegen brauchte, fand es doch die Verlagshandlung für angemessen, meine zur Herbeiziehung eines andern Autors gegebene Einwilligung nicht bedingungsweise, sondern als ein- für allemal gegeben aufzufassen. Ungeachtet meiner Erklärung, daß ich durchaus keiner Hülfe bedürfe und ich das Herbeiziehen eines andern Autors für durchaus unzweckmäßig halte, hat die Verlagshandlung damit begonnen, die Bearbeitung der Bände 3 bis 6 in andere Hände zu legen.

Ich begnüge mich hier damit, diese Thatsache anzuführen und zu erklären, daß ich mich von jeder Verantwortlichkeit für den Geist oder Inhalt der nicht von mir herrührenden Bände auf das Allerentschiedenste lossage.

Nachdem nun der erste Band der Illustrirten Weltgeschichte vollendet vorliegt, werden wenige Worte genügen, mich über die Grundsätze auszusprechen, welchen ich beim Schreiben des Werkes folgte.

„Die Weltgeschichte, heißt es, ist das Weltgericht." Wer es unternimmt, Weltgeschichte zu schreiben, setzt sich aus eigener Machtvollkommenheit auf den höchsten Richterstuhl. Inwiefern er damit eine Anmaßung begeht, darüber entscheidet das Volk, welches im Ganzen stets ein richtiges Gefühl hat. Das Volk, für welches mein Werk geschrieben ist, umfaßt die große Klasse, welche sich weder

zur Aristokratie des Geistes, noch zum geistigen Pöbel zählt; das heißt mit anderen Worten, ich schreibe weder für Gelehrte noch für diejenigen Leute, welche in ihrer Bildung so weit zurück sind, daß sie kein Verlangen nach Belehrung und historischer Kenntniß tragen.

Was man von dem Verfasser einer Weltgeschichte zunächst und als selbstverständlich verlangen kann, ist, daß er bei seinem Werke die festgestellten Ergebnisse der neuesten historischen Forschungen berücksichtigt. Ferner muß sein Buch in einer Weise geschrieben sein, daß die hohe Aufgabe, welche die Geschichte als Erzieherin, Führerin und Trösterin der Menschen zu erfüllen hat, möglichst gefördert wird. Es muß daher so geschrieben sein, daß sie selbst den weniger gebildeten Lesern unter der oben als Volk bezeichneten großen Klasse verständlich und nicht langweilig, zugleich aber auch dem Gebildetsten nicht trivial erscheint. Dies aber wird am besten durch eine einfache, klare und kernige Sprache erreicht und durch eine Art der Erzählung, welche die darin enthaltenen Lehren und daraus zu ziehenden Folgerungen erkennen läßt, ohne überall eine belehrende Erklärung des Autors nöthig zu machen.

Der Verfasser einer Weltgeschichte darf als solcher, um es scharf auszudrücken, weder eine positive Religion, noch ein Vaterland haben, noch einer bestimmten politischen Partei angehören; das heißt, er muß, indem er Geschichte schreibt, sich bestreben, gewissermaßen aus sich selbst herauszutreten und sein Urtheil nicht beeinflussen lassen, weder durch seinen persönlichen religiösen Glauben, noch durch sein Nationalgefühl, noch durch seine politische Parteistellung, noch durch sogenannte Zeitströmungen, die oft geistigen Epidemien gleichen. Wie der gewöhnliche Richter gehalten ist, nicht nach seinem Gefühl, sondern nach dem Staatsgesetz zu urtheilen, so darf auch der Geschichtschreiber, welcher sich zum Richter über die Handlungen von Personen aufwirft, von denen ihn viele in geistiger und anderer Hinsicht überragen, allein nur den Maßstab des gesunden Verstandes und derjenigen Moral anlegen, die bei allen civilisirten Völkern der Erde Geltung hat, welche besondere Moral auch ihre Religionen vorschreiben mögen. Er muß sich bestreben, wie man es gewöhnlich ausdrückt, unparteiisch zu schreiben; aber nicht glauben, diesem Verlangen nach Unparteilichkeit dadurch Genüge geleistet zu haben, wenn er, um keiner Partei vor den Kopf zu stoßen, sein Urtheil durch die beliebten Wörtchen „dürfte, könnte, möchte, sollte" u. s. w. verschleiert. Was sein Verstand für unzweckmäßig oder thöricht, oder sein Moralgesetz für schlecht und niederträchtig erachtet, das nenne er auch so, frei und offen, unbekümmert ob diese oder jene Personen oder Klassen, die sich ähnlicher Thorheiten oder Schlechtigkeiten schuldig machen, dadurch sich verletzt fühlen. Der Richter, der eben einen Betrüger zu verurtheilen hat, darf auch nicht berücksichtigen, was andere Betrüger von seinem Urtheile denken werden.

Wer sich nicht frei fühlt, wer sich durch Rücksichten auf gesellschaftliche Stellung oder ein Amt, oder auf Erwerb bestimmen lassen muß, kann nie eine gute Weltgeschichte schreiben; ein glaubwürdiger Geschichtschreiber kann nur Der sein, der innerlich und äußerlich durchaus unabhängig ist und den Muth hat, unter allen Umständen die Wahrheit zu sagen.

Die hier ausgesprochenen Ideen haben mir bei meiner Arbeit als Richtschnur gedient. Ob ich meine Aufgabe richtig aufgefaßt und ihrem Zweck entsprechend gelöst habe, darüber haben weniger einzelne Kritiker zu entscheiden, als vielmehr das Volk, für welches das Werk geschrieben ist. Der deutlichste Ausdruck dieser Volksmeinung ist aber die Zahl der von ihm begehrten Exemplare. Die Theilnahme, welche die neue Auflage unseres Werkes schon nach Erscheinen der ersten Lieferungen fand, dient als Beweis, daß das Unternehmen ein zeitgemäßes ist und ich hoffe, daß der nun vollendete erste Band die Erwartungen des Publikums erfüllen und diese Theilnahme noch vermehren wird.

Leipzig, im April 1879.

Otto v. Corvin.

Inhalt

der

Illustrirten Weltgeschichte.

Erster Band.

Einleitung. Vorhalle.

Geschichte des Alterthums.

Erster Zeitraum.

Die historische Sagenzeit.

Von den ältesten Zeiten bis zur Errichtung des Persischen Weltreichs.

Zweiter Zeitraum.

Von Errichtung des Persischen Weltreichs bis auf Alexander den Großen.

Illustrationen-Verzeichniß.

Tonbilder und Karten.

Tonbilder:

Karten:

(Weitere Karten, bez. Kärtchen im Text, siehe Text-Abbildungen).

In den Text gedruckte Abbildungen.

Kulturgeschichtliche Tafeln:

Bildnisse, Statuen, Büsten:

Vorhistorische und historische Scenen, insbesondere Kriegsscenen u. s. w.

Mythologie; Religion und Kultus.

Häusliches und öffentliches Leben.

Typenbilder.

Gewerbe und Handel.

Wissenschaft — Sprache, Literatur, Alterthümer.

Skulptur.

Baukunst.

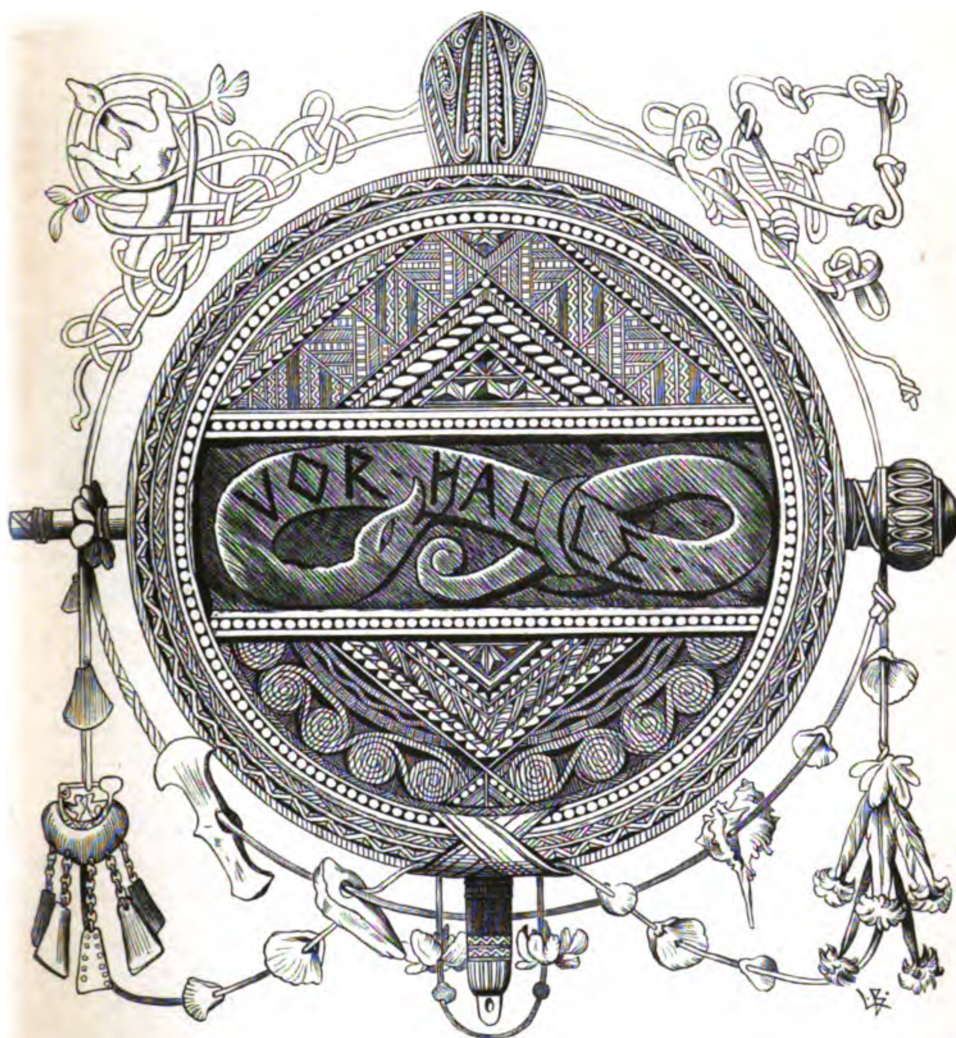
Denkwürdige Stätten (Landschaften und Orte):

Kärtchen und Pläne:

Einführungsbilder, Anfangs- und Schlußvignetten, Initialen rc.

Zu gefälliger Berichtigung.

Bei einer Anzahl Exemplaren steht S. 483 eine falsche Erklärung der Abbildung. Es muß nämlich die Unterschrift zur Illustration (welche zu S. 451 gehört) lauten: Artaxerxes III. Ochos tödtet den Apis.


VOR·HALLE



Vorhalle.

Ursprung und Alter des Menschengeschlechtes.



Nach ewigen ehernen großen Gesetzen
Müssen All unseres Daseins Kreise vollenden.
Goethe.

Die Geschichte beschäftigt sich vornehmlich mit dem Thun der Menschen von dem Zeitpunkte an, wo sie in ihrer Kultur so weit vorgeschritten sind, daß sie in staatlicher Gemeinschaft zusammenleben. Gleichwol erschien es angemessen, in dieser Vorhalle eine Uebersicht der wissenschaftlich begründeten Muthmaßungen über Ursprung und Alter des Menschengeschlechts und den Zustand zu geben, in welchem sich dasselbe in vorhistorischer Zeit befand. — Was über den Ursprung der Welt und der Menschen von den gebildeten Völkern Europa's seit vielen Jahrhunderten als unantastbare Wahrheit angenommen wurde, entstammt dem in der Bibel enthaltenen ersten Buche des Moses, in welchem die Vorgänge bei Erschaffung der Erde und der Menschen erzählt sind.

Für jeden Unbefangenen liegt der Gedanke nahe, daß Moses und seine Nachfolger nur die Sagen berichteten, welche ihnen über diesen Gegenstand von den Nachkommen Abraham's überliefert wurden, die jene Sagen aus der Erzväter Stammland Chaldäa mit nach Aegypten gebracht hatten. Aber religiöser Glaube schrieb diesen Schriften des jüdischen Gesetzgebers einen höheren Ursprung zu und behauptete, daß ihr Inhalt ihm unmittelbar von dem Schöpfer mitgetheilt, offenbart worden sei.

Erst in neuerer Zeit hat die Wissenschaft auf unwiderlegbare Weise dargethan, daß dieser Glaube ein frommer Irrthum war, was zwar Viele längst ahnten, aber nicht auszusprechen wagten. Diesen wichtigen Dienst verdanken wir demjenigen Zweige der geologischen Wissenschaft, welcher sich ausschließlich mit der Erforschung der Erdrinde beschäftigt und uns den Zugang zu den Geheimnissen, die sie seit ungezählten Jahrtausenden birgt, eröffnet hat.

Die verschiedenen Schichten dieser Erdrinde sind gewissermaßen die Stammbuchblätter der Natur, geschrieben von der Hand des Schöpfers selbst. Sie sind verständlichere und unzweifelhaftere Offenbarungen, als alle uns mündlich oder schriftlich von Menschengeschlecht zu Menschengeschlecht überlieferten.

Aus diesem ehrwürdigen Buche lernen wir, daß Gott, mit welchem Namen wir die ewig lebendige, rastlos schaffende und erhaltende Kraft benennen, nicht etwa die Welt aus

dem Nichts durch ein Machtwort plötzlich erschuf, sondern daß Alles, was auf der Erde ist und lebt, sich aus vorhandenem Stoff allmählich entwickelte; daß aus den einfachsten Formen zusammengesetztere, vollkommnere organische Wesen entstanden und daß nach unendlich zahlreichen bei ihrem Eintreten oft kaum merklichen Wandlungen, deren jede aber Jahrtausende in Anspruch nahm, endlich als jüngstes und bis jetzt vollkommenstes Gebilde der Mensch hervorging.

Der menschliche Begriff von Zeit entsteht aus der Endlichkeit unseres Lebens; die Ewigkeit kennt keinen Anfang und kein Ende; Millionen menschlicher Jahre oder eine Sekunde sind vor ihr gleich; beide von der Ewigkeit abgezogen, lassen das gleiche Resultat — Ewigkeit.

Es ist durchaus unmöglich nach Jahren auch nur annähernd zu bestimmen, zu welcher Zeit die Umwandlung der thierischen Form so weit vorgeschritten war, daß das neu entstandene Wesen selbst in seiner Körperbildung der Vorstellung entsprach, welche wir jetzt mit dem Begriff Mensch verbinden. Man darf annehmen, daß der Uebergang ein sehr allmählicher war und daß Hunderttausende von Jahren darüber hingingen.

Nach unserer Ansicht verdiente das Geschöpf erst den Namen Mensch, als es anfing, eine artikulirte Sprache zu reden und vorhandene Materialien zu bestimmten Zwecken zusammenzusetzen oder zu formen. Diese letztere Fähigkeit und noch entschiedener die artikulirte Sprache und die Kunst, Feuer zu erzeugen und zu benutzen, bilden jetzt die scharfe Grenze zwischen Thier und Mensch.

Wann die Menschen zuerst anfingen, sich in artikulirter Sprache zu verständigen, darüber giebt uns die Erdrinde keinen Aufschluß, wol aber hat sie die ersten Erzeugnisse menschlicher Industrie schon in Erdschichten aufbewahrt, welche mit ihnen die Ueberreste nicht selten ungeheuerlicher, längst von der Erde verschwundener Thierarten bewahrte. Es sind dies Waffen und Werkzeuge von Stein, an denen man kaum die bildende Hand des Menschen erkennt, die aber in späteren Zeiten bessere Formen und Bearbeitung zeigen, und neben welchen sich auch allerlei aus Knochen und Horn gearbeitete Geräthe vorfinden.

Daß das Alter dieser verschiedenen Industriezeugen der lange dauernden sogenannten Steinperiode weit über die sechstausend Jahre der mosaischen Menschenschöpfung hinausreicht, ist unbezweifelbar und ein einziges Beispiel wird genügen, dies zu beweisen, da es uns hier zu weit führen würde, auf die Resultate aller geologischen und archäologischen Forschungen einzugehen.

In verschiedenen Theilen Dänemarks giebt es Torfmoore, deren Tiefe von drei zu zehn Meter variirt. In der untersten Schicht dieser Torflager findet man die Reste von Fichtenstämmen und zwischen ihnen Steinwaffen, die schon eine gewisse Politur und künstlichere Form zeigen. In der zunächst darüber liegenden Torfschicht sind riesige Eichenwaldungen begraben und zwischen den mächtigen Stämmen fand man Schwerter und Schilde von Bronze. Endlich in der jüngsten Schicht liegen Waffen von Eisen zwischen den Ueberresten von Buchenwaldungen, wie sie vor gegen 1900 Jahren, zu Cäsar's Zeiten, in Dänemark vorhanden waren und es noch heute sind, während die natürlichen Fichten- und Eichenwälder verschwanden.

Nach gewissen Anhaltspunkten hat man ungefähr die Zeit berechnet, welche zur Bildung einer solchen Torfschicht erforderlich war, und die Schätzungen schwanken zwischen viertausend und zehntausend Jahren. Halten wir uns auch nur an die geringste Annahme so geht doch daraus unzweifelhaft hervor, daß schon viele Tausende von Jahren vor der von Moses angegebenen Zeit Menschen auf der Erde zu finden waren.

Uebrigens wird der Irrthum der Offenbarungsgläubigen durch die Schrift des Moses selbst widerlegt. Im 1. Buche Mosis Kap. 4 Vers 16 u. 17 heißt es: Also ging Kain von dem Angesicht des Herrn und wohnte im Lande Nod, jenseit Eden, gegen dem Morgen. Und Kain erkannte sein Weib, die ward schwanger, und gebar den Hanoch.

Und er baute eine Stadt, die nannte er nach seines Sohnes Namen Hanoch." Eine Schwester konnte Kain nicht zum Weibe genommen haben, da bis dahin die Geburt einer solchen nicht gemeldet ist, allein abgesehen davon, konnte er doch mit seiner Frau und seinem Sohne allein keine Stadt bauen und bevölkern. Daraus geht ganz klar hervor, daß es im Lande Nod vor Adam's Zeit schon Menschen gab.

Die Annahme der Abstammung aller jetzt auf der Erde lebenden Menschen von einem Menschenpaar, Adam und Eva, zeigt sich dadurch schon als unrichtig; allein außerdem giebt es dafür noch überzeugendere Beweise.

Wenn man die in den verschiedenen Erdschichten vorgefundenen menschlichen Ueberreste vergleicht — Schädel, Unterkiefer, Zähne und andere Knochen, aus denen Anatomen ohne besondere Schwierigkeit den ganzen Menschen konstruiren können — so stellt sich heraus, daß viele Jahrtausende erforderlich waren, um die an diesen Ueberresten bemerkbaren, geringen Vervollkommnungen zu bewerkstelligen. Hieraus läßt sich ganz unzweifelhaft schließen, daß Verschiedenheiten, wie sie jetzt zwischen Europäern und Negern oder andern Menschenrassen bestehen, zu ihrer Bewerkstelligung Millionen von Jahren erfordert haben werden, während doch seit der Erschaffung der Menschen nach Moses nur sechstausend Jahre vergangen sind.

Ueberdies wissen wir bestimmt, daß Neger und Mongolen vor Jahrtausenden ebenso aussahen wie heutzutage, und daß also eine Abstammung aller Menschen von einem erst vor sechstausend Jahren erschaffenen Menschenpaare eine durchaus unhaltbare Behauptung ist.

Da wir überall in der Natur auf Analogien treffen, so können wir annehmen, daß in verschiedenen Theilen der Erde und zu verschiedenen Zeiten, je nachdem die Natur dort in ihrem Vervollkommnungsprozeß vorgeschritten war, menschliche Wesen entstanden, die sich von einander ebenso unterschieden wie Pflanzen ein und derselben Familie, die wir in verschiedenen Theilen der Erde antreffen. Während deren allgemeiner Bau und sonstige charakteristische Eigenthümlichkeiten sie als Glieder einer Pflanzengruppe kennzeichnen, unterscheiden sie sich doch an Größe und Farben der Blüte u. s. w. in ähnlicher Weise wie wir dies bei den Menschen finden.

Menschenrassen und deren Vertheilung auf der Erde.

Unsere Erde wird von ungefähr 1424 Millionen Menschen bewohnt, von denen nach der geringsten Berechnung 860 verschiedene Sprachen gesprochen werden, deren jede wieder in mehrere Dialekte zerfällt.

Die Sprache ist keine Zufälligkeit oder dem Menschen angelernt; sie entsteht und bildet sich mit dem Verstande und wächst gewissermaßen aus demselben heraus, ist daher der Ausdruck und Maßstab für den Grad seiner geistigen Ausbildung.

Menschen, welche dieselbe Sprache als Muttersprache reden, bilden ein Volk, welches sich von anderen in seinen Empfindungen, Anschauungen, Bedürfnissen und äußerem Benehmen ebenso sehr unterscheidet wie ihre Sprachen. Ja mit dieser Verschiedenheit der Sprachen geht auch fast immer eine Verschiedenheit im körperlichen Aussehen Hand in Hand, während diejenigen Völker, deren Sprache sich ähnlich ist, auch körperlich ähnlich erscheinen, was auf einen gemeinschaftlichen Ursprung schließen läßt. Die Sprache ist demnach ein Schlüssel zu dem Stammbaum jedes Volkes.

Daß nicht alle Menschen denselben Ursprung haben und nicht von einem vor sechstausend Jahren erschaffenen Menschenpaar abstammen können, haben wir im vorigen Abschnitte dargethan und die Ansicht ausgesprochen, daß die verschiedenen Menschenstämme zu verschiedenen Zeitperioden entstanden sind.

Aus der unbezweifelbaren Offenbarung, welche der Schöpfer im Buche der Natur niedergeschrieben hat, lernen wir, wie er diese Natur angewiesen hat zu schaffen, und

ferner, daß sie niemals von dieser Vorschrift abgewichen ist und dieselben Naturgesetze, die vor Millionen von Jahren bestanden, noch heute bestehen. Nirgends gewahren wir in der Schöpfung einen Rückschritt. Die Wesen jeder späteren Periode sind vollkommner als die der vorhergehenden und jede fast unmerkliche Verbesserung nimmt Jahrtausende in Anspruch.

Es giebt keinen vernünftigen Grund anzunehmen, daß die Natur bei der Schöpfung des Menschen von ihren Gesetzen abgewichen sein sollte. Der so scharf ausgeprägte Grad der körperlichen und geistigen Vollkommenheit unter den verschiedenen Menschenrassen auf der Erde widerspricht geradezu solcher Annahme und dringt uns die Ueberzeugung auf, daß zu verschiedenen, durch große Zeiträume getrennten Perioden körperlich und geistig verschieden gestaltete Menschengattungen sich bildeten.

Obwol sich, wie schon oben bemerkt ist, alle Völker mehr oder weniger von einander unterscheiden, so giebt es doch außerdem noch gewisse charakteristische Merkmale, aus welchen sich erkennen läßt, welche Völker demselben Menschenstamm, gewissermaßen derselben Schöpfungsperiode, angehören.

Die Wissenschaft der Ethnologie (von dem griechischen Worte Ethnos d. i. Volk), welche sich mit der Erforschung der Abstammung, Zusammengehörigkeit u. s. w. der Völker beschäftigt, ist über die charakteristischen Kennzeichen der Menschengattungen nicht ganz einig. Einige Forscher wollen dieselbe in der verschiedenen Form des Schädels, der Bildung des Unterkiefers und der Stellung der Zähne, andere wieder in der verschiedenen Beschaffenheit des Haares finden, noch andere in der Farbe der Haut u. s. w. Jede dieser Ansichten und demnach gemachte Eintheilung hat etwas für sich; für unsern Zweck scheint uns diejenige am zweckmäßigsten, welche drei Hauptrassen von Menschen annimmt, von deren jeder sich mehr oder minder ähnliche abzweigen.

Diese drei Rassen sind die folgenden:

Die **äthiopische** Rasse mit schwarzbrauner oder schwarzer Haut, schwarzem, wolligem, krausem Haar, schmalem und an den Seiten zusammengedrücktem Kopf, schmalem Schädel, weit zurücktretender kugeliger Stirn, kurzer und unten breiter Nase, dicken, wulstigen Lippen, vorspringendem Gebiß mit schrägstehenden Zähnen, langen Armen, schmalen Händen, kurzen Beinen, mageren Waden und Plattfüßen. — Ihre Zahl wird auf 200 Millionen geschätzt; zu ihnen rechnet man die Neger, welche ganz Mittelafrika bewohnen, die südlich von ihnen lebenden Kaffern und die Hottentotten an der Südwestküste und Südspitze des afrikanischen Kontinents.

Die **turanische** oder **mongolische** Rasse hat eine mehr oder minder tiefe gelbe Hautfarbe, fast viereckigen Kopf mit niedriger Stirn, breites glattes Gesicht mit vorspringenden Backenknochen, kurzer, stumpfer, breiter Nase, schiefstehenden, enggeschlitzten Augen, kräftigem, etwas vorstehendem Gebiß und schwarzen schlaff herabhängenden Haaren. Die Menschen dieser Rasse sind meist klein und untersetzt. Sie zählen gegen 500 Millionen und bewohnen ganz Asien, mit Ausnahme des südwestlichen Theiles, der durch eine Linie begrenzt wird, welche von der Südspitze des Kaspischen Meeres das Himalayagebirge entlang läuft und an der Nordspitze des Meerbusens von Bengalen endet. Die den Norden des europäischen Rußlands und der skandinavischen Halbinsel bewohnenden finnisch-tatarischen Völker kann man als ein Mittelglied zwischen mongolischer und kaukasischer Rasse betrachten, nicht minder die Bewohner des höchsten Nordens von Amerika. Zu dieser Rasse gehören demnach Mongolen, Kalmüken, Buräten, Chinesen, Japanesen, Samojeden, Tungusen, Kamtschadalen und Eskimo.

Die **kaukasische** Rasse zeichnet sich aus durch ihren großen rundlich symmetrischen Schädel mit hoher gewölbter Stirn, senkrecht stehenden Zähnen und weichem, glattem, großlockigem Haar. Ihre Hautfarbe ist weiß oder gelblichweiß mit Roth gemischt, selbst bräunlich. Die Kaukasier zählen ebenfalls gegen 500 Millionen.

von einer
man eine e
daß diese
herschrieb,
Wesen ber
das Volk b
war, die ma
Wo di
Volk fiel me

...hören alle Völker Europa's (Lappen und Finnen ausgenommen), Araber, ...n, Nubier und Nordafrikaner (Berber). Man theilt sie in drei Stämme, ...mit den Wohnsitzen in den drei verschiedenen Erdtheilen korrespondiren:



Rassentypen.
1. Australier. 2. Melanesier. 3. Chinese. 4. Indianer Nordamerika's. 5. Indier. 6. Buschmann. 7. Neger. 8. Europäer.

Der **indogermanische Stamm** (iranische oder arische) — zu dem Inder, Perser, Slaven und Kelten gehören; der **semitische** Stamm (Araber und Syrer) und der **berberische** in Nordafrika. Außerdem sind in Amerika gegen 50 Millionen Kaukasier, und andere finden sich in fast jedem Theile der Erde.

Als Mittelrassen werden die amerikanische und die mal urgesetze, die

Die **amerikanische** mit bräunlicher, zimmt- oder kup et. hren wir in schwarzen, schlaff herabhängendem Haar, kurzer Stirn, tief langem llkommner Gesicht mit vorstehenden Backenknochen, vollen Lippen und v breitem hrtausende Nase ist über ganz Nord- und Südamerika, mit Ausnahme des weiteter höchsten Nordens, ausgebreitet und zählt gegen 13 Millionen. vohnten r Schöpfung

Die **malayische** Rasse, die gegen 200 Millionen zählt, en prägte Grad Völkerschaften, die oft nahe bei einander wohnen. Sie bil unklere henrassen auf Halbinsel Malakka, der Sundainseln, der großen Insel Mada der rzeugung Ozeaniens. Die zu ihr gerechneten Ureinwohner Australiens w und eine Menschenklasse betrachtet, welche durch Mangel herabgekommen und entartet ist. Sie sind von allen Menschen diejenigen, welche dem Thiere noch am nächsten stehen und unterscheiden sich mehr von dem Kaukasier Europa's als die höheren Affenarten von den geringsten. Sie haben eine schwärzlich-kastanienbraune Hautfarbe, Schädel und Gesicht ähnlich denen der Neger, aber niemals wolliges, sondern rauhes schlichtes oder leicht gekräuseltes Haar, sehr behaarten Rumpf, dicken Bauch und auffallend magere Glieder.



Gesichtstypus der Malayen. Nach Molins.

Die Malayen selbst sind mehr oder weniger braun, haben gerundeten, unten abgeflachten Schädel, flaches Gesicht, hervorstehende, eckige Backenknochen, langes Nasenbein, dicke Lippen, ziemlich hohe über die Augen etwas hinaus hängende Stirn und glänzend schwarzes oder dunkelbraunes, meist straffes, aber auch nicht selten seidenweiches, gelocktes Haar.

Diese verschiedenen Menschenrassen haben sich seit den ältesten Zeiten vermischt und daraus sind Uebergangsvölker entstanden, die man zu derjenigen Hauptrasse zählt, von der sie die meisten Eigenthümlichkeiten haben. Diejenigen Forscher, welche die Menschenrassen nach dem Haar bestimmen wollen, nehmen zwölf Menschenspezies und sechsunddreißig Rassen an.

Die körperlich vollkommenste und schönste Rasse ist die kaukasische.

Ebenso verschieden, wie die drei genannten Hauptrassen in ihrer körperlichen Bildung erscheinen, ja noch bei weitem mehr, ist dies in geistiger Hinsicht der Fall.

Wir haben früher gesagt, daß die artikulirte Sprache und die Zusammensetzung verschiedener Materialien zu einem bestimmten Zweck das sicherste und entschiedenste Unterscheidungszeichen zwischen Mensch und Thier sind. Sprache und Industrie oder Kunstfertigkeit liefern uns auch den faßlichsten Maßstab für die mehr oder weniger weite Entfernung vom Thier.

Die **Neger** und Hottentotten und Buschmänner, welche noch ebenso aussehen wie man sie vor Jahrtausenden abbildete, wurden von den Reisenden neuerer Zeit ungefähr in demselben Zustande aufgefunden, in welchem die Bewohner Europa's gewesen sein müssen, deren einfache Steinwaffen uns die Erde aufbewahrt hat. In demselben Zustande fand man die Ureinwohner Australiens und die wilden Völker Amerika's.

Man hat nicht ein einziges Beispiel, daß ein solches Volk durch sich selbst zu irgend einem nennenswerthen Fortschritt in der Kultur gekommen ist. Ihre Werkzeuge und Geräthschaften beschränken sich auf das Nothdürftigste und nur auf materielle Bedürfnisse;

von einer höheren geistigen Regsamkeit nirgends eine der Rede werthe Spur. Wo immer man eine einigermaßen vorgeschrittene Kultur fand, ließ sich entweder historisch nachweisen, daß dieselbe sich von einem früheren Zusammentreffen mit Menschen anderer Rassen herschrieb, oder die Sage solcher Völker selbst wies darauf hin, die fast immer von hohen Wesen berichtete, welche in grauer Vorzeit aus der See oder vom Himmel kamen und das Volk belehrten; wie dies zum Beispiel bei den Mexikanern und Peruanern der Fall war, die man bald nach der Entdeckung Amerika's antraf.

Wo dieser kultivirende Einfluß aufhörte, verlor sich auch bald die Kultur und das Volk fiel mehr oder weniger in seinen alten Zustand zurück. Auffallende Beweise davon liefern die sich selbst überlassenen freien Negerstaaten Hayti und Liberia, deren Kulturzustand immer mehr zu dem afrikanischer Negerstaaten herabsinkt.

Begabter in dieser Hinsicht finden wir die turanische oder mongolische Rasse; allein auch bei ihnen will man Mangel an Kulturfähigkeit, an Talent fortzuschreiten finden. Chinesen und Japanesen, die höchst kultivirten Völker dieser Rasse, werden als Beweis davon angeführt. Seit Jahrtausenden sind sie fast auf demselben Punkte stehen geblieben, während Völker kaukasischer Rasse, die vor Jahrhunderten fast noch Wilde waren, sie seitdem in jeder Hinsicht überflügelten. Uns will es jedoch scheinen, daß dieses Erstarren der Kultur bei mongolischen Völkern weniger in der untergeordneten Fähigkeit der Rasse, als in dem Einfluß von Klima und Beschaffenheit des Landes und in anderen mitwirkenden Umständen zu suchen ist. Wäre die kaukasische Rasse von Natur wirklich um so viel begabter, so würden Inder und Perser und Türken, welche auf keiner höhern Kulturstufe stehen als Chinesen und Japanesen, diese äußeren Einflüsse wenigstens in so weit überwunden haben, daß sie diesen Mongolen voraus wären, was aber keineswegs der Fall ist. Wären die Vorfahren der Völker Europa's, die jetzt die Träger der Kultur sind und es schon seit zweitausend Jahren waren, in Asien geblieben, so fragt es sich sehr, ob sie nicht hinter Mongolen zurückgeblieben wären, wenn diese das Schicksal nach Europa verschlagen hätte.


Gesichtstypus des Azteken.

Manche Gelehrte gehen in ihrer Bewunderung und in ihrem Glauben an die besondere Bevorzugung der kaukasischen Rasse so weit, daß sie die frühe Kultur der Chinesen von einem Zusammentreffen mit kaukasischen Völkern vor ihrer Einwanderung in China herleiten wollen. Diese Hypothese ist in keiner Weise durch bekannte Thatsachen unterstützt. Wir finden im allerfrühesten Alterthum, als wenigstens noch die Arier in ihrer kalten Kinderstube in der Hochebene Pamir saßen, turanische, das heißt mongolische Völker, in Elam und am Euphrat und Tigris, deren Kultur weit über die Sage von der Sintflut hinausreicht und die zu jener Zeit bereits eine Schrift und schon Bücher hatten. Mit ihnen zugleich finden wir dort semitische Völker, die sich mit ihnen vermischen und die Chaldäer bilden, deren Kultur die eigentliche Quelle der unsrigen ist.

Wir haben angegeben, welche verschiedene Menschenrassen gegenwärtig die Erde bewohnen, wie sie aber dahin gekommen, wo sie jetzt sind, ist eine Frage, deren Lösung sich besondere Wissenschaften zur Aufgabe gestellt haben. Was aus historischer Zeit darüber bekannt ist, werden wir in der Geschichte selbst berichten; was aber die Wanderungen anbetrifft, die in vorhistorischer Zeit stattgefunden haben, so können wir uns nicht auf Angabe der Forschungsresultate und noch weniger auf die vielen darüber aufgestellten Hypothesen näher einlassen. Wir müssen uns damit begnügen, einige allgemeine Bemerkungen zu machen, und uns hierbei auf das Nothwendigste dessen, was zum Verständniß des Folgenden erforderlich ist, beschränken.

Ehe die Erdoberfläche die Gestalt annahm, welche sie seit Jahrtausenden ohne wesentliche Veränderung beibehalten hat, fanden auf ihr bedeutende Umwälzungen statt, die namentlich durch Wasser verursacht wurden.

Manche dieser Umwälzungen in größerem Maßstabe fanden in einer Zeit statt, welche der historischen ziemlich nahe liegt, da sich Sagen davon bei vielen Völkern erhalten haben; allein die Wissenschaft der Geologie weist uns nach, daß in Perioden, welche über jede Sage hinausreichen, weit umfassendere Veränderungen durch das Wasser hervorgebracht wurden und zwar in solchen, in denen es schon Menschen auf der Erde gab.

Wo sich jetzt Meere in unabsehbarer Weite ausdehnen, war einst festes Land, und wo jetzt festes Land ist, war sonst Meer. Ganze Kontinente sind auf diese Weise verschwunden und neue aus dem Wasser emporgetaucht. Es wird behauptet, daß, wo jetzt der Atlantische Ozean flutet, einst festes Land war, daß Europa oder Afrika mit Amerika zusammenhing und daß im Südwesten von Asien ein ganzer Erdtheil von Wasser ertränkt worden sei.

Die in jenen überfluteten Ländern lebenden Menschen und Thiere gingen zu Grunde. Völker, die früher mit einander in Verbindung standen, wurden durch das Meer gänzlich von einander getrennt und blieben Jahrtausende getrennt, so daß selbst die Sage nichts von einem früheren Zusammenhange wußte.

Daß aber ein solcher einst stattgefunden hat zwischen Völkern, welche von ihrer gegenseitigen Existenz nicht einmal eine Ahnung hatten, scheint aus gewissen auffallenden Aehnlichkeiten hervorzugehen, die man sich sonst nicht erklären könnte. Diese Aehnlichkeiten finden sich nicht nur in gewissen charakteristischen Körperformen, sondern selbst in der Sprache der Völker und in gleichförmigen Sagen und religiösen Anschauungen, die trotz mannichfacher Abweichungen auf einen gemeinschaftlichen früheren Ursprung schließen lassen.

Die Abtrennung Amerika's muß in einer außerordentlich frühen Periode stattgefunden haben, da man in den verschiedenen Erdschichten und Höhlen dieses Welttheiles die Ueberbleibsel vieler Thiergattungen nicht findet, die in der sogenannten Alten Welt aufgefunden werden. — Man könnte vielleicht daraus schließen, daß dieser Erdtheil später aus dem Wasser sich emporgehoben habe und daß dort seine eigenen Menschenrassen erzeugt wurden; allein dagegen sprechen die Ueberbleibsel einer bedeutend vorgeschrittenen Kultur, welche man sowol in Süd- als in Nordamerika gefunden hat, und die sich von Völkern herschreiben, von denen sich nicht einmal irgend eine Sage erhalten hat.

Während das Wasser ganze große Erdtheile mit ihren Bewohnern begrub und andere von einander riß, brachte es im Innern der zusammenhängend gebliebenen Kontinente andere Wirkungen hervor. Große Wasserbehälter, Binnenmeere und Seen, durchbrachen ihre Schranken, entleerten sich und ergossen ihr Wasser über tiefer liegende Länder. Wo einst Wasser war, entstanden Sandwüsten und fruchtbare Gegenden wurden ertränkt, oder auch oft durch lange andauernde Ueberschwemmung in unfruchtbare sandige Einöden verwandelt. — Auf diese Weise verloren Völker ihre Wohnsitze; sie mußten neue aufsuchen und dadurch entstanden Kämpfe mit anderen, die Jahrhunderte währten. Besiegte Völker zogen entweder aus, neue Wohnplätze zu suchen, oder blieben und unterwarfen sich den Siegern, mit welchen sie sich vermischten. — Dadurch wie auch durch den manchen Menschenstämmen eigenthümlichen Wandertrieb, in Verbindung mit besonderen zeitweilig einwirkenden Ursachen, wurden die Völker auf der Erde zerstreut. Mit Erstaunen entdecken wir noch heute an Stellen, wo sie ganz vereinzelt dastehen, Volksgemeinschaften, welche weit entfernt zusammenlebenden Stämmen angehören und sich in Körperbildung, Sprache und Sitten wesentlich von allen ihren Nachbarn unterscheiden.

Auf solche Weise entstanden auch Mischlingsvölker, die im Laufe der Jahrhunderte ihre eigene Nationalität erlangten und ihre eigenthümliche Sprache redeten. Dergleichen Völkerverschmelzungen fanden selbst häufig noch in historischer Zeit statt und werden wir im Laufe der Geschichte viele Beispiele dieser Art zu erwähnen haben.

In der Aehnlichkeit der Sprachen will die Sprachwissenschaft den Faden gefunden haben, der durch das Labyrinth dieses Völkergemisches führt und die Mittel bietet, die Stammzusammengehörigkeit der Völker zu erforschen, den Weg herauszufinden, den sie aus ihrem Ursitze genommen haben, und selbst den Grad der Kultur zu erkennen, zu welchem sie sich emporgeschwungen hatten, als sie ihr Mutterland verließen.

Alle diese Dinge, die wir in diesem Abschnitte nur flüchtig berührt haben, bilden das Ziel und den Zweck besonderer Wissenschaften, die meistens noch sehr neuen Ursprungs sind. Der praktische Werth, den die Resultate derselben für die eigentliche Geschichte haben, ist vielleicht nicht übermäßig groß, da sie sich hauptsächlich mit einer Zeit beschäftigen, mit welcher die Geschichte nichts oder doch nur wenig zu schaffen hat; allein sie sind von der allerhöchsten Wichtigkeit, da ihre Resultate die absolute Falschheit von Voraussetzungen darthun, auf welche hin man seit Jahrhunderten Schlüsse gezogen hat, die auf die Kulturentwicklung der Menschen den verderblichsten Einfluß hatten. Diese Wissenschaften leiten eine ganz neue Phase der Kultur des Menschengeschlechtes ein. Die Herrschaft des blinden Autoritätenglaubens hat ihr Ende erreicht. Das neue Geschlecht baut seine Schlüsse nicht auf Sagen, welche Menschen vor Jahrtausenden niederschrieben, sondern auf diejenigen Offenbarungen, welche die schaffende Kraft selbst im Buche der Natur klar und einfach niedergelegt hat. Bei der Geschichte der einzelnen Völker werden wir angeben, was man von ihrem Ursprunge und den Umständen weiß, unter welchen sie sich von ihrem Stammlande trennten, wie auch den Weg, den sie zu ihren neuen Wohnsitzen nahmen, und die Schicksale, welche sie auf ihrem Wege dahin betrafen.

Religion.

Religion entspringt der Gottesfurcht, der Ahnung oder Ueberzeugung von dem Dasein einer höheren, überirdischen Macht, an welche der bedrängte Mensch sich unwillkürlich mit der in Gefühl, Gedanken oder Worten ausgedrückten Bitte um Trost und Hülfe wendet, wenn er diese weder in sich noch irgend wo anders auf Erden zu finden weiß.

Dieses religiöse Gefühl scheint dem Menschen zugleich mit dem Verstande gegeben worden zu sein, denn es giebt kaum einen Menschen oder ein Volk, in welchem es sich nicht, oft freilich *sehr* schwach, in irgend einer Weise äußerte.

Jeder Mensch, der überhaupt eines Gedankens fähig ist, macht sich von der höchsten Macht eine Vorstellung, welche dem Grade der Ausbildung seiner Vernunft entspricht.

Obwol wir nun rings um uns die Aeußerungen der höchsten Macht, welche die Menschen Gott nennen, beständig sehen und beobachten und daraus ganz sicher darauf schließen können, daß diese oder jene Gottvorstellungen unmöglich die richtigen sind, so ist es doch andererseits unmöglich zu *beweisen*, daß *irgend welche* Gottvorstellung die *richtigste* sei, und in *dieser* Beziehung hat die Anschauung des gebildetsten Europäers vor der des rohesten Australiers nichts voraus. Das einzige bestimmte Resultat, zu dem wir gelangen, ist, daß es eine solche höchste Macht giebt.

Was verschiedene Menschen für eine Ansicht von der Natur der Sonne haben, mag sich der Wahrheit nähern, allein keinesfalls ändert es die Sonne und ebenso bleibt Gott derselbe, welche Vorstellung sich auch Dieser oder Jener von dieser die Welt mit Allem, was in ihr ist, schaffenden und erhaltenden Kraft denken mag. Alle Menschen, die beten, beten zu ein und demselben Gott.

Da Vorstellungen, welche dem Verstande entspringen, sich gleich diesem unter ähnlichen Verhältnissen ähnlich entwickeln werden, so ist es begreiflich, daß auch die Gottvorstellung eines oder mehrerer verwandter Völker ähnlich ist, während es andererseits wieder viele verschiedene Religionen giebt, da eben die Gottvorstellung die Form der Religion bestimmt. Religion, wie es gewöhnlich verstanden wird, ist eigentlich der *Gottesdienst*, der aus der Gottesfurcht hervorgeht.

Wenn wir auch nicht wissen, wie der religiöse Trieb in den Menschen der Steinzeit sich äußerte, so bieten uns doch die religiösen Zustände einen Anhalt, welche Reisende der Neuzeit bei noch unberührten wilden Völkern vorfanden, deren Kulturzustand sich augenscheinlich nicht weit über den jener Urmenschen erhoben haben kann. Selbst bei dem ersten Menschengeschlecht kaukasischer Rasse wird der Anfang der Religion ein ähnlicher gewesen sein, wenn deren Entwicklung auch schneller fortschritt und nicht auf der niedern Stufe jener kulturunfähigen Rassen stehen blieb.

Wie die Religion einer der wichtigsten Faktoren aller Menschenkultur wurde, und welchen außerordentlich großen Einfluß sie auf alle Handlungen der Völker ausübte, werden wir in der Geschichte selbst kennen lernen; hier wollen wir nur ihren Ursprung und die ersten Phasen ihrer Fortentwicklung kurz andeuten.

Das junge Menschengeschlecht empfand wie alle anderen lebenden Wesen die unangenehmen und angenehmen Wirkungen gewisser Naturerscheinungen, namentlich der des Wetters, wie Regen und Sonnenschein, Hitze und Kälte, Wind und Gewitter. Da die Menschen mit Verstand begabt waren, so kamen sie schon bald zu dem naheliegenden Schluß, daß jeder Wirkung eine Ursache zu Grunde liegen müsse, und es ist natürlich, daß sie sich Gedanken machten über die Ursache solcher Naturerscheinungen, welche ihre Neugierde um so mehr erregten, als deren Urheber ihren Augen stets verborgen blieben.

Die Veränderungen, welche bei Regen und Gewitter am Himmel vorgingen, konnten sie indessen sehen, und da der Regen und der Blitz aus den Wolken kamen, so lag es sehr nahe, die verborgenen Urheber „im Himmel“, das heißt in den Wolken, zu suchen.

Die Sonne, von welcher Tag und Nacht, Wärme und Kälte mit ihren Wirkungen abhängen, mußte natürlich ebenfalls ein Gegenstand ihrer verwunderten Betrachtung werden. Auch der Wechsel der Jahreszeiten mit seinen Annehmlichkeiten und Unannehmlichkeiten mußte die Frage nach dessen Ursachen erzeugen.

Da die Erfahrung, die Mutter aller Wissenschaft, noch in der Kindheit war, so bewegte sich die Phantasie, das ungeregelte Spiel der Vernunft, nur in dem sehr beschränkten Kreise des Sichtbaren und knüpfte daran ihre Schlüsse auf das Verborgene. Als handelnde Wesen kannte man nur Menschen und Thiere, und die Geschöpfe der Phantasie, die man als Urheber der genannten Naturerscheinungen vermuthete, konnten nur thier- oder menschenähnliche Wesen sein, die man mit Kräften und Körpern ausstattete, wie sie den durch sie hervorgebrachten mächtigen Wirkungen entsprachen.

In manchen Menschen ist die Phantasie reger als in anderen, und diese theilten mit, was sie über die Handlungen und Verhältnisse dieser Wesen zu einander dachten und aus den Aeußerungen der ihnen zugeschriebenen Thätigkeit erfanden. So entstanden Märchen und Sagen, welche, durch die mit besonders lebhafter Phantasie begabten Menschen, Dichter, immer weiter ausgesponnen, in mehr oder minder vernünftigen Zusammenhang gebracht und mit Personen bevölkert wurden.

Solche in der Kinderstube des Menschengeschlechtes entstandenen Märchen pflanzten sich als wirklich geschehen von Geschlecht zu Geschlecht fort, und ihre Spuren sind noch nach Jahrtausenden selbst unter den am weitesten fortgeschrittenen Kulturvölkern nachzuweisen und üben noch heute einen gewissen Einfluß. Das wird jedem begreiflich sein, der sich über seine eigenen Gefühle und Empfindungen Rechenschaft giebt. Selbst der aufgeklärteste und gebildetste Mann wird noch am Ende seines Lebens Anklänge der Eindrücke entdecken, die er in seiner Kindheit empfing; es wird keinem gelingen, sich ganz und gar von dem Ammenmärchen loszumachen.

Da sich die Urmenschen die in den Wolken oder an anderen ihnen unzugänglichen Orten vermutheten Urheber der Naturerscheinungen — „Götter“ — nur als mächtigere Thiere oder Menschen dachten, so schrieb man ihnen natürlich auch dieser Vorstellung angemessene Empfindungen zu, wie Zorn, Haß, Rache, Wohlwollen, Güte u. s. w. Weil sich

nun der Zorn von Menschen besänftigen und dessen Aeußerung abwenden läßt, so lag der Gedanke nahe, dies auch mit den Göttern zu versuchen, und so entstanden die Opfer.

Diese Opfer bestanden in Gegenständen, die Menschen angenehm waren, und da die Götter im Himmel wohnten und diese Opfer nicht abholten, so mußte man sie ihnen in den Himmel senden, was in keiner andern Weise geschehen konnte als dadurch, daß man sie verbrannte, da doch wenigstens der Geruch und Rauch zum Himmel aufstiegen.

Die geschäftige Phantasie bildete sich bald eine Theorie über die Wirkung dieser Opfer, und da man dabei nie den menschlichen oder rein sinnlichen Standpunkt verließ, so kam man natürlich zu dem Schluß, daß das, was Menschen ganz besonders angenehm, was selten und daher schwer zu verschaffen, was ihnen vorzüglich lieb war, den Göttern das angenehmste Opfer sein müsse.

Da nun aber der Zorn der Götter oft schwer zu besänftigen war, das heißt, die unangenehmen Naturerscheinungen oft lange anhielten und man viele Opfer brauchte, bis sie mit ihren Wirkungen aufhörten, solche seltene, den Göttern besonders angenehme Opfer aber schwer zu verschaffen waren und dem Einzelnen oft fehlten, so vereinigten sich Viele, den Bedarf für die Götter herbeizuschaffen, da ja Alle den Wunsch haben mußten, sie zu versöhnen oder sich ihren Beistand zu sichern. So bildeten sich Opfervereine, die wol als der Anfang der Religion bezeichnet werden können.

Die herbeigeschafften Opfervorräthe mußten aufbewahrt und endlich den Göttern dargebracht werden, und besondere Personen wurden mit diesem Geschäfte beauftragt. So entstanden die Priester. Da diese Priester diejenigen Personen waren, welche den Göttern die Opfer darbrachten, also mit ihnen in unmittelbare Verbindung traten, so lag der Gedanke nahe, daß die Götter ihnen als den wirklichen Spendern besonders günstig seien und ihnen zunächst ihre Wünsche mittheilten. Daraus folgte wieder, daß man ihnen einen gewissen Einfluß auf die Entschlüsse der Götter zuschrieb und sich um ihre Gunst bemühte, damit sie diesen vorausgesetzten Einfluß für diejenigen verwendeten, welche sich ihre Zuneigung zu erwerben verstanden.

Das Feuer ist ein Element, dessen wohlthätige und zerstörende Wirkungen einen ganz besonders starken Eindruck auf die Menschen machen mußten. Es wird in ihnen ungefähr dieselben Empfindungen erregt haben, wie wir sie noch jetzt an Thieren bemerken: sie fürchten und fliehen es, weil es brennt, und werden durch dasselbe unwiderstehlich angezogen, weil es ihre Neugierde erregt oder weil es wärmt. Kein Thier kann Feuer erzeugen. Die Fähigkeit Feuer zu erzeugen könnte als eine der Grenzmarken zwischen Mensch und Thier aufgestellt werden. Derjenige Mensch, der zuerst durch Reibung Feuer hervorbrachte, wurde sicher als ein Wesen angestaunt, welches mit den Göttern in Verbindung stand und mußte Gewalt über seine Mitmenschen gewinnen.

Herrschsucht liegt aber in der Natur jedes Menschen und es ist begreiflich, daß den Priestern der von ihnen erlangte Einfluß angenehm war und sie denselben zu erhalten und zu vermehren trachteten. Sie wußten freilich, daß die in Bezug auf ihr Verhältniß zu den Göttern gehegten Voraussetzungen irrthümliche waren; allein der Irrthum hatte dieselbe Wirkung, wie ihn die Wahrheit gehabt haben würde, und es lag in ihrem Interesse, die Menschen darüber nicht aufzuklären. Die Priester in dieser Kindheitszeit der Menschen glaubten übrigens wol selbst an die Götter und hatten von ihrer Natur im Hauptsächlichen dieselbe Vorstellung wie die übrigen Menschen; sie hielten auch eine unmittelbare Verbindung mit ihnen keineswegs für unerhört oder unmöglich, und Träume und Visionen, die ja bei wilden Völkern noch heute eine so große Rolle spielen und über deren Ursprung und Natur die Erfahrungen noch gering waren, mochten sie darin bestärken, daß ein solcher Verkehr mit den Göttern nicht nur möglich sei, sondern auch häufig stattfinde.

So entstand allmählich infolge unabsichtlicher und absichtlicher Täuschung über die Beziehung zwischen Göttern, Priestern und anderen Menschen ein System, welches auf dem

Glauben beruhte, den das Volk den Aussagen der Priester schenkte. Diese, die vertraut mit den Göttern waren, wußten, was denselben angenehm war, und sie verstanden es allein, die Sprache zu deuten, durch welche sie ihren Willen den Menschen mittheilten. Die Priester ordneten die Art und Weise an, wie die Opfer gebracht werden sollten, und daß sie bei all diesen Anordnungen sich selbst nicht vergaßen, versteht sich wol von selbst. So wuchs das Ansehen der Priester von einem Menschenalter zum andern immer mehr und mehr, und sie waren die eigentlichen Herrscher des Volkes. — Wie sich Religion, Einfluß und Macht der Priesterschaft entwickelten, welchen Einfluß sie auf die Kultur hatte und welche Rolle sie im Staatsleben spielte, werden wir im Laufe der Geschichte kennen lernen.



Erste menschliche Wohnung. Zeichnung von Violet-le-Duc.

Leben der Menschen in vorhistorischer Zeit.

Die Zeugen menschlicher Thätigkeit, welche man in der Erdkruste, in Höhlen, uralten Abfallhaufen und im Schlamm fand, welcher die Ueberreste von Pfahlbauten umgiebt, beweisen ganz deutlich, daß die Kultur der ersten Menschenschöpfungs-Perioden auf einer sehr niedrigen Stufe stehen geblieben war und sich sehr wenig von derjenigen unterschied, welche Reisende neuerer Zeit bei wilden Völkern vorfanden, die sie in Centralafrika, Neuholland u. s. w. entdeckten. Ihre Lebensweise wird auch dieselbe gewesen und ihre einzige Sorge

dahin gegangen sein, sich die nöthigen Nahrungsmittel zu verschaffen, sich gegen die Einflüsse der Witterung wie gegen die Angriffe wilder Thiere und wilder menschlicher Nachbarn zu schützen.

Solche wilde Menschenstämme entstanden wahrscheinlich „jeder nach seiner Art“ in verschiedenen Gegenden der Erde und blieben wie sie waren, bis sie mit höher begabten jüngeren Rassen zusammentrafen, deren Berührung einen veredelnden und kultivirenden Einfluß auf sie ausübte. Wie wilde Holzapfelbäume bis zu ihrem Absterben nur Holzäpfel hervorbringen, so blieben auch die Menschen der frühesten Menschenperiode gewissermaßen nur wilde Frucht erzeugende Stämme, welche auf die Okulation warteten, um Kulturfrüchte zu tragen.

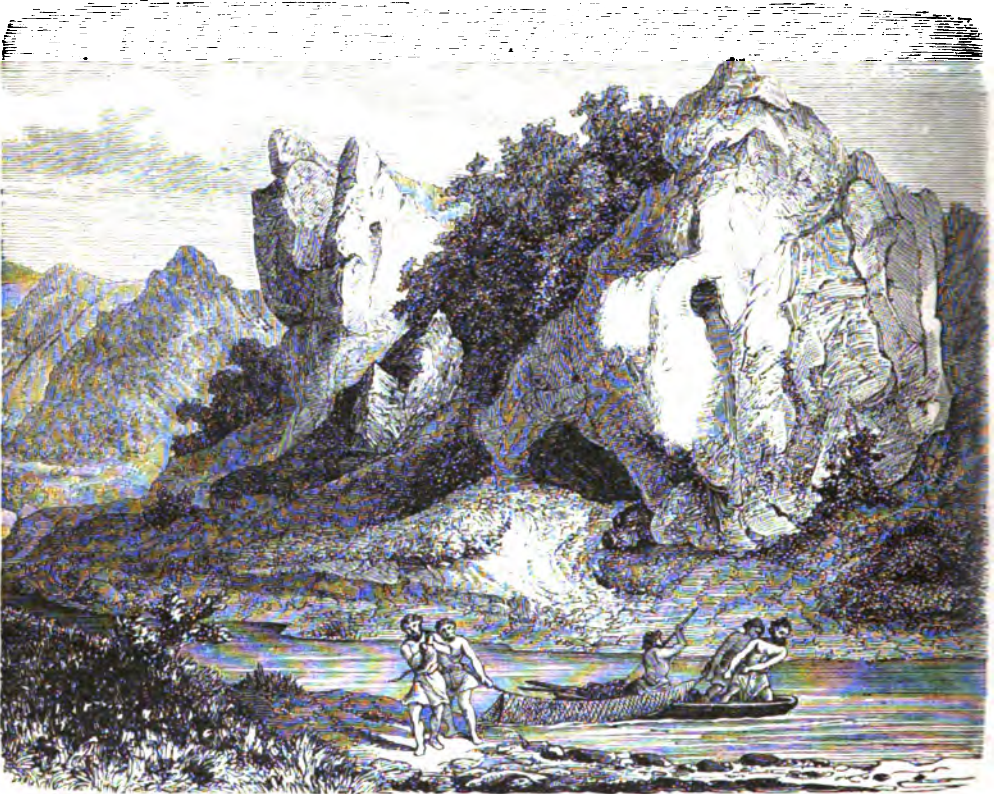


Spätere Wohnungen (Pfahlbauten). Zeichnung von Violet-le-Duc.

Es scheint, daß die Eigenschaften dieser frühen Menschen ähnlich verschieden waren wie ihre Körper, daß manche Stämme kulturfähiger waren als andere und der Einfluß der Berührung sich fruchtbringender und nachhaltiger zeigte, als bei vielen, die, wenn sie sich selbst überlassen waren, in der Entwicklung stehen blieben oder wieder in die vorige Wildheit zurückfielen.

Dergleichen erlebte ja selbst die neue Zeit zum Beispiel an den Jägervölkern Amerika's, die sich durchaus abweisend und kulturunlustig bewiesen trotz aller Mühe, welche man sich gab. Aehnliche Völker mag es auch in anderen Gegenden gegeben haben, und sie verschwanden allmählich vor dem Eindringen der höheren Rasse, wie wir ja die Indianer verschwinden sehen, und ließen nur hin und wieder in schwer zugänglichen Gegenden Spuren ihres früheren Vorhandenseins zurück. Alle Völker, die sich der Kultur nicht fügen, sind zum Untergange bestimmt.

Die Beschaffenheit der Gegend, in welcher die Menschen ursprünglich entstanden oder wohin sie frühzeitig gedrängt wurden, hatte ohne Zweifel Einfluß auf die Art ihres Lebens und die Entwicklung ihrer Kultur. Die Menschen, die Flüsse oder die See in ihrer Nähe hatten, waren auf den Fischfang, die, welche in den Wäldern wohnten, auf die Jagd angewiesen. Die Bewohner großer Steppen, die nicht viel mehr als Gras hervorbrachten, welches zahlreiche Thiere ernährte, zähmten diejenigen Arten, welche ihnen am leichtesten Nahrung zu geben versprachen, hüteten und pflegten sie und wurden **Hirten**. Die Thiere pflanzten sich ohne ihr Zuthun fort und gewährten ihnen auf leichte Weise einen Lebensunterhalt, so daß sie nicht in die Nothwendigkeit kamen, ihren Verstand zur Erwerbung desselben besonders anzustrengen. Sie blieben auf einer niedern Kulturstufe.



Anwendung des Netzes beim Fischfang.

Da das Gras nicht in dem Maße wuchs, wie es für die angesammelten Herden erforderlich war, es auch in der Trockenheit des Sommers verdorrte, so waren sie genöthigt, stets ihre Weideplätze zu wechseln und ein **Nomadenleben** zu führen. Ein solches ist aber nur in weit ausgedehnten Landstrecken möglich, die noch unbewohnt sind.

So blieben diese Nomadenvölker für sich allein. Sie hatten was sie brauchten, und das Verlangen nach verfeinerten Genüssen beunruhigte sie nicht, weil sie dieselben nicht kannten. Da sie beständig umherzogen und überall nur kurze Zeit verweilten, so konnte es ihnen auch nicht einfallen, feststehende Wohnungen zu bauen; ein einfaches leicht transportirbares Zelt von Fellen, welches Schutz gegen das Wetter bot, genügte ihnen, und warme Kleidung gewährten die Felle ihrer Herden. Auf diese Weise wird es erklärlich, daß man noch heute in den weiten Steppen Asiens Nomadenvölker findet, sämmtlich der mongolischen Rasse angehörig, die beinahe in demselben Zustand sind, wie sie es vor Jahrtausenden waren.

So lange solche Völker für sich blieben, entgingen ihnen zwar die Früchte höherer Kultur, die sie nicht entbehrten, weil sie dieselben nicht kannten, allein sie wurden auch vor den üblen Folgen derselben bewahrt und in diesen nomadischen Völkern blühte manche häusliche Tugend. Als durch Vermehrung der Raum auf der Erde enger wurde, konnte es nicht fehlen, daß Streitigkeiten wegen Weidegründen unter Nomadenvölkern häufig waren; aus den rohen abgehärteten Hirten wurden zugleich Krieger und meist auch Räuber.



Gebrauch des Pferdes zur Jagd.

Lernten diese die Erzeugnisse und Genüsse friedlicher Kulturvölker kennen und danach verlangen, ohne im Stande zu sein, sie selbst hervorzubringen, so entstand für solche Völker große Gefahr von den rohen Horden, die durch Erfolg ermuthigt ihre Raubzüge weithin ausdehnten, wovon wir in der Geschichte manche Beispiele kennen lernen werden.

Die Bewohner fruchtbarer Niederungen nährten sich von den Erzeugnissen der Pflanzenwelt, Getreide und Früchten. Diejenigen, die ihnen die nützlichsten und angenehmsten Arten waren, pflegten und vervielfältigten sie, während sie die Erde von ihnen unnützen Pflanzen und Bäumen säuberten. Auf diese Weise entstand der Ackerbau. Da man die gepflanzten Bäume und die gesäuberten Aecker, deren Früchte man genießen wollte, nicht mitnehmen konnte, so wurde ein Wanderleben für ackerbautreibende Völker unmöglich.

Der Ackerbau selbst in den fruchtbarsten Gegenden ist nicht so einfach wie die Viehzucht, da die Herden sich ohne Zuthun der Menschen vermehren, während die Bearbeitung des Feldes, das Säen und Ernten Mühe und Arbeit verursachen. Man konnte manche Verrichtungen allein nicht fertig bringen, leistete sich gegenseitig Hülfe und dachte darauf, die Arbeit durch Anwendung von allerlei Werkzeugen zu erleichtern.

Dieses Bedürfniß regte den Erfindungsgeist an und das Gleiche war der Fall mit den festen Wohnungen, deren Beschaffenheit nicht so gleichgiltig war wie bei dem Zelte der Nomaden, die dasselbe immer nur kurze Zeit bewohnten. Man benutzte Felsenhöhlen, und wo sich diese nicht vorfanden, erbaute man Hütten von Baumästen und bedeckte sie mit Schilf oder mit Fellen. Da solche Wohnungen dem Angriff der wilden Thiere ausgesetzt waren, kam man bald darauf, sie an Orten zu errichten, die denselben schwer zugänglich waren. Manche richteten sich Wohnungen auf Bäumen ein, Andere bauten sie sich auf Pfählen im Wasser; es entstanden die Pfahlbauten.

So wurde der Ackerbau die Eingangspforte zu fortschreitendem Kulturleben, während dasselbe bei Jäger- und Hirtenvölkern stehen blieb und sich gewissermaßen im Sande verlief.

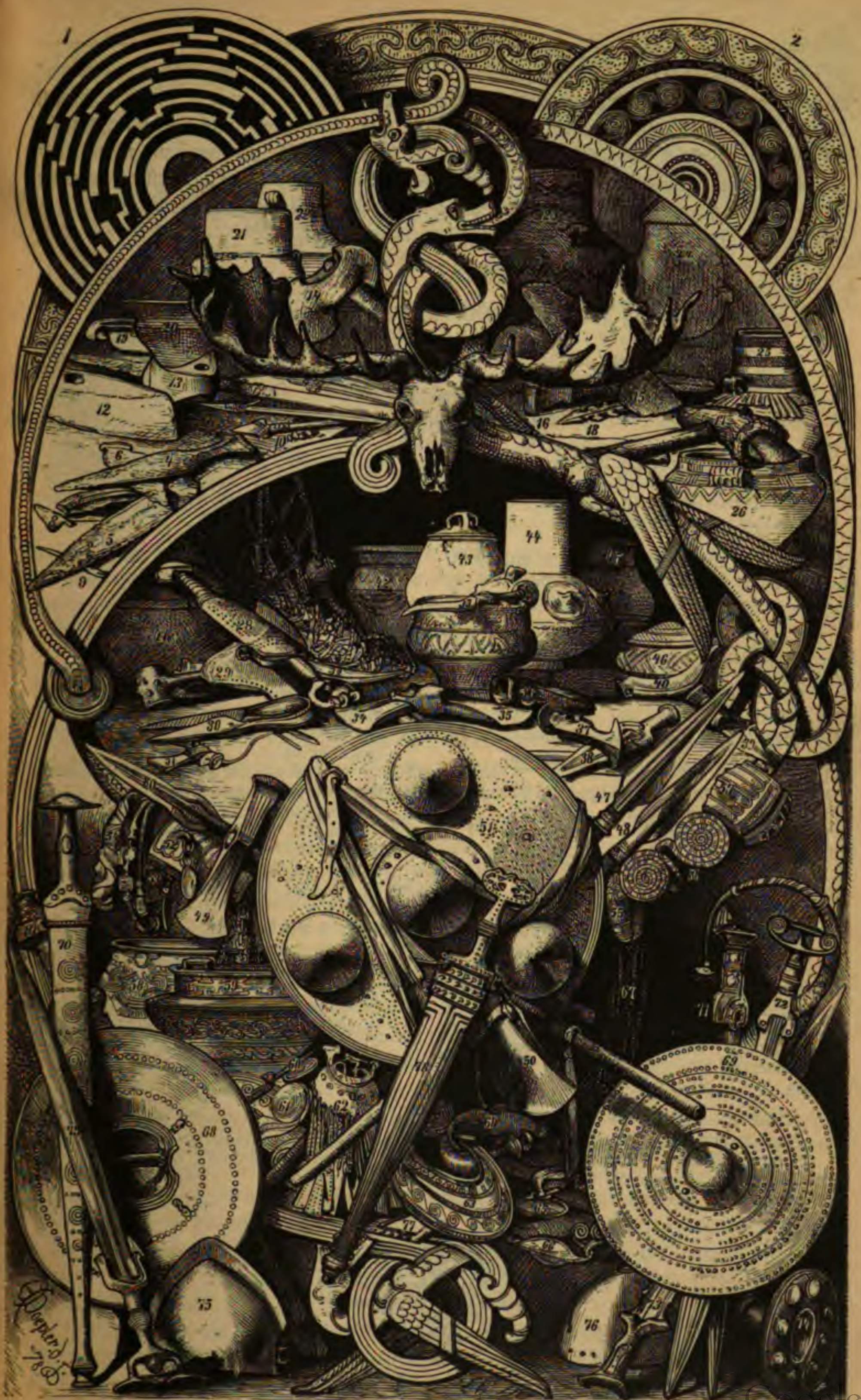
Die Völker kaukasischer Rasse mußten ohne Zweifel all die Kulturphasen durchmachen, in welchen wilde Völker stehen blieben. Nahrung, Obdach und Kleidung wird ebenfalls ihr nächstes Ziel gewesen sein; allein da ihr Verstand ein regerer, entwicklungsfähigerer war, so gingen sie wahrscheinlich nicht nur von Anbeginn dabei verständiger zu Werke, sondern schritten auch bald über die äußerste Kulturgrenze dieser Halbmenschen hinaus.

Die Fähigkeiten und Neigungen der Menschen sind ebenso mannichfaltig wie ihr äußeres Aussehen oder ihre körperliche Kraft. Während Dieser seine hauptsächliche Freude daran findet, das Feld zu bebauen, zieht Jener die Jagd oder die Pflege und Zucht der Hausthiere vor und Andere haben besonderes Geschick im Erfinden und Verfertigen von Geräthschaften, welche Jäger und Ackerbauer brauchen. Während der Jäger die Thiere verfolgt und erlegt, welche die Felder verwüsten, und der Handwerker die Geräthe macht, kann er keinen Acker pflegen, welcher die Feldfrüchte trägt, die er zu seinem Leben braucht. Dem Ackerbauer sind aber das Fleisch und die Felle der Thiere, die aus Pflanzenfasern gemachten Gewebe, aus Thon gemachten Gefäße und die Geräthschaften des Handwerkers nothwendig und willkommen, und um sie zu erlangen, giebt er dafür von seinem Ueberfluß an Erzeugnissen des Feldes. Das ist der Ursprung des Handels.

Während bei wilden Jäger- und Hirtenvölkern sich Alle mit der Jagd und der Viehzucht beschäftigen und ihre Geräthschaften in ihren vielen Mußestunden selbst verfertigen, folgt unter Kulturvölkern Jeder dem Beruf, der ihm am meisten zusagt und wobei er sicher ist, seinen Lebensunterhalt besser zu gewinnen, als wenn er eine bestimmte Beschäftigung wählen müßte, wozu er kein Geschick hat. Durch diese Verschiedenheit entsteht ein lebhafter Verkehr und ein Streben zu verbessern und fortzuschreiten.

Sobald für das Nothwendige gesorgt ist, kommt das Verlangen nach dem Angenehmen. Das Feld menschlicher Thätigkeit erweitert sich und das Bestreben, die sich vermehrenden Bedürfnisse zu befriedigen, und der Wetteifer, dies in einer vollkommneren Weise zu thun, erzeugt ein immer regeres Leben. Zu den materiellen Bedürfnissen und Genüssen gesellen sich bei mit Verstand begabten Menschen bald geistige, und sie entwickeln sich mit jenen gleichzeitig. Sie finden gewöhnlich ihre erste Anregung in der Religion und die Form und Beschaffenheit derselben bestimmt die Richtung, in der das geistige Leben fortschreitet und sich entfaltet.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir den Weg Schritt für Schritt verfolgen, auf dem die Völker zu dem erstaunlichen Grade der Kultur gelangten, der uns aus alten Monumenten offenbart wird, deren Ruinen noch heute Bewunderung erregen oder welche die Erde sorgsam bewahrte, und die aus einer Zeit stammen, welche gewissermaßen die historische Tagesdämmerung genannt werden könnte. Wir müssen uns hier auf diese flüchtigen Andeutungen beschränken; aber wir sind in Betreff der nebenstehenden kulturgeschichtlichen Tafel Nr. I unsern Lesern eine Erklärung schuldig. Nichts ist bezeichnender für die Erhebung unseres Geschlechts von einer Kulturstufe zur andern, als sein Fortschreiten in der Erfindung von Werkzeugen, Geräthen und Waffen, die gesammte Entwickelung aller jener Behelfe, welche der Kampf um das Dasein auffinden läßt und welche die Sicherheit des Lebens verbürgen.



Kulturgeschichtliche Tafel I. (Erklärung siehe umstehende Seite.)

In einer ganzen Reihenfolge solcher Tafeln, welche im Bilde mehr sagen als es das bloße Wort vermöchte, werden wir die stufenweisen Fortschritte unserer Urahnen verfolgen. Es genügt vielleicht zu gegenwärtigem Abschnitte die Erklärung, welche wir der kulturgeschichtlichen Tafel I nachstehend hinzufügen. Weiter auf dieselbe zurückzukommen, behalten wir uns für jene Abschnitte vor, in denen wir Veranlassung haben, die Entwicklung einzelner Völkerstämme zu weltgeschichtlicher Bedeutung und ihre Stellung zur gesammten Kulturgeschichte zu besprechen.

Erklärung der umstehenden kulturgeschichtlichen Tafel I.

1. Ornament eines Tellers aus den Schweizer Pfahlbauten.
2. Ornamente von Bronzegefäßen der Bronzezeit.
3. " " " " "

Steinzeit.

4. Dolch aus Feuerstein, in Dänemark gefunden.
5. und 6. Lanzenspitzen aus Feuerstein ebendaher.
7. Messer aus Feuerstein "
8. Pfeilspitze aus Feuerstein "
9. Nadel aus Bein "
10. und 11. Pfeilspitzen aus Stein und Bein, geschäftet in Dänemark gefunden.
12. 13. 14. Hämmer aus Stein, aus Dänemark.
15. Axt aus Feuerstein, aus Dänemark.
16. Hammer aus Stein, aus Dänemark.
17. Steinaxt, in Hirschhorn gefaßt, aus dem Torfmoore der Somme.
18. Harpune aus Renthierhorn.
19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. Schalen und Urnen in gebranntem Thon, vorzugsweise aus Dänemark.

Bronzezeit.

28. Dolch mit Scheide aus Bronze.
29. Beil aus Bronze, am Rhein gefunden.
30. Schere aus Bronze.
31. Pincette aus Bronze, aus Dänemark.
32. 33. } Messer aus Bronze, aus Dänemark.
34. 35. Paalstäbe aus Bronze, aus Dänemark.
36. Kelt aus Bronze, " "
37. Beil aus Bronze, " "
38. 39. } Dolche aus Bronze, vom Rhein.
40. Sichel aus Bronze, von Dänemark.
41. Sogenannte Hausurne aus den Pfahlbauten.
42. 43. 44. 45. 46. Urnen in verschiedenen Formen, von verschiedenen Fundstellen.
47. 48. Speere aus Bronze, aus Dänemark.
49. 50. Bronzeaxt, aus den Rheinlanden. Steinaxt, aus Dänemark.
51. Schild aus Bronze, in Dänemark gefunden.
52. Schmuck. Armspange aus Bronze, aus Dänemark.
53. 54. Halsringe aus Bronze, vom Rhein.
55. 56. 57. Ober- und Unter-Armringe und Spangen aus Bronze, aus Dänemark.
58. 59. Gefäße mit reicher Gravirung in Bronze, aus Dänemark.
60. 62. 65. Fibulä aus Bronze, aus Dänemark.
61. 64. Armspangen aus Bronze " "
63. 66. Diadem oder Kopfring aus Bronze, aus Dänemark. 63. Halsschmuck aus Bronze, Dänemark.
67. Ketten aus Bronze.
68. 69. Schilde aus Bronze, Nr. 68 innere Ansicht.
70. Schwert mit bronzener Scheide, vom Rhein.
71. 72. 73. } Schwerter aus Bronze, Dänemark.
74. Heertrompete aus Bronze, aus Dänemark.
75. 76. Helme aus Bronze, beide aus München.
77. Fibula aus Bronze. Dänemark.

Eisenzeit.

78. Schwert mit Griff und Scheide aus Bronze, Klinge aus Eisen, gefunden bei Hallstadt.
79. Schwert mit bronzenem Griff und eiserner Klinge, von Hallstadt.
80. Eiserne Lanzenspitze, vom Rhein.
81. Schwert, aus Hallstadt in Oesterreich.





Der Staat.



So lange die Menschen noch nicht weit über die höchste Entwicklungsstufe der wilden Völker hinausgegangen waren, folgten sie dem Willen des Familien- und Stammesoberhaupts und seinen Entscheidungen in Streitigkeiten; denn solche mußten unter den wilden Völkern über das Mein und Dein schon frühzeitig vorkommen, da der Begriff Eigenthum wol einer der frühesten ist, der im Menschen aufsprießt. Bei den Jägervölkern handelte es sich um eine Jagdbeute oder den Besitz eines Jagdgebietes, bei den Hirtenvölkern um den von irgend welchem Hausthier oder Weideplatz. Es bildeten sich Gebräuche und Gewohnheiten in rechtlicher Beziehung und nach ihnen war es leicht, die einfachen Streitfragen zu erledigen.

Wilde Thiere beraubten die Herde, oder wilde Nachbarn ahmten ihnen nach, oder es gab mit diesen Streit über Jagdgebiete oder Weideplätze, die oft zu lange anhaltenden Kriegen führten. Man folgte dem kühnsten und glücklichsten Jäger, oder dem tapfersten und umsichtigsten Krieger und diese Abhängigkeit wurde Gewohnheit. Aus solchen Familienhäuptern oder Kriegshelden wurden Fürsten, welche nicht nur über den eigenen Stamm, sondern auch über die Besiegten und in Abhängigkeit Gehaltenen herrschten. Diese Herrschaft wurde ein durch die Gewohnheit geheiligtes Recht und vererbte sich in der Familie.

Diese patriarchalischen Herrscher mögen in frühesten Zeiten wol auch die Priesterwürde bekleidet und diese zur Befestigung ihrer Herrschaft benutzt haben und andererseits mögen Priester, welche nicht große Krieger oder Jäger waren, die Furcht vor den Göttern ausgebeutet und sich mittelbar die Herrschaft bewahrt haben, indem sie damit den Willen und die Handlungen des Fürsten beeinflußten.

Bei ackerbautreibenden seßhaften Völkern nahm die Sache wol denselben Verlauf, und die Herrschergewalt blieb bei der gewohnten Familie auch dann, als die Verhältnisse nicht mehr den patriarchalischen Zuschnitt hatten. Der Fürst konnte, als die Volksmenge wuchs und die Beziehungen zwischen den verschiedenen Ständen mannichfaltiger wurden, nicht alle Streitigkeiten in Person entscheiden; von ihm beauftragte Personen mußten in seinem Namen richten und damit sie es in übereinstimmender Weise thaten, mußten Bestimmungen gegeben werden, die theils dem Willen des Herrschers und seiner Rathgeber und dem Herkommen entsprangen; dies waren die Gesetze.

Gemeinschaften, deren Handlungen durch Gesetze geregelt werden, nennt man Staaten, oder mit anderen Worten: ein Staat ist ein Verein von Menschen, in welchem Jeder einen Theil seiner natürlichen Freiheit aufgiebt, um den Schwachen gegen Beeinträchtigung seiner Freiheit durch den Starken zu schützen, und das Gesetz ist wiederum das Maß für diese Freiheitsbeschränkung.

Die Starken würden sich aber wenig an diese Gesetze kehren, wenn nicht hinter dem Gesetz eine Macht stände, die stärker ist als die ihrige. Diese Macht ist eigentlich die Gesammtheit der Staatsangehörigen; allein da es selten nöthig wird oder möglich ist, diese

Gesammtheit anzurufen, so wird in die Hände des Fürsten oder der Regierung eine für fast alle Fälle ausreichende Macht gelegt.

Die Ansichten über die Erreichung des Staatszweckes, der, auf den einfachsten Begriff reduzirt, Sicherheit für Leben und Eigenthum ist, sind sehr verschieden. Die Staatsform wächst gewissermaßen aus dem Innern des Volksgeistes heraus, ebenso wie die Sprache; allein sie hängt auch von äußeren Verhältnissen ab, von uraltem Herkommen, von Traditionen und Gewohnheiten; mit einem Wort, der Volkswunsch und Volkswille in dieser Hinsicht wird fast überall geregelt durch das sogenannte historische Recht.

Wie nun dieses historische Recht entstand und sich mit Hülfe der Religion, das heißt der Priester entwickelte, befestigte oder veränderte, wie diese oder jene Völker ihre natürliche und persönliche Freiheit ganz und gar verloren und dem Willen eines einzigen Menschen preisgeben konnten; wie bevorzugte Stände sich bildeten und die Bildung der Gesetze und die Form der Regierung beeinflußten — Alles dies zu erläutern würde ein Werk für sich erfordern. Die Geschichte, die sich in ihren Handlungen meist wiederholt, wenn deren Kern auch anders umhüllt erscheint, wird es dem denkenden Leser leicht machen, sich ein ungefähres Bild der Vorgänge zu bilden, welche die erwähnten Erscheinungen hervorbrachten. Wir haben es hier allein mit der Thatsache zu thun, daß es verschiedene Arten von Staaten giebt, und beschränken uns darauf, diese Arten aufzuzählen und kurz zu charakterisiren, ohne uns auf eine Kritik einzulassen.

Aus der patriarchalischen Regierung erwuchs die **Monarchie**. Diese zerfällt wieder in die **unumschränkte** Monarchie oder **Despotie** und in die **beschränkte** oder **konstitutionelle** Monarchie.

An der Spitze des despotisch-monarchischen Staates steht ein Fürst, dessen Wille allein Gesetz ist. Jede Auflehnung gegen diesen Willen ist ein Verbrechen. Er ist der absolute Herr, jeder Staatsangehörige ist sein Knecht. Ein unantastbares Eigenthum hat Niemand. Grund und Boden und deren Ertrag gehören dem Despoten, und was Jeder erwirbt und besitzt, besitzt er nur durch die Gnade desselben. Ein Recht hat Niemand.

Dies ist die Theorie der Despotie. In der Wirklichkeit gestaltet sie sich nach der Persönlichkeit des Despoten. Ist dieser ein guter oder großer Mensch, so kann das Volk unter seiner Herrschaft glücklicher und freier sein wie unter jeder andern. Die Härten der Despotie werden auch noch durch Umstände gemildert. Da Viele stärker sind als Einer, und das Volk, wenn es zu sehr bedrückt wird, leicht zum Bewußtsein dieser Thatsache kommt, so liegt es im Interesse des Despoten, seiner Gewalt Schranken zu setzen. Unter allen Umständen ist aber die Despotie eine eines kultivirten Volkes unwürdige Staatsform.

Eine **konstitutionelle Monarchie** ist ein Staat, in welchem die Rechte des Fürsten durch einen Vertrag mit dem Volke beschränkt sind. Diese Staatsform entwickelte sich gewöhnlich aus der Despotie. Machte der unumschränkte Fürst einen unerträglichen Gebrauch von seiner Gewalt, so kam das Faktum, daß Viele stärker sind als Einer, nicht nur zum Bewußtsein des Volkes, sondern machte sich auch praktisch geltend. Man zwang den Fürsten zu Konzessionen. Der Sinn solcher beschränkender Verträge, **Konstitutionen**, beziehentlich deren Folge ist eigentlich, daß das Volk sich das Recht vorbehält und ausübt, die Gewalt, die ihm die Mehrheit giebt, bis zur Vertreibung des Fürsten auszudehnen, wenn es demselben gefallen sollte, den Vertrag nicht zu halten.

Solche konstitutionelle Monarchien entstehen aber auch durch freiwilligen Entschluß der Despoten; sie sind eine vorbeugende Maßregel, getroffen, um zu verhindern, daß in dem Volke das Verlangen entstehe, von seiner Macht Gebrauch zu machen.

In solchen konstitutionellen Staaten ist im ersteren Falle zu befürchten, daß der Fürst danach trachtet, irgend welche Umstände zu benutzen, seine ihm abgezwungenen Versprechungen zu umgehen und im letzteren Falle wird das Volk danach streben, weitergehende Zugeständnisse zu erlangen. Dadurch entsteht eine Art Kampf zwischen Fürst und Volk.

Eine andere Form der Despotie ist die Oligarchie. So nennt man einen Staat, in welchem eine besondere Klasse des Volkes die Herrschaft in Händen hat.

Der Kampf zwischen Volk und Fürst in konstitutionellen Staaten muß endlich in dem Sieg der einen Partei enden und den Staat entweder zur Despotie zurückführen oder zu der Staatsform, welche Republik heißt. Seltener entspringt diese direkt aus der Despotie. Republik nennt man einen Staat, in welchem das Volk sich selbst eine Regierungsform wählt und in diesem Sinne würde selbst ein Staat, welchem ein vom Volke erwählter Fürst vorsteht, eine Republik genannt werden können und ist früher wol auch so genannt worden. Nach jetzigem Sprachgebrauch nennt man aber nur solche Staaten Republiken, die keinen Fürsten haben, sondern einen Präsidenten als Staatsoberhaupt.

Wie man unbeschränkte und beschränkte Monarchien hat, so könnte man auch unbeschränkte und beschränkte Republiken annehmen.

Die ersteren nennt man demokratische Republiken. In ihnen beruht die Staatsgewalt im ganzen Volk und jeder volljährige Staatsangehörige ist ein gleichberechtigter Theil derselben. Die Gesetze trachten danach, die durch sie verfügte Freiheitsbeschränkung des Einzelnen auf das allergeringste nothwendige Maß zurückzuführen. Sie werden in Volksversammlungen gemacht oder, wo dies wegen der Zahl des Volkes nicht möglich ist, wählt man Vertrauensmänner, welche es im Namen des Volkes in gesetzgebender Versammlung thun.

Die Handhabung der Gesetze wird Beamten aufgetragen, welche den Staat nach den Bestimmungen regieren, die in der Verfassung festgesetzt sind. Sie sind vom Volke für ihre Mühe bezahlte Diener und diesem für ihre Handlungen verantwortlich. An der Spitze der Regierung steht gewöhnlich ein Präsident, der für eine bestimmte Reihe von Jahren vom Volke gewählt worden ist.

Dieser und die unter ihm stehenden Beamten wachen über Beobachtung der Gesetze und führen außerdem aus, was von den sich zu gewissen Zeiten versammelnden erwählten Volksvertretern beschlossen wird. Diese Versammlungen kontroliren das Verhalten der Beamten und wachen darüber, daß ihnen überall der verfassungsmäßige Gehorsam geleistet wird, und andererseits darüber, daß sie ihren Auftrag nicht überschreiten und die Freiheit mehr beschränken, als es die Gesetze vorschreiben.

Eine solche demokratische Republik ist nur unter Völkern möglich, oder wenigstens zweckmäßig und gedeihlich, deren überwiegende Majorität soweit gebildet ist, daß sie die Nothwendigkeit gesetzlicher Ordnung begreift und das Gesetz als das Größte und Heiligste im Staate betrachtet.

Eine beschränkte Republik nennen wir eine solche, in welcher nicht alle Staatsangehörige gleiche Rechte haben und wo vorzüglich das Recht, die Repräsentanten des Volkes zu wählen, an noch andere Bedingungen als an die bloße Volljährigkeit und bürgerliche Zurechnungsfähigkeit geknüpft ist, wo zur Erlangung dieses Rechts ein gewisser Besitz vorhanden sein muß und die Repräsentanten nur aus einer bestimmten Klasse von Staatsbürgern gewählt werden können.

Sind diese Beschränkungen der Wahlfreiheit und anderer Rechte gegen die ärmere oder gesellschaftlich geringere Klasse gerichtet, so nennt man die Republik eine aristokratische, und richten sich dieselben gegen die reicheren oder gesellschaftlich höher stehenden Klassen, so wird die Republik eine ochlokratische. Eine solche Ochlokratie artet leicht in Massen- oder Pöbelherrschaft aus.

Schließlich erwähnen wir noch eine in der Gesellschaft sehr vereinzelt vorkommende Staatsform, die Theokratie. Sie könnte füglicher Priesterherrschaft genannt werden, denn diese herrschen als Stellvertreter des Nationalgottes, was ihrer Herrschaft eine größere Sicherheit und Weihe giebt.

Fast alle Fürsten trachten danach, diese Ansicht dem Volke ebenfalls einzuflößen und nennen sich, um ihre alleinige Abhängigkeit von Gott auszusprechen: „von Gottes Gnaden“.

Dieser Titel erscheint daher gewissermaßen als ein Protest der Fürsten gegen die Annahme, daß sie ihre Herrschaft dem Willen des Volkes verdanken, wodurch demselben das Recht abgesprochen wird zu entscheiden, ob es den Fürsten behalten will oder nicht. Jeder Fürst, sowol derjenige, der seine Stellung ererbte, wie derjenige, der sie durch Gewalt erlangte, ist „von Gottes Gnaden“, da nach den Lehren aller Religionen nichts ohne den Willen Gottes geschehen kann und daher auch nicht eine Revolution, die einen schlechten Fürsten von Gottes Gnaden vertreibt.

Innerhalb jeder der genannten Staatsformen giebt es unendlich viele Abarten, auf deren Aufzählung wir uns hier nicht einlassen können.

Als natürliche Staatenbildungen sind nur solche zu erachten, in welchen sämmtliche Staatsangehörige dieselbe Sprache reden, also ein Volk bilden. Sprache und Staatseinrichtungen hängen auf das Genaueste zusammen; sie sind gewissermaßen Zwillingsgeschwister, die beide zugleich aus dem Innersten des Volkes geboren werden. Verschieden wie diese Sprachen sind, wie wir schon früher bemerkten, auch die Gefühle, Gewohnheiten und Bedürfnisse der Völker, und wenn auch gewisse Gesetze für alle kultivirten Völker gleich nothwendig und gleich wohlthätig sein mögen, so ist dies doch keineswegs mit allen der Fall.

Deshalb sind Staaten, welche mehrere Sprachen redende Völker unter einer Regierung und derselben Verfassung vereinigen, im Grunde unnatürliche Staaten. Meistens tragen dieselben den Keim des Verfalls in sich; allein es geschieht auch hin und wieder, daß sich durch günstige Umstände und weise Regierung diese verschiedenen Völker zu einer Nationalität verschmelzen.

Bundesstaaten heißen solche, in denen die Nationalität der einzelnen Völker berücksichtigt und für sie die Verfassung ihrer Eigenthümlichkeit gemäß geändert ist.

Sagen.

Sagen nennt man Erzählungen, welche sich seit grauer Vorzeit von Mund zu Mund durch ungezählte Generationen fortpflanzen. Sie unterscheiden sich in solche, die einen thatsächlichen Kern haben, und andere, die ihn nicht haben, sondern ursprünglich Phantasiegebilde waren. Zu den letzteren gehören selbstverständlich alle Sagen von der Schöpfung der Erde und der Menschen, wie auch theilweise die Göttersagen. Sie gehören eigentlich nicht in die Geschichte, da sie aber in genauem Zusammenhange mit der Religion stehen, so werden wir darauf zurückkommen müssen, wenn von der Religion der verschiedenen Völker die Rede sein wird.

Hier wollen wir nur bemerken, daß die Sage von der Schöpfung des Menschen aus Erde oder Lehm und die des Weibes aus dem Körper des Mannes sich bei sehr vielen Völkern der Erde findet, über deren früheren Zusammenhang nicht einmal eine Sage besteht. Dasselbe ist der Fall mit der Sage von einem Paradies, dem Verlust desselben durch Schuld der Frau, dem Essen verbotener Frucht, der Verführung durch die Schlange, dem Baum des Lebens u. s. w.

Die Sagen von der Sintflut. Noch mehr als diese Sagen interessiren die Geschichte solche Sagen, denen eine historische Thatsache zu Grunde liegt, das heißt, welche Menschen wirklich erlebten. Dazu gehören vorzüglich die von einer großen Flut (altdeutsch Sintflut), der Errettung einiger Menschen aus derselben, welche die Stammväter der Völker wurden, und deren Zerstreuung über die Erde durch Verwirrung der Sprache.

Daß in frühesten Zeiten auf der Erde große Veränderungen durch Wasser verursacht wurden, haben wir schon erwähnt. Ueberschwemmungen in kleinerem Maßstabe sind leider auch heute keine Seltenheit und vergleicht man die Berichte über dieselben, so wird man finden, daß die dabei stattgehabten Vorgänge sich häufig wiederholen, wie das auch in der Natur der Sache liegt. In alter Zeit wird das ebenso gewesen sein und auf diese Weise erklärt sich die Manchem auffallend scheinende Aehnlichkeit alter Flutsagen.

Es mag wol häufig vorgekommen sein, daß ein ganzes Volk oder ein Stamm durch Wasser zu Grunde ging, daß sich einzelne Personen retteten und zwar auf irgend einen Punkt, einen Berg, der vom Wasser nicht erreicht wurde. Die Geretteten wurden die Stammväter eines neuen Volkes oder neuer Völker und unter ihnen erhielt sich die Sage von der Flut, mehr oder weniger ausgeschmückt.

Ein solche große Ueberschwemmung suchte auch die Völker heim, die in der Nähe des Landes wohnten, welches wir als das Stammland der kaukasischen Rasse bezeichnet haben. Die Gleichheit oder große Aehnlichkeit der Sage darüber unter den kaukasischen Völkern kann daher nicht überraschen.

Das älteste geschriebene Dokument über diese Sage ist erst in neuester Zeit aufgefunden worden und wieder war es die wahrheitsliebende Mutter Erde, welche uns diese Offenbarungen machte. Der englische Gelehrte Austen Henry Layard, welcher die Ausgrabungen leitete, die an der Stelle gemacht wurden, wo das alte Ninive gestanden hatte, entdeckte eine originelle Bibliothek, die aus dem siebenten Jahrhundert vor der christlichen Zeitrechnung stammt, also gegen 2500 Jahre alt ist. Die gefundenen Bücher sind nicht Bücher in unserem Sinne; ihre Blätter bestehen aus gebrannten Thontafeln, die mit Schrift bedeckt sind. Bei der Geschichte Assyriens werden wir weitläufiger über diesen Gegenstand reden; hier genüge es, zu wissen, daß diese Tafeln auch die Sage von der Sintflut enthalten, wie sie schon seit undenklichen Zeiten in Chaldäa existirte und schon gegen das Jahr 2000 v. Chr. (etwa zur Zeit, als Abraham lebte) in Babylon niedergeschrieben wurde, von wo sie abschriftlich nach Niniveh gelangte.

Der Inhalt dieser Tafeln stimmt so ziemlich mit dem Bericht überein, welchen ein Priester des Bel oder Baal (Repräsentant der Sonne), Namens Berosos, niederschrieb, der zur Zeit Alexander's des Großen, 260 v. Chr., lebte.

Dieser Priester erzählt uns, daß vor dieser Flut in Babylon zehn Könige regierten und zwar 432,000 Jahre. Der letzte derselben sei Xisuthros gewesen. Diesem Könige erschien der Gott Bel (griechisch Kronos) im Traum und verkündete ihm, daß die Menschen am 15. des Monats Däsios (Sommersolstitium) durch eine Flut vertilgt werden würden. Er befahl ihm, alle Wissenschaften und Kenntnisse der Menschen aufzuschreiben und in der Sonnenstadt Siparis zu verbergen; darauf ein Schiff zu bauen und mit seinen Gefährten, Verwandten und nächsten Freunden dasselbe zu besteigen; auch Speise und Getränk hineinzuthun und Thiere, sowol Geflügel als Vierfüßler, mitzunehmen. Wenn man ihn fragen sollte, wohin er schiffe, solle er sagen: zu den Göttern, um zu flehen, daß es den Menschen gut gehe. Xisuthros gehorchte und baute einen Kasten, der 5 Stadien (3000 griechische Fuß oder 925 Meter lang) und zwei Stadien breit war. Die Höhe ist nicht angegeben.

Die Flut kam, und als sie sich verlief, ließ Xisuthros Vögel fliegen, die aber wieder zum Schiff zurückkehrten, da sie sich nirgends niederlassen und auch keine Nahrung finden konnten. Später losgelassene Vögel kamen zwar auch zurück, hatten aber Schlamm an den Füßen. Zum dritten Mal kamen die Vögel nicht zurück. Xisuthros schloß daraus, daß die Erde vom Wasser frei sei, machte ein Loch in die Decke des Schiffes und sah, daß dasselbe auf einem Berge fest saß. Er stieg mit seiner Frau, seiner Tochter und seinem Steuermann aus, betete die Erde an, erbaute einen Altar und opferte darauf den Göttern. In diesem Augenblicke verschwand er mit seinen Begleitern. Als die im Schiffe Zurückgebliebenen sahen, daß Xisuthros nicht mehr zurückkehrte, stiegen auch sie aus und suchten ihn, indem sie seinen Namen riefen. Sie sahen ihn nicht mehr, allein seine Stimme rief ihnen aus dem Himmel zu, fromm gegen die Götter zu sein, denn er empfange den Lohn seiner Frömmigkeit, indem er entrückt sei, um bei den Göttern zu wohnen, und seine Frau, Tochter und sein Steuermann genössen dieselbe Ehre. Er befahl ihnen, nach Babylon zu gehen und dem Befehl der Götter gemäß die zu Siparis vergrabenen Schriften

auszugraben und sie den Menschen zu übergeben (die demnach doch nicht alle ertrunken sein konnten). Auch sagte ihnen die Stimme des Xisuthros, daß das Land, wo sie sich befänden, Armenien sei. Als sie das gehört hatten, gingen sie zu Fuß nach Babylon. Sie gruben die Schriften aus, gründeten viele Städte, errichteten Heiligthümer und bauten auch Babylon wieder auf. Trümmer des Schiffes, sagt Berosos, befänden sich noch auf dem kordyäischen Gebirge in Armenien und manche Leute kratzten von denselben den Asphalt ab, der als ein Mittel galt, Krankheiten zu verhüten.

Der Bericht von der großen Flut in den aufgefundenen assyrischen Keilschrifttafeln ist in der Sage von Izdubar (Nimrod) enthalten, der sich in das Paradies begiebt, wo sein Vorfahr mit den Göttern weilt. Dieser Vorfahr ist Hasisadra (dasselbe Wort wie bei Berosos Xisuthros), der aus der Sintflut gerettet wurde. Dieser erzählt dem Izdubar, wie das zugegangen. Die Tafeln sind zum Theil zerstört; allein aus den Bruchstücken läßt sich der Zusammenhang leicht errathen.

Die Erzählung ist mit unwesentlichen Abweichungen dieselbe wie bei Berosos. Dem Hasisadra wird ebenfalls befohlen, ein Schiff zu bauen, allein nur von 600 Ellen Länge und 60 Ellen Breite. Als dasselbe fertig war, goß er über die Außenseite 3 Maße Erdpech und über die Innenseite eben so viel. Dann wurden die Thiere des Feldes, „die Söhne des Volks allesammt", Kasten mit Opfern, viel Wein und viel Speise u. s. w. in die Arche gebracht. Nun begann unter Donner und Blitz der Regen, der sechs Tage lang dauerte; am siebenten „legte sich Sturm und all die Flut" und das ganze Menschengeschlecht war in Verderben verkehrt, wie Schilfrohr schwammen die Leichen. Das Schiff trieb nach dem Lande Nizir und blieb auf dem Berge Nizir sitzen.

Im Laufe des siebenten Tages sandte Hasisadra eine Taube aus, dann eine Schwalbe, die beide wiederkamen und endlich einen Raben, der nicht zurückkehrte. Nun ließ er die Thiere heraus, goß ein Trankopfer aus, baute dann einen Altar und opferte. „Die Götter scharten sich gleich Fliegen über dem Opfer" erzählt die Sage.

Die in der Genesis des Moses enthaltene Sintflutsage brauchen wir nicht zu erzählen: sie ist aus der Bibel Jedem bekannt. Die Uebereinstimmung ist so augenscheinlich, daß an den gleichen Ursprung aller drei Versionen nicht gezweifelt werden kann. Der Xisuthros des Berosos, der Hasisadra der Keilschrift und Noah sind eine und dieselbe Person.

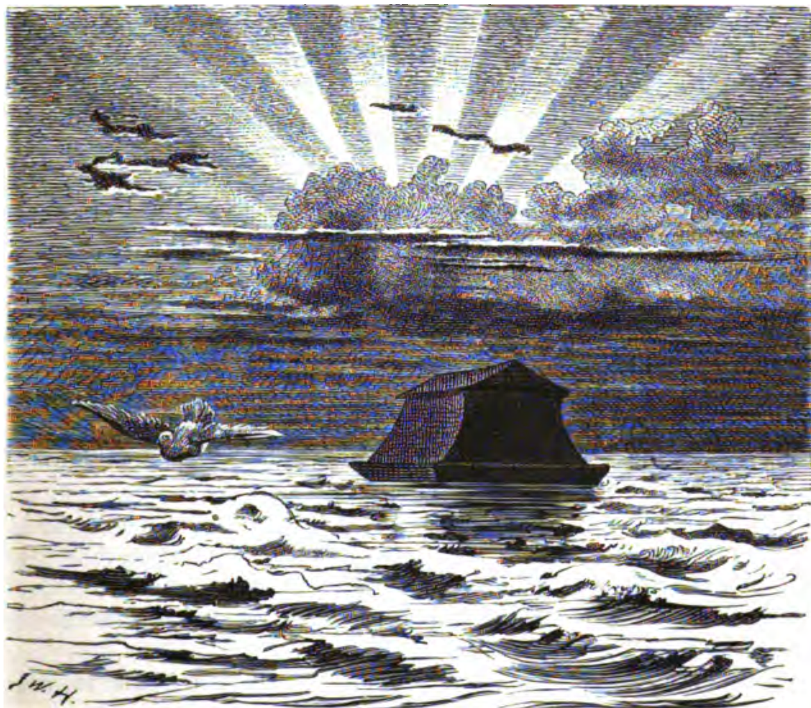
Die Unterschiede in der Angabe des Anfanges und der Dauer der Flut und in dem Namen des Berges, auf welchem die Arche landete, sind historisch von keiner Bedeutung, und eben so wenig, daß in der Genesis, wenigstens dem Wortlaute nach, die ganze Erde überschwemmt und alles Lebende auf ihr vertilgt wird, während nach der Version des Berosos und der Keilschrift die Ueberschwemmung sich nur über Mesopotamien erstreckte. Die orientalischen Völker nehmen es mit ihren Ausdrücken nicht genau; ihre Könige nannten sie „Könige der Welt" und jedes Volk sein Land „den Erdkreis".

Die alten Perser hatten eine Tradition von einer großen Flut, durch welche die Erde gereinigt worden sei und durch welche Taschter, der Genius des Wassers, die sich empörende böse Schlange besiegte. Er ließ dreißig Tage und Nächte (oder neunzig Tage und Nächte) lang Wasser auf die Erde herabgießen und diese war mannshoch mit Wasser bedeckt. Dann erhob sich ein mächtiger Sturm. Ormuzd faßte darauf alles Wasser zusammen und gab ihm die Erde zur Grenze; so entstand das Weltmeer.

Die indische Sage trägt deutliche Spuren ihrer Abstammung von der chaldäischen Sage. Die Vedas (die heiligen Bücher) waren von einem Riesen gestohlen und die Menschen gottlos geworden. Da kam Wischnu in Fischgestalt auf die Erde zur Rettung der heiligen Bücher und der tugendhaften Menschen. Er, der „Herr des Weltalls" wollte den tugendhaften König Manu Satjavrata (Vollbringer des Guten) retten und sagte ihm, daß in sieben Tagen die drei Welten in einen Ozean des Todes versenkt werden würden. Er werde ihm jedoch ein Schiff senden. In dieses solle er hineingehen

und mit sich nehmen alle heilsamen Kräuter und Samen, ferner sieben Heilige (Brahmanen) und Paare unvernünftiger Thiere. Eine ungeheure Schlange würde das Schiff umwerfen wollen, allein er sollte es an dem Horn des Gottes festbinden. Der König that das Alles. Das Schiff wurde vom Sturm bewegt, allein der Gott erschien als Fisch auf dem Ozean; er war eine Million Meilen groß und hatte ein ungeheueres Horn, woran das Schiff befestigt wurde. Als die Flut zu Ende war, schlug der Gott den Riesen und nahm ihm die heiligen Bücher wieder ab. Diese Sage, vielfach ausgeschmückt, wiederholt sich in vielen indischen Büchern.

Auch die Chinesen haben eine Sage von einer großen Flut, von der eine Menge alter Schriften reden. Man will sie mit der mosaischen in Verbindung bringen; allein wir halten sie für eine unabhängige, rein chinesische Sage. Große Ueberschwemmungen fanden zu späteren Zeiten noch in China statt und die dabei vorkommenden Ereignisse sind sich nothwendigerweise sehr ähnlich.



Die Arche Noah nach der biblischen Vorstellung. Zeichnung von F. W. Heine.

Die Kamtschadalen haben ebenso ihre Flutsage. Das Volk rettete sich mit seiner Habe und Nahrung auf ein Floß, welches oben auf einem Berge sitzen blieb.

Auch die Lappländer haben eine Tradition von der Sintflut, durch welche Gott „die Welt umgekehrt" habe. Ein Bruder und eine Schwester seien auf einem Berge gerettet worden.

Fast jeder Stamm der Griechen hatte seine besondere Sintflutsage. Wir werden vielleicht später eine oder die andere erwähnen und hier nur diejenige geben, welche der später herrschend gewordene hellenische Stamm erzählte.

Zeus beschloß das gottlose Menschengeschlecht zu vertilgen und sandte eine Flut über Hellas. Auf den Rath seines Vaters Prometheus machte der fromme Deukalion einen Kasten, versah ihn mit Lebensmitteln und stieg mit seinem Weibe Pyrrha hinein. Neun Tage und Nächte wurden sie umhergetrieben und landeten dann auf dem Berge Parnaß.

Hier stieg er aus und brachte Zeus ein Opfer, welches dem Gotte wohl gefiel, denn er sandte ihm den Götterboten Merkur und gestattete ihm, sich eine Gnade auszubitten. Deukalion erbat Menschen. Zeus hieß ihn die Knochen von seiner Mutter hinter sich zu werfen. Das deutete Deukalion auf Steine, welche gleichsam die Knochen der Mutter Erde sind. Aus den Steinen, die Deukalion über seinen Kopf warf, entstanden Männer, aus den Steinen die Pyrrha warf, Weiber.

In dem englischen Wallis oder Wales besteht folgende Tradition: Es war ein schreckliches Ereigniß, als der See der See'n ausbrach, die Welt überschwemmte und alle Menschen ertränkte bis auf den Dwyan und die Dwyvach, die in einem segellosen Schiffe entkamen und Britannien bevölkerten. Dies kunstvolle Schiff war von dem himmlischen Herrn Neivion gebaut und in ihm wurde ein Männchen und ein Weibchen von jeder Thiergattung aufgenommen. Neivion ist aber Hu, den die Kelten als ersten Menschen und Schöpfer, aber noch mehr als Erfinder des Weines und Ackerbaues verehren.

Die Lithauer haben folgende Sintflutsage: der höchste Gott Pramzimas sah zum Himmelsfenster hinaus und war so zornig über die Bosheit der Menschen, daß er zwei Riesen Wandu und Wejas (Wasser und Wind) aussandte, welche zwanzig Tage und Nächte hindurch Alles verwüsteten. Der höchste Gott sah zu und aß dabei himmlische Nüsse. Eine Schale derselben fiel auf den Gipfel des höchsten Berges, wohin sich Thiere und auch einige Menschen geflüchtet hatten. Alle stiegen in die Nußschale und als die Flut verrann, stiegen sie aus und vertheilten sich; ein Paar blieb jedoch am Ort und von diesem stammen die Lithauer. Das Paar war aber schon alt und betrübt, daß es keine Menschen zu Gefährten hatte. Da sandte Gott als Tröster den Regenbogen, der ihnen den Rath gab, über die Gebeine der Erde zu springen. Neunmal sprangen sie und neun Paare entstanden, welche die Ahnen der neun lithauischen Stämme wurden.

In Afrika finden sich die Sagen von einer Flut spärlicher und die Hypothesen, welche Gelehrte an Stammesähnlichkeiten knüpfen wollen, sind sehr fraglicher Natur.

Bei den alten Aegyptern finden sich allerdings Sagen von großen Ueberschwemmungen, allein von einer allgemeinen wollten sie nichts wissen, sondern behaupteten, daß sie älter seien als die Sintflut, die in ihren Schriften allerdings erwähnt ist.

In Amerika findet sich bei einer Menge von Völkern ein Flutsage.

Die Grönländer erzählen, die Erde sei einst umgeschlagen wie ein Kahn und alle Menschen seien ertrunken. Nur ein Mensch sei leben geblieben; dieser habe mit seinem Stock auf die Erde geschlagen und eine Frau sei in die Höhe gefahren, mit welcher er die Welt bevölkert habe. Die erste Frau des früheren Geschlechtes sei aus dem Daumen des Mannes entsprungen.

Die Hundsrippenindianer erzählen, daß ihr Stammvater Tschäpiwih nahe einer Meerenge wohnte, an welcher er ein Wehr anlegte, um Fische zu fangen. Die Menge derselben verstopfte einst die Enge und das Wasser ergoß sich über die ganze Erde. Tschäpiwih stieg mit seiner Familie und allen Arten von vierfüßigen Thieren und Vögeln in ein Kanoe und fuhr lange umher. Er schickte einen Biber aus, Land zu suchen, aber dieser ertrank. Die nach ihm ausgeschickte Bisamratte blieb lange aus, hatte aber Erde an ihren Füßen, als sie endlich wieder kam. Er nahm die Bisamratte an seinen Busen, bis sie sich wieder erholte. Die Erde, die er an den Füßen des Thieres fand, formte er zu einem Klumpen, den er auf das Wasser legte. So entstand allmählich eine Insel.

Aehnliche Sagen finden sich bei vielen Indianerstämmen Nordamerika's. Nach einigen entstanden die neuen Menschen aus den Körpern der todten Thiere. Ein Volksstamm der Irokesen erzählt von „der alten Frau Großmutter", die wegen ihres Falles aus dem Paradiese verstoßen worden sei. Ihre Nachkommen seien schlechte Menschen gewesen und deshalb durch eine Sintflut vernichtet worden. Die neuen Menschen entstanden aus Thierleibern.

In Mexiko finden wir verschiedene Sagen, von denen einige eine merkwürdige Uebereinstimmung mit der chaldäischen zeigen. Diejenige der Bewohner der Provinz Mechoacan lautet in der Kürze: Gott habe einen Mann und eine Frau aus Erde geschaffen. Als sie im Wasser badeten, verloren sie ihre Gestalt, allein Gott habe ihnen dieselbe durch eine Mischung von Metallen wieder gegeben. Das von ihnen abstammende Geschlecht wurde gottlos und deshalb durch eine große Sintflut vernichtet, nur ein Priester Namens Tezbi sei verschont worden. Er stieg mit seiner Frau und seinen Kindern in einen hölzernen Kasten und nahm allerhand Thiere und Sämereien mit in denselben. Er ließ einen Geier und noch andere Vögel fliegen, die aber nicht wieder kamen. Nur der kleine Kolibri sei mit einem Zweige im Schnabel zurückgekehrt.

Ein anderer mexikanischer Stamm leitete seinen Ursprung von dem Oberhaupt der bei der Sintflut auf Berge geflüchteten Menschen. Diese seien dort aber in Affen verwandelt worden und hätten erst allmählich ihre Gestalt, Vernunft und Sprache wieder bekommen.

Dergleichen Sagen giebt es noch viele, oft von christlichen Missionären erzählt, die sich bemühten, sie mit der Erzählung der Bibel in Einklang zu bringen, weshalb wir sie als verfälscht übergehen.

Alexander von Humboldt bestätigt ebenfalls, daß die Sintflutsage fast bei allen Stämmen am Ober-Orinoko angetroffen werde. Die der Tamanaker ist merkwürdig. Ein Mann und ein Weib retteten sich aus der Flut auf den Berg Tamanaku. Sie waren betrübt über ihre Verlassenheit und eine Stimme befahl ihnen, die Kerne der Nüsse von der Mauritiuspalme über ihre Köpfe rückwärts zu werfen. Aus den Kernen, die der Mann warf, entstanden Männer, aus den von der Frau geworfenen Weiber.

Die Peruaner erzählten, daß ihr erster König oder Inka Manco Capak und seine Frau Manca Oello gleich nach der großen Wasserflut in ihr Land gekommen seien und zwar von der heiligen Insel im See Titicaca, auf welche die Sonne zuerst wieder geschienen habe.

Nach einer andern Sage der Peruaner sind nach der großen Wasserflut vier Männer und vier Frauen aus drei Fenstern gewisser Felsen hervorgekommen. Der eine der Männer habe Manco Capak geheißen.

Eine dritte Sage läßt gleich nach Ablauf der Gewässer im Süden von Cuzco einen mächtigen Mann erscheinen, der die Welt in vier Theile unter vier Könige theilte, wovon einer Manco Capak war.

Auch auf den Inseln der Südsee findet sich die Sintflutsage sehr häufig und meistens ist es die Schlechtigkeit der Menschen, welche ihr Verderben herbeiführte. Einige Personen werden gerettet, gewöhnlich in einem Kasten oder Schiff, welches auf einem Berge landet. Thiere, meist Vögel, werden als Boten ausgesendet, ein Opfer wird gebracht und auch der Regenbogen erwähnt.

Der Thurmbau zu Babel und die Sprachverwirrung. Ebenso wie die Sintflutsage des Moses stammt auch die vom Thurm zu Babel aus alter chaldäischer Ueberlieferung und sie findet sich gleichfalls über die Erde zerstreut.

Daß die erwähnte Bibliothek in Ninive auch diese Sage enthalten habe, vermuthete man zwar, erhielt aber erst 1875 Gewißheit darüber, als George Smith die betreffenden Thontafeln auffand. Leider war nur eine der Keilschriftkolumnen einigermaßen erhalten, doch genug, um daraus die Existenz der Sage festzustellen.

Nach der Bibel bevölkerten die Söhne Noah's, Sem, Ham und Japhet, die Erde. Die Nachkommen Sem's zogen nach Osten und ließen sich „im Lande Sinear" nieder, welches zwischen Euphrat und Tigris liegt und das Stromland der Mitte — Mesopotamien genannt wird. — Die Menschen, berichtet die Sage, redeten damals ein und dieselbe Sprache. Sie beschlossen, eine Stadt zu bauen und einen Thurm, „dessen Spitze bis an den Himmel reichen solle."

Das Unternehmen mißfiel Gott und um sie an dem bereits vorgeschrittenen Bau zu hindern, verwirrte er ihre Sprache, so daß keiner den andern verstand, sie ihren Plan aufgeben mußten und sich in alle Länder hin zerstreuten. Davon erhielt der Ort den Namen Babel.

Von dieser Verwirrung der Sprachen redet auch das Fragment der von George Smith aufgefundenen Keilschrifttafel, allein dieser bemerkt, daß auch statt Sprache „Rath" gelesen werden könne, was die Erklärung zu gestatten scheint, daß bei dem Bau Streit entstand und dieser die Ursache des Aufgebens des Baues und der Zerstreuung der Menschen war.

Ein alter griechischer Schriftsteller, der wahrscheinlich die Sage aus dem Buche des Berosos entnommen, erzählt sie wie folgt: „Einige sagen, die ersten aus der Erde hervorgegangenen Menschen, trotzend auf ihre Größe und Stärke, und die Götter verachtend und sich besser als jene dünkend, hätten es unternommen, einen hohen Thurm zu bauen, da wo jetzt Babylon ist. Schon wären sie dem Himmel nahe gewesen, da hätten die Winde, den Göttern zu Hülfe kommend, das Bauwerk auf sie umgestürzt. Die Trümmer desselben hätte man Babylon genannt. Da die Menschen bis dahin eine Sprache geredet, so hätten sie nun nach dem Willen der Götter verschiedene Sprachen bekommen."

Auch bei den Griechen finden sich Sagen, welche die Sprachverwirrung mit dem Bau der ersten Stadt in Verbindung bringen.

Bei einer Mönchssekte in Korea fand man im siebzehnten Jahrhundert die Sage, daß alle Menschen früher dieselbe Sprache gesprochen hätten; erst bei der Erbauung eines Thurmes, von wo sie in den Himmel steigen wollten, sei dieselbe in Verwirrung gerathen.

Ebenso wie die Sintflutsage findet sich, was weit merkwürdiger ist, auch die Sage von dem Thurmbau und der Sprachenverwirrung in Amerika. Von der letzteren erzählten die Mexikaner Folgendes: Die Nachkommen des aus der großen Wasserflut geretteten Menschen Coxcox seien stumm gewesen. Da sei eine Taube auf dem Gipfel eines Baumes erschienen, die ihnen die Sprache mittheilte, aber so verschieden, daß Keiner den Andern verstand. Deswegen hätten sie beschlossen, von einander zu ziehen. Nur fünfzehn Hausväter hätten das Glück gehabt, einerlei Sprache zu reden. Diese seien zusammen geblieben und endlich nach Mexiko gekommen.

Humboldt erwähnt eine Sage, welche er in Mexiko bei den Tlascallesen fand. Vor der Sintflut, berichtet sie, war das Land von Riesen bewohnt. Sieben derselben retteten sich in eine Höhle und einer von diesen, Xelhuaz, ging nach Chollolan (Cholula) wo er zum Andenken an den Berg Tlalok, in dem sich die rettende Höhle befand, einen künstlichen Berg in Pyramidenform aufbaute. Die Ziegel dazu ließ er in der Provinz Tlamanalco, am Fuße der Sierra von Cocotl, verfertigen und stellte, um sie nach Cholula zu bringen, eine Reihe Menschen auf, die sie sich von Hand zu Hand reichten. Die Götter sahen dieses Gebäude, dessen Spitze die Wolken erreichen sollte, mit Unwillen und schleuderten, aufgebracht über Xelhuaz's Kühnheit, Feuer auf die Pyramide. Viele Arbeiter kamen um, das Werk wurde nicht vollendet und man weihte es später dem Gotte der Luft Quetzalcoatel.

Diese Sage stammte aus uralter Vorzeit, denn die Lieder, welche dieselbe enthielten und die bei den Festen abgesungen wurden, während man die Teocalli (Pyramide) umtanzte, begannen mit **Tulalian hululaëz**, Worte, die in keiner der mexikanischen Sprachen vorkommen, wahrscheinlich einer alten Sprache angehören und mit den religiösen Gebräuchen überliefert wurden. Aehnliches kommt häufig vor, z. B. bei den Buddha-Priestern in China, welche ihren Gottesdienst in Sanskrit halten, den sie nicht verstehen, und bei den katholischen Priestern, welche die Messe lateinisch lesen.

In Yucatan erzählt man die Sage von dem Stammvater der Chiapanesen Votan. Auf Befehl seines Großvaters, der in der Arche aus der Sintflut errettet wurde, baute er ein großes Haus, welches bis an den Himmel reichen sollte. In jener Gegend,

wo das große Haus erbaut worden war, soll auch jedem Volke seine Sprache gegeben worden sein. — Der Thurm zu Babel stand noch zu Zeiten des griechischen Geschichtsschreibers Herodot, der ihn vor beinahe 2400 Jahren sah und beschrieb. Der Thurm war damals noch 190 Meter hoch*). Wie wir aus einer von Sir Rawlinson veröffentlichten Keilschriftinschrift erfahren, wurde der verfallene Thurm von Nebukadnezar ausgebaut.



Trennung der Völker beim Thurmbau zu Babel. Zeichnung von H. Vogel.

In dieser Inschrift heißt es: „Wir sagen in Betreff des andern, dieses Baues, des Tempels der sieben Lichter der Erde, an welche sich die älteste Erinnerung von Borsippa knüpft: „„Ein alter König baute ihn vor 42 Menschenaltern, aber er vollendete nicht dessen Spitze. Die Menschen hatten ihn verlassen seit dem Tage der Flut, indem sie in Unordnung ihre Worte hervorbrachten."" ..... Ich habe die Hand angelegt, den Thurm wieder herzustellen und seine Spitze auszubauen, und wie er früher hätte werden sollen, so habe ich

*) In der Geschichte Babylons werden wir darauf zurückkommen.

ihn gegründet und neu gebaut; wie er hätte sein sollen in der entferntesten Zeit, so habe ich seine Spitze hochgebaut.“ — Als Herodot den Thurm sah, waren etwa 150 Jahre seit seiner Wiederherstellung vergangen.

Man will jetzt die Ueberreste des Thurmes in dem bei Babylon liegenden Hügel Birs Nimroed aufgefunden haben. Der obengenannte Rawlinson hat die Ruine auf das Sorgfältigste untersucht. Sie ist 48 Meter hoch. Der Bau ruhte auf einer Erdplattform, deren Höhe sich jetzt nicht mehr ermitteln läßt. Der Thurm hatte sieben Etagen nach der Zahl der sieben Planeten, zu denen die Babylonier auch Sonne und Mond rechneten. Die erste Etage war 5 Meter hoch und bildete ein Quadrat von 65 Meter Seitenlänge. Die Backsteine waren mit Asphalt schwarz gefärbt; sie soll dem Saturn geweiht gewesen sein. Die zweite Etage, 59 Meter im Quadrat, hatte orangenfarbige Backsteine und war wol dem Jupiter geweiht. — Die dritte Etage, 47 Meter im Quadrat, hatte roth gefärbte Backsteine und war wahrscheinlich dem Mars geweiht. Die vierte Etage war 36 Meter im Quadrat und nur 3 Meter hoch. Rawlinson ist der Ansicht, daß die Wände mit dünnen Goldplättchen überzogen waren und die Etage der Sonne geweiht. Die andern Etagen sind sehr zerfallen und die Dimensionen lassen sich nicht genau bestimmen. Sie waren der Venus, dem Merkur und dem Monde geweiht und ihre Steine dunkelblau und blaßgelb; die der letzten Etage waren mit Silberplatten belegt. Die oberen Etagen standen nicht in der Mitte über den unteren, sondern auf der Vorderseite 9 und auf der Rückseite 3 Meter zurück.

Der von Rawlinson ausgesprochene Zweifel an der richtigen Uebersetzung des Wortes in dem Keilschriftfragment mit Sprache, welches wol „Rath“ heißen sollte, giebt einer nicht selten ausgesprochenen Vermuthung Raum, daß die Trennung durch einen Streit unter den Bauleuten des Thurms veranlaßt sein möchte. Möglich, daß ein Theil desselben durch einen starken Sturm umgestürzt wurde, daß die verschiedenen Leiter des Baues sich gegenseitig beschuldigten, durch irgend welche Fehler die Katastrophe veranlaßt zu haben und so der Streit entstand. Der mosaische Bericht, der sehr knapp ist, sagt freilich nichts von einer solchen Zerstörung; allein das ist noch kein Beweis dafür, daß sie nicht stattfand.

Wir begnügen uns mit der Mittheilung dieser beiden Sagen, denen ohne Zweifel eine bestimmte Thatsache zu Grunde liegt. — Fast ebenso verbreitet wie die Sintflutsage ist freilich auch die der Theilung der Erde unter die Kinder Noah's, Sem, Ham (Cham) und Japhet; welche Namen gelehrte Forscher unter allerlei Verkleidungen bei sehr vielen Völkern als die ihrer ersten Könige wieder finden wollen. Diese Hypothesen sind aber so gewagt und die Sage erscheint oft so verwirrt und verändert, daß wir es für besser halten, uns nicht darauf einzulassen.

Hier wollen wir nur bemerken, daß die meisten Völker den Anfang ihrer Geschichte mit dem Aufhören der Sintflut beginnen und daß die von ihr erretteten Stammväter in den Sagen als Götter oder Helden auftreten.

Was die Götter- und Heldensagen anbetrifft, so werden wir, wie gesagt, bei der Geschichte der verschiedenen Völker von ihnen reden müssen.

Die Sage wird sehr allmählich zur Geschichte. Man muß sich die Ereignisse mühsam aus alten Monumenten, Inschriften in längst erloschenen und schwer zu entziffernden Sprachen, Dichtungen, Gebräuchen u. s. w. zusammenreimen. Frühere gelehrte Forscher haben dies zwar zu einer zusammenhängenden Erzählung vereinigt, welche in den Schulen als Geschichte gelehrt und an deren Wahrheit geglaubt wurde. Wir werden jedoch im Verlaufe unseres Werkes unzweifelhaft sehen, daß die ganze Geschichte des ersten Zeitraumes zum großen Theil noch der Sage angehört und werden sie deshalb die historische Sagenzeit nennen.

Geographie und Chronologie.

Ehe wir zur Geschichte übergehen, halten wir noch einige Bemerkungen über diese Gegenstände für zweckmäßig.

Was die Geographie oder Erdbeschreibung betrifft, so müssen wir eine allgemeine Kenntniß derselben bei den Lesern voraussetzen. Die politischen Grenzen der Länder ändern sich häufig, allein die Gestalt der verschiedenen Kontinente und Hauptinseln ist seit Beginn der Geschichte unverändert geblieben und dasselbe ist der Fall mit Meeren, Gebirgen und Flüssen.

Wo die Namen sich veränderten, werden wir es angeben, und ebenso werden wir, wo es nöthig ist, den besondern geographischen Charakter der verschiedenen Länder dem Leser anschaulich zu machen suchen. — Wie sich die Menschen vor Jahrtausenden die Erde vorstellten, ersehen wir aus den ältesten auf unsere Zeit gekommenen Landkarten.

Die Chronologie (Zeitkunde) zerfällt in mehrere Theile; uns interessirt nur die historische Chronologie. Ihre Aufgabe ist es, die verschiedenen willkürlichen Zeiteintheilungen der Völker in Einklang zu bringen und sie in die Zeitrechnung zu übersetzen, welche jetzt allgemein angenommen ist.

Fast jedes bedeutende Volk hat seine eigene Chronologie; wenn auch die Haupteintheilung der Zeit in Tage, Monate und Jahre bei den meisten Völkern ziemlich übereinstimmt. Diese Uebereinstimmung erklärt sich daher, daß das natürlichste Mittel, die Zeit zu messen, die regelmäßige Bewegung der Gestirne war, diese Bewegung aber für alle Völker dieselbe ist und Verschiedenheiten nur durch Rechnungsfehler entstanden.

Am verschiedensten ist bei alten Völkern der Zeitpunkt, von welchem aus sie ihre Begebenheiten abzählen. Der natürlichste wäre freilich der Anfang der Welt oder des Menschengeschlechtes. Da wir aber gesehen haben, daß darüber jede Zeitbestimmung ganz unmöglich ist, so blieb den Völkern nichts übrig, als ihrer Phantasie oder Ansicht zu folgen und einen chronologischen Anfangspunkt nach eigener Wahl festzusetzen.

Die jüdische Aera beginnt mit der Schöpfung nach Angabe des Moses, nach welcher die Welt jetzt ungefähr 6000 Jahre besteht. Diese Aera finden wir noch heute im jüdischen Kalender und nach demselben beginnt das Jahr 5638 am 8. September 1877.

Die griechische Aera beginnt von den ersten olympischen Spielen und ist in Olympiaden eingetheilt, deren jede vier Jahre umfaßt. Sie sagten: dies oder jenes Ereigniß fand im 1., 2., 3. oder 4. Jahre dieser oder jener Olympiade statt; z. B. XI. Olympiade, Jahr 3.

Die römische Aera beginnt mit der Erbauung Roms (754 v. Chr.).

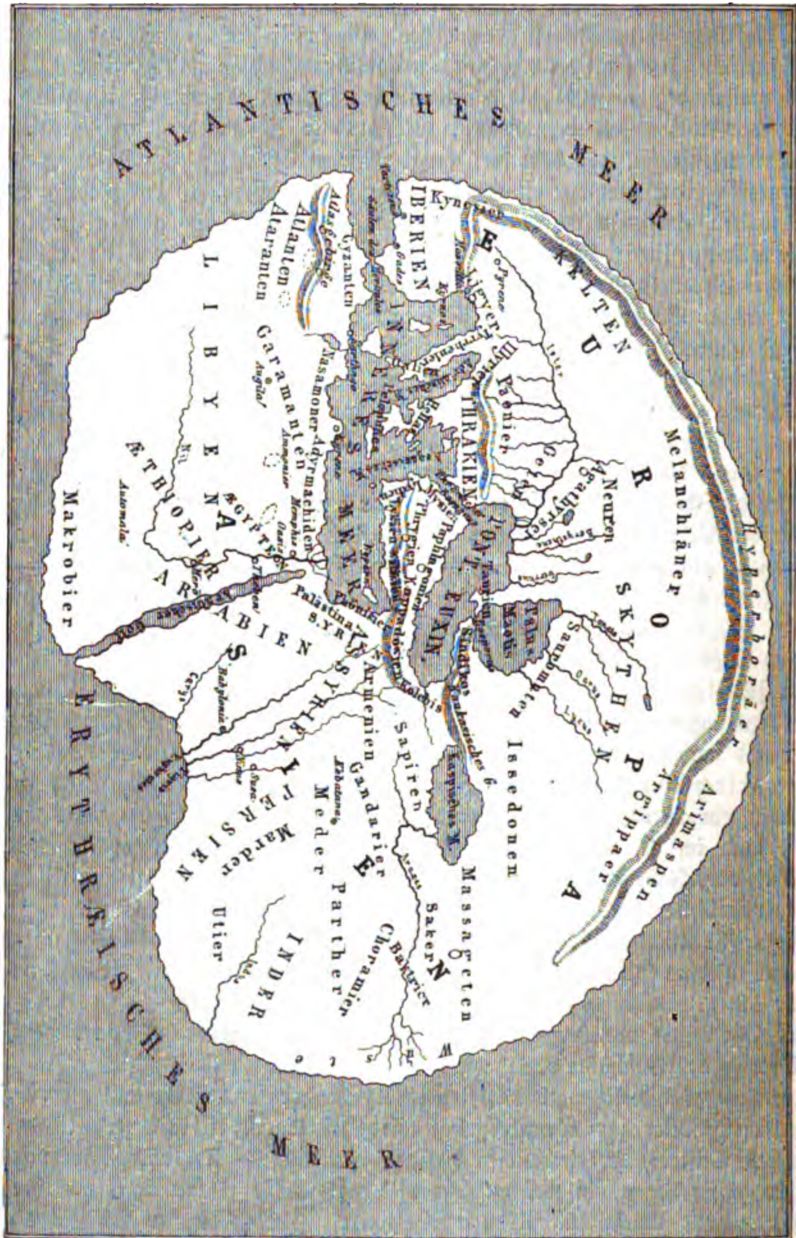
Die mohammedanische Aera mit der Hedschra, das ist Flucht Mohammed's von Mekka nach Medina (622 nach Chr.). Am 16. Januar 1877 begannen die Mohammedaner ihr Jahr 1294.

Die sehr schnell vorübergehende französische Revolutions-Aera werden wir an ihrem Orte in der Geschichte erwähnen.

Die Aera, nach welcher alle kultivirten Völker rechnen und welche auch allen Geschichtsbüchern dieser Völker zum Grunde gelegt wird, ist die christliche Aera, die mit der Geburt des Stifters der christlichen Religion beginnt. — Da aber Jahrtausende vor diesem Ereignisse liegen, in welchen sehr viel geschah, so mußte man, um ihre Zeit zu bestimmen, von 1 angefangen rückwärts rechnen. Hieraus ergeben sich Jahre vor und nach Christi Geburt. Was 20 Jahre vor diesem Ereigniß stattfand, das geschah also im Jahr 20 v. Chr., was sich 20 Jahre nach der Geburt Christi ereignete, das fand statt im Jahr 20 n. Chr., und zwischen beiden Ereignissen liegen demnach 40 Jahre.

Diese Aera wurde im sechsten Jahrhundert nach Chr. von einem Mönche, Namens Dionisius Exiguus, eingeführt. Derselbe stellte das Geburtsjahr Jesu nach den im Evangelium des Lucas enthaltenen Angaben fest, nach welchen er im 15. Regierungsjahre

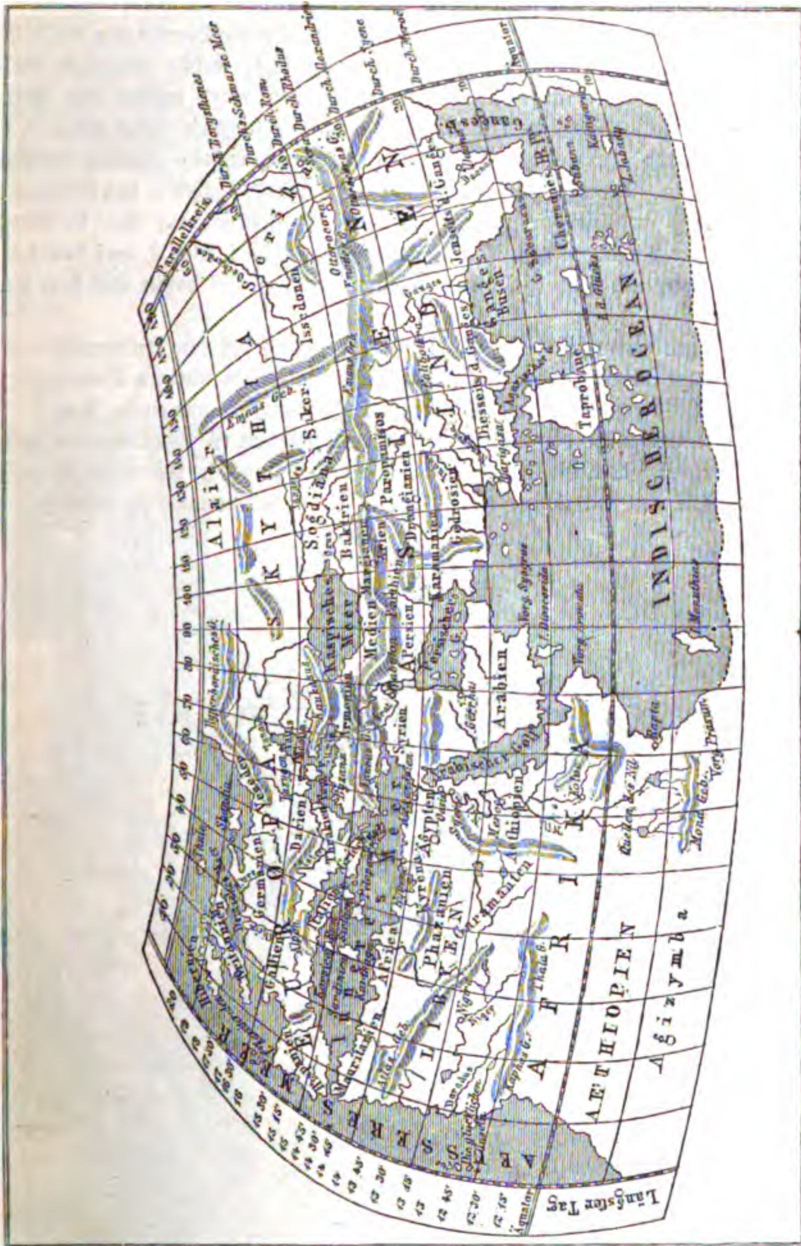
des Kaisers Tiberius und im dreißigsten Jahre seines Lebens lehrend aufgetreten sei. Nach diesen Angaben würde das Geburtsjahr Jesu in das Jahr 754 nach der Erbauung der Stadt Rom fallen, welches auch von dem Mönch angenommen und das Jahr 1 genannt wurde.



Erdkarte nach Herodot.

Nun steht aber historisch fest und ist auch im Evangelium Matthäus angegeben, daß Jesus unter der Regierung Herodes' des Großen geboren wurde, welcher kurz vor dem jüdischen Mazothfeste des Jahres 750 nach Erbauung Roms starb, so daß Jesus spätestens in diesem letzten Lebensjahre des Herodes, also vier Jahre vor dem Jahre 1 der christlichen Zeitrechnung, geboren worden sein muß.

Wenn wir nach den oben genannten Angaben berechnen wollten, wie sich das Jahr 1877 zu dem der Mohammedaner und Juden verhielte, dann würden wir andere Zahlen erhalten als 5638 und 1294. Der Grund liegt in der Verwirrung, welcher durch den Unterschied zwischen Mond- und Sonnenjahren entstand.



Erdkarte nach Ptolemäus.

Bei den Römern führte schon Numa Pompilius Mondjahre von 355 Tagen ein, die in 12 Monate getheilt waren, denen aber von Zeit zu Zeit ein 13. Schaltmonat zugefügt wurde. Durch die Nachlässigkeit oder Unwissenheit der Oberpriester, welche das zu ordnen hatten, entstand heillose Verwirrung und im Jahr 46 v. Chr. führte Julius Cäsar den nach ihm genannten Julianischen Kalender ein, nach welchem das Jahr

365 Tage hat und mit dem ersten Neumond nach der Wintersonnenwende beginnt (1. Jan.). Da aber das Jahr eigentlich 365 1/4 Tage hat, so schaltete man alle vier Jahre einen Tag ein. Dieser Kalender wurde allgemein angenommen und die Christen behielten ihn 1600 Jahre.

Das Tridentinische Konzil faßte indeß den Beschluß diesen Kalender zu ändern, und Papst Gregor XIII. führte den Gregorianischen ein. Um die Berechnung der katholischen Festtage festzustellen, mußte man die Frühlingsnachtgleiche, welche zur Zeit des Konzils von Nicäa (325 nach Chr.) auf den 21. März gefallen war, wieder auf diesen Tag bringen. Zu diesem Ende ließ man im Oktober 1582 zehn ganze Tage weg.

Hierdurch wurde die Verwirrung noch ärger, denn manche Länder sträubten sich gegen diese Neuerung. Die evangelischen Stände Deutschlands nahmen den Gregorianischen Kalender erst 1700 an und sprangen gleich vom 18. Februar auf den 1. März. In England geschah die Annahme erst 1762. Man sprang dort vom 2. auf den 14. März und begann das Jahr mit dem 1. Januar, während man es bis dahin mit dem 25. März angefangen hatte.

Die griechischen Katholiken — z. B. die Russen — sind bei dem Julianischen Kalender und daher in ihrem Datum (seit 1800) zwölf Tage hinter den übrigen Europäern zurückgeblieben. Dieser Unterschied vermehrt sich jedes Jahrhundert um einen Tag.

Da nun alle Ereignisse der Völker in den verschiedenen Geschichtswerken und Dokumenten nach der bei jedem Volke üblichen Weise datirt sind, so erfordert es große Aufmerksamkeit, diese Daten mit unserem Kalender in Uebereinstimmung zu bringen.




GESCHICHTE DES ALTERTHUMS
II
WORMS



Erster Zeitraum.

Die historische Sagenzeit.

Von den ältesten Zeiten bis zur Errichtung des Persischen Weltreichs.

Das Chinesische Reich.

Von Fo-hi 3000 v. Chr. bis Kong-fu-tse 550 v. Chr.



Das älteste aller jetzt noch auf der Erde bestehenden Reiche ist das Chinesische Kaiserthum. Es umfaßt ein Gebiet größer als ganz Europa, und die in demselben wohnenden Völker bilden ungefähr den dritten Theil des ganzen Menschengeschlechts.

Die Chinesen nennen ihr Land Tsin und davon kommt Tschina und Sina. Die Tataren nennen es Katâi oder Kitâi. Ein bei den Chinesen traditioneller Name für ihr Land ist Tschang-hua (Blume der Mitte) oder auch Tschung-kuë (Reich der Mitte).

China ist ein Land, welches sich durch mehr als 30 Breitengrade erstreckt. Während es im Norden ungefähr in gleichem Breitengrade mit Dresden liegt, entspricht die Südgrenze der Wüste Sahara. In einem so ausgedehnten Lande herrscht natürlich ein sehr verschiedenes Klima, starke Kälte und tropische Hitze. Im Westen dehnen sich die höchsten Gebirge der Erde aus und Ausläufer derselben erstrecken sich nach Südosten und Nordosten und umfassen das eigentliche, ursprüngliche China von drei Seiten, während die vierte vom Meere gegen sechshundert Meilen weit bespült wird.

Die Produkte in diesem ungeheuern Lande sind natürlich sehr verschieden, nicht nur wegen der verschiedenen Breitengrade, sondern auch wegen der Höhe der verschiedenen Plateaus, die von den Gebirgen terassenartig zum Meere hinabfallen. Ein eigentliches Tiefland existirt nur im Osten, allein es umfaßt 10,000 Quadratmeilen, ist also so groß wie ganz Deutschland und ist das bevölkertste und bestangebaute Land der Welt. Es ist in der That ein Garten, in dem kein Fleckchen unbenutzt geblieben ist. Hier wächst Alles was den Landmann erfreuen kann: herrliches Getreide, Weizen und Reis, Fruchtbäume der edelsten Art, wie Citronen, Feigen, Granatäpfel und Kastanien und im Süden Palmen.

Das eigentliche China, welches vorzugsweise Tsin genannt wird, hat 61,000 Quadratmeilen und zerfällt in 18 Provinzen; das ganze Chinesische Reich wird jedoch auf 230,000 Quadratmeilen geschätzt. (Europa hat nur 168,000.)

Dieses eigentliche China wurde schon seit uralten Zeiten von einem sehr fleißigen und friedfertigen Volke bewohnt, welches sich zufrieden und glücklich fühlte und ängstlich jede Gemeinschaft mit anderen Völkern vermied, die nur seine Ruhe und Behaglichkeit hätten stören können.

Die Hauptbeschäftigung war der Ackerbau; allein aus diesem ging bald eine sehr mannichfache Industrie hervor, zu welcher das große und von der Natur so reich begabte Land alle Rohstoffe lieferte. Metalle giebt es dort in großem Ueberfluß und außerdem Mineralien aller Art, von dem Gold und Silber bis zur Steinkohle, deren Nutzen man schon frühzeitig erkannte.

Während die alte blos Ackerbau treibende Bevölkerung in Dörfern lebte, bildeten sich infolge der Industrie bald Städte, die immer größere Ausdehnung annahmen, als unter der Dynastie des Wu-wang das Feudalwesen entstand und innerhalb des Reiches sich viele fast unabhängige Fürstenthümer bildeten, deren Residenzen Centralpunkte der Kultur wurden. Während ein solcher Zustand die politische Macht des ganzen Staates schwächte, nützte derselbe der Kultur, indem sich diese durch das ganze Reich verbreitete.

Der Verkehr im Lande wird durch zahlreiche Ströme befördert, welche meistens von Westen nach Osten fließen. Die wichtigsten sind unter ihnen der Hoang-ho oder gelbe Fluß, der Jang-tse-kiang oder blaue Fluß. Ersterer ist 600 Meilen lang und reißend, weshalb seine Beschiffung schwierig ist. Auch sucht er das Land mit häufigen Ueberschwemmungen heim. Das Stromgebiet dieses Flusses umfaßt nicht weniger als 33,600 Quadratmeilen. Das Stromgebiet des Jang-tse-kiang ist noch größer und seine Länge 700 Meilen. Sein Lauf ist ruhiger und regelmäßiger und 100 Meilen weit vor seiner Mündung ist er für Seeschiffe fahrbar. Der Si-kiang oder Tigerfluß, fließt im Süden.

Länder, welche jetzt die kultivirtesten der Erde sind, waren entweder noch gar nicht oder von Völkern bewohnt, die ungefähr in demselben Zustande lebten wie die wilden Völker Amerika's, als in China bereits ein vollkommen geordneter Staat und eine Kultur bestand, die zwar eigenthümlicher Natur war, aber noch heute unsere Bewunderung und Achtung verdient, wenn sie auch infolge der starr und fest geregelten despotischen Verfassung des Chinesischen Reichs sehr langsam fortschritt und deshalb von anderen viel jüngeren Völkern überholt wurde.

Jedenfalls hat das Chinesische Reich den gerechtesten Anspruch darauf, die Weltgeschichte zu eröffnen.

Obwol die Chinesen bereits vor 5000 Jahren die Kunst zu schreiben besaßen, welche ihr erster sagenhafter Herrscher Fo-hi um 2950 v. Chr. erfunden haben soll, und in unendlich vielen Büchern die merkwürdigen Ereignisse aufgezeichnet wurden, so weiß man doch über die älteste Geschichte China's nur sehr wenig, da infolge einer despotischen Maßregel einst alle Bücher vernichtet wurden.

Die Chinesen kamen von den nordwestlich gelegenen Gebirgen her und vernichteten oder vertrieben die Ureinwohner des Landes, von denen noch Nachkommen unter dem Namen Miaotse als Wilde in den südlichen Gebirgen China's leben. Die mongolischen Einwanderer ließen sich in dem mittleren Theil des Landes nieder.

Die sagenhaften Fürsten Fo-hi (2600 v. Chr.) und Yao führten den Ackerbau ein und gewöhnten das Volk an ein geordnetes Familienleben. Unter diesen Fürsten sollen große Ueberschwemmungen in China stattgefunden haben, die sie durch Anlegung vieler Kanäle ableiteten.

Jahrhunderte lang scheinen die Chinesen ihre Fürsten gewählt zu haben, allein 2207 v. Chr. machte sich Hia, der Sohn des Yü, zum erblichen Herrscher und gründete

die Dynastie Hia, die bis 1767 v Chr. regierte. Unter diesen erblichen Despoten geriethen die alten Sitten und Gebräuche in Verfall, und es fanden im Reiche mancherlei Unruhen statt, bis ein tüchtiger Mann Namens Tsching-tschang auf den Thron stieg, dessen Dynastie Schang von 1562—1123 v. Chr. herrschte.

Ueber diesen Zeitraum ist wenig Gewisses bekannt. Man weiß nur, daß benachbarte Barbarenvölker, angelockt durch den Reichthum des Landes Einfälle machten und allerlei Empörungen und Unruhen in demselben stattfanden.

Diesem Zustande und der Dynastie Schang machte der gefeierte Held Wu-wang ein Ende. Er gründete die dritte Dynastie Tshe-u, welche von 1122—255 v. Chr. regierte. Es wird angegeben, daß Wu-wang mit einer Kolonie von Westen her kam. Er gilt als der eigentliche Gründer des Gesetzstaates und Beförderer der Kultur; allein unter ihm beginnen auch die Kämpfe der Herrscher mit mächtigen Vasallen, die dem durch Gewalt zum Throne gekommenen Fürsten, der ursprünglich ihres Gleichen war, nicht die gleichen Rechte einräumen wollten, wie den früher erblichen Herrschern. Beständige Kriege dieser Fürsten unter einander oder gegen den Kaiser beunruhigten das Land. Die Geschichte wird seit 720 v. Chr. bestimmter; allein es würde ganz nutzlos sein, die Namen der vielen Kaiser, ihre Staatsreden, die Hofintriguen; Hoffeste und Empörungen aufzuzählen, welche in ihren Geschichtsbüchern enthalten sind, da sie auf die ganze übrige Welt nicht den geringsten Einfluß hatten.

Der einzige Herrscher, den wir von Wu-wangs Stamm nennen wollen, ist Ling-wang (571—544 v. Chr.), weil unter seiner Regierung der wichtigste und bedeutendste Mann geboren wurde, den China überhaupt hervorgebracht hat, nämlich **Kong-fu-tse**, der große und weise Gesetzgeber. Er wurde nach Angabe der Chinesen am 19. Juli 551 v. Chr. in der Stadt Tseu-tse in der Provinz Schan-tong geboren, wovon ein Theil zu dem Vasallenfürstenthum Lu gehörte. Obwol sein Vater nur ein untergeordneter Beamter war, der in ärmlichen Verhältnissen lebte, so machte er es doch möglich, seinem Sohne eine gute Erziehung zu geben, so daß man ihm schon mit dem 17. Jahre einen Posten anvertraute. Er diente bald diesem bald jenem Feudalherrn und war deren Minister.

Es herrschte damals eine heillose Wirthschaft in China. Seit die Despotie erblich geworden, nahmen die Ueppigkeit und das Laster am Hofe des Kaisers immer mehr zu, und die sich wenig um diesen kümmernden Fürsten trieben es eben so arg. Das hatte natürlich bedeutenden Einfluß auf das Volk und demoralisirte dasselbe.

Kong-fu-tse sah das mit großem Schmerz. Er hatte die Gesetze der alten Herrscher China's, unter denen das Volk so glücklich war, genau studirt und erkannte, daß das Uebel, welches ihn betrübte und anekelte, sich nur davon herschrieb, daß man von dem alten heiligen Gesetze des Fo-hi abgewichen sei, ja dasselbe kaum kannte.

Er entsagte seinem hohen Beamtenrang, wanderte durch das Land und suchte durch seine Lehren und Hinweisung auf die Schriften der Vorfahren, die er erläuterte, die Menschen zu einem tugendhaften und gerechten Leben zurück zu führen. Es ging ihm wie anderen Reformatoren; er wurde bald verfolgt bald verbannt, allein von einem bewundernden Kreis von Schülern hoch verehrt. Er wollte nichts Anderes als ein Reformator sein: „Meine Lehre“, sagte er, „ist die, welche unsere Vorfahren gelehrt und überliefert haben; ich habe nichts hinzugefügt und nichts hinweggenommen; ich lehre sie in ihrer ursprünglichen Reinheit; sie ist unveränderlich, wie der Himmel selbst, von dem sie stammt. Ich streue nur, wie der Landmann, den empfangenen Samen unverändert in die Erde.“ Er starb 479 v. Chr. Der Same, den er ausstreute, trug Frucht.

Wir schließen hier diese Periode, weil mit Kong-fu-tse, oder eigentlich schon seit 700 v. Chr. die Sage zur Geschichte geworden ist.

Kulturgeschichte.

Weit wichtiger als die politische Geschichte China's ist seine Kulturgeschichte. Sie hat freilich auf die Völker, welche die eigentliche Weltgeschichte machten, auch keinen Einfluß ausgeübt, allein dieselbe erstreckte sich nicht nur über ein unermeßliches Ländergebiet und über den dritten Theil der ganzen Menschheit, sondern ist in sich selbst äußerst interessant und verdient keineswegs die Geringschätzung, mit welcher sie manche neuere Historiker zu behandeln für gut finden.

Von allen Völkern der Erde ist das chinesische das nüchternste, praktischste und materiellste. Alle seine Einrichtungen sind einzig und allein für die Erde und darauf berechnet, sich das Leben auf derselben möglichst angenehm oder erträglich zu machen.

Religion. Bei einem so praktisch nüchternen Volke konnte die Religion keinen überwiegenden Einfluß gewinnen. Der Himmel und das Leben nach dem Tode bekümmerten die Chinesen sehr wenig; ihre Phantasie und ihr Verstand beschäftigten sich nur mit irdischen Dingen; die himmlischen machten ihnen wenigstens keine Sorgen.

Die Religionsansichten der Chinesen dieses Zeitraumes schreiben sich aus ältesten Zeiten her und werden, wie alle Gesetze, dem sagenhaften Heldenfürsten Fo-hi, dem Urheber und Begründer aller chinesischen Kultur, zugeschrieben. Sie kamen im Laufe der Jahrhunderte in Vergessenheit. Allerlei fremde Elemente mischten sich hinein, und die dadurch erzeugten Zustände veranlaßten Kong-fu-tse (Confucius von den europäischen Schriftstellern genannt) diese Gesetze des Fo-hi wieder zu sammeln, herzustellen und zu erklären. Diese Religion ist die einfachste, nüchternste des ganzen Alterthums und Resultat des Verstandes, des Nachdenkens; Gefühl und Phantasie haben keinen Theil daran; ihre Hauptgrundsätze sind ungefähr folgende: Der Stoff war ewig da und wurde von einer Urkraft, Gott (Schangti) zur Welt geformt, die sich nach bestimmten von ihr gegebenen Gesetzen bewegt und erhält. Der sichtbare Repräsentant dieser schaffenden und erhaltenden Urkraft und ihrer erhabenen Ordnung ist der Himmel (Tien) mit seinen Gestirnen, die unwandelbar den ihnen vorgezeichneten Weg gehen und als männliches Prinzip die Erde, welche das weibliche repräsentirt, befruchten. „Die Erde ist die Mutter, der Himmel der Vater aller Dinge und der Mensch ist das einzige Wesen der Schöpfung, dem Verstand gegeben wurde." Die Ideen von einem persönlichen Gott und einer aus dem Nichts geschaffenen Welt war bei den Chinesen nicht zu finden.

Der Mensch, die Blüte der geschaffenen Dinge, trägt die Quelle der Erkenntniß, aller Tugend in sich. Von Natur ist er gut und seine Vernunft treibt ihn zur Tugend. Als Vorbild und Muster für sein Leben gilt ihm der Himmel mit seinen regelmäßige Bahnen folgenden Gestirnen und die bewundernswerthe Weltordnung. — Der Kaiser, „der Sohn des Himmels", ist der Stellvertreter Gottes auf Erden Er, wie alle Menschen, gehorcht den Befehlen des Himmels und giebt unter diesen Befehlen die Gesetze.

Die Neigung, von der guten Natur des vernünftigen Menschen abzuweichen, entspringt dem materiellen Theil desselben, und so entsteht die Sünde. Jede solche Abweichung stört die Harmonie der Weltordnung und beeinflußt das Schicksal jedes einzelnen Menschen wie der im Staat vereinigten Menschheit. Nur der tugendhafte Mensch ist glücklich, und zur Tugend gelangt man, wenn man die Gesetze befolgt. Alles Unglück, welches die Welt heimsucht, ist eine Folge der Sünde der Fürsten oder Völker. Die Sünde des Einzelnen ist demnach eine Angelegenheit Aller, und um die durch sie gestörte Harmonie wieder herzustellen, ist es Pflicht des Staates, die Sünde, das heißt Verletzung des Gesetzes, zu bestrafen und andererseits, um diese Störungen zu verhindern, die Tugend zu befördern und zu belohnen.

Kong-fu-tse schrieb diese von den Zeiten des Fo-hi überlieferten religiösen Grundsätze nieder, und die von ihm zusammengefaßte und erklärte Religion ist noch bis auf den

heutigen Tag die Religion der meisten gebildeten Chinesen und gewissermaßen die Staatsreligion. Von einem ewigen Leben nach dem Tode und Belohnungen und Strafen für irdische Sünden in demselben sagt der weise Lehrer nichts.



Altchinesische Völker. Nach einem chinesischen Holzschnitt.

Die Religion wurde von der Staatsregierung in China als eine Privatsache betrachtet, um welche sie sich nicht kümmerte, so lange deren Lehren und Gesetze nicht zur Verletzung der Staatsgesetze führten. Es gab weder Tempel noch Priester, noch einen vorgeschriebenen Gottesdienst. Man hatte jedoch *Erinnerungshallen* an große Männer.

Die einzigen offiziellen gottesdienstlichen Handlungen vollbrachte der Kaiser, der Stellvertreter der Gottheit. Zu den verschiedenen Jahreszeiten brachte er Opfer, entweder um den Segen Gottes für die Saaten zu erflehen, oder für das Gedeihen derselben zu danken. — Wie die Religion sich später gestaltete, werden wir in der Geschichte der folgenden Zeiträume kennen lernen.

Den Antrieb, die alte reine Religion des Fo-hi seinem Volke klar darzulegen, empfing Kong-fu-tse vielleicht aus den Neuerungen, welche die Lehren des Lao-tse einzuführen sich bestrebten und welche geeignet waren, die praktische Richtung des chinesischen Volkes abzulenken und unklare, verworrene Zustände zu erzeugen, wie sie das bei so vielen anderen Völkern thaten, welche den Boden der Erde und des gesunden Menschenverstandes verließen und dem unbestimmten Drange nachgaben, sich um Dinge zu kümmern, welche jenseit der Grenze liegen, die von der höchsten Macht dem Menschen gezogen ist.

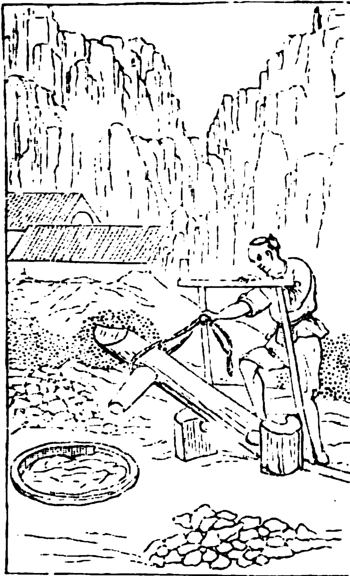
Lao-tse wurde 565 v. Chr. in einem Dorfe des Kreises Honan geboren; sein Todesjahr ist unbekannt. Als er Geschichtschreiber der Dynastie Tscheu war, besuchte ihn Kong-fu-tse, um sich bei ihm gewisse Nachrichten über die Schriften der alten Gesetzgeber zu holen. Ihre Unterredung, die aufbewahrt ist, wird von den Chinesen als höchst denkwürdig betrachtet. Der durchaus praktische Kong-fu-tse und der asketische Schwärmer Lao-tse konnten wol nicht übereinstimmen. Auch Lao-tse gab sein Amt auf und zog sich in ferne Gegenden zurück, wo er spurlos verschwand. Die Anhänger des Tao-Glaubens oder der Religion „vom rechten Weg“ verehren ihn als eine Gottheit. Nach vielen Bitten hatte er sich bewegen lassen, ein Werk Tao-te-king (das Buch über die Kraft und die Wirkung) zu schreiben, ein berühmtes philosophisches Werk, welches den Gelehrten viel Kopfzerbrechen verursacht hat.

Auch Lao-tse nahm die Ewigkeit des Stoffes an. Das Chaos desselben wurde durch die höchste Vernunft, die er Tao nannte, zum Weltall gestaltet. Der Himmel ist ein Abbild dieser Vernunft, die Erde ein Abbild des Himmels, der Mensch ein Abbild der Erde. Der Mensch ist ein Ausfluß, ein Theilchen dieser höchsten Vernunft. Er kehrt zu ihr zurück wenn es ihm gelingt, sich von allen Leidenschaften, ja von allem Menschlichen los zu machen, zu welchem Zwecke Ertödtung des Fleisches und Zurückziehen in absolute Einsamkeit empfohlen wurde. Durch ein solches Abtrennen von allen irdisch-menschlichen Beziehungen besiegt der Mensch selbst den Tod. Wem das nicht gelingt, dessen Seele geht in irgend einen anderen Körper über, zum Beispiel in den eines Thieres.

Es liegt auf der Hand, daß eine Religion, welche es als ihr Hauptziel betrachtet, sich von allem Irdischen und Menschlichen loszulösen, eine den Zwecken des Staates durchaus entgegengesetzte Richtung verfolgt, da dieser einzig und allein zu dem Zwecke gebildet ist, die irdische Glückseligkeit der Menschen zu fördern. Alle Religionen welche das Leben nach dem Tode, von dem der Verstand nichts weiß, als die Hauptsache und das Erdenleben als Nebensache betrachten, sind immer staatsfeindlich, schon ihrem Prinzipe nach. Weil sie sich in Regionen bewegen, die der Verstand nicht kennt und in denen sich allein die Phantasie tummelt, so erzeugen und fördern sie überall Wunderglauben und Aberglauben der abgeschmacktesten und schädlichsten Art, wie ihn denn auch die Tao-tse-Religion in reichlichstem Maße hervorgebracht hat.

Staat. Die alte chinesische Staatsverfassung war das Ideal der Despotie, obwol nicht der Despoten. Sie war eigentlich nichts, als die Ausdehnung der väterlichen Gewalt über das ganze Volk. Der Kaiser war der Mittelpunkt des ganzen Staatslebens. Er war der Sohn des Himmels und man erwies ihm eine fast abgöttische Verehrung. Sein Verhältniß zum Volk hatte indessen eine Seite, welche späteren Despoten schwerlich gefallen konnte: Man verlangte, daß er sich durch sein Leben und Betragen der göttlichen Verehrung würdig achte, die ihm erwiesen wurde. Da seine Laster und Sünden „die Weltordnung“ störten und Unglück aller Art über das Volk brachten, so verlor ein lasterhafter Kaiser das Recht dasselbe zu regieren. Er konnte das überhaupt nicht nach seiner Willkür thun, sondern war gebunden, nach der ewigen Ordnung des Himmels zu regieren, welche in den althergebrachten Gesetzen und Gebräuchen von den Altvordern überliefert worden. Handelte der Kaiser dagegen, so gab er damit dem Volke das Recht ihn abzusetzen. In den ältesten Zeiten wurden die Kaiser gewählt.

Einen Geburtsadel gab es in China nicht; jeder Angehörige des Staates hatte gleiches Recht und konnte zu jeder Stellung in demselben gelangen. Rang vererbte sich nicht, nur Besitz. Nach der Theorie der alten Gesetze war der Staat eigentlich Eigenthümer alles Grund und Bodens, und jeder Familienvater hatte das Anrecht auf einen bestimmten Theil desselben, von dessen Ertrag er dem Staate den neunten Theil abgeben mußte.



Brechen des Feldspaths.



Stampfe.



Formen auf der Scheibe.



Brennen im offenen und geschlossenen Ofen.

Die Töpferei bei den Chinesen. Nach einem chinesischen Holzschnitt.

Andere Steuern gab es nicht. Wer seinen Acker unbebaut ließ, verlor sein Recht daran. Verbrecher und Kriegsgefangene wurden Staatssklaven.

Wie sich das Staatswesen in den folgenden Zeiträumen ausbildete und änderte, und wie die Regierung und Verwaltung gehandhabt wurde, werden wir später sehen und übergehen es hier, um Wiederholungen zu vermeiden.

Industrie. Die Chinesen waren von jeher das fleißigste und arbeitsamste Volk der Erde. Die älteste und wichtigste Beschäftigung desselben war der Ackerbau; er bildete die Grundlage des ganzen chinesischen Lebens und nahm den ersten Rang ein. Seine Einführung wird dem Fo-hi zugeschrieben, und der Kaiser steht ihm vor. Der alten Sitte gemäß pflügt er auf seinem eigenen Acker bei dem Frühjahrsfeste einige Furchen mit einem silbernen Pfluge.

Die Kaiserin steht dem Seidenbau vor, der sich gleichfalls in die graueste Vorzeit verliert und der von einer Kaiserin eingeführt sein soll, die schon 2000 v. Chr. lebte.

Bei einem Volke, dessen ganze Thätigkeit und ganzes Denken nur auf die Erde und das Leben auf derselben gerichtet war, mußte sich die Industrie zu einem hohen Grade der Vollkommenheit entwickeln, besonders da sie durch großen Fleiß und wunderbare Ausdauer unterstützt wurde. Das hartnäckige Festhalten am Althergebrachten, weil es für absolut gut galt, das Mißtrauen gegen jede Neuerung, und der pedantische Geist der Staatsmaschine, welche alle Verhältnisse des Lebens in bestimmte Regeln und Formen zwängte, hat allerdings seinen bedeutenden Einfluß auf die Entwicklung der chinesischen Industrie gehabt und ihr einen pedantisch-kleinlichen Charakter aufgeprägt; sie ist groß im Detail, aber klein im Großen. Eine gewisse Grenze konnte sie nicht überschreiten, weil dazu ein Geist gehört, der absolut antichinesisch ist; aber innerhalb dieser Grenze ist sie wahrhaft bewundernswürdig.



Chinesische Schriftzeichen.

Bei allen Völkern der Erde finden wir, daß der Charakter der Wohnungen, die sie sich erbauen, von dem Material abhängt, das sie in dem Lande vorfinden, in welchem sie sich zuerst dauernd niederließen, und natürlich auch von der Beschaffenheit des Klimas und ihrer Beschäftigung. Die Chinesen fanden in dem mittleren Theil des Landes, den sie bewohnten, ein warmes Klima; sie waren ein ackerbauendes Volk, welches an seine Wohnplätze gebunden ist und bauten sich daher Wohnungen nicht nur für vorübergehenden, sondern für möglichst langen Gebrauch. Baumaterialien fanden sich genug vor, und sie hatten die Wahl. Ihr praktischer Sinn ließ sie diejenigen wählen, welche nicht nur für ihr Klima die besten, sondern auch die am leichtesten zu verarbeitenden waren. Ihre Ebene war sehr wasserreich, und überall gedieh eine Pflanze, welche für die Chinesen von ganz außerordentlicher Nützlichkeit wurde: das Bambusrohr. Dieses Rohr bildet förmliche Waldungen, wird sehr dick und erreicht die Höhe großer Bäume. Da das Rohr eine äußerst feste Schale besitzt und hohl ist, so verbindet es mit großer Leichtigkeit eine bedeutende Tragkraft, was es zu Baumaterial und zu tausend anderen Zwecken, wozu man bei uns Holz oder selbst Eisen anwendet, sehr geeignet macht. Bambusrohr ist daher ein Hauptmaterial bei dem Bau chinesischer Wohnungen, die meistens einen Unterbau von Stein haben und wegen der nicht seltenen Ueberschwemmungen haben mußten.

Eine Menge Erfindungen, welche Jahrhunderte später in Europa die bedeutsamsten Folgen hatten, waren schon längst in China gemacht worden, verursachten aber dort weder wissenschaftliche noch soziale Umwälzungen. — Hier haben wir es nur mit der Periode der chinesischen Geschichte zu thun, die mit dem Auftreten des großen Gesetzgebers Kong-fu-tse schließt und in diese hinein reichen die Hauptzweige chinesischer Industrie nicht. Wir werden davon und von dem sozialen Leben der Chinesen später ausführlicher zu reden haben.

Sprache und Literatur. Die Sprache der Chinesen ist diejenige, welche vielleicht der Ursprache der Menschen sich am meisten nähert. Sie trägt noch den Charakter der Kindheit. Wie das Kind Pa und Ma sagt und keine Grammatik kennt, so hat auch die chinesische Lautsprache nur einsilbige Wörter und keine eigentliche Grammatik. Die Hauptwörter haben keine Deklination und die Zeitwörter keine Konjugation; die verschiedene Zahl oder Zeit wird durch die Stellung der Wörter im Satz oder durch die Betonung ausgedrückt.

Obwol die Sprachen aller Völker des ungeheuern chinesischen Reichs denselben einsilbigen und grammatiklosen Charakter haben, sind sie doch sehr verschieden, und wenn diese Völker ihre gewöhnliche Volkssprache reden, verstehen sie sich unter einander ganz ebensowenig wie die verschiedenen Völker Europa's. Es giebt aber eine offizielle Sprache, welche von allen chinesischen Regierungsbeamten und daher auch von allen Gebildeten neben der andern für den Hausgebrauch dienenden Sprache gesprochen wird.

Ganz anders verhält es sich jedoch mit der Schriftsprache. Diese ist ganz unabhängig von der Lautsprache, denn sie drückt nicht Laute durch Buchstaben aus, sondern die **Begriffe der Wörter** durch bestimmte Zeichen, deren Zahl- und Zeitverhältniß zu einander durch die Stellung im Satz oder auch durch eine besondere Hinzufügung bestimmt wird. Den deutlichsten Begriff von dem Wesen der chinesischen Sprache geben uns unsere Zahlen und die musikalischen Noten. 1, 2, 3 u. s. w. bedeutet für Deutsche, Engländer und Franzosen ganz dasselbe, obwol sie dafür eins, zwei, drei, one, two, three und un, deux, trois sagen. Ebenso bedeutet dieselbe Note bei allen kultivirten Völkern denselben Ton.



Chinesisches Wohnhaus aus Bambusrohr. Nach Zeichnung von Violet-le-Duc.

Die chinesische ist eine Art von Universalschriftsprache*), die von allen Völkern China's verstanden wird, wenn sie sich auch im Reden nicht verstehen und die so gut von allen Völkern Europa's verstanden werden könnte, wenn dieselben das lernen wollten, was jeder chinesische Schulknabe lernen muß, nämlich die Bedeutung der Grundzeichen — etwas über 200 —, deren Erweiterung zum Ausdruck zusammengesetzter Begriffe und endlich die Bedeutung der Reihenfolge der Wortzeichen im Satze.

Die chinesische Lautsprache mag schwierig sein, da auch die Betonung die Bedeutung der Wörter verändert; allein die Schwierigkeiten der Erlernung der chinesischen Schriftsprache sind nicht so groß, wie sie oft geschildert werden. Es giebt allerdings kein Alphabet, denn jedes Wort ist durch ein besonderes Zeichen ausgedrückt, welche Zeichen man beim Schreiben nicht in wagerechter Richtung **neben einander**, sondern **unter einander** setzt; allein das Wörterbuch **jeder** Sprache enthält 40 bis 50,000 Wörter und doch schreiben wir französisch oder englisch, ohne den sechsten Theil, wenn so viel,

*) Vielleicht daß die chinesische Sprache in weiterer Fortentwickelung als Universalschriftsprache dienen könnte, was nebenbei noch den Vortheil hätte, daß sie bereits von dem gebildeteren Theil von 400 Millionen Menschen verstanden wird. — Hätte man eine solche Universalschriftsprache, so könnte man Bücher drucken, die überall verstanden würden wie die arabischen Ziffern.

davon zu kennen. — Die chinesischen Sprachgelehrten nehmen sechs verschiedene Klassen von Wortzeichen an. Die erste Klasse umfaßt die Bilder oder Zeichen für sinnlich wahrnehmbare Gegenstände, und ihre Zahl wird auf 608 angegeben. Die zweite Klasse umfaßt zusammengesetzte Bilder, 740 an der Zahl; z. B. das vereinigte Zeichen von Mund und Vogel bedeutet Gesang. Die dritte Klasse umfaßt die Wörter, welche gewisse Verhältnisse der Stellung andeuten, wie rechts, links, sitzend, liegend u. s. w.; deren zählt man 372. Die fünfte Klasse enthält die Wortzeichen für abstrakte Begriffe und die Wörter sind in ähnlicher Weise wie viele unserer Sprache gebraucht. Wir sagen auch: der Mann hat kein Herz. Das Zeichen für Herz bedeutet im Chinesischen auch Geist und das Wortzeichen für Zimmer Frau. Die sechste Klasse umfaßt Wortzeichen, die eine Vermittlung mit der Lautsprache bilden. Die Schriften des Kong-fu-tse und seiner Schüler enthalten nur 2500 Wortzeichen. Sir John Davis, der viele Jahre Gouverneur von Britisch-China war und ein treffliches Buch darüber schrieb, sagt, daß man mit der Kenntniß von 600 Schriftzeichen durch ganz China reisen könne.

Wie wir verschiedene Arten von Schriften haben, so haben auch die Chinesen verschiedene Arten zu schreiben, die sich etwa unterscheiden wie unsere Druckschrift von der geschriebenen. — In China bedient man sich zum Schreiben keiner Feder, sondern eines Pinsels und schwarzer Tusche, die aus dem Ruß einer Oelpflanze gemacht wird.

Die Erfindung der Schreibekunst wird schon dem Fo-hi zugeschrieben; das heißt, sie kam zugleich mit den Chinesen nach China.

Was wir von der Literatur der Chinesen dieser frühen Periode wissen, verdanken wir dem Fleiße des Kong-fu-tse, der in seinen fünf, King genannten Büchern die ältesten Denkmäler chinesischer Gesetzgebung, Philosophie, Geschichte und Poesie sammelte. Sie stehen im höchsten Ansehen und gelten gewissermaßen für heilige Bücher, wenn auch nicht für Offenbarungen. Diese fünf Kings und ihr Inhalt sind folgende:

1) Y-King, das Buch der Verwandlungen ist unverständlich trotz versuchter Erklärungen. Es ist eine Sammlung von 88 Figuren, die aus gebrochenen Linien zusammengesetzt sind, welche Kua heißen und symbolisch die Elemente u. s. w. bezeichnen Sie stammen aus dem grauesten Alterthum und sind vielleicht die ersten Schriftversuche, die je gemacht wurden. 2) Schu-king, das Buch der Annalen. Es ist nicht vollständig vorhanden und enthält Bruchstücke der Geschichte der Wahlfürsten und der drei ersten Dynastien, zugleich aber auch moralische und politische Betrachtungen und Lehren und Kernsprüche für das praktische Leben. 3) Das Schi-king, das Buch der Gesänge, enthält eine Sammlung alter Lieder, von denen manche sehr zart und tief gefühlt, wenn auch ohne hohen poetischen Schwung sind. Diese Lieder, deren Ursprung in fabelhafte Zeiten hinaufreicht, können sich dreist mit den poetischen Erzeugnissen europäischer Kulturvölker aus ältester Periode messen. 4) Tschün-thsieu, eine Geschichte der einzelnen Königreiche, die mit 770 v. Chr. beginnt und bis auf die Zeit des Kong-fu-tse geführt ist. 5) Li-ki, der Sittenspiegel. In diesem Buche sind Vorschriften für alle möglichen Verhältnisse des Lebens enthalten. — In sehr großen Ehren steht auch ein Buch Hiao-king, welches Gespräche des Kong-fu-tse mit seinem Schüler Tseng-tse über die Pflichten der Kinder gegen die Eltern enthält.

Nächst den Kings stehen die vier Sse-schu genannten Bücher im Werth am höchsten. Das eine derselben, Ta-hio, die große Lehre, oder die Kunst die Völker zu regieren, wurde von Kong-fu-tse zum Theil selbst geschrieben; die übrigen schrieben seine Schüler Tseng-tse, Tseu-tse (Enkel des großen Weisen), Meng-tse und Andere, jedoch in späterer Zeit.

Welche Bedeutung diese Schriften des Kong-fu-tse gewonnen und wie das Andenken des großen Mannes in China geehrt wurde, werden wir bei der späteren Geschichte China's berichten.



Indien.

Von den ältesten Zeiten bis auf Buddha 550 v. Chr.



Kein Land der Erde hat seit den ältesten Zeiten die Menschen mehr interessirt als Indien. Dieses märchenhafte Wunderland war von jeher das Ziel der Sehnsucht aller Völker, weniger weil es sonst als Wiegenland der Menschheit betrachtet wurde, sondern mehr wegen der Gerüchte von seinem fabelhaften Reichthum an seltsamen, werthvollen und köstlichen Naturprodukten.

Obwol schon die ältesten Handelsvölker mit den Indiern in Verkehr standen, so lag es doch in der Politik aller handeltreibenden Völker, die Quellen geheim zu halten, aus denen sie ihre kostbarsten Waaren holten. Das Land jenseit des Indus war den Völkern Europa's bis zu Alexander dem Großen fast ganz unbekannt. Man nannte es Indien, von den Hindu, dem Volke, welches man zunächst kennen lernte, und bezeichnete mit diesem Namen alle Länder östlich vom Indus. Diese theilte man wieder in India intra Gangem — das Land zwischen Indus und Ganges nebst Dekan und Ceylon — und India extra Gangem, wozu das jetzige Hinterindien und auch Serica (China) gerechnet wurde. Den Namen Ostindien erhielt das Land erst nach der Entdeckung Amerika's, welches Westindien genannt wurde, weil Columbus, als er es entdeckte, das wirkliche Indien erreicht zu haben meinte, und dieses das eigentliche Ziel seiner Reise war.

Vorderindien oder Ostindien, das Land, mit dem wir es hier allein zu thun haben, bildet ein unregelmäßiges Viereck, dessen Winkelspitzen genau nach den vier Himmelsgegenden weisen. Dieses Land enthält 65,000 Quadratmeilen, und auf denselben wohnen jetzt 190 Millionen Menschen.

Die nordwestliche Seite dieses Viereckes wird von dem Flusse Indus (Sind oder Sindhu), die nordöstliche von dem 340 Meilen langen und 30—40 Meilen breiten Himalajagebirge gebildet, die südwestliche vom Arabischen Meere und die südöstliche vom Bengalischen Meerbusen bespült.

Ungefähr in gleichem Breitengrade mit den Mündungen des Indus und denen des Ganges zieht sich eine Bergkette hin, welche das Vindhyagebirge heißt und ganz Ostindien in zwei Dreiecke theilt.

Das nördliche dieser Dreiecke heißt Hindostan. Der nördliche Theil desselben, in welchen sich das Himalajagebirge verläuft, ist ein herrliches Alpenland, auf dem alle Arten europäischer Fruchtbäume, Getreide und andere Kulturpflanzen gedeihen; der südlich gelegene

ist ein großes Tiefland. Das östliche Ufer des Indus und das Gebiet der fünf Ströme, welche zusammenfließen und den Indus bilden, Pendschab (Fünfstromland), ist mäßig fruchtbar. Bei den alten Indern hieß dieses Fünfstromland Pantschanada, bei den griechischen Geographen Pentapotamien, jetzt Pendschab (engl. Punjab). Die fünf Ströme, nach denen das Land benannt wurde, sind von Westen nach Osten folgende: Der Dschelam (Behat, auch Bedscha), bei den Alten Hydaspes; der Tschinab, Acesines; der Iravati (Rawi, auch Iroti), Hydraotes; der Bjasa (Bejas), Hyphasis; der Sutledsch, Hisidries oder Zadadres. In diesen letztern ergießen sich die vier erstgenannten Flüsse, und der Sutledsch mündet als mächtiger, schiffbarer Strom in den Indus. Einzelne Theile des Sutledsch haben Lokalnamen. In diesem Theil Indiens ist der Elefant nicht heimisch. Von dem Stromgebiet des Ganges ist das Pendschab durch eine Wüste getrennt. Dieses Stromgebiet des Ganges ist eines der üppigsten tropischen Länder der Erde. Hier wachsen die edelsten Nutzbäume, wie Palmen aller Art, Sandelholz-, Teak- und Ebenholzbäume u. s. w., und außerdem die köstlichsten Gewürzpflanzen, Bäume und Sträucher, von denen man Gewürznelken, Zimmt, Muskatnüsse gewinnt; ferner Indigo, Baumwolle, Zuckerrohr und Reis, welcher letztere das Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung ausmacht. Die Niederungen sind mit undurchdringlichen tropischen Dickichten, Dschungeln, besetzt, in denen das Bambusrohr eine bedeutende Stelle einnimmt, und in welchen Farrnkräuter die Gestalt von Bäumen annehmen. In diesen Wildnissen hausen Elefanten, Löwen, Tiger, Leoparden, Nashorne, Büffel, Affen u. s. w., und herrlich gefiederte Vögel, wie der Pfau, Gold- und Silberfasanen, die Ureltern unserer Haushühner, und auch riesige Schlangen. Dieses Tiefland beschützt der Himalaja gegen die eisigen Nordwinde, während er die Regenwolken aufhält, die der Passatwind von dem Südmeer herantreibt und sie zwingt, ihren befruchtenden Regen auf die von einer tropischen Sonne durchkochte Erde zu ergießen.

Das südlich der Vindhyakette gelegene Dreieck, an dessen südlicher Spitze die große Insel Ceylon liegt, heißt Dekan. Gegen 5—6000 von den 30,000 Quadratmeilen, die es enthält, sind Küstenebenen; das übrige Land ist von verschiedenen Bergketten durchzogen, die in der Mitte ein ausgedehntes Tafelland bilden, welches jetzt Mittelindien genannt wird und etwa 420—560 Meter über der Meeresfläche liegt. Die Gebirge zeichnen sich durch Metallreichthum aus, aber noch berühmter sind die dort und in den Flußbetten gefundenen edlen Steine, wie Diamanten, Rubinen, Saphire, Smaragde u. s w., die, wie auch die kostbaren Perlen aus der die Halbinsel umspülenden See, schon im Alterthum bekannt und hoch geschätzt waren.

Die älteste Geschichte dieses herrlichen Landes ist in tiefes Dunkel gehüllt und Alles, was wir darüber wissen oder vermuthen, entnehmen wir den heiligen Büchern und Heldengedichten, die uns zwar bis in das sechzehnte Jahrhundert v. Chr. hinaufführen, aber wenig eigentliche Geschichte enthalten. Was wir über diese wissen, oder wie gesagt, mehr errathen, beschränkt sich auf Folgendes:

Im Norden des Himalaja, wo sich andere Gebirge, namentlich das Hindukusch (welches die alten Geographen den Indischen Kaukasus nannten), himmelhoch aufthürmen, lebten auf den Hochebenen in uralten Zeiten Nomadenvölker kaukasischen Stammes. Ob sie blos dem Wandertrieb der Nomadenvölker folgten, oder durch besondere Naturereignisse veranlaßt, oder durch den Reichthum der Nachbarländer angelockt, oder durch ihre Vermehrung gezwungen wurden sich auszubreiten — wissen wir nicht; genug, sie verließen ihre Wohnsitze. Einige Stämme zogen durch die niedrigeren Vorberge des Hindukusch, welche die Alten Paropamisus nannten, nach den mehr nordwestlich gelegenen Ländern, die sonst Sogdiana, Baktria, Hyrkania und Arachosia hießen, während andere durch die Pässe des Himalaja nach dem Fünfstromland (Pendschab) wanderten und sich dort niederließen. Von den neuen Ankömmlingen wurde die vorhandene Urbevölkerung unterworfen und kultivirt oder verdrängt.

Diese Völker von heller Hautfarbe und intelligenter als ihre Nachbarn, nannten sich selbst Arja oder Arier, was von dem Sanskritwort ar, pflügen, stammt und die Bedeutung von Hervorragendem, Erstem oder Vornehmstem annahm, weil Diejenigen unter den Nomaden, welche zugleich Ackerbau trieben, das größte Ansehn genossen. Diejenigen, welche nordwestlich zogen und sich in dem nach ihnen Iran (oder Eran und altpersisch Arjana) genannten Lande ausbreiteten, werden wir später berücksichtigen; jetzt folgen wir den anderen Stämmen, die sich am Indus niederließen und nach diesem Fluß (Sind oder Sindhu) Hindu genannt wurden. Die Zeit dieser Wanderung setzt man um das Jahr 2000 vor Chr.



Wanderungen der Arier. Zeichnung von H. Vogel.

Ostindien war aber vor derselben, wie bemerkt, keineswegs unbewohnt. Es lebten hier in wildem Zustande zahlreiche, mehr oder minder tiefschwarz gefärbte Völkerschaften, die indessen mit den Negern Afrika's nichts als die Farbe gemein hatten. Sie waren tüchtige, wehrhafte Stämme, die nicht ohne Widerstand ihr Land aufgaben.

Von dem Leben der Arier im Pendschab wissen wir wenig Sie waren eben ein Hirtenvolk, welches zugleich Ackerbau trieb, und ihr Hauptreichthum bestand in ihren Rinder- und Pferdeherden. Als sich ihre Zahl vermehrte, dehnten sie sich aus und drängten nach Süden. Ungefähr 1500 v. Chr. müssen sie bis zu den Indusmündungen vorgedrungen sein, denn

andere Völker trieben dorthin Handel, was mit den wilden Einwohnern wol schwierig, wenn nicht unmöglich, gewesen wäre.

Die Arier lebten in Dörfern beisammen; es entstanden jedoch auch einige Städte, denn aus dem Ackerbau entwickelten sich Gewerbe. Sie wurden wahrscheinlich in patriarchalischer Weise von Stammältesten regiert, die auch den Oberbefehl in den Kriegen übernahmen, die sie gegen die wilden Völker führten, welche gewiß häufig Versuche machten, die Herden ihrer Sieger zu rauben. Der Titel dieser Oberhäupter, Gopa, der in der alten Sanskritsprache wörtlich übersetzt Beschützer der Kühe heißt, wie auch das für Krieg gebrauchte Wort Begehren nach Kühen, scheinen dies anzudeuten.

Das Volk und die Herden vermehrten sich. Es gab Streit, theils mit den Eingebornen, theils mit Stammverwandten um Weiden, wie dies unter Hirtenvölkern vorkommt. Das Land wurde abermals zu enge, und man drang weiter nach Osten und über die Wüste in das gesegnete Gangesgebiet vor. Die dort wohnenden Stämme vertheidigten sich tapfer, und dasselbe thaten schon angesessene arische Völker gegen andere, später aus dem Mutterlande nachdrängende. Diese Kriege dauerten Jahrhunderte. Aus den Hirten wurden Krieger, aus den „Beschützern der Kühe" Könige, und statt um den Besitz von Herden kämpfte man jetzt um den von Königreichen. Kriegerischer Muth kam zur Geltung. Die Tapfersten scharten sich um den König, und aus ihnen gingen die Helden hervor, welche in Gesängen gefeiert wurden. Das Volk trat in die Heroenzeit.

Endlich nahm man die üppigen Länder am Ganges ein und ließ sich dort häuslich nieder. Der Boden gab tausendfach wieder, was man ihm anvertraute; mit wenig Arbeit gewann man seinen Lebensunterhalt, und das Volk gab sich dem behaglichen Genusse hin. An Beunruhigungen durch die vertriebenen Ureinwohner fehlte es sicher nicht; allein die Nachkommen der Krieger, welche in den Schlachten auf den Eroberungszügen geglänzt hatten, waren wieder Krieger geworden, und ihnen überließ man es gern, den Feind zurück zu treiben. Es bildete sich ein Kriegsadel, der es verschmähte, an bürgerlichen Beschäftigungen Theil zu nehmen. Weil man den Preis ihrer Vorfahren bei allen Festen sang und sie im Frieden von den ihnen eingeräumten Ländereien und dem vom Könige gezahlten Golde ohne Arbeit sorglos und in Freuden lebten, so hielten sie sich bald für besser als das übrige Volk, welches sich um seinen Lebensunterhalt bemühen mußte. Nichtsthun galt und gilt überall in der Welt für vornehm und Arbeiten für gemein.

Die Krieger, zu denen auch der Fürst gehörte, hießen Kschatria, das Volk Vaisja, Stammverwandte. Letztere waren und blieben indessen Arier und dünkten sich erhaben über die besiegten Ureinwohner, die Sudra hießen.

Ueber alle diese Klassen erhoben sich aber die der Priesterfamilien, der Brahmanen, und so entstanden vier scharf gesonderte Kasten, deren Unterschiede sich durch die Bemühungen der Brahmanen immer schroffer ausbildeten. Wie das geschah und welche Folgen das hatte, werden wir in der Kulturgeschichte sehen. Von politischen Ereignissen ist in diesem Zeitraum weiter nichts Erwähnenswerthes bekannt.

Kulturgeschichte.

So wenig uns auch die alten Schriften der Inder von der frühesten Geschichte des Landes berichten, so setzen sie uns doch in den Stand, über die Kultur dieses Volkes mehr zu erfahren, als wir von den meisten Völkern in so grauer Vorzeit wissen

Religion. Als die Arier im Pendschab noch ein idyllisches Hirtenleben führten, welches nur hin und wieder durch unordentliches „Begehren nach Kühen" unterbrochen wurde, war ihre Religion eine einfache Naturreligion, obwol bereits vielfach poetisch-phantastisch ausgeschmückt. Diese Religion war so entstanden, wie wir es in der Vorhalle angegeben haben. Man bewunderte und liebte die verborgenen Urheber wohlthätiger und angenehmer und fürchtete diejenigen unangenehmer oder verderblicher Naturerscheinungen, ohne ihnen indessen

eine nach unseren Begriffen göttliche Verehrung zu schenken. Sie waren eben weiter nichts als sehr mächtige Geschöpfe, gewissermaßen potenzirte Menschen, deren Hülfe und Beistand man zu gewinnen suchen mußte. Weiter wurde nichts durch alle Gebete und lobpreisenden Lieder und Opfer bezweckt.



Wohnung der Arier. Zeichnung von Violet-le-Duc.

Von der Kraft dieser Opfer hatten die Arier eine ganz besondere Theorie. Die Götter hatten zwar einen Trank Amrita, durch den sie unsterblich wurden; allein trotz aller Macht und Unsterblichkeit hungerten sie, denn da, wo sie wohnten, gab es sonst nichts zu essen und zu trinken, und so waren sie auf die Opfer der Menschen angewiesen. Diese Opfer stillten ihren Hunger und gaben ihnen Muth und Kraft; durch sie verpflichtete man die Götter zur Dankbarkeit und zum Beistand und meinte, daß sie auf dieselben einen zwingenden Zauber ausübten.

Ganz besonders aber wurde diese Kraft dem Somatrank zugeschrieben, der die köstlichste Leckerei der Götter sein sollte und den man deshalb mit ganz besonderer Sorgfalt aus dem Saft einer Bergpflanze und gegohrener Milch bereitete. Diesem göttlichen Milchpunsch konnte kein Gott widerstehen, und die Opfernden tranken ihn eben so gern.

Der Somatrank wurde aus einer auf den Bergen wachsenden Pflanze gemacht, die sammt der Wurzel bei Mondenschein gesammelt, und deren, unter allerlei Ceremonien mit Wasser besprengte Stengel ausgepreßt und ihr so verdünnter Saft durch ein Haarsieb filtrirt wurde, bei welcher Operation die Priester ihre Finger mit goldenen Ringen schmücken mußten. Dieser Saft wurde mit der Milch von dreimal sieben Kühen vermischt und gab nach der Gährung einen süßen Trank, über dessen Vortrefflichkeit Götter — und Priester — in Begeisterung geriethen. Hymnen wurden zu seinem Preise gesungen, und allmählich stieg er von einem „Ernährer der Götter" zu der der Natur innewohnenden Urgottheit selbst, zur Urmilch des All, zum Lebenserzeuger und kraftbegabten Göttererzeuger.

Die Pflanze, aus welcher dieser Trank bereitet wurde, ist die Asclepias acida *L.* (eine Cynanchum-Art). Ihr Saft ist milchig, scharf, reizend und zusammenziehend. Der Genuß bewirkt nicht wie Mohnsaft einen betäubenden Schlaf, sondern hemmt ohne denselben die Thätigkeit der Nerven. Er erzeugte nach der Gährung und Zubereitung wahrscheinlich einen extatischen Zustand. Wie wir sehen werden, kannten und schätzten die Arier Baktriens diesen Trank gleichfalls über Alles. Noch jetzt scheint man denselben in Persien aus einer Pflanze zu bereiten, die sonst dort Haoma genannt wurde.

Der Gottesdienst der indischen Arier im Pendschab war noch sehr einfach. Die Gebete und gewöhnlichen Opfer wurden von den Familienvätern oder Stammhäuptern dargebracht, und nur wenn mehr feierliche Opferfeste stattfanden, an denen das ganze Volk Theil nahm, verrichteten die religiösen Handlungen Mitglieder besonderer angesehener Familien, in welchen dieses priesterliche Amt sich bald durch Gewohnheit forterbte und ein historisches Recht wurde.

Es gab gute und böse Geister, helle, leuchtende und finstere. Die ersteren, Diva (von div, hell), waren die den Menschen freundlichen, die fortwährend, eben so wie die Menschen, mit den feindlichen Elementen im Kampf waren. Der Erstgeborne und mächtigste dieser Licht- und Luftgötter war Indra, der jenseit des Luftkreises wohnte und als furchtbare Waffe den Donnerkeil hatte. Er war der Luftgott, der Gott des blauen Himmels; ihm standen Maruts und Vaju, die schnellen Winde bei; sie halfen ihm die schwarzen Wolken verjagen, mit denen der „Einhüller", der mächtigste Vritra, den Himmel verfinsterte. Der schrecklichste unter diesen windigen, obwol wohlthätigen Göttern ist der furchtbare, heulende Rudra, der den von Indra erregten Gewittern voranzieht, welche den befruchtenden Regen bringen, den die bösen Götter fest zu halten suchen.

Unter den Göttern des Lichtes verehrte man nächst Indra die Morgenröthe, Uschas, die Tochter der Sonne und des Himmels, dessen Thor sie öffnete und aus dem sie auf einem mit rothen Kühen bespannten Wagen einherzog; ferner den Sonnengott Surja, dessen Wagen sieben rothe Pferde zogen und den man unter verschiedenen Namen verehrte, bald als Erzeuger, Savitri, oder Ernährer, Puschan, bald als Mihtra. Sein freundlicher Repräsentant auf der Erde war der schöne Feuergott Agni.

Neben oder über Indra thronte aber noch ein sehr mächtiger, geheimnißvoller Gott, Varuna. Er war es, der die Welt ins Dasein gerufen, die ewigen Gesetze gegeben hatte, denen selbst alle Götter und Menschen folgen mußten. Er hatte den Gestirnen ihre Bahn angewiesen und jedem Wesen seine besonderen Eigenschaften gegeben. Er mit den ihm dienenden Genien wachte über das sittliche Leben der Menschen, strafte ihre Uebertretungen durch Krankheit und Tod, vergab dem Reuigen und war ein Tröster in Kummer und Noth. Er war eigentlich der einzige Gott, der sich unserer Gottvorstellung nähert. Das Volk konnte sich von ihm aber keinen rechten Begriff machen und hielt sich mehr an die Götter, deren Thaten direkt auf ihre Sinne wirkten.

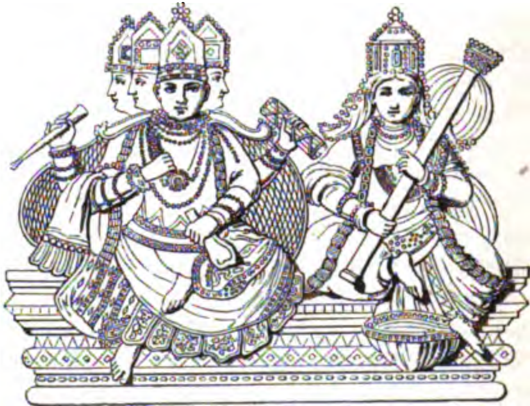
Das Recht mit den Göttern zu verkehren, das heißt ihnen Opfer zu bringen, vererbte sich, wie erwähnt, auf gewisse Familien. Schon frühzeitig wußten diese den Glauben zu verbreiten, daß sie ein Geheimniß besäßen, ihre Gebete, Lieder und Opfer vorzüglich wirksan

zu machen. Sie pflanzten diese Wissenschaft auf ihre Nachkommen fort, tauschten ihre Kenntnisse gegenseitig aus und erlangten ein immer größeres Ansehn. Man betrachtete sie gewissermaßen als ein Zwischenglied zwischen Göttern und Menschen, als Zauberer, welche das Geheimniß hatten, durch ihre Opfer die Götter zu zwingen.

Auf diese Weise entstand allmählich ein Priesterstand und eine theologische Wissenschaft, in deren Besitz nur dieser war. Sie, die Prohitas, verstanden allein die richtige Form der Gebete und Opfer, denn die Götter waren sehr empfindlich und ein Formfehler konnte das ganze Opfer wirkungslos machen.

Während der Heroenzeit, welche dem ruhigen Besitz des Gangesgebietes voranging, standen die Krieger, die Kschatrias, im Vordergrunde. Als aber ruhige Zeiten eintraten, und die Menschen mehr Muße hatten, ihre religiösen Hirngespinste auszubilden, machten ihnen die Priester den Rang streitig. Sie nannten sich nicht mehr Prohitas, sondern Brahmanen (Beter), hielten sich fern von den anderen Menschen, nahmen ein besonderes Betragen, eine besondere Kleidung an und verheiratheten sich nur mit Mitgliedern von Priesterfamilien.

Das war allerdings in alten Zeiten nicht so gewesen; allein die Traditionen aus diesen alten Zeiten waren nebelhaft verschwommen, weil mündlich überliefert. Die Brahmanen unternahmen es also, dieselben zu sammeln und in ihrem Sinne zusammenzustellen. Zu diesem Ende erfanden sie eine besondere, Devanagari genannte Schrift und schrieben die Vedas, in welchen sie zunächst die alten Gebete und Gesänge sammelten und die alten Götteranschauungen in ihrer Weise und zu ihrem Vortheil auslegten. Diese Vedas (das heißt heiliges Wissen) wurden die Religionsbücher der Indier, und sie sicherten den Brahmanen den Vorrang vor den Kriegern, da deren Bedeutung in der Friedenszeit in den Hintergrund trat.



Brahma und Saraswati.

Um ihre Herrschaft vollends zu sichern, erfanden die Brahmanen einen neuen Gott, den Brahmanaspati, den Herrn des Gebetes, der zwingenden Kraft, welche im Gebete der Beter (Brahmanen) liegt, eine Art von heiligen Geist, der den Vermittler spielte zwischen Himmel und Erde. Diese Gebetskraft, das Urheilige, Brahma, ist der Inbegriff aller Allmacht und Göttlichkeit, in ihm gehen alle anderen Götter auf. Er ist kein persönlicher Gott, sondern Brahma ist nur der Ausdruck für das Wesen, aus dem Alles hervorging. Brahma ist, nach einer in einem brahmanischen Werke enthaltenden Erklärung, die Quelle oder das Wesen, „aus welchem alle Wesen entstehen, durch welches sie, wenn geboren, leben, wohin sie streben und in welches sie wieder eingehen für die Erkenntniß und Seligkeit.

Aus diesem unerschöpflichen Urquell des Geistes ging Alles, was da war, hervor. Selbst die Pflanze war gewissermaßen ein beseeltes Wesen, in welchem sich ein Atom aus diesem Urquell befand. Die höchste Stufe dieser Leiter, die vollkommensten Wesen der Schöpfung, waren jedoch die Menschen; aber auch unter ihnen bestand ein großer Unterschied, der schon durch die Verschiedenheit ihres Ursprungs aus Brahma bedingt wurde. Die Brahmanen waren aus seinem Munde, die Kschatrias aus seinen Armen, die Vaisjas aus seinen Schenkeln und die Sudras aus seinen Füßen hervorgegangen. Man sieht, wo es den Priestern paßte, wurde die Weltseele, die geistige Urkraft, ein persönliches Wesen.

Die Rückkehr des in jedem beseelten Geschöpf vorhandenen Theilchens der Gottheit zu diesem Urquell, Brahma, sollte nach ihrer Lehre das einzige Streben des Menschen sein. Diese Wiedervereinigung konnte aber nur geschehen, wenn alles von der Verbindung mit dem Körper sich herschreibende Unreine abgestreift wurde. Die Sünde sei ein Produkt dieses Körpers, des Fleisches, und jede Sünde entferne den Zeitpunkt der Wiedervereinigung mit Brahma. Löse der natürliche Tod die zeitliche Verbindung, so müsse der freigewordene, durch die Sünde mehr oder weniger verunreinigte Geist einen Läuterungsprozeß durchmachen. Die freie Seele könne als solche auf der Erde nicht bestehen, sie müsse mit einem Körper verbunden sein und wiedergeboren werden und ihre Wohnung in einem ihrem Unreinigkeitszustande angemessenen Körper, in einem mehr oder weniger hoch oder niedrig stehenden Thier, oder gar in einer Pflanze nehmen. Von da ginge sie wieder in einen andern vollkommneren Körper und hätte einen langen Filtrirungsprozeß durchzumachen, ehe sie wieder in einen Menschen, zunächst in einen Sudra fahre. Von da ginge sie in einen Vaisjas, dann in einen Kschatrias und endlich in einen Brahmanen, von dessen Körper sie allein zu Brahma einziehen könne, wenn sie nicht durch Sünde wieder verunreinigt würde. Dies ist die indische Lehre von der Seelenwanderung.

Wir sind derselben Anschauung schon in den Lehren des Lao-tse in China begegnet und werden sie unter verschiedenen Verkleidungen bei späteren Völkern ebenfalls antreffen. Ueberall treibt das gährende Menschengehirn dieselben Blasen auf.

Diese Wanderung der verunreinigten Seele in einen irdischen Körper ging aber nach der Lehre der Brahmanen keineswegs so unmittelbar nach dem Tode vor sich. Ehe sie wiedergeboren und der Seelenläuterungsoperation unterworfen wurde, hatte sie erst die Strafe für die Sünde zu erleiden. Sie ging zunächst zu dem von den Brahmanen erfundenen Todtengott und Todtenrichter Jama und dann in die Hölle, deren Qualen die Phantasie mit den glühendsten Farben ausmalte. Hatte die Seele diese Strafe einige hunderttausend Jahre durchgemacht, dann erst wurde sie wiedergeboren und nach dem Urtheilsspruch diesem oder jenem Thiere zugetheilt.

Dieser unfaßbare, unpersönliche Brahma ging eben so wie der ältere Veruna über die Begriffskräfte des Volkes hinaus Das wußten die Brahmanen wohl und ließen die alten Götter bestehen, aber nur als untergeordnete Wesen, denen die Obhut über die acht Weltgegenden übergeben war. Die Verherrlichung der Brahmanen war der Kern der ganzen Religion. Nach dem letzten Gesetzbuch der Brahmanen, dem des Manu, hatten diese Götter folgenden Stammbaum:

Der Einige und Unsichtbare — also noch eine Kraft über Brahma hinaus — wollte aus seiner eigenen Substanz mannichfache Wesen hervorbringen. Er schuf zuerst das Wasser und legte in dasselbe den Zeugungsstoff. Aus diesem entwickelte sich ein Ei und aus diesem die schaffende Kraft des Ewigen, der Urvater aller Geister, Brahma. Durch den Gedanken dieses Ei zertheilend, schuf Brahma aus beiden Hälften Himmel und Erde, in der Mitte die Luft und die acht Weltgegenden, das Feuer und „der Gewässer unvergängliche Wohnung." Aus sich selbst ließ dann Brahma die Seele, die Ichheit oder Selbstheit und die fünf Sinne hervorgehen. Aus diesen Bestandtheilen und der Materie, den fünf Elementen, entstand das Universum, die vergängliche Welt.

Dann schuf der göttliche Geist den Manu, und dieser wieder die zehn großen Weisen, die Stammväter der Brahmanen. Diese erschufen sieben andere Manus oder Geistesfürsten, die Beaufsichtiger der sittlichen Weltordnung, ferner die Götter, gute und böse Geister, Wolken, Donner und Blitz und endlich durch die Macht ihrer Büßungen die Thiere und Alles, was auf Erden ist.

In diesem Gesetzbuch des Manu, welches Brahma diesem offenbart haben sollte, war genau der Weg vorgezeichnet, der zu Brahma zurückführte. Was damit für den Menschen erreicht wurde, ist nicht recht ersichtlich; denn der Höllenqual sowie dem

Seelenreinigungsprozeß entging Niemand ganz; sie konnten höchstens durch tugendhaftes Leben abgekürzt werden. Man war aber tugendhaft, wenn man ganz genau die bis in das Kleinste gehenden Vorschriften befolgte, die in dem Manu geoffenbarten Gesetze gegeben waren. Außer den allgemeinen Pflichten, Ehrfurcht gegen die Eltern und Familie, eheliche Liebe und Treue, Gastfreundschaft u. s. w., waren jeder Kaste besondere Vorschriften gegeben, denn die strengste Sonderung der Kasten war nach der göttlichen Weltordnung festgesetzt. Jedes Abweichen von den Regeln war Sünde.

Das allervorzüglichste dieser Gesetze war aber die Ehrfurcht gegen die Brahmanen, wie sich das von selbst versteht, da sie ja die Erfinder dieser Offenbarung waren.



Brahmanen. Zeichnung von H. Vogel.

Selbst der vornehmste Kschatria mußte sich in tiefer Demuth dem geringsten der Brahmanen nahen. Eine Beleidigung oder Vernachlässigung eines Brahmanen hatte nicht nur Strafen nach dem Tode, sondern auch schon solche im Leben zur Folge. Wenn ein Brahmanenlehrling", sagt das Gesetz des Manu, „seinen Lehrer wenn auch mit Recht, tadelt, wird er als Esel wiedergeboren; wenn er ihn verleumdet, als Hund, wenn er ihm Gehöriges benutzt, als kleiner Wurm, und wenn er ihm sein Verdienst beneidet, als größeres Insekt."

Aus dieser Lehre von der Seelenwanderung ging begreiflicherweise, und das ist die einzige gute Folge dieses seltsamen Glaubens, eine große Milde gegen die Thiere hervor. Man konnte ja nie wissen, ob man in einem Ochsen oder Esel nicht einem wiedergeborenen Ahnherrn oder seinem Vater begegnete. Wie andere religiöse Lehren führte also auch diejenige Brahma's durch die Ausartungen, in welche sie verfiel, zu Lächerlichkeiten.

Die Befriedigung ihres geistlichen Hochmuthes erkauften indessen die Brahmanen keineswegs auf leichte Weise. Eben so wie jeder Andere waren sie der Gefahr ausgesetzt, daß ihre Seelen in irgend einem Thiere wiedergeboren wurden, wenn sie nicht gänzlich Herr wurden über ihre Sinne, über die vom Fleisch ausgehende Sünde; wenn es ihnen

nicht gelang, sich gänzlich von allem Interesse am Irdischen loszumachen und ganz und gar in Brahma zu versenken. Ueber das Menschliche im Menschen ganz und gar zu siegen, jedes Gefühl und jede menschliche Regung zu vernichten, war das höchste Streben des Brahmanen. Gelang ihm das vollständig, dann konnte er Gnade vor dem Todtenrichter finden, vielleicht der Hölle und der Unannehmlichkeit entgehen, wiedergeboren zu werden, und direkt mit Brahma vereinigt werden, das heißt in dem großen unerschöpflichen Meere des Geistes aufgehen.

„Wer einem Blinden gleich nicht sieht", heißt es in einem der heiligen Bücher, „einem Tauben gleich nicht hört, dem Holze gleich ohne Empfindung und Bewegung ist, von dem wisse, daß er die Ruhe erreicht hat."

Im Buch des Manu werden von dem Brahmanen, wenn er alt geworden ist, die schrecklichsten Bußübungen verlangt. Er solle, heißt es darin, sich selbst alle möglichen Qualen zufügen, und wenn er infolge derselben krank werde, solle er nach Nordwesten fortschreiten, bis sein Leib zusammenbreche und seine Seele sich mit Brahma vereinige.

Die Lehren der Brahmanen waren der direkte Gegensatz derjenigen, welche Kong-fu-tse lehrte. Die ersteren betrachteten das Leben auf der Erde als eine Prüfungszeit, den Menschen als eine launenhafte Emanation Brahma's, dessen Seele weiter keine Aufgabe hat, als möglichst schnell wieder zu ihrer Quelle zurückzukehren, während die Religion des Kong-fu-tse nur das Wohlbefinden des Menschen auf der Erde im Auge hat, für welche ihn Gott erschuf, indem die Weisheit Gottes, sagt sie, dem Verstande bestimmte Grenzen gesetzt hat, die er nicht überschreiten kann, und daß weiser als Gott sein wollen Thorheit ist.

Die Religion des Kong-fu-tse ist allerdings eine nüchterne, praktische Verstandesreligion, die dem den Menschen eingepflanzten religiösen Gefühl wenig Rechnung trägt und vielleicht manche Blüte der Kultur und des höheren Lebensgenusses erstickt; allein wenn sie auch einen Stillstand in dieser Kultur erzeugt und dem von Unglück heimgesuchten Menschen keinen Trost gewährt, also in gewisser Beziehung eben so wirkt wie die Religion der Brahmanen, so macht sie doch das Leben wenigstens nicht unerträglich. Ein guter Mensch, der seinem Gewissen und den mit dem gesunden Menschenverstand nicht im Widerspruch stehenden Vorschriften des Kong-fu-tse folgte, konnte sehr glücklich leben, während selbst der frömmste Brahmane unmöglich mit seiner Religion glücklich sein konnte, weil es ja Hauptstreben seines Lebens war, jedem Lebensgenuß zu entsagen.

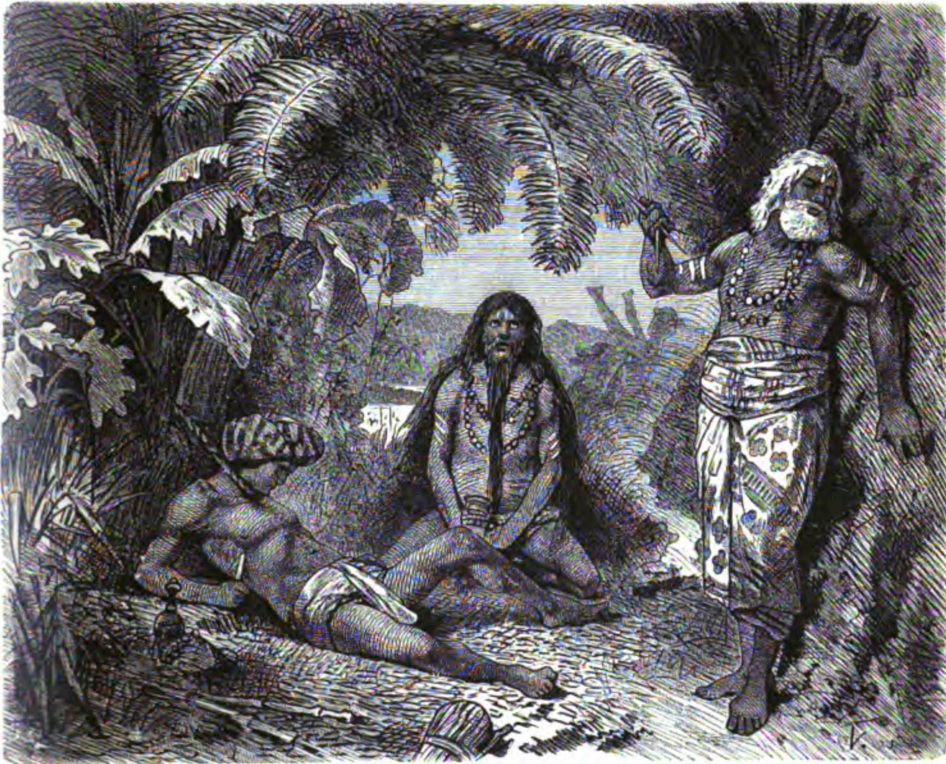
Das Kastenwesen, worüber wir weiterhin noch Einiges sagen werden, im Verein mit den trostlosen Aussichten auf die Höllenqualen und die Seelenwanderung, erzeugte im Volke einen erbarmungsvollen Zustand, dessen Erbärmlichkeit sich im Laufe der Zeit immer mehr steigerte, und der endlich unerträglich wurde.

So geschickt es die Brahmanen auch angefangen hatten, ihr Ansehn zu vermehren, und in so hohem Grade ihnen das auch gelungen war, so gab es doch Menschen, welche die sich immer seltsamer entwickelnde Brahmalehre bekämpften. Die närrischen asketischen Einsiedler, welche weiter nichts zu thun hatten, als über unlösbare religiöse Räthsel nachzudenken, kamen zu philosophischen Resultaten, die an unverständlichem Tiefsinn höchstens von denen der Weltweisen (Philosophen) eines indogermanischen Volkes übertroffen wurden, welches erst nach dritthalbtausend Jahren sich mit denselben Räthseln beschäftigte, — nämlich des deutschen Volkes.

Die brahmanischen Philosophen fanden heraus, daß nur die geistige Substanz wahrhaftes Sein besitze, daß aber die materielle Vielheit, das heißt die ganze körperliche Welt, eine bloße Sinnentäuschung sei, daß sie gar nicht anders als in unserer Einbildung existire.

Ein Mann, Namens Kapila, hatte die Keckheit zu behaupten, daß dies Unsinn sei, und ein philosophisches System aufzustellen, welches Sankhja (Erwägung) genannt wurde. Nach diesem trägt die Naturwelt ihr Lebensprinzip in sich selbst; die Materie ist ewig und die Mannichfaltigkeit der verschiedenen Formen, unter denen sie erscheine, entstehe durch in

dem Stoff enthaltene Naturkräfte. Eben so wie es eine Masse des Stoffes gebe, der ewig gewesen und unvergänglich sei, so existire auch eine Masse des Geistes, deren einzelne Theile unthätig im Weltraum schwebten und erst Bedeutung gewönnen, wenn sie sich mit einen Körper vereinigten, ihn beseelten. Durch diese Verbindung werde der Geist aber in einem ihm nicht-angemessenen Zustand versetzt, und es sei die Aufgabe des Lebens, die Seele aus diesem Zustande zu befreien, was nur allein dadurch geschehen könne, daß sie zum Bewußtsein und zur Erkenntniß gebracht werde, ein für sich selbständiges Wesen zu sein. Mit diesem Bewußtsein komme aber auch das Verlangen nach Befreiung, und diese werde erreicht, wenn der Mensch sich von allen körperlichen Einflüssen frei mache. Verlasse die Seele durch den Tod einen Körper, so suche sie sich nach freier Wahl einen andern und werde ein anderes Wesen.



Indische Büßer. Zeichnung von H. Vogel.

Das Resultat dieser Ansicht kam doch am Ende mit dem der Brahmanen überein, und es war also wenig gewonnen; allein indem sie die Götter leugnete und die Unfehlbarkeit der Brahmanenlehre verneinte, eröffnete sie der Reformation dieser Lehre einen Weg.

Der große Reformator der Indier wurde aber Buddha. Wir nennen ihn groß, weil die durch ihn hervorgebrachte Veränderung eine große, eine segensreiche, das Volk aus unerträglichen Banden befreiende war, obwol seine Religion an sich gleichfalls trübselig und wenig geeignet erschien, dem Menschen das Leben zu erleichtern, was doch der einzige vernünftige Zweck der Religion sein kann.

Im 7. Jahrhundert v. Chr. herrschte in dem nordindischen Staat Mâghada (jetzt Behar) ein König Namens Suddhodana, dem seine Gemahlin Maja im Jahre 623 einen Sohn gebar, der Sidartha hieß. Er wurde erzogen wie Königssöhne im Orient erzogen zu werden pflegen, nahm, als er 16 Jahr alt war, drei Frauen und führte ein heiteres Leben.

Die Legende erzählt, daß er durch eine besonders traurige Scene, deren Zeuge er wurde, plötzlich zum Nachdenken über das so weit verbreitete menschliche Elend kam. Dieses machte auf ihn einen so tiefen Eindruck, daß er in seinem 29. Jahre auf die Krone verzichtete, seinen Palast und seine Frauen verließ und, in ein ärmliches gelbes Gewand gekleidet, bettelnd nach Rhadschagriha wanderte, in der Nähe welcher Stadt sich einige Einsiedler von Ruf selbst peinigten, und von denen er lernen wollte.

Was er da sah, befriedigte ihn wenig, und er beschloß, sich selbst in die Einsamkeit zurückzuziehen, um dort über ein Mittel nachzudenken, wie die Menschheit aus ihrem Elend erlöst werden könne. Aus dem Kriegergeschlecht Sakja stammend, nannte er sich Sakja-Muni oder der Einsiedler Sakja, oder auch nach einem andern Geschlechtsnamen Gautama.

Sechs Jahre lebte er am Ufer des Flusses Narandschana unter den größten Entbehrungen, selbst ohne Feuer, bis er endlich den Schlüssel zu dem Räthsel, dessen Lösung er suchte, gefunden zu haben meinte. Er war nun ein Erleuchteter, ein Buddha, geworden und begann sein Lehramt. Begleitet von einigen Schülern zog er bettelnd durch Indien, auf den Straßen und Märkten seine Lehre dem ganzen Volke, nicht in der Gelehrtensprache, dem Sanskrit, sondern in der Volkssprache, dem Pali, predigend.

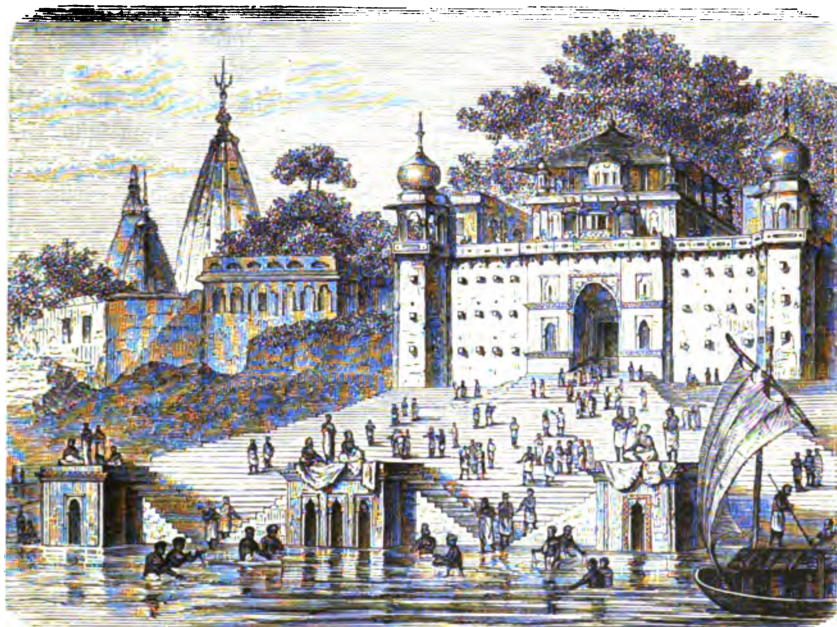
Die Brahmanen beachteten ihn Anfangs wenig, und als sie auf die Gefahr aufmerksam wurden, mit welcher seine Lehre ihre Herrschaft bedrohte, da war es bereits zu spät, denn der Strom des Erfolges ließ sich nicht mehr dämmen.

Diese Popularität verdankte Buddha hauptsächlich wol dem wichtigen Umstande, daß er die Kastenunterschiede nicht anerkannte, und daß er selbst ein Prinz war, verstärkte nur die Begeisterung, mit welcher diese Lehre aufgenommen wurde. Allein eben so viel Antheil an seinen Erfolgen hatte auch sicherlich, außer seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, die Milde seiner Lehre. Wie sich dieselbe im Laufe der Jahrhunderte gestaltete, werden wir später sehen; jetzt wollen wir nur in der Kürze den Inhalt derselben geben, wie sie Buddha selbst predigte.

Die Welt ist da; woher sie kommt, ist unergründlich; daß sie aber vom Uebel ist, liegt klar vor uns. In tiefem Schmerze windet alles Lebendige sich, bis es dem Tode verfällt. Alle Menschen ohne Unterschied sind vier Hauptübeln unterworfen: Geburt, Alter, Krankheit und Tod. Dazu kommen noch die übrigen Sorgen und Plackereien des Lebens Ueberall Jammer und Elend. Alles in der Welt ist nichtig und eitel. Wir leben ohne unser Zuthun; es ist das ein Unglück, welches man tragen, dessen Wiederholung und Fortdauer nach dem Tode man daher möglichst verhindern müsse. Die Ursachen all unserer Leiden entspringen im Körper, und daher muß es das Bestreben jedes Menschen sein, sich vom Einflusse desselben loszubinden. Durch den täglich uns vor Augen tretenden Tod sehen wir, daß der Körper nichts Wesentliches, nicht die Seele selbst ist. So lange die Seele sich nicht von dem Gefühl losmachen könne, daß sie eine Persönlichkeit, ein Ding für sich sei, könne sie keine Ruhe finden, sondern müsse sich nach dem Tode des einen Körpers wieder mit einem andern verbinden (Seelenwanderung). Sie würde also so lange die Qualen des Lebens zu erdulden haben, bis es ihr gelinge, sich von dem Gefühl des Einzeldaseins loszumachen und in der großen Einheit, dem Nichts, dem Nirwana, zu verschwinden, sich aufzulösen. Je mehr es also einem Menschen gelinge, sich von jeder Empfindung und Vorstellung frei zu machen, das heißt das denkende Prinzip zu vernichten, desto näher komme er der Lösung, dem ersehnten Ziele, dem Aufhören der individuellen Existenz im Nirwana.

Die Existenz der Götter, die Offenbarung in den Veden und dem Gesetz des Manu verwarf Buddha gänzlich und damit das ganze künstliche Gebäude der Brahmareligion. Die von derselben so glühend ausgemalten Höllenstrafen erklärte er für Thorheit und ebenso die übertriebenen Büßungen und das Befolgen der tausend Kleinigkeiten, welche vorgeschrieben waren, und deren Nichtbeachtung mit allen möglichen Strafen belegt war. Indien war in jener frühen Epoche der Schauplatz einer großen religiösen Reformation.

Da Alles, was ist, vom Uebel sei, so solle der Weise jede Berührung mit der Welt so viel als möglich vermeiden. Er solle seine Begierden und Triebe bezähmen, alle vom Fleische sich herschreibenden Gelüste und Leidenschaften unterdrücken und sich von den nichtigen Freuden und Dingen der Welt nicht fesseln lassen. Mäßigkeit, Einfachheit, Enthaltung von Lastern, namentlich Keuschheit seien Haupttugenden, die dem Ziele näher führten. Alle lieblose, selbstsüchtige und harte Handlungen vermehrten das Uebel der Welt; man müsse sie also, um tugendhaft zu sein, vermeiden und das von Anderen zugefügte Uebel nicht allein mit Geduld und Liebe ertragen, sondern das große Elend der Menschen durch gute Handlungen vermindern. Man solle Kranke pflegen, gemeinnützige Dinge thun: wie schattige Bäume pflanzen, Brunnen graben u. s. w. Besonders solle man aber milde sein gegen die Thiere und keines, überhaupt kein lebendes Geschöpf tödten, denn Buddha's Lehre wolle die Schmerzen und Leiden mindern und nicht mehren.



Waschungen im heiligen Strom zu Benares (Tuwallah-Gath).

So faßt sich Buddha's Moral in die drei Grundsätze der **Keuschheit**, **Geduld** und **Barmherzigkeit** zusammen, d. h. des stillen, einfachen, mäßigen Lebens, des widerstandslosen Ertragens aller Unbill und aller unvermeidlichen Uebel und endlich des Mitgefühls und der wirksamen Hülfe für die Schicksale der Mitmenschen.

Habe man sich in Gedanken oder durch die That versündigt, lehrte Buddha, so solle man seine Sünde offen vor den Glaubensgenossen oder den heiligeren unter ihnen bekennen und seine Schuld nicht durch unnütze Bußübungen, sondern durch Reue und Besserung gut machen.

Wenn nun auch die Abschaffung, oder vielmehr Nichtanerkennung der Kasten, der Hölle mit ihren Strafen, der tausenderlei kleinlichen Vorschriften und die Milderung der Seelenwanderungslehre das Volk schnell gewann, so konnte es sich doch nicht so schnell von allen althergebrachten sinnlichen Vorstellungen losmachen und sich eben so wenig zu der Idee eines unpersönlichen Gottes, wie zu der einer absoluten Gottabwesenheit erheben; es verehrte also nach wie vor die Naturgötter, und Buddha sah das nach, da eine solche Verehrung die Ausübung der von ihm vorgeschriebenen Pflichten nicht wesentlich beeinträchtigte; er war eben kein religiöser Fanatiker, sondern ein milder und weiser Mann,

der trotz seiner melancholischen, weltschmerzlichen Lebensanschauung nur das Beste seiner mitleidenden Mitgeschöpfe im Auge hatte. Blutige Opfer durften aber den Göttern nicht gebracht werden; die, welche er gestattete, bestanden nur in Blumen und Feldfrüchten.

Nachdem Buddha zwanzig Jahre lang lehrend Indien durchzogen hatte, wüthend gehaßt und oft verfolgt von den Brahmanen, zog er sich in die Einsamkeit zurück und starb achtzig Jahre alt etwa 543 v. Chr.

Er starb, durch den Enthusiasmus und die Liebe seiner zahlreichen Anhänger zum Gott erhöht, der sich durch seine Weisheit und Wunderkraft alle anderen brahmanischen Götter unterworfen habe. Man stritt sich um Reliquien von seinem Körper, denen natürlich Zauberkraft zugeschrieben wurde. Dieser Körper war zwar mit königlicher Pracht verbrannt worden, allein, wie das damals nur geschehen konnte, unvollkommen, und die übriggebliebenen Theile, zuerst in goldener Urne verwahrt, wurden über ganz Indien ausgebreitet — wie es heißt in 84,000 Theilen. Wie groß die sich daran knüpfende Verehrung wurde, mag man daraus schließen, daß um einen — beiläufig in keinem Menschenmunde gewachsenen — Zahn des Buddha ein viele Jahre dauernder blutiger Krieg in Ceylon geführt wurde.



Maja und ihr Sohn Sakja-Muni. Nach dem Pantheon von Moor.

Wie sich die Religion des Buddha fortentwickelte und welchen Einfluß sie auf die Umgestaltung der Brahmalehre hatte, werden wir im nächsten Zeitraum sehen. Wir hielten es für nöthig, weitläufiger auf die religiösen indischen Verhältnisse und auf die Lehre Buddha's einzugehen, da sich zu letzterer jetzt etwa 300 Millionen Menschen bekennen und die Religion nicht allein auf die ganze Kultur des großen indischen Volkes einen bis auf den heutigen Tag maßgebenden Einfluß hatte, sondern auch weit über Indien hinausgriff.

Staats- und gesellschaftliches Leben. Von dem Leben und Zustand der Arier im Pendschab und am untern Indus wissen wir wenig mehr, als was wir schon früher gesagt haben. Sie führten ein heiteres Leben unter Gesang, Musik, Tanz und Würfelspiel, welches nur hin und wieder durch das „Begehren nach Kühen“ von bösen Nachbarn unterbrochen wurde. Die Frauen waren zwar den Männern untergeordnet, hatten jedoch im Hause eine geachtete, würdige Stellung, und Vielweiberei wie auch Geschwisterehen fanden nicht statt. Die Regierung war eine patriarchalische. War man mit dem Fürsten nicht zufrieden, taugte er zum Beispiel nichts im Kriege, so kam es wol vor, daß eine Anzahl Tapferer an seine Stelle trat und dann die Regierung führte.

Es kostete Jahrhunderte lange Kämpfe, ehe sich die Arier im ruhigen Besitz des Gangeslandes sahen, und mit ihnen hatten sich, wie wir schon erwähnt haben, vier streng geschiedene

Kasten (von dem portugiesischen Wort casta: Gattung) gebildet: **Brahmanen** (Beter), **Kschatrias** (Krieger) und **Vaiçjas** (Ackerleute und Hirten), endlich die **Sudras**, zu denen die schwarze Urbevölkerung gehörte, welche in dem eroberten Lande blieb und sich den Gesetzen und der Religion der Sieger unterwarf.

Die Stellung der Brahmanen als der Spitze der Menschheit war erst vollkommen gesichert durch das Gesetz des **Manu**. Es galt als Offenbarung und stellte die Einrichtung der Kasten als eine Gnade Brahma's gegen die Menschen hin. Anstatt daß ihre Seele so lange in Thierleibern fort lebte, konnte sie wenigstens, wenn noch nicht vollkommen, in dem menschlichen Körper eines Sudra, Vaiçja oder Kschatria wohnen, ehe sie in einem Brahmanen wieder geboren wurde. So stellten die schlauen Priester die harte Kasteneintheilung nicht als ein Unglück, sondern als eine göttliche Gnade hin und gewannen ihr dadurch vollständige Achtung. Das war wenigstens der Fall im Gangeslande, denn im fernen Dekan folgte man nicht so ganz genau den Vorschriften des Manugesetzes, obwol es als Richtschnur anerkannt wurde.



Buddha-Statue. Museum des India-Hauses.

Die drei ersten Kasten waren Arja oder Arier und als solche weit über die Sudras erhaben. Sie durften die Veden lesen, und in einem gewissen Alter wurde an ihnen die Ceremonie der Einweihung, der „Wiedergeburt“, vollzogen.

Man legte ihnen nämlich eine **Schnur** (nach der Kaste: von Baumwolle, Kusagras oder Wolle) an, welche von der linken Schulter über die Brust quer hinab getragen wurde. Diese Ceremonie unterschied sie durchaus von den nur einmal geborenen Sudras und allen anderen Menschen.

Während alle übrigen Kasten in einen ganz bestimmten Kreis gebannt waren, den sie nicht überschreiten durften, ohne die Weltordnung zu stören, konnte der Brahmane bis zur höchsten Stufe der Erkenntniß fortschreiten. Das geschah indessen sehr allmählich durch vier „**Fortgangsstufen**“. Zuerst wurde der junge Brahmane **Bramatschari**, Lehrling. Sein Lehrer (Guru) war ihm das Bild von Brahma, und er mußte ihm daher größere Ehre und Gehorsam erweisen als seinem eigenen Vater. Die zweite Fortgangsstufe erreichten die **Grihastha**. Sie mußten wenigstens ein Buch der Veda gelesen haben und durften sich mit einer reinen Jungfrau aus dem brahmanischen Geschlecht verheirathen. Hatten sie einen Sohn, dann durften sie Frauen aus den beiden nächststehenden Kasten nehmen.

In die dritte Stufe trat der Brahmane, wenn er Vanaprastha, Anachoret, wurde. Er führte ein asketisches Leben und überwand die Sinne.

Die höchste Stufe erklomm aber der **Sanjasin**. Er hatte das höchste Ziel erreicht und war ein von der Wiedergeburt (Seelenwanderung) frei gewordener. Er durfte mit **Allen** umgehen, wo es die Noth erforderte, denn ihm war Alles erlaubt, weil sein Wille Brahma's Wille war — Man brauchte übrigens nicht alle diese Stufen durchzumachen; sie waren nicht wie die Kasten geschieden. Wer vorgeschritten genug war, konnte gleich ein **Sanjasin** werden, selbst vom Lehrling aus.

Die Brahmanen erkauften sich ihre Stellung wahrlich nicht auf leichte Weise, denn ihr Leben war durch Tausende von Vorschriften geregelt. Ihr geistlicher Stolz wurde vollkommen befriedigt, denn in der Meinung der Welt standen sie den Göttern am nächsten;

allein materielle Vortheile hatten sie von ihrem hohen Range nicht viele. Die heiligste Pflicht aller Kasten war es, die Brahmanen zu ehren und ihnen Geschenke zu geben, und wer konnte, that es, denn sie waren es, welche durch die Zauberkraft ihrer Opfer die Götter zwangen. Wer sich nur im Geringsten gegen einen Brahmanen verging, der wurde nicht nur vom irdischen Gesetz gestraft, sondern verfiel den schrecklichsten Höllenstrafen und der Verbannung in einen Thierkörper niedrigster Art.

Nach der höchsten Macht eines Königs strebten die Brahmanen nie. Der ganze Zuschnitt ihrer Lehre vertrug sich damit nicht. Die Könige waren stets aus der Kriegerkaste.

Da die Brahmanen zahlreich waren, reichten die freiwilligen Geschenke an sie nicht immer aus, ihre Familien zu ernähren, und es war ihnen im äußersten Nothfalle gestattet, ein Geschäft zu betreiben, jedoch unter besonderen Beschränkungen. Sie durften kein Geld auf Zinsen verleihen, nicht mit berauschenden Getränken handeln und auch nicht Sesam, Butter, Milch oder leinene und wollene Gewebe verkaufen, auch keine Dienerstellen annehmen.

Die Kschatrias zogen allein in den Krieg; die anderen Kasten hatten damit nichts zu thun. Konnten sie im Frieden aus ihren Mitteln nicht leben, dann durften sie auch die Geschäfte der niedrigeren Vaisjas treiben, nämlich Ackerbau, Viehzucht und Handwerke.

Der Beruf der Sudras war Dienstbarkeit. Nur wenn sie keinen Dienst finden oder sich durch denselben nicht ernähren konnten, durften sie ein Handwerk treiben. Kriegsgefangene, Sudras und andere, wurden Sklaven. Dies Los traf auch Schuldner, die nicht bezahlen konnten, doch durfte man keine Sklaven aus höheren Kasten haben. Die Sklaven wurden übrigens gut behandelt.

Durch das Gestatten von Mischehen entstanden Zwischenkasten, und endlich bildeten sich auch solche durch Unterschied der Handwerke unter den Vaisjas. Wohin das endlich führte, werden wir später sehen.

Außerhalb aller Kasten, und verächtlicher behandelt als irgend ein Thier, standen die Tschandalas. Sie waren die Nachkommen der Ureinwohner, die sich weder unterworfen, noch als unabhängige Menschen in die Gebirge zurückgezogen hatten. Sie durften nicht in Dörfern oder Städten wohnen, denn ihre bloße Begegnung verunreinigte einen Brahmanen. Wenn sie in einen Ort kamen, mußten sie sich durch das Zusammenschlagen von Hölzern bemerkbar machen, damit man ihnen aus dem Wege gehen konnte. Sie durften bei hoher Strafe keinen Menschen berühren, und man warf ihnen Abfall zu wie Hunden. Das Kind aus der Ehe einer ehrvergessenen Brahmanentochter und eines Sudra wurde unter diese Tschandalas verstoßen. Im Dekan nahmen die Parias dieselbe Stellung ein, und dies wurde in späteren Zeiten der Name für alle Ausgestoßenen.

Brahma hatte dem Manu äußerst detaillirte Offenbarungen gemacht. Sein Gesetzbuch zerfällt in zwölf Theile, und die prosaischsten Bestimmungen sind in Versen abgefaßt, wahrscheinlich damit man sie leichter behalten konnte. Die religiösen Bestimmungen waren klüglich mit den ebenfalls geoffenbarten Veden in Uebereinstimmung gebracht, damit die Offenbarungen sich nicht widersprachen, wie das in anderen Religionen nicht selten der Fall ist. Aber auch das ganze Staatswesen, das Familienleben, ja selbst die Marktpreise und Höflichkeitsregeln nebst landwirthschaftlichen und anderen häuslichen Vorschriften sind von dem gütigen Brahma geoffenbart worden. Das Buch ist ein Durcheinander der wunderlichsten Art.

Die Urheber dieser Offenbarung fanden es angemessen, den König mit einer durchaus unumschränkten Macht, natürlich unter den Gesetzen des Manu, zu bekleiden. Obwol sie — nämlich die Brahmanen — dem König selbst unterworfen waren, so war ihre Stellung doch schon dadurch gesichert, daß sie als Diejenigen galten, welche die Götter durch ihren Gebet- und Opferzauber zwingen konnten. Die Brahmanen zu ehren und sie mit Geschenken zu erfreuen und seine Beamten und Rathgeber aus ihnen zu wählen, war dem Könige zur heiligen Pflicht gemacht. Dieser war nach ihrer Lehre ein Ausfluß der Gottheit, den Brahma aus der Substanz der acht höheren Götter, Welthüter, geschaffen habe.

Selbst ein Königskind sei kein gewöhnlicher Mensch, sondern eine mächtige Gottheit. Unbedingter Gehorsam gegen den König war göttliches Gebot, der monarchische Staat der Abglanz der göttlichen Ordnung. Das sei immer so gewesen, sagten die Brahmanen, und um nicht Lügen gestraft zu werden, hatten sie in den von ihnen redigirten Offenbarungen Alles verwischt, was an die früheren Zustände erinnern konnte.

Da Alles bis ins Kleinste durch Manu's Gesetz geordnet war, so brauchte man sich mit Gesetzgebung nicht zu quälen; der König und seine Stellvertreter hatten weiter nichts zu thun, als auf die Ausübung des Vorgeschriebenen zu achten und Uebertreter strenge zu bestrafen. Der König war also trotz seiner unumschränkten Gewalt nur der Vollstrecker priesterlicher Gesetze und Bestimmungen. Die Strafen waren entsetzlich grausam und keineswegs für Alle gleich; die Kaste machte einen großen Unterschied. Wenn ein Sudra einen Wiedergeborenen beleidigte, so wurde ihm die Zunge ausgeschnitten; beleidigte er einen Brahmanen, so stieß man ihm ein glühendes Eisen in den Mund und tadelte er ihn gar, dann goß man ihm siedendes Oel hinein. Sehr strenge wurde Diebstahl bestraft, nämlich mit Gliederverlust oder Pfählen. Auf Vergehen gegen den König stand immer der Tod durch das Beil, Pfählen, Ertränken oder Zertreten durch Elefanten. Nachrichter waren Tschandalas. Die höchste Strafe für Brahmanen war indessen nur Landesverweisung.

Stellvertreter des Königs in den Gerichten waren meist Brahmanen, die auch seine Rathgeber und Lehrer waren. Auch hatte er einen Ministerrath von sieben Mitgliedern, der ihm Rath ertheilte, welchen er befolgte —, wenn es ihm gut schien.

In der Gemeindeverwaltung ließ man dem Volke große Freiheit; man kümmerte sich nur darum, ob die Steuern ordentlich bezahlt und die Gesetze gehalten wurden, worüber zahlreiche Polizeispione wachten. Zehn Ortschaften bildeten einen Kanton, zehn Kantone einen Bezirk, zehn Bezirke einen Kreis u. s. w.

Die Beamten wurden mit dem Ertrag eines ihrem Rang entsprechenden Ackerlandes bezahlt, „weil sie in der Regel Spitzbuben sind“, sagt das geoffenbarte Gesetzbuch, und die Beamten straften diese Offenbarung nicht Lügen.

Dafür, daß der König „sein Volk mit aller Kraft regierte“, erhob er ganz ungeheure Abgaben, die nicht von dem Einzelnen, sondern von den Gemeinden bezahlt werden mußten. Nicht selten wurde der vierte Theil der ganzen Ernte eingefordert und außerdem von allen nur möglichen Dingen Steuern erhoben. Gewisse Handelsartikel gehörten ganz und gar dem König und der Ertrag der Bergwerke und Edelsteingruben zur Hälfte. Dazu kam auch noch eine Kopfsteuer, und Handwerker, Tagelöhner u. s. w. mußten alle Monate einen Tag für den König arbeiten. Daß kein Mensch der Welt gern Steuern bezahlt, wußte schon Gott Brahma, denn in dem Gesetzbuch des Manu wird dem König angerathen, die Steuern nicht auf einmal zu erheben, sondern es zu machen wie der Baum und der Blutegel, die auch nur nach und nach ihre Nahrung einsaugen. Die weisen Minister sagten, das Volk gleiche dem Sesamkorn, es gebe sein Oel auch nicht anders heraus, als indem man es auspresse oder herausbrenne.

Die Brahmanen zahlten natürlich keine Steuern; von ihnen, hieß es, dürfe der König sie nicht nehmen und wenn er Hungers stürbe, denn sie zahlten ihr Sechstel — in Fürbitten.

Die Vorschriften und Rathschläge, die in dem Gesetzbuche des Manu dem Könige in Bezug auf die auswärtige Politik gegeben wurden, waren ein merkwürdiges Gemisch von machiavellistischer Diplomatie und spitzbübischer Niederträchtigkeit. Jeder Nachbar, hieß es, müsse als ein Feind und dessen Nachbar als Freund betrachtet werden. Diese Maxime stellte im Mittelalter die Republik Venedig für die äußere Politik als maßgebend oben an. Die Schwächen des Feindes müsse man durch Spione, verstellte Büßer, verdorbene Einsiedler, Kaufleute und gewandte Abenteurer erforschen und kluge Gesandte anstellen, welche die Minister zu bestechen verstünden.

Eroberungskriege wurden als sehr verdienstlich hingestellt, doch wurde große Menschlichkeit gegen die Bewohner des bekriegten Landes empfohlen, da man ja in Indien nur Krieg gegen Stammverwandte zu führen hatte. Die Götter des Landes sollten geehrt werden und ebenso tugendhafte Brahmanen. Zu dem Ende sollten beruhigende Bekanntmachungen erlassen und Geschenke vertheilt werden. Dem besiegten Lande solle man einen Unterkönig einsetzen und die herkömmlichen Gesetze und Gebräuche möglichst bestehen lassen.

In den Krieg zogen mit dem Könige nur allein die Kschatrias. Das Heer bestand aus Reitern und Fußvolk, aus Kriegswagen und Elefanten mit Bogenschützen besetzt. Kriegslisten wurden sehr empfohlen. Viele derselben und auch Rathschläge für die Schlachtordnung selbst enthielt das geoffenbarte Gesetz.

Der König war, wie bemerkt, ein Gott, und damit er dem Volke auch immer so erschien, sah man ihn nur bei seltenen Gelegenheiten und dann stets umgeben von ungeheurem Pomp und Wachen, die auch seinen wohlbefestigten Palast behüteten. Außerdem war jeder Schritt, den er that, durch das strengste Ceremoniel vorgezeichnet.

Der Palast des Königs war eine Festung und das Gesetz rieth ihm, sich durch gut besoldete Leute von wenig Verstand bewachen zu lassen. Die nächsten Diener des Königs waren daher Weiber; die männlichen Leibwachen standen vor den Thüren. Damit etwaige Mörder irre geführt werden sollten, mußte der König Nachts mehrmals seine Schlafstelle wechseln. Im Krieg und auf der Jagd umgaben ihn zunächst waffen- und jagdkundige schöne Frauen, die er ihren Vätern abgekauft hatte. Wer bis zu diesen weiblichen Wachen sich heran wagte, mußte sterben. Mit Tagesanbruch wurde der König von seinen Sängern erweckt und nahm dann in goldener Badewanne ein mit Sandelholz parfümirtes Bad. Dann brachte er den Göttern sein Opfer und zeigte sich im allerhöchsten Staate dem Volke, welches niederfiel, während seine Sänger ihm Hymnen sangen. Bei den Mahlzeiten wurde die größte Vorsicht beobachtet und der Ceremonien war kein Ende. Erschien der König bei Opferfesten öffentlich, dann mußte Alles vor ihm niederfallen, wie vor einem Gotte.

Die Herrschaft ging in der Regel auf den ältesten Sohn des Königs über. Wurde dieser alt und krank, dann solle er das Reich dem Sohne übergeben, und den Tod in der Schlacht suchen oder den Hungertod wählen, indem er nach Nordwesten dem heiligen Berge Meru entgegenwandle, wie es die alten, erkrankten Brahmanen zu thun pflegten.

Der Berg Meru ist das traditionelle indische Paradies. Es liegt im Nordwesten des Himalajagebirges irgendwo, da wo die Urväter der indischen Völker wohnten, ehe sie nach dem Pendschab auswanderten. Das Mahabharat sagt, es sei ein hohes und schönes Gebirge, Meru genannt. Es liege am Mittelpunkt der in sieben Zonen getheilten Erde, daher sein Name Meru, Mitte. Von der Spitze dieses herrlichen Berges werfe die Sonne ihre Strahlen in die entferntesten Gegenden. Mit Gold bekleidet, sei es die Wohnung der Devas und lobsingenden Genien (Gandaowas), Kräuter himmlischen Ursprungs bedeckten seine Abhänge und seine über die Wolken erhobene Spitze erreiche kein sterblicher Gedanke. Der Berg sei mit herrlichen Bäumen verziert und mit hellen Bächen, und Vogelgesang ertöne überall. Die Puranas, heilige Bücher zweiter Ordnung, beschreiben dies Paradies noch genauer. Auf dem Berge befinden sich vier große Teiche voll Milch, Butter, geronnener Milch und Zuckersaft. Scheußliche Drachen bewachten diesen Berg und schreckten den Sünder ab, der sich ihm nahte. Vier große Ströme ergössen sich von ihm nach den vier Himmelsgegenden: der Ganga aus einem Kuhmaul, der Sita aus einem Elefantenkopf, der Bhadra aus einem Tiger- oder Löwenkopf und der Chakschu aus einem Pferdekopf. In späteren Zeiten wurde dieser Berg von den Buddhisten mit noch sorgfältigerer Phantasie ausgebaut. Sonne, Mond und Sterne bewegten sich um ihn herum und auf seinen verschiedenen Staffeln wohnten Selige verschiedenen Grades.

Der indische Staat beruhte auf der Familie, der Ehe. Kinder zu erzeugen, war eine religiöse Pflicht, denn nur durch die Todtenopfer eines Sohnes konnte der Vater aus

der Hölle befreit werden. Die Kinder waren das Eigenthum des Vaters und die Väter verkauften früher ihre Töchter an deren Gatten; später erhielten das Geld die Brahmanen, und sie wußten es dem Volke begreiflich zu machen, daß die Kinder nur gedeihen könnten, wenn die Ehe von ihnen unter religiösen Ceremonien und Opfern am blumenbekränzten Altar eingesegnet wurde. Vielweiberei war nicht verboten und Gesetze regelten Erbrecht und besonders Kastenrecht. Ehebruch wurde nur hart bestraft, wenn von einem Manne niederer Kaste mit einer Frau höherer Kaste begangen. Starb ein Gatte kinderlos, so war es die Pflicht des nächsten männlichen Verwandten des Verstorbenen, für einen Erben zu sorgen.

Die Frau war das Eigenthum des Gatten. Sie sollte, sagte das Gesetz, ihn wie einen Gott verehren und selbst wenn er untreu oder ein Taugenichts wäre. Sie solle willig ihr Leben für ihn opfern und ihm auch nach seinem Tode noch anhängen. „Die Frau, die mit ihrem Manne stirbt, wird mit ihm des ewigen Lebens theilhaftig werden“, heißt es im Rig-Veda. Eine Verpflichtung für die Wittwe, dem Gatten im Tode zu folgen, ist aber selbst im Gesetz des Manu nicht enthalten, welches erst im siebenten Jahrhundert v. Chr. fertig wurde. Ueberall nimmt das Gesetz auf das Verhalten der Wittwe nach dem Tode des Mannes Rücksicht. Bewahrte sie ihm Treue, so war das sehr verdienstlich. „Laß eine Frau, deren Mann gestorben, selbst nicht den Namen eines andern Mannes aussprechen, laß sie bis zum Tode verharren, alle harten Pflichten ausübend, jeden Sinnenreiz meidend.“ — Wie sich die Ansichten auch in dieser Beziehung gestalteten, werden wir in den späteren Zeiträumen kennen lernen.

Obwol eine Frau nie als selbständig betrachtet wurde und kein Vermögen besitzen konnte, so war ihre Stellung im Allgemeinen doch ebenso würdig wie bei Kulturvölkern nach ein paar Tausend Jahren. Den Gatten war achtungswerthe Behandlung zur Pflicht gemacht. Die Frauen wurden nicht eingeschlossen, sondern durften mit anderen Männern verkehren, auch brauchten sie sich nicht zu verschleiern, wenn sie ausgingen. Sie nahmen am Gottesdienst und Festlichkeiten Theil, und strenge Gesetze bedrohten Verführungsversuche gegen Frauen und Mädchen mit harten Strafen.

Das Gesetzbuch des Manu enthält, wie erwähnt, die genauesten Vorschriften auch für das häusliche Leben. Es ist schon deshalb interessant, manche von ihnen kennen zu lernen, weil wir in ihnen den Ursprung vieler Gebräuche finden, die noch heute bei manchen Völkern kaukasischer Rasse stattfinden.

Das Essen war ein religiöser Akt, und es wäre Sünde gewesen, dabei die Schuhe an den Füßen zu behalten. Die Form des Speiseraums war für jede Kaste vorgeschrieben. Derjenige der Brahmanen war ein Viereck; die Kschatrias aßen in einem dreieckigen Zimmer, die Vaicjas in einem kreisförmigen und die Sudras in einem halbkreisförmigen. Nachdem Hände und Füße gewaschen sind, setzt sich der Inder zu Tisch und spricht betend: „Mögen wir immer Speise haben.“ Dann opfert er fünfmal etwas Speise dem Jama unter fünf verschiedenen Namen desselben.

Die Gastfreundschaft ist ein indisches Sakrament; aus ihr entsteht eine Art von verwandtschaftlichem Verhältniß. Der Gast und der Hausvater verrichten Gebete vor dem Bilde des gemeinschaftlichen Gottes und geloben sich gegenseitig Treue. Dabei werden Blumen gestreut. Nachdem dem Gaste die Füße gewaschen sind, setzt er sich zu Tische und speist; erst wenn er befriedigt ist, setzt sich der Hausvater und dessen Familie.

Der Bräutigam der Tochter wird von deren Vater in einem nach den Regeln der Astrologie gewählten, besonders dazu eingerichteten Zimmer empfangen. Hierher werden die Hochzeitsgeschenke gebracht und eine Kuh, das Sinnbild ehelicher Fruchtbarkeit. Der Hausvater sagt: „Möge sie stets Ueberfluß haben an Milch und Jahr für Jahr unsere Wünsche erfüllen.“ Dann Gebete, Waschungen und Speiseceremonien. Unterdessen wird die Braut gebadet und drei Gefäße mit Wasser werden unter frommen Sprüchen ihr über den Kopf gegossen. Dann bindet eine Matrone die Hände des Brautpaares mit dem heiligen

Kusagrase zusammen. Das Ritual der Priester des Samaveda schreibt vor, daß der Brautvater die Mäntel des Brautpaares zusammenbinden solle, wenn er die Geschenke überreiche. Dies geschieht indessen gewöhnlich erst, wenn die Kuh losgebunden, eine Libation von Wasser gebracht ist und der Brautvater gewisse Gebete gesprochen hat; dabei sagt er: „Ihr müßt unzertrennlich sein in Pflichten, Gütern und Liebe." Darauf weiht der Bräutigam die Opfergeräthe, während das Feuer bereitet wird. Ein Freund des Bräutigams geht mit einem Krug Wasser um das Feuer. Der Bräutigam wirft Reis und Samiblätter (Wenenthera aculenta) in ein flaches Becken und legt einen Stein und Reiber daneben. Dann geht er in ein anderes Zimmer, um der Braut unter Gebeten ein neues Kleid anzuziehen. Darauf führt er sie zur Opferflamme. Der in das flache Becken gelegte Reis wird aufgenommen und der Stein vor der Braut hingelegt, die mit der Spitze des rechten Fußes darauf tritt. Darauf wird eine Hymne an Saraswati, Brahma's Gattin, gesungen. Ist das geschehen, so gießt der Bräutigam einen Löffel Butter in die Hände der Braut, welche nebst dem Reis in das Opferfeuer geworfen wird. — Unter sieben Sprüchen macht die Braut sieben Schritte, die anzeigen, daß die Ehe unwiderruflich geschlossen ist. Der beim Feuer stehen gebliebene Freund des Bräutigams gießt nun aus dem Wasserkruge Wasser über die Köpfe des Brautpaares, wobei er ein Gebet spricht. Opfer schließen die Ceremonie.

Am Abend setzen sich Braut und Bräutigam auf eine rothe Stierhaut unter gewöhnlichem Opfer. Dann zeigt der Bräutigam der Braut den Polarstern und sagt: „Der Himmel ist fest und die Erde, das Weltall beständig, so mögest auch Du in meiner Familie beständig sein." Matronen gießen aus auf den Altar gestellten Krügen Wasser über das Brautpaar und Alles schließt mit einem Opfer, wobei der Bräutigam der Braut Speise reicht, zu der kein künstliches Salz genommen ist. Nach dem Gesetzbuch Manu's sind Ehe und Familienleben die Grundlagen der gesammten sittlichen Weltordnung.

Die Verbrennung der Leichen fand unter großen Feierlichkeiten statt. Der Sterbende wurde auf Kusagras gelegt, sein Haupt mit Gangeswasser besprengt und Blätter von heiligen Bäumen über dasselbe gestreut. Heilige Melodien wurden angestimmt und Loblieder gesungen. Die Leiche wurde gewaschen, mit wohlriechendem Oel eingerieben, mit Blumen geschmückt und in die Augenlider und Nasenlöcher legte man kleine Goldstücke. Der nächste Verwandte warf das duftende Gewand über die Leiche, die dann auf eine hölzerne Bahre gelegt und unter Musik zu dem Platz am Ufer eines Flusses geführt wurde, wo der Scheiterhaufen errichtet werden sollte. Das Feuer wurde in einem Gefäße dem Zuge vorangetragen. Die Leiche wurde auf Kusagras gelegt und die Verwandten badeten sich im Strom. Jetzt errichtete man den Holzstoß; dann wusch man die Leiche, rieb sie mit wohlriechenden Salben ein, bekleidete sie mit einem leinenen Gewande und setzte sie auf den Holzstoß, den Kopf nach Norden gerichtet. Der nächste Verwandte warf nun ein Tuch über den Todten und indem er eine brennende Fackel erhob, rief er alle heiligen Oerter an und sprach: „Mögen die Götter mit dem Feuermunde diese Leiche verzehren." Dann ging er dreimal, nach Süden schauend, um den Holzstoß herum, ließ sich auf das linke Knie nieder und hielt die Fackel an das Holz, wobei die Priester sangen und beteten. Während das Holz brannte, nahmen Verwandte sieben Stücke Holz, gingen langsam um den Scheiterhaufen herum und warfen sie dann über ihre Schultern ins Feuer mit den Worten: „Heil Dir, der Du das Fleisch verzehrst." Alle, welche die Leiche berührt hatten, oder ihr gefolgt waren, mußten rings um den Holzstoß gehen, ihre linke Hand danach ausstrecken, ohne auf das Feuer zu sehen. Dann ein Bad im Strome und Alles ging nach dem Trauerhause. — War man dort angekommen, dann wurden die Leichenkuchen gebacken. Einen Kuchen warf man den Fischen ins Wasser, auf einem großen Blatte wurde Futter für die Krähen beiseite gesetzt und zehn Tage lang, so lange dauerte die Trauer, jeden Abend ein irdenes Gefäß mit Milch an die Thür gehängt.

Von Industrie und Handel der Indier werden wir in der Geschichte der nächsten Zeiträume reden und diesen Abschnitt der Kulturgeschichte mit einer kurzen Uebersicht der ältesten indischen Sprache und Literatur schließen.

Sprache und Literatur. Die Gelehrten, welche sich die Erforschung der Sprachen zur Lebensaufgabe gemacht haben, sind nicht einig darüber, ob alle menschlichen Sprachen von einer und derselben Ursprache abstammen. Wir wollen uns nicht anmaßen, darüber zu entscheiden, sondern nur bemerken, daß es zwei große Sprachengruppen giebt, die so wesentlich in ihrem grammatikalischen Bau wie in ihren Wörtern von einander abweichen, daß ein gemeinschaftlicher Ursprung mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit begründet erscheint.

Eine dieser Gruppen ist die indo-europäische, so genannt, weil von der ältesten indischen Sprache, dem Sanskrit, die Sprachen aller kultivirten Völker Europa's abgeleitet sind. Einige Wörter der verschiedenen Sprachen mögen als Beleg dafür dienen:

Sanskrit.	Griechisch.	Latein.	Altdeutsch.
Pitar.	Πατήρ	Pater.	Fadar.
Matar.	Μήτηρ	Mater.	Modar.
Duhitar.	Θυγάτηρ	.....	Dohtar.
Sunus.	.....	.....	Sunus.
Bhratar.	Φρατήρ	Frater.	Bhrotar.
Svasar.	.....	Soror.	Svistar.
Vidhava.	.....	Vidua.	Viduvo.
Sthuras.	Ταῦρος	Taurus.	Stiurs.
Su-karas.	Σῦς	sus.	Su.
Musch.	Μῦς	mus.	Mus.

Diese in Vorderindien gesprochene Sprache hatte schon im vierten Jahrhundert v. Chr. aufgehört, Volkssprache zu sein, und es haben sich in derselben geschriebene Schriften erhalten, deren Alter bis tausendvierhundert Jahre vor unserer Zeitrechnung hinaufreicht. Kenner behaupten, daß der Sanskrit vollkommener als das Griechische, reichhaltiger als das Lateinische und feiner als beide sei. Die Schrift, welche die Brahmanen erfanden, war gleich ursprünglich keine Bilderschrift wie die chinesische und andere alte Schriftsprachen, sondern eine, die Laute ausdrückte.

Die ältesten Denkmäler der Sanskritliteratur sind die Veden, die wir bereits mehrmals erwähnt haben. Sie zerfallen in vier Theile: Rigveda, Samaveda, Yadschurveda und Atharvaveda. Jeder dieser Theile zerfällt wieder in drei Unterabtheilungen, wovon die ersten, Sansitâ, die Lieder und Gebete enthalten, womit die Indier Gedeihen für ihre Herden und Felder erbaten, oder die Morgenröthe begrüßten, oder die Kämpfe des Indra mit dem Einhüller Vritra feierten, oder auch Kriegs- und Siegeslieder u. s. w. Die zweiten und viel jüngeren Theile heißen die Brâhmanas; sie bringen die Gesänge in Verbindung mit der Opferhandlung und erklären die Bedeutung der alten Lieder, wie sie die Brahmanen verstanden wissen wollten. Die dritten Unterabtheilungen sind die Sutrâs, welche kurze Lehrsprüche enthalten.

Zu den Veden wird auch noch die Upanischat gerechnet, eine Sammlung von Aufsätzen aus verschiedenen Zeiten, in welchen die Brahmanen ihre Lehre zu begründen versuchen.

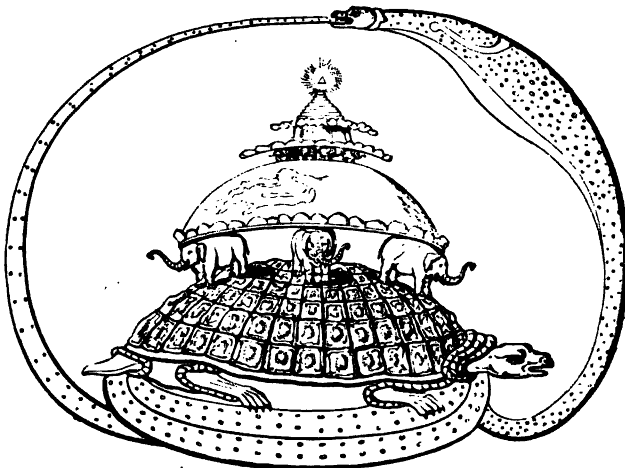
In den Jahrhunderten, während welcher die Arier sich den Weg nach dem Ganges erkämpften und bald mit Ureinwohnern, bald mit nachrückenden stammverwandten Völkern Kriege führten und daher Kriegsthaten in den Vordergrund der Ereignisse traten, entstanden eine Menge Gedichte, welche die Thaten der Helden besangen und schilderten. Diese wurden in späterer Zeit gesammelt, oder in mehr zusammenhängender Weise verarbeitet und gewiß vielfach umgestaltet und mit Zusätzen vermehrt, ehe sie die Form erhielten, in der sie uns überliefert worden sind. Die beiden uns aus so früher Zeit erhaltenen

Heldengedichte sind das Mahabharata und das Ramajana. Als Verfasser des ersteren wird Vjasa genannt, was aber weiter nichts als „Sammler“ bedeutet; der Verfasser des zweiten heißt Valmicki. Diese Ordner und Sammler der Gedichte waren ohne allen Zweifel Brahmanen und sie wurden daher brahmanisch zugeschnitten, das heißt die Ideen, welche diese verbreiten wollten, wurden als schon in den ältesten Zeiten herrschend eingeschmuggelt. Was in späteren Zeiten bei anderen Völkern in Bezug auf die Geschichte geschah, wurde hier mit dem Heldengedicht vorgenommen; man änderte ihren Charakter und verfälschte sie wenn nöthig, da es stets und überall das hauptsächlichste Streben der Priester war, ihren Stand zu verherrlichen und alle Ereignisse so darzustellen, daß dies dadurch erreicht wurde. Trotzdem sind diese Heldengedichte von sehr hohem Werth für die Kenntniß der ältesten Geschichte der Inder und geben uns interessante Aufschlüsse über ihr frühes Kulturleben.

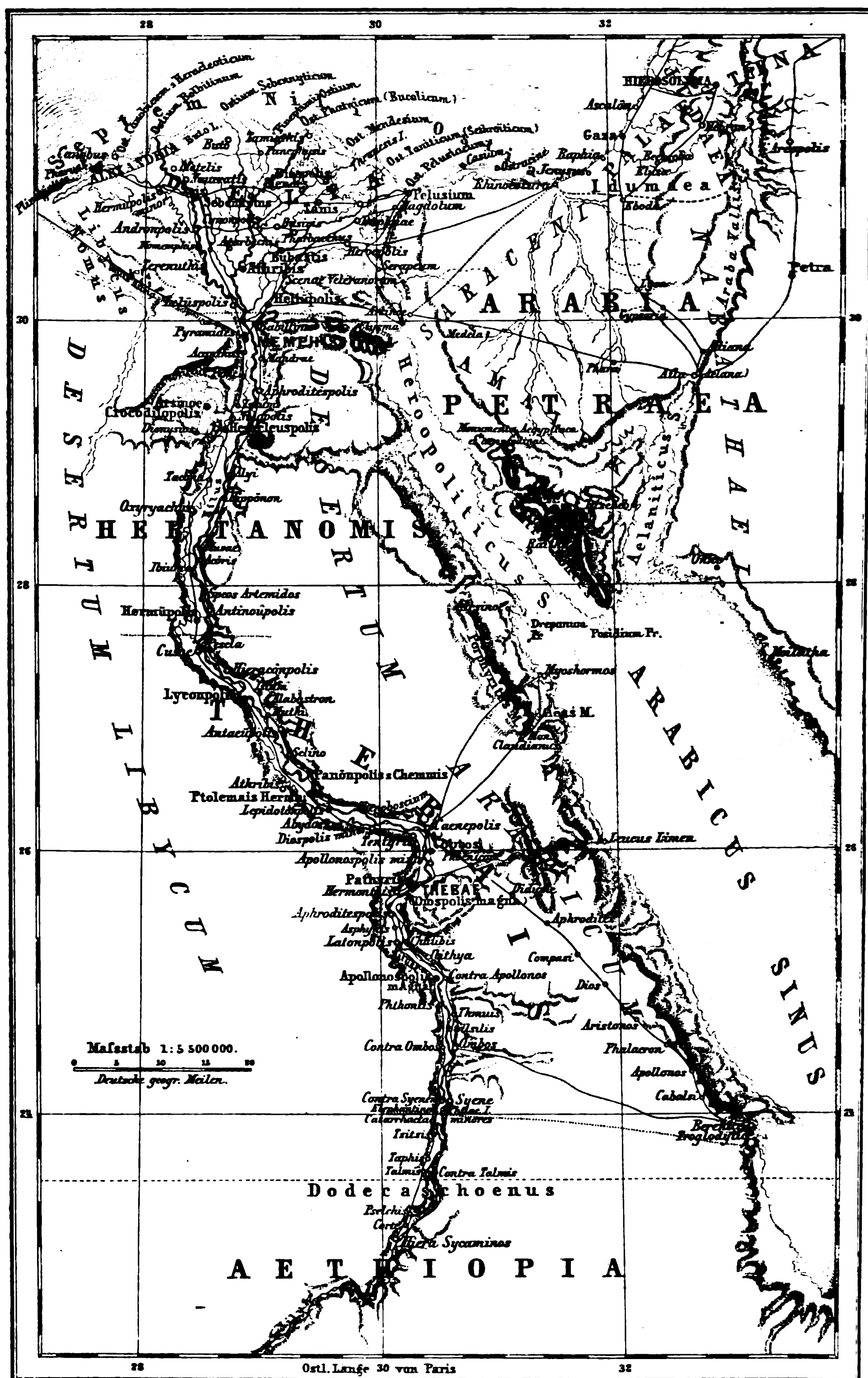
Das Mahabharata schildert den großen Kampf zwischen den beiden stammverwandten Völkern der Kuru und Pandu, dessen Entscheidungsschlacht den Kern des sehr umfangreichen Epos bildet. Dieses Werk und die in ihm enthaltenen Episoden sind an poetischer Schönheit kaum von irgend welchen Werken späterer Völker übertroffen worden.

Das Ramajana ist ein Kunstprodukt späterer Zeit, dem der Kampf mit den wilden Völkern des Dekan zu Grunde gelegt ist, die als Riesen und affenartige Ungethüme geschildert werden. In diesem Epos sind die Helden keine historischen Personen, sondern Personifikationen von Begebenheiten und Zuständen. Rama, der Held des Gedichtes, ist ganz und gar ein Held nach dem Herzen der Brahmanen, ein Inbegriff aller indischen Tugenden. Er erobert das Dekan und erregt dadurch den Zorn des Riesenkönigs Ravana, der in Ceylon seinen Sitz hat und ihm seine geliebte Gattin Sita raubt. Rama verbindet sich mit den wilden Affenmenschen, besiegt in siebentägiger Schlacht den Ravana und befreit Sita.

Ueber den Inhalt des Gesetzbuches des Manu haben wir bereits das Nöthige angegeben. Andere bemerkenswerthe Werke dieses bis Buddha sich erstreckenden Zeitraums sind nicht vorhanden.



Der Berg Meru, Erde und Hölle, getragen von der großen Schildkröte.
Nach der Zeichnung eines Brahminen.



Illustrirte Weltgeschichte I.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Aegypten.



Aegypten.

Von den ältesten Zeiten bis auf Ahabra 570 v. Chr.

he noch Fo-hi den Chinesen seine weisen Gesetze gab, oder die kaukasischen Nomadenstämme nach Iran und dem Pendschab wanderten, bestand schon in dem nordöstlichsten Winkel von Afrika ein Land, welches von einem hochkultivirten Volke in einem vollkommen ausgebildeten Staate bewohnt wurde — Aegypten. Wie Indien, so war auch Aegypten ein Wunderland; allein hier waren es nicht die Schätze, welche die Natur mit verschwenderischer Hand wie über das Gangaland ausstreute, von denen die Völker der Erde angelockt wurden, sondern Wunderwerke, welche menschlicher Geist und menschliche Industrie geschaffen hatten und deren riesige Trümmer noch nach sechstausend Jahren angestaunt werden.

Während China Jahrtausende lang der übrigen Welt fast unbekannt blieb und eben so wenig wie Indien einen nennenswerthen Einfluß auf den Gang der Kultur oder der politischen Ereignisse ausübte, fiel von der Kultur Aegyptens ein befruchtender Strahl auf viele andere Völker und sein Einfluß läßt sich bis auf den heutigen Tag unter den gebildetsten Nationen der Welt verfolgen.

Woher diese frühe Kultur stammte, wird nie enträthselt werden. Bis vor Kurzem galt es bei den Forschern für eine Thatsache, daß dieselbe von Indien über Aethiopien nach Aegypten gebracht wurde; allein so viele Umstände dafür auch zu sprechen schienen, so weiß man doch jetzt, daß die Kultur vielmehr von Aegypten nach Aethiopien wanderte. Wir fragen nur, wie konnten die Indier geben, was sie selbst nicht hatten? Erst um das Jahr 2000 v. Chr. stiegen sie mit ihren Herden in die Indusebene hinab und blieben noch lange ein einfaches ackerbauendes Nomadenvolk, während handgreifliche Zeugen der höchsten Kultur aus jener frühen Zeit noch heute in Aegypten zu sehen sind.

Im Norden wurden die Küsten Aegyptens vom Mittelländischen, im Osten vom Rothen Meere bespült und an der nordöstlichen Ecke ist es durch die Landenge von Sues mit dem nördlichen Arabien verbunden. Im Süden trennt ein Gebirge Aegypten von Nubien (Aethiopien) und im Westen ist die große libysche Wüste.

Der Flächeninhalt des Landes beträgt freilich gegen 6000 Quadratmeilen, allein fast neun Zehntel desselben sind Wüste. Diese wüste Felsenplatte wird von dem Nil ihrer ganzen Länge nach durchschnitten, und das Gebiet dieses Flusses ist das durch seine Fruchtbarkeit bekannte eigentliche Aegypten.

Der Nil entsteht aus zwei Flüssen, die aus zwei großen, fast unter dem Aequator liegenden Seen kommen, dem Ukerewe und Mwutan-Nzige. Er ist gegen 845 Meilen lang, wovon ungefähr 700 schiffbar sind. Bei dem nördlichsten der Wasserfälle, deren er in südlicher Richtung noch mehrere bildet, tritt er zwischen Philä und Assuan in Aegypten ein, und nach einem Laufe von hundert Meilen, auf welcher Strecke sich wie schon 200 Meilen früher, kein Fluß oder selbst Bach in ihn ergießt, theilt der Strom an der Spitze des Deltas sich in zwei Hauptarme und mehrere Nebenarme, die sich in fächerartiger Verbreitung in das Mittelmeer ergießen.

Die beiden Flüsse, aus denen der Nil entsteht, heißen Bahr-el-Azrek (der blaue Fluß) und Bahr-el-Abiad (der weiße Fluß). Der erstere, östliche Arm nimmt einige Nebenflüsse auf, ehe er sich mit dem viel größern und viel längern Weißen Nil (bei der jetzigen Hauptstadt Nubiens, Chartum) verbindet. Der vereinigte Fluß nimmt unter $12^1/_2{}^\circ$ n. Br. noch einen von den abessinischen Gebirgen kommenden Nebenfluß, den Atbara, auf, welchen die alten Geographen Astaboras nannten. Von hier an hat der Nil auf einem Laufe von weiteren 350 Meilen keinen einzigen Zufluß; nicht einmal ein Bach ergießt sich hinein. Schon ehe der Nil nach Aegypten kommt, bildet er drei kleine Wasserfälle und bei seinem Eintritt den vierten, welcher (von Aegypten aus) immer als der erste bezeichnet wird.

Die Griechen nannten das sich an den Mündungen der Flüsse durch Theilung bildende Landdreieck Delta, weil ihr so genannter Buchstabe die Gestalt eines Dreiecks (Δ) hat. Wenn man allgemein vom Delta redet, so meint man immer das Delta an der Mündung des Nils. Das Land an den Mündungen großer Ströme ist stets bedeutenden Veränderungen unterworfen, besonders wenn sie viel Schlamm, oder Sand mit sich führen. Das heutige Nildelta sieht daher bedeutend anders aus als vor drei-, viertausend Jahren. Bei dem Dorfe Kerkasore theilte sich der Nil in drei Arme: der pelusische wandte sich nach Nordosten und ging durch die syrische Wüste; der kanopische wandte sich nach Nordwesten und floß am Rande der libyschen Wüste entlang; der sebenitische Arm floß geradeaus nördlich und theilte das Delta in zwei Hälften. Diese drei Arme waren wieder unter sich durch ein Netz von Kanälen verbunden, von denen einige direkt ins Meer fielen, so daß die Alten sieben Mündungen und zu anderen Zeiten auch vierzehn annahmen. Den Quadratinhalt des Delta berechnet man jetzt auf 200 Quadratmeilen.

Bis zum Delta begleiten Gebirgszüge den Fluß als Thalränder, die bald näher an ihn herantreten, bald sich mehr zurückziehen. An der schmalsten Stelle läuft der Nil durch eine nur 300 Schritt breite Schlucht, während sich weiter hin die Thalränder drei bis vier Meilen von einander entfernen. Die größte Breite des Flusses beträgt etwa 3000 Meter.

Das östliche Gebirge trennt das Nilthal von der Wüste, die sich bis zum Rothen Meere hinzieht. Das westliche Gebirge schützt gegen den von der libyschen Wüste herüberwehenden Flugsand. In dieser Wüste befinden sich einige fruchtbare Stellen, welche Oasen genannt werden und die zu dem alten Aegypten gehörten. Die nördlichste dieser Oasen ist etwa eine Tagereise vom Nil entfernt und von diesem durch eine niedrige Hügelkette getrennt. Hier lag der berühmte künstliche See, der von den Griechen Möris genannt wurde und von dem wir noch reden werden. Die fernste dieser Oasen ist die von Siwah, berühmt durch einen Ammon-Tempel, und die größte die „Große Oase“ (jetzt Arah-el-Charigeh), die etwa zwölf Meilen lang ist.

In alten Zeiten wurde Aegypten in Ober- und Unterägypten eingetheilt. Später unterschied man noch ein Mittelägypten. Das südlich gelegene Oberägypten hatte Theben zur Hauptstadt; die Hauptstadt von Unterägypten war Memphis Die südlichste Stadt Aegyptens war Philä auf der Insel gleichen Namens und dicht bei dieser lag die reizende Flußinsel Elephantine mit der gleichnamigen Stadt. Unterhalb des ersten Wasserfalls — der übrigens nirgends höher als $2^1/_2$ Meter ist und selbst der Schifffahrt keine unübersteiglichen Hindernisse in den Weg legt — lag die Stadt Syene.

Das Klima Aegyptens ist heiß und trocken, aber selbst in der Nähe des Nils gesund. In Unterägypten ist die Luft feucht und warm, besonders im Delta. Die Hitze wird durch den von Juni bis April herrschenden Nordwind gemäßigt, der auch der Nilschifffahrt günstig ist. Dieser Wind erhebt sich gewöhnlich Vormittags 10 Uhr. Im April und Mai herrschen die erschlaffenden, heißen Südwinde innerhalb 50 Tagen vor, dauern aber durchschnittlich nur elf Tage. Sie sind elektrischer Natur und vertreten die Stelle der Gewitter. In Arabien nennt man diesen Wind Samum und fabelt viel von seiner Gefährlichkeit. In Unterägypten regnet es selten und in Oberägypten kaum alle zehn Jahre einmal.

Wälder giebt es in Aegypten nicht, nur hin und wieder Gruppen von Palmen und anderen Bäumen. Die Alten kümmerten sich nicht so viel um Datteln wie ihre heutigen Nachfolger. Das Nilthal, besonders aber das Delta, war ein vortreffliches Getreideland und Aegypten galt für die Kornkammer der Alten Welt.



Nilüberschwemmung.

In alten Zeiten war das Thierreich nicht ganz so arm wie jetzt. Löwen kommen in Aegypten nicht mehr vor, und die Nilpferde, die sonst sich sogar manchmal im Delta zeigten, sind weit über die südliche Grenze den Nil hinauf gezogen. Hyänen und Schakals, Füchse, Ichneumons und Hasen finden sich noch und Wasservögel giebt's in Menge; aber der Ibis ist, seit er nicht mehr heilig gehalten wurde, auch südlich gezogen. Die Krokodile machen wol noch manchmal Besuche in Mittelägypten, wagen sich aber nicht weiter den Nil hinunter.

Pferde hatte man in den ältesten Zeiten in Aegypten nicht, und als man sie einführte brauchte man sie lange Zeit hindurch nicht zum Reiten, sondern nur zum Fahren. Das jetzt überall zu findende einhöckerige Kameel war kein Hausthier der alten Aegypter.

Wir haben Aegypten als eine Felsplatte beschrieben, ein Land, in dessen unterem Theil sich durchschnittlich an 240 Tagen kein Wölkchen am Himmel zeigt und nur selten leichter Regen fällt, während es in Oberägypten kaum alle zehn Jahre einmal regnet und das Thermometer nicht selten auf 32, ja 40 Grad Réaumur im Schatten steigt. Das Land würde eine Wüste sein ohne den Nilfluß. Dieser ist gewissermaßen Vater und Mutter Aegyptens und Urheber alles Dessen, was seine Bewohner Wunderbares geschaffen haben. Das bloße Dasein des Flusses würde indessen nicht viel zu bedeuten haben und die dürren Länder, durch welche er fließt, nicht fruchtbar machen; allein regelmäßig alle Jahre überschreitet er seine Ufer, und die ganze Ebene bis an die Uferberge ist ein ungeheurer See,

aus dem die Ortschaften mit ihren Bäumen und Häusern hervorragen. Tritt der Fluß wieder in sein Bett zurück, so hinterläßt er einen Schlamm, der sich seit Jahrtausenden anhäufte und das Land zu einem der fruchtbarsten der Erde machte.

Dieses Anschwellen des Nils wird durch anhaltende Regengüsse bewirkt, welche regelmäßig Ende Februar in den tropischen Gegenden eintreten und sich bis zum 17. Grad nördlicher Breite erstrecken. Mitte Juni steigt das Wasser des Flusses in Oberägypten, und Ende Juni erreicht die Flut das Delta. Das Wasser zieht sich Ende September zurück; im Oktober wird das Land trocken und besäet und Anfang März ist die Ernte. Es ist begreiflich, daß die Aegypter nach diesem Steigen und Fallen des Nils ihr Jahr in drei Theile theilten: die Grünzeit (November, Dezember, Januar, Februar), die Erntezeit (März, April, Mai, Juni) und die Wasserzeit (Juli, August, September, Oktober). Die ägyptischen Monate stimmten nicht ganz genau mit den unserigen überein, und die Grünzeit begann mit dem 1. Thot, welcher auf den 25. Oktober fiel.

Der Nil steigt nicht alle Jahre gleich hoch. Bleibt er niedrig, so entsteht eine Mißernte. Um nun diese möglichst zu verhüten, hatte man das Land mit Kanälen und Schleußen versehen, damit das Wasser nach Punkten geleitet werden könne, wohin die Ueberschwemmung vielleicht nicht reichte, oder um das Wasser auf anderen länger zurück zu halten, oder abzuleiten, wo es zu lange verweilt haben würde.

Durch den seit Jahrtausenden abgesetzten Nilschlamm ist nicht nur das Bett dieses Flusses, sondern auch das ganze überschwemmte Land bedeutend erhöht worden. In urältesten Zeiten soll ganz Unterägypten ein Sumpf gewesen sein. An der Südgrenze Oberägyptens hat sich der Boden ungefähr alle 188 Jahre um einen Fuß erhöht, während er dazu in Theben 244 Jahre gebrauchte. Man kann daher aus der Tiefe der Grundmauern alter Denkmale ihr Alter berechnen, was ein hülfreiches Mittel ist, die Richtigkeit alter chronologischer Angaben zu prüfen. Aus diesen Bodenerhöhungen entsteht auch die Abnahme der Höhe der Ueberschwemmungen. An einem Felsen, der oberhalb des zweiten Kataraktes liegt, sieht man die Wasserhöhe von vor 4000 Jahren angemerkt; sie ist um 7 bis 8 Meter höher als heutzutage.

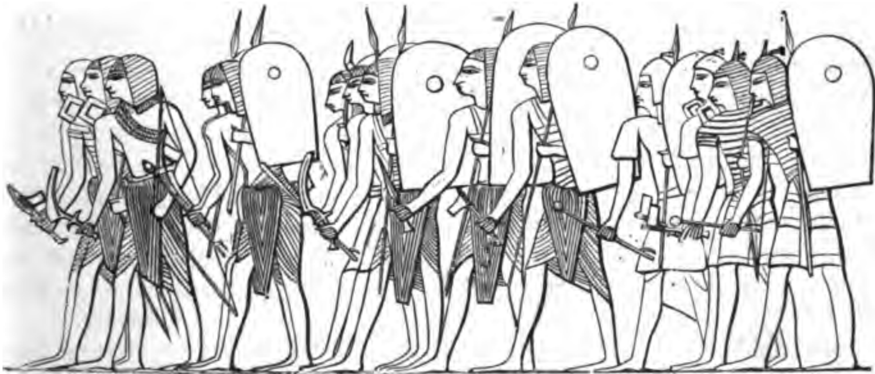
Der ursprüngliche Name Aegyptens ist Kemi und die Bedeutung des Wortes schwarz, denn schwarz war der Boden im Vergleich zu der umgebenden Wüste. Die Griechen (Homer) nannten den Fluß Aegyptos, welcher Name auf das ganze Land übertragen wurde. Der Name Neilos (Nil) ist späteren griechischen Ursprunges. Die alten Aegypter nannten den Nil „den großen Fluß" Aur-aa (in der heiligen Sprache Hapi), koptisch Jaro und hebräisch Jaur. Der Name Neilos ist von dem semitischen Wort Nahor hergeleitet.

Das Nilwasser ist auch das einzige Trinkwasser der Aegypter und gewöhnlich angenehm und gesund; allein in den ersten Tagen des Anschwellens verändert der Fluß seine Natur. Das Wasser wird grün und schlammig infolge der zersetzten Pflanzenstoffe, welche der Fluß von Sudan mitbringt. Sein Gestank ist abscheulich und kein Filtriren hilft. Dieser Zustand dauert indessen nur drei bis vier Tage, und die Einwohner der Städte versehen sich für diese Zeit vorher mit einem genügenden Wasservorrath. — Nach einem Steigen des Nils von zehn oder zwölf Tagen erscheint ein sehr merkwürdiges, bis jetzt noch unerklärtes Phänomen, nämlich der rothe Nil. Das mehr oder weniger trübe Wasser erscheint durchaus blutroth In ein Glas gegossen, bietet das Wasser zu dieser Zeit folgende Erscheinung: Ein Viertel des Glases ist mit schwarzem Schlamm gefüllt; in der Mitte ist helles Wasser und obenauf schwimmt die undurchsichtige blutrothe Masse. Diese Färbung hat indessen auf die Güte des Wassers gar keinen Einfluß. — Diese Zeit des Anschwellens des Nil ist für alle Bewohner Aegyptens eine Freudenzeit.

Obwol kein Volk der Erde uns so viele Denkmale aus uralter Zeit zurückgelassen hat wie die Aegypter, und trotzdem daß die meisten derselben mit Schriftzeichen bedeckt sind, ist es doch unmöglich, eine durchaus zusammenhängende Geschichte des Landes daraus

herzustellen. Griechische Geschichtschreiber (wie Herodot und Diodor), Männer mit hellem Geist und großer Beobachtungsgabe, welche das Land zur Zeit seiner noch blühenden Existenz besuchten, haben uns zwar sehr viel Werthvolles über Kultur und Sitten der Aegypter hinterlassen; allein was sie über die Geschichte erfuhren, ist oft sagenhaft übertrieben und fragmentarisch. Einen Anhaltepunkt bieten Bruchstücke eines leider verloren gegangenen historischen Werkes, welches ein ägyptischer gelehrter Priester, Manetho, auf Wunsch seines Königs (Ptolomäos Philadelphos) am Anfang des dritten Jahrhunderts v. Chr. in griechischer Sprache schrieb. Es war aus den Archiven von Memphis und Heliopolis geschöpft. Die erwähnten Bruchstücke aus diesem Werke sind in den Schriften anderer Männer enthalten und namentlich eine Liste der von Manetho angegebenen Königsdynastien.

Es ist indessen erwiesen, daß Manetho alle Dynastien mitzählte, welche überhaupt in Aegypten, und zum Theil zu gleichen Zeiten die einen in Oberägypten, die anderen in Unterägypten herrschten, wodurch Verwirrung in der Chronologie entstand, welche die gelehrten Forscher zu sehr von einander abweichenden Resultaten führten. Platon, der um 380 v. Chr. lebte, schätzt das Alter des Aegyptischen Reichs auf 10,000 Jahre. Neuere Forscher haben für den Beginn der ersten Dynastie bald das Jahr 5702, bald 3892 oder 3643 v. Chr. angenommen.



Aegyptische Krieger von verschiedenen Waffengattungen.

Wir finden, daß fast alle orientalischen Völker ihre ältesten Helden oder Herrscher Götter oder Halbgötter nennen. Dies ist auch bei den Aegyptern der Fall. Sie wurden, heißt es, zuerst von drei Götterdynastien, wahrscheinlich Priestern, beherrscht; allein woher diese und die Aegypter selbst kamen, wissen wir nicht genau. Die einzigen Anhaltepunkte bieten Sprache, und namentlich Schädel- und Körperbildung, welche eine Uebereinstimmung mit der kaukasischen Rasse nachweisen; wann aber die am Nil wohnenden Stämme Asien verließen und auf welchem Wege sie dahin gelangten, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben.

Der griechische Geschichtschreiber Diodor führt als Beweis der Abstammung der ägyptischen Kultur von der äthiopischen eine Menge Aehnlichkeiten an, die auch wirklich stattfanden, aber sehr natürlich waren, da die Aethiopier eben all ihre Kultur von den Aegyptern (unter der 12. Dynastie ihrer Könige) erhielten. In neueren Zeiten aufgefundene schriftliche Dokumente lassen darüber keine Zweifel. — Nach der Bibel ließ sich Mizraim, Sohn des Cham und Bruder des Kanaan und Aethiopiers Kush, mit seinen Kindern am Ufer des Nils nieder. Ludim, der älteste unter ihnen, personifizirt die eigentlichen Aegypter, die Rotu und Lodu der hieroglyphischen Inschriften. Anamim repräsentirt ziemlich gut die große Nation der Anu, welche das nördliche On (Heliopolis) und das südliche On (Hermonthis) in vorhistorischer Zeit gründeten. Lehabim ist das Volk der Libyer, welches westlich vom Nil wohnte. Naphtursim (No-Phtah) ließ sich im Delta nördlich von Memphis nieder, und endlich Pathrusim (Pa-to-res, das Land der Mitte)

bewohnte das Gebiet zwischen Memphis und dem ersten Katarakt. — Die alten Geographen kannten diese Tradition von Einwanderung der Aegypter aus Asien über die Landenge von Sues, allein die Ansicht der Einwanderung von Aethiopiern wurde die herrschende. Man braucht nur die altägyptischen Statuen anzusehen, um zu wissen, daß die Aegypter zur kaukasischen Rasse gehören und nicht aussahen wie die heutigen Kopten, welche man lange Zeit hindurch als die echten Nachkommen der alten, reinen Aegypter betrachtete.

„Die alten Aegypter gehörten einer Menschenrasse an, die ganz und gar den Kennous oder Barabras gleicht, die gegenwärtig Nubien bewohnen. Bei den Kopten findet man keinen der charakteristischen Züge der altägyptischen Bevölkerung. Die Kopten sind das Resultat einer verwirrten Mischung aller Nationen, die nach einander in Aegypten geherrscht haben. Man irrt sich, wenn man bei ihnen die Züge der alten Rasse wiederfinden will."

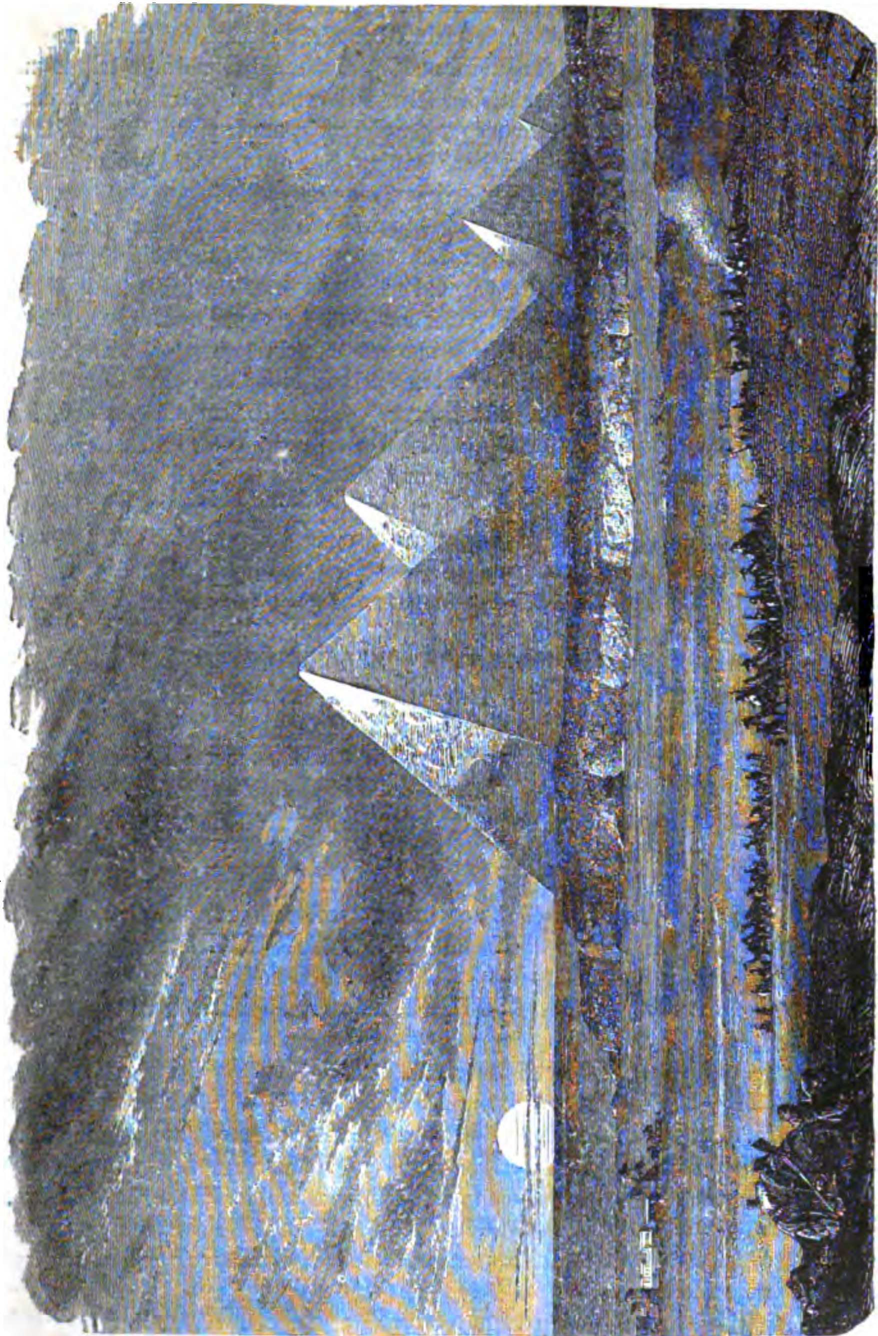
Die vornehmen Aegypter der heutigen Zeit sind auch Abkömmlinge von Mischrassen, allein die gewöhnlichen Bauern, die Fellahs, sehen genau aus wie die auf den Denkmalen abgebildeten alten Aegypter. Diese waren im Allgemeinen groß, mager, schlank. Sie hatten volle und breite Schultern, gewölbte Brust, kräftige Arme, feine, längliche Hände, schmale Hüften, sehr muskulöse Beine, lange, schmale Füße. Der verhaltnißmäßig oft zu starke Kopf hat gewöhnlich einen sanften, fast melancholischen Ausdruck Die viereckige Stirn ist etwas niedrig, die Nase kurz und abgerundet; die Augen sind groß und weit geöffnet, die Wangen gerundet, die Lippen voll, aber nicht aufgeworfen; der ziemlich große Mund hat meist einen melancholisch lächelnden Ausdruck. — Auch die ägyptische Sprache verräth ihren hebräisch-aramäischen („semitischen") Ursprung. — Daß die ersten Einwanderer am Nil schwarze Männer fanden, welche sie vertrieben, ist wahrscheinlich.

Die erste Dynastie residirte in Oberägypten, im Lande This, dessen Hauptort Abtu (Abydos) war. Ein König derselben, in den heiligen Schriften Mena, sonst Menes genannt, fühlte sich veranlaßt, für seinen Stamm eine mehr nördlich gelegene Residenz zu gründen. Er nannte die Stadt, die er baute, Manower (guter Ort) und weihte sie dem Gotte Phtah, wovon sie in der heiligen Sprache den Namen Ha-Ra-Phtah (Wohnung des Phtah) erhielt. Dies ist die Stadt Memphis, deren Gründung die neuesten Forscher auf 3892 v. Chr. feststellen. Um Platz für den Bau seiner Stadt zu gewinnen, soll Menes den Lauf des Nil verändert und sein Bett mehr nach Osten verlegt haben. Er baute dem Phtah einen Tempel und sein Sohn Athothis (oder Teta) baute einen königlichen Palast.

Menes wurde der Stifter der 1. Dynastie, die 253 Jahre regierte. Es wird von ihm gesagt, daß er die Aegypter zuerst lehrte, wie civilisirte Menschen zu leben, unter Anderem auf Kissen liegend ordentlich zu Mittag zu essen, wofür ihn auf einer Säule (Stele) ein späterer König (der 24. Dynastie) in steinernen Hieroglyphen verflucht, weil er wahrscheinlich die von Menes gelehrten Bequemlichkeiten im Feldlager hart entbehrte. — In der von den Priestern geschriebenen heiligen Geschichte ereilte den Menes die Strafe für seinen Abfall von der Priesterherrschaft; er wurde nämlich — erzählt diese — nach 62jähriger Regierung von einem Hippopotamos (Nilpferd) umgebracht.

Von der 2. und 3. Dynastie, wovon eine 302, die andere 214 Jahre in Memphis regierte, wissen wir wenig. Kaiekhos (Kakëu), ein König der 2. Dynastie, proklamirte den Stier Hapi (Apis) zu Memphis, den Stier Mnevis zu Heliopolis und den Bock zu Mendes als Götter. Sein Name heißt auch „Bull der Bullen". Sein Nachfolger bewilligte den Frauen von königlichem Geblüt das Recht der Nachfolge. Der König galt als „Sohn der Sonne" (Se-Ra), und damit das Blut erhalten bliebe, mußten Frauen folgen, wenn männliche Erben fehlten. Ein Usurpator wurde daher erst als eigentlicher König anerkannt, wenn er eine „Prinzessin von Geblüt" heirathete.

Der erste König der 3. Dynastie kämpfte mit den Libyern, die sich empört hatten. Als die Heere sich gegenüber standen, wurde die Mondscheibe ganz ungewöhnlich groß.



Die Pyramiden von Gizeh.

Das nahmen die Libyer für ein Zeichen göttlichen Zorns und unterwarfen sich. Sein Nachfolger Tosorthes und die anderen Könige dieser Dynastie erbauten die ältesten künstlichen Denkmäler; davon zeugen noch die Pyramiden am Rande der Libyschen Wüste; auch trugen sie Sorge für die Erweiterung der hieroglyphischen Schrift.

Der Stifter der 4. Dynastie, Snevru oder Sephuris (Soris des Manetho), ließ die auf der Sinai-Halbinsel befindlichen Kupfer- und Türkisenminen bearbeiten und erbaute

an der dortigen Grenze Festungen. Er sowol wie seine Nachfolger waren noch baulustiger als die Könige der 3. Dynastie, und sie bedrückten das Volk, welches bei Errichtung dieser ungeheuren, als Königsgrabmäler dienenden Pyramiden Frohndienste leisten mußte. Einige dreißig Denksteine dieser unerhörtesten Tyrannei stehen noch; von vierzig anderen erkennt man noch die Ruinen und viele mögen gänzlich verschwunden sein. Die größte dieser Pyramiden erbaute König Khufu (bei den Griechen Cheops), den Herodot als einen gewaltthätigen Tyrannen schildert, welcher dreißig Jahre lang beständig 100,000 Menschen an diesem seinem Grabmal arbeiten ließ, welches so groß werden konnte, da er fünfzig Jahre regierte. Herodot erzählt von ihm, daß er die Götter verachtete und die Opfer verbot, und eine andere Sage, daß er im Alter fromm wurde und sogar ein heiliges Buch schrieb. Es wird ferner von ihm erzählt, daß, als ihm das Geld ausgegangen war, er die Gunst seiner Tochter an die Reichen verkauft habe, und als Beweis dafür, wie viele Liebhaber sich fanden, wird angeführt, daß sie sich aus den Steinen, deren jeder Liebhaber ihr einen geben mußte, eine ganz hübsche Pyramide erbaute. — Eine Felsenplatte am Sinai zeigt an, daß dieser König ebenfalls die dort befindlichen Kupferminen bearbeiten ließ.

Die Denkmäler widersprechen der Erzählung des Herodot, die dieser von Priestern hatte, und aus ihnen wird im Gegentheil klar, daß Cheops die Götter ganz besonders ehrte. Sein Nachfolger Khafra (Chephren) baute ebenfalls Pyramiden; allein es scheint, daß das Volk dieser Last müde wurde und sich empörte, was dadurch bestätigt wird, daß man zertrümmerte Statuen dieses Königs in einem Schacht (neben dem Sphinxtempel) auffand, wo sie Jahrtausende gelegen haben müssen.

Auch Menkera (Mykerinos) baute Pyramiden und war ein frommer Mann. (Herodot sagt von der dritten der Pyramiden bei Gizeh, daß diese Pyramide König Menkera, der Mykerinos der Griechen, des Cheops Sohn, „ein frommer, gerechter und milder Herrscher", errichtet habe.) Er sandte seinen Sohn Horduduw aus, verfallene Heiligthümer herzustellen und neue zu bauen. Bei dieser Inspektionsreise fand er das 64. Kapitel des Todtenbuchs in Sesun (Hermopolis) zu den Füßen des Gottes Thot, mit blauer Schrift auf einer Alabastertafel geschrieben.

Sein Nachfolger Aseskaw (von Herodot Asychis und von Diodor Sasychis genannt) wird von Letzterem als einer der fünf großen Gesetzgeber Aegyptens gerühmt. Er regulirte die gottesdienstlichen Ceremonien, erfand die Geometrie und die Kunst, die Sterne zu beobachten. Von ihm schreibt sich das Gesetz her, nach welchem man die Mumie seines Vaters versetzen konnte. Wurde die Schuld nicht bezahlt, so erhielt der Körper und keiner der Familie ein Grab.

Während der in Memphis herrschenden 5. Dynastie machte sich unter König Teta, ein Fürst aus Abydos (Elephantine), Namens Usorkara Ati (Othoes des Manetho) zum Könige von Südägypten. Er wurde zwar ermordet, allein Einer seiner Familie, Meri-Ra-Papi I., blieb König und die Abkömmlinge der 5. Dynastie verloren ihre Macht.

Diese 6. Dynastie, welche nicht in Memphis, sondern in Abydos residirte, vergrößerte bedeutend die Ausdehnung des Aegyptischen Reiches. Namentlich geschah dies unter dem zweiten Regenten, dem schon genannten König Papi I., der durch einen äußerst thätigen und weisen Minister Namens Una unterstützt wurde.

Una war sehr jung als Page an den Hof gekommen, gewann die Gunst des Königs und erhielt von ihm bald ein Amt und besondere Aufträge, die er so geschickt ausführte, daß er zum Freund des Königs und Intendanten des Haushalts der Königin ernannt wurde. Bald stand er an der Spitze aller Geschäfte. Die am Sinai gelegenen Bergwerke waren von Papi wieder erobert worden. Una ordnete deren Bearbeitung und Verwaltung in so trefflicher Weise, daß dadurch die Einnahmen aus dieser Quelle sich bedeutend vermehrten. Er ließ eine Straße durch die Koptische Wüste bis an die Küste des Rothen Meeres anlegen, baute eine neue Stadt und errichtete Tempel und andere Bauwerke.

Er war indessen auch ein tüchtiger Feldherr. Er organisirte ein großes Heer, wozu er auch Neger als Rekruten heranzog, eroberte Nubien und unterwarf, obwol erst nach mehrmals wiederholten Feldzügen, ein Heruscha genanntes mächtiges Volk im südlichen Syrien, welches sich empört hatte. Bei seiner siegreichen Rückkehr von diesem glücklichen Feldzuge verlieh ihm der König die höchste Ehre, die er ihm erzeigen konnte: dem Minister wurde das Recht gegeben, im Palaste des Königs und sogar in dessen Gegenwart — seine Sandalen an den Füßen behalten zu dürfen!

Unter Papi's Sohn und Nachfolger Merenra wurde Una Statthalter des ganzen Landes von Elephantine bis zum Delta und erhielt den sehr ehrenvollen Auftrag, die Materialien zu dem Grabdenkmale (Pyramide) und Sarge des Königs herbeizuschaffen, ein Auftrag, der ihn ein Jahr lang beschäftigte. Zur Verwirklichung desselben mußte er Schiffe bauen, Kanäle und Bassins graben lassen.

Nowerkara (bei den Griechen Papi II), der jüngste Bruder des Merenra, regierte nach Manetho hundert Jahre und hielt das Reich auf der Stufe der Macht, auf welche es sein Bruder erhoben hatte; allein nach seinem Tode brachen Unordnungen aus. Mentesuphis wurde ermordet. Ihm folgte seine Schwester und Gemahlin Nitagrit (Nitokris), „die Schöne mit den Rosenwangen“, welche den Mord ihres Gatten rächte. Sie lud alle Großen, die an der Verschwörung Theil genommen hatten, zu einem großen Gastmahl. Plötzlich ließ sie einen heimlich gegrabenen Kanal öffnen; das Wasser stürzte in den unterirdischen Saal und die Gäste ertranken.

Nitokris vollendete die dritte große Pyramide, welche Menkera unvollendet gelassen hatte, und machte sie zu einer der schönsten. In dieser Pyramide wurde auch ihr Sarg von blauem Basalt beigesetzt, und das veranlaßte den Irrthum, daß man ihr den Ursprung der ganzen Pyramide zuschrieb.

Spätere griechische Touristen in Aegypten, welche die Führer von „der Schönen mit den Rosenwangen“ erzählen hörten, machten daraus gleich eine Geschichte in ihrer Weise. Nach ihnen war diese Schöne, welcher sie den ihnen besser klingenden Namen Rhodopis beilegten, eine Hetäre. Als sie einst im Nil badete, ergriff ein Adler eine ihrer Sandalen, flog damit hinweg und ließ sie in den Schoß des Königs fallen, der gerade auf dem Marktplatz öffentlich Gericht hielt. Durch dieses wunderbare Ereigniß und die außerordentliche Kleinheit der zierlichen Sandale überrascht und aufgeregt, ließ er in ganz Aegypten nach der Eigenthümerin forschen. Rhodopis wurde gefunden und ward Königin.

In späteren Zeiten, unter der Herrschaft der Araber, bildete sich in Bezug auf die Pyramide der Nitokris eine andere Sage. Der Geist derselben erscheine, besonders um Mittag und zur Zeit des Sonnenunterganges, unter der Gestalt einer wunderschönen nackten Frau, welche Vorüberreisende durch ihre Geberden einlade. Wer sich verlocken lasse, sich ihrer Umarmung hinzugeben, verliere sogleich den Verstand und müsse rastlos durch das Land irren.

Von der Geschichte Aegyptens nach dem Tode der Nitokris wissen wir sehr wenig Die Blüte des Reichs unter dieser Dynastie war nicht von allzulanger Dauer. Nach anderthalb Jahrhunderten ging die Herrschaft an eine Königsfamilie über, die aus Herakleopolis (altägyptisch: Hathnensonten, „die Wohnung des Königskindes“) stammte, einer in vorhistorischer Zeit erbauten, südlich von Memphis gelegenen Stadt. Sie kam zu Ruf durch die Herrschaft eines Fürsten, den die Griechen Achthoes nennen, und der sich durch seine unerhörte Grausamkeit auszeichnete, endlich wahnsinnig und von einem Krokodil zerrissen wurde. In Herakleopolis scheinen die 9. und 10. Dynastie geherrscht zu haben. Gegen sie empörten sich die Fürsten von Theben, die ihnen allmählich die Herrschaft über Aegypten abgewannen und deren 16 Könige die 11. (1 thebaische) Dynastie bilden. Nach langer Zeit der inneren Unruhen und Zersplitterung gelang es erst unter der 12. Dynastie, die Herrschaft über ganz Aegypten in einer Hand zu vereinigen.

Der erste König derselben, Amenemha I. (2380—2371 v. Chr.) war nicht nur ein tapferer, sondern auch ein weiser Mann. Die Weisheit dieses Königs wurde fast sprüchwörtlich. Ein zeitgenössischer Schriftsteller schrieb unter dem Namen des Königs eine kleine, nur wenige Seiten enthaltende Schrift, welche Lehren an seinen Sohn und Einiges über sein Leben enthält. Noch tausend Jahre später betrachtete man dieses Schriftchen als klassisch und die Schüler in den Schulen mußten es als Stilübung abschreiben. Amenemha gab sich die größte Mühe, die Folgen der Bürger- und auswärtigen Kriege zu verwischen und sein Volk glücklich zu machen. Nachdem er weise regiert hatte und alt geworden war, nahm er seinen Sohn Usortosen I. (Sesortosis) zum Mitregenten an und überließ seiner jüngern Kraft den hauptsächlichsten Theil der Regierung. Es war dieses eine sehr weise Maßregel, denn es würde ohne dieselbe nicht an Kronprätendenten gefehlt haben, da Amenemha erst nach hartem Kampf die Herrschaft errungen hatte Alle seine Nachfolger ahmten ihm in diesem Verfahren nach. Unter ihm erreichte das alte Reich zu Memphis seine höchste Glanzperiode

Die acht Könige dieser 12. Dynastie regierten 213 Jahre 1 Monat und 27 Tage, und die Geschichte ihrer Regierungen steht klarer vor uns als die irgend welcher andern. Sie waren tapfere Krieger, welche, ohne Eroberer sein zu wollen, die Grenzen des Reichs ausdehnten und dieselben gegen Einfälle von Barbaren sicherten. Sie sorgten für den Ackerbau und machten sich hochverdient durch die Regulirung der Ueberschwemmung, während sie die Städte durch Kunstwerke schmückten.

Die Völker jenseit der syrischen Grenze, wie noch heute Beduinen, machten nicht selten Razzias. Die Aegypter nannten sie beim rechten Namen, Spitzbuben und Plünderer, und die Beduinen ließen sich diesen Namen (Shasus oder Shus) gern gefallen. Man nannte sie auch Sati, Bogenschützen. Um die Grenzen zu sichern, hatten schon die älteren Könige vom Rothen Meer bis zum Nil Forts angelegt und den Zugang von der Wüste bei Quady Tumilat durch eine Mauer gesperrt, welche die äußerste Grenze nach Osten bildete.

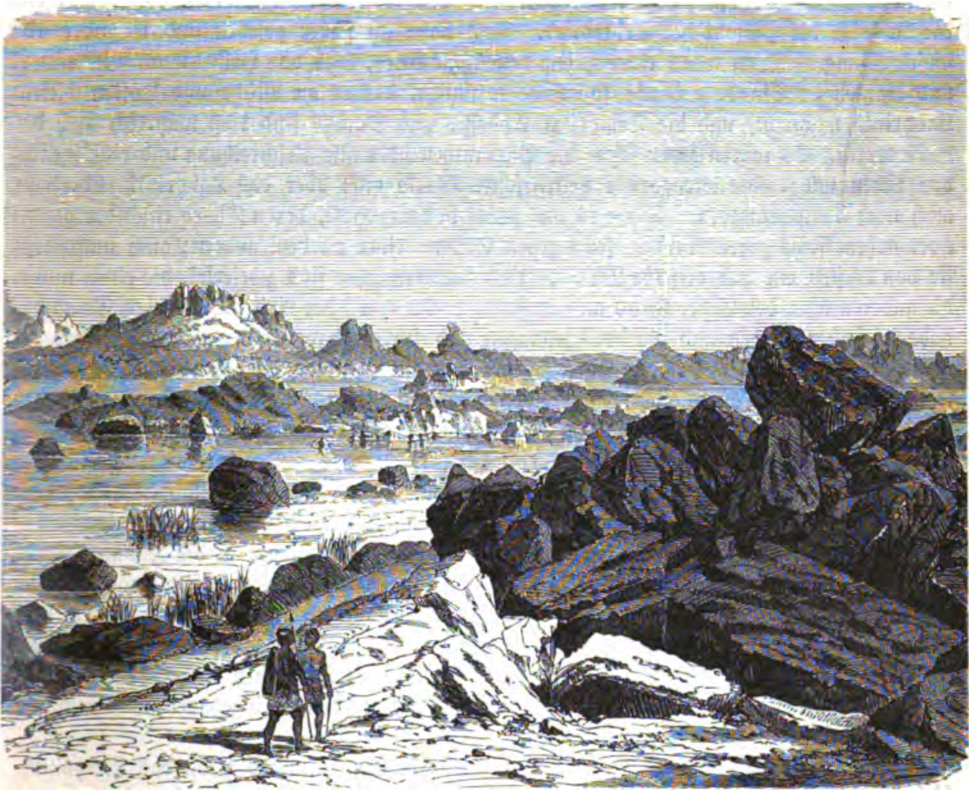
Die Verbindungen mit Syrien waren in ältesten Zeiten ziemlich selten und man wußte in Aegypten nicht viel von den in jenem Lande wohnenden Völkern, obwol oftmals Flüchtlinge von dort her ankamen, deren Bildung der ägyptischen wenig nachzugeben schien.

Die Memoiren eines Flüchtlings aus jener Zeit, Namens Sineh, enthalten Nachrichten über Amenemha I. und seinen Sohn, deren Schutz er aber verwirkt zu haben scheint, da er aus Aegypten fliehen mußte und zu den Edomitern gerieth, welche ihn gastlich aufnahmen und wo er großen Ruhm erntete. Ihm verdanken wir die Beschreibung des Lebens der Beduinen jener Zeit — vor 4000 Jahren! — welches von ihrem heutigen nicht abweicht. Sineh heirathete die Tochter des Häuptlings und wurde selbst Haupt eines Stammes. Er erwarb Kriegsruhm. Der König von Ternu ernannte ihn zum General und er machte sehr glückliche Raubzüge. Er erregte den Neid eines tapfern Kriegers von Ternu, der in großem Rufe stand. Dieser forderte Sineh zum Kampf, und derselbe fand in Gegenwart des Königs und aller Stammhäupter statt. Sineh hatte das Glück, seinem Gegner gleich einen Pfeil durch den Hals zu schießen, so daß er todt niederfiel. Die 12. Dynastie hielt die Bergwerke (Kupfer und Türkisen) auf der Sinai-Halbinsel fest, begnügte sich aber damit, diese zu schützen, ohne sich sonst um die Landesbewohner zu kümmern.

Gefährlicher als die Beduinen erschienen die Völker in Aethiopien, welche in der Nähe des Nils wohnten. Usortosen III. endete die Eroberung Nubiens und bestimmte Semneh, dicht bei dem zweiten Katarakt, als Südgrenze des Reiches. Semneh war der beste Platz, den Nil zu sichern. Die Wasserfälle dort sind nur bei ganz großem Wasser für Schiffe passirbar, und auf den in den Fluß hineinreichenden Felsen wurden auf beiden Seiten Forts gebaut, welche nicht nur mit Mauern und Thürmen, sondern auch mit Gräben und einem Glacis versehen waren, wie unsere heutigen Fortifikationen.

Usortosen III. baute südlich von Elephantine eine Stadt, die er nach sich Heru-Khakera (Wege des Khakera, welches sein Beiname war) nannte, und sein Sohn Amenemha III. legte gegenüber Pselkis eine starke Festung an. Dieser große König ließ an einem Felsen von Semneh die Wasserhöhe des Nils anmerken, und diesen Anmerkungen verdanken wir die Kenntniß, daß der Fluß damals 7 1/2 Meter höher stieg als jetzt. Derselbe König erwarb sich großes Verdienst um den Ackerbau, indem er die Nilüberschwemmungen besser regulirte und dadurch zugleich aus der wüsten nördlichen Oase ein Paradies erschuf.

Zu diesem Ende faßte er den Gedanken, ein großes Wasserbecken anzulegen, welches der Noth abhalf, wenn die Nilüberschwemmung hinter der Normalhöhe zurückblieb. —



Wasserfälle des Nils in der Granitregion.

Einige Meilen von Memphis öffnet sich die libysche Bergkette und führt zu einem sich erweiternden Thale. Das große Plateau in dessen Mitte hat im Westen eine Einsenkung, in welcher sich damals ein mehr als zehn Stunden langer natürlicher See befand. Diesen See ließ der König durch 3 1/2 Meter hohe und bis 50 Meter dicke Deiche einfassen, welche mehr als dreißig Meilen im Umfang hatten. Zwei Kanäle mit Schleußen brachten das durch die Deiche vertiefte Becken mit dem Nil in Verbindung, dessen Wasser bei der Ueberschwemmung hineindrang und darin festgehalten wurde, um im Fall der Noth auszuhelfen, während der Ueberfluß von anderen Stellen in den See abgeleitet wurde.

Amenemha III., 2221—2179 v. Chr., vollendete indessen wol nur, was seine Vorgänger begonnen hatten. Schon Amenemha I. und Usortosen (Sesortosis) I. widmeten dem Fayu (so heißt jetzt die Oase) ihre Aufmerksamkeit, und man findet von Letzterem Denkmäler in Sched, welches die Griechen Krokodilopolis (später Arsinoë) nannten. Amenemha III. nahm hier seine Residenz und baute ein Schloß, wie auch eine Pyramide, sein Grab. Das Schloß wurde später ein Tempel und erhielt den Namen Lope-ro-hunt

— das Labyrinth der Griechen, welche auch die Bauten für den See einem Könige Möris zuschrieben, der ebenso nur in der Einbildung existirt wie andere von griechischen Schriftstellern genannte Erbauer.

Das Labyrinth lag an der Ostseite des Sees auf einer kleinen Ebene, die sich gegenüber dem alten Krokodilopolis erhebt. Das Gebäude bildete ein Viereck von 200 Meter Länge und 170 Meter Breite. Die von weißem Kalkstein erbaute Front war nach dem See zu gelegen; der übrige Bau war in Granit ausgeführt. Dieses merkwürdige Gebäude soll in späteren Zeiten von den Fürsten der Dodekarchie wieder hergestellt und erweitert worden sein. Der griechische Geschichtschreiber Herodot hat es selbst besucht und beschrieben. Er sagt: „Das Labyrinth liegt etwas oberhalb des Sees Möris, nicht weit von der Stadt, die da heißt die „Stadt der Krokodile“. Das habe ich selber gesehen und ist über alle Beschreibung. Denn wenn einer zusammennähme Alles, was von Hellenen an Mauerwerk und Bauten zu Stande gebracht, so würde er finden, daß es an Mühe und Kosten diesem Labyrinth nachsteht, und die Tempel zu Ephesus und Samos sind doch wahrlich auch der Rede werth. Es waren zwar schon die Pyramiden über alle Beschreibung und eine jegliche von ihnen wiegt eine Menge der hellenischen Werke auf; aber das Labyrinth übertrifft auch noch die Pyramiden. Denn es hat zwölf bedeckte Höfe, deren Thore einander gegenüber stehen, sechs gegen Norden, sechs gegen Süden, einer an dem andern; auch umschließt sie von Westen ein und dieselbe Mauer. Und die Gemächer sind zweierlei, die einen unter, die anderen über der Erde, 3000 an der Zahl, 1500 von jeder Art. Die oberen Gemächer habe ich selber gesehen und bin durchgegangen und spreche davon als Augenzeuge, aber die unter der Erde kenne ich nur von Hörensagen; denn die Aegypter, die als Aufseher da waren, wollten sie mir durchaus nicht zeigen, weil, wie sie sagten, daselbst die Begräbnisse der Könige wären, die das Labyrinth von Grund auf gebaut hätten und auch die der heiligen Krokodile. Die oberen Gemächer aber, die ich gesehen habe, sind übermenschliche Werke, denn die mannichfaltigen Ausgänge durch die Zimmerreihen und die Schlangengänge durch die Höfe bieten tausend Wunder dar. Da kommt man von einem Hofe in die Gemächer und aus den Gemächern in die Hallen und aus den Hallen wieder in die Zimmerreihen. Und die Decke von allem Diesen, gleichwie die Wände, ist von Stein sehr wohl in einander gefügt. Die Wände aber sind voll von eingehauenen Hieroglyphen. Jeder Hof hat Säulengänge in seiner ganzen Ausdehnung und ist größtentheils von weißen, in einander gesetzten Steinen gebaut. Und in der Ecke, wo das Labyrinth ein Ende hat, steht eine Pyramide von 40 Klaftern, darin sind große Thierbilder eingehauen und auch ein Weg ist in dieselbe gemacht unter der Erde.“ —

Der See Möris setzte Herodot noch mehr in Erstaunen als selbst das Labyrinth. Bei den alten Aegyptern hieß der See Hunt (Ueberschwemmung) oder Meri, der See kurzweg (woraus die Griechen eben Möris machten) oder Ph-Jum (das Meer), woraus der Name Fayum gebildet wurde, den die Araber der ganzen Halboase gaben. In der Mitte des Sees hätten, erzählt Herodot, zwei Pyramiden gestanden und auf jeder derselben habe sich eine Kolossalstatue in sitzender Stellung befunden. — Der Kanal, der den See mit dem Fluß verband, war achtzig Stadien (ca. 14 $^1/_2$ Meilen) lang und 94 Meter breit. Das Oeffnen und Schließen der Schleußen war kostspielig, es kostete jedes Mal 50 Talente (240—270,000 Mark). Im See gab es aber eine große Menge Fische, es heißt 22 Arten, deren Ertrag täglich ein Talent abwarf, welches Geld der König seiner Gemahlin als Nadelgeld ließ.

Aegypten war niemals blühender und glücklicher gewesen als unter dieser 12. Dynastie, welche mit Amenemha IV. und seiner Schwester Sevekenovre (Skemiophris) etwa dreizehn Jahre nach dem Tode ihres großen Vaters endete.

Da keine männlichen Erben waren, ging die Regierung auf den Thebaiden Sevekhotep I. über, der irgendwie von weiblicher Seite mit dem Königsstamm verwandt war.

Er begann die 13. Dynastie, die 453 Jahre regiert haben soll, von der man aber nur weiß, daß die männliche Folge mehrmals in ihr unterbrochen wurde, weshalb die Krone an die Männer von königlichen Prinzessinnen überging. Es scheint auch aus vielen Denkmälern hervorzugehen, daß Aegypten unter dieser Dynastie ungetheilt und mächtig blieb.

Theben hatte jedoch im Laufe der Zeit seine Bedeutung als Hauptstadt verloren. Das Delta mit seinen Städten Mendes, Saïs, Bubastis, Tanis wurde immer wichtiger und die 14. Dynastie ging aus der alten Stadt Xois hervor, die im Mittelpunkte des Delta lag. Diese Dynastie soll 484 Jahre regiert und 75 Könige gezählt haben, allein von deren Thaten weiß man nichts; nur vermuthet man, daß unter ihren letzten Königen Bürgerkriege das Land zerrissen und die Fürsten in Theben ihre frühere Macht wieder zu erlangen strebten. Die 14. Dynastie fand aber ihren Untergang nicht durch Aegypter, sondern durch Völker, welche von ihnen als Barbaren betrachtet wurden und die durch das Thor hereinbrachen, welches die Fürsten der 12 Dynastie so sorgsam befestigt, die der 14. aber vernachlässigt hatten.

Einer der Stämme der Kushiten, die um den Persischen Meerbusen herum wohnten und den Aegyptern als Handelsvolk bekannt und Poun, Poeni oder Puni genannt wurden, sahen sich plötzlich durch irgend welches Ereigniß bewogen, ihre Wohnplätze zu verlassen und nach Westen zu wandern. Sie drangen bis nach Syrien und der Landenge Sues vor, warfen eine Menge halbwilder Völker über den Haufen und brachten unter diesen eine große Bewegung hervor. Die Nähe des reichen Aegyptens war eine große Verlockung für diese halb civilisirten Stämme und um so mehr, als die dort herrschenden Unruhen einen Einfall erleichterten. Sie fanden denn auch so gut wie gar keinen Widerstand. Das ganze Delta und Memphis wurde von diesem barbarischen, kriegerischen Hirtenvolk erobert. Sie plünderten und zerstörten Tempel und Städte, erwürgten die Männer und machten Weiber und Kinder zu Sklaven.

Die Fremdlinge erwählten einen ihrer Fürsten, Namens Shalit (Salatis) zum König und trafen Maßregeln, sich ihre Eroberung zu sichern. Der König von Xois war zwar geschlagen und ohnmächtig, allein die in Theben residirenden Fürsten machten sich zu Königen des noch uneroberten Landes; sie bildeten die 15. Dynastie und führten über 200 Jahre lang Krieg gegen die Könige (Hiq) der Schasu oder Shos, also den Hiq-Shos, woraus die Griechen Hyksos machten.

Shos, Räuber, Diebe, war der Name, den die Aegypter gewöhnlich den Beduinenstämmen gaben. Im Allgemeinen nannte man aber das Volk der Eroberer Mentiu (Hirten) oder auch Satiu (Bogenschützen).

Vorläufig kümmerten sich die Hyksos nicht viel um die thebanischen Könige und ließen es sich im reichen Delta wohl sein; gefährlicher erschienen ihnen ihre eigenen Stammverwandten jenseit der Landenge und noch mehr die chaldäischen Eroberer, welche den ganzen Völkersturm verursacht hatten. Sie konnten Lust bekommen, die reiche Beute zu theilen, und um gegen sie gerüstet zu sein, errichtete Salatis ein verschanztes Lager bei der Stadt Hauar (Avaris), in welches er 240,000 Mann legte.

Hierher begab sich Salatis alle Frühjahr, um mit seinen Truppen militärische Uebungen vorzunehmen. Dies Lager wurde eine stehende Einrichtung auch unter den folgenden Königen, und mit den aus dieser Kriegsschule hervorgehenden Truppen hielten sie die Aegypter in Zaum und sicherten das Land gegen Osten.

Die Hyksos residirten in Tanis. Sie waren verständig genug, die Vortheile der höhern ägyptischen Kultur einzusehen und sich danach zu bilden, wenigstens bis zu einem gewissen Grade. Aegyptische Gebräuche und Einrichtungen wurden im Lande und am Hofe eingeführt und selbst in Bezug auf die Religion zeigte man sich nachgiebig; man übersetzte die kananitischen Götter ins Aegyptische, stellte die Tempel wieder her und baute Paläste, deren Statuen freilich allmählich statt der ägyptischen die Gesichter der Barbaren annahmen.

Die Aegypter, obwol sie sicher das fremde Joch bitter empfanden, fügten sich in das Unvermeidliche, und die Sitten und Gebräuche der Kananiter äußerten auch hin und wieder ihren Einfluß unter dem ägyptischen Volke. Es scheint nämlich, daß man sogar die syrischen Menschenopfer zu Ehren des Gottes der Zeugung, Pacht, hin und wieder nachahmte. Die Eroberung Aegyptens durch die Hirten setzt man in das Jahr 2100 v. Chr. Bei den ägyptischen Geschichtschreibern bilden die Hyksos die 16. Dynastie.

Schon während der Zeiten der 12. Dynastie waren nicht selten friedliche Einwanderer aus den Ländern östlich von Sues nach Aegypten gekommen, und man hatte es geduldet, daß sie sich um und in Hauar niederließen.

Obwol vorsichtig, konnten die Hyksos ihr Land doch nicht ihren Stammgenossen verschließen; überdies war es ihnen ganz erwünscht, von daher immer Rekruten für ihre Armee zu erhalten. Es war ebenso natürlich, daß sie mehr Sympathie für Leute hatten, die ihre Sprache redeten und ihnen ähnlich waren, als für die Aegypter. Manche asiatische Günstlinge erlangten daher großen Einfluß am Hofe. Hieraus erklärt sich genügend die bedeutende Ausdehnung der semitischen Wanderungen.

Unter einem dieser Hyksos, von denen mehrere Apapi heißen — die Tradition nennt ihn Aphobis — wanderten die Stammväter der Juden in Aegypten ein.

In Kanaan lebte ein hebräischer Häuptling, Namens Jakob, mit dem Beinamen Bnou-Israel, der von seinen Frauen und Mägden zwölf Söhne hatte. Ein Sohn seiner Lieblingsfrau (Rahel), Joseph, war sein Liebling und erregte dadurch den Neid seiner älteren Brüder. Als Joseph träumte, daß sich Sonne, Mond und elf Sterne vor ihm gebeugt, und daß die Garben, die seine Brüder auf dem Felde gebunden, sich vor der seinigen geneigt hätten, da haßten sie ihn und wollten ihn aus dem Wege schaffen. Als er einst zu ihnen vom Vater auf das Feld geschickt wurde, warfen sie ihn zuerst in eine Grube, um ihn dort umkommen zu lassen, wie der älteste Sohn Ruben gerathen, um nicht Blut zu vergießen. Auf den Rath eines andern Bruders, Juda, verkauften sie ihn aber an ismaelitische Kaufleute, die nach Aegypten zogen. Sie schlachteten einen Bock und besprengten damit den bunten Aermelrock, den Jakob seinem Liebling gemacht und welcher den Neid der Brüder erregt hatte, um den Vater glauben zu lassen, daß ein wildes Thier Joseph getödtet habe.

Die ismaelitischen Handelsleute verkauften den schönen Jüngling an einen gewissen Potiphar, der am Hofe des Königs ein hohes Amt bekleidete. Die Frau desselben fand Gefallen an Joseph und wollte ihn verführen; allein Joseph entsetzte sich vor der Sünde, und als die üppige Frau ihn festhalten wollte, floh er und sie behielt nur seinen Rock in der Hand. Erbittert über die Sprödigkeit des Jünglings klagte sie ihn bei ihrem Manne böser Absichten gegen sie an und Potiphar ließ Joseph ins Gefängniß werfen. Dasselbe Schicksal hatten aber auch der Hofbäcker und der Mundschenk Pharao's. Diese hatten Träume, die ihnen Joseph auslegte und die Auslegung traf ein; der Hofbäcker wurde aufgehängt und der Mundschenk wieder in sein Amt eingesetzt.

Darüber waren zwei Jahre hingegangen, als der König zwei merkwürdige Träume hatte. Er sah sieben fette Kühe aus dem Nil emporsteigen, die von sieben mageren verschlungen wurden, und dann wieder sieben volle Aehren, welche von sieben leeren verzehrt wurden. Die Traumdeuter konnten diese Träume nicht erklären und dem Mundschenk fiel nun der jüdische Jüngling ein, der seinen und des Hofbäckers Traum so richtig gedeutet hatte. Joseph wurde vor den König gebracht und sagte ihm, daß sieben Jahre des Ueberflusses, welche kommen sollten, von sieben Jahren des Mangels in Aegypten gefolgt sein würden. Er rieth dem Könige in den reichen Jahren Getreide für die Zeit der Noth aufzuspeichern, womit der König einen verständigen Mann beauftragen möge. Der König fand solchen Gefallen an der Rede Joseph's, daß er ihn selbst zu diesem Amt bevollmächtigte und ihn in der That zum ersten Mann Aegyptens machte.



Einfall der Hyksos. Zeichnung von H. Vogel.

Man nannte ihn Zephnathphanach (Retter der Welt) und gab ihm Asnath, die Tochter eines Priesters von Heliopolis (On) zum Weibe, welche ihm zwei Söhne gebar, die er Manasse und Ephraim nannte.

Die Traumauslegung Joseph's zeigte sich als richtig. Sieben Jahre lang war die Ernte überreichlich und er legte unendliche Vorräthe von Getreide an. Aber auch die Hungerjahre kamen und Joseph verkaufte dem Volk sein Getreide, zuerst für Geld, dann für Ochsen, Pferde u. s. w. und endlich für Land, welches auf diese Weise Eigenthum des Königs wurde. Nur das Land der Priester blieb diesen. Das Land nebst Saatkorn wurde den Leuten indessen zurückgegeben, unter der Bedingung, daß sie ein Fünftel der Ernte an den König abliefern mußten. Man kann sich denken, daß Joseph durch solche Maßregeln immer mehr in der Gunst des Königs stieg.

Die Hungersnoth dehnte sich auch über Kanaan aus und Jakob sandte zehn seiner Söhne nach Aegypten, um Getreide zu kaufen; allein den jüngsten Sohn Benjamin, Joseph's rechten Bruder, bei dessen Geburt Rahel gestorben war, behielt er bei sich.

Joseph, der seine Brüder sogleich erkannte, stellte sich, als halte er sie für Spione, welche die Schwäche des Landes auskundschaften wollten; als sie erschrocken die Redlichkeit ihrer Absichten betheuerten, verlangte er, daß sie dieselbe dadurch beweisen sollten, daß sie ihm einen der Brüder, Simon, als Geisel ließen. Er wolle ihn freigeben, wenn sie den zu Hause gebliebenen jüngsten Sohn dafür brächten. Dann sollten sie im Lande frei verkehren dürfen. Er ließ ihre Säcke mit Getreide füllen und in jeden das Geld hineinlegen, welches sie dafür bezahlt hatten.

Jakob wollte Benjamin nicht hergeben; allein die Noth zwang ihn, und die Söhne zogen abermals mit Benjamin und vielen Geschenken für den großen Minister nach Aegypten. Es wurde Joseph schwer, seine Rührung zu verbergen. Er lud seine Brüder ein, in seinem Hause zu essen, und erwies besonders Benjamin viel Ehre. Dann befahl er seinem Hausmeister die Säcke der Hebräer mit Korn zu füllen, das Geld wieder dazu, aber in den Sack des jüngsten auch den silbernen Mundbecher Joseph's zu legen. — Als die Brüder nun abreisten, ließ er ihnen nachsetzen, und weil der Becher in Benjamin's Sack gefunden wurde, verlangte er, daß dieser als sein Knecht bei ihm bleiben solle. Darüber jammerte Juda, weil es dem alten Vater das Herz brechen würde, und da er für die Rückkehr des Knaben sich verbürgt habe, so erbot er sich, statt dessen in der Sklaverei zurückzubleiben. Länger konnte sich Joseph nicht halten; er gab sich zu erkennen und lud Jakob ein, mit seinem ganzen Stamm und seiner ganzen Habe an Herden nach Aegypten zu kommen. Der König selbst sandte den Israeliten Wagen entgegen und so kamen sie alle nach Aegypten, wie es heißt 70 Seelen stark. Man räumte ihnen das fette Weideland Gosen ein, welches am Sebennitischen Arme des Nils lag und wo sie getrennt von den Aegyptern leben konnten, welche die Hirten nicht mochten und für unrein hielten. Jakob wurde 147 Jahr alt und seine einbalsamirte Leiche in Kanaan begraben. Joseph starb 110 Jahr alt.

Manche gelehrte Forscher behaupten, daß die Einwanderung Jakob's und seiner Kinder erst nach Vertreibung der Hyksos und unter der Regierung von Sethos I. (19. Dynastie) stattfand. Sie lassen Moses auch unter Ramses II. auftreten und die Israeliten unter Menephta ausziehen. Wir können uns dieser Ansicht nicht anschließen. — Bei einem rein ägyptischen Könige würden die Hirten vielleicht nicht so freundlich aufgenommen worden sein wie von einem Abkömmling der Hirtenkönige. Daß ein Pharao derselben Dynastie, der Sethos I. angehörte, von Joseph nichts mehr gewußt haben sollte, ist auch höchst unwahrscheinlich; daß Menephta oder dessen Nachfolger von dem Günstling eines Hyksos nichts wußten, ist weit glaublicher. — Hätte Joseph unter Sethos, einem echt ägyptischen Könige, die ihm zugeschriebene große Rolle gespielt, so wären seine Thaten sicherlich auf gleichzeitigen Denkmälern verewigt worden, was unter den ägyptisirten Hirtenkönigen wohl unterlassen sein kann.



Joseph und seine Brüder. Zeichnung von Konrad Beckmann.

Die eigentliche Herrschaft der Hyksos dehnte sich nicht weit über Memphis und die Oase Fayum aus. Südlich herrschten mehrere ziemlich unabhängige Fürsten, die zwar den zu Tanis residirenden Hyksos jährlichen Tribut zahlten, aber sich immer noch in einem althergebrachten Abhängigkeitsverhältniß von Theben betrachteten und mit diesem sich gegen die Hyksos zu verbinden bereit waren. All ihre Versuche, das Joch dieser Fremden abzuschütteln, hatten lange keinen Erfolg. Endlich aber, scheint es, fiel es einem der Hyksos, König Apapi, ein, von der alten Toleranz seiner Vorgänger abzuweichen und dem Nationalgott der Shos, Sutekh (Set), einen Tempel zu bauen. Das empörte den Fürsten von Theben, wo man den Ammon-Ra anbetete. Unterhandlungen zwischen Tanis und Theben führten

zu keinem Resultat. Dazu kam auch, daß Apapi in Bezug auf die Bewässerung unangenehme Aenderungen machte, kurz, der Fürst von Theben, Ra-Skenen Taaa I., nahm den Titel König an, gründete die 17. Dynastie und begann zugleich (1800 v. Chr.) den 150 Jahre währenden Unabhängigkeitskrieg, bei dem er alle kleinen ägyptischen Fürsten auf seiner Seite hatte.

Ein König, den Manetho Alisphragmuthosis nennt, eroberte endlich Memphis und jagte die Eindringlinge nach Haruar (Avaris) zurück; allein es dauerte sehr lange, ehe es gelang, sie aus dieser festen Stellung zu vertreiben. Dies vollbrachte Ahmes I., der sich im fünften Jahre seiner Regierung des festen Lagers bemächtigte. Die Reste der feindlichen Armee zogen sich nach Syrien zurück, wurden verfolgt und noch einmal bei Sharuhen geschlagen. Nach sechs Jahrhunderten war Aegypten endlich von den Eindringlingen befreit.

Nach anderen Angaben soll Thutmosis III. mit den Shos (oder Schasu) in Avaris eine Kapitulation gemacht und diesen freien Abzug bewilligt haben. Es heißt, sie seien 240,000 Mann stark ausgezogen und hätten sich in Syrien aufgelöst. Die Geschichte ist hier, wie man sieht, sehr dunkel.

Ahmes I. (Amasis) gilt als der Stifter der 18. Dynastie (1660—1450). Er bemühte sich und mit Erfolg, den Glanz des alten Aegyptens wieder herzustellen und namentlich Theben seine alte Stellung wieder zu gewinnen. Das durch die Hirten entweihte Memphis und Tanis ließ man verfallen; allein in Theben wurde dem Ammon-Ra ein glänzender Tempel gebaut, an welchem die zurückgebliebenen Kananiter arbeiten mußten, und die Zahl derer, welche ägyptische Sklaverei dem Hunger vorzogen, war nicht klein.

Den verbündeten Fürsten ließ man ihre Titel Könige, aber weiter nichts. Die Aethiopier gewann Ahmes dadurch, daß er eine schwarze Königin Nowertari heirathete. Sie wurde Mitregentin und später sogar Göttin. Aegypten reichte nun von Sennaar bis zum Mittelmeer. Des Ahmes Sohn Amenhotep I. (Amenophis) 1659—1646 v. Chr. erhielt mit kräftiger Hand, was sein Vater erworben.

Der glückliche Erfolg des 150jährigen Unabhängigkeitskrieges hatte den kriegerischen Geist der Aegypter erweckt. Anstatt sich gegen die Asiaten zu vertheidigen, fühlte man Lust sie anzugreifen.

Thotmes I. (Thutmosis) war der Erste, welcher mit einem Heere in Syrien eindrang. Die Geschichte seines Zuges kennen wir nicht, allein seine Siegessäulen standen am Euphrat. Arabien, Syrien und Phönikien waren besiegt und gehörten zum Aegyptischen Reich, das heißt, diese Länder behielten ihre Fürsten und Einrichtungen und zahlten einen Tribut, den sie jedoch stets sobald als möglich abzuschütteln versuchten. Ein solches Reich konnte in dieser Ausdehnung nie Bestand haben.

Mit Aethiopien war es anders. Die dortigen Völker gehörten zu Aegypten und ihre Statthalterschaft wurde für so wichtig betrachtet, daß der Thronerbe stets den Titel Fürst von Kush annahm, obwol er selten in Aethiopien selbst anwesend blieb.

Das Stammland der Kushiten soll das vom Flusse Gihon bewässerte Land Kush in Baktrien gewesen sein. Sie waren klein von Gestalt, allein wohlgebildet; sie hatten volles, oft gekräuseltes, aber nie negerartiges Haar, dunkle Hautfarbe, die von Hellbraun bis zum Schwarz variirte, regelmäßige, oft zarte Gesichter, gerade, ziemlich hohe Stirn und eine lange und fein geformte Nase, welche sich kaum von der eines Ariers unterschied; allein der Mund war unschön wegen der dicken, fleischigen Lippen. Diese Kushiten waren ein unruhiges Wandervolk. Man fand sie am Hindukuh und in Kleinasien. Sie wanderten den Indus hinunter und verbreiteten sich im Dekan. Andere gingen nach Persien und Arabien, selbst über die Meerenge Bab-el-Mandeb, und ließen sich am Blauen Nil nieder. Sie waren sehr unternehmende Seefahrer und als solche waren sie mit allen damals befahrenen Meeren bekannt. Ihre Sprache hatte Aehnlichkeit mit dem Arabischen und anderen semitischen Sprachen und Kushiten und Semiten scheinen von einem Stamm ausgegangen zu sein. Wir werden weiterhin noch Näheres von ihnen zu sagen haben.

Als Thotmes I. alt wurde, nahm er seine Tochter Hatasu oder Hatshepu als Mitregentin an und verheirathete sie an seinen Bruder Thotmes II. Nach dem Tode desselben führte die Königin die Regierung für ihren unmündigen Bruder, dessen Autorität aber bald beseitigt wurde. Sie herrschte im eigenen Namen unter dem Thronnamen Ramaka (1613—1591), führte die Armeen an und ließ sich sogar auf ihren Statuen mit dem den Königen zukommenden Kinnbart abbilden. Sie regierte mit kräftiger Hand und bekam Lust, das Land Tu-nuter (To-neter) heimzusuchen, welches östlich vom Lande der Punt lag und woher so köstliche Waaren und Edelsteine kamen. Zu diesem Ende sammelte sie eine ganze Kriegsflotte, wol die erste auf dem Rothen Meer. Alles unterwarf sich ohne Kampf. Sie gab ihren Plan auf, nach Tu-nuter vorzudringen, und kehrte mit Schätzen beladen nach Hause zurück, wohin sie auch 32 Bäumchen mit wohlriechenden Blüten (Weihrauchbaum) mitnahm, die in den Gärten von Theben angepflanzt und akklimatisirt wurden.

Als diese kräftige Herrscherin starb und ihr Bruder Thotmes III. (1591—1565) wirklich die Regierung antrat, war dies das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstand der Syrer, die bis auf Gaza abfielen. Dorthin eilte der König und zeigte Muth und Feldherrntalent. Vor dem Schlüsselpunkt zum Libanon und der Straße zum Euphrat, Magiddo, kam es zur Schlacht. Die Syrer ergriff panischer Schrecken. Die Besatzung von Magiddo ließ die Fliehenden nicht ein aus Furcht, die Aegypter möchten mit eindringen, und nur die Generäle wurden an Stricken die Mauer heraufgezogen. Die Zahl der Todten belief sich auf nur 83, allein die Sieger fanden auf dem Schlachtfelde eine Menge Pferde, 984 Kriegswagen und andere zurückgelassene Beute. Magiddo ergab sich und die Fürsten Syriens und Mesopotamiens unterwarfen sich.

Einige Jahre darauf empörten sich die syrischen Fürsten abermals, an ihrer Spitze der Fürst von Kadesh. Seine Hauptstadt wurde erstürmt und geplündert; den Fürsten wurde verziehen, allein ihre Söhne und Brüder wurden als Geiseln nach Aegypten geführt.

Nun drang der siegreiche König über den Euphrat, durcheilte Mesopotamien bis zum Tigris und bis Ninive h. Unermeßliche Beute wurde gemacht, allein die besiegten Fürsten empörten sich immer wieder, und Thotmes hatte bis zum Ende seines Lebens mit ihnen zu kämpfen.

Gegen seinen Sohn Amenhotep II. (Amenophis), 1565—1555 v. Chr., empörten sich die Assyrer, die sich für unabhängig erklärten. Der König schlug sie, blieb den Winter in Mesopotamien, und Niniveh öffnete ihm die Thore. Nach zweijährigem siegreichen Kriege kehrte er nach Aegypten zurück. An seinem Schiffsschnabel hingen die Körper von sieben rebellischen Chefs, die er eigenhändig getödtet hatte. Die Glieder Anderer wurden als warnendes Beispiel für empörungslustige tributpflichtige Fürsten in den bewohntesten Theilen ihrer Länder aufgehängt.

Die folgenden Könige wußten das Reich zu erhalten, und unter Amenhotep III. (oder Amenemha oder Amenophis) reichte dasselbe vom Euphrat nördlich bis zum Lande der Galler im Süden. Sowol dieser König wie fast alle der 18. Dynastie unternahmen große Bauwerke, von denen wir in der Kulturgeschichte reden werden.

Amenhotep IV. hatte eine nicht ägyptische Prinzessin, Namens Taï, zur Mutter, und von ihr schrieb sich wahrscheinlich sein Abscheu gegen diejenigen ägyptischen Götter, welche nicht die Sonne repräsentirten, deren Scheibe er angebetet wissen wollte. Er veränderte sogar seinen Namen, weil dieser an den ihm verhaßten Ammon erinnerte, in Khunaten (Glanz der Sonnenscheibe). Zuerst noch tolerant, wurde er allmählich fanatisch und entfremdete sich die Aegypter. Er verließ die Ammonstadt Theben und bezog eine neue Residenz zu Tell-el-Amarna, wo er einen prachtvollen Sonnentempel baute, dessen Ruinen noch heute zu sehen sind. Unter der 18. Dynastie steht Aegypten auf dem Höhepunkt seiner Kunstentwicklung.

Die alten ägyptischen Götter, welche die Sonne repräsentirten, wie Ra, Harmakhis und Hor, wurden beibehalten; allein die Anhänger der neuen Religionsform stellten den Gott auf den Monumenten als Sonnenscheibe dar, von welcher die Strahlen auf die Erde fallen. Jeder Strahl endet mit einer Hand, welche das Henkelkreuz, das Zeichen des Lebens, hält. Die Scheibe hieß Aten. Nach Amenhotep's IV. Tode wurde sein Namen und die Zeichen des Sonnendienstes auf vielen Monumenten ausgemeißelt.

Die Körperbildung in den Statuen des Amenhotep ist die den Eunuchen eigenthümliche; allein jung verheirathet, hatte er von der Königin Nowertiuta sieben Töchter, und man vermuthet, daß ihm das Unglück der Verstümmelung in den Kriegen seines Vaters mit den schwarzen Völkern Aethiopiens begegnete, wo man noch heute bei den Gallas die Gewohnheit findet, Gefangenen und Todten die männlichen Glieder als Trophäen abzuschneiden.

Als Amenhotep IV. starb, folgte ihm sein Milchbruder Aï, der dessen älteste Tochter Taï heirathete. Ihm folgten seine Schwäger Tutankhamen und Rasaakakheperu. Der Erstere war noch ein mächtiger Pharao, allein unter seinen Nachfolgern schwächten Religionskriege das Reich. König Haremheb (Armais) stellte die alte Religion wieder her; allein er konnte nicht alle verloren gegangenen Länder zurückerobern, deren Fürsten den Tribut verweigerten.

Da er ohne direkte Erben starb, so ging die Regierung an Ramses I. über, mit dem die große 19. Dynastie (etwa 1445—1270) beginnt. Es scheint, daß der neue König aus dem Delta stammte. Nach einer nicht ruhmlosen Regierung von sechs oder sieben Jahren starb er, und sein Sohn Seti (Sethos) wurde König (1439—1388 v. Chr.). Er war ein tüchtiger Mann, der sich bestrebte, das Ansehen Aegyptens nach außen wieder herzustellen, wie es unter den Königen der vorigen Dynastie — Thotmes III. und Amenhotep III. — gewesen war, namentlich die Syrer wieder zum Gehorsam zu bringen.

Die Verhältnisse in Asien hatten sich aber bedeutend geändert. Das im Norden Syriens wohnende, einst vorherrschende Volk der Rutenu hatte sein Ansehen verloren und an seine Stelle und an die Spitze der vielen dortigen kleinen Staaten war der Fürst der Khetas — die Hethiter der Bibel — getreten. Einer von diesen, Sapalel, hatte sich König genannt und auf gleiche Stufe mit den großen Pharaonen Aegyptens gestellt. Ramses I. hatte mit ihm einen Vertrag machen müssen, was sonst nicht gebräuchlich gewesen war, denn der große Pharao diktirte die Friedensbedingungen.

Sethos rückte in Syrien ein und drang bis in das Thal des Orontes vor. Alles unterwarf sich. Die Phönikier, schlaue Handelsleute, zahlten gern Tribut, da ein Krieg weit kostspieliger war und sie großen Vortheil von dem Seehandel mit Aegypten hatten. Im Norden Syriens trat dem Aegypter König Sapalel entgegen. Sethos schlug ihn und nahm die Stadt Kadesh, allein damit war der Krieg nicht zu Ende, und dessen müde, schloß Sethos mit Sapalel's Nachfolger einen Offensiv- und Defensivvertrag.

Die Grenze Aegyptens nach dieser Seite hin war nun der Orontes. Durch Erfahrung belehrt, begnügte sich aber der König nicht mehr mit Tribut; die besiegten Völker erhielten ägyptische Gouverneure und die Festungen Gaza, Askalon und Magiddo stehende Besatzungen.

Ramses I. war, nach ägyptischen Ansichten, ein Usurpator gewesen, und Sethos selbst wurde auch nicht für legitim gehalten, sondern regierte mehr kraft der rechtmäßigen Abstammung seiner Gemahlin Taï, welche eine Enkelin von Amenhotep III. und dessen Gemahlin Taï war. Unzweifelhaft legitim war erst Sethos' Sohn Ramses II., den deshalb sein Vater schon als Knaben zum Mitregenten annahm, um einer Empörung vorzubeugen. Schon als Knabe von zehn Jahren machte der Prinz den Krieg in Syrien mit und lernte so frühzeitig die Kunst zu befehlen. Sein Vater zog sich immer mehr von der Regierung zurück und Ramses ersetzte ihn vollständig. Durch diese kluge Maßregel wußte Sethos die Ruhe des Reiches zu sichern.

Es geschah etwas ganz Neues, Unerhörtes. Kleinasiatische Völker, deren Namen man noch gar nicht gehört hatte, landeten mit feindlichen Absichten im Delta und verbanden sich mit libyschen Stämmen; Ramses schlug sie aber so empfindlich, daß ihnen die Lust verging, wieder zu kommen.



Angebliches Bild des siegreichen Sesostris (Ramses II.). Relief am Nahr-el-Kelb.

Während der letzten Lebensjahre des Sethos machte Ramses II. glückliche, obwol nur wenig bedeutende Kriegszüge in Aethiopien. Durch den Tod seines Vaters wurde er alleiniger Herrscher und sein Name in der Welt berühmter als der irgend eines Königs vor ihm. Die Griechen nannten ihn Sesostris, und deren Geschichtschreiber, irre geleitet durch den Namen, schrieben ihm auch manche Thaten seines Namensverwandten aus der 12. Dynastie zu und schmückten diese Erzählungen auf wunderbare Weise aus.

Herodot erzählt, was er von den Priestern erfuhr, und Diodor verbreitet sich noch weitläufiger über die Heldenthaten des Sesostris, wie ihn der Erstere, und Sesoosis, wie ihn der Letztere nennt. (1388—1322 v. Chr.) — Nach Antritt seiner Regierung, heißt

es darin, bereitete sich der König zu einem großen Kriegszuge vor, um die Welt zu erobern. Während seiner voraussichtlich langen Abwesenheit ernannte er seinen Bruder Armais zum Reichsverweser. Das Heer, mit welchem Sesostris auszog, bestand aus 600,000 Mann zu Fuß, 24,000 Reitern und 27,000 Kriegswagen. Durch Aethiopien drang er bis an die Meerenge Bab-el-Mandeb vor. Hier erkannte er, daß sein Landheer nicht ausreichen würde, die Eroberungen auszuführen, die er im Sinne hatte. Sein fester Wille überwand die Abneigung, welche die Aegypter gegen das Meer hatten, und er erbaute eine Flotte. Ein Theil derselben befuhr das Mittelmeer, eroberte die Insel Cypern, die Küste von Phönikien und die Kykladischen Inseln. Vierhundert Schiffe waren zum Zug gegen Indien bestimmt. Das größte dieser Schiffe war 280 Ellen lang, ganz aus Cedernholz erbaut, inwendig versilbert und auswendig vergoldet. Er hatte es dem Gott Osiris geweiht. Diese Flotte unterwarf alle Inseln und Küstenländer bis nach Indien.

Sesostris selbst rückte mit seinem Heere über die Meerenge vor. Der König habe überall einen gezähmten Löwen bei sich gehabt, der ihn auch in die Schlacht begleitete. Er besiegte Meder und Assyrer, drang bis über den Ganges vor und nahm Indien bis zum Meere in Besitz. Dann drang er nördlich in das Land der Skythen bis an den Tanais (Don) und ging von hier nach Thrakien. An der Meerenge von Bab-el-Mandeb (berichtet Strabo) habe er eine Denksäule mit heiliger Schrift errichten lassen. Solche Denksäulen errichtete er an den Grenzen aller Länder, die er besiegte, und ließ folgende Inschrift darauf schreiben: „Ein König der Könige, ein Herr der Herren, Sesostris, hat dieses Land bezwungen durch die Gewalt der Waffen". Auf diesen Säulen ließ er zugleich andeuten, ob die Völker sich männlich gewehrt, oder weibisch ergeben hätten, und zwar durch männliche und weibliche Glieder. Auf verschiedenen Felsenplatten ließ Sesostris sein Bild eingraben, welches ihn auf ägyptische und äthiopische Weise bewaffnet darstellt mit einer Inschrift quer über die Brust in heiliger Schrift: „Ich habe dieses Land mit meinen Armeen gewonnen".

Gegen die besiegten Völker benahm sich der Eroberer mild, denn außer der üblichen Beute und den Gefangenen, die er vielleicht als Geiseln mitnahm, verlangte er nur einen jährlichen Tribut, den ihm die Fürsten in Person überbringen mußten. Zog er aber in eine Stadt oder in einen Tempel ein, so wurden vier Könige vor seinen Wagen gespannt. Als er einst mit einem solchen stolzen Gespann dahinfuhr, wurde seine Aufmerksamkeit durch einen solchen abgesetzten König erregt, der unverwandt auf das Rad des Wagens sah. Der stolze Eroberer fragte nach der Ursache dieses Hinstarrens, und der unglückliche König antwortete: „O König! Das Umdrehen des Rades erinnert mich an den Wechsel des Glücks. Jeder Theil des Rades ist bald oben, bald unten, und so geht es auch mit dem Menschen. Wer heute auf dem Throne sitzt, ist morgen vielleicht ein niedriger Knecht." Diese Worte machten tiefen Eindruck auf Sesostris; er ließ nie wieder Könige in solcher Weise demüthigen.

In Thrakien gerieth das Heer durch Mangel und rauhe Witterung in Noth. Dies und eine Nachricht, die er durch den ägyptischen Oberpriester erhielt, bewog ihn nach neunjähriger Abwesenheit zur Rückkehr; Armais habe, wurde ihm berichtet, das königliche Diadem angelegt, die Königin geschändet und sich des ganzen Harems bemächtigt. Auf diese Geschichte werden wir bei Ramses III. zurückkommen.

Herodot behauptet, daß er selbst in Palästina Siegessäulen mit Schriftzeichen und weiblichen Gliedern gesehen habe und ebenso Bilder des Sesostris. Man hat in der That drei solcher in Felsen gehauener Bilder bei Beyrut an der Mündung des Nahr-el-Kelb gefunden, die aus dem zweiten und vierten Regierungsjahr Ramses' II. datirt sind, und eine der Figuren, die Herodot in Kleinasien gesehen hat, befindet sich heute noch bei Ninsi, zwischen Sardes und Smyrna. Auf den ersten Anblick glaubt man wirklich, daß auch die letztere ein Werk aus der pharaonischen Zeit sei; allein bei näherer Betrachtung entdeckt man den Irrthum und daß die Arbeit nicht ägyptisch sein kann. Die Fußbekleidung hat einen gekrümmten Schnabel, wie sie im Mittelalter Mode war, und die Kopfbedeckung gleicht mehr



Illustrirte Weltgeschichte I. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Der große Sesostris (Ramses II.) in der Schlacht von Kadesch (19. Dynastie, 1445—1270).

Zeichnung von Hermann Vogel.

einer phrygischen Tiara als einer doppelten Krone. Diese Arbeit ist schwerlich von einem Aegypter gemacht und keinenfalls stellt sie den Sesostris vor.

Schon als Knabe hatte sich Sesostris- oder vielmehr Ramses-Miamun (der von Ammon Geliebte) mit Gespielen umgeben, aus denen später tüchtige Führer wurden. — Die ersten Jahre seiner Regierung verflossen ohne besondere Störung, allein im vierten Jahre derselben zog sich ein mächtiges Gewitter zusammen.

Die Khetas hatten sich eine Weile ruhig verhalten; allein das reiche Aegypten war zu verlockend für sie, und andere Völker, zu denen mehrere kleinasiatische gehörten, wie Dardaner, Mysier, Lykier, Trojaner rc., verbanden sich zu einem Einfalle in dieses Reich.

Ramses II. rückte ihnen entgegen. Durch verrätherische Beduinen wurde er in der Nähe von Kadesh in eine Falle gelockt; allein noch im letzten Augenblick erkannte der König die Gefahr. Während er noch Kriegsrath hielt, wurde er angegriffen. Der König von Khalep, der allein 18,000 Mann und mit seinen Alliirten 2500 Streitwagen hatte, führte den Angriff, und die Schlacht stand bedenklich für die Aegypter; allein Ramses stürzte sich in das Getümmel und verrichtete Heldenthaten. Das Gros seiner Armee traf ein; die Nacht unterbrach den unentschiedenen Kampf; allein am andern Morgen wurden die Verbündeten in den Fluß (Orontes) gejagt und ein glänzender Sieg erfochten. Der Fürst von Kheta bat um Frieden, der ihm bewilligt wurde.

Im Rücken der siegreichen Armee erhoben sich aber die Völker, und der Fürst von Kheta brach ebenfalls den Waffenstillstand. Ramses drang nach Galiläa vor und im neunten Jahre seiner Regierung eroberte er Askalon. Der Krieg dauerte noch zwei Jahre, bis endlich der neue Fürst von Kheta um Frieden bat. Es wurde ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihm geschlossen, und das darüber aufgesetzte Dokument ist wol das älteste diplomatische Aktenstück der Erde.

Der zunächst in der Sprache der Khetas abgefaßte Vertrag wurde auf ein silbernes Blech gravirt und dem Ramses nach Aegypten geschickt. In diesem Vertrag war festgesetzt, daß der Friede zwischen beiden Völkern „ein ewiger" sein solle. Wenn Jemand vom Fürsten von Kheta verlange, daß er ihm gegen den König von Aegypten beistehen möge, solle er ihn angreifen und vernichten, und will der große Fürst von Kheta das nicht selbst thun, so soll er seine Bogenschützen und Wagen aussenden, es zu thun. Eine gleiche Verpflichtung übernahm der König von Aegypten in Bezug auf den Fürsten von Kheta. Auch enthielt der Vertrag besondere Artikel zum Schutz des gegenseitigen Handels und der Industrie, wie auch andere rechtliche Bestimmungen. Jeder Verbrecher, der in das Land eines der Kontrahenten flüchte, solle ausgeliefert werden; jeder nicht verbrecherische Flüchtling oder mit Gewalt entführte Unterthan, jeder Arbeiter, der sich im Gebiet des Andern niederlassen wolle, solle in sein Land zurückgeschickt, ihm aber seine Uebertretung nicht als Verbrechen angerechnet werden. „Das Vergehen eines solchen soll nicht an ihm gerächt werden; man soll nicht sein Haus zerstören, noch seine Frau oder Kinder umbringen; man soll ihn weder in die Augen, noch auf den Mund, noch auf die Füße schlagen und keine kriminelle Anklage soll gegen ihn erhoben werden." — In diesem Vertrage ist Alles enthalten, was wir heutzutage in jedem unserer Friedenstraktate finden. — Die anderen Eroberungen, die Sesostris von den Griechen zugeschrieben wurden, sind Fabel.

Vom 21. Regierungsjahre bis zum 66., in welchem Ramses II. starb, wurde der Vertrag gehalten und der Friede nicht unterbrochen. Sesostris-Ramses heirathete die älteste Tochter des Königs von Kheta, Isi-Nowert, und dieser besuchte seinen Schwiegersohn in Aegypten.

Während dieses langen Friedens und seiner segensreichen Regierung führte Ramses II. unendlich viele Bauten aus, und überall findet man auf den Denkmälern seinen Namen und Darstellungen seiner Thaten. Er baute nicht nur Tempel, sondern auch viele gemeinnützige Werke, außerdem zur Sicherung der Ostgrenze mehrere Städte, wie Pa-Ramses-

Anakthu (die Stadt des tapfersten Ramses), welches neben einem Kanal lag, der den Nil mit den Bitterseen verband und so der Wüste ein großes, fruchtbares Land abgewann. Es heißt, dieser Kanal sollte bis zum Rothen Meere geführt werden, da aber das Land niedriger lag als dieses, so fürchtete man durch sein Uebertreten das Nilwasser zu verderben und gab das Projekt auf.

Die drei ältesten Söhne des Königs waren todt und der vierte, Khamuas, Oberpriester zu Memphis. Nach 40 Kriegsjahren sehnte sich Ramses nach Ruhe und übergab diesem Sohne die Last der Regierung. Als derselbe im 55. Regierungsjahre des Ramses starb, gab dieser die Macht in die Hände seines 13. Sohnes, Menephta (1322—1302), der elf Jahre Regent war und nach Ramses' Tode König wurde unter den Titeln Banramernuteru (Sohn der Sonne), Menephta hotep-hi-ma. (Aus diesen Namen nahm Herodot den Namen Pharao und die Kompilatoren des Manetho Amenephtes und Amenophis.) Ramses II. hatte 59 Söhne und 60 Töchter.

Menephta war bereits ein alter Mann, als er zur Regierung kam, und die von seinem Vater so stark gezüchtigten Völker dachten, daß die Zeit der Rache gekommen sei. Raublustige kleinasiatische Völker schifften nach der libyschen Küste, verbanden sich hier mit den dort wohnenden kriegerischen Stämmen und brachen in Aegypten ein mit der Absicht, sich in dem reichen Delta niederzulassen. Der Friede hatte so lange gedauert, daß man gar nicht mehr an Krieg dachte; die Nachricht von dem Einfall wirkte daher sehr niederschlagend, allein der König handelte energisch, seine Armeen rückten dem Feinde entgegen. Es kam zur Schlacht und nach sechsstündigem Kampf flohen die Libyer und ihre Verbündeten und wagten keinen neuen Angriff. Es kommt nicht selten vor, daß „die Götter" manchen Menschen „offenbaren", was diese selbst wünschten. Der Gott Phtah erschien auch dem alten Menephta und verbot ihm, persönlich an der Schlacht theilzunehmen. Man siegte auch ohne ihn, und wenn auch das Volk den König für diesen Sieg bis in den Himmel erhob, so mochten doch manche seiner Generäle und Abkömmlinge früherer Könige wissen, daß er kein besonderer Held war. Sie warteten kaum auf seinen Tod, um sich unabhängig und ihre Ansprüche geltend zu machen.

Sethos II., Menephta's Sohn, Prinz von Kush, konnte wenigstens nicht ohne Weiteres den Thron besteigen. Ein Nachkomme des Ramses II., also Verwandter des Sethos, Amenmeses, gelangte zur Macht, und sein Sohn Menephta II. Siphtah folgte ihm. Ob sich Sethos II. mit diesen Prätendenten abfand, oder ob er sie mit Hülfe seiner Partei besiegte, ist ungewiß, wie überhaupt diese ganze Geschichte; genug, nach Menephta's II. Tode, bestieg er wirklich den Thron und man schreibt ihm allerlei Siege über fremde Völker zu. Er war auch bereits ein alter Mann, als er endlich sein Ziel erreichte, und schon bei seinem Leben brachen die Kämpfe unter den verschiedenen ägyptischen Großen aus, die ganz Aegypten in einen Zustand der Anarchie versetzten. Während dieser Kämpfe gelang es sogar einem Syrer, Namens Arisu, sich zum Oberhaupt der Fürsten zu machen. Alles ging darunter und darüber; man plünderte und mordete und kümmerte sich nicht um die Religion.

Wir haben gesehen, daß im Nordosten Aegyptens viele Syrer und Kananiter wohnten, die theils von der Zeit der Hyksos zurückgeblieben, theils neu eingewandert waren. Zu ihnen gehörten auch die Nachkommen Jakob's, die sich seit Joseph's Zeiten im Lande Gosen ganz außerordentlich vermehrt hatten. So lange die Hyksos regierten, ging es ihnen und allen Stammverwandten der Kananiter gut; allein das änderte sich, als Könige über Aegypten herrschten, „die von Joseph nichts wußten". Während die Hyksos die Aegypter arbeiten ließen, kam nun die Reihe an die Fremden, die man als Hirten verachtete und als Aussätzige und Unreine betrachtete. Namentlich soll es Ramses II. gewesen sein, der Israeliten und andere Fremde zur Arbeit anhielt, denn seit er mit den Khetas Frieden geschlossen hatte, fehlte es an syrischen Gefangenen. Der Kanal nach den Bitterseen ging

durch das Land Gosen, und die Städte Ramses und Pithom erhoben sich in der Nähe desselben; es ist nicht zweifelhaft, daß die Israeliten zum Bau dieser Städte und sonstiger Arbeiten verwendet wurden, und sehr begreiflich, daß sie das nicht mit gutem Willen thaten und sich oft widerspenstig zeigten.



Auffindung des Moses. Zeichnung von Ernst Peßler.

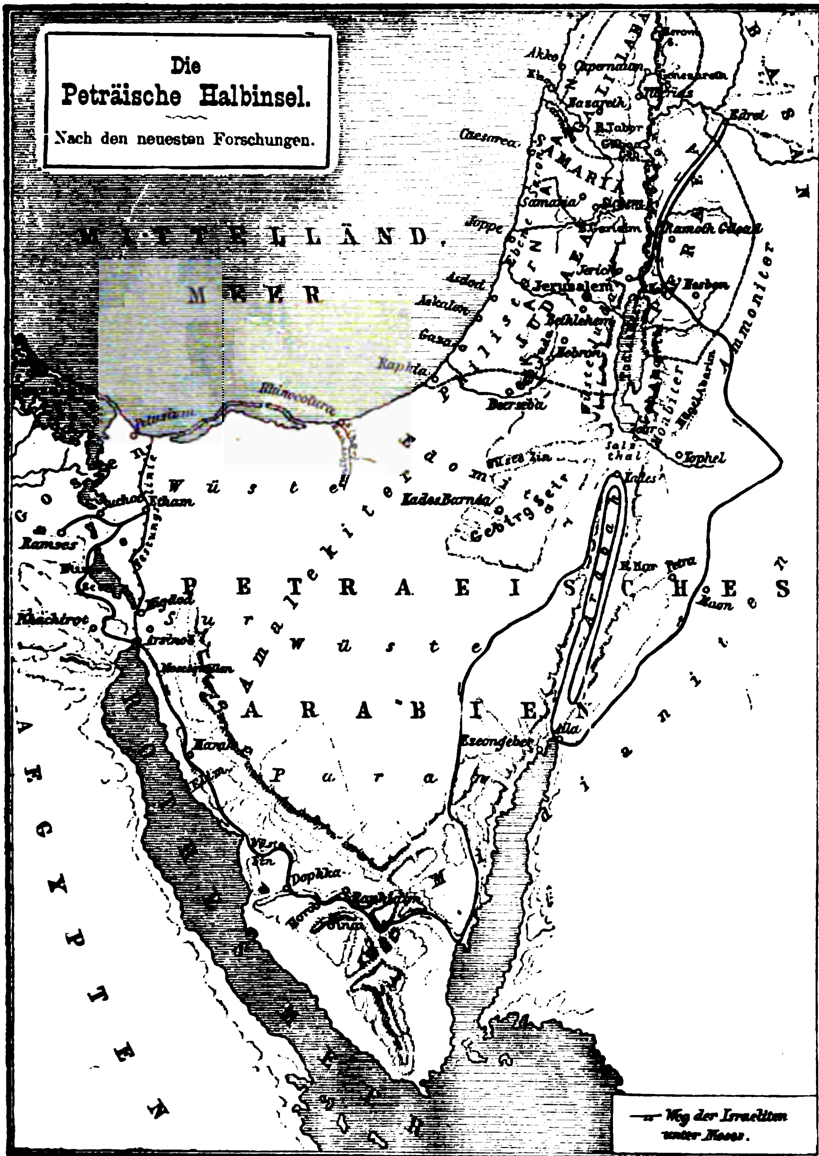
Die Ansammlung einer so großen Menge von nichtägyptischen Leuten in der Nähe derjenigen Grenze, die beständig durch Einfälle der beduinischen Stämme bedroht wurde, war wohl geeignet, das Mißtrauen einer Regierung zu erwecken, die durch innere Kämpfe geschwächt und gefährdet war. Leicht konnte es geschehen, daß sich die Abkömmlinge der

Kananiter mit ihren Stammgenossen jenseit der Landenge von Sues vereinigten und abermals das Delta einnahmen, wie es ja schon einmal geschehen war. Es ist daher nicht unwahrscheinlich, daß man besondere Strenge für nöthig hielt und, da man die große Vermehrung des israelitischen Volkes mit Besorgniß wahrnahm, danach trachtete, derselben eine Grenze zu setzen, indem man verordnete, alle neugeborenen männlichen Kinder zu tödten. Die niedergeschriebenen Traditionen der Juden erzählen dies als Thatsache. Eine Frau aus dem Stamme Levi habe jedoch ihr Kind mehrere Monate versteckt gehalten und es dann in einem wohlverwahrten Binsenkasten dem Nil anvertraut, in der Hoffnung, daß die Prinzessin, die an jener Stelle zu baden pflegte, sich des Knäbleins annehmen würde. So sei es auch wirklich geschehen. Die Tochter des Pharao, die zum Baden an den Fluß gekommen sei, habe das Kästchen bemerkt und sich des Kindes erbarmt. Sie habe es Moses (der aus dem Wasser Errettete) genannt und auf das Sorgfältigste erziehen lassen.

Die ägyptische Prinzessin, welche Moses auffand, hieß Thermutis. Nachdem Moses das siebente Jahr erreicht hatte, beschloß seine Beschützerin, ihm die ausgesuchteste Erziehung geben zu lassen, und stellte ihn daher dem Könige vor. Dieser billigte den Entschluß seiner Tochter, obgleich das trotzige Benehmen des Knaben eher geeignet war, den König gegen ihn einzunehmen. Denn der jüdische Schriftsteller Flavius Josephus erzählt von diesem Zusammentreffen den freilich sehr sagenhaften Umstand: daß der König dem Knaben Moses seine Krone spielend aufs Haupt gesetzt, dieser sie aber zornig zur Erde geworfen und verächtlich mit dem Fuß darauf getreten habe. — Der Sorge der Thermutis verdankte Moses eine Erziehung, wie sie der eigene Sohn des Königs nicht besser genießen konnte. Sein Durst nach Wissen fand in der Schule der ägyptischen Priester die vollste Befriedigung und sein außerordentliches Talent machte ihn fähig, seine Lehrer in den geheimen Wissenschaften noch zu übertreffen. In dieser Schule sammelte er die Kenntnisse, die er später zur Befreiung seines Volkes und zum Unheil seiner Pfleger so energisch geltend machte.

Als Moses herangewachsen war, heißt es, fielen die Aethiopier in Aegypten ein, und so viel Vertrauen hatte der König zu dem jungen Israeliten, daß er ihm befahl, das Heer anzuführen und die Aethiopier zu vertreiben. Moses zwang die Aethiopier zur Flucht, schloß sie in der Stadt Saba ein und eroberte dieselbe nach längerer Belagerung. So lebte Moses an dem Hofe des Königs geehrt und geliebt bis in sein 40. Jahr.

Als Moses ein Mann geworden war und einst den harten Arbeiten seiner Landsleute zuschaute, sah er, wie einer der ägyptischen Arbeitsvögte einen Israeliten mißhandelte, und empört darüber, erschlug er den Aegypter. Um der Strafe zu entgehen, floh er zu den Midianitern, heirathete die Tochter des angesehenen Priesterfürsten Jethro und blieb viele Jahre aus Aegypten weg. Während dieser Zeit faßte er den Entschluß, sein Volk aus der Knechtschaft zu befreien, und überlegte diesen Plan mit seinem Bruder Aaron, der ihm in der Wüste entgegen kam und mit dem er nach Aegypten zurückkehrte. Beide bereiteten das Volk zu dem beabsichtigten Schritte vor. Sie versuchten es zuerst mit List, die Erlaubniß des Königs zum Wandern in die Wüste zu erhalten; als dies aber nicht gelang, wandten sie andere Mittel an, indem sie vermöge der von Moses erlernten Wissenschaft allerlei Uebles den Aegyptern zufügten (welche Plagen aber als von dem Judengott Jehovah verursacht dargestellt wurden). Die ägyptischen Priester und der König wußten recht gut, woher diese Plagen kamen, und Letzterer ließ sich durch dieselben zuerst nicht zwingen; allein als „Jehovah um Mitternacht auszog und alles Erstgeborene der Aegypter bei Menschen und Vieh schlug", gestattete der König den Auszug der Israeliten mit all ihren Herden um 1320 v. Chr. Da man fürchten mußte, daß der Pharao wieder andern Sinnes werden möchte, so wurde der Auszug in allergrößter Hast beschlossen. Für die harte Arbeit, welche die Juden den Aegyptern geleistet hatten, machten sie sich dadurch bezahlt, daß sie unter dem Vorwande eines Festes von ihren ägyptischen Nachbarn so viel goldene und silberne Gefäße liehen, als sie bekommen konnten und dieselben mitnahmen.



Illustr. Weltgeschichte I. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Biblische Exegeten, Reisende und Geographen haben von jeher die Peträische Halbinsel verschiedentlich dargestellt. Unser Kärtchen zeigt sorgfältig und nach Prüfung der besten Autoritäten seit Burckhardt, Raumer, Ebers und nach Kiepert's anerkanntem Bibelatlas die Küstenkonturen des Landes an, die Richtung des mosaischen Wüstenzuges mit seinen Stationen, und die anderweitigen wichtigsten geographischen Momente, soweit sie sich graphisch darstellen lassen. Es enthält überdies ein Stück von der syrischen Küste mit der Landeseintheilung von Palästina zur Zeit Christi.

Die Zahl der ausziehenden streitbaren Männer — die Fremden, die sich anschlossen, waren wol mitgezählt — belief sich, der biblischen Angabe nach, auf 600,000.

Den König, heißt es, gereute es aber, daß er die Juden hatte ziehen lassen (was nicht zu verwundern ist, da sie einen so kolossalen Diebstahl begingen); er setzte ihnen mit einem Heere nach und holte sie ein, als sie am Rothen Meer gelagert waren. Moses habe aber seine Hand ausgestreckt, das Wasser habe sich getheilt und die Juden seien trockenen Fußes durch das Meer gegangen. Die Aegypter seien ihnen nachgejagt, aber Moses habe abermals seine Hand ausgestreckt, die Wasserstraße habe sich geschlossen und der König und sein ganzes Heer seien ertrunken, so daß auch nicht Einer übrig blieb.

Daß die Juden und mit ihnen viele Abkömmlinge semitischer Völker unter der Führung des Moses Aegypten verließen, ist eine nicht zu bezweifelnde Thatsache; es ist jedoch durchaus unmöglich, genau nachzuweisen, wann und unter welchem ägyptischen König und unter welchen besonderen Umständen das geschah. Aegyptische, mit Hieroglyphen versehene Denkmäler und in denselben und in Gräbern aufgefundene schriftliche Nachrichten haben uns viele überraschende Aufklärungen über die Geschichte Aegyptens gegeben, allein von den in den jüdischen Traditionen enthaltenen Wundergeschichten und namentlich von dem Wassertod eines Pharao mit seiner ganzen Armee melden sie nicht das Allergeringste.

Strabo und Diodor berichten, daß der Jam Suf — der Schilfsee — der irrthümlich stets für das Rothe Meer gehalten wurde, aber in der That nur eine lange, schmale und tiefe Seekette ist, die südlich beinahe den Golf von Sues erreicht — manchen in jenen Gegenden marschirenden Truppen gefährlich wurde. Die Furt Ha-Chiron, griechisch Barathra, wurde nicht selten durch Sand so überweht, daß man sie für festes Land halten konnte. Diodor berichtet das Versinken eines Theils des Heeres des Artaxerxes an dieser Stelle, die noch heute durch Springfluten gefährlich ist. Moses mochte durch die Midianiter mit den besonderen Eigenthümlichkeiten dieser Stelle vertraut sein und sie zum Uebergangspunkt gewählt haben. Daß ein Theil verfolgender Truppen hier zu Grunde gingen, ist wenigstens nicht unmöglich, und daß die Sage daraus ein ganzes Heer sammt Pharao machte, ist ganz im Charakter der hebräischen Sagen.

Der schon oft erwähnte Geschichtschreiber Manetho erzählt den Hergang in anderer Weise, wie wir aus einem Bruchstück ersehen, welches ein späterer jüdischer Geschichtschreiber (Flavius Josephus) mitgetheilt hat. König Menephta (Amenophis) habe das Verlangen empfunden, die Götter zu sehen, wie es ein früherer König gethan, und einer seiner Seher habe ihm gesagt, daß dies nur geschehen könne, wenn er das Land von allen Aussätzigen und Unreinen befreite. Zu diesem Ende habe der König 80,000 solcher Unglücklichen aus ganz Aegypten zusammengebracht und sie in die östlich vom Nil gelegenen Steinbrüche von Turah schaffen lassen. Unter ihnen seien aber auch Priester gewesen und das habe die Götter erzürnt. Der Seher, dessen Rath die harte Maßregel veranlaßte, habe Reue gefühlt; er habe sich selbst umgebracht, nachdem er prophezeit hatte, daß die Unreinen sich mit Anderen verbinden und dreizehn Jahre über Aegypten herrschen würden. Der König habe auch Erbarmen gefühlt und den Aussätzigen die seit Langem verlassene Stadt Avaris eingeräumt. Sie hätten dort einen Priester aus Heliopolis, Namens Osarsyph oder Moses zum Anführer gewählt. Dieser habe ihnen Gesetze gegeben, welche durchaus von den ägyptischen abwichen, ihnen verboten, die ägyptischen Götter anzubeten und die Thiere zu verehren. Dann habe Moses sich mit anderen Priestern und den aus Aegypten früher vertriebenen Hirtenstämmen verbunden und Aegypten erobert. Der König habe nun ein Heer gesammelt, aber, sich der Prophezeiung des Sehers erinnernd, keine Schlacht gewagt, sondern sich mit seinem Heere nebst den Götterbildern und heiligen Thieren zu dem befreundeten Könige von Aethiopien zurückgezogen, wo er dreizehn Jahre geblieben sei. Die Fremden hätten nun schrecklich in Aegypten gehaust. Sie hätten Tempel und Städte zerstört und geplündert, die heilig gehaltenen Thiere gegessen und die ägyptischen Priester gezwungen, dieselben zu

schlachten und die sich Weigernden nackt hinausgestoßen. Menephta, der seinen fünfjährigen Sohn Sethos, der auch Ramses hieß, einem Freunde in Aegypten anvertraut hatte, sei darauf mit seinem Heere aus Aethiopien zurückgekehrt, habe sich mit dem seines Sohnes verbunden, die Hirten und Aussätzigen besiegt und sie bis über die syrische Grenze gejagt.

Andere Geschichtschreiber berichten diese Geschichte wieder in verschiedener Weise, aber ihre Erzählung verbreitet auch nicht mehr Licht über diese Auswanderung des israelitischen Volkes. Daß dieselbe unter Menephta stattgefunden habe, ist sehr unwahrscheinlich; man kann vielmehr annehmen, daß sie gegen Ende oder nach der Regierung des Sethos II. geschah, in welcher Zeit der König mehr als genug zu thun hatte, sich gegen die inneren Empörungen zu halten. Für die allgemeine Geschichte ist die Feststellung des Zeitpunktes von geringer Wichtigkeit und wir verweilten einzig und allein länger dabei, weil die Nachkommen jener jüdischen Auswanderung noch heute unter uns leben und ihre Traditionen auch von allen christlichen Völkern gekannt und gewissermaßen heilig gehalten werden.

Ein Nachkomme des großen Ramses II., Nekht-Seti, Fürst in Theben, besiegte alle seine Nebenbuhler und wurde Stifter der 20. Dynastie. Er nahm seinen Sohn zum Mitregenten an und nach seinem Tode wurde derselbe König unter dem Namen Ramses III. (um 1269—1244 v. Chr. oder 1351).

Unter Ramses III. erhob sich Aegypten fast zu seinem alten Glanze. Er züchtigte die kecken Beduinen und schlug die Libyer; aber kaum war er mit diesen fertig, so bedrohte eine viel größere Gefahr das Reich. Viele Völker Kleinasiens und der griechischen Inseln verbanden sich mit den Philistern in Syrien zur Eroberung Aegyptens, wozu ihnen der Zeitpunkt besonders geeignet schien. Ihre Flotte und Landarmee sammelte sich an der Ostspitze des Delta, nicht weit von der Stelle, wo später Pelusium entstand. Ramses III. griff sie hier an und schlug sie vollständig. Es geschah dies im achten Jahre seiner Regierung. Die früher zu Aegypten gehörenden syrischen Provinzen unterwarfen sich; allein die Libyer mußten zwei Jahre darauf mit ihren Verbündeten noch eine derbe Lektion erhalten, ehe sie sich ruhig verhielten.

Der König ging nun mit einer Flotte nach Arabien. Die Fürsten von Punt und Tonuter brachten ihm Tribut und ihre kostbaren Waaren, die durch Karawane bis an den Nil geführt und im Hafen Koptos in Flußschiffe verladen wurden. Die Halbinsel des Sinai mit ihren Bergwerken wurde auch wieder gewonnen und das Ansehen Aegyptens überall hergestellt. Die Völker Asiens gaben es auf, nach Aegypten auswandern zu wollen. Sie wandten sich nach Westen, nach Europa; die Philister aber blieben als Vasallen in Syrien, im alten Besitzthum der Kananiter. An der libyschen Grenze räumte Ramses dem Stamm der Mashonash ein Gebiet ein und aus ihm wurde die Leibwache des Königs zusammengesetzt, die später eine große Rolle spielte.

Während der Abwesenheit des Ramses III. hatte es nicht an Versuchen gefehlt, sich des Thrones zu bemächtigen. Einer seiner Brüder verschwor sich mit mehreren hohen Beamten und den Frauen des Harems zu seinem Untergange. Die Verschwörung wurde entdeckt und das Gericht verdammte einige der Theilnehmer zum Tode, andere zum Gefängniß. Herodot hat diese Geschichte, mit einiger Ausschmückung, fälschlich von Sesostris (Ramses II.) erzählt. — Die übrigen Lebensjahre des Königs Ramses III., der beinahe 60 Jahre regierte, vergingen in Frieden. Aegypten erholte sich, seine Industrie und sein Handel blühten wieder auf. Die Bauwerke des Ramses III. beweisen es, und seine Schätze scheinen unerschöpflich gewesen zu sein.

Dieser König ist der Rhampsenit des Herodot, welcher von ihm folgende hübsche Geschichte erzählt: Um seine Schätze vor Dieben zu sichern, ließ er sich eine Schatzkammer bauen, die mit einer Wand an seinen Palast stieß und die nur einen Eingang hatte. In diese feste Kammer brachte der König seine Reichthümer, und wenn er in derselben gewesen

war, siegelte er die Thür mit seinem Siegel zu. Bald nachdem der Bau vollendet war, wurde der Baumeister todtkrank. Er ließ seine zwei Söhne an sein Sterbelager kommen und sagte ihnen, daß er, um ihr Auskommen zu sichern, in die Wand der Schatzkammer einen Stein so eingefügt habe, daß man ihn ohne große Mühe herausnehmen und durch die Oeffnung in die Schatzkammer gelangen könne. Nachdem er ihnen Alles gehörig erklärt hatte, starb er.

Die beiden Söhne machten sich diese Entdeckung bald zu Nutze, und der König nahm mit Erstaunen wahr, wie seine Schätze sich verringerten, trotzdem, daß das Siegel an der Thür unverletzt war. Um die Diebe zu fangen, ließ er ganz heimlich um die Gefäße, welche das Gold enthielten, starke Fallen anlegen. Die Diebe kamen wie gewöhnlich, und der eine der Brüder sah sich bald in solcher Weise gefangen, daß er auch mit Hülfe seines Bruders sich nicht befreien konnte. Damit derselbe nun nicht auch verrathen würde, rieth er, ihm den Kopf abzuschneiden, welchen Rath der Bruder befolgte. Als der König den kopflosen Leichnam in der Falle fand und nirgends eine Spur davon entdeckte, wie die Diebe in die Kammer gekommen sein könnten, ließ er den Körper an der Mauer aufhängen und eine Wache dabei stellen, die den Auftrag hatte, Jeden zu ergreifen, der bei der Leiche jammern und weinen würde.

Wie nun die Mutter der Brüder das hörte, befahl sie dem noch Lebenden, den Leichnam zu holen und drohte, wenn er es nicht thue, Alles dem Könige zu verrathen. Er ersann also eine List. Er belud mehrere Esel mit Weinschläuchen und in der Nähe der Wache band er an mehreren derselben einen Zipfel los, so daß der Wein herauslief. Er stellte sich darüber ganz verwirrt und als ob er nicht wisse, zu welchem Esel er sich zuerst wenden solle. Die Soldaten der Wache liefen lachend mit Töpfen herbei, fingen den Wein auf und ließen ihn sich gut schmecken. Der Eigenthümer schalt sie und stellte sich sehr böse, ließ sich dann aber besänftigen, trank sogar mit den Soldaten und gab ihnen endlich noch mehr Wein zum Besten, bis sie betrunken wurden und einschliefen. Unterdessen war es Nacht geworden, und ohne daß es Jemand gewahr wurde, nahm er den Leichnam des Bruders herunter und schor jedem der betrunkenen, schlafenden Soldaten den Bart auf der rechten Backe ab. Der König, dem dieser neue Streich bekannt wurde, ward sehr böse. Er wollte aber um jeden Preis wissen, wer denselben ausgeführt hatte und that zu diesem Ende Etwas, woran Herodot zwar nicht glauben will, es aber doch erzählt. Er gab nämlich Jedem, der seine Tochter haben wollte, diese preis, doch mußte er ihr vorher die klügste und die schändlichste That seines Lebens erzählen.

Der Dieb merkte wohl, warum das geschah, und beschloß den König zu überlisten. Er schnitt dem frischen Leichnam den Arm bei der Schulter ab, nahm denselben unter seinen Mantel und ging zur Prinzessin, die, scheint es, ihn im Dunkeln empfing. Er sagte ihr, seine schändlichste That sei die gewesen, daß er seinem Bruder, der in der Schatzkammer gefangen worden sei, den Kopf abgeschnitten habe, und seine klügste, daß er die Wache betrunken gemacht und den Leichnam gestohlen habe. Als die Prinzessin das hörte, griff sie nach dem Erzähler; er streckte ihr die todte Hand des Bruders entgegen, so daß der Arm in der Hand der Prinzessin blieb; er aber entwich durch die Thür. Der König war außer sich über die Dreistigkeit und Verschlagenheit des Diebes. Er verhieß ihm nicht allein Straflosigkeit, sondern große Belohnung, wenn er sich melde. Der Dieb traute und der König gab ihm als dem klügsten der Menschen seine Tochter zur Frau.

Der große Reichthum machte die vornehmen Aegypter üppig und weichlich und das Volk, durch Abgaben und harte Arbeiten genug gedrückt, fand eben so wenig wie sie Geschmack an den Entbehrungen des Krieges, bei dem man nichts weiter als Wunden oder den Tod ernten könne.

In einer uns erhaltenen Schrift schon aus der Zeit des Ramses II. (Papyrus Anastasi) malt ein Literat oder Schriftsteller seinem Schüler „die Freuden" des Soldatenlebens.

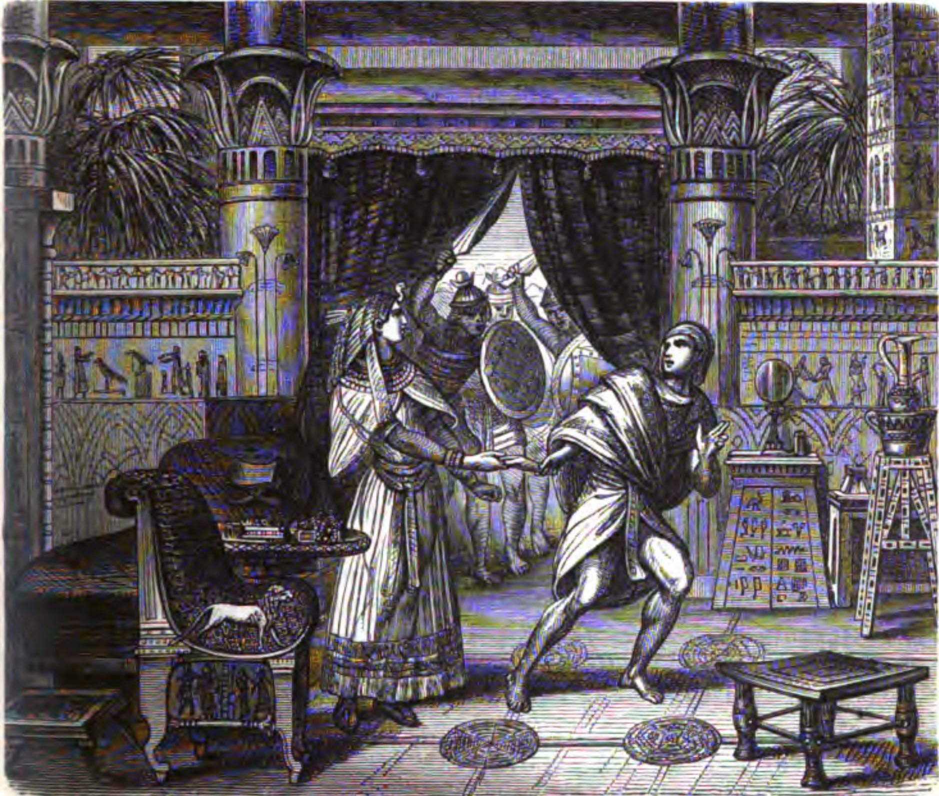
„Laß dir", heißt es ungefähr darin, „das Los eines Infanterieoffiziers schildern. Kaum der Kindheit entwachsen, sperrt man ihn in eine Kaserne. Eine wunde Stelle, die ihn schmerzt, bildet sich auf seinem Leibe, andere über seinen beiden Augenbrauen (von Panzer und Helm) und sein Kopf ist mit Läusen bedeckt. — Laß dir von seinen Märschen nach Syrien und in ferne Länder erzählen. Wie ein Esel schleppt er sein Brod und Wasser auf seinem esel-haften Hals und Nacken. Sein Rücken schmerzt ihn. Er trinkt verdorbenes Wasser. Trifft er auf den Feind, so ist er wie eine zitternde Gans, denn er hat keine Kraft mehr in seinen Gliedern. Kommt er endlich nach Aegypten zurück, so gleicht er wurmstichigem Holz. Wird er krank und bringt man ihn auf einem Esel heim, dann stehlen Diebe seine Kleider und seine Diener laufen davon. — Dem Kavalleristen geht es nicht viel besser.



Seltsames Erwachen.

Laß dir die anstrengenden Pflichten eines Offiziers der Kriegswagen schildern. Schicken ihn seine Eltern in die Schule, so muß er von fünf Dienern, die er hat, zwei hergeben (wahrscheinlich um die Erziehungskosten zu bezahlen). Hat man ihn zugestutzt, dann geht er aus, sich in Gegenwart Sr. Majestät in den Ställen ein Gespann zu wählen. Hat er gute Pferde gefunden, so freut er sich laut und galoppirt davon, seinen Flecken zu erreichen; aber das ist nicht so bequem wie auf einem Stock reiten. Da er nicht weiß, wie es ihm gehen wird, so verschreibt er all sein Hab und Gut seinen Eltern. Dann spannt er einen ungeschickten Wagen an, dessen Deichsel drei Outen schwer ist, während der Wagen selbst nur fünf wiegt. Will er mit dem Wagen galoppiren, dann muß er absteigen und ihn ziehen. Er stolpert über ein Reptil und fällt in die Büsche. Das Reptil beißt ihn in die Beine und seine Fersen sind wund. Kommt man nun, seine Ausrüstung zu inspiziren, dann erreicht sein Elend den höchsten Grad. Man legt ihn an die Erde und giebt ihm hundert Hiebe." —

Das Ansehen der Soldaten verfiel mehr und mehr und wurde durch die wenigen Kriege nicht vermehrt, welche die dreizehn (oder gar siebzehn) nachfolgenden Könige der Dynastie, die sämmtlich Ramses hießen, zu führen hatten. Die Macht der Civilbeamten und namentlich der Priester stieg dafür desto höher; sie wurden Gouverneure aller Provinzen, sogar Prinzen von Kush; einer von ihnen, Her=hor, setzte sich nach Ramses X. Tode an die Stelle des zur Zeit herrschenden Ramses nannte sich Hon nuter tep en Amen, erster Prophet Ammon's, und maßte sich das königliche Diadem an. Er wurde zwar endlich wieder abgesetzt, aber sein Sohn blieb Oberpriester und dessen Sohn folgte wieder, nach einigen Ramses, als König in Oberägypten, während im Delta eine neue Dynastie, die 21., von Smendes gegründet wurde, welcher in Tanis residirte.



Des Königs Tochter Enttäuschung.

Die nominelle, gewissermaßen Ehrenhauptstadt Aegyptens war und blieb zwar immer Theben, denn an diese Stadt knüpften sich die stolzesten Erinnerungen der Aegypter; selbst Memphis stand ihm in dieser Beziehung nach; aber seit die Könige gegen die Einfälle von Syrien aus stets auf ihrer Hut sein mußten und zu diesem Ende sich meistens in den östlichen Städten des Delta aufhielten, ging der eigentliche Schwerpunkt des Reichs auf sie über.

Die Bevölkerung des ganzen nördlichen Aegyptens hatte übrigens längst aufgehört, eigentlich ägyptisch zu sein. Das vorherrschende Element in derselben war semitisch geworden und die Könige selbst hatten dazu beigetragen, indem sie ihre Armeen aus Syrien rekrutirten. Die Hyksos, die Oberhäupter, und die Armee der Hirten hatten freilich das Land verlassen, allein die Masse des Volks, die schon fünfhundert Jahre in Aegypten gelebt hatte, war, wie schon früher bemerkt, zurückgeblieben. Sie bewahrten sich sogar gewisse Rechte, und wenn ihnen die Aegypter auch allerlei häßliche Beinamen gaben, so setzten sie

es doch durch, daß ihre Götter Sutekh, Baal, Astarte u. s. w. neben den ägyptischen Fuß faßten und ihnen Tempel zu Memphis erbaut wurden.

Als Ramses II. sich so enge mit dem König der Khetas verband und dessen Tochter heirathete, wurden syrisches Wesen und Sprache in Aegypten Mode. Es galt für feinen Ton, syrische Wörter zu gebrauchen, kurz es herrschte in Aegypten dieselbe Narrheit, wie sie einst in Deutschland in Bezug auf das Französische Mode war.

Alle Kinder, und selbst die schwarze Dienerschaft, mußten Syrisch lernen. Die Gelehrten spickten ihre Bücher mit syrischen Wörtern und Phrasen. Aegyptische Stutzer brachten dem Pharao nicht mehr ihre „Huldigung“ (aaou) dar, sondern machten den „Salam“. Eine Thür nannte man nicht mehr ägyptisch ro, sondern syrisch tarda, eine Stadt nicht nut, sondern qiriath u. s. w. Für Dinge, für welche es kein syrisches Wort gab, hing man dem ägyptischen Ausdruck eine syrische Endung an. Kurz man war „empressirt“, die ägyptische Sprache zu „corrumpiren“ und mit Kenntniß des Syrischen zu „brilliren“; enfin wir können es uns nicht „cachiren“, daß die alten Aegypter ebenso „ridicul“ waren, wie unsere latinisirten Gelehrten oder französirenden Schöngeister.

Als Simentu Meïamun (Smendes) die 21. Dynastie in Taïs (1091) gründete, gelang es ihm nur sehr schwer, ganz Aegypten unter seine Herrschaft zu bringen, und Theben gehorchte ihm nur ab und zu, während Aethiopien sich unter den Abkömmlingen der Priester des Ammon gänzlich unabhängig machte. Um sich zu erhalten, mußten die Könige dieser Dynastie Verbindungen im Ausland unterhalten; ägyptische Prinzen heiratheten kananitische Frauen und ägyptische Prinzessinnen jüdische Könige.

Wir haben schon früher das kriegerische Volk der Mashonash erwähnt, aus denen die ägyptischen Könige ihre Leibgarde wählten und die gewöhnlich ein königlicher Prinz befehligte. Sie waren und blieben Soldaten, kurz, sie nahmen in Aegypten die Stelle ein, welche vor einem Jahrhundert in Europa die Schweizer innehatten. Mashonash und Soldat wurde gleichbedeutend.

Unter der 20. Dynastie ließ sich ein Syrer, Namens Bubuaï oder Bebaï, in oder bei Bubastis nieder und seine Nachkommen gelangten zu großem Ansehen. Der fünfte derselben, Scheshonk (Sesonchis 961—940), heirathete eine königliche Prinzessin und deren Sohn Nimrod wurde Oberbefehlshaber der Mashonash. Sein Enkel Scheshonk wurde „Fürst der Fürsten“ und „Majestät“ titulirt, was anzeigt, daß er den ersten Rang unter den Mashonash einnahm. Er verheirathete seinen Sohn Osorkon mit der Tochter des letzten Königs der tanitischen (21.) Dynastie, Hor-Psiunkha Meïamun (Psusennes II. des Manetho). Als dieser König starb, bemächtigte er sich des Thrones und gründete die 22. Dynastie.

Sheshonk (Sesonchis oder Sisak) verehrte zwar offiziell Ammon-Ra und Isis, allein daneben im Geheimen auch die syrischen Gottheiten. Er nahm jüdische Flüchtlinge und namentlich Jerobeam auf, zog dann gegen Jerusalem, eroberte es und erbeutete alle Schätze Salomon's. Die israelitischen Städte ergaben sich ihm ohne Widerstand. Die Eroberungen wurden indessen nicht festgehalten.

Die folgenden, meistens in Bubastis residirenden Könige der 22. Dynastie, welche die Herrschsucht der Priester fürchteten, hatten gesetzlich bestimmt, daß die hohen Stellen nur durch Prinzen des königlichen Hauses besetzt werden sollten. Der präsumtive Thronfolger war Oberpriester des Ammon und Gouverneur von Theben, und andere Prinzen erhielten ähnliche Stellen in verschiedenen wichtigen Städten. Jeder hatte einen Theil libyscher Soldaten (Matsiu und Mashonash) unter sich und ihre Stellungen vererbten sich auf ihre Kinder. Allmählich wurden diese kleinen Fürstenhäuser mächtig, trachteten danach, sich unabhängig zu machen und nahmen sogar den Königstitel an. Diese Usurpationen wurden immer häufiger und erfolgreicher. Als Sesonchis IV. starb, war das Ansehen der Herrscher in Bubastis durchaus gesunken. Die Oberhoheit ging an die Fürsten

von Tanis über, diese (23.) Dynastie konnte sie aber auch nicht lange behaupten; sie ging an die ehrgeizigen Fürsten von Sais verloren.

Der erste König dieser saitischen (24.) Dynastie, den wir aus Denkmälern kennen, war Tawnekht. Er bekämpfte viele seiner Nebenbuhlerfürsten mit Glück und diejenigen, die er noch nicht unterworfen hatte, wandten sich mit der Bitte um Hülfe nach Aethiopien, wo sich unter den Priesterkönigen des Ammon-Ra ein unabhängiges Königreich gebildet hatte, dessen Hauptstadt Napata war.

Aus dieser Stadt suchten die vertriebenen Priester ein zweites Theben zu machen; wenigstens ahmten sie Alles, was dort war, möglichst nach. Sie verehrten Ammon-Ra als Götterkönig und ihm wurde ein Heiligthum nach dem Muster des thebanischen gebaut.

Das Reich, welches die Priester gebildet hatten, erstreckte sich von den Gebirgen Abessiniens bis zum zweiten Katarakt, doch veränderten sich die Grenzen im Laufe der Zeit. Dieses Gebiet wurde von einem Völkergemisch bewohnt, welches aus Aegyptern, Arabern, Berbern und schwarzen Stämmen bestand. Das ägyptische Element herrschte indessen vor, wenigstens in den ersten Zeiten. Später werden wir über die eigenthümlichen Einrichtungen des Staates Napata und des noch südlicher gelegenen Meroë weitere Nachricht geben. — Die Priesterkönige trachteten natürlich danach, ihre Herrschaft über Südägypten und namentlich über Theben auszudehnen und die Bitte der nordägyptischen Fürsten war dem Könige von Napata, Piankhi-Meïamun, sehr erwünscht. Die äthiopischen Truppen standen bereits in der Thebais und ihre Vorposten waren selbst bis Abydos vorgeschoben. Die Armee rückte sogleich vor und ebenso die äthiopische Flotte. Die des Königs Tawnekht und der mit ihm verbündeten Könige ging ihr entgegen. Bei Abydos kam es zu einer dreitägigen Schlacht, in welcher die Aethiopier siegten. Sie erschienen vor Memphis, welches von Tawnekht selbst vertheidigt, aber nach zweitägiger Schlacht in den Straßen eingenommen wurde. Bald war auch das ganze Delta in den Händen der Aethiopier, und der Sieger kehrte nach Napata zurück. Das alte Aegypten war wieder unter einem Herrscher, aber nicht Memphis oder Theben, sondern die äthiopische Stadt Napata war der Regierungssitz.

Aethiopien ist weit vom Delta. Den darin herrschenden Fürsten ließ Piankhi ihren Königstitel, jedoch unter der Oberhoheit Aethiopiens. Osorkon III. herrschte in Bubastis, ein Nimrod in Sesun, Tawnekht in Sais u. s. w. Dieser Letztere hatte durch den Krieg und seine darin bewiesene Tapferkeit an Ansehen gewonnen. Sein Sohn Bokenranw (Bocharis), der zwar schwach von Körper, allein ein kluger Kopf war, trachtete danach, sich zum Oberherrn zu machen. Der siegreiche König Piankhi war gestorben und man hatte die äthiopischen Truppen aus Mittelägypten zurückgezogen, vermuthlich wegen Unruhen, die beim Thronwechsel entstanden waren oder befürchtet wurden, und Bocharis mochte den Zeitpunkt für günstig halten, die Herrscherpläne seines Vaters auszuführen. In Napata war der nächste Nachfolger des Piankhi bald gestorben und sein Sohn Shabak (Sabako) ihm gefolgt. Dieser, bekannt mit den Absichten des ehrgeizigen Fürsten von Sais, marschirte (726) mit einem Heere nach Unterägypten, wahrscheinlich unterstützt durch die dortigen Fürsten; Bocharis wurde geschlagen und in Sais gefangen, wo er als Rebell lebendig verbrannt wurde. Seine Regierung hatte sieben Jahre gewährt. Seine Familie floh in die Sümpfe des Delta und wartete fünfzig Jahre auf das Ende der äthiopischen Herrschaft.

Sabako war ein weiser Fürst. Er stellte Wege und Kanäle und verfallene Bauten in Memphis und Theben her, welche letztere Stadt unter der speziellen Herrschaft der Königin Ameniritis wieder aufblühte. Auch schaffte er die Todesstrafe ab und setzte an ihre Stelle Zwangsarbeit.

Die syrischen Fürsten, welche von dem assyrischen König Salmanasar bedroht wurden, suchten Sabako zu gewinnen, und Hosea, der König der Juden, sandte ihm

Geschenke, die derselbe als Tribut ansah. Als Salmanasar dies erfuhr, citirte er Hoshea an seinen Hof und ließ ihn für immer verschwinden, die assyrische Armee aber rückte vor Samaria und das verbündete Tyros, welche Städte tapfer widerstanden. Sabako begnügte sich damit, die Grenze Aegyptens zu bewachen.

Nach Salmanasar's Tode machte sein Nachfolger Sarykoukin (Sargon) dem Reiche Israel ein Ende. Die bedrohten syrischen Fürsten baten Sabako abermals um Hülfe, der zu spät den Fehler einsah, Hoshea nicht unterstützt zu haben. Jetzt rückte er nach Syrien vor und es kam bei Ropeh (Raphia), südlich von Gaza, 720 v. Chr. zur Schlacht. Die Aegypter und deren Verbündete wurden geschlagen und Sabako, der sich auf der Flucht verirrt hatte, wurde durch einen philistinischen Hirten mit Mühe gerettet.

Die kleinen Deltafürsten benutzten diese Niederlage, sich frei zu machen. Sabako wurde nach Oberägypten zurückgejagt und ein Verwandter des Bocharis, den Manethon Stephinatis nennt, machte sich in Sais zum Pharao. Es geschah dies etwa 714 v. Chr. Sabako starb bald nach seiner Niederlage und hinterließ die Herrschaft seinem Sohne Shabatok (Sevechos).

Der assyrische König Sarykoukin wurde ermordet und die Fürsten des Delta verbanden sich mit denen Syriens, die gegen Sin-akha-irib (Sanherib) von Assyrien sich empörten. Die Aegypter wurden bei Altaku (Eltekeh, im alten Gebiet des Stammes Dan) gründlich geschlagen; allein sie erholten sich bald von dieser Niederlage und verbanden sich mit Tahraqa (Tirrhaka), der von Aethiopien heranzog, um den König von Juda, Hiskiah, zu unterstützen.

Sanherib wandte sich schnell gegen die Aegypter, um sie noch vor Ankunft des Tirrhaka zu vernichten; allein ehe er noch das Delta erreichte, wurde seine Armee durch die Pest dermaßen geschwächt, daß er sein Vorhaben aufgeben und eilig nach Niniveh zurückkehren mußte.

Die Priester erzählten dem Herodot, daß man diesen Rückzug des assyrischen Königs dem Priesterkönig Sethos, dem Priester des Phtah, verdanke. Dieser habe die Krieger geringschätzig behandelt und ihnen sogar ihre Aecker genommen, und als Sanherib anrückte, hätten sie sich geweigert zu fechten. Vor der Bildsäule des Phtah habe der Priester seine Noth beklagt und sei darüber eingeschlafen. Im Traume habe ihm der Gott Trost eingesprochen und ihm die Versicherung gegeben, daß ihm nichts Widerwärtiges begegnen werde, wenn er den Arabern widerstehe, denn er selbst werde ihm Hülfe senden. Voll Vertrauen in seinen Traum, habe er Kaufleute, Handwerker und wer immer folgen wollte, gesammelt und sei mit ihnen nach Pelusium dem Feinde entgegengezogen. Während sich beide Heere gegenüberstanden, sei in der Nacht ein Heer von Feldmäusen in das Lager der Assyrer eingebrochen und habe alle ihre Köcher und Bogenstränge zerfressen wie auch die Riemen ihrer Schilder, so daß sie am Morgen beinahe wehrlos gewesen seien. In großer Bestürzung seien sie entflohen und eine Menge von ihnen getödtet worden. Im Tempel wurde die Statue des Sethos mit einer Maus auf der Hand errichtet und folgende Inschrift darunter gesetzt: „Wer mich ansieht, sei fromm".

Nach dem Abzug des Sanherib bekämpften sich fortwährend die tanitischen und die saitischen Könige im Delta. Die äthiopische Dynastie schien sich unter Shabatok, dem Sohn des Shabak (Sabako), in Theben zu erhalten, allein Tahraqa beseitigte ihn, nahm ihn gefangen und ließ ihn tödten. Auch Stephinatis verlor Memphis; Tahraqa herrschte nun über das ganze Reich und machte seine Mutter, die er aus Aethiopien rief, zur Regentin. Der Assyrerkönig Assur-akhe-idin (Assarhaddon) machte dieser äthiopischen Herrlichkeit vorläufig ein Ende. Er rückte über Pelusium in das Nilthal und schlug Tahraqa, der nach Napata fliehen mußte.

Assarhaddon eroberte Memphis und plünderte Theben. Er machte die 20 kleinen Fürsten, die sich in Aegypten theilten, unter seiner Oberhoheit unabhängig und stellte an

ihre Spitze den König von Sais, Neko I., Enkel des Stephanites, der 681 v. Chr. gestorben war, und Sohn des Nekhepso, dem er 674 folgte. Er hielt sich zu den Assyrern, welche Besatzung in Aegypten zurückließen.

Assarhaddon starb 667 v. Chr. und ihm folgte sein Sohn Assur-ban-Habal (Assur-Bani-Pal). Tahraqa war während der Abwesenheit des Assarhaddon wieder in Aegypten eingefallen und hatte nach harter Belagerung Memphis der assyrischen Besatzung abgenommen. Assur-ban-Habal eilte mit syrischen Hülfstruppen nach dem Delta, schlug Tahraqa bei Karbanit und nahm Memphis und Theben wieder ein.

Nachdem der assyrische König die von seinem Vater getroffenen Einrichtungen in Aegypten hergestellt hatte und mit Aethiopien ein- für allemal fertig zu sein glaubte, ging er nach Hause; allein die ägyptischen Fürsten waren anderer Meinung; sie fürchteten den Tahraqa mehr als den fernen Assyrer und schlossen mit ihm einen geheimen Vertrag, durch den sie sich verbindlich machten, ihn wieder auf den Thron der Pharaonen zu setzen.



Der König in seinem Streitwagen im Gedränge. Zeichnung von C. F. Klimsch.

Die assyrischen Statthalter erhielten Kenntniß davon. Sie nahmen die Häupter der Verschwörung gefangen und sandten sie in Ketten nach Ninive. Unter ihnen war auch Neko. Tahraqa ließ sich dadurch in seinem Marsche nicht aufhalten; er eroberte Theben und Memphis, und Assur-ban-Habal hielt es unter diesen Umständen für klug, den Verschwörern zu verzeihen. Er überhäufte Neko mit Ehren und setzte ihn nicht allein wieder in Sais ein, sondern machte dessen ältesten Sohn Psametich zum Gouverneur von Athribi.

Als Neko nach Aegypten kam, fand er, daß Tahraqa, gewarnt durch einen Traum, nach Aethiopien zurückgekehrt war, wo er nach fast 50jähriger Regierung über Aethiopien und 26jähriger über Aegypten 666 v. Chr. starb. Urd-Amaneh, sein Schwiegersohn, machte sich zum König von Theben und zwang die Assyrer in Memphis, sich zu ergeben. Auch Neko fiel in seine Hände und wurde hingerichtet, während sein Sohn Psametich nach Syrien entkam.

Assur-ban-Habal's Geduld war nun zu Ende. Er schlug Urd-Amaneh im Delta und eroberte und plünderte das wieder aufgeblühte Theben, dessen Einwohner er in die Sklaverei führte. Unter der Beute waren zwei Obelisken von Gold, die an der Thür eines Tempels gestanden hatten und 100 Talente werth waren. Urd-Amaneh floh nach

Aethiopien (664). Zum dritten Mal seit etwa sieben Jahren wurden die 20 ägyptischen Fürsten wieder in ihr Ansehen eingesetzt, allein Psametich nicht an ihre Spitze gestellt, sondern ein Fürst Paqrur von Pasupti, der schon ein Nebenbuhler des Neko gewesen war.

Die Fürsten des Delta scheinen eine erbärmliche Klasse von Fürsten gewesen zu sein, denn sie kamen bald wieder unter das äthiopische Joch. Einem der äthiopischen Könige, Nuat Meïanun, hatte ein Traum die Herrschaft über Aegypten verheißen, und einer solchen Verlockung meinte er folgen zu müssen. Theben, wo die Ammons-Priester immer die Oberhand hatten, leistete keinen Widerstand. Die Prinzen des Delta wurden bei Memphis geschlagen, welche Stadt er einnahm. Die Fürsten des Delta, Paqrur an der Spitze, ergaben sich, und der Aethiopier bewirthete sie mit Brot, Bier und allen möglichen guten Dingen. Er war aber kaum fort, so ging das alte Spiel wieder an. Die Stellung Paqrur's an der Spitze der Deltafürsten wurde indessen durch Psametich von Sais, den Sohn des Neko, bedroht, der ein ehrgeiziger, unternehmender Mann von abenteuerlichem Charakter war.

Zwölf Fürsten, heißt es, theilten sich damals in die Herrschaft Aegyptens, allein ein Orakel habe verkündet, daß dieselbe ganz Demjenigen zufallen werde, welcher den Göttern in einem ehernen Becher opfern werde.

Als die zwölf Fürsten eines Tages im Tempel des Phtah versammelt waren, reichte ihnen der Priester die goldenen Becher zum Trankopfer, allein er hatte sich verzählt; es waren nur elf Becher da, und Psametich, der letzte in der Reihe, erhielt keinen. Schnell entschlossen, nahm er seinen Helm ab und gebrauchte ihn als Opfergefäß. Man erinnerte sich des Orakelspruchs, und die elf Mitfürsten verbannten Psametich in die Sümpfe des Delta, mit dem Befehl, niemals zurückzukehren.

In dieser Noth befragte der Fürst von Sais heimlich das Orakel von Buto. Dieses verkündete ihm, daß Männer von Erz, die aus dem Meere kommen sollten, ihn rächen würden. Er glaubte, daß die Priester ihn verhöhnen wollten, allein bald wurde er andern Sinnes. Karische und ionische Seeräuber in voller Rüstung plünderten die ägyptischen Küstenländer, und die Einwohner, die bis dahin keine anderen als ägyptische, nur theilweise gepanzerte Soldaten gesehen hatten, erzählten, daß Männer von Erz, die aus dem Meere gestiegen seien, das Land plünderten. Nun ging Psametich der Sinn des Orakels auf. Er nahm die Seeräuber in seinen Dienst und mit ihrer Hülfe besiegte er seine elf Nebenbuhler, die er in einer Schlacht bei Momemphis schlug und unterwarf.

Theben ergab sich ohne Kampf. Sabako hatte die Regierung dieser Provinz seiner Schwester Amemrites übergeben. Diese hatte einen Mann Namens Piankhi geheirathet und von ihm eine Tochter Schapentep hinterlassen. Die nicht mehr junge Prinzessin heirathete Psametich und wurde dadurch nach ägyptischen Ansichten legitimer König. Nach manchen Kämpfen mit seinen Nebenbuhlern wurde er 656 (oder 651) wirklich einziger Herr des ganzen Landes vom ersten Katarakt bis zum Mittelländischen Meere und Gründer der 26. Dynastie.

Psametich fand Aegypten in einem elenden Zustande. Memphis und Theben waren mehrmals geplündert und die Tempel zerstört. Straßen und Kanäle waren in Verfall, das Volk demoralisirt und muthlos. Psametich ging mit großer Energie daran, diese Zustände zu ändern, was ihm auch gelang. Ganz Aegypten wurde wieder eine rege Werkstatt; die Kunst blühte schöner auf als jemals.

Psametich war ein aufgeklärter Mann. Er theilte nicht die Abneigung der Aegypter gegen die Fremden, sondern liebte besonders die Griechen. Die Abgeschlossenheit, in welcher Aegypten sich gefiel, schien ihm den Interessen des Landes hinderlich.

Er beförderte daher den Verkehr mit fremden Völkern und gestattete nicht nur Juden und Syrern, welche infolge der Katastrophen in ihrem Lande in Masse kamen, die Niederlassung in seinem Lande, sondern gab auch den Kariern und Joniern, denen er den

Sieg über seine Nebenbuhler verdankte, Ländereien an dem Pelusischen Arme des Nils. Angelockt durch dieses Beispiel, liefen einst dreißig milesische Schiffe mit griechischen Einwanderern in die Bolbitische Mündung und gründeten hier eine befestigte Handelsstation, welche das milesische Lager genannt wurde.

Psametich sorgte auch für die Sicherheit des Landes gegen die beiden großen Reiche, die an das seinige grenzten, nämlich Assyrien und Aethiopien. Zunächst erbaute er zum Schutz nach der syrischen Seite die Festung Daphne, nahe bei der alten Festung Tsal.



Auszug der Krieger des Psametich. Zeichnung von C. F. Klimsch.

Ferner legte er starke Garnisonen auf die Insel Abu (Elephantine) am ersten Nilfall und in Marea in der Nähe des Sees Mareotis im Westen an, um gegen Lybien geschützt zu sein, mit welchem übrigens eine lebhafte Verbindung unterhalten wurde, da hier zwischen 648 und 625 v. Chr. eine griechische Kolonie, Kyrene, entstanden war.

Als er mit diesen Vorbereitungen fertig war, schritt er auch zum Angriff zunächst gegen Aethiopien hin, wo er bis Kerkis in der Nähe des zweiten Nilfalles vordrang. In Syrien wagte er sich nur bis in das Land der Philister, wo er nach langer Belagerung Aschdod einnahm. Als die Kimerier auf ihren großen Raubzügen Aegypten bedrohten, wußte er sie durch bedeutende Geschenke von einem Einfalle abzuhalten. Die Vortheile, welche sich Psametich von der Begünstigung fremder Niederlassungen versprach, wurden von den Aegyptern nicht gewürdigt. An Syrer und Juden waren sie seit langer Zeit gewöhnt, obwol sie zuviel von den Fremden gelitten hatten, um sie mit günstigem Auge zu betrachten. Man duldete sie eben. Anders verhielt es sich jedoch mit den Griechen, die eine von ihnen durchaus verschiedene Menschenklasse waren.

Das bis dahin den Fremden verschlossene Aegypten war diesen gewissermaßen eine ganz neue Entdeckung. Wir haben hier einen der merkwürdigsten Vorgänge in der Geschichte des frühesten Alterthums zu verzeichnen. Mit äußerstem Erstaunen sah man die Früchte einer mehrere Jahrtausende alten Civilisation, und die Erzählungen, die davon nach Hause gelangten, glichen Feenmärchen. Die Griechen wurden von einem förmlichen Enthusiasmus für Aegypten ergriffen, und die ausgezeichnetsten Männer unter ihnen gingen dorthin, um ägyptische Weisheit und Philosophie kennen zu lernen. Der König liebte das griechische Volk und ließ ägyptische Kinder von ihnen in der griechischen Sprache unterrichten, da die Griechen sich mit dem Aegyptischen nicht befreunden konnten. Der Verkehr wurde durch Dolmetscher geführt, deren Zahl so groß war, daß sie in allen Staaten des Delta eine bedeutende, zahlreiche Klasse bildeten. Die Griechen, welche die Geschichte aller orientalischen Völker, theils durch ihr Bestreben verwirrten, ihre älteste Vergangenheit mit der dieser Völker zu verbinden, theils durch dreist und gewissenlos erfundene Fabeln, zu deren Ausspinnung irgend eine Sage oder ein Name diente, verfuhren in derselben Weise mit Aegypten. Sie machten aus Danaos einen Aegypter, der wegen einer Empörung gegen seinen Bruder Armais nach Griechenland verbannt worden sei, fabelten von den Wanderungen des Kekrops, von dem Kampf des Herakles mit einem ägyptischen Tyrannen Busiris, von dem Könige Proteus, an dessen Hofe Helena und Menelaos gewesen waren, sahen in der Göttin Neith von Sais die Athene, worauf wir in der griechischen Geschichte zurückkommen werden. Diese Bewunderung der griechischen Fremdlinge machte auf die Aegypter keinen Eindruck. Die Art und Weise beider Völker war durchaus verschieden, und die Gewohnheiten der Griechen waren den Aegyptern ein Greuel. Selbst das gemeine Volk betrachtete sie als unrein, aß mit ihnen nicht an demselben Tisch und scheute sich sogar anzufassen, was sie berührt hatten. Die höheren Klassen der Aegypter dagegen betrachteten die Griechen wie neugierige Kinder, wie ein Volk, welches eben aus der Barbarei aufzutauchen strebte.

Diese Abneigung der Aegypter und Eifersucht über die Bevorzugung der Fremden von Seiten des Königs führte zu einer Katastrophe. Wir haben gesehen, wie dankbar der König sich gegen die Karier und Jonier bewies. Er wählte aus ihnen seine Leibwache und stellte dieselbe auf den Ehrenposten, auf den rechten Flügel der Armee. Das beleidigte die Maschuasch und die anderen ägyptischen Truppen. Unter denjenigen der Letzteren, welche in den Grenzorten Daphne, Abu und Marea lagen, herrschte große Unzufriedenheit, da man sie drei Jahre lang nicht abgelöst hatte. Einen Aufstand wagten sie nicht, beschlossen aber auszuwandern und führten diesen Plan aus, ehe der König eine Ahnung davon hatte. 240,000 Mann zogen mit Gepäck und Waffen nach Aethiopien, wo sie der König von Nepata mit Freuden aufnahm und ihnen freie Hand ließ, Land von seinen Feinden zu erobern. Sie ließen sich auf der Halbinsel nieder, die vom Bahr-el-Azrek und Bahr-el-Abyad gebildet wird, und nannten sich zur Erinnerung an die ihnen zugefügte Beleidigung Asmakh, die Leute auf der linken Seite des Königs, die Linksliegengelassenen. Die Griechen nannten sie Automolen und Sembriten.

Diese Desertion in Masse verhinderte Psametich, die in Assyrien herrschende Verwirrung zu benutzen. Er starb 611. Ihm folgte, schon im vorgerückten Alter, sein Sohn Neko II., 611—595, der seines Vaters würdig war, und ebenso wie er die Verbindungen mit den Fremden begünstigte. Sein Vater hatte die letzte Zeit seines Lebens benutzt, eine Armee zu schaffen; er richtete nun seine Augen auf die Errichtung einer tüchtigen Seemacht und ließ von griechischen Sachverständigen eine Flotte von Triremen erbauen. Um das Rothe Meer mit dem Mittelländischen durch den Nil zu verbinden, wollte er einen Kanal graben lassen, ein Vorhaben, welches schon in ältesten Zeiten (unter der 26. Dynastie) beabsichtigt worden war. Es heißt, daß er bei diesem Unternehmen 20,000 Mann verlor und es infolge eines Orakelspruches aufgab, der verkündete, daß er diese Arbeit für die Barbaren machen werde.

Ein anderes Unternehmen, welches er anregte, war die Umschiffung Afrika's durch von ihm ausgerüstete Phönikier. Der Zweck der Expedition war, Entdeckungen an der Westküste von Afrika zu machen, woher die Karthager und Phönikier so viele kostbare Produkte holten. Sie hielten die Lage dieser Länder nicht nur geheim, sondern verhinderten auch Fahrten durch das Mittelmeer und die Säulen des Hercules, die jetzige Straße von Gibraltar. Neko befahl, daß die Expedition vom Rothen Meere aus längs der afrikanischen Küste fortfahren und durch die Säulen des Hercules nach Aegypten zurückkehren solle. Mehrere Monate lang fuhr die Expedition südlich, die afrikanische Küste stets zur rechten Seite. Nach langer Fahrt entdeckten die kühnen Abenteurer mit unaussprechlichem Erstaunen, daß die Sonne nicht mehr zu ihrer Linken, sondern zu ihrer rechten Seite aufgehe, wo die Küste lag. Das war sehr natürlich, weil sie das Kap, die Südspitze Afrika's, umschifft hatten und nun nach Norden fuhren. Nach dreijähriger Abwesenheit gelangten sie ins Mittelländische Meer und nach Aegypten. Eine weitere Folge hatte diese merkwürdige und wichtige Fahrt nicht. Unzeitig gemachte Erfindungen oder Entdeckungen tragen eben so wenig Frucht wie Blüten, die sich zu früh im Jahre hervorwagen. Diese Erfahrung lehrt die Geschichte in unendlich vielen Fällen.

Neko II. war jedoch auch darauf bedacht, den Waffenruhm Aegyptens wieder herzustellen. Er benutzte günstige Verhältnisse in Assyrien, rückte in Syrien ein, besiegte den assyrischen Vasallenkönig Josia von Juda bei Magiddo (608), ließ sich 100 Talente Silber und 1 Talent Gold bezahlen, setzte Jojakim, den Sohn Josia's, als seinen Unterkönig in Juda ein und kehrte triumphirend nach Aegypten zurück.

Neko's Herrschaft über Syrien währte nicht lange. Nach drei Jahren, etwa 605 v. Chr., zog der babylonische Prinz Nebukadnezar gegen ihn und schlug ihn in der Schlacht bei Karchemisch so entschieden, daß er keine weiteren Versuche machte, den Krieg fortzusetzen. Der babylonische Prinz schloß gern und eilig Frieden, da der Tod seines Vaters ihn nach Babylon rief. Das Nähere über diese Feldzüge werden wir in der jüdischen und assyrischen Geschichte erzählen. Neko hoffte auf Rache und setzte Flotte und Heer in besten Stand; allein ehe er noch Gelegenheit gefunden hatte, die Scharte von Karchemisch auszuwetzen, starb er 595. Psametich II., sein Sohn, folgte ihm (595 v. Chr. bis 589), hatte aber keine Zeit, die Pläne seines Vaters auszuführen, denn ein Angriff des Königs von Nepata rief ihn nach Aethiopien (591). Von dort zurückgekehrt, starb er 589. Ihm folgte Uhabra (Hophra, auch Apries genannt), 589—569 v. Chr. Dieser verband sich mit den syrischen Fürsten und dem Könige von Juda, konnte aber den Fall von Jerusalem nicht verhindern, denn bei seinem Anmarsch gab für den Augenblick Nebukadnezar die Belagerung dieser Stadt auf und zog ihm entgegen. Ob er sich vorsichtig zurückzog oder geschlagen wurde, ist ungewiß. Später war Uhabra glücklicher. Seine mit Griechen bemannte Flotte schlug die phönikische Vasallenflotte Babylons und seine Landarmee nahm Sidon mit Sturm, worauf sich die anderen phönikischen Städte ergaben. Uhabra war so glücklich, zu erreichen, was seine Vorgänger vergebens erstrebt hatten.

Kulturgeschichte.

Religion. Was wir bisher über die Religion der Aegypter wußten, entnahmen wir den Angaben griechischer, römischer und christlicher Schriftsteller, welche Letzteren von ihrem besondern Standpunkte aus und nach Dem urtheilten, was sie zu ihrer Zeit sahen, eine Zeit, in welcher die eigentliche ägyptische Religion bereits entartet war, ein Schicksal, dem bis jetzt noch keine einzige Religion, die wir auf der Erde fanden oder finden, entgangen ist. Wir haben es indessen hier nur mit der Periode bis Psametich zu thun und schöpfen unsere Ansichten von der ägyptischen Religion aus den Schriften, die auf Denkmälern und in Papyrusrollen früherer Zeit enthalten sind, die man erst in neuerer Zeit auffand und deren Schrift man erst kürzlich vollständig zu entziffern lernte.

Ehe die Welt war, schwammen die Keime aller Dinge in einem Meer oder Chaos, dem Nu. Seit aller Ewigkeit durchdrang der Geist Gottes dieses Chaos. Dieser Gott ist ein einiges, vollkommenes Wesen, allwissend und allvernünftig, unfaßbar und unbegreiflich. Er ist der einzige Schöpfer im Himmel und auf der Erde und er allein ist unerschaffen. Er ist und war stets derselbe, war stets allgegenwärtig und wird es ewig sein. Er durchdringt das ganze Weltall, ohne daß dieses nur eine schwache Idee von seiner Unendlichkeit geben könnte. Man fühlt die Gegenwart Gottes überall, aber faßt sie nirgends.

Obwol in der Hauptsache ein Wesen, ist Gott nicht eins in der Person. Von aller Ewigkeit her bringt er in sich selbst ein anderes Selbst hervor. Er ist zugleich Vater, Mutter und Sohn Gottes. Erzeugt von Gott, geboren von Gott, ohne aus Gott herauszugehen, sind diese drei Personen Gott in Gott, und weit entfernt, die Einheit der göttlichen Natur zu trennen, tragen alle drei zu seiner unendlichen Vollkommenheit bei. Diese göttliche Dreieinigkeit ist eins in allen göttlichen Eigenschaften, Ewigkeit, Unendlichkeit, Allmacht, Allgüte. Die Vollführer seines Willens schafft er sich selbst, „er schafft seine eigenen Glieder, und dieses sind die Götter." Von diesen Untergöttern, die mit dem einen Gott als identisch betrachtet werden können, können sich immer wieder neue geringere Glieder bilden, und so fort von den höchsten bis zu den niedrigsten Stufen der Dinge, die wir in der Natur sehen.

Trotz der großen Menge und der verschiedenen Formen darf man diese Ausflüsse Gottes nicht für verschiedene und unabhängige Wesen halten; sie sind für den Aufgeklärten nur Formen und Namen für ein und dasselbe Wesen: Gott.

Gott nannte man mit verschiedenen Namen je nach der göttlichen Funktion, als in deren Ausübung begriffen man ihn darstellen wollte. Gott als im Akt des Schaffens und Zeugens wurde Ammon genannt, als höchste Vernunft dargestellt, heißt er Imhotep, und wenn er Derjenige ist, der alle Dinge mit Kunst und Wahrheit ausführt, Phtah; endlich als allgütiger Gott. Osiris.

Jede ägyptische Landschaft hatte ihren Nationalgott, das heißt, sie verehrte den einen und einzigen Gott unter einem andern Namen. So wurde Gott unter dem Namen Ammon in Theben und unter dem Phtah in Memphis verehrt u. s. w. Wenn nun auch die Bewohner Thebens die Vorstellung des Ammon vorzogen, so wußten sie doch sehr gut, daß Phtah oder irgend ein anderer der Lokalgötter ganz denselben einen Gott repräsentirte, und man errichtete ihnen neben dem des Lokalgottes Altäre.

Daß das Volk die philosophischen Unterscheidungen in Bezug auf Gott nicht in ihrem ganzen Umfange verstand, dürfen wir wol ganz bestimmt annehmen, da wir ganz dasselbe nach so vielen Tausenden von Jahren unter den Völkern finden, die sich für die kultivirtesten der Erde halten.

Da den Menschen, deren Verstand noch nicht entwickelt genug ist, geistiges Wesen und abstrakte Ideen zu fassen, ein wie oben geschilderter Gottesbegriff gänzlich unverständlich bleibt, so hielten es die ägyptischen Priester für gut und praktisch, und die Priester späterer Religionen haben ihnen darin nachgeahmt, ihnen einen faßlichen Ausfluß dieses Gottes, ein Geschöpf desselben, als seinen Repräsentanten zur Verehrung darzubieten. Das würdigste Bild, welches die Gottheit darstellen konnte, war aber ihrer Meinung nach die Sonne, die ewig und unaufhörlich schafft und zugleich unaufhörlich mit der Finsterniß kämpft und sie beständig besiegt, ohne sie vernichten zu können, also in ihrem Gebiet dasselbe thut wie Gott im Bereich des All. Indem Gott die Gesetze gab, welche die Harmonie der Welt regeln, entstanden zugleich (dem Menschen) wohlthätige und feindliche Naturkräfte. Das Oberhaupt der letzteren, der „Söhne der Empörung", wurde bildlich als eine große Schlange, Apap genannt, dargestellt, welche von den Repräsentanten der wohlthätigen Kräfte, den Licht und Befruchtung schaffenden Göttern, bekämpft wurden, in täglich sich erneuerndem Kampf, wie ihn die Sonne ewig mit der Finsterniß besteht.



Ammon (Amun).
Der Alles Schaffende.



Phtah.
Der Alles mit Kunst und Wahrheit Ausführende.



Osiris.
Die Personifikation des Lebens.



Isis.
Die allgütige Natur.



Hor.
Die Auferstehung.



Nebt-ha (Nephthys).
Unterweltliche Gottheit.



Anubis.
Geleiter der Todten zur Unterwelt.



Toth.
Der Mondgott.



Ra.
Die Sonne.



Chnum.
Der Gott des Gedeihens.



Sechet oder Pacht.
Die Geburtsgöttin.



Sebek.
Der Gott der Ewigkeit.

Noch faßlicher für das Volk war die Darstellung der Wirksamkeit Gottes im Nil, dem Wohlthäter Aegyptens und ewigen Bekämpfer der feindlichen Wüste.

Die Sonne — Ra — war für das Volk der lebendige Körper der Gottheit. Wie nun diese, je nach der besondern Thätigkeit, in der begriffen man sie darstellen wollte, bald Ammon, Phtah, Imhotep u. s. w. genannt wurde, so hatte man auch besondere Namen für die Sonne in den verschiedenen Tageszeiten. Vor ihrem Aufgehen hieß sie Atun oder Hor-em-akhu-ti (Hor in beiden Horizonten); beim Aufgang Hor in der Kindheit, um Mittag Hor in der Mitte, oder Ra, Schu, Anhur u. s. w.; beim Untergang Nower Tum, während der Nacht Osiris.

Diese hier angegebenen Elemente waren ein unendlich ergiebiger Stoff, aus dem die religiöse, poetische Phantasie und die philosophische, metaphysische Träumerei und Spitzfindigkeit grübelnder Priester und Anderer ein mit so wunderlich gestalteten allegorischen Figuren durchflochtenes mythologisches Gewebe spann, daß es fast unmöglich ist, den Sinn all dieser Göttergestalten herauszufinden. Wie schwierig das ist, geht daraus hervor, daß kaum zwei Gelehrte, welche sich das Studium „ägyptischer Wissenschaft“ zur Lebensaufgabe gemacht haben, in ihren Erklärungen übereinstimmen. Wir sind vollkommen davon überzeugt, daß die Gelehrten, die nach vier- oder fünftausend Jahren über andere Religionen schreiben, eben solche Widersprüche zu Tage fördern werden, wie wir sie noch heute in so vielen Geschichtsbüchern über die Religion der Aegypter finden. — Ammon und Phtah bedeuten beide dasselbe, und doch hielten die Bewohner von Theben den Ammon für größer und mächtiger als den Phtah. Erleben wir mit den Madonnenbildern nicht täglich Aehnliches? Es ist dies keine böswillige Behauptung, sondern eine historische Thatsache. Nachdem wir den ursprünglichen Sinn, den Kern der ägyptischen Religion angegeben haben, halten wir es für unnütz, die Entstehungsgeschichte jeder Göttergestalt zu untersuchen, und für unsern Zweck wird es genügen, die Facta einfach mitzutheilen.

Die populärsten Götter in Aegypten wurden Osiris und seine Schwester und Gemahlin Isis, und sie sind auch die einzigen, von denen sich eine vollständige Legende ausgebildet hat.

Diese vielfach ausgeschmückte Legende ist in der Kürze folgende: Osiris, der Beglücker des Landes, wird von seinem bösen Bruder Typhon und dessen 72 Kameraden aus Neid umgebracht und seine in einen Kasten geschlossene Leiche in den Fluß versenkt. Die Wellen tragen den Kasten nach Byblos. Ueber dem Kasten wächst eine schöne Tamariske empor. — Isis, die Gattin und Schwester des Osiris und dessen und der Nephthys Sohn, Anubis, suchen den Leichnam. Sie finden ihn und lassen ihn auf der heiligen Flußinsel Philä begraben. Osiris kommt jedoch aus seiner Herrschaft, dem Todtenreich, und erscheint seinem und der Isis Sohn, Hor, und fordert ihn auf, Rache zu nehmen. Hor besiegt Typhon und seine Rotte und jagt sie in die Wüste. Darauf beherrscht Hor als letzter der Götter Aegypten.

Der Mythus von Osiris ist nichts Anderes als eine der vielen Formen, unter welchen der Kampf des Guten mit dem Bösen oder des Lichtes mit der Finsterniß dargestellt wird. Osiris, der Repräsentant des Guten, ist in ewigem Kampf mit Set (Typhon), dem Verfluchten. Osiris ist die Sonne: unter der Gestalt des Ra glänzt er während der zwölf Tagesstunden am Himmel; unter der Form des Osiris Unowreh regiert er die Erde. Ebenso wie Ra jeden Abend von der Nacht besiegt wird, die ihn für immer zu verschlingen scheint, so wird Osiris von Typhon verrathen, der ihn in Stücke schneidet, um sein Widererscheinen zu verhindern. Trotz dieses zeitweiligen Verschwindens sind weder Ra noch Osiris todt. Hor, das Kind (aufgehende Sonne), welche Osiris ist, kämpft mit Typhon und schlägt ihn, das heißt, vertreibt die Finsterniß. Er rächt seinen Vater, ohne seinen Feind zu vernichten. Dieser jeden Tag erneute Kampf, der das göttliche Leben versinnbildlichte, diente zugleich auch als Sinnbild des menschlichen Lebens.

Eine ganz besondere Eigenthümlichkeit der ägyptischen Religion war die Verehrung gewisser heiliger Thiere. Ueber den Ursprung dieses Thierdienstes gehen die Meinungen der Forscher sehr auseinander, und zur Zeit, als die Griechen mit Aegypten näher bekannt wurden, konnten sie selbst das Volk nicht darüber aufklären; den Priestern ging es vielleicht ebenso, allein sie stellten sich wissend und ließen ahnen, daß der Ursprung und die Bedeutung des Thierdienstes eines ihrer religiösen Geheimnisse sei.

Da man nicht nur Thiere, sondern auch gewisse Pflanzen in derselben Weise heilig hielt, so scheint uns folgende Erklärung nicht unwahrscheinlich, obwol sie auch nicht als richtig gewährleistet werden kann, und eine Vermuthung sein mag wie so viele andere.

Die Schriftzeichen der Aegypter — die Hieroglyphen (wovon später) — besonders der ältesten Zeit, bestanden größtentheils aus Bildern von Thieren. Die geschriebenen Namen der Götter enthielten also solche Thierbilder und man gewöhnte sich daran, die Götter mit diesen sie bezeichnenden Thierbuchstaben in Verbindung zu bringen, so daß die Thiere gewissermaßen als die Repräsentanten der Götter erschienen und dadurch geheiligt wurden. Die ursprüngliche Bedeutung verlor sich in Vergessenheit, allein die Verehrung der Thiere nahm mit dem Aberglauben zu, der von den Priestern genährt wurde.

Nach einer andern Erklärung seien die Thiere als Inkarnationen der Götter betrachtet worden, welche diese unscheinbare Gestalt angenommen hätten, um unbemerkt beobachten zu können, was unter den Menschen vorging.

Jede Landschaft — Nomen — hatte ihr besonderes in derselben verehrtes Thier. Manche wurden durch ganz Aegypten heilig gehalten, während andere in einer Landschaft verehrt, dagegen in einer andern verfolgt wurden. Die Einwohner von Elephantine tödteten zum Beispiel die Krokodile, während die Priester von Theben und von Sched ein zahmes hielten, dem sie Ohrringe einhingen und seine Vorderfüße mit goldenen Spangen schmückten. Sie fütterten es aus der Hand mit Kuchen und gebratenen Fischen und gaben ihm ein mit Honig versüßtes Getränk. Der Sperber war den Sonnengöttern geweiht, der Stier dem Osiris, der Widder dem Ammon, der Bock dem Mendes, das Nilpferd dem Typhon (oder Set oder Tebh, was auch der ägyptische Name für Nilpferd ist). Diesem Gott waren auch das Schwein, der Esel und das Krokodil geweiht. Die Kuh war das der Isis geheiligte Thier; ferner wurden verehrt der Schakal des Anubis und der Ibis des Thot, die Katze der Geburtsgöttin Pacht zu Bubastis, das Ichneumon des Buto, der Käfer (Scarabäus) des Phtah, der Wolf des Hor, der Hundsaffe des Thot, die Schlange der Thermutis u. s. w.

Einige Thiere wurden in Aegypten ganz besonders heilig gehalten, nämlich der Vogel Phönix, der Ochse Mnevis, der Bock von Mendes und der Stier Hapi (Apis) zu Memphis.

Der Vogel Phönix oder Bennu, der zu Heliopolis verehrt wurde und der für eine Inkarnation des Osiris galt, ist ein Fabelthier, von dem man erzählte, daß es alle 500 Jahre von Osten her komme und sich im Tempel des Ra niederlasse. Er verbrenne sich selbst in seinem aus Myrrhen und anderen wohlriechenden Hölzern gebauten Neste und aus der Asche erstehe er wieder verjüngt und kehre in seine Heimat zurück. Er wird dargestellt wie ein Adler, mit kibitzartigen Federn auf dem Kopf. Bei den Juden herrschte diese Sage auch, und wol möglich, daß sie aus Aegypten mitgebracht wurde. Im Buch Hiob wird der Vogel aber-Chol genannt (Hiob 29, 18). Im Talmud (im Sanhedrin) wird der Vogel auch erwähnt und von ihm gesagt, daß er im Paradiese das einzige Thier gewesen sei, welches nicht auch von dem verbotenen Baum gegessen habe. Er wird im Talmud auch Bar Juchni, Sohn des Nestes, genannt.

Der Stier Hapi wurde allmählich das allerheiligste Thier, denn er galt für die Seele des Osiris, des populärsten Gottes, obwol er auch „das zweite Leben des Phtah" hieß. Doch konnte nicht willkürlich jeder Stier zum sogenannten Gottstier erhoben werden;

er mußte ganz besondere Zeichen an sich tragen. Er mußte schwarz sein, auf der Stirn einen dreieckigen weißen Fleck, auf dem Rücken das Bild eines Adlers mit ausgebreiteten Flügeln, unter der Zunge einen Knoten, in Gestalt eines Käfers, und in seinem Schwanz zweierlei Haare haben. Die Priester entschieden, ob die Zeichen vorhanden seien, und wie die Astronomen im Sternbild des großen Bären auch die Gestalt eines Wagens sahen, so erkannten wol auch die Priester in irgend welchen Flecken den Adler.

Dieser heilige Stier hatte eine Kapelle neben dem großen Tempel des Phtah zur Wohnung und seine Priester erwiesen ihm göttliche Ehre. Der Hapi galt auch als Orakel. Er begeisterte nämlich die Knaben, die rings um seine Kapelle spielten, so daß sie weissagten. Wem der Stier Mißfallen zeigte, der war sicher dem Unglück geweiht, allein wohl Dem, den er beschnopperte oder gar beleckte. Wurde die Geburt eines Hapi gemeldet, und er von den Priestern als solcher erkannt, so wurden große Feste gefeiert. Sobald sich das Gerücht verbreitete, daß der göttliche Stier das Licht der Welt erblickt habe, begaben sich einige, besonders mit dem Amt betraute priesterliche Schreiber zu der glücklichen Mutter. Der junge Gott wurde in einem besondern Hause vier Monate lang mit Milch genährt; nachdem er ausgewachsen, brachten ihn die heiligen Schreiber und Propheten zur Zeit des Neumondes in einem besonders dazu eingerichteten Schiff nach Memphis, wo man ihm eine angenehme Wohnung mit Lustgarten einräumte und ihn auch mit passenden Gespielinnen umgab. Aelter als fünfundzwanzig Jahre durfte der Hapi nicht werden. Hatte er dieses Alter erreicht, so ersäuften ihn die Priester in einem der Sonne geweihten Wasser. Uebrigens war man nicht immer so streng, denn zur Zeit der 22. Dynastie gab es zwei solche Thiere, die über fünfundzwanzig Jahre alt waren. Vor Ramses II. begrub man einen Hapi allein und in prachtvollem Grabe, später erhielten deren einbalsamirte Mumien in einer Felsengalerie Nischen, die zugemauert wurden. — Dieser Hapikultus war sehr alt und wurde schon seit der 2. Dynastie stehend.

Jeder der heilig gehaltenen Thierarten war Land zugetheilt, dessen Ertrag zum Unterhalte derselben hinreichte. Eine besondere Klasse von Leuten, die zu der Priesterkaste gehörten, widmete sich ihrer Verpflegung, und dieser Beruf erbte vom Vater auf den Sohn. Dergleichen Thierpfleger, an deren Kleidung man schon erkannte, welcher Thierart sie sich gewidmet hatten, genossen eine große Achtung. Wenn sie eine Gegend durchzogen, in welcher das von ihnen gepflegte Thier besonders verehrt wurde, so fiel Jeder, der ihnen begegnete, ehrfurchtsvoll nieder, und wer irgend ein Opfer an Geld zu bringen hatte, übergab es den Händen dieser Thierpfleger.

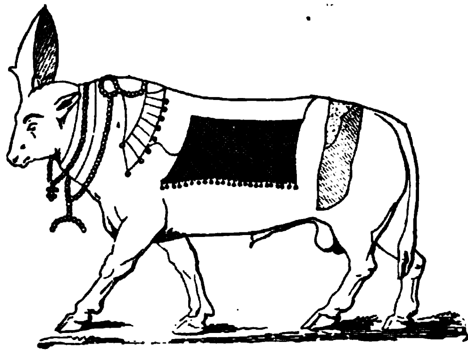
Wenn eins der geheiligten Thiere starb, so trat für das ganze Haus, in welchem es gehalten worden war, große Trauer ein. War das verstorbene eine Katze, so schoren sich alle Hausbewohner die Augenbrauen ab, war es ein Hund, so schor man sich den ganzen Körper. Von den zur Zeit des Todesfalles im Hause noch vorräthigen Speisen und Getränken durfte Niemand Etwas genießen; die Vorräthe wurden weggegeben. Das todte Thier wickelte man in feine Leinwand, balsamirte es in kostbarer Weise ein, legte es in einen geweihten Sarg und bestattete es mit den Zeichen der tiefsten Trauer. Die Tödtung solcher geheiligten Thiere galt für ein größeres Verbrechen als ein Menschenmord. Kein Aegypter durfte eine Kuh schlachten, weil sie der Isis geweiht war. Die Griechen waren den Aegyptern besonders deshalb ein Greuel, weil sie Kuhfleisch aßen. Bei einer Hungersnoth zehrten die Aegypter sich lieber unter einander auf, als daß sie geheiligte Thiere geschlachtet hätten. Bei jeder Feuersbrunst geriethen sie in Verzweiflung, nicht sowol wegen des Verlustes ihrer Habe, sondern vielmehr aus Angst für die Katzen, welche die sonderbare Gewohnheit haben, wie besessen in das Feuer hineinzulaufen. Verbrannte eine solche Katze, dann war des Jammerns kein Ende.

Wer eins der heiligen Thiere vorsätzlich tödtete, mußte ohne Gnade sterben; geschah die Tödtung ohne Absicht, so blieb die Strafe der Willkür der Priester überlassen und

bestand gewöhnlich in einer nicht unbedeutenden Geldstrafe; sie lautete aber gleichfalls auf Tod, wenn das aus Unvorsichtigkeit getödtete Thier eine Katze oder ein Ibis war. Kein Wunder also, wenn Jeder, der auf seinem Wege ein solches Thier todt liegen sah, erschrocken stehen blieb, und unter Jammern und Wehklagen schwor, daß er es todt gefunden habe.

Der griechische Geschichtschreiber Diodor erzählt eine Geschichte, die während seiner Anwesenheit in Aegypten geschah und die den Fanatismus jenes Thierdienstes in das hellste Licht setzt: Es war zur Zeit, wo das Schicksal Aegyptens von einem Winke Roms abhing und die Aegypter alle Ursache hatten, die Freundschaft der Römer nicht zu verscherzen. Zu dieser Zeit begegnete einem Römer das Unglück, aus Unvorsichtigkeit eine Katze zu tödten. Das Volk belagerte sein Haus und verlangte seinen Tod. Die angesehensten Männer baten um Gnade, ja der König selbst verlangte seine Freilassung, indem er auf die Rache der mächtigen Römer hinwies; vergebens, der fanatische Pöbel hörte nicht darauf und der unglückliche Römer wurde getödtet.

Es gab auch heilige Fische und heilige Gemüse. Bohnen durften die Priester nicht einmal ansehen. Linsen, Lauch und Zwiebeln waren gleichfalls heilig. Man schwur sogar bei Lauch und Zwiebeln, wie bei den Göttern. — Ueber die Ansichten der Aegypter in Bezug auf das Wesen des Menschen und namentlich über sein Schicksal nach den Tode giebt uns das sogenannte Todtenbuch Aufschluß, welches man jedem Todten ganz oder im Auszuge in den Sarg legte. Dieses Buch enthält eine Sammlung von Gebeten und Formeln für den Gebrauch der Seele in der andern Welt. Ehe man den Inhalt genügend entziffern konnte, war man über die Ansichten der Aegypter in Bezug auf das Schicksal der menschlichen Seele nicht vollständig unterrichtet, und daraus entstanden viele irrthümliche Meinungen.


Hapi.

Was diejenigen Aegypter, welche den Sinn ihrer Religion begriffen, über diese Dinge dachten, läßt sich in Folgendem zusammenfassen:

Die Summe oder der unerschöpfliche Urquell aller Weisheit, die höchste Vernunft selbst, ist Gott; ein Theilchen dieses Gottes oder der göttlichen Vernunft ist in jedem beseelten Wesen, welches danach aus Körper und Seele besteht. Der kleinste Funke dieser höchsten Vernunft würde in ihrer Feuergestalt den Körper zerstören, wenn sie nicht in eine weniger erhabene, aber ebenfalls göttliche Substanz, die Seele (Ba), eingehüllt wäre. Aber auch so noch zu rein, um sich mit dem Körper unmittelbar zu verbinden, geschieht dies durch Vermittlung eines untergeordneten Agens, durch den Geist oder den Athem (Niwu). Dieser kann sich, weil er unvollkommen ist, durch alle Theile des Körpers verbreiten, ohne ihn zu verletzen oder zu vernichten. Der göttliche Funke, gehüllt in die Seele, wieder umgeben von dem Geist und endlich umfaßt von dem Körper, ist der Mensch. Eben so wie dieser sind die Thiere beschaffen, nur enthält ihre Seele nicht den Funken der Vernunft, oder nur in so geringer Quantität, daß die in den Körper gehüllte Seele sich über diesen nicht hinausschwingen kann.

Die Vernunft trachtet den Menschen von der Herrschaft des Körpers zu befreien und zu sich zu erheben; da sie aber ihrer Feueratmosphäre beraubt ist, und die sie einhüllende Seele nicht selten den Neigungen des Körpers nachgiebt, so gelingt es ihr nicht immer, die aus der groben Materie des Körpers herrührenden Wünsche und Leidenschaften zu vernichten, denn eben dieser Körper empört sich und siegt mit Hülfe der Seele, so daß die

Vernunft den Kampf für immer aufgiebt. Der dieses göttlichen Funkens auf diese Weise gewissermaßen beraubte Mensch erniedrigt sich zum Thier. Gelingt es aber der Vernunft, die Oberhand zu bekommen, so werden die besiegten Leidenschaften Tugenden, die sich immer mehr läutern und erheben; die entfesselte Seele dringt durch die ihren Blick verdunkelnde Materie, strebt zum Guten und ihr geht eine Ahnung des Göttlichen auf.

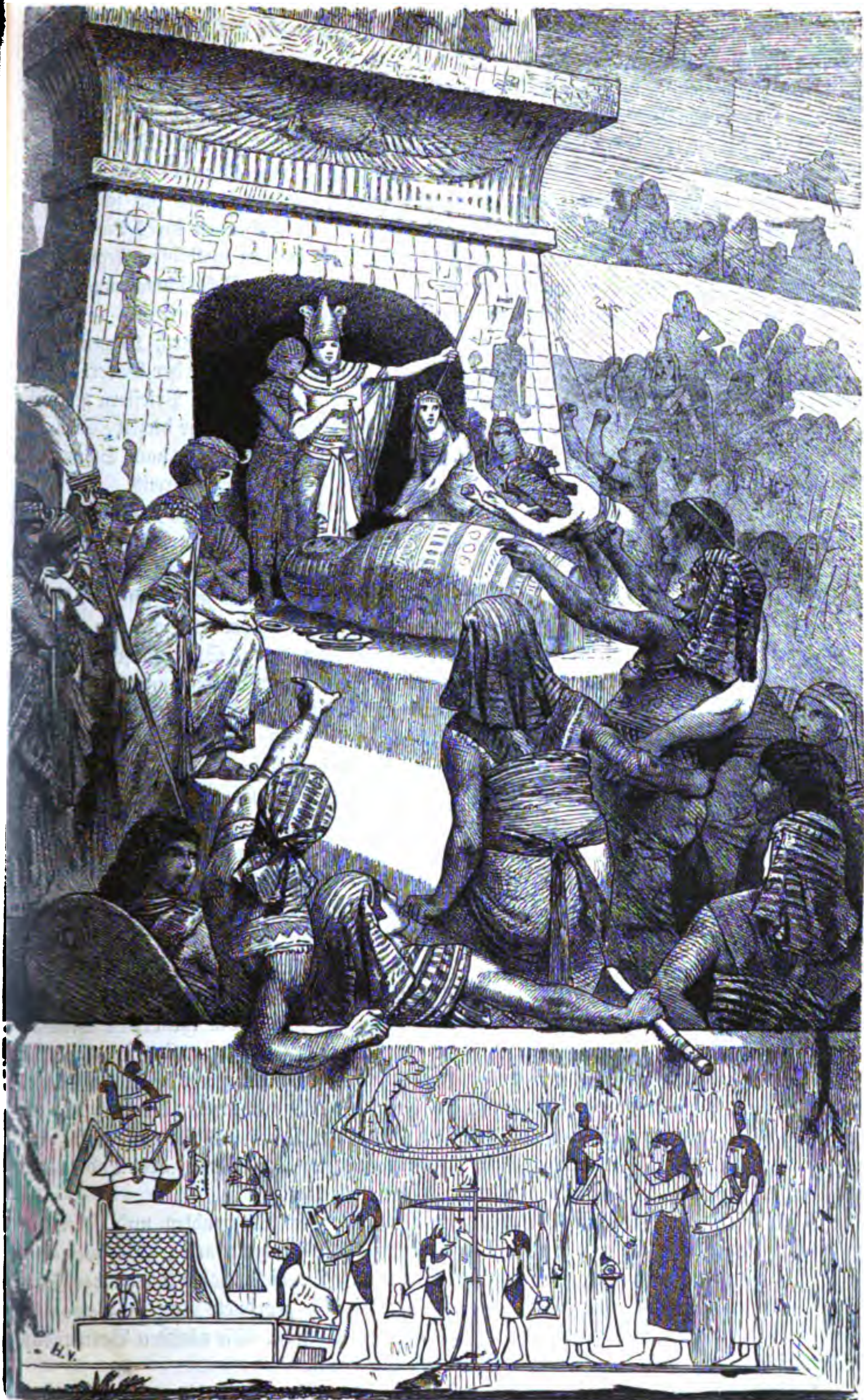
Stirbt der Mensch, so wird die Vernunft frei. Sie erhält ihre Lichtatmosphäre wieder und wird Dämon (Khu). Die Seele, aus welcher der göttliche Funke entwichen und deren Verbindung mit dem Körper ebenfalls gelöst ist, hat nun vor dem Gericht des Osiris-Khent-Amen, dem aus zweiundvierzig Richtern bestehenden höllischen Gerichtshof, zu erscheinen. Ihr Gewissen oder, wie die Aegypter sich ausdrückten, ihr Herz ist der unerschütterliche und unbestechliche Zeuge und nach dessen Zeugniß werden die Handlungen abgewogen und das Urtheil gesprochen, mit dessen Ausführung die Vernunft beauftragt ist. Diese nimmt nun wieder in der verdammten Seele ihren Wohnsitz, aber nicht, wie früher im Menschen, beraubt ihres verzehrenden Feuerkleides. Sie ruft jetzt der vom Körper gelösten Seele ihre verachteten Rathschläge und häufig verlachten Bitten ins Gedächtniß, geißelt sie mit ihren Sünden und giebt sie dem Sturm der heraufbeschworenen Elemente preis.

So zwischen Himmel und Erde unerbittlich umhergejagt, sucht die verdammte Seele einen menschlichen Körper, von dem sie Besitz nimmt, und hat sie ihn gefunden, so quält und martert sie ihn, überhäuft ihn mit Krankheit und treibt ihn zu Mord und Wahnsinn. Gelangt die Seele nach Jahrhunderte langer Qual an das Ziel ihrer Leiden, dann stirbt sie den zweiten Tod und zerfließt in das Nichts.

Die gerecht befundene Seele geht auch nicht sogleich zu Gott ein; sie hat noch manchen Kampf zu kämpfen und manche Probe zu bestehen. Sie schwingt sich zu den ihr durch den Tod geöffneten unbekannten Räumen empor, geleitet durch die Vernunft und aufrecht erhalten durch die Gewißheit naher Glückseligkeit. Ihr Wissen hat sich erweitert, ihre Fähigkeiten haben sich vergrößert; sie kann jede Form annehmen, welche es ihr wieder zu beleben gefällt, wie des Sperbers, des Lotus, des Phönix, des Kranichs, der Schwalbe, der Viper (die als Beispiele im Todtenbuch genannt sind). Diese Thiere sind, wie wir wissen, nur symbolische Figuren, und der Eintritt der Seele in diese heißt in der That weiter nichts, als daß sich die menschliche Seele mit dem göttlichen Typus vereinigt, der durch die Figur ausgedrückt wird, keineswegs also, daß die Seele in den Körper eines wirklichen Thieres fahre. Ihren Kreislauf mußte die abgeschiedene Seele so lange fortsetzen, bis sie von dem Todtengericht rein befunden wurde.

Vergebens erhebt sich das Böse — was in den Vignetten des Todtenbuchs durch die Figur des Krokodils und der Schlange ausgedrückt wird — gegen die abgeschiedene (seliggesprochene) Seele (die im Todtenbuch immer „der Osiris“ genannt wird), welche siegreich die himmlischen Wohnungen durchfliegt und in den Feldern des Aalus die Ceremonien der mystischen Arbeiterschaft verrichtet. Das Ende der Prüfungen naht, die Schatten zerstreuen sich allmählich, der Tag der ewigen Seligkeit bricht an und durchdringt die Seele mit ihrer Klarheit; sie mischt sich unter die Schar der Götter und geht mit ihnen zur Anbetung des vollkommenen Wesens. Dies ist die letzte Stufe der glorreichen Einweihung der Seele. Nun wird sie ganz Vernunft; sie sieht Gott von Angesicht zu Angesicht und geht in ihm auf.

Die Bedeutung all der so mannichfachen religiösen Bilder und Allegorien erklären zu wollen, wäre ein vergebliches Bemühen, mit dem sich trotzdem viele Forscher abgeben, die sich darüber in den wunderlichsten Phantasien ergehen; wir müssen uns damit begnügen, den Sinn der altägyptischen Religion angedeutet zu haben; auf ihre Entstellungen in späterer Zeit können wir jetzt nicht eingehen.



Todtengericht über einen König. Zeichnung von Hermann Vogel.

Die Aegypter **balsamirten** ihre Todten ein. Auch dafür hat man sich bemüht, die wunderlichsten Beweggründe aufzufinden, da die Sorge für die Erhaltung des Körpers durch den religiösen Glauben eigentlich gar nicht motivirt scheint. Man braucht dafür aber keine fern liegenden Gründe aufzusuchen, denn diese liegen in der That sehr nahe. Es widerstrebt dem Gefühl fast jedes Menschen, die Gestalt einer geliebten Person zu vernichten, und wenn ein so am Alten hängendes Volk wie die Aegypter aus diesem Grunde den Körper möglichst in seiner Form zu erhalten strebte, so könnte man ihn schon allein gelten lassen. Gewissermaßen wurden sie aber durch die Beschaffenheit ihres Landes zum Einbalsamiren gezwungen, denn zum Verbrennen fehlte es in dem waldlosen Aegypten an Holz und das Begraben war unpraktisch, da das Wasser bei den Ueberschwemmungen die Leichname ausgespült und diese die Luft verpestet haben würden.

Starb ein Mensch, so äußerte man seine Trauer nicht allein durch Klagen. Die Zurückgebliebenen enthielten sich guter Kleidung und Nahrung und selbst der Bäder. Dann brachte man die Leiche zu den Einbalsamirern, die eine besondere, zu den Priestern gehörige Klasse bildeten, unter welcher sich diese Kunst forterbte, die aber ungefähr dieselbe Stellung einnahm, wie bei uns früher der Scharfrichter und dessen Gehülfen. Je nach Stand und Reichthum wählte man eine mehr oder weniger kostbare Art des Balsamirens. Die Einbalsamirer hatten verschiedene Mustermumien von Holz, wonach die Kunden wählen konnten.

Wie Alles bei den Aegyptern unter gewissen Ceremonien geschah, so auch das Einbalsamiren. Zunächst bezeichnete ein besonderer **Zeichenschreiber** den Platz in der linken Seite des Körpers, der herausgeschnitten werden sollte, um die Leiche zu öffnen. Kaum hatte der **Einschneider** mit einem äthiopischen Stein die Stelle herausgeschnitten, so entfloh er und die Anwesenden verfolgten ihn mit Verwünschungen und Steinwürfen. Darauf traten die **Leichensalber** ihr Amt an. Die Eingeweide, außer Nieren und Herz, nahm man heraus, spülte sie mit Palmenwein und wohlriechendem Wasser aus und verwahrte sie in einem besondern Gefäß, dessen Deckel mit dem Kopfe eines der Götter verziert war. Diese oft in den Gräbern gefundenen Gefäße nennt man jetzt **Kanoben**. Das Balsamiren des Körpers richtete sich nach dem Preise. Man rieb den Körper mit allerlei gerbstoffhaltigen und aromatischen Substanzen einen Monat lang und länger ein und füllte das Innere mit Harzen oder mit Asphalt, mischte auch dazu, je nach dem Preise, feinere Harze und wohlriechende Salben, oder man behandelte den Körper mit verschiedenen Salzen. Man erkennt die Art des Einbalsamirens an dem Aussehen der Mumien. Einige sind dunkel gefärbt, andere hell, bei einigen sind Gesichtszüge und Haare erhalten, bei anderen nicht. Die sorgfältigste Art des Einbalsamirens kostete mehrere Tausend Mark.

Alle Theile des Körpers wurden sorgfältig und fest mit schmalen leinenen oder baumwollenen Binden umwickelt und nur das Gesicht freigelassen. Die theuersten Mumien erhielten noch ein Gehäuse, auf welchem das Gesicht, nicht selten vergoldet, nachgebildet war. Den so zubereiteten Körper legte man in einen hölzernen Sarg und in diesen allerlei Schmucksachen, Amulete, Ringe, Waffen u. s. w. und eine Papyrusrolle, die das Todtenbuch oder einen Auszug aus demselben enthielt. Auf den Deckel des Sarges malte man allerlei Darstellungen und hieroglyphische Inschriften, welche den Namen des Todten und andere ihn betreffende Nachrichten und auch Gebete enthielten.

Die Zeit des Begräbnisses wurde den Richtern, den Verwandten und Freunden angesagt. Die Stelle unserer Leichenwagen vertrat „die heilige Barke“, die auf einer Schleife stand, vor welche vier Ochsen gespannt waren. In diese Barke wurde der Sarg gelegt, und nun setzte sich der mehr oder weniger feierlich geordnete Zug in Bewegung. Priester, Klageweiber, Männer mit Palmenzweigen fehlten nicht. Die nächsten Verwandten folgten dicht hinter dem Sarge und schlugen sich die Brust.

Angekommen an dem „heiligen See“, der vor jedem Begräbnißplatz angebracht war, wurde der Kahn in das Wasser gelassen. In demselben stehend war ein Fährmann, den

die Aegypter Charon nannten. Es stand nun Jedem frei, den Todten anzuklagen. Geschah das, so prüften die auf einem Gerüst sitzenden vierzig Richter, ob die Anklage gegründet sei. War dies der Fall, so wurde das Begräbniß verweigert; war sie verleumderisch, so wurde der Ankläger bestraft. Zeigte sich kein Kläger, so legten die Verwandten die Zeichen der Trauer ab und man verkündete das Lob des Todten.

Nach Anzünden von Weihrauch und dem Opfer wurde der Sarg aufrecht in die Todtenkammer gestellt und daneben Wasserkrüge und Opferkuchen. Geringe Leute setzte man in gemeinschaftliche Felsengräber bei. Familien, die keine Familiengruft hatten, stellten auch die Leichen in ein besonderes Zimmer ihres Hauses, was auch geschehen mußte, wenn der Todte wegen hinterlassener Schulden nicht im Begräbnißplatz aufgenommen wurde. Je nach Stand oder Vermögen war die Bestattung mehr oder weniger ceremoniell.



Opfernde Priester. Zeichnung von C. F. Klimsch.

Staat und gesellschaftliches Leben. Es ist sehr erklärlich, daß Viele den Ursprung der ägyptischen Kultur von den Indern herleiten, denn in den Staats- und gesellschaftlichen Einrichtungen findet sich eine auffallende Aehnlichkeit, nur mit dem Unterschied, daß die indischen ebenso wie die äthiopischen bis zur Karrikatur zugespitzt sind, wie das bei Nachahmungen häufig der Fall ist. Möglich ist es wohl, daß in urältester Zeit beide Völker die Kultur aus gleicher Quelle empfingen; allein darüber belehrt uns keine Sage. Manche Aehnlichkeit ließe sich auch aus dem Umstand erklären, daß ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen erzeugen. In beiden Ländern spielten Flüsse eine große Rolle, in einem der Nil, im andern der heilige Ganga, allein Verschiedenheit mußte schon dadurch eintreten, daß die reiche Natur Indiens den Bewohnern, was sie gebrauchten, fast ohne alle Mühe gewährte, während die Aegypter sich rühren mußten, um dem durch den Nil befruchteten Boden seine Schätze abzugewinnen. Wir finden daher bei dem einen Volke faules, beschauliches Leben, bei dem andern große Thätigkeit und Fleiß. Ersteres begünstigt das Grübeln über überirdische Dinge und Letzteres die Herrschaft der Vernunft. Obwol in beiden Ländern infolge der Priesterherrschaft die Religion das Volk bis in die äußersten Fasern durchdrang, so wärmte sie in Aegypten mehr wie mäßig genossener Wein, während sie in Indien einen erbärmlichen, oft an Tollheit grenzenden Zustand erzeugte.

Auch in Aegypten war das Volk in Kasten getheilt, allein die Trennung derselben war keineswegs so schroff wie bei den Indern. Herodot giebt fünf, Diodor nur drei Kasten an; Beide haben Recht, und wer fünfundzwanzig annähme, würde auch Recht haben. Es war bei den Aegyptern nicht anders wie bei Kulturvölkern unseres Jahrhunderts, wo man mit Fug und Recht eben so viele Kasten zählen kann, wie bei den Aegyptern. Die Scheidung derselben ist vielleicht eben so schroff wie sie bei Letzteren war.

Die höchste Kaste bildete die der Priester. Von allen Priestern, die es auf der Erde gegeben hat, waren sie wol die weisesten, wohlmeinendsten und nützlichsten. Obwol sie herrschen wollten und sich selbst keineswegs vergaßen, so kann man ihnen doch nicht nachsagen, daß sie dies einzig und allein in ihrem Interesse thaten, sondern daß sie wirklich das Beste des Volkes im Auge hatten. Erst nach Jahrtausenden und nachdem fremde Elemente den Aegyptern beigemischt wurden und die Verhältnisse in ihren geregelten Herrscherplan störend eingriffen, entarteten auch sie einigermaßen, obwol niemals in der Weise, wie wir es bei den Priestern viel jüngerer Religionen finden, welche von den ägyptischen und deren Abzweigungen hauptsächlich diejenigen Künste lernten und ausbildeten, welche jene nothgedrungen anwenden mußten, um ihren höheren Zweck zu fördern.

Die ägyptischen Priester waren die Träger der Wissenschaft nach jeder Richtung hin. Wenn sie auch viele Errungenschaften ihres Fleißes in diesem Gebiete als Geheimniß für sich bewahrten, weil sie zur Erhaltung ihres Ansehens benutzt werden mußten, so sehen wir doch nicht, daß sie dieselben geradezu zum Verderben und zur Verdummung des Volkes anwandten. Ihre Lehren — der Inhalt des Todtenbuchs ist Zeuge davon — enthalten nichts, was das moralische Gefühl empört, sondern im Gegentheil, sie wirken veredelnd auf das Volk. Wenn sie diesem auch die materielle Auffassung ihrer Allegorien nachsahen, anstatt ihm durch unverstandene philosophische Erklärungen die Köpfe zu verwirren, so geschah es, weil sie das, was wir Götzendienst nennen, durch eben jene praktische Moral, über welche sie wachten, unschädlich machten.

Wir finden nicht, daß Priester sich ungewöhnlich bereicherten, oder daß sie durch ihr üppiges oder sittenloses Leben jemals ein ärgerliches Beispiel gaben und dadurch gewissermaßen die Religion in Verachtung brachten; auch Beispiele persönlichen Ehrgeizes sind selten. Was sie in wissenschaftlicher Hinsicht erreichten, welche literarische Werke von ihnen ausgingen, war Produkt und Eigenthum der ganzen Priestergemeinschaft; man erfuhr nicht den Namen des Erfinders oder Verfassers. — Die Priesterkaste wurde in Aegypten sehr hoch geachtet und, was mehr ist, verdiente diese Achtung.

Die Kriegerkaste war nach derjenigen der Priester die angesehenste. Ihre Angehörigen durften kein Handwerk treiben. Im Frieden lebten sie von dem Ertrage des jedem zugetheilten Landes (12 Acker zu 100 Quadratmeter) und im Kriege erhielten sie Sold. Zu Herodot's Zeit bestand ihre Zahl aus 410,000 Männern. Im Frieden waren durchschnittlich etwa 180,000 Mann unter Waffen und bildeten die Besatzung in Städten und Grenzfestungen. Tausend von ihnen, die jährlich abgelöst wurden, bildeten die Leibwache des Königs

Alle Krieger waren in zwei Klassen getheilt: Kalasirier und Hermotybier; worauf aber diese Eintheilung beruhte, ist nicht recht klar. Man hatte Fußvolk, Reiterei und Streitwagen. In den ältesten Zeiten wurden die Pferde nicht zum Reiten benutzt, wenigstens findet man auf den alten Denkmälern keine Reiter; allein später hatte man Reiterei; doch spielte sie im Kriege nicht die vornehmste Rolle. Man scheint mehr von den Streitwagen gehalten zu haben, in welchen man auch stets die Könige erblickt, wenn sie in Schlachten dargestellt waren.

Das übrige Volk bildete eigentlich die dritte Kaste; allein zwischen Kaufleuten, Handwerkern, Ackerbauern und Hirten bestand derselbe Unterschied, wie wir ihn noch, wenn auch vielleicht weniger scharf begrenzt, bei allen Völkern finden. Daß dieser Unterschied schroffer wurde, geschah wol infolge der Erblichkeit der Beschäftigungsart.

Eine solche Erblichkeit findet sich sogar bei den Priestern, und wenn auch die Anlagen der Kinder nicht immer denen der Väter gleich sind, so hat diese Erblichkeit Manches für sich. Einzelne Klassen standen in Mißachtung, namentlich die Hirten. Man hat dafür allerlei Gründe aufgesucht, allein das ist kaum nöthig.



Religiöses Fest der Bewohner von Altägypten.

Wenige Bankiers, Kaufleute oder Handwerker, ja nicht einmal ein Bauer, würden noch heute sich besonders darüber freuen, wenn ihre Tochter einen Mann aus niederem Stande heirathen wollte. Wenn man über die Vorurtheile oder Gebräuche anderer Völker urtheilen will, ist es immer gut, sie mit denen des eigenen Volkes zu vergleichen.

Der ägyptische König hatte ganz dieselbe Stellung wie in Indien, nur mit dem Unterschied, daß er, obwol auch aus der Kriegerkaste, bei seiner Thronbesteigung zugleich Mitglied der Priesterschaft und in ihre Geheimnisse eingeweiht wurde. Die Aegypter waren in dieser Beziehung viel konsequenter als die Indier, denn wenn bei ihnen der König auch als Gottheit betrachtet wurde, so war er doch kein Brahmane und konnte nicht einmal die Tochter eines solchen heirathen. Der ägyptische König konnte priesterliche Handlungen verrichten und wurde nicht von Sklaven oder Weibern, sondern von den Söhnen der Priester bedient, die sich dieser Auszeichnung rühmten. Im Uebrigen gilt Alles, was wir von den Königen Indiens sagten, auch von den Pharaonen. Obwol sie als Götter galten und dem Namen nach unumschränkt herrschten, waren sie doch streng an die Gesetze und Gewohnheiten gebunden und an ein bis in die kleinsten Einzelheiten vorgeschriebenes Ceremoniel. Ueber dieses belehrt uns Diodor.

Gleich nach dem Aufstehen las der König die vielen eingegangenen Briefe. Nach einem Bade schmückte er sich mit den Zeichen seiner Würde, legte ein weißes Gewand an und brachte den Göttern sein Opfer, wobei der Oberpriester neben ihm stand und laut für seine Erhaltung und sein Wohlsein betete, wenn er seine Verpflichtung gegen die Unterthanen erfülle. Er verkündete auch sein Lob, zählte seine Tugenden auf und dergleichen mehr.

Hatte der König das Opfer beschaut und eine glückliche Vorbedeutung darin gefunden, so las ihm der Tempelkanzler aus den heiligen Büchern allerlei gute Rathschläge und die Handlungen der ausgezeichnetsten Männer vor, damit in dem Könige gute Gedanken erweckt würden.

Es war ganz genau bestimmt, wann der König öffentliche Geschäfte verrichten mußte, wann er baden oder spazieren gehen oder sich zu seiner Frau begeben durfte; ja sogar seine Speisen waren ihm genau vorgeschrieben. Auf seine Tafel kamen nur Kalb- und Gänsefleisch und der Wein war ihm in sehr mäßiger Portion zugetheilt. Der geschickteste Arzt hätte keine für die Gesundheit zweckmäßigere Lebensordnung vorschreiben können. Ebenso mußte er streng nach den Vorschriften (ganz wie in Indien) Recht sprechen, und Uebereilung, Zorn oder Gunst hatten auf seine Urtheile keinen Einfluß.

Starb der König, so dauerte die Landestrauer 72 Tage. Während dieser Zeit wurden die Tempel geschlossen und die Opfer eingestellt. Man trauerte wie um den Tod eines geliebten Familiengliedes. Man aß weder Fleisch noch Mehlspeisen und überhaupt nur geringe Kost und trank keinen Wein. Auch enthielt man sich des nähern Umganges mit Frauen. Ganze Scharen von Männern und Weibern, den Kopf mit Erde bestreut und unter der Brust mit Leinwand umgürtet, zogen umher und stimmten täglich zweimal die Wehklage an, im Takt und mit Gesang, wobei das Lob des Verstorbenen laut ausgerufen wurde.

War die Leiche balsamirt, so wurde der Sarg vor dem Grabmal niedergesetzt und über den verstorbenen König eben so wie über jeden Andern ein Todtengericht gehalten. Mehrere Könige konnten wirklich nicht mit den üblichen Feierlichkeiten beigesetzt werden, weil das Volk mit ihren Handlungen nicht zufrieden war.

Ganz Aegypten war in Nomen (Regierungsbezirke) getheilt. Ueber die Zahl derselben ist man ungewiß. Nach Einigen waren deren in der Thebais 10, in Mittelägypten 16 und im Delta 10; man findet indessen auch 44 angegeben. Wahrscheinlich erfuhr die Zahl zu verschiedenen Zeiten Aenderungen. Ein Nomen enthielt eine oder auch mehrere Städte nebst einem mäßig großen Landgebiet und war in verschiedene Unterabtheilungen getheilt, nämlich 1. die Hauptstadt des Nomen, die Sitz der Civil- und Militärregierung und Mittelpunkt der Provinzialreligion war; 2. Das Ackerland, welches alljährlich überschwemmt wurde; 3. das Sumpfland, auf welchem das Nilwasser in zu großer Tiefe zurückblieb, so daß es nicht austrocknen und auch nicht abgeleitet werden konnte. Diese Marschgegenden benutzte man womöglich als Weideland, und wo das nicht anging, pflanzte

man Lotus und Papyrus an und zog unendlich viel Gänse und andere Wasservögel; 4. die vom Nil abgeleiteten Kanäle behufs der Schiffahrt oder der Agrikultur.

An der Spitze des Nomen stand nicht selten ein erblicher Gouverneur, allein meistens ein vom Könige direkt ernannter Nomarch. Ebenso war auch die Oberpriesterstelle hin und wieder erblich, wurde aber meist durch Wahl besetzt.



Der junge König im Tempel. Zeichnung von Hermann Vogel.

Die Einwohner bezahlten eine Abgabe, welche sich nach dem Ertrag ihres Landes oder Einkommens richtete und daher öftere Aenderungen erfuhr. Das Gesetz war in Bezug auf richtige Angaben zu diesem Zweck ganz außerordentlich streng. Die Einwohner mußten angeben, womit sie ihren Lebensunterhalt erwarben. Auf falsche Angaben oder Betreiben unrechtmäßiger Geschäfte stand Todesstrafe. Auch waren sie einer Art von Konskription für den Militärdienst unterworfen und mußten beim Bau von Tempeln, Festungen, Landstraßen oder Kanälen Frohndienste leisten.

Von den Strafgesetzen wollen wir nur folgende anführen: Wer Jemand mörderisch anfallen oder ihm überhaupt Gewalt anthun sah, ohne ihm zu helfen, mußte sterben, wenn

sich darthun ließ, daß er hätte helfen können. War dies unmöglich, so mußte er augenblicklich die Anzeige machen und den Thäter nennen oder ihn nach seinem besten Wissen beschreiben. Unterließ er es, so bekam er eine Anzahl Hiebe und drei Tage lang gar nichts zu essen. — Wer einen Andern fälschlich anklagte, erlitt die Strafe, die Jenen getroffen hätte, wenn er schuldig gewesen wäre.

Wer den Feinden Kundschaft zutrug, dem sollte die Zunge ausgeschnitten werden. — Fälschern und Solchen, welche unrichtige Maße und Gewichte verfertigten oder Siegel nachmachten, oder Schreibern, welche in die öffentlichen Bücher falsche Einträge machten oder von dem Eingetragenen etwas ausradirten oder Urkunden unterschoben, wurden beide Hände abgehauen.

Mörder wurden mit dem Tode bestraft. Elternmördern riß man mit Haken Stücke Fleisch vom Leibe, legte sie dann auf Dornen und verbrannte sie lebendig. Kindesmörder bestrafte man dadurch, daß sie die Leiche des ermordeten Kindes drei Tage und drei Nächte lang im Arm halten mußten. Eine Wache stand dabei.

Wer einer freigeborenen Frau Gewalt anthat, wurde kastrirt. Einer Ehebrecherin wurde die Nase abgeschnitten und ihr Mitschuldiger bekam tausend Hiebe.

Für Schulden konnten nur die Güter des Schuldners mit Beschlag belegt, er selbst aber nicht ins Gefängniß gesetzt werden, und Zinsen durften nur so viel genommen werden, bis sie dem Kapital gleich kamen. Wer starb, ohne seine Schuld bezahlt zu haben, konnte nicht früher begraben werden, als bis seine Nachkommen seine Verpflichtungen erfüllt hatten. Für Disziplinar- und andere Vergehen im Kriege gab es Ehrenstrafen und Stockschläge.

Eigenthümlich waren die Gesetze über den Diebstahl. Dieser war ein Gewerbe wie ein anderes. Wer es betreiben wollte, hatte sich bei dem Diebshauptmann zu melden, der seinen Namen aufschrieb. Einen gelungenen Diebstahl hatte der Dieb bei dem Vorgesetzten sogleich anzumelden und die gestohlenen Sachen vorzuzeigen. Der Bestohlene reichte nun ein schriftliches Verzeichniß seines Verlustes ein, nebst möglichst genauer Angabe von Ort, Tag und Stunde des Diebstahls. Wenn der Bestohlene den vierten Theil des Werthes bezahlte, erhielt er sein Eigenthum zurück.

Die Richter wurden aus den Priestern erwählt, die Vorsteher der Nomen und deren erste Beamten wurden gleichfalls gewöhnlich aus ihnen genommen. Das oberste Gericht bestand aus 30 Richtern, welche aus Theben, Memphis und Heliopolis gewählt wurden. Diese ernannten aus ihrer Mitte Einen zum Oberrichter, der als Zeichen seiner Würde eine goldene Kette um den Hals trug, an welcher ein Bild aus Saphir hing, welches man „die Wahrheit“ nannte.

Das Gerichtsverfahren war schriftlich und es ging dabei wie folgt zu:

Sobald der Oberrichter seine Kette umhing, war die Gerichtssitzung eröffnet. Die acht Bücher des Gesetzes lagen neben dem Richter. Die Klage mußte mit allen Umständen schriftlich eingereicht sein und wurde dem Beklagten zugestellt. Dieser antwortete darauf ebenfalls schriftlich, und diese Antwort wurde dem Kläger mitgetheilt, der sie mit seinen Gegenbemerkungen versah, und worauf der Beklagte abermals antwortete. Nach dem die 30 Richter von den Akten Kenntniß genommen hatten, entschieden sie und der Oberrichter legte das Zeichen der Wahrheit auf die eine der Schriften.

Die wohlerhaltenen Darstellungen in den Grabmälern, wovon wir weiterhin reden werden, wie die verschiedenen aufgefundenen und entzifferten Ueberreste einer reichen Literatur, setzen uns in den Stand, uns von dem häuslichen und gesellschaftlichen Leben der Aegypter vor mehreren tausend Jahren ein weit klareres Bild zu machen, als von dem unseres eigenen Volkes vor tausend Jahren.

Ueber das Leben des Königs haben wir bereits geredet. — Die Priester- und Kriegerkaste bildete die Aristokratie. Erstere waren, wie in Indien die Bramahnen, die eigentlichen Herrscher des Landes, denn von ihnen gingen die Gesetze aus, denen der

König eben so wohl wie jeder Andere unterworfen war, und sie legten auch den Sinn derselben aus. Ueberdies waren sie die Brücke, die zu den Göttern führte, und ferner hatten sie alle wichtigen Stellen im Staate inne.

Wie sich die Zahl der Priesterkaste zu der des ganzen Volkes verhielt, läßt sich nicht berechnen. Sie theilte sich nach ihren verschiedenen Berufsarten in mehrere Klassen:

1. Die Propheten (d. h. Sprecher, weil von ihren Aussprüchen, als höchster Instanz, Alles abhing). Sie waren die Großwürdenträger des Staates und standen an der Spitze aller religiösen und weltlichen Angelegenheiten.

2. Die Stolisten, welche die Kleider und heiligen Geräthschaften aufzubewahren und auf richtige Beschaffenheit der Opferthiere und Beobachtung der vorgeschriebenen Ceremonien und was damit zusammenhing zu achten hatten.

3. Die Hierogrammaten oder Tempelschreiber. Diese waren die Repräsentanten aller Wissenschaft in Aegypten.

4. Die Horoskopen, welche Astrologie und Magie trieben und sich auch wol mit der Heilkunde beschäftigten.

5. Die Sänger und Musiker.

6. Die Pastophoren, zu denen eine Menge Leute der allerverschiedensten Beschäftigungen und mit der Religion im Zusammenhang stehenden Verrichtungen gehört zu haben scheint. Wir erinnern nur daran, daß Einbalsamirer, Verpfleger heiliger Thiere, die Träger der Götterbilder bei Prozessionen u. s. w. alle zum Priesterstande gehörten; ihr Rang innerhalb dieser Kaste richtete sich nach der Wichtigkeit ihrer erblichen Berufspflichten.

Wenn die ägyptischen Priester auch nicht für nöthig hielten, sich in der Weise zu quälen, wie es Bramahnen und Priester und Fanatiker anderer Religionen zu thun pflegten, so mußten sie sich doch, eben so wie der König, gewissen Gebräuchen und Ceremonialgesetzen fügen. Sie trugen stets frischgewaschene leinene Kleider, mußten zweimal im Tage und zweimal in der Nacht baden, sich jeden dritten Tag den ganzen Körper, vornehmlich aber Bart und Augenbrauen scheren, durften mit Fremden nicht an einem Tisch essen und nur eine Frau haben, während die anderen Aegypter so viel nehmen durften wie sie wollten. Diese und andere Beschränkungen wurden freilich durch mancherlei Vortheile und Vorrechte und die ihnen von König und Volk gezollte hohe Achtung aufgewogen.

Die Kriegerkaste nahm ungefähr dieselbe Stellung ein wie bei uns das stehende Heer, ehe die allgemeine Wehrpflicht eingeführt wurde. Sie durfte nicht, wie es in Indien gestattet war, ein Gewerbe treiben, und daß man ihr Los nicht besonders beneidete, haben wir schon früher angeführt.

Wenn es auch unmöglich ist, uns die Anschauungsweise und das Gefühlsleben der alten Aegypter vollständig zu vergegenwärtigen, so bieten doch die detaillirten bildlichen Darstellungen der Phantasie einen Anhaltpunkt.

Sehen wir die ägyptischen Bilder an, so entdecken wir mit Erstaunen, daß die Aegypter vor drei, vier tausend Jahren gar nicht so viel anders lebten als wir. Das Leben der Armen und Wohlhabenden war eben so verschieden wie bei uns. Letztere hatten schöne mehrstöckige Häuser mit flachen Dächern und Galerien und behaglichen Zimmern, die auf das Eleganteste und Zierlichste mit gepolsterten Sofas und Stühlen, schön gearbeiteten Tischen, Vasen und allerlei überflüssigen, aber angenehmen Gegenständen angefüllt waren. Die Gärten hatten schattige Laubgänge, schöne Blumen, prächtige Obstbäume und Teiche; kurz die Leute verstanden die Annehmlichkeiten des Lebens.

Um einen Begriff davon zu geben, wie die alten Aegypter ihre Wohnungen anlegten, bringen wir hier die Ansicht einer solchen, die einem Nomarchen unter Chephren (Khawra), dem dritten Könige der 4. Dynastie, gehörte, also in dieselbe Zeit fällt, wie der Bau der von diesem Könige errichteten Pyramide, das heißt ungefähr vor 5700 Jahren! Das Ganze ist, wie man sieht, eine ländliche Villa.

Das Bild zeigt das Grundstück in der Vogelperspektive, mit dem Wohnhause, den Seitengebäuden und Gärten.

Das gewöhnliche Volk hatte natürlich weit einfachere Häuser und sie waren, wie auch bei uns, weniger elegant und ausgedehnt als diejenigen der Reichen. Im Allgemeinen war aber die übliche Bauart von den Wohnungen dieser nur wenig verschieden. Das Material, mit welchem man baute, waren in der ältesten Zeit Nilschlamm, den man trocknen ließ, und Papyrus oder anderes Rohr; später machte man daraus Ziegel und wandte auch Bruchsteine und Holz an, allein die Form der Häuser blieb dieselbe. Die dabei liegenden Gärten waren mit großer Sorgfalt gepflegt.

Essen und Trinken spielten bei den Aegyptern eine eben so wichtige Rolle wie bei uns. Ihre Tafeln waren mit zierlich geformten Gefäßen aller Art und mit einer Menge von Speisen besetzt. Die Damen erschienen in reicher Toilette, Diener reichten Blumen herum, Musikanten machten auf verschiedenen Instrumenten Tafelmusik und — selbst hierin waren die Gebräuche den heutigen schon verwandt — getrunken wurde oft zu viel, wovon die Beweise auf den Bildern nicht fehlen. Man trank sowol Wein als Bier.

Man hatte dort Abendgesellschaften wie bei uns. Wenn man auch keinen Thee trank, so fehlte es nicht an Wein und feinen Speisen. Die Gesellschaft kam zu Wagen oder in Sänften an; geschäftige Sklaven empfingen die Gäste. Damen in reichstem Putz unterhielten sich wahrscheinlich über dieselben Gegenstände wie die unseren und bildeten den Mittelpunkt der Gesellschaft. Sie musizirten und tanzten, und die Herren machten ihnen den Hof. Andere unterhielten sich mit Würfel- oder Bretspiel, und das Ballspiel war auch nicht unbekannt.

Trotzdem daß die Vielweiberei erlaubt war, scheint das Familienleben ein angenehmes gewesen zu sein. Die Frauen waren keineswegs eingesperrt, wie es jetzt im Orient Sitte ist, sondern bewegten sich frei, nahmen eine geachtete Stellung ein und führten ein heiteres Leben. Ihre Zimmer waren elegant, mit allen möglichen Bequemlichkeiten versehen und eine Menge von Sklaven zu ihrer Bedienung bereit.

Herodot erzählt, daß man bei den Gastmälern der Vornehmen einen kleinen Sarg mit einem Todtenbilde herumreichte mit den Worten: „Betrachte diesen und sei fröhlich, denn wenn du todt bist, so mußt du sein wie dieser." — Man ließ sich das nicht umsonst sagen, trank und aß — feste Speisen mit den Fingern und flüssige mit Löffeln.

Den Priestern wurde täglich Rindfleisch und Gänsefleisch, heiliges Brot und Wein in nicht geringer Menge geliefert; Fische durften sie nicht essen und Bohnen — die Andere auch nicht aßen — nicht einmal ansehen. Warum? ist eigentlich nicht recht klar, hing aber wahrscheinlich auch mit der Religion zusammen, wie die Verachtung des Schweinefleisches und mancher anderen Gemüse- und Fleischarten, die theils als heilig, theils als unrein betrachtet wurden.

Von manchen Gebräuchen können wir den Sinn und Ursprung nicht mehr errathen, so zum Beispiel von der Beschneidung, die wenigstens bei den Priestern durchaus stattfinden mußte. Reinlichkeit konnte unmöglich der Grund sein, indem dazu bei viermaligem täglichen Baden gar keine Veranlassung war.

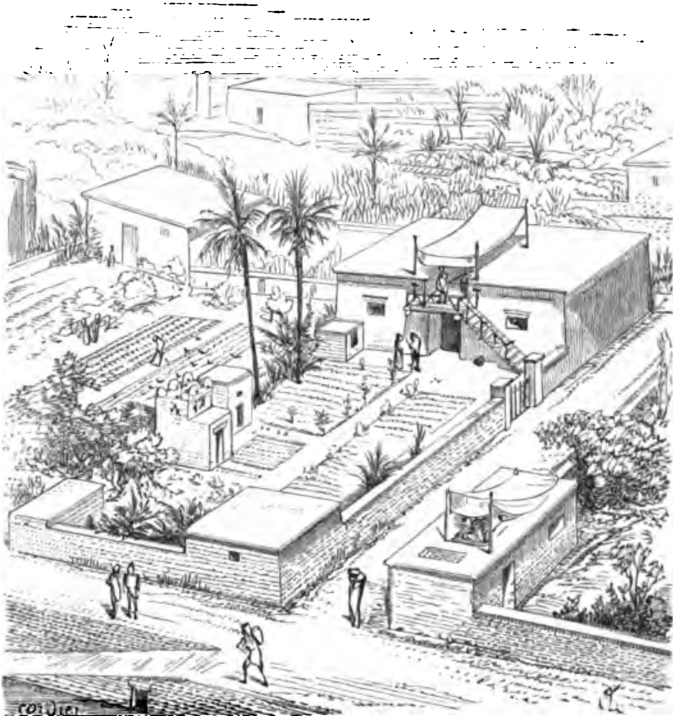
Die Jagd war ein Hauptvergnügen der Großen. Man jagte mit Bogen und Pfeil, mit Speeren, mit Netzen und Schlingen und Hunden, ja manchmal sogar mit gezähmten Löwen. Die Wüste hatte Gazellen, Strauße und reißende Thiere in Ueberfluß und der Nil bot eine reiche Auswahl an Wasservögeln und auch an Nilpferden, die man mit Speeren erlegte. Büffel, Hyänen, Hasen u. s. w. gab es genug und die Jagd bot reiche Ausbeute.

An öffentlichen Festen fehlte es nicht und auch nicht an Gauklern und Akrobaten und anderen Künstlern, wie man sie bei uns auf den Messen sieht.

Industrie und Gewerbe waren in einem hohen Grade ausgebildet. Die wunderbaren Bauwerke beweisen, daß die alten Aegypter in der Mechanik sehr erfahren sein

mußten und in allen möglichen Gewerben zu Hause waren, ja in manchen sich ganz besonders auszeichneten. Die Kupferminen auf der Sinaihalbinsel lieferten treffliches Metall, dessen Gewinnung nicht unbedeutende chemische Kenntnisse voraussetzte. Ja, man findet sogar in den Gräbern Gegenstände von Kupfer, die wie durch die Galvanoplastie erzeugt erscheinen, welche Kunst erst in diesem Jahrhundert in Europa wieder erfunden wurde. Von der Erfahrung in der Chemie zeugen auch die prächtigen Farben der Bilder, die sich Jahrtausende lang frisch erhalten haben.

Der **Bergbau** mußte überhaupt außerordentlich ergiebig sein, denn auf einer Inschrift („Grab des Osemandios") ist der jährliche Ertrag der ägyptischen Gold- und Silberbergwerke auf 32 Millionen Silberminen angegeben. Der Werth der attischen Mine, die als Handelsgewicht galt, betrug $108^1/_2$ Mark unseres Geldes, sodaß allein diese Einnahme der ägyptischen Könige sich auf 3472 Millionen Mark jährlich belief! Das größte Goldbergwerk befand sich an der äthiopischen Grenze. Man hatte in den Bergwerken Stollen wie in den unsrigen und die Bergleute trugen ebenfalls ihr Grubenlicht an der Stirn. Man arbeitete Tag und Nacht und die Arbeiten waren, wie bei uns, in Tag- und Nachtschichten getheilt, welche unter den Arbeitern wechselten.



Ländliches Wohnhaus. Zeichnung von Violet-le-Duc.

Feine ägyptische **Leinwand** (Byssos) und Baumwollenzeug waren berühmt, und man verstand es, diese Stoffe zu färben und zu bedrucken. Ebenso webte man Teppiche, die nicht selten hundert Ellen lang waren, mit allerlei Mustern. — Man verfertigte Vasen und andere Gefäße nicht nur von Thon, Metall und Stein, sondern auch von Glas. — Zum Schreiben fertigte man aus der **Papirusstaude** Blätter. Die Pflanze ist eine $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ Meter hoch werdende Riesenbinse, die in nackten, dreikantigen Halmen aus einer holzigen, aromatischen, auch eßbaren Wurzel emporwächst. Unten wurden diese Halme manchmal armesdick. Man löste von ihnen die fasrigen, dünnen Schichten ab, überstrich sie mit einem heißgemachten Klebestoff, legte eine andere Lage darüber, klopfte das Ganze glatt, ließ es an der Sonne trocknen und glättete die Fläche dann mit einem Glättzahn. Man machte übrigens auch Taue, Matten, Schuhe, Segel, sogar Kleider aus dieser Pflanze, die jetzt ziemlich selten in Aegypten vorkommt. Von ihr schreibt sich der Name für unser **Papier** her. Zum Schreiben darauf bediente man sich eines entsprechend geschnittenen Rohres.

Aegyptische Waffen und Kriegswagen wurden sehr geschätzt und von Nachbarvölkern gekauft. Man verstand die Kunst zu vergolden sowie auch bereits das Emailliren.

Falsche Edelsteine aus Glas wußte man ebenfalls zu verfertigen. In der Lederbereitung waren die Aegypter sehr geschickt, auch machten sie zierliche Arbeiten von gepreßtem Leder, welche man mit einem besondern Firniß überzog.

Der Ackerbau machte in Aegypten nicht übermäßig viel Mühe und war dennoch außerordentlich lohnend. War der Nil zurückgetreten, so säete man und ließ die Saat durch Ochsen eintreten. Ein leichtes Auflockern des Bodens fand auch hin und wieder statt. Dreschen ließ man ebenfalls durch Ochsen, das heißt sie wurden so lange auf dem auf einer Tenne ausgebreiteten Getreide umher getrieben, bis die Körner sich von den Aehren gelöst hatten. — Der Gartenbau wurde gleichfalls sehr kultivirt und herrliches Obst erzeugt, ebenso Wein und Oelpflanzen. — Obwol man einen Widerwillen gegen die Hirten hatte, so wußte man doch die Herden zu schätzen und hatte deren von Ochsen, Schafen, Ziegen, Eseln und Pferden, ja sogar von den verachteten Schweinen. Wozu letztere überhaupt gehalten wurden, scheint nicht recht klar.

Der König war Eigenthümer des ganzen Grundbesitzes; doch war davon den Priestern und Soldaten ein bedeutender Theil zu ihrer Erhaltung eingeräumt, wovon sie weder Pacht noch Abgabe zu bezahlen brauchten. Von dem übrigen Lande, welches dem Volke überlassen war, hatte dieses eine bestimmte Abgabe zu entrichten. Es scheint indessen, daß das Eigenthumsrecht des Königs nur nominell war und daß die Familien ihr Land als Eigenthum betrachten und vererben konnten.

Die Aegypter schlossen sich, wie die Chinesen, so viel als möglich gegen allen Verkehr mit Fremden ab, und der Handel mußte sich viele Beschränkungen gefallen lassen. Ganz konnte man den Verkehr mit dem Auslande nicht entbehren, denn dem reichen Aegypten fehlte es an Bauholz, an manchen Metallen, an Elfenbein, feinen Gewürzen und Wohlgerüchen, allerlei Spezereien, Harzen u. s. w., welche Produkte man aus Libyen und Asien beziehen mußte. Da nun Aegypter niemals ins Ausland reisten, so ließ man sich die Waaren durch Karawanen bringen, welche gegen Getreide, Byssos, Waffen oder sonstige Kunstprodukte ausgetauscht wurden. Waaren, die zur See kamen, mußten an bestimmte Plätze gebracht und dort ausgetauscht werden, denn aller Handel in jener frühen Zeit war in Aegypten Tauschhandel. Geld wurde nicht geschlagen, und wenn man sich auch mit Stückchen Silberblech oder Goldringen half, so wissen wir doch nicht recht, wie man ohne dies Verkehrsmittel, im kleinen Handel besonders, fertig werden konnte. Fremde Schiffe durften nur in die Kanopische Mündung des Nils laufen und nicht über eine bestimmte Grenze hinausgehen. Ueberschritten sie dieselbe, so wurden die Fremden entweder getödtet oder als Sklaven verkauft. In späteren Zeiten, als der Verkehr mit fremden Völkern sich durchaus nicht mehr vermeiden ließ, mußte man dem Handel mit ihnen auch größere Konzessionen machen.

Wissenschaft und Kunst. Der Grund, warum man bis vor Kurzem so wenig Zuverlässiges von der Geschichte und den Zuständen des ältesten Kulturlandes der Welt, Aegyptens, wußte, trotzdem daß all die vielen Denkmäler, welche Jahrtausende überlebt hatten, mit Schriftzeichen bedeckt waren, ist einfach der, daß man diese Schrift nicht lesen konnte. Die Kenntniß der Hieroglyphenschrift, der heiligen oder „Schrift der göttlichen Worte", war ein Geheimniß der Priester und ging mit ihnen unter.

Die Entzifferung dieser Hieroglyphen wurde freilich von vielen Gelehrten versucht, allein immer vergebens, bis man endlich, zur Zeit der Expedition Bonaparte's nach Aegypten, durch einen glücklichen Fund zu der überraschenden Entdeckung eines Jahrhunderte hindurch genährten Irrthums kam, der freilich alle Forscher auf Abwege führte. Dieser Irrthum war nämlich die Einbildung, daß jedes Bild eines Thieres oder eines andern Gegenstandes, aus denen meistens die Hieroglyphenschrift bestand, eine Idee ausdrücke.

In dem Jahr 1799 fand ein französischer Artillerieoffizier, M. Boussard, in der Nähe der Stadt Rosette eine Inschrift, welche in hieroglyphischer, demotischer und

griechischer Sprache geschrieben war. Aus dem griechischen Text ersah man, daß die Schrift ein Dekret zu Gunsten des Königs Ptolomäos Epiphanes war, welches die Priester im Jahr 196 v. Chr. abgefaßt hatten.

Der Stein, welcher diese Inschrift enthielt und der sich jetzt im Britischen Museum in London befindet, wurde der Schlüssel, welcher das Jahrtausende lang verschlossene Geheimniß der ägyptischen Wunderwelt eröffnete.

Gelehrte Forscher aller Nationen strengten ihren Scharfsinn an, aus diesem noch dazu im hieroglyphischen Theil beschädigten Bruchstück ein Alphabet für die Hieroglyphenschrift herauszufinden. Der Stein gab zu einer Reihe von Abhandlungen Veranlassung. Als man erst entdeckt hatte, daß die einzelnen Hieroglyphen nicht Ideen darstellten, sondern Lautzeichen waren, gelang es, mit Benutzung anderer hieroglyphischen Inschriften und der koptischen Sprache, den Bemühungen verschiedener Gelehrten aller Nationen, die ägyptischen Dokumente zu entziffern, und wenn das auch im gegenwärtigen Augenblick noch nicht ganz gelungen ist, so darf man doch mit Zuversicht hoffen, daß man in wenigen Jahren die ägyptischen Schriften mit derselben Leichtigkeit wird lesen können, wie die griechischen oder lateinischen.

Silvestre de Sacy (1802) und der Schwede Akerblad untersuchten zuerst die demotische Schrift, stellten daraus ein Alphabet zusammen und thaten so die ersten Schritte zur Entzifferung der Hieroglyphen, an welche sie sich wegen des schlechten Zustandes derselben nicht wagten. Der Engländer Th. Young beschäftigte sich damit von 1814 bis 1818 und nahm dabei die Hieroglyphen zu Hülfe, welche sich auf den Denkmälern in einer besondern Umfassung befanden (Cartouchen), und von denen man vermuthete, daß sie die Königsnamen enthielten. Trotz seiner großen Mühe kam er zu falschen Resultaten; er las zum Beispiel statt Autokrator — Arsinoe und statt Käsar — Evergetes.

Der Erste, welcher den richtigen Weg einschlug, war François Champolion der Jüngere. Er erkannte, daß die drei ägyptischen Schreibweisen ihrem Wesen nach gleich und die Zeichen nicht Symbole, sondern Repräsentanten von Lauten waren. Sein Werk „Précis du système hiéroglyphique“ wurde leidenschaftlich angegriffen; allein sein Verdienst bleibt. Andere arbeiteten auf der von ihm gelegten Grundlage fort, als er 1822 starb, und die Gelehrten aller Nationen betheiligten sich an dem mühsamen Werk. Unter den Deutschen nennen wir Brugsch, Dümichen, Lauth, Eisenlohr, Ebers und Stern.

Ursprünglich war die Hieroglyphenschrift wol die einzige und ihre Zeichen drückten wirklich nur Ideen aus. Diese Hieroglyphen nennt man figürliche; allein bald vervollkommnete man die Schrift durch Einführung phonetischer Hieroglyphen, das heißt von Lautzeichen. Ein solches Zeichen drückte nicht mehr eine Idee aus, sondern den Laut des ersten Buchstabens oder der ersten Sylbe des Wortes, welches für den hingezeichneten Gegenstand in ägyptischer Sprache gebraucht wurde.

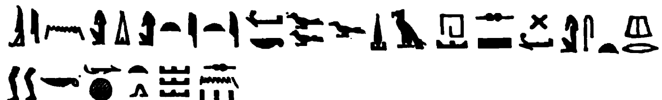
Ein Beispiel wird das erklären. Wollten wir deutsche Hieroglyphen schreiben, so könnten wir z. B. für den Laut A einen Adler, Affen, Altar, Aloe u. s. w. setzen oder für den von K einen König, Kirsche, Känguruh, für B Baum, Bär, Bombe u. s. w. Man sieht hieraus, daß es für jeden Laut oder Buchstaben eine ganze Menge homophone, das heißt gleichlautende, Zeichen gab. Neben diesen und den figurativen, die man auch beibehielt, gab es wieder andere, welche ganze Sylben bedeuteten, und da diese polyphon, das heißt verschieden lauten konnten, so mußte man, um Mißverständnisse zu vermeiden, phonetische Ergänzungszeichen dahintersetzen.

Es würde überflüssig sein, noch andere Hieroglyphen, als die in der unten gegebenen Phrase anzuführen, da wir ja doch die ägyptischen Wörter nicht kennen, welche die abgebildeten Gegenstände bezeichnen; allein einige ideographische Zeichen, die als determinative oder bestimmende gebraucht wurden, wollen wir geben, da sie allgemein verständlich sind:

(Ra) Sonne, Licht oder Abwesenheit von Licht oder auch Zeiteintheilungen.
Bergland, daher Ausland, weil Aegypten ein ebenes Land war.
Ein Gebiet, auch Stadt oder Dorf.
Wasser und was damit zusammenhängt.
Sehkraft, Wachen, Wissenschaft.
Geruch, Athem, Freude, Vergnügen.
Traurigkeit, Gefängniß.
Gang in verschiedenen Beziehungen.
Bäume.
Bauwerke.
Wege, Gang, verflossene Zeit.
Stein.
Flüssigkeiten, wie Wein, Milch xc.
Körnige Gegenstände, wie Getreide, Sand xc.

Auf diese Weise entstanden über achthundert verschiedene Schriftzeichen, welche schwerlich von allen, selbst gebildeten, Zeitgenossen verstanden wurden, obgleich diese doch die Wörter für die als Hieroglyphen benutzten Gegenstände kannten. Hieraus mag man die Schwierigkeit ermessen, die Schrift jetzt zu lesen, eine Schwierigkeit, die noch dadurch vermehrt wird, daß die Lautsprache sich im Laufe von mehreren Jahrtausenden nothwendig änderte. Diese Hieroglyphenschrift wurde nur für Monumente angewendet; für den gewöhnlichen Gebrauch bediente man sich einer von derselben abgeleiteten Kursivschrift, welche man jetzt als die hieratische bezeichnet. In ihr sind die Papyrusrollen, kurz die literarischen Werke abgefaßt. Während die Hieroglyphenschrift bald von der Rechten zur Linken, bald in umgekehrter Ordnung geschrieben wurde, schrieb man die hieratische stets von der Rechten zur Linken. Im Laufe der Zeit veränderte sich diese Schrift und wir geben davon, wie auch von der Hieroglyphenschrift einige Proben. Eine dritte Schreibart für den allgemeinen Gebrauch, z. B. der Kaufleute, welche die demotische Schrift genannt wird, bildete sich erst zwischen der 21. und 25. Dynastie. Man nennt sie auch enchorische oder epistolographische Schrift.

Auf einer Triumphsäule des Thotmes III. (18. Dynastie) steht folgende Inschrift in Hieroglyphen:

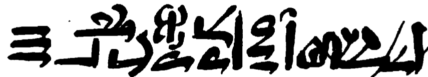


Dies heißt in der Uebersetzung: „Ich bin gegangen, ich bewillige, (daß) du die Oberhäupter von Tsahi zerschmetterst; ich werfe sie zu deinen Füßen mit ihren Ländern".

Folgendes ist eine Probe hieratischer Schrift, entnommen einem Papyrus aus der Zeit der 11. Dynastie, welche lautet „Aus Bösem wird Gutes" und aussieht wie folgt:



Folgende hieratische Schriftprobe ist aus der Zeit der 19. Dynastie:

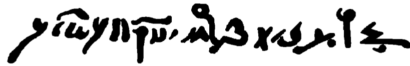


Das heißt: Mu N k Ho Pe DUTH è RAPAAU. (Die etwas unklare Uebersetzung lassen wir weg.) — Die folgende Probe der hieratischen Schrift gehört zwar schon der griechisch-römischen Periode der ägyptischen Geschichte an, allein wir geben sie hier der Vollständigkeit wegen:



Das heißt: „In deiner Transformation als goldener Sperber hast du es gethan".

Schließlich noch eine Probe der demotischen Schrift, wie sie in Verträgen seit Sabako und Tahraka angewendet wurde:



Die Uebersetzung der unwichtigen Phrase thut nichts zur Sache; es handelt sich nur um die Schriftprobe.

Die Priester waren sehr schreibselig. Alle Monumente sind mit Hieroglyphen bedeckt, die oft weiter nichts als irgend einen Sinnspruch enthalten. Allein sie schrieben auch sehr weitläufige Bücher, von denen sich leider nur einzelne Theile erhalten haben.

Das wichtigste dieser Werke galt als Offenbarung und wurde dem Schreiber des Himmels Thot (Hermes) zugeschrieben und deshalb später Hermetische Bücher genannt. Sie sind in sechs Abtheilungen und 42 Bücher eingetheilt und enthalten, oder enthielten den ganzen seit undenklichen Zeiten angesammelten Inbegriff ägyptischer Priesterwissenschaft.

Die beiden ersten Bücher sind die Bücher des Sängers. Ihr Inhalt entspricht dem des indischen Buches Rig-Veda. Das erste enthält Gesänge zu Ehren der Götter, von denen mehrere der Isis zugeschrieben werden, die sie ihren Sohn Hor gelehrt habe. Das zweite Buch enthält eine Schilderung des königlichen Lebens. Diese beiden Bücher mußten die Sänger auswendig wissen.

Dann folgten die vier Bücher des Horoskopen. Das erste handelt von der Ordnung der Fixsterne, das zweite und dritte von dem Zusammentreffen der Sonnen- und Mondbahn und den Mondphasen, das vierte von dem heliatischen Aufgang der Gestirne. Mit diesen Büchern ist von Betrügern später viel Unfug getrieben worden.

Dann folgten die zehn Bücher der Hierogrammaten. Das erste Buch lehrte die Grundzüge der Hieroglyphenschrift; das zweite handelte von der Welt- und Erdkunde. Der Inhalt der beiden folgenden Bücher ist nicht ganz klar; doch ist wahrscheinlich, daß darin allerlei asterische Beobachtungen, namentlich 373 Sonnen- und 832 Mondfinsternisse angemerkt waren. Das fünfte und sechste Buch enthielten die Beschreibung Aegyptens und des Nillaufes in diesem Lande, welche der Besteuerung (Kataster) zum Grunde gelegt wurde. Auch war darin das Inventarium aller Tempelgrundstücke und Alles, was zu den Tempeln gehörte, enthalten.

Die zehn gottesdienstlichen Bücher der Stolisten enthielten Vorschriften über die Erstlinge, die Opferstempelung und eine Menge Anordnungen über Prozessionen und dergleichen.

Die zehn Bücher der Propheten waren die eigentlichen priesterlichen und der höchsten Klasse der Priester anvertraut. Diese Bücher handelten von den Gesetzen, den Göttern und der gesammten priesterlichen Bildung. Einen Theil dieser Bücher bildet das uns erhaltene Todtenbuch, von welchem wir bereits geredet haben. Dasselbe war übrigens in Hieroglyphen geschrieben.

Die letzten sechs Bücher der Pastophoren handeln von der Arzneikunde, wovon wir später reden wollen.

Schon in sehr frühen Zeiten müssen die Aegypter eine reiche Literatur gehabt haben, denn in den Gräbern von Gizeh finden wir einen hohen Beamten aus der ersten Zeit der 6. Dynastie, welcher neben anderen auch den Titel „Gouverneur des Bücherhauses“ (also Oberbibliothekar) führt. In dieser Bibliothek befanden sich ohne Zweifel Bücher, die sich aus der Zeit der ersten und wahrscheinlich auch der früheren Dynastien herschrieben. Von all diesen Schätzen sind uns nur wenige Fragmente übrig geblieben.

Eines derselben ist in einem Papyrus enthalten, welcher in der ersten Zeit der 12. Dynastie geschrieben sein muß. Es theilt Bruchstücke aus den Werken zweier alten Autoren mit, von denen der eine unter der 3., der andere unter der 5. Dynastie lebte.

Den vollständigsten Theil dieses Papyrus bilden dessen letzte fünfzehn Seiten, welche die älteste philosophische Abhandlung enthalten, die es giebt. Sie ist unter dem Namen der Lehren des Phtahhotep bekannt und in mehrere Sprachen übersetzt worden, aber nur als ältestes Buch bedeutend.

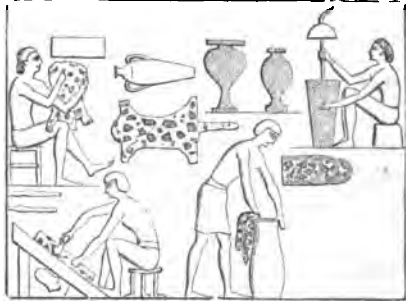
Dieser Phtahhotep war der Sohn eines Königs der 5. Dynastie und höchstwahrscheinlich ein alter Herr, als er diese Schrift verfaßte. Er schildert die Gebrechlichkeit des Alters sehr jämmerlich und fragt einen Gott, der Hanhan (vielleicht Name des Osiris) genannt ist, was er noch auf der Welt thun oder nützen könne und ob er lehren solle die Worte Derjenigen, welche die Geschichte früherer Zeiten gehört haben, die, welche die Götter selbst gehört haben. Die Heiligkeit dieses Gottes giebt nun einen Weg an, wie sich Greise nützlich machen können, und belehrt sie zu diesem Ende über die Weisheit der Vorfahren, damit sie dieselbe den jungen Leuten mittheilen und diese in der Welt ein tugendhaftes Leben führen können. Diese Weisheit ist nicht weit her und ziemlich durcheinander aufgetischt. Der Gott rühmt die Wissenschaft, weil sie nützlich ist und zur Erkenntniß des Guten führt. Da die Milde gegen die Untergebenen zum Heil nothwendig ist, so empfiehlt er sie. Seine Rathschläge erstrecken sich über verschiedene Lebensverhältnisse und geben an, wie man sich benehmen solle, einem herrschsüchtigen Menschen gegenüber, oder in der Gesellschaft, oder wenn man eine Frau nimmt. In Bezug auf Letztere heißt es: „Wenn du weise bist, so richte dein Haus wohl ein; liebe deine Frau ohne Zänkereien, ernähre sie, schmücke sie, das ist der Luxus ihrer Glieder. Parfümire sie, erfreue sie so lange du lebst: es ist dies ein Gut, welches seines Besitzers würdig sein muß. Sei nicht grob."

Es würde uns zu weit führen, wollten wir den Inhalt der aufgefundenen, hier und da zerstreuten Papyrus angeben. Wir erwähnen nur die interessanten Memoiren eines Abenteurers Namens Sineh, der eine Zeit lang am Hofe des Königs Amenemhat I. (12. Dynastie) lebte (siehe S. 80). Ferner die Lehren dieses Königs an seinen Sohn Usortosen, die Ermahnungen des „Schreibers" Duauw-se-Kharda an seinen Sohn Papi und eine schöne Hymne an den Nil.

Die Ermahnungen oder Vorstellungen, welche der genannte Schreiber an seinen Sohn richtet, um ihm jedes andere Geschäft als das eines Schreibers zu verleiden, mögen die Leiden der Gewerbtreibenden und Arbeiter wol mit etwas grellen Farben schildern; allein sie gewähren uns einen werthvollen Blick in die Zustände jener frühen Zeit und wir sehen mit Erstaunen, daß es in vielen Beziehungen vor drei-, viertausend Jahren in Aegypten nicht viel anders zuging als jetzt bei uns. In dieser Schrift heißt es: „Ich habe den Schmied bei seiner Arbeit gesehen am Schlunde des Ofens. Seine Finger sind wie von Krokodilshaut gemacht. Er stinkt mehr als ein Fisch. — — — Der Steinmetz sucht Arbeit in jeder Art von harten Steinen, und wenn er seine Arme nicht mehr rühren kann, ruht er. Bis zum Sonnenaufgang bleibt er zusammengekauert; seine Kniee und sein Rückgrat sind wie zerschlagen. — Der Barbier barbiert vom Morgen bis zum Abend. Nur wenn er sich zum Essen setzt, ruht er auf seinem Elnbogen. Er geht von einer Hütte zur andern, um Kundschaft zu suchen; er zerbricht sich den Arm, um sich den Bauch zu füllen, gleich den Bienen, welche die Frucht ihrer Arbeit verzehren. — — — Der Weber im Innern der Häuser ist viel unglücklicher als eine Frau. Seine Kniee sind bis zur Höhe seines Herzens heraufgezogen; er genießt keine frische Luft. Versäumt er einen Tag, die ihm vorgeschriebene Quantität Zeug zu machen, so bindet man ihn krumm, wie den Lotus der Sümpfe. Nur wenn er den Thürhütern Brot giebt, gelingt es ihm, das Tageslicht zu sehen. — — — Wenn der Kurier nach fremden Ländern abreist, vermacht er, weil er die wilden Thiere und die Asiaten fürchtet, sein Hab und Gut seinen Kindern. Wie geht's ihm, wenn er in Aegypten ist? — Kaum ist er bei sich zu Hause angekommen, so muß er wieder fort. — — — Die Finger des Färbers stinken nach verfaulten Fischen. — — — Er bringt seine Zeit nur damit hin, Lumpen zu

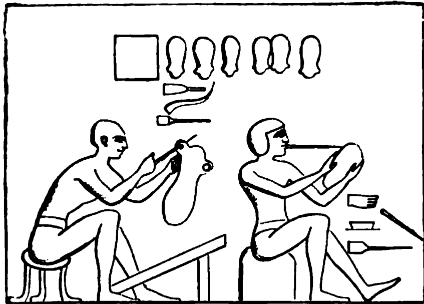
zerschneiden. Die Kleider sind sein Entsetzen(?). Der Schuster ist sehr unglücklich; er flickt fortwährend; seine Gesundheit ist die eines krepirten Fisches; er nagt am Leder (um sich zu ernähren).

Dafür preist der Verfasser die Kenntniß der Literatur, der Wissenschaft und den Beruf eines Schriftstellers. „Sie (die Literatur) ist wichtiger als alle Handwerke; sie ist auf dieser Erde kein leeres Wort; wer von Jugend auf danach gestrebt hat, Nutzen aus ihr zu ziehen, ist geehrt; man sendet ihn aus, Missionen zu erfüllen.“ — — — „Man hat niemals zum Schriftsteller gesagt: Arbeite für Diesen oder Jenen; überschreite nicht die dir gegebenen Befehle“. — — — Indem ich dich nach Khennu brachte (wahrscheinlich eine höhere Schule), handelte ich sicherlich aus Liebe zu dir; denn wenn du einen einzigen Tag in der Schule benutzt hast, so ist es für die Ewigkeit; die Arbeiten, die man darin macht, sind dauernd wie die Berge“. Zu jener Zeit war die Kenntniß der Literatur in der That der Weg zu allen Ehren. Hatte ein Schreiber die Examina in der heiligen Wissenschaft bestanden, dann konnte er General, Einnehmer oder Vorsteher eines Nomen werden. Nichts war ihm unerreichbar, wenn er dabei Talent hatte.


Kürschner. Nach einem ägyptischen Wandbilde.

Zur Zeit des mächtigen Ramses II. (Sesostris) begeisterte dessen Größe und Thaten die Poeten zu manchem Gedicht.

Eines derselben ergeht sich in Phantasien über die Größe der von Ramses erbauten Stadt, die er nach sich benannte. „Die Sonne geht in ihr auf und unter,“ heißt es darin; „alle Menschen verlassen ihre Wohnplätze, um sich in ihrem Gebiet niederzulassen. Die Bewohner der Küsten bringen ihr als Huldigung Aale und Fische. Die Einwohner der Stadt sind täglich im Feierkleid — mit Oel parfümirt und mit neuen Perrücken auf dem Kopf. Sie stehen an ihren Thüren, ihre Hände mit Blumensträußen beladen; mit grünen Zweigen von Pa Hathor, mit Guirlanden von Pahur am Tage, wo der Pharao einzieht. Die Freude ist allgemein, nichts stört sie.“


Schuster. Nach einem ägyptischen Wandbilde.

Die Namen der berühmtesten Dichter dieser Ramsesperiode waren Amenemapt und Pentaur, welcher letztere der Verfasser eines trefflichen Heldengedichtes ist, das die Thaten des Ramses gegen den Fürsten von Kheta und namentlich die Vorgänge in der Schlacht bei Kadesch feiert, wo der große König beinahe das Opfer verrätherischer Beduinen geworden wäre. (Siehe S. 93.) Von diesen berichtet, daß der Fürst von Kheta noch 40 Meilen entfernt sei, wartet Ramses II. seine Legionen Ammon, Phra, Phtah und Sutekh — den Kern seines Heeres — nicht ab, sondern rückt allein an der Spitze seiner Haustruppen weiter vor. Die Vorposten bringen zwei andere Spione ein. Der König schöpft Verdacht und Schläge bringen sie zum Geständniß. Die ganze Armee der verbündeten Fürsten erwartet nur den günstigen Augenblick, sich auf die kleine Schar des Königs zu stürzen. Die zum Kriegsrath versammelten Generäle wissen keine Aushülfe, als Eilboten an die Armee zu senden. Während man noch beräth, kommt die Meldung, daß der Fürst von Kheta heranrücke. Die kleine Schar ist bald eingeschlossen. Achtmal greift der König an und

hält den Feind den ganzen Tag in Schach, bis die herbeigeeilte ägyptische Armee den Sieg entscheidet.

Der Dichter will nur die Tapferkeit seines königlichen Helden besingen; die Wichtigkeit des Sieges geht ihn weiter nichts an. — Die kleine Schar ist umringt: „Da erhebt sich der König wie sein Vater Month; legt seine Rüstung an und waffnet sich ähnlich dem Baal in seiner Stunde. Die großen Pferde des Königs werden an den Streitwagen gespannt und Ramses dringt in die Reihen der nichtswürdigen Khetas. Er war allein, Niemand sonst war bei ihm, und bald ist er von 2500 Wagen eingeschlossen und ihm der Rückzug durch die Khetas und die Leute von Arad, Mysien und Pedasien, ihre Verbündeten, abgeschnitten. Jeder ihrer Wagen trug drei Mann.

„Kein Fürst war bei mir! kein General, kein Offizier der Bogenschützen oder der Streitwagen. Meine Soldaten haben mich verlassen; meine Ritter sind vor ihnen geflohen und nicht Einer ist geblieben, um an meiner Seite zu kämpfen." In dieser Noth ruft der König seinen Gott und Vater Ammon an: „Wo bist du nur, o mein Vater Ammon? Kann ein Vater seinen Sohn im Stich lassen? Habe ich irgend etwas ohne dich gethan? Bin ich nicht auf deinen Befehl marschirt und habe ich nicht auf deinen Befehl halt gemacht? Ich bin keinem deiner Befehle ungehorsam gewesen. Der Herr von Aegypten, der die Barbaren auf seinem Wege vor sich niederwirft, ist groß! Was sind dir denn diese Asiaten? Ammon stärkt die Gottlosen. Hab' ich dir nicht unzählige Opfer gebracht? Ich habe deine heilige Wohnung mit meinen Gefangenen angefüllt, ich habe dir einen Tempel für Millionen Jahre gebaut, ich habe dir alle meine Güter für deine Magazine gegeben. Ich habe dir die ganze Welt dargeboten, um dein Besitzthum zu bereichern. — — Sicherlich erwartet Den, der sich deinem Rathschlusse wiedersetzt, ein erbärmliches Schicksal! Glücklich Der, welcher dich erkennt! Denn deine Handlungen entspringen einem liebevollen Herzen. Ich rufe dich an, o mein Vater Ammon! Sieh mich hier mitten unter einer Menge von Völkern, die ich nicht kenne; alle Nationen haben sich gegen mich verbündet, und ich bin ganz allein, Niemand ist bei mir. Meine zahlreichen Krieger haben mich verlassen, keiner meiner Ritter hat mir sein Angesicht zugewandt; als ich sie rief, hat nicht einer von ihnen auf meine Stimme gehört. Allein ich denke, daß Ammon mir mehr gilt als eine Million Soldaten, als hunderttausend Ritter, als eine Myriade von Brüdern und jungen Söhnen, wären sie auch alle beisammen! Menschenwerk ist nichts, Ammon wird sie übertreffen. Ich habe diese Dinge auf den Rath deines Mundes unternommen, o Ammon! ich habe deine Rathschläge nicht übertreten: siehe, ich habe deinen Ruhm bis an die Grenzen der Erde getragen!"

So mitten im Tosen der Schlacht betet der Heldenkönig. „Die Stimme fand Wiederhall bis nach Hermonthis (Her-Month oder On des Südens, eine lange vor Menes bestehende Stadt), Ammon erhört mein Gebet, er reicht mir seine Hand. Ich stoße ein Freudenruf aus und er spricht hinter mir: Ich eile herbei zu dir, Ramses-Meiam L. G. St.*), ich bin mit dir. Ich bin es, dein Vater! meine Hand ist mit dir und gelte mehr für dich als Hunderttausende. Ich bin der Herr der die Tapferkeit liebe Kraft; ich habe ein muthiges Herz gefunden und bin zufrieden. Mein Wille wi geschehen."

„Gleich Month schieße ich meine Pfeile nach der Rechten; auf der Linken werfe ich Feinde nieder. Ich bin vor ihnen wie Baal in seiner Stunde. Die 2500 Wagen, die umringen, brechen in Stücke vor meinen Rossen. Nicht Einer unter ihnen kann die zum Kampf erheben; das Herz fehlt in ihrer Brust und die Furcht macht ihre Glieder

*) Diese entsprechenden Buchstaben in ägyptischer Sprache findet man stets hinter den Namen der Könige oder ihren ihnen besonders zukommenden Titeln: sie heißen „Leben, Gesundheit, Stärke."



Triumphzug des Königs. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Sie wissen nicht, wie sie ihre Pfeile schießen sollen, und haben keine Kraft mehr, ihre Lanzen zu halten. Ich stürze sie in das Wasser, wie das Krokodil hineinfällt: sie liegen auf dem Gesicht, Einer auf dem Andern und ich tödte mitten unter ihnen. Ich will nicht, daß Einer sich umsieht, noch ein Anderer sich umkehrt: wer fällt, wird sich nicht wieder erheben."

Der Fürst von Kheta wird von Entsetzen erfaßt. Aber dennoch vereinigt er all seine Verbündeten: die Fürsten von Arad, Mysien, Ilion, Lykien, Dardanien, Karchemisch, Darkisha und Khaleb, zusammen allein 3000 Wagen. Alles umsonst. „Das ist kein Mensch, der da mitten unter uns ist," sagen die Fürsten, „das ist Sutekh, der große Krieger, das ist Baal in Person. Das sind nicht die Thaten eines Menschen; allein, ganz allein, wirft er Hunderttausende zurück, ohne Anführer, ohne Soldaten. Machen wir, daß wir fortkommen, und suchen wir unser Leben zu retten."

Als die Feinde schon fliehen, kommt erst das Heer. Ramses versammelt seine Generäle: „Was wird die Welt sagen," redet er sie an, „daß ihr mich allein und ohne Hülfe gelassen habt? Daß nicht ein Fürst, nicht ein Offizier der Streitwagen oder Bogenschützen mir hülfreiche Hand geboten hat? Ich, ich allein habe Millionen Leute bekämpft und zurückgeworfen. „Sieg zu Theben" und „Nura die Zufriedene", meine großen Pferde, sie waren bei mir, als ich allein unter den schaudernden Feinden mich befand. Wenn ich wieder in meinem Palast sein werde, will ich täglich dabei sein, wenn sie gefüttert werden, denn ich habe sie gefunden, als ich mitten unter den Feinden war mit Menna, meinem Stallmeister, und mit den Offizieren meines Hauses, die mich begleiteten und Zeugen des Gefechtes waren. Das sind diejenigen, welche ich gefunden habe. Aus einem siegreichen Kampfe bin ich zurückgekehrt und habe mit meinem Schwerte versammelte Scharen geschlagen."

Um das Gefecht des zweiten Tages kümmert sich der Dichter wenig; sein Thema war nur die Gefahr und Tapferkeit des Königs und die ihm durch das persönliche Erscheinen Ammon's gewährte Hülfe. Der König von Kheta bittet um Frieden. Ramses kehrt triumphirend zurück und „Ammon begrüßt ihn, indem er sagt: ‚Komm, mein theurer Sohn, o Ramses Meïamun!' Die Götter haben ihm unendliche Perioden der Ewigkeit auf dem Doppelthore seines Vaters Atum gegeben und alle Nationen sind unter seine Sandalen niedergeworfen." (Der Text dieses wol ältesten Heldengedichtes der Welt ist im Papyrus Raifé und Sallier III. enthalten.)

Amenemapt ist der Verfasser der Satire — denn so kann man die Schrift wol nennen — in welcher von einem andern „Schreiber", Penbesa, das Glück der Offiziere der Infanterie und der Streitwagen geschildert wird, und wovon wir schon früher geredet haben. (Siehe S. 100.)

Eine der ältesten und von den Aegyptern am sorgfältigsten gepflegten Wissenschaften war die Astronomie oder Sternkunde. Sie unterschieden Sterne, „die niemals ruhen", und solche „die sich niemals bewegen", also Planeten und Fixsterne. Unter den ersteren nahm Hor, unser Jupiter, den ersten Rang ein, dann Saturn, der fernste der Planeten, den man mit bloßem Auge sehen kann, Harmakhis (Mars), der auch wegen seines rothen Lichtes der rothe Hor hieß und dessen scheinbar rückgängige Bewegung während eines Theils des Jahres von ihnen nicht unbemerkt blieb; Sevek (Merkur) und Venus, die als Morgenstern Duäu hieß und als Abendstern vielleicht Bennu genannt wurde. Es scheint auch, daß man die Erde zu den Planeten zählte und ihr eine ähnliche Bewegung wie Mars und Jupiter zuschrieb. Selbst die Sonne galt als ein beweglicher Himmelskörper.

Für die ägyptischen Astronomen war der Himmel eine flüssige Masse, welche die Erde von allen Seiten umschloß und auf der Atmosphäre wie auf einem festen Grunde ruhte. Auf diesem himmlischen Ozean (Nu) schwimmen die Planeten und alle Sterne. Sie werden auf den Monumenten als Genien in menschlicher oder thierischer Gestalt dargestellt, die, jeder in seiner Barke, der des Osiris folgte. Eine andere Theorie betrachtete die Fixsterne

als Lampen, die am Himmelsgewölbe hingen und welche durch göttliche Macht jeden Abend angezündet wurden, die Erde zu erleuchten. Auf den Sternwarten zu Denderah, Theni, Memphis und Heliopolis verzeichnete man jährlich den Aufgang und Niedergang der Sterne die man mit bloßen Augen sehen konnte. Bruchstücke dieser Tafeln sind erhalten.

Der wichtigste all dieser Sterne war derjenige der Isis, der Sirius, den die Aegypter Sopt (die Griechen Sothis) nannten. Mit dem Sommersolstitium dieses Sternes, dessen Licht 22 Jahre braucht, um zu uns zu gelangen, begann das Steigen des Nils und das bürgerliche Jahr der Aegypter. Dieses war in zwölf Monate, jeden zu 30 Tage eingetheilt; jeder Monat enthielt drei Dekaden (zu zehn Tagen), jeder Tag und jede Nacht zwölf Stunden. Da dieses Jahr nicht mit den Mondphasen übereinstimmte, so schaltete man hinter dem zwölften Monat fünf Tage ein, welche Epagomenen genannt wurden. Dies geschah schon vor den Zeiten des Menes. Ueber den Ursprung dieser fünf Schalttage hat man folgende Mythe: „Rhea (Nut) hatte ein geheimes Liebesverhältniß mit Kronos (Seb); die Sonne (Ra), die dahinter kam, sprach gegen sie einen Zauberspruch aus, der Rhea verhinderte, in einem der zwölf Monate nieder zu kommen; allein Hermes (Thot), der die Göttin lieb hatte, würfelte mit dem Mond und gewann den sechzigsten Theil jedes Tages, woraus er fünf ganze Tage machte, welche er den 360 anderen des Jahres hinzufügte."

Dies Jahr von 365 Tagen stimmte aber auch nicht genau mit dem astronomischen Jahr (weshalb wir alle vier Jahre einen 29. Februar einschieben) und 1460 der letzteren waren gleich 1461 bürgerlichen Jahren der Aegypter. Ein solcher Zeitraum, wo bürgerliches und astronomisches Jahr wieder zusammenfielen, hieß eine sothische oder Siriusperiode. Der betreffende Tag wurde schon in vorhistorischer Zeit mit großen Festen gefeiert.

Die vielfachen Wechselbeziehungen, welche zwischen den Veränderungen am Himmel und auf der Erde stattfanden und die göttliche Verehrung, die man der Sonne und anderen Gestirnen erwies, führte die Priester auf den Gedanken, daß auch in den verschiedenen Konstellationen der Gestirne das Schicksal der Menschen vorgezeichnet sei. So entstand die Astrologie oder Sterndeutkunde, mit der sich die oben angeführten Horoskopen beschäftigten. Seit undenklichen Zeiten hatte man daher die Konstellationen für alle Tage des Jahres genau aufgezeichnet, und daraus wahrsagte man. Die Könige unternahmen nicht leicht Etwas, ohne die Sterne befragt zu haben.

Die Arzneikunde wurde als eine ganz besonders ägyptische Wissenschaft von allen Völkern der Alten Welt betrachtet und bewundert. Unsere Aerzte haben freilich die Mutter aller Wissenschaft, eine um mehrere Jahrtausende ältere Erfahrung, für sich, die noch dazu durch die genauere Kenntniß des innern menschlichen Körpers unterstützt und gefördert wurde, welche die ägyptischen Aerzte in dem Maße nicht haben konnten, da sich religiöse Ansichten der Anatomie entgegenstellten; ferner wurden verborgene Kräfte vieler längst bekannten und neu aufgefundenen Pflanzen und anderer Substanzen entdeckt, von denen die Aegypter nichts wußten. Trotzdem möchten doch selbst unsere Aerzte noch Manches von den alten Aegyptern zu lernen haben, wenn uns alle alten Schriften über die Heilkunde erhalten wären, anstatt daß wir jetzt nur dürftige Fragmente besitzen. So viel ist indessen gewiß, daß die ägyptischen Aerzte vor vier-, fünftausend Jahren mehr verstanden als die unsrigen vor eben so vielen Jahrhunderten.

Herodot erzählt uns, daß es in Aegypten für die Krankheit jedes Körpertheils besondere Aerzte gab; allein wir haben Gründe zu glauben, daß es damit nicht anders war, als bei uns, daß manche Aerzte sich außer mit dem Studium der allgemeinen Krankheitskunde auch mit dem eines besondern Uebels vorzüglich beschäftigten, und daß es wie bei uns für die Krankheiten der Augen, Ohren u. s. w. Spezialisten gab.

Die Aerzte konnten übrigens nicht kuriren wie sie wollten; es ging ihnen damit wie den Königen mit dem Regieren; sie waren an strenge, von Alters her bestimmte Regeln

gebunden, und verletzten sie dieselben, so thaten sie es auf ihre Gefahr. Ein Arzt, der seine Kranken nach altem Brauch sterben ließ, das heißt der sie nach der gesetzlich vorgeschriebenen Art behandelte, war nicht verantwortlich; folgte er aber seinem eigenen Kopf, so konnte er wegen Mord bestraft werden.

Wir besitzen einige medizinische Abhandlungen aus dem höchsten Alterthum. Die eine, die noch nicht veröffentlicht ist, wird dem Zeitalter des Cheops zugeschrieben; zwei andere Bücher scheinen aus der Zeit der 18. und 19. Dynastie zu stammen.

Wie mangelhaft aber auch die medizinische Wissenschaft der ägyptischen Priester gewesen sein mag, so viel ist gewiß, daß das Volk sich dabei nicht schlechter befand als wir, denn nach dem Zeugniß des Herodot waren die Aegypter die gesundesten aller Sterblichen. Sie hielten aber auch etwas auf ihre Gesundheit und reinigten ihren Körper monatlich einige Tage hintereinander durch Brech- und Abführungsmittel oder Klystiere, da sie der Ansicht waren, daß alle Krankheiten vom Magen herkämen, worin sie im Allgemeinen wol nicht so Unrecht hatten.

Daß die Aegypter, die sich so viel mit der Sternkunde beschäftigten, an den Einfluß des Mondes u. s. w. auf die Körperwelt glaubten, läßt sich um so eher entschuldigen, als wir ja noch heute in manchen unserer Kalender angegeben finden, wann es gut sei zu schröpfen oder zur Ader zu lassen.

Nach den Angaben in den Papyrus ist es schwer zu bestimmen, welche Krankheiten in Aegypten besonders vorherrschten; doch kann man annehmen, da das Klima an vielen schuld ist, daß es meistens diejenigen waren, die man noch heute in diesem Lande findet.

Erklärung der kulturgeschichtlichen Tafel II.

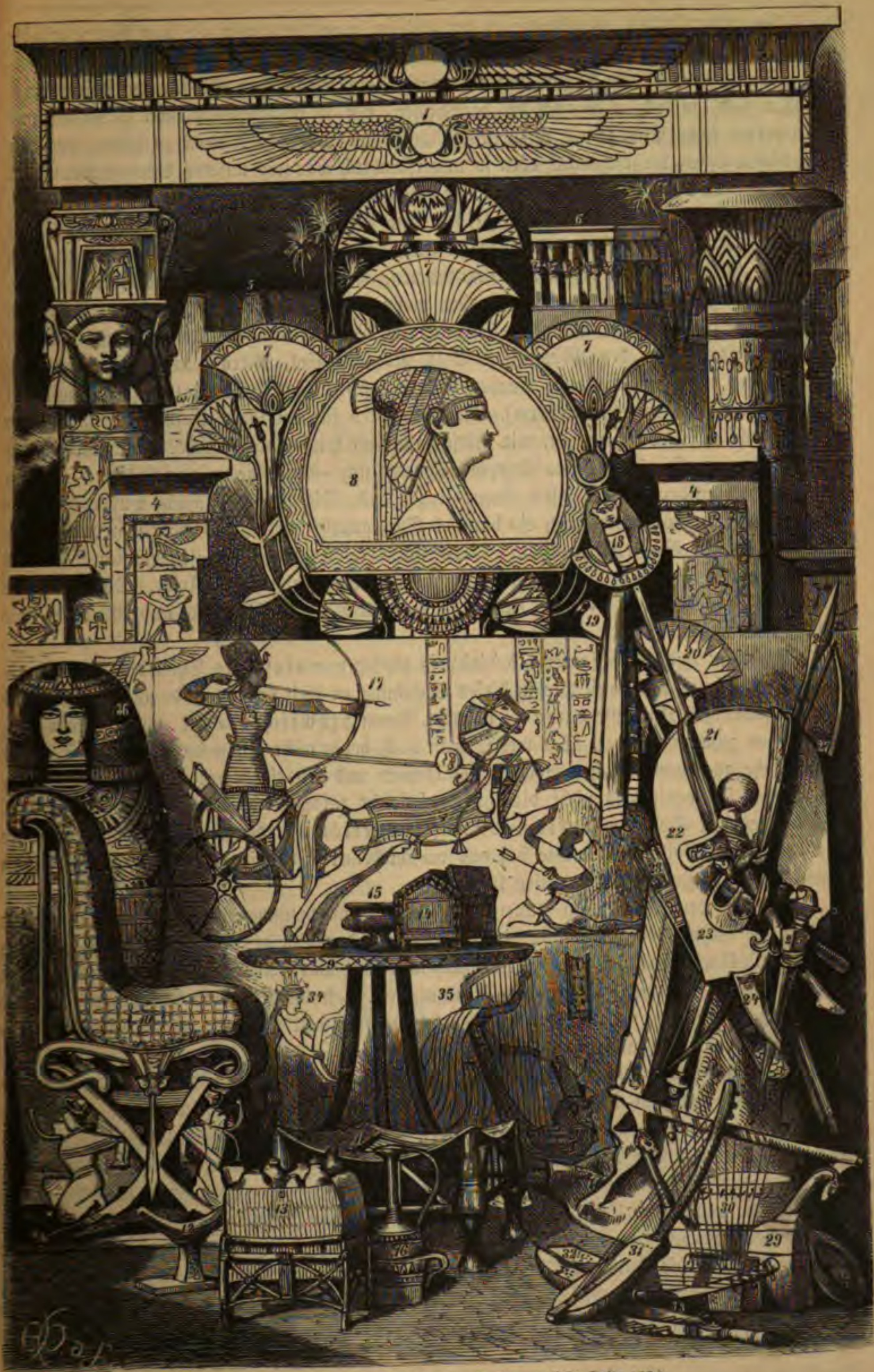
1. 2. 3. Architrav, von zwei Säulen getragen, dessen Mitte und oberes Kyma mit dem Sonnenzeichen ornamentirt ist. Säule 2 stammt vom Tempel zu Dendera, Säule 3 vom Tempel zu Karnak.
4. Thürpfosten.
5. Pylonen.
6. Der Isistempel zu Philä (Philak).
7. Verschiedene Darstellungen der Lotosblume in mehr oder weniger aufgeblühtem Zustande.
8. Porträt einer Königstochter. Relief aus Damanhour.
9. Dreibeiniger Tisch, nach einem Wandgemälde zu Theben.
10. Sessel (Thron), von 4 Gefangenen getragen, mit reichem Polster, nach einem Wandgemälde im Grabe Ramses' III. zu Theben.
11. Stuhl aus Ebenholz mit Elfenbein eingelegt. Original im Besitz des Britischen Museums zu London.
12. Kopfkissen aus Holz, von schöner, reicher Arbeit.
13. Kasten aus Rohr geflochten, diverse Flaschen (für Arznei?) enthaltend, auf einem Untersatz. Original im Berliner Museum.
14. Bemalter Kasten, nach einer Wandmalerei zu Theben.
15. Goldgefäß (Vase) aus der Zeit von Thothmes III., nach Wandbildern zu Theben.
16. Henkelvase mit Untersatz, reich ornamentirt aus Gold. Von den Wandgemälden des Grabes Ramses' III. zu Theben.
17. Kampfscene, Wandmalerei. Ramses Meiamun gegen die Khétas, vom Ramesseum aus Theben stammend, den König in voller Kriegsausrüstung auf einem Kriegswagen kämpfend darstellend.
18. 19. 20. Standarten und Feldzeichen, nach Wandgemälden aus Theben.

Waffen.

21. Schild eines Fußsoldaten, nach Wandbildern zu Theben.
22. Beil mit Bronzeklinge und Holzschaft.
23. Beil, nach einem Wandgemälde zu Theben.
24. Messerartiges Handbeil aus Bronze, aus Theben.
25. Dolch aus Bronze, dessen Griff mit einem Vogelkopf endigt, aus Theben.
26. Speer, aus Theben.
27. Bogen, aus Theben.
28. Köcher mit Pfeilen, reich bemalt, aus Theben.

Musikinstrumente.

29. Lyra, aus Holz, im Berliner Museum.
30. Trommel, gefunden zu Theben.
31. Instrument, abweichend von der Harfe, Lyra und Guitarre. Original im Brit. Museum.
32. fünfsaitiges Instrument, nach einem Originale im Berliner Museum.
33. Sistrum oder Kemkem. Original in Bronze im Britischen Museum.
34. Harfenspielerin, Wandmalerei aus Dendera.
35. Harfenspieler, aus den Wandgemälden von Ramses' III. Grab zu Theben.
36. Mumienkasten, reich vergoldet und bemalt, nach einem Originale aus Theben.



Kulturgeschichtliche Tafel II. (Erklärung siehe Seite 138.)

Augenkrankheiten, Geschwüre an den Beinen, eine Art von Rose, der Wurm und die **divinus morbus** der Lateiner, die fallende Sucht oder Epilepsie.

Wie heute noch die Aerzte ihre Rezepte in Zeichen schreiben, die für den Laien Hieroglyphen sind, so liebten es auch die ägyptischen, sich in mystisches Dunkel zu hüllen, und sie wandten keine Pflanze als Arzneimittel an, ohne ihr einen Namen zu geben, der dem ägyptischen Laien wahrscheinlich eben so unverständlich war wie unseren Bauern **Aconitum napellus** oder **Nux vomica**. Den Epheu nannten sie z. B. die „Pflanze des Osiris“, das Eisenkraut „Thräne der Isis“, den Beifuß „Herz des Bubastis“, den Safran „Blut des Khon“ (Hercules), die Meerzwiebel „Auge des Typhon“ u. s. w.

Die Mittel, welche die Aerzte anwendeten, waren vielerlei Art: Salben, Tränke, Pflaster und Klystiere. Zu diesen wurden mehr als fünfzig verschiedene Arten Pflanzenstoffe verwendet, die von Bäumen, Sträuchern, Wurzeln und Blüten gewonnen wurden. Ferner spielten unter den Mineralien Salz, Kupfervitriol, Nitrum und der memphische Stein (**aner sopd**) eine Rolle, welcher letztere anästhetische Kräfte haben sollte (wie bei uns Schwefeläther und Chloroform). Auch wandten sie, bei ihren Salben besonders, die Körpertheile gewisser Thiere an, wie Hirschhaut und Hirschhorn, frisches oder getrocknetes Blut u. s. w. — Die ägyptischen Rezepte zeichneten sich — wie die unserer Klöster — durch einen Reichthum der verschiedensten Ingredienzen aus. Die ganze Mischung wurde gewöhnlich mit Wasser gekocht und durch ein leinenes Tuch geseiht; manchmal nahm man auch Bier (**haq**) oder süßes Bier (**haq notsem**), Gerstenschleim, oder Kuh- oder Ziegenmilch, Olivenöl (**baq notsem**), hin und wieder auch menschlichen oder thierischen Urin. Das Gebräu wurde — wie bei uns — mit Zucker versüßt und dann Morgens und Abends eine Portion warm getrunken.

Wichtiger und interessanter als dieser so zu sagen materielle Theil der Medizinalwissenschaft scheint uns, weil wir in dieser Beziehung zu weit voraus sind, um ein anderes als antiquarisches Interesse daran zu nehmen, deren psychischer Theil, weil er mit Erscheinungen zusammenhängt, über welche man noch heute nicht allein im Dunkeln ist, sondern welche auch von manchen Aerzten als Unsinn und Charlatanerie verworfen werden, oder denen sie wenigstens nicht die ihnen vielleicht zukommende Wichtigkeit zuschreiben. Wir meinen den Somnambulismus und Magnetismus, der bei den Aegyptern eine sehr bedeutende Rolle spielte, wie sich aus verschiedenen Schriftfragmenten und bildlichen Darstellungen unzweifelhaft beweisen läßt.

Was mit den Kranken im Innern der Tempel vorgenommen wurde, darüber wissen wir freilich nichts Bestimmtes, da die Eingeweihten den Eid des Stillschweigens ablegen mußten und Uneingeweihten der Zutritt ganz untersagt war. Aus hier und da verstreuten Spuren gelangt man indessen zu der Ueberzeugung, daß die Krankenbehandlung und die Erscheinungen bei den Orakeln in den Tempeln vollkommen unserem magnetischen Somnambulismus entsprechen.

Die Kranken wurden durch Reinigungen, Bäder, Fasten, Gebete, Musik und geheimnißvolle Ceremonien in der Dunkelheit vorbereitet, wozu in den weitläufigen Tempeln alle Mittel vorhanden waren, und dann in den magnetischen Schlaf versetzt und in besonderen Zimmern von den Priestern behandelt, die ihnen Fragen vorlegten, theils über die anzuwendenden Heilmittel, theils über andere Dinge, und ihre Antworten wurden als Orakelsprüche betrachtet. Daß die Priester dabei wie unsere Magnetiseure verfuhren, sehen wir aus verschiedenen uns erhaltenen bildlichen Darstellungen, in welchen sie den in Schlaf versetzten Kranken die Hände auf den Kopf, Magen oder Rücken legen.

Ohne Zweifel war bei diesem Verfahren wie noch heute die Hand das Organ, durch welches die magnetische Kraft wirkte, und das erklärt das Vorkommen von Händen auf manchen ägyptischen Votivtafeln, deren Bedeutung man sich vor dem Wiederaufleben des thierischen Magnetismus nicht deuten konnte.

Daß die Hand bei aller magnetischen Manipulation eine bedeutende Rolle spielt, ist bekannt. Von ihr strömt die geheimnißvolle magnetische Kraft aus. Oft wird die ganze Hand gebraucht, manchmal die drei ersten Finger oder nur der Zeigefinger. Seit urältesten Zeiten schrieb man dem Auflegen der Hände eine gewisse Kraft zu, und das Händeauflegen spielt selbst in der christlichen Kirche eine bedeutende Rolle. Wie die Spitze eines haarfeinen Drahtes hinreicht, einen elektrischen Funken zu übertragen, so nahm man auch an, daß es ein Finger thue.

Noch heute sehen wir bei Heiligenbildern irgend welche Glieder von Wachs oder anderem Material aufgehängt. Es sind Abbilder der Glieder, welche man durch Fürsprache der Heiligen geheilt wähnte. Die bei den Votivbildern der Aegypter vorkommende Hand, wovon zwei Finger geschlossen und drei ausgestreckt sind, deutet offenbar die Dankbarkeit für Heilung nicht der Hand, sondern durch die Hand an, da sie noch von anderen Attributen begleitet ist, welche Bezug auf die geheilte Krankheit haben. Es ist zu bemerken, daß all diese Hände rechte sind, die man beim Magnetisiren braucht.

Von den vielen Bildern, welche auf Behandlung der Kranken durch Magnetisiren hinweisen, wollen wir nur eins beschreiben, welches sich auf einer Mumienhülle befindet: Vor einem auf einem Tische liegenden Kranken in braunem Kleide und mit offenen Augen steht eine Person mit der Schakalskopfmaske des Gottes Anubis. Das Gesicht derselben ist gegen den Kranken gewendet, die linke Hand legt sie auf die Brust, und die rechte hebt sie über den Kopf des Kranken empor, ganz in der Stellung eines Magnetisirenden. An den beiden Enden des Bettes stehen zwei weibliche Figuren, die eine mit aufgehobener Rechten, die andere mit aufgehobener Linken. Unter dem Bette stehen vier Kanoben (siehe S. 118), welche die Symbole der vier Heilgottheiten Osiris, Isis, Hor und Anubis tragen. An den beiden Enden stehen zwei andere Priester, deren Geberden eben so wie die der Frauen anzudeuten scheinen, daß sie bei dem magnetischen Akt mitzuwirken haben. Der eine Priester trägt die Maske des Sperberkopfes und ist also wahrscheinlich ein Priester des Osiris, wie der andere mit dem Schakalskopf einer des Anubis. Daß der Gott selbst nicht dargestellt werden sollte, geht aus der über den Kopf gezogenen Kapuze hervor, die von den Priestern getragen wurde.

Auf anderen Bildern findet man die Magnetisirten im Augenblick des Erwachens dargestellt. Hin und wieder sind auch die magnetisirenden Priester nackt, wie sie aus Ehrfurcht vor der Gottheit erschienen, wenn sie nicht ihre symbolische Kleidung trugen. Dann ist auch keine Frau gegenwärtig.

Manche Krankheiten, deren Natur man sich nicht anders erklären konnte, schrieb man bösen Geistern zu, welche von dem Körper Besitz genommen hatten. Wie wir (S. 116) gesehen haben, glaubte man, daß sich die verdammten Seelen in menschlichen Körpern einnisteten. Da mußten die Götter zur Hülfe gerufen werden.

König Ramses XI. (22. Dynastie, um 1050 v. Chr.) hatte die Tochter des Fürsten von Bakhtan (im Stromlande Naharina) geheirathet. Als deren jüngere Schwester „besessen“ wurde, sandte der König den Chef der königlichen Magier, Thotemhebi, nach Bakhtan, sie zu heilen. Da ihm dies nicht gelang, bat der syrische Fürst seinen mächtigen Schwiegersohn, ihm einen Gott zu senden, damit er seiner Tochter den bösen Geist austreibe. Der König war gerade in Theben bei einem Ammonsfeste. Nachdem die schicklichen Gebete und Ceremonien vollzogen waren, reiste der Gott Khons — welcher „der Rathgeber von Theben“ genannt wird — mit einem glänzenden Gefolge nach Bakhtan, wo die Statue nach einem Jahr und fünf Monaten ankam und mit ehrfurchtsvollem Pomp empfangen wurde. Der Gott begab sich in die Wohnung der Prinzessin Bentrechit, die sich sogleich erleichtert fühlte. Der Geist redete durch sie zu dem Gott folgendermaßen: „Sei gegrüßt, du großer Gott, der die Rebellen austreibt; die Stadt Bakhtan ist dein, seine Bewohner sind deine Sklaven, ich selbst bin deine Sklavin. Ich werde dahin zurückkehren, woher ich

gekommen bin, um dein Herz in Bezug auf den Zweck deiner Reise zufrieden zu stellen. Möge es deiner Majestät gefallen, zu befehlen, daß der Fürst von Bakhtan mir zu Ehren ein Fest anstelle."

Der Gott geruhte seinem Propheten zu sagen: „Es ist nothwendig, daß der Prinz von Bakhtan diesem Geiste ein reiches Geschenk giebt". — Während sich der Gott mit dem Geist unterhielt, wartete der Fürst mit seiner Armee unter Furcht und Zittern. Er gab dem Gott wie auch dem Geist reiche Geschenke und ein Fest ihnen zu Ehren. Der Geist ging darauf ruhig dahin, wohin ihn der Gott schickte.

Der Fürst wollte den Gott nicht wieder fortlassen, und dieser war drei Jahr und neun Monate in Bakhtan gewesen, als der Fürst im Traum einen Goldsperber in der Richtung nach Aegypten zu fliegen sah, was er dahin deutete, daß der Gott nach Hause verlange. Khons kehrte mit Geschenken beladen in seinen Tempel in Theben zurück.

Ein richtiges ägyptisches Rezept bestand aus einem magischen und aus einem medizinischen Theil. Folgendes ist eine magische Formel, die ein Brechmittel begleitete: „O Dämon, der im Bauch des N. N. wohnt, dessen Vater derjenige genannt ist, welcher die Köpfe einnimmt, dessen Namen Tod ist, dessen Namen Mann des Todes, dessen Namen Verfluchter für alle Ewigkeit ist." Eine andere Formel, die man viermal sagen mußte, diente gegen Kopfschmerzen. Diese magischen Sprüche sollten auf den Gemüthszustand des Kranken wirken und entfernten durch den darauf erzeugten Eindruck manchmal das Uebel; geschah das nicht, so erwartete man wenigstens eine bessere Wirkung der Arznei.

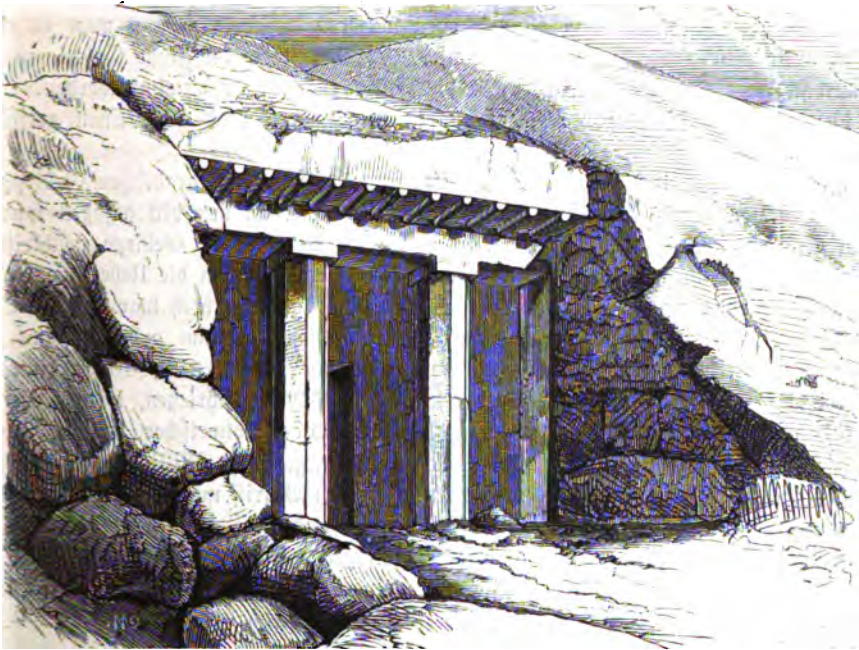
Wir beenden die Kulturgeschichte der Aegypter dieses langen Zeitraumes mit der Baukunst, wobei wir zugleich Gelegenheit haben, über Bildhauerei, Malerei und mancherlei andere Dinge zu reden.

Kein Volk der Welt hat seine Geschichte in so großartiger Weise der Nachwelt hinterlassen wie die Aegypter. Ihre Könige schrieben sie in Steinen, die mit dem Schweiß und Blut ihrer Unterthanen gemörtelt waren, und wenn der Menschenfreund diese Schandsäulen der Despotie schaudernd bewundert, drängt sich ihm dabei ein Dankgebet auf die Zunge dafür, daß in unserer Zeit solche Geschichtswerke nicht mehr möglich sind. Doch lassen wir vergangenen Jammer vergangen sein. Statt unsere Sympathie an die Leiden von Völkern zu verschwenden, denen seit Jahrtausenden die schwieligen Hände nicht mehr schmerzen, denken wir vielmehr an die eigenen; allein nehmen wir uns ein Beispiel an den Aegyptern. Bauen wir auch Pyramiden, aber keine von Granit, um die Leiber unserer Könige zu umschließen. Schleppe Jeder, der es vermag, freudig und willig geistige Bausteine herbei, um die Pyramiden bauen zu helfen, in denen verständige Fürsten unserer Zeit für die Ewigkeit den Geist derjenigen Despotie zu begraben trachten, die seit zwei Jahrtausenden die Seelen der Menschen knechtet und zu einem Frohndienst zwingt, der entwürdigender ist als derjenige, welchen Cheops seinen Aegyptern auferlegte.

Die Bauwerke, deren Trümmer noch heute in Aegypten jährlich Tausende von staunenden Reisenden anlocken, wie sie es schon vor mehr als zweitausend Jahren thaten sind die von Grabmälern, Tempeln und Palästen. Fast alle gehören der langen Periode an, deren Geschichte wir berichtet haben. Die Beschreibungen derselben, welche neuere Forscher an Ort und Stelle machten und welche durch andere von Geschichtschreibern der Griechen vervollständigt werden, die sie vor zweitausend Jahren in noch besser erhaltenem Zustande sahen, bilden fast eine Bibliothek für sich. Wir können nur eine dürftige Skizze geben und hoffen, daß deren Verständniß durch die beigefügten Abbildungen wirksam unterstützt werden wird.

Wir wissen bereits, daß die Aegypter große Sorge für die Erhaltung ihrer Körper nach dem Tode trugen, und die Könige waren besonders darauf bedacht; ihre Grabmäler sind die Pyramiden. Sobald ein König zur Regierung kam, begann er den Bau, der in folgender Weise fortschritt:

Man baute auf dem am westlichen Rande des Nilthales sich dreißig Meter hoch erhebenden Felsenplateau, wohin das Wasser nicht gelangen konnte. Zuerst wurde ein Felsengrab hergestellt, und über diesem errichtete man auf einer quadratischen Grundfläche, deren Seiten genau nach den vier Himmelsgegenden orientirt waren, einen Bau von Fels- oder Ziegelsteinen, der etwa dreizehn Meter hoch und dessen Wände schräg abfallend waren. Auf diese Unterlage setzte man einen gleich hohen Bau von kleinerer Grundfläche, so daß das ganze Gebäude zuletzt in einer abgestumpften Spitze endete und eine stufenförmige Pyramide bildete. Um diese legte man gleichmäßig einen Mantel von Mauerwerk, der überall $4^3/_4$ bis $6^1/_3$ Meter dick war. Dieses Verfahren wiederholte man nach Umständen mehreremal, bis man endlich die Stufen ausfüllte, so daß jede Seitenwand eine einzige, dreieckige glatte Fläche bildete. Starb der König nach kurzer Regierung, so war die Pyramide verhältnißmäßig nur klein; regierte er aber lange, so wurde ein Steinmantel nach dem andern umgelegt, und manche Pyramiden erlangten dadurch eine erstaunliche Größe.



Grabeingang bei Beni Hassan. Aus der 12. Dynastie. 2500 v. Chr.

Man hat die Spuren von 64 solcher Pyramiden aufgefunden; von manchen sind nur noch die Grundflächen vorhanden, von den besterhaltenen sind wenigstens die Spitzen verwittert und die Seitenplatten zum Theil herausgebrochen. Die Araber, die später in Aegypten herrschten, benutzten sie als Steinbrüche und als solche waren sie in der That ergiebig, denn die größte der Pyramiden enthielt nicht weniger als 3 Millionen Kubikmeter Mauerwerk.

30 bis 40 solcher Pyramiden befanden sich in Unterägypten in der Nähe der Dörfer Gizeh, Sakkara, Daschur, Meidun u. s. w. Bei Gizeh sind die drei besterhaltenen und schönsten, die zwischen einer Gruppe von sieben kleineren stehen. Die größte dieser und überhaupt aller Pyramiden wurde von Kheops oder Khuwu, wie ihn die Monumente nennen, erbaut. Von diesem Könige erzählten, wie schon bemerkt, die Aegypter dem Herodot böse Dinge. Sie sprachen überhaupt nur mit Widerwillen von ihm und seinem Bruder Khephren (Khawra), und Diodor erzählt, daß das Volk ihre Leichen aus den Sarkophagen gerissen und zerstört hätte. Sie gingen im Haß gegen sie so weit, daß man ihre Pyramiden

sogar nicht nach ihren Namen, sondern nach einem Schäfer der Gegend, **Philitis**, benannte. So erzählt Herodot. Der Gewaltakt, von dem Diodor berichtet, mag indessen stattgefunden haben, denn man fand die verstümmelten Statuen des Khawra in einem Brunnen in der Nähe eines Tempels.

Der Name des Khuwu (Chufu oder Cheops) ist jedoch als Steinbruchmarke mit rother Farbe auf allen inneren Steinblöcken zu lesen und läßt über den Erbauer der größten Pyramide keine Zweifel. Sie hatte ursprünglich eine Grundlinie von 239 3/4 Meter und eine Höhe von 150 3/4 Meter; jetzt beträgt die Höhe noch immer 141 1/3 und die Grundlinie 234 1/4 Meter. Man könnte die ganze Peterskirche in Rom in diese Pyramide packen und wenn man den Straßburger Münster hineinstellte, würde seine Spitze nicht hervorragen. In einer Höhe von 15 3/4 Meter über der sandverwehten Grundfläche befindet sich der Eingang, welcher 1 1/4 Meter hoch und 1 Meter breit ist. Durch ihn gelangt man in die in den Felsen gehauene Grabkammer, welche 31 Meter unter der Grundfläche und 188 Meter unter dem Scheitelpunkte der Pyramide liegt.

Durch einen vom Eingang abzweigenden wagerechten Gang gelangt man zu einem niedern aufsteigenden von geglätteten Granitplatten, der durch die große Galerie in zwei Räumen führt, welche die **Königs-** und die **Königinkammer** genannt werden. Das eine dieser Zimmer diente zur Leichenfeier, in dem andern fand man einen zerstörten Sarkophag.

Herodot erzählt, daß die Steine zu dieser Pyramide in dem arabischen Gebirge gebrochen und von dort 5 Stadien (über 9 Kilometer) weit an den Nil gezogen wurden, um in Schiffen übergesetzt und dann wieder bis an das libysche Gebirge geschleift zu werden. Um dies möglich zu machen, erbaute man zunächst gegen die Ueberschwemmung einen Weg oder Damm, der 19 Meter breit und bis 15 Meter hoch war. Er war von geglätteten Steinen und mit Bildwerk verziert. An diesem Damm arbeitete man zehn Jahre; allein an der Pyramide selbst 20 Jahre und zwar immer 100,000 Arbeiter, die alle drei Monate abgelöst wurden. An der Pyramide war angeschrieben, wieviel Rettige, Zwiebeln und Knoblauch die Arbeiter verzehrt hatten und der Dolmetscher, welcher Herodot die Inschrift übersetzte, sagte, daß 1600 Silbertalente, gegen 7 1/2 Millionen Mark, dafür ausgegeben worden seien. Daraus mag man sich einen Begriff machen, welche unermeßliche Summen der Bau dieser Pyramide verschlang, und es ist sehr glaublich, daß dem Könige das Geld ausging, wenn auch das Preisgeben seiner Tochter eine Fabel sein mag. Die zwischen den zwei größten stehende kleinere Pyramide gilt für die der Tochter und soll von Steinen erbaut sein, die sie sich von ihren Liebhabern schenken ließ — von jedem einen!

Die Pyramide des **Khafra**, welche nicht weit von der andern auf demselben etwa dreißig Meter hohen Hügel steht, ist noch 140 1/5 Meter hoch und im Innern der andern ähnlich, aber nicht so gut gebaut.

Die schönste der Pyramiden ist jedoch die des **Menkera**, deren Höhe jetzt 63 3/4 Meter beträgt, aber früher 68 1/2 Meter war. In dem Grabgemach stand der schöne Sarkophag des Königs von dunkelbraunem Basalt. Auf seinem Wege nach England ging derselbe mit dem Schiff an der portugiesischen Küste zu Grunde und nur der hölzerne Sargdeckel der Mumie ist erhalten geblieben, auf welchem folgende Inschrift sich befindet: „O der Osiris (siehe S. 118), König der beiden Aegypten, Ewiglebender, Himmelgeborner, Kind der Nut, Sprößling von Seb! Möge deine Mutter Nut sich in ihrem Namen des Himmelsraums über dich strecken. Vergöttere sie dich, indem sie deine Feinde vernichtet, o ewig lebender König (Menkera)."

Die Denkmäler bestätigen die diesem Könige zugeschriebene Frömmigkeit. Er sandte seinen Sohn **Hor-Duduw** aus, die Heiligthümer Aegyptens zu inspiziren und auf dieser Reise entdeckte er das 64. Kapitel des Todten-Rituals in **Sesun** (Hermopolis) zu den

Füßen des Gottes Thot in blauer Schrift auf einer Alabastertafel geschrieben. Dieses Kapitel ist außerordentlich dunkel und die ägyptischen Gelehrten jener Zeit zerbrachen sich darüber eben so sehr den Kopf wie die unsrigen heutzutage, ohne zu einem befriedigenden Resultate zu kommen.

Andere Pyramidengruppen sind niedriger und von Ziegeln erbaut, oft sehr schön, wie die von Daschur. Die glatten Granit- oder Marmorbekleidungen sind meistens zerstört. Die nach den alten Aegyptern kommenden barbarischen Völker haben diese Ruhestätten der Todten durchwühlt, theils aus Habgier, theils aus Wißbegier.



Die Sphinxe von Wadi-Sebua.

Die Todtenstadt, westlich von Memphis und etwa eine gute Stunde davon entfernt, zieht sich auf dem Felsenplateau mehrere Meilen weit hin. Sie wurde wahrscheinlich schon von Königen angelegt, die lange vor Menes regierten, und von einem derselben stammt auch die ungeheure Sphinx, die dort aus dem lebenden Felsen ausgehauen ist, als ein Symbol des Harmakhas (der aufgehenden Sonne). Es ist das ein liegender Löwe mit einem Mannskopf, der zwischen seinen Tatzen einen kleinen Tempel hält. Der Flugsand hat sich $12\frac{1}{2}$ Meter hoch um dies Riesenbild angehäuft, dessen Kopf durch Mamelucken arg zerstört wurde, welche ihre Kanonenkugeln dagegen probirten. Dieser Kopf ist vom Scheitel bis zum Knie 8 Meter hoch und der Leib des Löwen etwa 30 Meter lang; die Höhe muß vor der Versandung über 22 Meter betragen haben. Später erbaute man in der Nähe einen

Tempel von Alabaster und Granit, und andere kleinere Tempel erheben oder erhoben sich zwischen den Pyramiden.

Mit den Leibern gemeiner Leute machte man übrigens nicht viel mehr Umstände als bei uns; man grub sie etwa einen Meter tief in die Erde, oft nackt und ohne Sarg. Für Andere mauerte man aus gelben Ziegeln eine rechtwinklige, viereckige Vertiefung. Zierrathen oder Kostbarkeiten fand man darin nicht, nur Gefäße, gewöhnliche Töpferwaaren, welche Reiseproviant enthielten.

Reichere Leute bauten sich Erbbegräbnisse — wie wir — und königliche Prinzen und vielleicht auch andere vornehme Leute kleine Pyramiden. Ein Erbbegräbniß, wenn es vollständig war, bestand aus einer Kapelle, einem Schacht und unterirdischen Kellern. Ueber dem Eingang an der Ostseite sah man meist Basreliefs und eine Inschrift, welche den Namen des Todten und die Tage angab, die zur Feier seines Andenkens besonders festgesetzt waren. —

Die Kapelle bestand gewöhnlich nur aus einem Raum. Am Ehrenplatz (an der Ostseite) stand eine große rechteckige Säule und am Fuß derselben ein niedriger Tisch von Granit, Alabaster oder Kalkstein; rechts und links davon befanden sich kleine Altäre oder Obelisken. Auf den Tisch wurden die gebräuchlichen Gaben gelegt: heiliges Brot und Früchte.

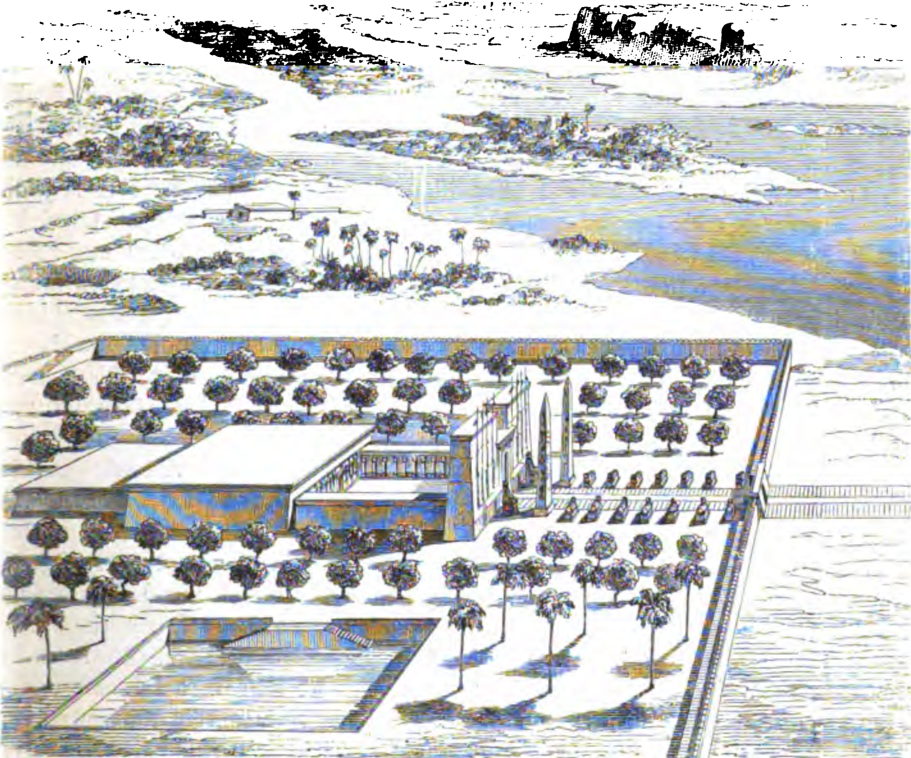
Auf der Säule war zuerst ein Gebet an den schakalköpfigen Anubis und an die anderen Götter eingegraben. Dann folgte eine kurze Biographie des Todten, sein Titel und Angabe, welchen Königen er gedient hatte, „die ihn mehr als jeden andern Diener“ schätzten. Meistens ist aber noch das Leben der Todten durch Gemälde an den Wänden illustrirt und diesen oft so frisch, als wären sie gestern gemalt, erhaltenen Bildern verdanken wir eine genaue Kenntniß des Lebens der Aegypter in so uralter Zeit.

In einer Ecke sind Scenen des häuslichen Lebens dargestellt. Köche machen Feuer und bereiten das Mahl, Frauen des Harems singen und tanzen, begleitet von Flöten, Harfen u. s. w. An einem andern Ort sieht man Jagd- oder Fischfangsscenen, Wasserspiele, Scenen aus der Ueberschwemmung und des Feldbaues. Auf einer andern Wand sieht man Arbeiter aller Art beschäftigt: Schuhmacher, Glasbläser, Tischler, Zimmerleute, Frauen am Webstuhl unter der Aufsicht eines Eunuchen und dergleichen. Auf anderen Bildern sieht man den Hausherrn auf einem Schiff, auf welchem er dem Hafen — dem Grabe zusteuert. Oder er sitzt und empfängt Geschenke oder Produkte seiner Güter. Alle diese Bilder sind mit Inschriften versehen, welche sie erklären. Gewöhnlich geschieht dies durch Worte, die den handelnden Personen in den Mund gelegt sind.

Manchmal sieht man in einer der Mauern einen Einschnitt, so eng, daß man kaum die Hand hineinstecken kann, und der mit einem Raum zusammenhängt, in welchen die Statuen des Verstorbenen gestellt sind. An den Erinnerungsfesten, die in diesen Kapellen abgehalten wurden, flüsterten die Hinterbliebenen Gebete in diese Spalte hinein oder verbrannten darin Wohlgerüche.

Der Schacht, der in den Felsenkeller führt, befindet sich manchmal in der Ecke der Kapelle, allein gewöhnlich kann man den Eingang nur sehen, wenn man außerhalb auf die Plattform der Kapelle steigt. Dieser Schacht ist viereckig und bis zum Felsen herab von schönen Steinen gebaut. Seine durchschnittliche Tiefe ist 12—15 Meter, manchmal aber auch dreißig und mehr. Unten in der Südwand des Schachtes öffnet sich ein enger Gang, in welchem man nur gebückt gehen kann; er führt in die Todtenkammer, die in den Felsen gehauen und ganz schmucklos ist. In der Mitte steht ein großer Sarkophag von hellrothem Granit, schwarzem Basalt oder feinem Kalkstein, in welchen Namen und Titel des Todten eingegraben sind. Der Eingang zu diesem Felsengrabe wurde vermauert und der Schacht bis oben an mit Schutt und Erde gefüllt und mit Wasser begossen, so daß sich eine feste Masse bildete und auf diese Weise der Zugang zum Körper des Todten wohl verwahrt war. — Diese Gräber bilden bei Gizeh eine regelmäßig angelegte Todtenstadt.

Noch werthvoller für die Kenntniß der Kultur der alten Aegypter sind die Gräber der erblichen Fürsten von Meh bei Beni=Hassan. Diese Familie gehörte zur höchsten Aristokratie und ihr Verhältniß zu den Königen war ungefähr dasselbe, wie das der kleinen deutschen Fürsten zum Kaiser. Bald mehr oder weniger abhängig, je nach dem Zustand des Reichs und der Macht oder der Persönlichkeit des Königs, dienten sie diesem im Felde und nahmen andere hohe Stellen an. Auf der Grabinschrift des einen dieser Fürsten liest man: „Ich habe meinem Herrn gedient, als er auszog, die Feinde in fremden Ländern zu schlagen. Ich marschirte mit ihm in der Eigenschaft als Sohn eines Oberhauptes, als Kämmerling, als General des Fußvolks, als Nomarch von Meh — — —. Nicht einer meiner Soldaten desertirte, als ich die Produkte der Goldminen Seiner Heiligkeit König Usortosen I. brachte, der immer und ewig lebt."



Ansicht einer größeren Tempelanlage.

In diesen Gräbern findet man die reichsten und mannichfaltigsten Darstellungen aller möglichen Gewerbe und häuslichen Beschäftigungen.

Ein Portikus eines solchem Grabes ist mit den schönsten dorischen Säulen geschmückt, und sie sind zweitausend Jahr älter als die ältesten, die man in Griechenland baute.

Die großen Pyramiden interessiren mehr den Maurermeister als den Architekten und Künstler; sie erscheinen uns merkwürdig wegen ihres hohen Alterthums und als Denkmale despotischen Egoismus! Die Priester waren dem Bau der Pyramiden nicht günstig. Da wir den eigentlichen Grund dieser Abneigung nicht kennen, so wollen wir annehmen, daß sie die Bedrückung des Volkes zu so rein persönlichen Zwecken nicht billigten. Ueberall, wo sie allein zu befehlen hatten, erbauten sie nur Tempel. Obwol die Gottheit sich ihre erhabensten Tempel überall selbst erbaut und keinen von Menschenhänden errichteten bedarf, so repräsentirten sie doch eine erhabene Idee, und außerdem brauchten die Priester diese

Tempel, so daß sie doch auch noch einen andern, praktischen Nutzen hatten, der den plumpen Pyramiden abging. Die Pläne der Tempel waren sich im Allgemeinen ebenso gleich, wie die unserer Kirchen.

Das Ganze eines ägyptischen Tempels bildete ein in sich abgeschlossenes längliches Viereck, welches von einer fensterlosen Mauer eingeschlossen war; nur hin und wieder fand sich eine Thür darin. Der Haupteingang war immer an einer schmalen Seite. Dieser Eingang wurde stets durch mächtige „Pylonen" gebildet, das heißt schräg aufsteigende Mauermassen, die an den Ecken einen Rundstab als Einrahmung und oben eine Simskrönung haben, welche aus einer Platte und mächtig ausladender Hohlkehle besteht. Die Thüren waren verhältnißmäßig klein. Durch sie trat man zunächst in einen offenen, rings von bedeckten Säulenhallen umgebenen Hof, darauf in einen großen bedeckten Saal, der durch Säulenreihen in verschiedene Schiffe getheilt war. Das Mittelschiff war höher, und durch oben angebrachte Fenster fiel Licht hinein; allein es herrschte in dem Saal doch immer nur eine feierliche Dämmerung. Aus diesem Saal (den die Griechen Hypostyl nannten) gelangte man in das Allerheiligste, worin die Statuen der Gottheit standen, welcher der Tempel geweiht war. Ursprünglich wurde jeder Tempel so gebaut; allein jeder nachfolgende König wollte seinen Theil am Verdienst des Baues haben und fügte neue Höfe und Säulensäle hinzu; nur das Allerheiligste durfte nicht verändert oder angetastet werden. Wenn wir die besterhaltenen Ruinen unserer Ritterburgen ansehen, so wird es dem Laien auch nicht leicht, sich vorzustellen, wie der Bau ausgesehen haben mag, als er noch zur Wohnung diente und Fürsten und Ritter in ihm ein glanzreiches Leben führten. Noch schwieriger ist dies in Bezug auf die riesigen Trümmer ägyptischer Tempel, die wir verständnißlos nur ihrer Massenhaftigkeit wegen anstaunen, wenn uns nicht Kundige den einstigen Zusammenhang erklären und unserer Phantasie zur Hülfe kommen. Die staunenswerthesten Tempelruinen befinden sich in der Nähe von Theben bei den Dörfern Karnak und Luxor. —

So lange die memphitischen Dynastien regierten, war Theben nur eine kleine Provinzstadt am rechten Ufer des Nils, doch befand sich dort ein Heiligthum, welches den Göttern Ammon, Nut und Khon gewidmet war. Am andern Ufer des Nils standen einige Pyramiden der Fürsten und befand sich die Todtenstadt. Die Könige der 12. Dynastie verschönerten die Stadt, und namentlich thaten dies Amenemha I. und III. Ihre noch unter der 18. Dynastie vorhandenen Denkmäler umschloß Thotmes I. mit einem Kreis von Gebäuden, die Thotmes II. und die Regentin Hatasu vollendeten. Thotmes III. erbaute ein zweites Heiligthum von Granit; seine Nachfolger Thotmes IV. und Amenhotep III. vergrößerten dasselbe und Letzterer baute noch einen andern Ammontempel in der Gegend, wo jetzt Luxor steht. Die folgenden Könige erweiterten und verschönerten ihn, und namentlich that das der große Ramses II. (Sesostris), als er nach seinen Feldzügen zur Ruhe kam. Da er 67 Jahre regierte, konnte er viel vollenden. Es giebt in Aegypten und Nubien kaum eine Ruine, an der sich nicht seine Hand noch heute erkennen läßt.

Er machte nicht nur solche Luxusbauten, sondern auch andere zum Nutzen des Landes. Er erbaute auf der Straße, die zu den reichen Goldgruben Nubiens führte, Stationen, welche mit Cisternen versehen waren, ließ die Kanäle reinigen und reguliren und unter anderen den Kanal der beiden Meere. Von den Grenzstädten, die er baute, haben wir schon geredet. Die großartigen Ruinen sind in eigenen Werken neuer Forscher genau beschrieben: wir können nur einen flüchtigen Blick darauf werfen.

Der Tempel bei Karnak war 367 Meter lang, ungerechnet die zu ihm führende Sphinxreihe und das besondere Heiligthum, welches Ramses II. an seiner südlichen Umfassungsmauer baute. Eine doppelte Reihe von Widdersphinxen, liegenden Löwen mit Widderköpfen, führte zu dem freistehenden nach Westen zu gerichteten 20 Meter hohen Hauptthor. Die Säulen des Vorhofes waren 23 Meter hoch, jede aus einem einzigen Felsblock gehauen.

Sie liegen alle in Trümmern bis auf eine. Die steinerne Decke des Saales, zu dem man von dem Vorhof gelangt, wird von 134 Säulen getragen. Die zwölf des Mittelganges sind 20¾ Meter hoch und haben einen Umfang von 11 Meter; die übrigen sind 12½ Meter hoch und haben 8½ im Umfang. Der Raum ist 52 Meter tief und 100 Meter breit. Ueberall stehen zwischen diesem Säulenwald die Statuen von Göttern und Königen. Die Wände sind mit Skulpturen bedeckt, welche Göttermythen oder Thaten der Könige darstellen. Diese Skulpturen sind theils erhaben, theils vertieft und reich mit Farben bemalt, auf weißem oder hellgelbem Grunde tiefroth und blau.

An der südlichen Umfassungsmauer ist der Kampf des Königs Ramses II. gegen die Kheta dargestellt. Diese sind mit Bogen und Pfeil bewaffnet und führen länglich viereckige Schilde; sie haben keinen Bart und tragen eine knapp anliegende Mütze, die manchmal mit einer Feder geschmückt ist. Das Haar fällt in langen Locken auf die Schulter. Ihr langer Rock ist gegürtet und hat kurze Aermel.



Säulenhalle des Osiristempels auf Philä.

Der Sturm auf die Festung Kadesch spielt in den Abbildungen eine Hauptrolle. Auch der Vertrag, den der König mit dem von Kheta abschloß ist an jener Wand angeschrieben. Vor dem großen Eingang standen zwei kolossale Statuen Ramses' II. aus rothem Granit; die eine steht noch aufrecht, allein der Kopf ist verstümmelt.

Von dem Tempel, den Amenhotep III. südlich von Karnak (etwa um 1500 v. Chr.) in der Nähe von Luxor zuerst anlegte, stehen nur noch die Pylonen und gegen 200 Säulen. Dieser Nebentempel war mit dem bei Karnak durch eine Straße verbunden, an welcher auf jeder Seite 600 kolossale Widdersphinxe standen, jede von der andern zehn Schritt entfernt.

Auch diesen Tempel erweiterte und verschönerte Ramses II., dem Gotte Ammon und sich zu Ehren, denn seine Thaten sind auf den Mauern abgebildet. Vor einem der Pylonenthore liegt seine im Schutt vergrabene Kolossalstatue von schwarzem Granit und steht noch einer der 23 Meter hohen Obelisken, dessen Zwillingsbruder den Concordiaplatz in Paris schmückt und auf welchem geschrieben steht, „daß Ramses, der Herr der Welt, König Sonne, Wächter der Wahrheit, der von Phra Erkorene, dieses Gebäude habe

aufführen lassen zur Ehre seines Vaters Ammon-Ra, und ihm errichtet diese beiden großen Obelisken von Stein vor dem Ramesseum, der Stadt des Ammon".

Auf dem linken Ufer des Nils, wo die Todtenstadt liegt, die sich von Gurna bis Medinet-Habu erstreckt, und wo die Könige der 11. und 12. Dynastie in der steilen Felsenwand begraben liegen, erbaute die Königin Hatasu, die Tochter Thotmes' II. einen Tempel, zu welchem eine 495 Meter lange Sphinxstraße führte. Ihr Bruder Thotmes III. vollendete denselben und errichtete noch zwei andere Tempel, von denen einer wohlerhalten ist.

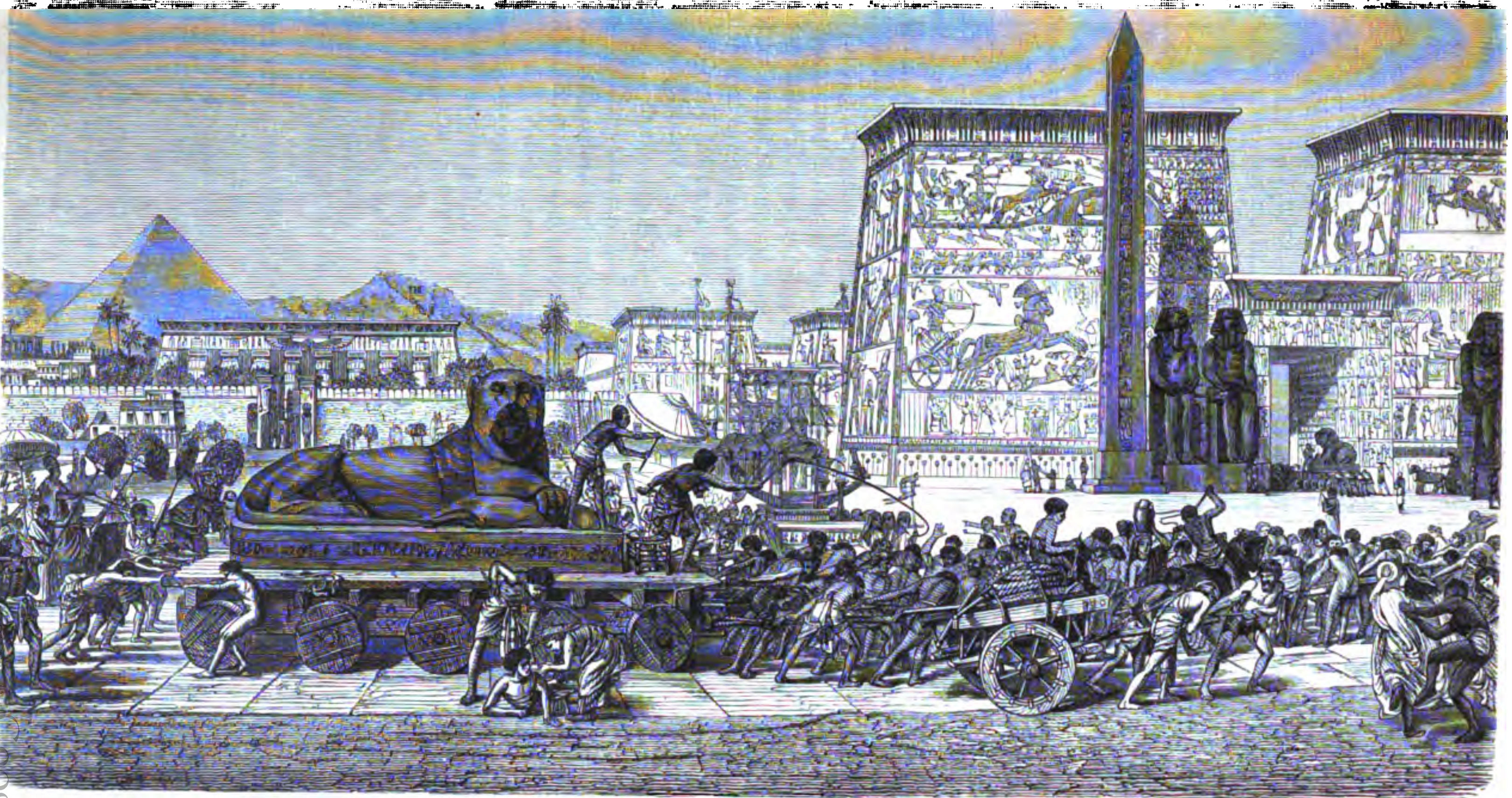
Am Eingang zu dem von Amenhotep III. (Amenophis) erbauten Tempel, der zerstört ist, standen zwei riesige Statuen, deren gegen 23 Meter hohe Trümmer noch in der Nähe von Medinet-Habu zu sehen sind. Die eine derselben wurde durch ein Erdbeben im Jahre 27 v. Chr. zerbrochen. Der obere Theil fiel herunter und nur der untere blieb stehen. Trotzdem, daß die Aegypter versicherten, daß dies eine Bildsäule des Amenhotep III sei, beharrten die Griechen dabei, sie sei für die des Aethiopiers Memnon, des Sohnes des Tithon und der Aurora zu halten, welcher nach Hektor's Tode durch Achilles dem Könige Priamos von Troja zu Hülfe kam. Von dieser zerbrochenen Bildsäule verbreitete sich die Sage, daß Memnon, den sie vorstellen sollte, jeden Morgen seine Mutter Aurora durch einen hellklingenden Ton begrüßte. Eine Menge Reisende bezeugen durch Inschriften, daß sie diesen harmonischen Morgengruß gehört haben. Kaiser Hadrian und Kaiserin Sabina reisten eigens nach Oberägypten, um den Ton zu hören. Kaiser Septimius Severus hatte den unglücklichen Gedanken, die Statue wieder herstellen zu lassen, und seitdem ist sie stumm.

Das hieroglyphische Wort Mennu, woraus die Griechen mit griechischem Leichtsinn einen König Memnon machten, heißt weiter nichts als Prachtgebäude. Der Reisende Lepsius bemerkt, daß die bei diesen Statuen herabhängenden Steine, wenn man dagegen schlägt, einen hellen, metallischen Klang geben, und ein anderer Reisender erwähnt ein eigenthümliches Knistern in jenen Ruinen, wenn der obere Theil von der Sonne erwärmt wird. Dieser Erwärmung will man auch den Ton zuschreiben, welchen die Memnonsäule früher, vor ihrer Wiederherstellung, beim Aufgang der Sonne hören ließ.

Vor einem der Eingänge eines von Ramses III. in der Nähe des Dorfes Gurna erbauten Tempelpalastes standen zwei Obelisken von rothem Granit, die nach Alexandrien gebracht wurden, wo sie vom Volk „Nadeln der Kleopatra" genannt wurden. Der eine Obelisk steht aufrecht, der andere lag an der Erde, bis er in neuester Zeit nach England eingeschifft wurde.

Unter den vielfachen Bauten, die der große Ramses II. ausführte, nimmt (bei Gurna) der Prachtbau den ersten Rang ein, welchen die Griechen das Grab des Osymandias nannten und die Gelehrten heute als Ramesseum bezeichnen. Herodot und Diodor haben uns Beschreibungen davon hinterlassen.

Durch einen 63 Meter langen und 30 Meter hohen Eingang (Pylonenbau) kam man in eine Säulenhalle, von der jede Seite 125 Meter lang war. Die Säulen waren sämmtlich Statuen, jede 10 Meter hoch und aus einem Stück. Die Decke war von 4 Meter breiten Steinplatten gebildet; sie war blau bemalt und mit goldenen Sternen besäet. Von diesen Säulen stehen jetzt nur noch zwei. Durch einen Eingang kam man in einem Vorhof, der mit vielen eingegrabenen Bildern verziert war. Neben dem Eingange standen drei Bildsäulen, jede aus einem Stück, von einem rothen Granit aus Syene. Die eine Statue war in sitzender Stellung und ist die größte in ganz Aegypten. Ihr Fußgestell war 6 und die Statue 17 Meter hoch. Es war die des Königs. Rechts und links davon knieten zwei kleinere Statuen, die seiner Mutter und Tochter. Diese Bildsäulen waren nicht nur durch ihre Größe merkwürdig, sondern noch mehr durch das köstliche Material und die ganz ausgezeichnete Arbeit. Sie gehörten zu den schönsten Erzeugnissen ägyptischer Kunst. Zu Herodot's Zeit gehörte dieser Bau zweifellos zu den Wundern der Welt.



Errichtung von Prachtbauten.

Auf der großen Bildsäule stand (nach dem Bericht der Griechen) folgende Inschrift: „Ich bin Osymandias, der König der Könige. Will aber Jemand wissen, wie groß ich bin und wo ich liege, der siege über eines meiner Werke.“ Es war da noch ein anderes Bild der Mutter 14 Meter hoch mit drei Kronen auf dem Haupte, als Tochter, Gemahlin und Mutter eines Königs. Der Säulenhof war noch merkwürdiger als der vorige, da in demselben Darstellungen aus den Kriegen des Ramses abgebildet waren.

In der Mitte der Halle stand ein wunderschöner Altar und vor der hintersten Wand befanden sich wieder zwei sitzende Bildsäulen von 16 Meter aus einem Stein. Neben diesen führen drei Ausgänge von schwarzem Stein in einen Säulensaal von 63 Meter Seitenlänge. Darin waren dreißig hölzerne Bilder in halberhabener Arbeit, die eine Gerichtshandlung darstellten. Darauf folgte ein Platz, der von mancherlei Gebäuden umgeben war, an denen die wohlschmeckendsten Eßwaaren abgebildet waren. Auch fand man dort außer anderen eingegrabenen Bildern ein Gemälde, welches den König darstellte, wie er den Göttern Gold und Silber darbringt. Der Werth des jährlichen Ertrages der Gold und Silberbergwerke ist dabei auf 32 Millionen Minen Silber angegeben. Nun folgte die heilige Büchersammlung, welche die Aufschrift trug: „Heilanstalt für die Seele“ und mit Bildern verziert war. Dann kam man in einen Saal für zwanzig Gäste. Rings um denselben lagen viele Zimmer mit Abbildungen heiliger Thiere. Durch diese Zimmer führten Stufen bis oben an das Grab. Dort fand man einen goldenen Kreis von 365 Ellen Umfang und 1 Elle Dicke. Auf den einzelnen Ellen waren die Tage des Jahres eingeschrieben und der Aufgang und Niedergang der Sterne bemerkt. (Dieser Kreis soll später von Kambyses bei der Eroberung Aegyptens geraubt worden sein.)

Die zahlreichen Skulpturen und Bilder stellten nicht nur Scenen aus der Göttergeschichte und Huldigungsakte vor, sondern auch Ereignisse aus dem Kriegsleben des Königs, die höchst merkwürdig sind. Viele derselben sind noch heute wohlerhalten zu sehen. Der Name Osymandias entspringt einem Irrthum der Griechen; es hat keinen solchen König gegeben. Die Inschriften nennen den Tempel „das große Haus des Ramses“.

Die Felsentempel, welche Ramses in Nubien ausführen ließ, sind nicht weniger merkwürdig, namentlich aber der von Abu Simbel. Das Heiligthum und andere Gemächer sind in den Felsen eingehauen, die hier nahe an den Fluß treten und keine andere Bauart erlaubten. Die frisch erhaltenen Bilder aus dem Leben des Königs sind ebenfalls das Interessanteste und Merkwürdigste. Der Krieg mit den Kheta liefert auch hier, wie im Ramesseum, den vorzüglichsten Gegenstand der Darstellungen.

Zu beiden Seiten des Einganges sieht man eine knieende Gruppe, Gefangene aus der Wüste, drei Neger, drei rothe bartlose Männer und vier bärtige gelbe. Der König hält mit der Linken die Haare der Gefangenen, während die Rechte die Streitaxt schwingt. Die Scene geht zu Füßen des Ammon vor, welcher Ramses die Sichel reicht, wobei er spricht: „Nimm die Sichel und tödte damit mächtig. Ich gewähre dir zu unterwerfen den Süden und zu erobern den Norden, zu zerstreuen die unreinen Geschlechter der ganzen Welt und das Gebäude deiner Herrschaft auszudehnen, so weit die Stützen des Himmels reichen in beiden Hemisphären.“.

Wir können, wie bemerkt, nur andeuten. Der Reichthum dieser Trümmerwelt, Zeugnisse der ältesten Kultur der Erde, ist so groß, daß eine nur einigermaßen befriedigende Beschreibung die Grenzen zu weit überschreiten müßte, welche der Rahmen dieses Werkes nothwendig macht. Uebrigens findet man nähere Aufschlüsse in den verdienstvollen Spezialwerken der schon genannten neueren Forscher.

Wenn wir in unsern Zeitungen weitläufige, mit Illustrationen versehene Beschreibungen der Art finden, wie man zum Beispiel den Obelisken (eine der „Nadeln der Kleopatra“) nach England befördert, so kommt uns die Wichtigkeit, welche man den Schwierigkeiten des Transportes beilegt, fast komisch vor, wenn man an diejenigen denkt, welche

die alten Aegypter vor vier-, fünftausend Jahren mit ihren verhältnißmäßig unvollkommenen Mitteln zu überwinden hatten.

Einer der Reisenden, Belzoni, äußert sich in folgender Weise über die Trümmerwelt von Theben: „Es ist schlechthin unmöglich, sich das hier entfaltete Gemälde vorzustellen, ohne es gesehen zu haben; die erhabensten Ideen, welche nach den großartigsten Werken unserer Architektur gebildet werden können, würden nur ein sehr ungenaues Bild von diesen Ruinen geben; denn so bedeutend ist der Unterschied nicht nur der Größe, sondern auch der Form, des Verhältnisses, der Konstruktion, daß auch der Pinsel nur eine schwache Idee des Ganzen verschaffen kann. Es kam mir vor, als sei ich in eine Stadt von Riesen gekommen, welche nach einem langen Kampfe sämmtlich umgekommen wären, und die Trümmer ihrer Tempel als riesige Zeugnisse ihres einstigen Daseins hinterlassen hätten."

Die Priester waren die Schöpfer und Pfleger ägyptischer Kunst und Wissenschaft und allen Zweigen der letzteren ist der Stempel des Priesterthums aufgedrückt. Alle Bauwerke sind darauf berechnet, weniger das Schönheitsgefühl zu befriedigen, als ehrfurchtsvolle Regungen zu erwecken; sie sind gewissermaßen geschwängert mit Geheimniß.

Aehnlich ist es mit der Bildhauerkunst. Ihre Gebilde tragen alle den Charakter des Förmlichen, Feierlichen und Geheimnißvollen. Die Gesichter sind starr und ausdruckslos und die Körper ermangeln nicht allein der lebendigen Bewegung, sondern sind auch nach einer gewissen vorgeschriebenen Schablone verfertigt und ohne Kenntniß der richtigen Lage der Muskeln und Sehnen, eine Folge des Abscheus, den die Aegypter vor der Anatomie hatten, durch welche sich allein solche Kenntniß erwerben läßt.

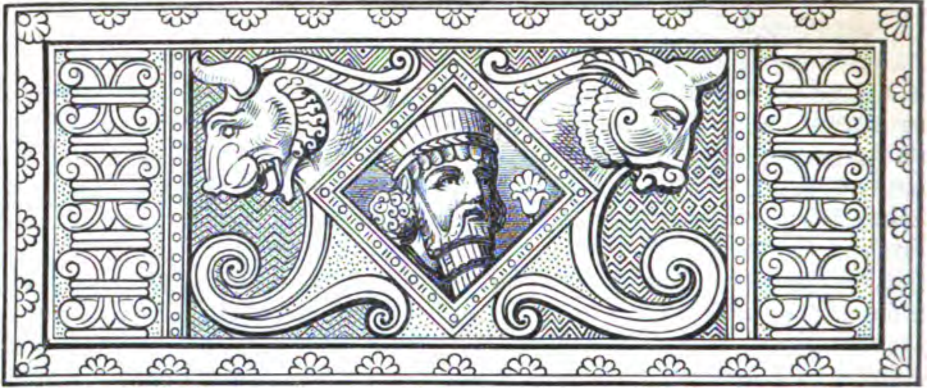
Die Figuren in den Gemälden sind in den Verhältnissen verzeichnet, die Perspektive ist fehlerhaft und eben so die Vertheilung von Licht und Schatten. Die Bilder machen den Eindruck von ausgeführteren Hieroglyphen und sie haben auch nur den rein praktischen Zweck, die Thatsache der Handlung zu konstatiren, was nebenbei auch durch Inschriften unterstützt wird.

Zur Zeit der 12. Dynastie wich man einigermaßen von dieser rein hieroglyphischen Darstellung ab, und ein gewisses künstlerisches Bedürfniß machte sich geltend. Die Form der Figuren wurde edler, die Gruppirung lebendiger, die Verzierungen mannichfaltiger und alle Darstellung durch reichen Farbenschmuck lebendiger und gefälliger. Man verwandte noch größere Sorgfalt auf die technische Ausführung als sonst; kurz, die Zeit der 12. Dynastie war die klassische Periode ägyptischer Kunst.

Die Statuen sind mit wundervoller Sorgfalt aus den härtesten Steinarten gearbeitet und ihre Politur ist so fein als nur immer möglich. Die Farben der Bilder sind sehr lebhaft und so trefflich bereitet, daß sie sich noch nach Jahrtausenden in wunderbarer Frische erhalten haben.



Tempelanlage zu Philä.



Mittelasien.



he die Arier ihre Wanderungen begannen, wurde ganz Asien von Völkern bewohnt, die man mit den Namen Skythen bezeichnete. Sie gehörten meistens den turanischen Nationen an, von denen viele noch heute den Norden Europa's und Asiens von Finnland bis zum Amur an der chinesischen Grenze inne haben. Manche dieser Völker vermischten sich mit den weißen Nachbarn, andere mit den gelben, und daher findet man unter ihnen solche, die den Europäern gleichen, während andere die charakteristischen Züge und Farbe der Chinesen haben. Die Zusammengehörigkeit der meisten dieser Völker wollen indessen die Sprachforscher in ihren Sprachen erkennen, die sämmtlich turanischen Ursprungs sind.

Unter manchen dieser Nomadenvölker lebt heute noch die Tradition von der Heimat ihrer Urväter. Diese wohnten, lautet sie, in einem etwas nördlich von der Hochebene Pamir gelegenen Thale des Altai, welches von unübersteiglichen eisenhaltigen Bergen eingeschlossen war. Ein ungeheueres Feuer schmolz diese Berge und eröffnete dem gefangenen Volke die Welt.

Ein Theil desselben ging westwärts immer weiter und weiter, bis der Atlantische Ozean an der äußersten Grenze Europa's Halt gebot, und man vermuthet, daß die dort wohnenden Basken von diesen kühnen Wanderern abstammen. Das übrige Volk zog südwärts, breitete sich über die Ebenen Baktriens aus, drang dann durch die Pässe des Hindukusch und ließ sich am Rande der Hochebene von Iran nieder. Der größte Theil blieb in dem östlichen Theil dieser Hochebene, dem man später den Namen Medien gab; andere Abtheilungen gingen westlich nach Armenien und Kleinasien und noch andere gerade südlich und blieben am Fuß der Hochebene von Iran in den Ebenen von Susiana und an den Ufern des Tigris und Euphrat.

Die uralten Monumente, welchen wir diese Nachrichten verdanken, lehren uns aber noch eine andere sehr verschieden geartete Rasse kennen, die sich neben der turanischen ausbreitete, nämlich die zum semitischen Stamme gehörigen Kuschiten.

Die Kuschiten waren klein, schlank und wohlgebaut, mit vollem, gekräuseltem aber niemals negerartigem Haar und einer Hautfarbe, die vom Hellbraun bis Schwarz variirte. Ihre Züge waren regelmäßig, die Stirn eng und gerade und mäßig hoch, die feine und schmale Nase lang und etwas weniger hervortretend als bei den arischen Stämmen; allein der Mund mit seinen dicken, fleischigen Lippen war, nach unseren Begriffen von Schönheit, durchaus nicht schön.

Als ihre ursprüngliche Heimat giebt die Tradition das Land Kusch in Baktrien an, welches vom Flusse Gihon bewässert wird. Von hier auswandernd ließen sich Kuschiten am Fuß des Gebirges nieder, welches die Bucharei von der Hochebene von Iran trennt und welches noch jetzt Hindukusch heißt; andere ihrer Stämme gingen, wie es scheint, nach Kleinasien, wo die Karier von ihnen abstammen sollten. Noch andere zogen den Indos hinunter und breiteten sich im Dekan aus. Das genügte ihrer Wanderlust nicht; die Kühnsten von ihnen drangen durch Persien und Arabien nach der Meerenge von Bab-el-Mandeb vor, überschritten dieselbe und ließen sich am Blauen Nil nieder, wo ihre Nachkommen sich ausbreiteten und mächtige und erbitterte Feinde der Aegypter wurden, die ihr Land „das nichtswürdige (oder elende) Kusch" nannten.

Alte Traditionen und andere Anzeichen machen es wahrscheinlich, daß die Kuschiten, welche Seefahrer und Handelsleute waren, in jener urältesten Zeit an den Südküsten von Asien und denen des Rothen Meers ungefähr dieselbe Rolle spielten, wie später ihre Abkömmlinge, die Phöniker, im Mittelmeer. Vom Ganges bis zum Nil, von der syrischen Küste bis zum Indischen Meer, überall stößt man auf Spuren der Kuschiten.

Drei Hauptstämme der Kuschiten ließen sich in den Ländern nieder, die um den Persischen Meerbusen herumliegen. Den einen, den die Alten Kissier nannten, fand man in dem Bergland östlich vom Tigris; der zweite ließ sich längs Euphrat und Tigris nieder, der dritte an dem südlichen Rande des Persischen Meerbusens, und vorzüglich auf den Bareihninseln, wo sie auf denen, die sie Tsur und Arad nannten, und auf Dilmun oder Dilvun (nicht weit von der Mündung des Tigris) ihre Tempel und Heiligthümer erbauten.

Diese Kuschiten waren frühzeitig ein gebildetes Volk. Ihnen schreibt man viele astronomische Beobachtungen und auch die Feststellung des Zodiakus (Thierkreises) zu, welche von ihnen auf die Chaldäer überging.

Die Sprache der Kuschiten hat Aehnlichkeit mit der arabischen und hebräischen, und man schließt daraus, daß sie ein Zweig der sogenannten semitischen Völkerfamilie sind, der früher als die anderen die gemeinschaftlichen Stammsitze verließ und dessen Kultur sich auf andere Weise entwickelte, als die ihrer Stammgenossen, wie das die Beschaffenheit der Länder mitbrachte, in denen sie sich niederließen. Während die anderen semitischen Völker Nomaden wurden, entwickelte sich bei den Kuschiten an den großen Strömen und an der See der Geschmack an der Schiffahrt und dem damit verbundenen Handel, welcher wieder zu einer schnelleren Entwicklung der Kultur führte.

Das Land, in welchem sich turanische und kuschitische Stämme in der Nähe des Persischen Golfes und seiner Einflüsse niederließen, sah zur Zeit ihrer Ansiedelung bedeutend anders aus als heutzutage. Euphrat und Tigris, die sich jetzt bei Schatt-el-Arab vereinigen und zusammen in den Persischen Meerbusen fließen, waren noch getrennt und ihre Mündungen lagen in einiger Entfernung von einander, denn der Golf selbst trat gegen vierzig Meilen tiefer in das Land hinein.

Euphrat und Tigris entspringen beide auf dem Berge Niphates (Keleschin-Dagh), der höchsten der parallel laufenden Bergketten zwischen dem Schwarzen Meer und Mesopotamien; der einzigen, welche hier und da die Schneelinie erreicht. Zuerst laufen beide Flüsse parallel, von Osten nach Westen. Bei Malatiyeh wendet sich der Euphrat plötzlich südwestlich und bricht sich eine Bahn durch den Tauros, als wolle er ins Mittelländische Meer fließen; dann wendet er sich südöstlich dem Persischen Meerbusen zu. — Sobald der Tigris aus den Gebirgen heraustritt, wendet er sich südlich, nähert sich allmählich dem Euphrat, und in der Gegend von Bagdad sind beide Ströme nur wenige Meilen von einander entfernt und das Land dazwischen ist flach. Nachdem sie wieder eine Zeit lang parallel gelaufen sind, entfernen sie sich abermals von einander und vereinigen sich erst einige 80 Stunden weiterhin, bilden den Schatt-el-Arab und fließen vereinigt in den Persischen Golf. In seinem mittleren Lauf nimmt der Euphrat auf seinem linken Ufer die großen Nebenflüsse Balikh (Bilichos) und

Khabur (Aborras) auf. Der Tigris hat auch auf seiner linken Seite Nebenflüsse: den Bitlis-Khai (Kentrites), den obern und den untern Zab und den Gyndes (Diyaleh). Der Euphrat wird bei Samosate (jetzt Sumnisat) und der Tigris bei Mossul schiffbar. Im April, wenn der Schnee auf den Gebirgen schmilzt, treten beide Flüsse aus ihren Ufern und überschwemmen das Land, wie der Nil Aegypten, und erst im Juni treten sie wieder in ihr Bett zurück. — Das ganze untere Thal beider Flüsse ist angeschwemmtes Land, welches dem Persischen Meerbusen durch die Niederschläge des Euphrat und Tigris und der Flüsse Adhem, Gyndes und Khoaspes abgewonnen wurde, und noch jetzt wächst das Delta des Schatt-el-Arab und das Ufer hat sich in sechzig Jahren um etwa eine Viertelmeile ausgedehnt.

Das zwischen den beiden großen Flüssen liegende angeschwemmte Land war theils an der Sonne verhärteter Schlamm, theils ein Sumpf, durchflossen von vielen Flußarmen, die sich in den Tigris ergossen oder im Sumpfe verliefen. Es wuchs dort nur riesiges Rohr oder gar nichts; allein in diesem angeschwemmten Boden lagen die Keime außerordentlicher Fruchtbarkeit. Die Kolonisten, die bereits einen gewissen Grad der Bildung erreicht hatten, als sie ihre hochgelegenen Stammsitze verließen, zogen Gräben und bauten Deiche, kurz, machten es wie die Aegypter und erzielten dadurch ähnliche Resultate. Wenn auch Oliven, Feigen und Wein zuerst nur spärlich gediehen, so trugen doch die Cerealien mehr als hundertfältige Frucht. Weizen, Gerste, Sesam — eine Oelpflanze — wuchsen zu riesiger Größe, und ihre Blätter waren nicht selten vier Finger breit. Bald erhoben sich auch Palmenbäume, deren Nutzen unschätzbar war, indem all ihre Theile nutzbar gemacht werden konnten. Fische gab es in den Flüssen in Ueberfluß, wie das noch heute der Fall ist.

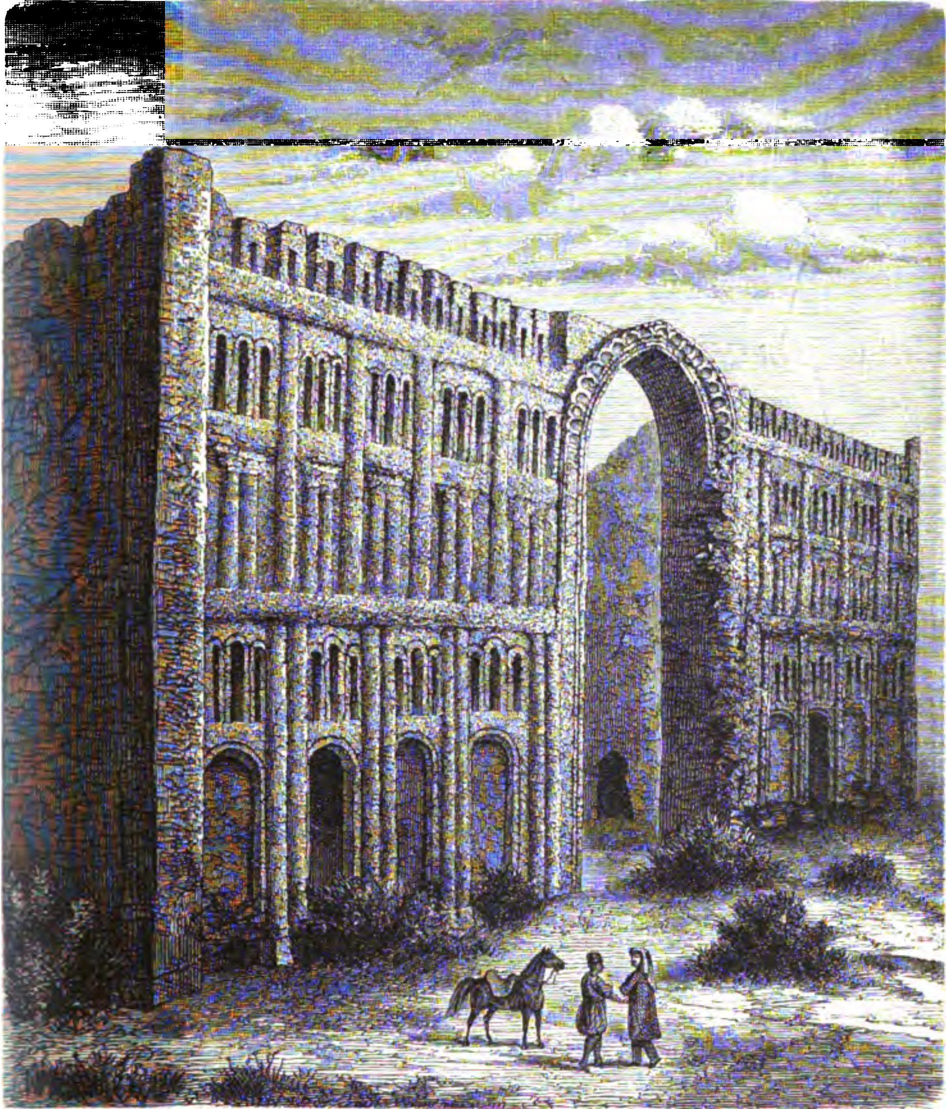
Der Handel, besonders der mit Indien, machte die Kuschiten am Persischen Meerbusen bald reich. Ihre Karawanen gingen durch Arabien an das Rothe Meer und brachten die geschätzten Erzeugnisse Indiens nach Aegypten, wo die Begier nach ihnen so groß war, daß sie, wie wir gesehen haben, die Königin Hatasu (S. 89) zu einem See- und Raubzuge nach dem Lande Tonuter veranlaßte, welches östlich vom Lande Punt lag.

Die turanischen Stämme waren ebenfalls in der Kultur schon weit über die ersten Phasen hinaus. Sie lebten bereits in Staatsverbänden, verstanden verschiedene Handwerke, hatten ausgebildete Staats- und religiöse Gesetze und kannten die Schreibekunst. In ihren ersten Anfängen glich ihre Schrift den Hieroglyphen und entwickelte und veränderte sich dann ungefähr in derselben Weise wie die ägyptische, so daß die Erkennung der Bedeutung der ursprünglichen Schriftzeichen schon ihren Nachkommen, die drei- oder viertausend Jahr vor uns lebten, eben so viele Schwierigkeiten verursachte wie unseren Gelehrten, was durch die zahlreichen Fragmente von grammatikalischen Wörterbüchern klar wird, welche man neuerdings in den Ruinen von Niniveh aufgefunden hat, und die auch unseren Gelehrten als Hülfsmittel dienen.

Die Turanier brachten die Kunst, Metalle zu bearbeiten, aus ihrer metallreichen Heimat mit an den Tigris. Selbst in den allerältesten Gräbern finden sich neben polirten Steinwerkzeugen und Waffen Gegenstände von Gold, Bronze und Eisen. Bronze ist das am häufigsten vorkommende Metall und das seltene Eisen ist nicht zu Waffen, sondern zu ziemlich rohen Schmuckgegenständen verarbeitet.

Von den Gesetzen dieser alten Völker wissen wir sehr wenig, und das einzige Fragment altturanischen Rechtes, welches bis auf uns gekommen ist, handelt nur von den Familienrechten. Die Frauen hatten danach eine geachtete Stellung und durften, selbst wenn verheirathet, persönliches Eigenthum haben. Männer, die ihre Frauen verstießen, mußten ihnen eine halbe Mine Silber als Entschädigung geben; aber die Frau, die ihren Mann verleugnete, wurde ersäuft. Der Sohn, der seine Mutter verleugnete, wurde „von Erde und Wasser ausgeschlossen“; verleugnete er seinen Vater, so mußte er widerrufen und Strafe zahlen u. s. w.

Die Turanier am Tigris stellten sich die Erde wie einen umgestülpten runden Kübel vor, oder vielmehr wie eins ihrer diese Form habenden Boote, die noch heute am untern Euphrat im Gebrauch sind. Rings um diese Erde floß der Ozeanfluß (Zuab). Der Mittelpunkt dieser Erde war natürlich das von ihnen bewohnte Land. Das Himmelsgewölbe ruhte auf den Rändern der Erdfläche.



El Kaſ'r (das Schloß) aus den Ruinen von Babylon.

Das über der Erde wie eine Decke hängende Firmament drehte sich um das als Angelpunkt dienende ferne Ostgebirge — Khurſak-kurra — welches den Himmel mit der Erde verband, und zog in seiner ewigen Bewegung die Fixsterne mit sich, während die sieben Planeten, die man sich als beseelte Geschöpfe dachte, mit Wolken, Regen, Winden und Blitzen sich zwischen Himmel und Erde bewegten. Letztere ruhte „auf dem Abgrund", wo die Finsterniß und der Tod herrschen.

Die turanische Religion bevölkerte Himmel, Erde und Abgrund mit einer unendlichen Mannichfaltigkeit von Geschöpfen. Menschen und Thiere waren natürlich an die Erde gebunden, allein die Geister (Zi) bewegten sich nach dem Glauben der Turanier durch das ganze Weltall. Den höchsten Rang unter ihnen nahmen die Götter ein, welche den großen Weltabtheilungen vorstanden: Anna war die Verkörperung des Himmels; Ea, der Erdgeist, herrschte über die Erde und die Atmosphäre, hielt sich aber am liebsten im Flusse Ozean auf, denn seine Mutter war die Göttin Riah, das flüssige Element. Man nannte ihn auch den „erhabenen Fisch", den „großen Fisch des Ozean". Auf einem symbolischen Schiffe, welches von seinen göttlichen Kindern geleitet wird, durchläuft er sein Reich. Seine Gattin ist Damkina (oder Davkina), die Personifikation der Erde. Aus Beider Vereinigung entsteht das Wasser, welches Alles mit Grün bekleidet. Mulghe und seine weibliche Form Ringhe bewohnen den höllischen Abgrund, einen scheußlichen, finstern Ort, den Aufenthalt der Seelen gestorbener Menschen. An Höllenstrafen nach dem Tode für die Schlechten glaubte man eben so wenig wie an Belohnungen für die Guten: das wurde Alles auf der Erde abgemacht. Aus dem trostlosen, finstern Ort gab es nur für die Seelen einen Ausweg, welchen es gelang, die Götter zu bewegen, sie aus der an einem verborgenen Ort des Abgrundes befindlichen Quelle des Lebens trinken zu lassen. Erreichten sie dies, dann konnten sie wieder auf die Erde zurückkehren. Die Höllengeister gaben sich aber die äußerste Mühe, diese Quelle vor den Seelen verborgen und sie durch allerlei Täuschungen und Künste davon zurück zu halten.

Außer diesen großen Göttern gab es aber noch eine unendliche Zahl untergeordneter und in ihrem Range verschiedener Geister, gute und böse, die beständig mit einander im Kampfe waren.

Der Gott der Sonne war Ud; er war der Feind der Lüge, der Zerstörer böser Einflüsse und Vernichter schlechter Anschläge. Ueber ihm stand aber noch der „Erzpriester der ganzen Erdoberfläche", Izbar oder Bilgi, die Personifikation des Feuers, der Bote Silikmulu-khi's, des Spenders alles Guten, des Sohnes von Ea, des Vermittlers zwischen seinem göttlichen Vater und der leidenden Menschheit. Durch diesen theilte Ea den Menschen und Untergöttern seine Befehle mit und offenbarte ihnen den geheimnißvollen Namen, der die Dämonen in die Flucht jagte. Diese Dämonen, die aus dem höllischen Abgrund kommen, sind die Urheber alles Uebels, welches Menschen und Thieren widerfährt. Alle Krankheiten und Plagen kommen von ihnen. Sie zerfallen in sieben Klassen und alle sind nur darauf bedacht, den Menschen zu schaden. Gegen ihren Einfluß kann man sich nur schützen, wenn man sich gute Götter und Genien zu Freunden macht und ihren Schutz erwirbt, was durch besondere Zaubersprüche und Handlungen, kurz durch die Magie geschehen konnte. —

Die Religion der kuschitischen Völker war davon verschieden. In dieser, wie in der indischen und ägyptischen Religion, finden wir einen Gott, der zugleich einig und vielfältig ist; einig, weil aller Stoff von ihm ausgeht, und er sich mit dem Stoff vereinigt; vielfältig, weil jede Handlung, die er in sich selbst im Stoff oder in der materiellen Welt vorgehen läßt, als durch ein bestimmtes Wesen hervorgebracht betrachtet wurde, dem man einen besondern Namen gab.

Diesen bestimmten geistigen Wesen hatte man in urältesten Zeiten keine hierarchische Rangordnung gegeben; sie bestanden gleichberechtigt neben einander und jeder dieser Götter wurde durch diesen oder jenen Volksstamm, oder in dieser oder jener Stadt vorzugsweise verehrt, wie das ja auch in Aegypten der Fall war. Der Gott Anu war der in Urukh vorzüglich angebetete Gott; Bel verehrte man in Nipuhr, Sin in Ur, Marduk in Babylon u. s. w.

Diese im höchsten Gotte bestehenden Untergötter wurden aber wieder doppelt gedacht, ohne daß man sie sich als getrennt vorstellte; Jedem war nämlich eine weibliche Gottheit

beigeordnet, die eigentlich nur ein weiblicher Name für dasselbe Wesen war. Die weibliche Form, was wol der entsprechendste Ausdruck sein möchte, für Anu sowol als Sin war die Göttin Nana, für Bel war es Belit, und für Marduk — Zarpanit u. s. w. Diese eine Gottvorstellung ausdrückenden Götterpaare waren, wie bemerkt, ursprünglich in ihrem Range gleich; gewann aber das Land, oder die Stadt, in welcher eins derselben vorzugsweise verehrt wurde, die Oberhoheit über die anderen, so nahm man dieselbe Rangerhöhung auch für den Gott an.

Erst zweitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung gelang es den Priestern in dieser Götterrepublik eine bestimmte Rangordnung einzuführen.

Die Spitze dieses Religionssystems war der höchste Gott, Ilu (später in Ninive Assur genannt). Aus diesem Gotte ging der ungeformte Stoff, das Chaos, hervor, welches alle Elemente und Kräfte in sich einschloß. Durch das Wort dieses Gottes sonderten sich die Elemente; das Licht Gottes durchdrang das Weltall, schuf und erhielt die durch das Wort hervorgerufene Ordnung. Der Stoff, das Wort und die Vorsehung sind die drei Gewalten, welche die erste Dreieinigkeit der chaldäischen Religion bilden. Jede für sich ist Gott und kann außer Gott nicht allein für sich gedacht werden. Es sind dies nur drei Formen für dieselbe Sache in verschiedener Wirksamkeit. Ganz dasselbe, oder doch sehr Aehnliches, finden wir in Aegypten in Bezug auf Ra, die Sonne.

Den Stoff, die Materie, nannte man: Anu (Oannes); das Wort: Bel; die Vorsehung: Nuah.

Anu, „der Alte, der Vater der Götter, der Herr der untern Welt, der Herr über die Finsterniß und die verborgenen Schätze", wurde dargestellt mit menschlichem Leibe, auf welchem ein ungeheuerlicher Fischkopf sitzt, dessen Theile über Schultern und Hüften herunterfallen; die Figur hat einen Adlerschwanz.

Bel, „der Demiurg (Werkmeister), der Fürst der Welt, der Herr aller Länder, der Souverän der Geister", wird als ein auf dem Throne sitzender König dargestellt, aber wieder in zwei verschiedenen Formen. Bel-Marduk in Babylon und Bel-Dagon, der den Körper eines Fisches, aber die Büste eines Mannes hat.

Nuah — auch Nisrok und Schalmanu (der Erretter) — „der vernünftige Führer, der Fürst der sichtbaren Welt, der Herr der Wissenschaft, des Ruhms, des Lebens", wird dargestellt als ein Genius mit vier ausgebreiteten Flügeln.

Jedem dieser Götter ist als eine passive Form, als eine Art Spiegelbild, eine weibliche Gottheit zugetheilt, die Anat (Anaitis), Belit (Beltis, Mylitta) und Tihavti (Thauatth) heißen. Diese Göttinnen stellen zusammen das Feuchte und Fruchtbringende, das weibliche Prinzip in der Natur dar, und man faßte sie häufig zusammen unter dem Namen der Belit.

Neben dieser geistigen, unbestimmt definirten Dreieinigkeit bestand eine mehr körperlich faßliche, welche aus dem Mondgott Sin, dem Sonnengott Samas und dem Gott der Atmosphäre Bin bestand.

Dem Mondgott Sin räumten die Chaldäer seltsamerweise den Rang vor dem Sonnengott ein; er galt ihnen als „das Oberhaupt, der Mächtige, der Funkelnde" und hieß auch „der Herr der dreißig Monatstage".

Samas, der Sonnengott, ist ihnen „der große Beweger, der Regent, der Schiedsrichter des Himmels und der Erde".

Bin, der Gott der Atmosphäre, ist „der Minister des Himmels und der Erde, der Austheiler des Ueberflusses, der Herrscher über die Kanäle und spielt als solcher zugleich eine wohlthätige und furchtbare Rolle. Er ist der Herr des Windes und der Ueberschwemmungen, und wie ein flammendes Schwert hält er in seiner Hand den viergespaltenen Blitz. Nach diesen beiden Dreieinigkeiten folgen im Range die Götter der Planeten: Adar (Saturn), Marduk oder Merodach (Jupiter), Nergal (Mars), Istar (Venus) und

Nabu oder Nebo (Merkur). Adar, der auch oft Samdan (der Mächtige) genannt wird, ist das Urbild des Hercules und man findet ihn auf den Denkmälern dargestellt als einen Riesen, der mit seinen Armen einen Löwen erdrückt. Man nennt ihn auch den Schrecklichen, den Herrn der Tapferen, den Starken, den Vernichter der Feinde, der Ungehorsamen und Rebellen, den Herrn des Eisens".

Marduk, der planetarische Gott, wurde später der Hauptgott in Babylon und verschmolz mit Bel. Nergal galt als „der große Held, der König der Schlachten", mit einem Wort, er war der Kriegsgott. Man stellte ihn als Löwen mit menschlichem Oberkörper oder Kopf dar.

Istar personifizirte die Natur wie Anat und Beltis oder Belit. Man findet Istar auch als Kriegerin, als „Königin des Sieges" und „Richterin über die Kriegsthaten" dargestellt, auf einem Löwen oder Stier sitzend mit der Sternen-Tiara auf dem Haupt und mit Bogen und Köcher versehen. Sie ist auch zu gleicher Zeit die Göttin der Wollust und Zeugung und erhält als solche den Beinamen Zir-banit (oder Zarpanit), „Hervorbringerin der Wesen". Sie wurde ganz nackt dargestellt, die Hände gegen die Brust pressend.

Nabu ist der „Befehlshaber im Weltall, der Anordner der Natur, welcher die Sonne auf- und untergehen läßt." Man betrachtete ihn als den Typus für Alles, was es auf der Erde Vollkommenes giebt, und als das Muster, dem nachzuahmen sich die Könige bestreben sollten.

Der große Gott; die Götter der beiden Dreieinigkeiten und die der fünf Planeten bildeten den großen Rath der zwölf Götter, die Herrscher über die Götter, welche den zwölf Monaten des Jahres und den zwölf Zeichen des Thierkreises vorstanden.

Der Kultus dieser Götter war derjenige, welcher im ganzen Lande dem offiziellen zu Grunde lag; aber das Volk erfand sich noch eine Menge Untergötter, die allerlei besondere Verrichtungen und Namen hatten.

Elam und Chaldäa.

Die neben und durch einander in der Nähe des Persischen Meerbusens, zwischen der Hochebene von Iran und der Arabischen Wüste wohnenden turanischen und kuschitischen Völker sonderten sich in zwei Reiche, deren natürliche Grenze der Tigris bildete.

Im Osten dieses Flusses lag das Reich Elam. Sein Gebiet stieg von dem Alluvialland in der Nähe des Stromes nach Osten zu terassenförmig bis an die Grenze der medischen Hochebene, so daß im östlichen Theil des Reichs das Klima kälter und die Erde weniger fruchtbringend ward. Viele von den Gebirgen herabkommende Flüsse durchflossen das Land und unter ihnen waren der Khoaspes, Pasitigris und Eulaös (Ulai) die bedeutendsten.

Am Zusammenfluß der beiden Arme des Khoaspes hatten die Könige von Elam die Stadt Susa gebaut, nach welcher das Land Susiana genannt wurde. Weiter hinauf am Flusse lag Madaktu (Badaca) und im übrigen Theile des Landes Naditu, Khamanu u. s. w., die meistens ihre eigenen Könige hatten, welche sämmtlich den zu Susa residirenden König vom Elam als ihr Oberhaupt anerkannten. Da es in jenem Lande sowol an Bauholz wie an Steinen fehlte, aber Lehm und Thon sich im Ueberfluß vorfanden, so baute man diese Städte meist aus in der Sonne getrockneten Ziegeln.

In diesem Königreich Elam herrschte das turanische Element vor und die offizielle wie die Volkssprache war die turanische, wenn auch die Kuschiten bis in späte Zeiten ihre Nationalität bewahrten.

Susa wurde der Sitz der ältesten Civilisation in diesen Gegenden, und da diese Stadt zugleich die gewöhnliche Residenz des obersten Königs war, so wurden auch die dort verehrten Lokalgötter die vorzugsweise herrschenden. Man verehrte in Susa eine Göttin, welche Susinka oder Nakhunteh genannt wurde, deren Bildsäule in dem heiligen Holze von Susa vor den Augen der Profanen verborgen gehalten und erst nach länger als

tausend Jahren an das Licht gezogen wurde. Die Sitten und Gebräuche der Bewohner des Reiches Elam waren ungefähr dieselben wie die ihrer anderen Stammgenossen.

Westlich vom Tigris hatten sich zwei unabhängige Nationen gebildet, die Sumirs und die Akkads; aus ihrer Vermischung entstand das Volk der Chaldäer und nach ihnen heißt das Land zwischen dem untern Euphrat und Tigris Chaldäa. Von den Kämpfen, welche dieser Vereinigung zwischen zwei so ungleichen Stämmen wie Turanier und Kuschiten sicher voran gingen, hat uns weder Sage noch Geschichte die geringste Nachricht aufbewahrt, und selbst die ältesten Monumente verrathen davon keine Spur; soweit die Sage reicht, findet sie beide obengenannte Völker als Chaldäer vereinigt. Die alten Traditionen von einem Stammvaterlande im Hochgebirge waren selbst verloren gegangen, und was davon allenfalls übrig blieb, wurde auf Chaldäa übertragen.

Während in Elam das turanische Element die Oberhand gewann, überwog in Chaldäa das kuschitische (semitische). Die turanische Sprache erhielt sich nur in den Tempeln und wurde als heilige Sprache in den Schulen gelehrt; allein die Volkssprache mischte sich derart, daß darin die semitische vorherrschte.

In Bezug auf die Religion fand dieselbe Vermischung statt, nur daß auch hier das kuschitische Element überwog. In der offiziellen Religion machten die turanischen Götternamen und religiösen Anschauungen vollständig den kuschitischen Platz, obwol sie im Volke fortbestanden und sich als Magie ausbildeten. Der turanische Gott Silik-Molu-Khi ging in Marduk über; Ea verschmolz mit Nuah, Sin mit Hurki.

Die chaldäischen Magier erwarben einen großen Ruf, der sich bis auf unsere Zeiten erhalten hat, und es möchte nicht schwer sein, ihre Spuren in dem Aberglauben heutiger Nationen aufzufinden.

Die chaldäische Magie nahm gute und böse Geister an, Dämonen. Den Beistand der Ersteren zu gewinnen und gegen die Einflüsse der Letzteren zu sichern, verstanden nach dem Glauben des Volkes die Magier, die sich in drei Klassen theilten: Beschwörer, Aerzte und Theosophen.

Die Beschwörer kannten die kräftigen Formeln, durch welche man die guten Götter gewann und die Dämonen zwang. Eine wichtige Rolle spielten zu diesem Zweck die Talismane oder Amulete, denen man eine solche Kraft zuschrieb, daß selbst Götter nichts dagegen vermochten. — Die Beschwörer gaben sich jedoch nicht allein damit ab, die guten Geister zu gewinnen und gegen den Einfluß der Dämonen zu schützen, sie wollten es auch verstehen, die Letzteren zu zwingen, von ihren Feinden oder irgend welchen Menschen Besitz zu ergreifen, und Beschwörer und Aerzte arbeiteten sich in die Hände. Krankheit war immer das Werk eines Dämons und konnte nicht allein durch medizinische Mittel vertrieben werden, sondern Amulete und Beschwörungen mußten deren Wirkung unterstützen. Aehnliches haben wir auch bei den Aegyptern kennen gelernt.

Fragmente eines magischen Buches haben sich erhalten (im Britischen Museum) und ebenso zahlreiche Amulete, welche der verschiedensten Art sind; oft ganz werthlose Gegenstände, oft Steine mit gewissen Zeichen und Inschriften oder groteske Statuen, welche Dämonen oder allerlei Ungeheuer darstellen. Ein solcher Talisman, der nach der Inschrift den Dämon des Südostwindes darstellt, befindet sich in Paris im Louvre. Es ist eine kleine Bronzestatue, eine Figur mit dem Leib eines Hundes, Adlerfüßen, vier Armen mit Löwenkrallen, dem Schwanz eines Skorpions und dem Kopfskelet einer Ziege.

Die ersten Einwanderer in Chaldäa fanden das Land in dem früher beschriebenen Zustande. Baumaterialien waren außer Schilf und Rohr und deren Wurzeln nicht vorhanden und sie mußten dazu dienen, Wohnungen herzustellen, bis man darauf kam, durch Sonnen- oder künstliche Hitze gehärtete Thonsteine zu verfertigen, aus denen auch die ältesten Städte Chaldäa's gebaut sind. Unter ihnen finden wir Ur, Urukh, Larsam, Nipur, Sipara, Aganeh, Borsip und Babel, Zirgilla, Eridu, Karrak, Kuti, von

denen Ruinen noch jetzt vorhanden sind, und die man, freilich nur unter anders lautenden Namen, in Bibel und Talmud und anderen alten Schriften wiederfindet.

Ur ist das heutige Mugheir, Urukh das Erekh oder Orekh der Bibel, welches von den alten Geographen Orchon genannt wurde und jetzt Warka heißt. Larsam ist vielleicht das Larancha des Berosus und das Larissa des Apollodor; heute heißt es Senkereh oder Sinkara. — Nipur ist das Kalneh oder Kalno der Bibel und Nopher des Talmud. Es hieß auch „die Wohnung des Gottes Anu“ oder Hekal-Anu; jetzt heißt es Niffer. — Sipara ist das Sepharvaim der Bibel. Zirgilla heißt jetzt Zerghul; Eridu ist das Rata der alten Geographen. Aganeh war ein Stadttheil von Sipara, der auf dem rechten Ufer des Euphrat lag und als Stadt für sich betrachtet wurde.

In diesen uraltesten Zeiten war Ur die bedeutendste Stadt. Sie lag am rechten Ufer des Euphrat, nicht weit von dessen alter Mündung, und war eine wichtige Handelsstadt, deren Schiffe im Persischen Meerbusen und auch nach Indien fuhren. Sie lag in einer Ebene, in der sich einige Sandhügel erhoben, und aus der Mitte der Stadt ragte ein dreistöckiger Tempel hervor, der aus Ziegeln erbaut war, welche man mit Asphalt bestrichen hatte. Rings um die Stadt lagen Gräber, deren Inhalt noch Reisenden neuerer Zeit manche Aufschlüsse über jene alte Welt gab.

Von einer Geschichte des alten Chaldäischen Reiches kann eigentlich gar nicht die Rede sein. Nur einzelne Namen und Thatsachen und Sagen sind uns durch den schon erwähnten Priester Berosus und die in den Ruinen von Ninive aufgefundenen Keilschriftfragmente bekannt geworden.

Eine eigentliche Schöpfungssage findet sich nicht. Es heißt nur, daß einst Alles Finsterniß und Wasser war. Darin wimmelte es von wunderbar gestalteten Geschöpfen. Menschen, die zwei oder vier Flügel und zwei Gesichter hatten und zugleich Mann und Weib waren; andere mit Ziegenhörnern und Füßen, andere, die hinten Pferd und vorn Mensch waren; Stiere mit Menschenköpfen, Menschen mit Fischleibern, Drachen u. s. w. Die Herrscherin all dieser Geschöpfe sei ein Weib, Omorka, gewesen. Bel spaltete das Weib und die Finsterniß in zwei Theile, machte Himmel und Erde, stellte die Sonne, den Mond und die Sterne auf, leitete das Wasser ab, kurz machte die Welt, wie sie ist. Das Licht tödtete die an die Finsterniß gewöhnten Ungeheuer. Nun hieb Bel sein Haupt ab und befahl einem der Götter, aus der mit seinem Blut gemischten Erde Menschen zu machen und Thiere.

Die Menge verschiedener Menschen, welche Chaldäa bewohnten, lautet diese Sage, lebte in wildem Zustande wie die Thiere; aber schon im ersten Jahre entstieg dem Rothen Meere ein mit Vernunft begabtes thierartiges Wesen, welches Oannes hieß. Es hatte den Körper eines Fisches, aber unter seinem Fischkopf einen Menschenkopf und auch menschliche Füße, die aus der Gegend des Schwanzes hervorragten. Dieses Wesen, welches die menschliche Sprache reden konnte, blieb während des Tages unter den Menschen, ohne jedoch irgend welche Nahrung zu nehmen, tauchte aber Abends wieder in das Meer, wo es die Nacht zubrachte. Dasselbe lehrte auch die Menschen die Buchstaben kennen und unterrichtete sie in allen möglichen Künsten und Wissenschaften; unterwies sie in der Geometrie und im Bauen von Städten; lehrte sie säen und ernten und schrieb für sie auch ein Buch über den Ursprung der Dinge und über die Civilisation.

Lange Zeit nach dem Erscheinen dieses wohlthätigen Wesens gaben die Götter dem Volk einen König, der Aloros genannt wird, und sechs Saren — jede zu 3600 Jahren — also 21,600 Jahre regierte. Nach ihm herrschte sein Sohn Alaparos 10,800, dann Amillaros (oder Almelohn) aus Pantibiblia (Sipara oder Urukh?) 46,800 Jahre. Während seiner Regierung stieg aus dem Meer abermals ein Fischmensch, der das Werk des Oannes fortsetzte. Während der Regierung der folgenden Könige, deren es zehn gab, die zusammen 120 Saren (432,000 Jahre) regierten, erschienen sechs solcher Fischmenschen und seitdem ist nichts Nennenswerthes mehr entdeckt oder erfunden worden.

Der letzte der zehn Könige war der Sohn des Obartes (oder Obartutu), Xisuthros, unter welchem die Sintflut stattfand, nachdem die Welt gegen 700,000 Jahre bestanden hatte (genau 691,200).

Der Gott Nuah (bei Berosus Saturn) verkündete Xisuthros die Sintflut, wies ihn an, ein Schiff zu bauen u. s. w., und als es fertig war, hieß ihn der Gott Samas hinein gehen, da er regnen lassen wolle.

Die Arche landete endlich auf den Gipfel des Kordyäischen Gebirges im Lande Nizir (s. Vorhalle). Xisuthros opferte, und seine und der Götter Bitten besänftigten Bel, der darein willigte, die Menschen leben zu lassen, welche in der Arche sich gerettet hatten und versprach, daß niemals wieder eine Sintflut kommen solle. Als das entschieden war, trat Bel mitten in das Schiff, nahm Xisuthros bei der Hand und führte ihn und seine Frau hinaus, die nebst seiner Tochter und dem Steuermann zu den Göttern entrückt wurden.

Die Menschen, welche die Erde neu bevölkerten (unter Erde versteht man Chaldäa), waren Riesen, welche, auf ihre Kraft und Größe trotzend, die Götter mißachtend und sich besser dünkend als diese, einen ungeheuern Thurm bauten, wo die Stadt Babel stand. Die Winde kamen den Göttern zu Hülfe, stürzten das Bauwerk um und die übriggebliebene Ruine wurde Babel genannt. Bis dahin sprachen die Menschen eine Sprache, aber die Götter machten, daß sie seitdem verschiedene Sprachen redeten. Daß Babel von dieser Sprachenverwirrung den Namen habe, ist jedoch ein Irrthum. Babel, Bab-Ilu, bedeutet einfach „das Thor des Gottes Ilu".

Nach der Sintflut und der Sprachenverwirrung herrschte die erste menschliche Dynastie. Ihre sechsundachtzig chaldäischen Könige regierten zusammen 340,080 Jahre; nach Anderen waren es sechs, die zusammen nur 225 Jahre regierten. Die genannten Namen und Zahlen haben zwar keine historische Bedeutung, aber von den Heldensagen finden sich hin und wieder Spuren auf den Denkmälern, und sie mögen daher wol einen historischen Grund haben.

Unter diesen Sagenhelden ragt vorzüglich Nimrod hervor, der „mächtig auf der Erde wurde" und der „ein großer Jäger vor dem Herrn" war, wie sich die Genesis ausdrückt. Er herrschte über Babel, Erekh, Akkad und Kalneh im Lande Sinear. Die Ueberlieferung schreibt ihm in jenem Lande alle die großen Bauwerke zu, deren Ruinen man dort noch heute sieht, ja auch den Bau des Thurms von Babel. Manche Forscher glauben, daß er und Belos, dessen Name ebenfalls aus diesem historischen Nebel hervorleuchtet, eine und dieselbe Person waren. Die arabische Sage erzählt von ihm, daß er Abraham, den Stammvater der Juden, in einen feurigen Ofen werfen ließ und es versuchte, auf einem Adler in den Himmel zu steigen.

Es erscheint in jener dunkeln Zeit noch ein anderer Name, Izdubar, welcher von Manchen nur für eine andere Bezeichnung des Nimrod gehalten wird. Nach der Legende war dieser Izdubar genannte Held wenigstens ein eben so gewaltiger Jäger wie Nimrod. Er fing einen geflügelten Stier und befreite das Land von einem schrecklichen Seeungeheuer, Buhl genannt, welches junge Mädchen fraß. Sein Jäger Ssaïd erhielt von ihm den Auftrag, zwei schöne Frauen zu benutzen, das Ungeheuer anzulocken. Als dasselbe sie in nackter Schönheit am Ufer sah, kam es ans Land; Ssaïd tödtete es und zog triumphirend in Urukuh ein. Auch befreite Izdubar das Land von grausamen Tyrannen, die Belesu und Humbaba genannt sind.

All diese Heldenthaten gewannen ihm die Liebe der Liebesgöttin Istar, die ihn zum Manne nahm. Diese Liebe schützte ihn aber nicht gegen Krankheit und Tod, und um ein Mittel dagegen zu finden, beschloß er, den bei den Göttern lebenden Xisuthros (der auch Hasisadra genannt wird) zu befragen. Ein Traum offenbart ihm den Weg. In Begleitung seines Magiers Urbel besteigt er ein Schiff (auf manchen geschnittenen Steinen findet man ihn in demselben abgebildet) und kommt nach einer Fahrt von anderthalb

Monaten den Euphrat hinunter, an den Ort, wo er Hasisadra-Xisuthros findet. Dieser erzählt ihm, wie er aus der Sintflut gerettet wurde (s. Vorhalle), und giebt ihm dann die Ceremonien an, die er zu verrichten hat, um nicht zu sterben.

Wir haben gesehen, wie verschieden dieselben Götter bei turanischen und kuschitischen (semitischen) Völkern genannt werden. Dasselbe ist der Fall bei Personen, und daher kommt es, daß man sich aus dem Wirrwarr von Namen nicht herausfinden kann die auf den, verschiedenen, erst kürzlich entdeckten Monumenten und Schrifttafeln vorkommen. Mit der Zeit wird auch vielleicht diese Schwierigkeit überwunden werden; allein bis jetzt weichen die Erzählungen noch sehr von einander ab. Wie man Anfangs aus den ägyptischen Hieroglyphen Dinge herauslas, die sich später als ganz unrichtig erwiesen, so wird es wol auch mit den Keilschriften der Fall sein, welche gegenwärtig noch die Gelehrten beschäftigen.



Der Thurm des Nimrod (Birs Nimrod) aus den Ruinen von Babylon.

Die ältesten Könige, von denen uns die Monumente Nachricht geben, finden wir in Ur, wo zuerst ein König Urukh oder Urkham (turanisch Likbagas) vorkommt, der sehr mächtig gewesen sein muß, wie die Ueberreste seiner Bauwerke bezeugen, in deren Ziegeln sein Name eingedrückt ist. Man berechnet, daß einer der Tempel, dessen Ruinen noch vorhanden sind, ungefähr 33 Millionen solcher Ziegel enthalten haben mußte. Für solche Bauten reichte die Bevölkerung von Urukh nicht hin, und man schließt daraus, daß er ein Eroberer war und die besiegten Völker diese Arbeiten machen mußten. Seine Nachfolger errichteten gleichfalls große Bauwerke; allein mit der Zeit verlor Ur sein Ansehen und die Hegemonie in Chaldäa ging auf Karrak (turanisch Nisin) über, dessen Fürsten Ur und Urukh eroberten, aber wieder von anderen Königen besiegt wurden. Babylon und Aganeh bewahrten indessen ihre Unabhängigkeit.

Zwischen 2300 und 2280 v. Chr. fiel der elamitische König von Susa, Kudur-Nakhunta, in das Land ein und eroberte es von Ur bis Babylon. Er nahm die chaldäischen Götterbilder mit in sein Reich und machte der chaldäischen Herrschaft ein Ende.

Schon vor diesem glücklichen Kriegszug des Königs von Elam hatten unter den Völkern des südlichen Chaldäa Bewegungen und Auswanderungen stattgefunden, deren Zeitpunkte sich eben so wenig feststellen lassen wie ihre Ursachen. Eine dunkle Tradition berichtet von

dem Eroberungszuge eines skytischen Königs, den sie Indathyrses nennt, der bis nach Aegypten vorgedrungen sein soll und solche Völkerbewegungen veranlaßt haben mag. Wahrscheinlich ist es, daß zu verschiedenen Zeiten dergleichen Wanderungen vom Persischen Meerbusen her stattfanden. Von dorther kommende Völker blieben im Gebiete des mittlern Tigris in den Ländern von Assur. Ein Stamm unter der Führung eines Mannes Namens Therah (oder Thareh) verließ Ur in Chaldäa und blieb in Haran (Kharran oder Karrà) in Mesopotamien. Andere (kuschitische) Völker und unter ihnen die schon genannten Puni verließen, der Sage nach, durch ungeheure Erdbeben erschreckt, ihre Wohnsitze am Persischen Meerbusen und ihre Heiligthümer auf den Inseln Tyr und Arad.



Unterjochte Völker bringen Geschenke.

Es scheint, sie gingen den Euphrat hinauf, blieben eine Zeit lang im Gebiet von Babylon und an den Ufern des großen Assyrischen Sees (Bahr-i-Nodjif) und drangen auf der Nordstraße nach Syrien ein. Nach arabischen Traditionen zogen sie durch Arabien von der Mündung des Euphrat bis zum Jordanthal. Dort vertrieben sie die halbbarbarischen Völker und nahmen das Land vom Euphrat bis zur Landenge von Sues in Besitz. Mehrere ihrer Stämme oder durch sie in Bewegung gesetzte Völker, angelockt durch den Ruf von dem Reichthum Aegyptens, drangen durch die Wüste in das Nilthal ein zu einer Zeit, als die politische Lage Aegyptens einen solchen Einfall besonders begünstigte. Wie diese Hik-Schus (Hyksos) genannten Völker Aegypten eroberten (2100 v. Chr.) und gegen 500 Jahre im Lande blieben, haben wir in der ägyptischen Geschichte angegeben.

Gemäß der Gewohnheit der Eroberer in jener alten Zeit nahm Kudur-Nakhunta, der Eroberer von Chaldäa, nur einen Tribut von den besiegten Fürsten und ließ sie als seine Vasallen an ihren Stellen. — Nach den Berichten des Berosus (des schon früher genannten priesterlichen Geschichtschreibers) gründete Nakhunta eine neue Dynastie, die medische. Unter seinen Nachfolgern erwähnen wir Kudur-Lagamer, den die Bibel Khodor-Laomer nennt, als Eroberer. Er fiel in Syrien ein, durch seine chaldäischen

Vasallen (die Könige von Sinear, Ariokh und Elassar und Thargal, die andere mesopotamische Völker beherrschten) unterstützt. Die Syrer wurden geschlagen, mußten Tribut bezahlen, empörten sich nach zwölf Jahren, wurden im Thale Siddin abermals geschlagen und ihre Städte geplündert.

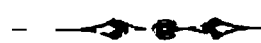
Einer der Nachfolger Lagamer's, Kudur-Mabuk, machte ebenfalls noch erfolgreiche Einfälle in Syrien, aber die ihm folgenden Fürsten schienen an Macht und Ansehen verloren zu haben, so daß die chaldäischen Fürsten sich von ihrer Abhängigkeit befreiten. In Südchaldäa thaten sich die Könige von Larsam hervor, und im Norden dehnten die Fürsten von Aganeh ihre Grenzen aus. In Babylon, wo bisher das turanische Element die Oberhand gehabt hatte, gewannen die Kuschiten (Semiten) die Macht und namentlich durch den König Saryoukin I. (Sargina) von Aganeh, der eine der chaldäischen Heldengestalten ist und dessen Leben die Sage ausgeschmückt hat. Seine Bildsäule, die später in der Stadt Aganeh errichtet wurde, trägt auf ihrem Piedestal folgende Inschrift: „Ich bin Saryoukin. der mächtige König von Aganeh. Meine Mutter kannte meinen Vater nicht; aber meine Familie gehörte zu den Herren des Landes. Meine Mutter empfing mich in der Stadt Azpiranni, die am Euphrat liegt; sie gebar mich an einem heimlichen Ort. Sie legte mich in einen Korb von Binsen, dessen Deckel sie mit Harz verschloß, und warf mich in den Fluß, dessen Wellen mich fort- und dem Wasserträger Akki zuführten. Akki der Wasserträger nahm mich in der Güte seines Herzens heraus; Akki der Wasserträger erzog mich wie seinen eigenen Sohn; Akki der Wasserträger machte einen Gärtner aus mir. Als solchen war mir Istar günstig und nach — Jahren bemächtigte ich mich der königlichen Gewalt."

Saryoukin drang bis zum Persischen Meerbusen vor und unterwarf alle kleinen chaldäischen Fürsten mit Ausnahme derer von Larsam und Apirak; dann wandte er sich gegen die Elamiten und zwang sie, ihm Tribut zu zahlen. Die Stämme der Gutim, welche das Land zwischen Euphrat und den Kordyäischen Bergen bewohnten, wurden ebenfalls unterworfen. Nachdem er auch in Syrien eingedrungen und von dort siegreich zurückgekehrt war, stellte er den Tempel zu Aganeh wieder her und erbaute die Pyramide von Ulbar, welche der Göttin Anunit geweiht war.

Dieser große König war auch ein Pfleger der Wissenschaften; er gründete zu Urukh eine Bibliothek, wodurch diese Stadt den Namen der Bücherstadt bekam. Er ließ alle alten chaldäischen Bücher sammeln, welche die heiligen chaldäischen Ueberlieferungen enthielten und daraus neue Bücher in semitischer Sprache schreiben. In einem dieser Werke sind die Regeln der Auguren und die Beobachtungen alter Astronomen aufgezeichnet; in einem andern findet man die Regeln der semitischen und turanischen Grammatik. Die Abhandlungen über Magie und Gesetzgebung, die im altturanischen Dialekt niedergeschrieben waren, ließ der König übersetzen und erklären. Ein späterer assyrischer König — Assur-ban-habal — ließ diese Schriften auf gebrannte Thontafeln abschreiben, deren Ueberreste, die kürzlich unter den Ruinen von Ninive aufgefunden wurden, sich gegenwärtig im Britischen Museum in London befinden.

Saryoukin's Sohn Naram-sin trat als Eroberer in die Fußstapfen seines Vaters, aber nach ihm herrschte eine Frau, Ellat-bauh. Der König von Larsam, Rim-Akuh, gewann ihr das ganze südliche Chaldäa ab und schickte sich an, Babylon anzugreifen, als ihm der König der Kassi im Lande Elam, Khammuragas (Hamurabi), zuvorkam. Er entthronte die Königin, setzte sich an ihre Stelle, that im Lande viel Gutes durch Sorge für die Kanäle u. s. w. und besiegte endlich König Rim-Akuh, so daß er über ganz Chaldäa herrschte.

Das von ihm vergrößerte und verschönerte Babylon wurde seine und seiner Nachfolger Residenz. Die von ihm gegründete Dynastie ist die cissitische genannt. Sie herrschte mehrere Jahrhunderte, doch bietet ihre Geschichte nichts Bemerkenswerthes, außer Berichte über Kriege mit den Elamiten und über allerlei Verbesserungen und Bauten.





Assyrien.

er gegen 150 Jahre währende Krieg der ägyptischen Könige gegen die fremden Eroberer hatte sowol in den Fürsten als in dem Volke den kriegerischen Geist erweckt. Anstatt sich damit zu begnügen, wie bisher ihre Grenzen gegen die lüsternen asiatischen Völker zu schützen, fielen sie selbst in Asien ein, und wir haben in der ägyptischen Geschichte die Kriegszüge von Thotmes I., Thotmes III. und Ramses II. berichtet. Unter den von Thotmes III. besiegten Völkern finden wir auch die Assyrer genannt, die sich gegen seinen Sohn Amenhotep II. (oder Amenophis) empörten und dafür hart gezüchtigt wurden. Ihre Könige zahlten den Pharaonen lange Zeit hindurch Tribut.

Die älteste Geschichte dieses später sehr mächtig gewordenen Assyrischen Reiches war bisher ein Gewebe mythologischer Fabeln, welche altgriechische Schriftsteller persischen Legenden nacherzählten. Diese Fabeln sind in alle späteren Geschichtswerke übergegangen und erst in neuester Zeit als solche erkannt worden. Ob sie irgend welchen historischen Boden haben, vermögen wir nicht zu beurtheilen und theilen sie nur ihrer Popularität wegen mit. Der wesentliche Inhalt dieser Sagen ist folgender:

In urältester Zeit herrschte ein König Namens Ninos, der sich mit dem Könige Ariäos von Arabien zu einem Kriegszuge gegen Babylonien verband, dessen König er sammt seinen Kindern gefangen nahm und umbringen ließ. Dann besiegte er die Armenier und auch die Medier, deren Könige er sammt Weibern und sieben Kindern kreuzigen ließ. Auch die Perser unterwarf Ninos, ferner die Völker Kleinasiens, und sein Reich dehnte sich vom Mittelmeer bis zum Indos aus.

Nach diesen Kriegen beschloß er eine Stadt zu bauen, die alle anderen an Größe übertreffen sollte und die er Ninos nannte. Diese Stadt bildete ein längliches Viereck, dessen längste Seite 480 Stadien und dessen kürzere 89 Stadien lang war. Außer vornehmen Assyrern nahm Ninos auch viele Fremde in diese Stadt auf, welche die größte und blühendste der Welt wurde.

In seinen früheren Feldzügen hatte der König die Baktrier nicht besiegen können. Dies ließ ihn nicht ruhen und er beschloß sie anzugreifen. Sein Heer zählte 1,700,000 Fußsoldaten, 210,000 Reiter und über 10,000 Streitwagen. Trotz dieser ungeheuern Macht gelang es erst nach vielen Verlusten, die Baktrier in ihre Städte einzuschließen. Sie wurden alle eingenommen bis auf die Hauptstadt Baktra, welche eine lange Belagerung aushielt.

Einer der vor Baktra liegenden Hauptleute des Ninos, Namens Oannes, bekam Sehnsucht nach seinem Weibe Semiramis und ließ sie kommen. Diese Frau war die Tochter

der Fischgöttin Derketo von Askalon und eines Sterblichen. Sie war als Kind ausgesetzt, aber von den Tauben ihrer Mutter ernährt worden. Hirten fanden sie und brachten sie dem Oberhirten Simmias, welcher das Kind Semiramis nannte, was auf Syrisch Taube heißt.

Als sie heranwuchs und der Statthalter von Syrien, Onnes, sie sah, wurde er von ihrer Schönheit so entzückt, daß er sie zur Frau nahm.

Als Semiramis vor Baktra ankam, gewahrte sie, daß die Vertheidiger die Burg zu bewahren vernachlässigten, da sie auf deren natürliche Stärke vertrauten. In einer Nacht erkletterte sie dieselbe mit einer auserwählten Schar, und auf ein von ihr gegebenes Zeichen begannen die Assyrer die Stadt zu stürmen.

Die Baktrer, bestürzt, ihre Burg besetzt zusehen, verloren den Muth, und die Stadt wurde eingenommen. König Ninos beschenkte Semiramis reichlich, wurde aber von ihrer Schönheit so bestrickt, daß er sie ihrem Manne abverlangte, dem er dafür seine eigene Tochter zur Frau anbot. Onnes weigerte sich, mußte aber nachgeben, da Ninos drohte, ihm die Augen ausstechen zu lassen; allein er erhenkte sich vor Kummer. Semiramis wurde Königin.



Karte der Ruinen von Niniveh.

Als Ninos starb, ließ ihm Semiramis einen Grabhügel errichten, der 1700 Meter hoch war. Sie unternahm nun bewundernswerthe Bauwerke und vor Allem den Bau von Babylon, dessen Größe Niniveh, die Stadt des Ninos, noch übertreffen sollte. Die Umfassungsmauer war 66 Kilometer lang und so breit, daß sechs Wagen in Front darauf fahren konnten. Diese Mauer wurde durch 250 dicke Thürme flankirt. Der Euphrat wurde durch einen Kai eingedämmt, der 30 Kilometer lang war, und beide Ufer wurden durch eine Brücke verbunden. In der Mitte der Stadt erhob sich der Tempel des Gottes Bel, und andere prachtvolle Bauwerke zierten sie, unter denen die sogenannten hängenden Gärten der Semiramis einen besonderen Ruf erlangten.

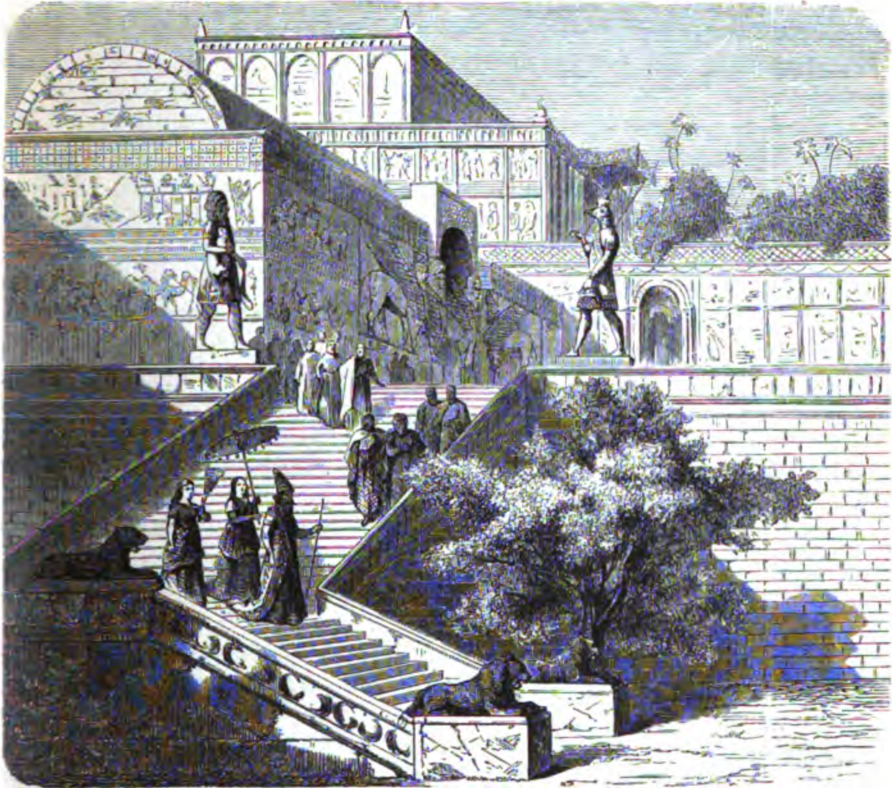
In ihren Bauten wurde die Königin durch eine in Medien ausbrechende Empörung gestört. Sie unterdrückte dieselbe und durchzog die Provinzen ihres Reiches, überall Städte gründend und großartige Bauwerke anlegend. Sie baute Ekbatana in Medien, Semiramocerta in Armenien am See Van und Tarsos in Kilikien. Sie baute auch, heißt es, die sogenannte „medische Mauer" vom Euphrat zum Tigris, durchbrach überall Felsen nud legte schöne Straßen an. In der Ebene errichtete sie ihren gefallenen Heerführern hohe Grabhügel. An den Grenzen Syriens angekommen, ging sie über die Landenge von Sues nach Aegypten und unterwarf dieses Land sowol wie Aethiopien.

Von dem Rufe indischer Reichthümer angelockt, beschloß sie einen Feldzug gegen Indien und rüstete sich drei Jahre lang zu diesem Kriege. Ihr Heer zählte 3 Millionen Fußsoldaten, eine halbe Million Reiter und 100,000 Streitwagen. Da sie keine Elefanten wie die Inder hatte, so ließ sie 100,000 Kameele in die Häute schwarzer Stiere einnähen und auf jedes einen Mann setzen. Mit diesen nachgemachten Elefanten dachte sie die Inder zu täuschen. Für den Uebergang über den Indos wurden 2000 Schiffe gebaut, deren einzelne Theile auf Kameele geladen wurden.

Es gelang der Königin auch der Uebergang über den Indos und auch tiefer in das Land einzudringen, weil dessen König Stabrobates absichtlich zurückwich. Plötzlich aber

griff er an. Seine Reiterei, entsetzt vor den Kameelen, floh zwar anfänglich, allein Fußvolk und Elefanten schlugen die Assyrer in die Flucht. Der König selbst verwundete Semiramis in Arm und Rücken und sie entkam mit Mühe über den Indos, dessen Brücke sie abbrechen ließ. Von ihrem ungeheuren Heere gingen zwei Drittel zu Grunde (nach Anderen kamen nur 20 Mann davon).

An den Grenzen der damals bekannten Erde hatte sie Siegessäulen errichtet und auch in Skythien, nicht weit von Jaxarta, wo man sie noch zur Zeit Alexander's des Großen gefunden hat, mit einer Inschrift, in welcher es hieß: „Die Natur hat mir den Körper einer Frau gegeben, aber meine Thaten haben mich den größten Männern gleich gestellt.



Aufgang zum Königspalast in Ninive̓h.

Ich habe das Reich des Ninos regiert, welches im Westen an den Fluß Hinaman (?) stößt, südlich an das Land des Weihrauchs und der Myrrhe, nördlich an die Saker und Sogdianer. Vor mir hatte kein Assyrer das Meer gesehen; ich habe vier gesehen, die Niemand erreicht hatte, da sie so fern lagen. Ich habe die Flüsse gezwungen, zu fließen, wie ich wollte, und ich wollte, daß sie nur da fließen sollten, wo sie nützten; ich habe die unfruchtbare Erde fruchtbar gemacht, indem ich sie mit meinen Flüssen bewässerte. Ich habe uneinnehmbare Festungen gebaut; ich habe mit Eisen durch unwegsame Felsen Straßen gebrochen. Ich habe mit meinem Wagen Wege befahren, welche selbst die wilden Thiere niemals früher durchlaufen hatten. Und mitten unter all diesen Beschäftigungen hab' ich Zeit für meine Vergnügungen und meine Freunde gefunden."

Als Semiramis nach ihrer Rückkehr hörte, daß ihr Sohn Ninyas gegen sie konspirire, entsagte sie der Regierung zu seinen Gunsten und entfloh als Taube zu den Göttern. Nach Anderen wurde sie von ihrem Sohne ermordet, der empört darüber war, daß sie

sich in ihn verliebte. Ihr Alter wird auf 62 Jahre und die Zeit ihrer Regierung auf 42 angegeben.

Diese Semiramis-Sage wurde vom Volke auf alle Weise ausgeschmückt. Die oben erwähnten Hügel, hieß es, waren die Gräber ihrer Liebhaber, welche sie umbringen ließ, wenn sie ihrer müde war.

Ninos und Semiramis sind in der That nichts als die Göttergestalten des Adar-Sadam und der Istar, der assyrischen Venus und des Hercules. Ihre Geschichte gehört in die Klasse der Fabeln, mit denen die Babylonier ihre älteste Zeit verziert haben. Zur Zeit der Perserherrschaft sammelte sie der Grieche Ktesias von Knidos und machte aus den mythologischen Personen Menschen.

Von der wirklichen Geschichte des alten Assyriens wissen wir Folgendes: Während das Chaldäische Reich allmählich schwächer wurde, begann das von Assur sich zu stärken und zu vergrößern. Dieses Reich nahm den mittleren Theil des Tigrisbeckens ein, vom Einfluß des Kurnib bis zu der Gegend, wo der Tigris sich in die Alluvialebene Chaldäa's ergießt. Im Osten wurde das Land durch den mittleren Lauf des großen Zab und einige Ausläufer des Zagros von dem Lande Namri und den Gebieten getrennt, welche turanische Stämme Mediens bewohnten. Im Norden bildeten der Berg Masios und im Süden der Fluß Adhem die Grenze. Im Westen und Südwesten lief das assyrische Gebiet den Khabur und Euphrat entlang, ohne sich jedoch, wie es scheint, jemals bis an die Ufer dieser Flüsse zu erstrecken. Der Osten des Landes war von vielen Flüssen bewässert, nämlich durch den Khabur (oder Kurnib), den kleinen und großen Zab und den Adhem, und seine Hügel und deren Abhänge waren reich an Getreide und Früchten aller Art, während sie in ihrem Schoße werthvolle Mineralien bargen.

Das Land wurde außerdem durch eine Menge Kanäle bewässert, die vom Tigris und seinen Nebenflüssen gespeist wurden, was auch sehr nöthig war, da es während der Sommermonate selten regnete.

In diesem Reiche gab es eine Menge Städte, von denen nur die Namen und Ruinen übrig geblieben sind. Die ersten chaldäischen Kolonisten gründeten die beiden Hauptstädte Assyriens: Niniveh und Kalakh; noch älter indessen scheinen die altassyrischen Königsstädte Singar und El-Assur gewesen zu sein.

Von den ältesten Priesterkönigen Assurs wissen wir nicht viel mehr als ihre Namen und die ungefähren Jahreszahlen: Ismi-Dagan (1800 v. Chr.); Samsi-Bin (1760); Te——Ba (?) und Iri-Amtuk (1520 v. Chr.). Mehrere von ihnen mußten den Pharaonen Tribut bezahlen. Diesen folgten Könige, welche sowol von Aegypten, wie auch von Chaldäa unabhängig waren. Die Denkmäler nennen uns Assur-Narara, Nabu-Dagan (gegen 1500 v. Chr.), Assur-Bel-Nisisu (1400 v. Chr.). Bis dahin waren die Könige von Assyrien noch immer als Vasallen derer von Chaldäa betrachtet worden, allein Bel-Nisisu und sein Sohn Busur-Assur verhandelten als Gleichstehende mit dem Könige von Chaldäa Kadeh und seinem Nachfolger Burnaburyias I., welcher Letztere eine Tochter des Assurubalat, des Nachfolgers von Busur-Assur, heirathete.

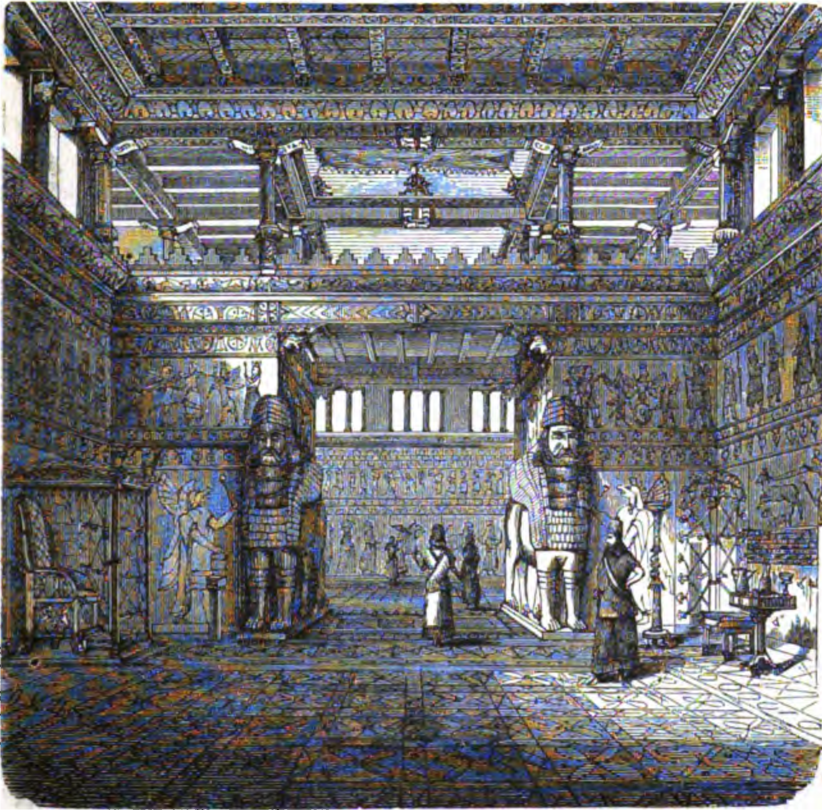
Der Sohn des Burnaburyias I. von Chaldäa war bei einem Aufstande der Kassi getödtet worden, und ein Usurpator Nazibugas hatte sich auf seinen Thron gesetzt. Dies veranlaßte Assurubalat sich einzumischen; er rückte in Babylonien ein, tödtete den Usurpator und setzte dann den zweiten Sohn des Burnaburyias, Kurigalzu, auf den chaldäischen Thron.

Ein Jahrhundert später (etwa 1270 v. Chr.) finden wir, daß der assyrische König Tuklat-Adar I. Babylon erobert und sich ganz Chaldäa unterwirft. Achthundert Jahre lang blieb es Assyrien untergeben, obwol es sich häufig empörte.

Schon gleich nach Tuklat-Adar's Tod empörte sich der von ihm eingesetzte Statthalter Bin-Bal-Idin gegen dessen Sohn Bel-Kudur-Ussur (1260) und fiel darauf sogar in

Assyrien ein. Der König wurde geschlagen und getödtet, das königliche Siegel Tuklat-Adar's erbeutet und als eine Trophäe in den Schatz Babylons gelegt, wo es 600 Jahre blieb.

Der folgende König Adar-Habal-Asar (1250 v. Chr.) schlug indessen Bin-Bal-Idin bei El Assur, und von nun an stieg die Macht der assyrischen Herrscher immer höher. Assur-Dagan, Sohn des Adar-Habal-Asar, „übertraf alles vor ihm Dagewesene". Er nahm dem Könige von Babylon, Zamana-Zikir-Idin die Städte Zabba, Irriga und Agarsal ab. Seine Nachfolger Mutakkil-Nebo und Assur-Ris-Isi (1150) waren noch glücklicher; von dem Letzteren heißt es: „Er griff die Länder der Rebellen an und unterwarf die Fürsten der ganzen Erde", d. h. Chaldäa's.



Im Innern eines assyrischen Königspalastes.

Der König von Babylonien, Nabu-Kudur-Ussur I. (Nebukadnezar), verwüstete zweimal Assyrien, wurde aber schmählich zurückgejagt und ließ Wagen und Bagage, ja sogar die königliche Standarte im Stich, die man ihm vortrug.

Assyrien hatte keine nebenbuhlerischen Nachbarn außer den chaldäischen Königen; die Völker, welche an den anderen Grenzen wohnten, hielten nicht zusammen, waren von geringer Bedeutung und wurden von den wohlgeordneten Heeren der Assyrer leicht besiegt. Ihr Gebiet dehnte sich über das obere Becken des Tigris und über ganz Mesopotamien aus; die Länder Kumukh, welches auf den Abhängen des Tauros bei Samosate lag und sich über das ganze obere Thal des Tigris bis Diarbekir ausdehnte — ferner ein Theil von Nairi, welches auf den Abhängen des Berges Masios zwischen dem obern Tigris und dem mittleren Euphrat lag — wurden erobert und tributpflichtig gemacht.

Die Macht und Ausdehnung des Reiches wuchs indessen am beträchtlichsten unter Tuklat-Habal-Asar I. (Tiglath-Phalasar oder Pilesar, um 1130). Dieser hatte

gleich bei Beginn seiner Regierung einen schweren Kampf zu bestehen gegen die Muskai (Moskhier), welche auf dem nordwestlichen Abhange der armenischen Berge wohnten und früher den Assyrern tributpflichtig gewesen waren, nun aber von ihren Bergen herabstiegen und unter der Führung von fünf Königen in Kumukh einfielen, welches damals, scheint es, noch nicht gänzlich unterworfen war.

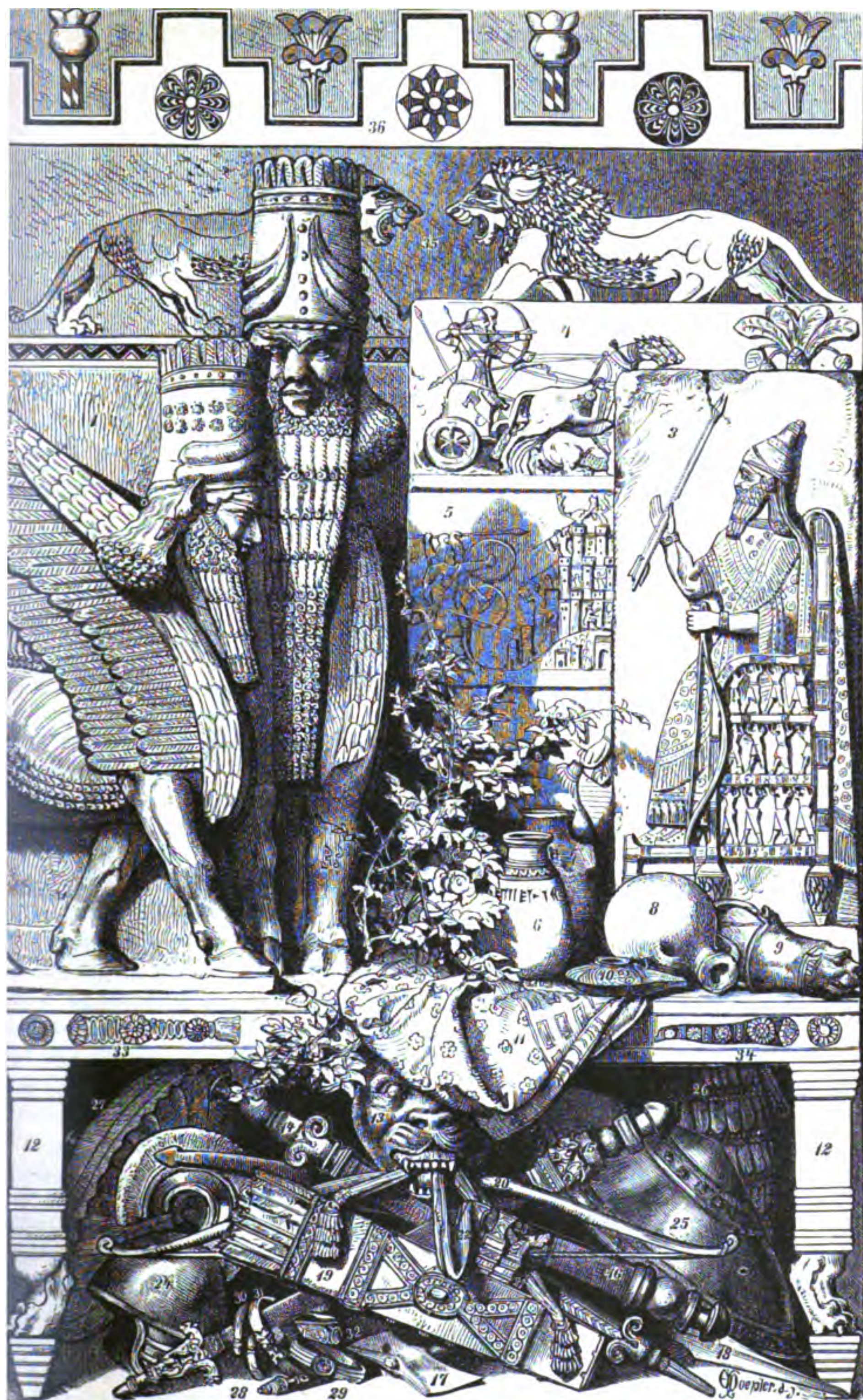
Die fünf Könige wurden geschlagen und der assyrische König sagt in einer Inschrift: „Ich füllte mit ihren Leichnamen die Wurzeln der Berge. Ich schnitt ihre Köpfe ab. Ich warf die Mauern ihrer Städte nieder. Ich nahm ihre Sklaven und gewann große Beute und unzählige Schätze. Sechstausend der Ihrigen, die sich gegen meine Macht aufgelehnt hatten, fielen mir zu Füßen und ich machte sie zu Gefangenen".

Die Assyrer überschritten nun den Tigris und nahmen die Hauptstadt des Landes Kumukh ein; dann folgte der siegreiche König den Rebellen, die sich in die Gebirge zurückgezogen hatten, und machte sich zum Herrn des ganzen Landes, welches er mit Assyrien vereinigte; es heißt in der Inschrift weiter: „Ich bin Tuklat-Habal-Asar, der mächtige König, der Zerstörer der Schlechten, der die Schlachthaufen der Feinde vernichtete".

Um diese Eroberung zu sichern, mußte der König die an den Grenzen wohnenden Völker gleichfalls unterwerfen. Seine Truppen überschritten den kleinen Zab und drangen in die Gebirge Kurdistans ein, während er selbst in das Innere von Armenien einrückte. Er marschirte gegen das Land Kharia und die Armeen des großen Landes Kurkieh und drang in undurchdringliche Wälder ein, wohin noch kein König gekommen war. „Der Gott Assur, mein Herr, befahl mir zu marschiren; ich vertheilte meine Wagen und meine Armee und nahm die Festungen der Länder Itni und Aya ein, die auf den höchsten Gipfeln unzugänglicher Gebirge lagen, welche scharf wie Dolchspitzen waren, und wo meine Wagen nicht fortkonnten. Ich ließ meine Wagen in der Ebene und drang in die verwickelten Berge." Er schlug die Einwohner von Kurkieh und nahm im Lande Kharia fünfundzwanzig Städte ein. „Ich bedeckte die Länder Saranit und Ammanit mit Ruinen; seit undenklichen Zeiten hatten sie sich nicht unterworfen. Ich habe mich mit ihren Armeen im Lande Aruma gemessen, ich habe sie gezüchtigt, ich habe ihre Krieger wie wilde Thiere verfolgt, ihre Städte erobert und ihre Götter mitgenommen. Ich habe Gefangene gemacht, ich habe mich ihres Besitzthums und ihrer Schätze bemächtigt, ich habe ihre Städte den Flammen übergeben, ich habe sie verwüstet, ich habe sie zerstört, ich habe aus ihnen Ruinen und Trümmer gemacht, ich habe ihnen das schwere Joch meiner Herrschaft aufgelegt und in ihrer Gegenwart habe ich dem Gotte Assur, meinen Herrn, Dankopfer gebracht."

Dieser Gott Assur war ein unersättlicher Gott, denn er trieb den König, seinen Diener, wie dieser sagte, zu immer neuen Eroberungen. „Der König verherrlicht sich sehr, aber er verherrlicht die Götter noch mehr. Er kämpft für seinen eignen Ruhm und die Ausdehnung seines Landes, aber er kämpft auch für die Ehre der Götter, welche die anderen Nationen verwerfen, und um ihre Verehrung weit durch alle bekannten Länder auszubreiten. Seine Kriege sind ebensowol Religions- als Eroberungskriege; seine Bauten, wenigstens diejenigen, die er am liebsten unternimmt, sind religiöse Gebäude."

Im Namen der Götter wurden von jeher die gräßlichsten Grausamkeiten begangen, und die Assyrer zeichneten sich in dieser Hinsicht mehr aus als irgend welche Völker des Alterthums; erst die Anhänger späterer Religionen sollten sie darin übertreffen. Sie waren ein sehr kriegerisches, blutdürstiges Volk, gewaltthätig, verlogen, sinnlich, hochmüthig und ohne Treu und Glauben gegen die Feinde, die sie alle verachteten. Bei ihnen galt kein anderes Recht als das des Stärkeren, und Rücksichten der Menschlichkeit kannten sie gar nicht. Die Städte, welche sie eroberten, wurden verbrannt und der Erde gleich gemacht, und die Anführer der Rebellen wurden ohne Gnade gepfählt oder lebendig geschunden: trotz der hohen Civilisation in ihrem Lande handelten sie stets wie Barbaren. Die assyrische Geschichte bietet die trübsten Bilder, welche die alte Geschichte aufzuweisen hat.



Kulturgeschichtliche Tafel III. (Erklärung siehe umstehende Seite.)

Erklärung der umstehenden kulturgeschichtlichen Tafel III.

1\. 2. Portalfiguren in Gestalt geflügelter Stiere mit Menschenköpfen, welche mit Tiaren bedeckt sind, aus Khorsabad stammend.
3\. König Sennacherib auf seinem Throne. Skulptur zu Nimrud. 7. Jahrh. v. Chr.
4\. König auf der Jagd. Relief zu Nimrud.
5\. Sturm auf eine Festung. Im Vordergrunde zwei schwerbewaffnete Krieger mit Helm, rundem Schild und Speer sowie Schwertern. Relief aus Khorsabad.
6\. 7. Vasen aus Glas und Alabaster, den Namen Sargon in Keilschrift tragend (von Nimrud).
8\. Gefäß aus glasirtem Thone, gefunden bei Babel.
9\. Trinkgefäß mit Thierkopf aus Bronze.
10\. Lampe aus Thon.
11\. Stoff mit Mustern im assyrischen Stile, nach einem Relief zu Nimrud.
12\. Tisch nach Skulpturfragmenten aus Nimrud.
13\. Thierkopf (Löwe) von einer Portalfigur aus Nimrud.
14\. 15. Schwerter.
16\. Krummes Schwert.
17\. Zweischneidiges Beil, wurde mit beiden Händen geführt.
(14.–17. Sämmtlich v. den Reliefs zu Nimrud und Khorsabad stammend.)
18\. Speer.
19\. Bogen.
20\. Köcher mit Pfeilen, reich mit Quasten und Malerei verziert.
21\. 22. 23. Dolche und Messer (alle drei in einem Futteral).
(18.–23. Sämmtlich v. den Reliefs zu Nimrud und Khorsabad stammend.)
24\. Helm mit Kamm eines Schwerbewaffneten.
25\. Runder Schild für Fußvolk.
26\. Schuppenpanzer für die höheren Abtheilungen der Reiterei.
27\. Sonnenschirm aus Nimrud (Britisches Museum).
28\. Ohrring aus Gold.
29\. 30. 31. 32. Armringe verschiedener Form aus Gold.
33\. 34. Diadem nach den Skulpturen zu Khorsabad.
35\. Wandmalerei. Löwen darstellend.
36\. Ornamentirter Fries. Malerei aus Khorsabad.
(35.–36. Khorsabad.)

Der Gott Assur also gab es dem Könige Tuklat-Habal-Asar ein, einen Feldzug gegen die Syrer zu unternehmen. Er sandte nicht seine Generäle, wie viele andere Fürsten, sondern stand immer selbst an der Spitze seiner Armeen. Zunächst vollendete er die Eroberung des Landes Naïri. Bis an den Euphrat kam er ohne Mühe, allein jenseit dieses Flusses standen ihm fünfundzwanzig Könige von Naïri vereinigt entgegen, verstärkt durch Hülfstruppen, welche sie von den Ufern des Mittelmeeres kommen ließen. Sie wurden jedoch geschlagen und ihre Städte zerstört. Im folgenden Jahr und nachdem ihm im Traume der glückbringende Tag dazu offenbart war, brach der König gegen das Land von Aram (Syrien) auf, welches Assur, seinen Herrn, nicht anerkannte. Er schlug das Volk der Tsukhi, verfolgte sie bis Karchemisch, drang mit ihnen durch den Paß und war der erste Assyrer, der seinen Fuß auf das Gebiet der nördlichen Khetas (Hethiter) setzte, die wir bereits aus der ägyptischen Geschichte kennen. Sie waren nicht mehr das mächtige Volk wie zu Zeiten Ramses' III. und wurden leicht besiegt. Der erobernde König ging über den Libanon in das Land von Akharu. Die Stadt Arvad öffnete ihm bereitwillig die Thore und lieh ihm ihre Schiffe. Das Meer war ihm etwas Neues. Er ließ sich hinausschiffen und war nicht wenig stolz darauf, daß er einen Delphin mit eigener Hand erlegte.

Obwol das Land, in welches der assyrische Eroberer eindrang, eigentlich von Aegypten abhängig war, so hielt es der Pharao doch nicht für zweckmäßig, sich empfindlich zu zeigen: im Gegentheil, er schickte dem mächtigen Mitkönig Krokodile und Nilpferde als Geschenk, welche nie gesehene Ungeheuer in Assyrien so großes Aufsehen erregten, daß ihr Eintreffen sogar in den Reichsannalen eingetragen wurde.

An einer der Quellen des Tigris ließ der König eine Siegessäule errichten, welche folgende Inschrift trug: „Nach dem Gebot Assur's, Samas', Bin's, der großen Götter, meiner Herren, habe ich, Tuklat-Habal-Asar, König des Landes Assur, Sohn des Assur-Ris-Isi, Königs des Landes Assur, Sohn des Mutakkil-Nebo, Königs des Landes Assur, Besieger der Völker vom großen Meer bis zum Lande Naïri, zum dritten Mal das Land Naïri unterworfen".

Auf einem andern Zuge eroberte der König das Land von Khumanu und durchzog dann wieder zwei Jahre lang Chaldäa. Sippara, Babylon, Upi (Opis) u. s. w. wurden erobert und das Land der Tsukhis verwüstet.

Marduk-Idin-Akheh, König von Babylon, nahm indessen Rache; er verjagte die Assyrer, fiel sogar in ihr Land ein, eroberte die Stadt Hekali und führte daraus die assyrischen Götter hinweg, die vierhundert achtzehn Jahre in Babylon gefangen blieben.

Nach dem Tode Tuklat-Habal-Asar I. wurde sein älterer Sohn Assur-Bel-Kala (um 1090) König von Assyrien. Er zog gegen Babylon, nahm die Stadt Bagdada (Bagdad) ein und zwang den König von Babylon, Nabu-Zapik-Iskun, um Frieden zu bitten, der auch während der darauf folgenden Regierung des zweiten Sohnes des großen Eroberers, Samsi-Bin II. (gegen 1070), gehalten wurde. Dessen Sohn Assur-Rab-Amar (gegen 1060) gerieth jedoch in Krieg mit den vereinigten Stämmen der Khetas (Hethiter), welche ihn bei Karchemisch schlugen und dadurch ganz Syrien von der assyrischen Herrschaft befreiten.

Ehe wir in der Geschichte Assyriens fortfahren, halten wir es für nöthig, die Geschichte Syriens zu geben, welches in der Aegyptens und Assyriens so häufig genannt wurde.

Syrien.

Das Ländergebiet, welches sich von den letzten Ausläufern des Taurosgebirges im Norden bis zum Rothen Meere im Süden und vom Euphrat und der Wüste im Osten bis westlich an das Mittelländische Meer erstreckte, hieß im Alterthum Syrien. Im engern Sinne verstand man indessen unter Syrien nur den schmalen Küstenstrich am Mittelmeer, der Phönikien hieß und das südlich und südöstlich daran liegende, Kanaan genannte Hügelland. Dieses Land wird von einem Gebirge durchzogen, welches im Norden mit dem Tauros- und im Süden mit dem Sinaigebirge zusammenhängt und dessen mittlerer Theil Libanon heißt. Zwischen diesem und dem damit parallel laufenden Antilibanon erstreckt sich ein merkwürdiges Längenthal, welches von den Alten Cölesyrien (das hohle Syrien) genannt wurde. Dieses Thal wird von zwei Flüssen durchflossen, dem Orontes und dem Leontes (oder Natsana). Der Orontes entspringt im Antilibanon und entsteht durch den Zusammenfluß vieler kleiner Bergwasser, bildet in der Ebene einen unbedeutenden See, fließt dann nach Norden, wendet sich (unweit der Stadt Antiochia plötzlich nach Südwesten und fließt als von dort an schiffbarer Fluß nach einem Lauf von im Ganzen etwa sechzig Meilen ins Meer.

Der Leontes (oder Natsana) entspringt ebenfalls im Antilibanon und nicht weit von den Quellen des Orontes. Er fließt südwärts durch Cölesyrien. Sein Bett wird allmählich immer enger und an einer Stelle rücken die Uferfelsen so nahe an einander, daß sie eine natürliche Brücke bilden. Aus diesem Paß heraustretend ergießt sich der Fluß sehr bald nach einem Lauf von im Ganzen etwa dreißig Meilen unweit der Stadt Tyr (Tyros) ins Meer. Das etwa achtzig Meilen lange Cölesyrien, welches nur an den oberen Theilen der beiden Flüsse von niedrigen Hügeln durchschnitten wird, war in alten Zeiten eines der fruchtbarsten Länder der Erde, wo Getreide, Wein und Fruchtbäume aller Art in größter Ueppigkeit wuchsen. Die an dieses Thal grenzenden Länder waren in ihrer Natur sehr verschieden. Das zwischen Orontes und Euphrat liegende Gebiet war unfruchtbar. Im Norden und Westen wurde es von dem Tauros- und Khamana (Amanos)-Gebirge begrenzt, deren Ausläufer eine felsige Hochebene bilden, die vielfach zerklüftet und mit rundkuppigen, kahlen Hügeln besäet ist. An diese Hochebene schließen sich weite, von niedrigen nackten Hügeln durchschnittene Flächen, deren Boden trocken und steinig und von wenigen trägen Wassern durchflossen ist. Der wichtigste unter diesen Flüssen ist der Khalos (wie ihn Xenophon nennt) oder Alep, der von Norden nach Süden läuft und in einem unbedeutenden Salzsee endet, welcher mit kleinen Inseln besäet ist. — Ungefähr in der

Mitte zwischen Khalos und Euphrat befindet sich ein anderer, größerer Salzsee ohne Abfluß. Oestlich vom Antilibanon dehnt sich eine herrliche, fruchtbare Ebene, das damaskenische Syrien, aus, welche durch die Flüsse Abana und Phaphar und durch viele Kanäle bewässert wurde. Am Rande dieser Ebene erhebt sich der schneebedeckte Hermon.

Das Land westlich vom Libanon ist nur ein durch das Meer begrenzter, höchstens wenige Meilen breiter Landstreifen, durch den einige felsige Ausläufer des Libanon bis in die See hineinragen. Bewässert wird dieses Land durch kleine wilde Berggewässer, welche sich fast unmittelbar von dem Libanon herab in die See stürzen. Der Rand dieses Landstreifens, welcher durch die Abhänge des Gebirges gebildet wurde, war ein wahrer Garten, dessen Schönheit alte Schriftsteller nicht genug rühmen können. Auf den höheren Terrassen des bis zu 3000 Meter aufsteigenden Libanon standen damals herrliche Eichen-, Fichten- und Cedernwälder.

Am südlichen Ende des Antilibanon, auf dem westlichen Abhange des Hermon, beginnt das Thal des Jordan, welcher aus vielen Quellen auf dem letzteren Gebirge entspringt. Kaum wenige Meilen nach seinem Ursprunge bildet dieser Fluß den kleinen See Meron, der sich im Sommer in einen Sumpf verwandelt, in dessen Röhricht Schlangen und wilde Thiere hausen. Der Spiegel dieses Sees liegt in gleicher Höhe mit dem des Mittelmeeres. Weiterhin bildet der Fluß den größern See von Tiberias (oder Gennezareth oder Kinnereth) und verliert sich endlich im Todten Meer, dessen Spiegel 419 Meter tiefer liegt als der Meeresspiegel. Das Todte Meer hat eine Ausdehnung von 10—11 Meilen Länge und 2—3 Meilen Breite und nimmt daher ungefähr 29 Quadratmeilen ein. Es verdankt seinen Ursprung unzweifelhaft einer vulkanischen Katastrophe, welche nach alten Traditionen unter anderen die Städte Sodom und Gomorrha verschlungen hat. Rings um den See finden sich Salzfelsen und Schwefel und andere vulkanische Produkte. Das Wasser dieses traurigsten Sees ist so salzhaltig, daß kein Fisch darin leben, kein Wasservogel sich darin aufhalten kann. In der Tiefe des Sees bildet sich, auf welche Weise weiß man nicht, Asphalt, der in großen Stücken auf der Oberfläche schwimmt. Dieses Harz wurde viel nach Aegypten ausgeführt, wo es zur Bereitung der Mumien benutzt wurde. Eine 13 Meter hohe Salzsäule trägt noch heute den Namen „Lot's Weib", nach der biblischen Sage. Das Jordanthal vom See Meron bis beinahe zum See Tiberias ist ein durch vulkanische Einwirkung entstandener Erdspalt. Die Gegend um letzteren See ist fruchtbar und lieblich und das Jordanthal nicht weit vor seiner Mündung in der Nähe von Jericho ein herrlicher Garten, in welchem alle Früchte in fast tropischer Ueppigkeit gediehen. Das Wasser des Jordan versiegt selbst im heißesten Sommer nicht, was bei den meisten anderen Flüssen jenes Landes der Fall ist.

Südlich vom Todten Meer setzt sich das Jordanthal, doch ohne den Fluß, bis zum Rothen Meere fort und erhebt sich allmählich bis zu einer Höhe von 500 Meter über der See.

Die Beschaffenheit des Landes östlich und westlich vom Jordan ist außerordentlich verschieden. Im Osten erheben sich die Ufer bis zu einer Höhe von etwa 1000 Meter und bilden dann eine leicht gewellte Hochebene, die von den Nebenflüssen des Jordan und andern, die sich ins Todte Meer ergießen, durchflossen, aber wenig erfrischt wird, denn die von Süden kommenden Winde trocknen den Boden aus und Regen fällt nur äußerst selten. Unter diesen Flüssen sind die bedeutendsten der Yarmuk, Jabock und Arnon. Besonders trostlos ist aber das Land in der Nähe des Todten Meeres, welches seinen Namen mit allem Recht verdient.

Das Land westlich vom Jordan ist angefüllt von Hügeln mit abgerundeten, steinigten Kuppen, deren Abhänge indeß sowol Getreide als Oliven und Feigen tragen. Etwas südlich vom See Genezareth löst sich vom Hauptstock ein Gebirgsarm ab, der Karmel heißt und dessen felsiges Vorgebirge schroff in die See hineinragt. Nördlich vom Karmel liegt die fruchtbare Hochebene, die Galiläa hieß; südlich von ihm wird der Küstenstrich

flacher und breiter. Dieses Dünenland ist nicht unfruchtbar und die dort liegenden Städte (Gaza, Joppe, Aschdod) lagen in Hainen von Fruchtbäumen. Zunächst dem Karmel bis in der Höhe von Joppe nach Süden zu liegen die Saron genannte Ebene und Samaria oder Ephraim, ein reich bewässertes, fruchtbares Land. Zwischen dem unteren Jordan, dem Todten Meer und dem Mittelmeer ist das Land wild, gebirgig, von Schluchten zerrissen, und nur großer Fleiß kann dem steinigen Boden Getreide und Frucht abgewinnen. Je mehr man nach Süden kommt, desto trostloser wird das Land; die Thäler haben kein Wasser und der von der Sonne und den Wüstenwinden ausgedörrte Boden bedeckt sich selten mit Grün. Endlich folgen sandige Ebenen, die sich bis zum Rothen Meere und zu den Bergen Seïr und Sinai hinziehen.

Die Beschaffenheit des Landes hat stets auf die Kultur des sie bewohnenden Volkes den entschiedensten Einfluß; sie war aber in Syrien verschiedener und mannichfaltiger als kaum irgend wo anders in der Welt, und daher schreibt sich der verschiedene Charakter der vielen Völkerschaften, welche das verhältnißmäßig kleine Gebiet bewohnten, trotzdem daß diese sämmtlich stammverwandt und hauptsächlich semitischen Ursprunges waren, wie schon aus der Aehnlichkeit ihrer Sprachen hervorgeht.

Die Bewohner der Küste, welche auf Schiffahrt und Handel hingewiesen waren, mußten dadurch bald einen andern Charakter annehmen als die anderen Völker, die fruchtbare, abgeschlossene Thäler und deren Ränder bewohnten, welche zur Pflege des Bodens einluden. Wieder anders mußte sich der Kulturgang derjenigen Völker gestalten, deren Land dem Ackerbau nicht günstig war und welches sich nur zeitweilig mit Gras bedeckte. Sie wurden Hirten. Die in der Wüste lebenden Stämme endlich, deren Boden nicht hinreichte, sie genügend durch Ackerbau oder Viehzucht zu ernähren, waren gewissermaßen darauf hingewiesen, ihren Lebensunterhalt durch Beraubung ihrer Nachbarn zu gewinnen.

Von den Ureinwohnern Syriens, das heißt von den Völkern, die das Land in vorhistorischer Zeit bewohnten, haben wir nur äußerst spärliche Nachrichten und finden dieselben hauptsächlich in den Schriften und Traditionen der aus Aegypten zurückkehrenden Hebräer. Diese Nachrichten schildern die im Lande vorgefundenen Ueberreste der Urbewohner in sehr abenteuerlicher Weise, meistens als Riesen, wie z. B. „die Kinder Anak's", die in den Gebirgen am Todten Meer hausen und im Vergleich mit denen andere Menschen klein „wie Heuschrecken" erschienen. Die Raphaim (Riesen), die alten Herren des Landes, berichtet die Sage, waren furchtbare Ungeheuer (Emim), die kaum eine menschliche Sprache redeten.

Den Kuschiten, welche Jahrhunderte vor den Israeliten das Land an der Küste eingenommen hatten, erging es eben so wie den Chaldäern, die immer Chaldäer gewesen zu sein glaubten und deren Traditionen sogar nichts mehr von ihrem eigentlichen Ursprunge berichteten. Auch die Phönikier — die wir später näher kennen lernen werden — hielten sich für Ureinwohner oder Autochthonen, obwol die Sage von ihrer Herkunft nicht ganz untergegangen zu sein scheint, da der große griechische Geschichtschreiber Herodot angiebt, daß die Phönikier vom Rothen Meer her eingewandert seien.

So interessant und relativ wichtig die Untersuchung über die Abstammung, Verwandtschaft u. s. w. der verschiedenen Völker, die Syrien zur Zeit der historischen Dämmerung bewohnten, für die Ethnologie, Ethnographie und andere spezielle Hülfswissenschaften der Geschichte auch sein mag, so halten wir es doch nicht für angemessen, uns weiter darauf einzulassen, und um so weniger, da die von gelehrten Forschern aufgestellten hypothetischen Angaben so außerordentlich von einander abweichen, wovon der Grund wol hauptsächlich darin zu suchen ist, daß die neuen Einwanderer sich mehr oder weniger mit den Ureinwohnern vermischten, und daß Syrien ein Uebergangsland, eine Art von Völkerlandstraße war zwischen dem Osten und dem Westen, zwischen großen, kompakten und mächtigen Reichen, deren Zusammenstoß immer neue Volkswellen nach Syrien warf, die ihre

Spuren zurückließen und so die Abstammungs- und Zugehörigkeitsfrage nur immer noch mehr verwickelten.

Wir theilen die Völker Syriens in drei verschiedeue Gruppen: Aramanier, Kananiter und Terachiten.

Die Aramanier bewohnten Aram (das Oberland), das heißt den Theil Syriens, welcher nördlich und östlich vom Libanon liegt. Die von den Ufern des Euphrat herkommenden Einwanderer ließen sich hauptsächlich in dem Gebirgslande Nordsyriens und auf den östlichen Abhängen des Antilibanon zwischen dem Gebirge und der Wüste nieder, wenn auch manche Stämme noch weiter, die Südküste Kleinasiens entlang bis nach Lykien wanderten. Im Lande Aram bildeten sich allmählich zwei Centralpunkte der Bevölkerung, der eine im nördlichen Aram, zwischen dem Euphrat und Amanos und dann im damaskenischen Aram um die große Stadt Damas (Damaskos). Nach hebräischer Tradition war Damaskos von Uz, dem Sohne des Aram, der ein Großenkel Noah's war, angelegt worden.

Das nördliche Aram war für die altorientalische Welt sehr wichtig, denn durch dasselbe ging die große Handelsstraße, welche von Chaldäa nach Aegypten führte. Der Weg vom untern Euphrat und dem Persischen Golf durch die Wüste und über das Todte Meer und das Jordanthal wäre zwar näher gewesen, allein seine Beschwerlichkeit und Gefahr veranlaßte die Karawanen, den durch die Thäler des Orontes und Leontes (Natsana) vorzuziehen.

Die an dieser Handelsstraße wohnenden Völker wußten die Vortheile derselben sehr wohl zu schätzen und auszunutzen. Sie waren Herren der Flußübergänge und Päße, die aus Mesopotamien nach Syrien führten, und bauten in der Nähe derselben Festungen. Die südlichste derselben war Thapsakos, die nördlichste Samosata, und in der Mitte von beiden lag Karchemisch. Der Weg über Samosata, welches am Eingang des Gebirges lag, wurde wenig benutzt, da er der längere war, und über Thapsakos ging man nicht gern, da die Wüste mit ihren raublustigen Beduinen zu nahe lag. Man wählte also meistens die über Karchemisch führende Straße, welches in einer durchaus civilisirten Gegend, einige Kilometer vom Euphrat an einer Quelle lag, nach welcher die Stadt später Mabog genannt ward. Diese Stadt wurde bald reich und ein berühmter Handelsplatz und Wallfahrtsort, wo die zu Ehren der Göttin Atargath gefeierte Feste stets eine große Menge versammelten und jährlich große Märkte abgehalten wurden.

Die Griechen verwechselten diese bedeutende Stadt hin und wieder mit Ninive und schreiben ihre Erbauung bald der Semiramis, bald dem Deukalion, oder dem Lydier Attes, oder dem Gott Dionysos (Bacchus) zu. Die Syrer der christlichen Zeit sagten, die Stadt sei zur Zeit des Elias von zwei Magiern, dem Thrakier Orpheus und dem Perser Zoroaster, erbaut worden.

Südwestlich von Karchemisch lagen die Städte Padan (Batnä) und Khalep (Alep) und südlich von ihnen lag das Land Aram Tsobah, welches sich zwischen Orontes und Euphrat und in den Abhängen des Antilibanon ausdehnte. Die hier wohnenden Stämme bildeten die Grenze zwischen Nord- und Südaram. Damas, welches nicht auf dem direkten Handelswege lag, hatte in alten Zeiten nicht die Wichtigkeit, welche es später erlangte; allein es bildete den Mittelpunkt eines Gebietes, dessen Reize als unübertrefflich geschildert wurden. Es liegt mehr als 1700 Meter über der Meeresfläche, und wer aus der von der Sonne durchglühten benachbarten Wüste dorthin kam, mußte sich wie im Paradiese fühlen. Seine Herrschaft erstreckte sich über alle Städte und Dörfer, die in der Ebene und in den Thälern des Hermon lagen, über Abila, die Weinstadt, über Khelbon und andere Gebiete, die im obern Jordanthal lagen. Dieses Land nannte man Südaram.

Die Kanaan (das heißt das Niederland) bewohnenden Stämme theilten sich bald nach Eroberung des Landes in zwei Gruppen. Die eine nahm die inneren Thäler vom Amanos bis zum Gebirge Seïr ein, wie auch das Land, welches sich südlich vom Berge

Karmel bis nach der Wüste und der ägyptischen Grenze hinzieht. Die andere Gruppe bewohnte den Küstenstrich zwischen dem Karmel und der Mündung des Orontes, dem Mittelmeer und dem Libanon.

Die Terachiten endlich bewohnten die Wüste. Es waren dies meistens umherziehende Nomadenvölker, die nebenbei Räuberei trieben, Beduinenstämme, welche die Aegypter im Allgemeinen sehr richtig „Schos“ oder „Schasu“, das heißt Plünderer, nannten. Sie trieben sich beständig an den Grenzen ansässiger Völker umher, und selbst Cölesyrien und die Küstenländer nördlich vom Karmel waren vor ihren Razzias nicht sicher. Unter ihnen nahmen die Amoniter eine vorragende Stellung ein und machten lange Zeit hindurch den Amoritern das Land nördlich vom Arnon streitig. Die Moabiter wohnten südlich vom Arnon und am Rothen Meere. Ihre Nachbarn waren die Edomiter, deren Hauptniederlassungen um den Berg Seïr herumlagen. Sie hatten fortwährend mit den arabischen Wüstenbeduinen, namentlich mit den Amalekitern, zu kämpfen.

Weder die Bewohner Arams noch die Terachiten haben für die Weltgeschichte eine große Bedeutung erlangt; dies ist jedoch in außerordentlich hervorragender Weise mit den Kananitern der Fall, von denen beide Gruppen einen zwar sehr verschiedenartigen, aber doch sehr bemerkenswerthen Einfluß auf die Kulturentwicklung der Völker ausübten.

In der Geschichte Aegyptens haben wir von den Kriegen berichtet, welche die Pharaonen gegen die kananitischen Völker zu führen hatten. Die Geschichte der Israeliten werden wir später ausführlicher behandeln und jetzt nur Einiges über diejenigen Nationen sagen, die vor ihrer Ankunft das innere Kanaan bewohnten.

Diese zwischen Amanos und der Nordspitze des Todten Meeres ansässigen Völker bildeten mehrere verschiedene Stammgemeinschaften. Die wichtigsten von allen alten kananitischen Völkern des Innern waren die Hethiter, die in Nord- und Südhethiter zerfielen. Die im Norden des Landes ansässigen Stämme derselben sind die aus der ägyptischen Geschichte bekannten Khetas. Sie bewohnten die Abhänge des Amanos, einerseits bis zum Orontes und andererseits bis zum Tauros. Vor diesen Khetas meldet die ägyptische Geschichte von einem in Nordsyrien mächtigen Volke, den Ruten oder Rutenu, welche Thotmes III. besiegte, die endlich ganz aus der Geschichte verschwinden und deren Machtstellung von den Khetas eingenommen wurde.

Die andere Gruppe der Hethiter hatte ihre Wohnsitze mehr südlich, in dem Gebirgslande westlich vom Todten Meer. Sie beherrschten eine Zeit lang das Land am mittleren Jordan, verloren aber allmählich ihre Macht und behaupteten sich mit Mühe in der Gegend von Hebron, begünstigt durch die rauhe Beschaffenheit des Landes.

Nächst den Hethitern waren die Amoriter das wichtigste Volk jener Gegenden. Sie waren ein mannhaftes Volk, welches die Hochebene östlich vom Jordan bewohnte und dort zwei Königreiche gegründet hatte. Das nördlichere, zwischen dem Hermon und dem Jabbok, grenzte an das damaskenische Aram und seine Hauptstadt war Edreï; das südliche amoritische Königreich lag zwischen Jabbok und Arnon und seine Hauptstadt war Khesbon.

Ein Stamm der Amoriter war bis zum Oronteśthale vorgedrungen und besaß das wichtige, an der Handelsstraße uns bereits aus der ägyptischen Geschichte bekannte, berühmte Kadesch (nicht zu verwechseln mit einem andern Kadesch, welches nördlich vom See Tiberias liegt). Ein anderer amoritischer Stamm wohnte am Meere zwischen Ekron und Joppe und ein dritter bei Jebus rings um den Berg Moriah, weshalb er auch Jebusiter genannt wurde. Bei Sichem und südlich von Hebron wohnten so zahlreiche Amoriter, daß man nach ihnen die am Todten Meere liegenden Gebirge die Amoritischen Berge nannte.

Die Hiviter (Cheviter oder Aviter) wohnten in den Thälern des obern Jordan und des Leontes (Natsana) und ihre Ansiedelungen erstreckten sich nördlich bis Hamath und südlich bis zum Lande Edom. — Die wenig bedeutenden Girgesener wohnten theils

östlich vom Jordan, theils in der Nähe der Khetas, der nördlichen Hethiter. — Aber wenden wir uns nun zu den Kananitern der Küste, und zunächst zu denen, welche den Landstrich von der Landenge von Sues bis ungefähr nach Joppe am Mittelmeer inne hatten, den Philistern.

Ueber den Ursprung dieses Volkes ist man nicht einig. Ihr Name Plischti bedeutet Fremde oder Wanderer, allein woher sie einwanderten, weiß man nicht genau. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß sie von einer Insel herkamen, vielleicht von Kreta, weil sie von den hebräischen Schriftstellern mehrmals Krethi genannt werden. Was wir aus der ägyptischen Geschichte von ihnen wissen, ist, daß sie zu den Stämmen gehörten, welche unter Ramses III. Aegypten angriffen. Als sie besiegt wurden, zogen sie es vor, in die Dienste dieses Pharao zu treten, der ihnen Erlaubniß gab, sich im südlichen Syrien niederzulassen, weil es ihm darauf ankam, dort ein Volk zu haben, auf welches er meinte, sich mehr verlassen zu können als auf die Semiten, mit denen seine Vorfahren Setos I. und Ramses II. die festen Städte an der südlichen syrischen Küste (z. B. Gaza) besetzt hatten.

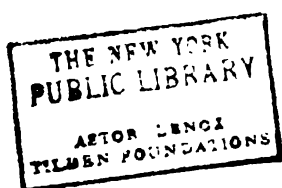
Die Avvim, welche in jenem Lande wohnten, leisteten den Philistern wenig Widerstand; diese nahmen die fünf Städte Gaza, Askalon, Aschdod, Ekron und Gath ein und vermischten sich mit den Einwohnern, die sie vorfanden, und deren Sprache und Götter sie annahmen, nämlich Dagon und Derketo, die „Fischgötter“ Askalons. Die semitischen Ureinwohner bildeten die Masse des Volkes und die Abkömmlinge der von Ramses III. hingesandten Kolonisten die militärische Aristokratie.

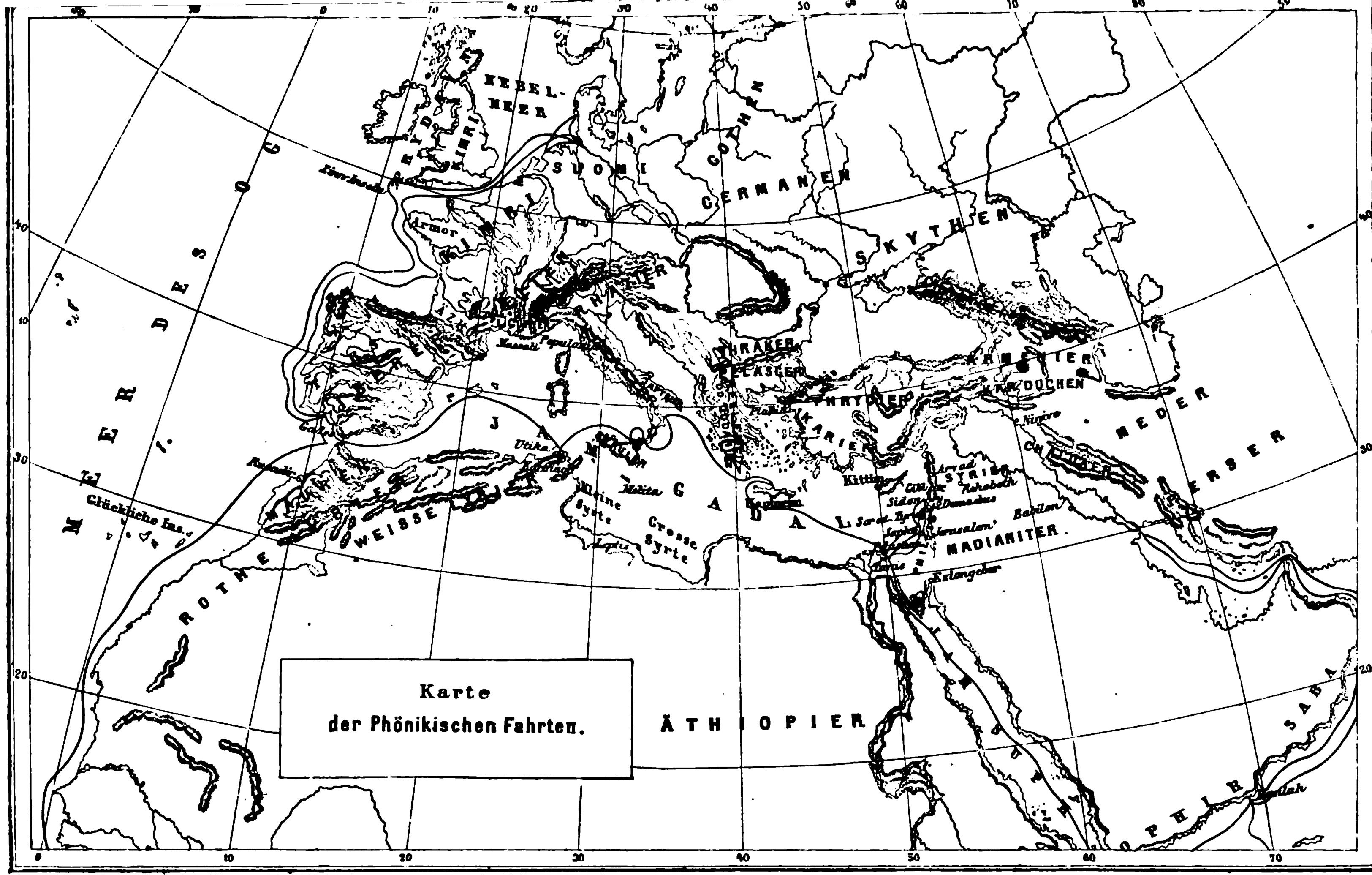
Diese fünf Städte bildeten einen Bund, dessen Vorort gewöhnlich Gaza war. Jede dieser Städte wurde durch einen militärischen Chef, Seren genannt, regiert. In Gaza, wo das ursprüngliche kananitische Element vorherrschte, wurde die Serenwürde erblich und der Seren nannte sich Melech oder König. Ein gemeinschaftlicher Rath entschied über öffentliche, allgemeine Angelegenheiten, wie über Krieg und Frieden. Ihre Hauptmacht bestand in Kriegswagen und in Bogenschützen, deren Geschicklichkeit unter den Israeliten sprüchwörtlich wurde.

Sie waren ein rühriges, kriegerisches Volk, welches nicht allein Kriegszüge zu Lande, sondern auch zu Wasser unternahm. Von ihren Kriegen gegen die israelitischen Eindringlinge werden wir später reden. Mehr Geschmack als am Landkrieg schienen sie an der Seeräuberei zu finden, und ihre von Askalon oder Maiumas, dem Hafen von Gaza, auslaufenden Schiffe wurden selbst den Phönikiern gefährlich, wie wir später sehen werden. Von den Philistern schreibt sich der Name Palästina her, welcher aus Philistina (Land der Philister) gebildet und später auf ganz Kanaan ausgedehnt wurde.

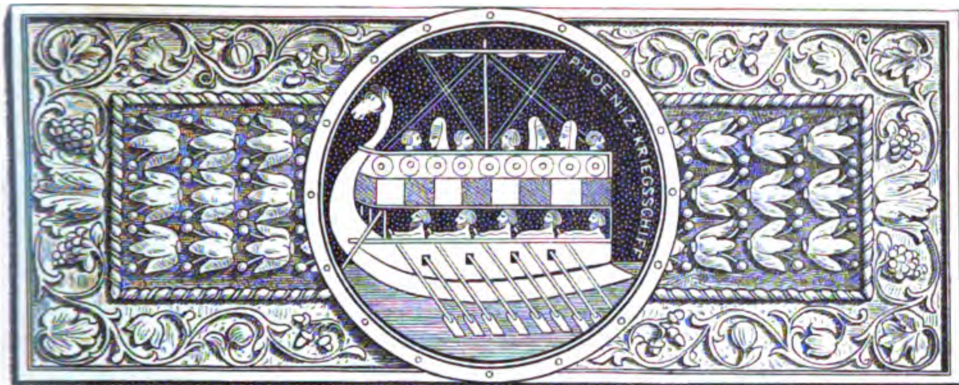


Der Berg Karmel.





Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Phönikien.



Wenn auch die Religion für die innere Entwicklung der Völker den wichtigsten Anstoß bot, ohne dessen segensreiche Wirkung kein Staat gebildet werden oder Bestand haben konnte, so war dieselbe doch andererseits ein Hinderniß für den Fortschritt der Weltkultur, indem sie, wie es die Geschichte lehrt, die Völker isolirte und ihre Erfinder und Pfleger, die Priester, durchweg und überall solche Kulturbestrebungen mit Gleichgiltigkeit behandelten, welche ihre Interessen oder einseitigen Ansichten nicht förderten, und denjenigen entschieden feindlich in den Weg traten, welche denselben schädlich schienen. Unter dem alleinigen Einfluß der Priester würde die Religion überall dieselbe Wirkung erzeugt haben wie in Aegypten und Indien, welche Länder Jahrhunderte hindurch von der übrigen Welt gewissermaßen abgetrennt blieben und auf deren Kulturentwicklungen gar keinen, oder nur einen sehr geringen Einfluß ausübten, — wenn nicht der manchen Religionen eigenthümliche Bekehrungseifer wie auch die Eroberungslust der Fürsten **Kriege**, und Nothwendigkeit und Egoismus der Menschen im Allgemeinen den **Handel** erzeugt hätten. **Krieg** und **Handel** sind es, welche die hindernden Einflüsse der Religion überall in dieser Beziehung neutralisirten und die Hauptträger und Beförderer der Weltkultur wurden.

Der Krieg streute seine Saat in blutgetränkten Boden, und erst aus den Gebeinen der erschlagenen Väter erwuchsen die Kulturblüten und Früchte, deren sich spätere Generationen erfreuten; allein die meist ohne blutige Opfer erzeugten Wirkungen des Handels waren unmittelbarer, segensreicher und vielfältiger.

Ueber den Ursprung des Handels mehr zu sagen, als in der Vorhalle (S. 18) gesagt wurde, ist kaum nöthig. Er blieb Jahrtausende lang Tauschhandel. Was das heißt, braucht nicht erklärt zu werden; es ergiebt sich aus dem Namen. Daß ein solcher Handel sehr umständlich und beschwerlich war, liegt auf der Hand, und er war auch in seiner ursprünglichen Gestalt oft kaum ausführbar. Dies fand z. B. statt, wenn ein nur wenig Getreide erzeugendes Land aus einem Kornlande seinen Bedarf holen mußte, und letzteres für die in dem kornarmen Lande überflüssigen Erzeugnisse keine Verwendung hatte. Um nun solchen Handel zu erleichtern, oder überhaupt möglich zu machen, mußte man darauf denken, einen Preisausgleicher ausfindig zu machen, das heißt einen Gegenstand, der allgemein brauchbar war und daher überall Werth hatte, und dieser Preisausgleicher war **Geld**. Wir verstehen unter Geld gewöhnlich gemünztes Metall, oder auch ein anderes an sich werthloses Material — Papier — welchem unter Garantie, z. B. der ganzen Staatsgemeinschaft,

ein bestimmter Werth beigelegt wird. In alten Zeiten aber, wie auch in manchen Gegenden noch heute, wurden gewisse Produkte, z. B. Thierfelle bei Jägervölkern, Vieh bei Ackerbauern, Salz, Thee, Tabak und dergleichen als Geld verwendet. Bald jedoch fand man im Metall ein bequemes Ausgleichmittel, erstlich weil es nicht verdarb, überall gebraucht wurde und einen kleinen Raum einnahm, was bei dem beschwerlichen Transport von Wichtigkeit war. Endlich machte man Münzen, das heißt Geldstücke von einem bestimmten Gewicht, deren Echtheit durch einen darauf befindlichen offiziellen Stempel bestätigt wurde.

In frühester Zeit wurde der Handel nur zu Lande vermittels Lastthieren betrieben und war dadurch sehr langwierig, kostspielig und beschwerlich. Darauf benutzte man Schiffe, allein infolge der mangelhaften nautischen Hülfsmittel blieb dieser Handel durch das ganze Alterthum hindurch hauptsächlich auf Küstenschiffahrt und fast ausschließlich auf das Mittelländische Meer beschränkt; denn wenn sich auch einzelne Seefahrer, angetrieben durch Unternehmungsgeist und Gewinnlust, weiter hinaus wagten, so gehörten doch solche Fahrten zu den seltenen, ausnahmsweisen.

Der Tauschhandel civilisirter Völker mit wilden wurde in derselben Weise betrieben, wie das noch heutzutage hin und wieder der Fall ist. Durch diesen Verkehr lernten rohe Völker neue Bedürfnisse und neue Sitten kennen, und da man in alten Zeiten nicht so schnell reiste wie heutzutage und nicht immer gleich Gegenstände zum Tausch herbeischaffen konnte, so legten handelseifrige Völker überall, wo es zweckmäßig erschien, Niederlagen und Kolonien an, wodurch dieser Verkehr ein anhaltend wirksamer wurde.

Welchen Gang die Entwicklung des Handels im Alterthum nahm, welche Wege derselbe einschlug und welche Krisen und Phasen derselbe durchzumachen hatte, und was Alles dem Handel seinen Ursprung verdankt, findet man in eigenen, weitläuftigen Werken, welche diesen eben so interessanten wie wichtigen Gegenstand ausführlich behandeln; in dieser Weltgeschichte müssen wir uns nur mit Andeutungen begnügen und es den Lesern überlassen, aus den überall darin verstreuten Angaben ihre Schlüsse zu ziehen.

Die Phönikier waren das unternehmendste Handelsvolk in diesem Zeitraum der Geschichte, die Hauptverbreiter und Vermittler der Kultur, und in dieser Beziehung das wichtigste Volk des frühen Alterthums.

Ueber den Ursprung ihres Namens bestanden verschiedene Traditionen. Die Griechen behaupteten, er schreibe sich von dem Stammvater des Volkes, Namens Phönix, her, welcher ein Sohn des Agenor genannt wird. Nach Anderen heißt Phönikes das rothe Volk, entweder weil es vom Rothen Meer herkamen, oder wegen der Farbe seiner Haut, oder endlich wegen der Purpurfabriken, die es in all seinen Kolonien anlegte. Wieder Andere sehen in Phönix den Namen der Palme und erklären, daß Phönike „das Land der Palmen" heiße. Wir können uns über diese verschiedenen Erklärungen um so weniger wundern, als ja die Phönikier selbst von ihrer Herkunft nichts wußten und sich für Ureinwohner des von ihnen eingenommenen Landes hielten. Wir wissen, daß all diese Erklärungen falsch sind, und daß ihr Name nichts Anderes als die erweiterte Form von Phun (Poeni oder Puni) ist, den ihre kuschitischen Vorfahren aus der Heimat am Persischen Meerbusen mitbrachten und auf all ihre Kolonien übertrugen.

Wie wir angegeben haben, veranlaßte die Auswanderung der Puni von ihren heiligen Inseln Tyr und Arad den Einfall der Hyksos genannten Völker in Aegypten. Man muß also annehmen, daß sich die Puni ungefähr um das Jahr 2100 oder 2000 an der syrischen Küste niederließen. Als Thotmes I, mehr als 500 Jahre später, in Syrien einfiel, besaßen sie bereits an der Küste große und blühende Handelsstädte und waren klug genug, keinen Widerstand zu leisten, sondern sich ruhig einen Tribut gefallen zu lassen, den sie wohlfeiler fanden als einen blutigen Krieg, welcher wahrscheinlich weit mehr gekostet und außerdem ihren Handel bedeutend geschädigt haben würde.

Wir haben gesehen, daß die Puni schon am Persischen Meerbusen kühne und unternehmende Schiffer und Handelsleute waren. Dies bestimmte sie ohne Zweifel, sich an einer Küste niederzulassen, deren Beschaffenheit so äußerst günstig für die Anlage trefflicher Häfen war. Es entstanden hier eine Menge blühender Städte, unter denen wir, von Süden angefangen, folgende nennen wollen: Ako (St. Jean d'Acre), Us, Tyr, Sarepta, Sidon, Beruth, Gebel, Arka, Sinna, Botrys, Tripolis, Simron, Simyra, Arad, Marath, Karne und Paltos.

Zur Zeit des Thotmes III. hatten sich die Bewohner von Arad und Simyra verführen lassen, an der Empörung der Rutenus gegen die ägyptische Oberherrschaft Theil zu nehmen. Sie wurden hart dafür gezüchtigt und hatten lange zu leiden, während die den Aegyptern treugebliebenen Städte Gebel, Beruth, Sidon und Tyr die Früchte ihres guten Verhaltens ernteten, denn sie erhielten dadurch das Privilegium, den Handel zwischen Aegypten und den anderen Ländern zu vermitteln.



Phönikische Kaufleute.

Die Bewohner dieser Städte, oder mehrere derselben vereinigt, bildeten kleine von einander unabhängige Staatsgemeinschaften, nämlich die von Sidon, Gebel, Arka, Sinna und Simyra. In ältesten Zeiten war der blühendste und mächtigste dieser kleinen Staaten der der Gibliten, welcher eine gewisse Oberhoheit über die übrigen Phönikier ausübte. Sie hatten zwei Königreiche: das von Gebel und das von Beruth (von den Griechen Byblos genannt). Gebel war in den ältesten Zeiten einige Stunden vom Meer am nördlichen Ufer des Nahr-el-Kelb, wie es hieß, vom Gotte El erbaut. Man sah indessen den Irrthum des Gottes ein und baute am Meere, nahe dem Flusse Adonis, eine neue Stadt, die man ebenfalls Gebel nannte.

Beruth (Berothah oder Berythos, jetzt Beiruth), welches gleichfalls darauf Anspruch machte, vom Gotte El angelegt worden zu sein, hieß die Brunnenstadt und lag am Ende einer der fruchtbarsten Ebenen Phönikiens, in der Nähe der Mündung des Flüßchens Lykos (jetzt Nahr-el-Kelb). — An das Gebiet dieser beiden Städte, welches nicht besonders groß war, stieß das der Simyrener, und jenseit des Gebirges am mittleren

Orontes lag die prächtige Stadt Hamath. All diese kleinen Königreiche und ihre Städte verschwanden im Lauf der Zeit, so daß man keine Spur mehr von ihnen auffinden kann.

Der Glanz der Gibliten erlosch allmählich vor dem des zur höchsten Blüte gelangenden Sidon. Es war in unbekannten Zeiten von dem Gotte Bel (dem Agenor der Griechen) auf dem nördlichen Abhang eines kleinen Vorgebirges angelegt worden, welches sich schräg in südwestlicher Richtung vorschiebt. Sidon, das sich „die Erstgeborene Kanaans" nannte, war ursprünglich nur ein Fischerdorf und lange Zeit hindurch unbedeutend im Vergleich mit Gebel, Beruth und Tyr (oder Tyros), welches zu gleicher Zeit ebenfalls von Bel angelegt sein wollte.

Sidon hatte indessen einen herrlichen Hafen, der durch eine niedrige Felsenkette gebildet wurde, welche von dem nördlichsten Ende der Halbinsel einige hundert Meter parallel mit der Küste im Meere daher lief. Die Stadt war von einer durch den Bostrehn (Nahr el-Aualy) bewässerten, mit Gärten bedeckten Ebene umgeben, welches ihr den Namen des blumigen Sidon verschaffte. Das zur Stadt gehörige Gebiet grenzte im Norden an das Königreich Beruth, wo der Tamur die Grenze bildete, und südlich ging es bis an die Mündung des Leontes (Natsana), wo das Gebiet von Tyros begann.

Arad im Norden und Tyros im Süden waren die beiden Hauptnebenbuhler von Sidon.

Arad lag auf einer kleiner Felseninsel, gegenüber der Mündung des Eleutheros (Nahr-el-Kebir). Der Raum war hier beschränkt und deshalb waren die Häuser dicht zusammen gedrängt und mehrere Stockwerke hoch. So vortheilhaft diese Lage auch in vieler Beziehung war, so hatte sie doch einen großen Mangel; die Insel hatte kein Trinkwasser außer dem, welches man in Cisternen sammelte. In Zeit der Noth hatte man indessen noch eine andere Hülfe und konnte sich Quellwasser, obwol mit großer Mühe, verschaffen. Eine solche Quelle befand sich nämlich in der Straße, welche damals die Insel vom Festlande trennte, unter dem Wasserspiegel der See. Taucher bedeckten die Quelle mit einer schweren, bleiernen Glocke, in welcher ein Lederschlauch eingefügt war. Auf diese Weise drang das Wasser in die Höhe und wurde gesammelt. Der Haupthafen der Stadt lag im Eleutheros.

Zu Arad gehörten die ihm auf dem Festlande gegenüber liegenden bedeutenden Städte Karne und Marath, ferner nördlich davon Gabala und Paltos und südlich Simyra mit seinem Gebiet. Auch Hamath am Orontes gehörte eine Zeit lang zu Arad.

Wir haben schon früher berichtet, daß die Kuschiten am Persischen Meerbusen ihre Heiligthümer und wahrscheinlich auch ihre kostbare Waaren enthaltenden Magazine auf Inseln anzulegen pflegten. Wir sehen, daß ihre Nachkommen, die Phöniker, ganz dieselbe Praxis befolgten, wo immer Inseln vorhanden waren.

Auch das nach Sidon berühmt werdende Tyros ist hauptsächlich eine Inselstadt. Die Sage von der Erbauung von Tyros ist folgende: In allerältesten Zeiten, als die Welt noch jung war und die Götter unter den Menschen lebten, baute Samemrum auf dem Festlande, südlich von der Mündung des Leontes (oder Natsana), eine Stadt von Rohr und Schilf, und sein Bruder Issos, der erste Seemann, errichtete auf einigen Felseninseln, die dicht am Lande lagen, heilige Säulen. Im Jahre 2750 v. Chr., erzählten die tyrischen Priester, kam aber Melkart (der tyrische Hercules) und baute auf einer dieser Inseln einen Tempel und am Lande die Stadt aus festerem Material als Rohr und Schilf. Diese Sage der Priester mag wol historischen Grund haben, denn die Jahreszahl stimmt ungefähr mit derjenigen des Einfalls der Hirtenvölker in Aegypten überein, der, wie wir angegeben haben, gewissermaßen durch die Auswanderung der Puni von ihren Wohnplätzen veranlaßt wurde.

Tyros bestand aus zwei Theilen. Auf der Insel erhoben sich die Tempel und die Arsenale, während die Altstadt (Palä-Tyros) auf dem Festlande lag. Die Inselstadt hatte kein anderes Trinkwasser, als das in den Cisternen gesammelte, oder was sie in Barken

vom Festlande herbei kommen ließ. Das Gebiet von Tyros erstreckte sich bis zum Vorgebirge Karmel.

Sidon verlor erst sein Ansehn, als seine Flotte von derjenigen der Philister, welche der Seren von Askalon führte, geschlagen und die Stadt selbst genommen wurde. Das erschreckte die reichen Kaufherren von Sidon, denn ein solcher Fall konnte sich wiederholen, und viele von ihnen, denen wieder andere nachzogen, bauten sich schöne Häuser auf der Insel von Tyros, wo sie mit ihren Schätzen sicherer zu sein glaubten. Dadurch zog sich der Handel und mit ihm die Macht nach Tyros, und Sidon trat mehrere Jahrhunderte lang in den Hintergrund. Diese Uebersiedlung der sydonischen Handelsaristokratie nach Tyros fand etwa um 1200 v. Chr. statt.

Was wir früher von dem Einfluß und der Thätigkeit der Kuschiten am Persischen Meerbusen sagten, gilt noch in weit höherem Grade von ihren Nachkommen, den Phönikiern, am Mittelmeere. Die Sage berichtet zwar, daß die Puni ihre heiligen Inseln und Wohnsitze verließen, weil sie durch ungeheure Erdbeben vertrieben wurden; allein diese Erdbeben fanden an der syrischen Küste vielleicht in noch größerem Maße statt, als am Persischen Golf, und es ist wol möglich, daß der eigentliche Grund zur Auswanderung der war, daß die syrische Küste, die den Puni wol nicht unbekannt war, ihnen größere Vortheile für die Ausbreitung ihrer Handelsunternehmungen zu versprechen schien.

Die alten Sagen der Phönikier erzählen, daß Melkart, der schon genannte Gründer von Tyros, eine große Flotte und Armee sammelte, um damit Iberien (Spanien) zu erobern, wo Khrysaor, Sohn des Geryon, geherrscht habe. Unterwegs habe Melkart die Nordküste von Afrika erobert, dort den Ackerbau eingeführt und die fabelhafte Stadt Hekatompylos gegründet. Dann sei er über die Meerenge, der er seinen Namen gab, nach Spanien übergesetzt, welches er einnahm und wo er Gades (Cadix) gründete, und dann über Gallien, Italien, Sardinien und Sizilien nach Asien zurückgekehrt.

Diese Sagen mögen sich später gebildet haben; allein sie beweisen, daß die Phönikier schon in grauester Vorzeit ihre Handels- und Raubzüge bis an die Grenzen des Mittelmeeres ausdehnten, wovon sich überall die deutlichsten Spuren vorfinden. Die Gebliten, welche in ältesten Zeiten den ersten Rang unter den Phönikiern einnahmen, gründeten bereits Handelsstationen und Niederlassungen auf der nahe liegenden Insel Kypros (Cypern). Diese 250 Quadratmeilen große, gegen 60 Stunden lange und 20 Stunden breite Insel endet gegen Nordosten in einer langen Landzunge schräg über der Mündung des Orontes. Sie wird von Gebirgen durchzogen, deren höchster Punkt etwa 2000 Meter über dem Meeresspiegel liegt und welche in ihrem Schoße werthvolle Mineralien bergen. Das kyprische Kupfer war weit berühmt, und die Römer nannten dieses Metall Cyprium. Noch heute heißt das reinste schwefelsaure Kupfer (Kupfervitriol) cyprisches. Die Insel enthielt fruchtbare Ebenen, und die Abhänge der Berge waren in alten Zeiten mit reichen Wäldern bestanden. Die Küsten boten vortheilhafte Plätze für Häfen, und so ist es sehr begreiflich, daß die kuschitischen Ansiedler, denen der Küstenstrich zwischen dem Meer und dem Libanon bald zu eng wurde, sich auf der benachbarten Insel ausbreiteten. Hauptsächlich waren es die semitischen Völker der Hamither und Kittier, die Kypros einnahmen und die Ureinwohner in das Innere der Insel drängten. Der Name Kittier wurde bald allen Bewohnern von Kypros gegeben. Diese Völker bauten die Städte Hamath (Amathontes oder Amathus) und Kition (Cicium). Byblos (Gebel oder Gebon) gründete an der Westküste das große Heiligthum von Paphos, und auf verschiedenen anderen Punkten entstanden Golgos, Lapethos, Kourion, Karpasia, Tamassos, welche kleine, Anfangs von Gebel, später von Sidon abhängige Königreiche bildeten. Unter der sidonischen Herrschaft vermehrten und vergrößerten sich diese Kolonien bedeutend.

An der südlichen syrischen Küste begnügten sich die Phönikier mit befestigten Handelsstationen, wie Dor, Joppe, zu Askalon und am Berge Casios an der ägyptischen Grenze.

Jenseit derselben aber duldeten die Pharaonen keine selbständigen Forts oder Kolonien, und die Phönikier, welche die Vortheile des ägyptischen Handels wohl zu schätzen wußten, mußten froh sein, wenn man ihnen gestattete, in Tanis, Bubastis, Mendes und Sais Niederlagen zu haben. Die größten Niederlagen hatten sie in Memphis, wo deren Stadttheil, welcher Ankhaui hieß, eine förmliche Stadt für sich bildete.

Von Aegypten aus fuhren sidonische Schiffe die afrikanische Küste entlang; allein die Beschaffenheit derselben, wie die dort wohnenden Völker, schienen den Phönikiern nicht einladend genug, und die Kolonisation machte in ältester Zeit dort nur kümmerliche Fortschritte.

Weit vortheilhafter und in jeder Beziehung günstiger waren die nördlich von Syrien gelegenen Küsten Kleinasiens, besonders die von dem Aegäischen Meere bespülte Westküste mit ihren unendlich vielen Buchten und davor liegenden großen und kleinen Inseln. Zunächst nördlich von der Mündung des Orontes lag die Südküste Kleinasiens, und die dort wohnenden Kilikier hatten nichts dagegen, daß die Phönikier sich dort festsetzten. Es entstanden an jener Küste Kibyra, Masura, Ruskopus, Sylion, Mygdale, Phaselis und Sidmya. Die weiter westlich wohnenden Lykier duldeten an ihrer Küste keine phönikischen Niederlassungen, aber die benachbarten und von alten Zeiten her vielleicht stammverwandten Karier legten ihnen wenig Hindernisse in den Weg und fanden es bald vortheilhaft, sich näher mit den Phönikiern zu verbinden und sie in ihren Unternehmungen zu unterstützen.

Von ihrem Hafenplatz Astyra, Rhodos gegenüber, gingen die Phönikier bald auf diese Insel über und nahmen dort die drei Häfen Jalysos, Lindos und Kamyros ein, indem sie sich mit den karischen Ansiedlern verbanden und die Ureinwohner in die Gebirge trieben. Karier und Phönikier wurden hier gewissermaßen ein Volk.

Die semitischen Völker, welche in ältester Zeit auch bis nach Kleinasien gegangen waren und sich dort niedergelassen hatten, vermischten sich mit den Einwohnern, die sie vorfanden, oder den eindringenden Völkern arischer Abstammung, und ihre Spuren verwischten sich und erhielten sich nur an der Südküste. Die Phönikier, die ebenfalls gern mehr in das Innere Kleinasiens eingedrungen wären, woher die Goldsand führenden Flüsse kamen, mußten davon abstehen, denn die dort wohnenden Völker litten es nicht, und sie mußten sich damit begnügen, sich auf den Inseln festzusetzen. Sie nahmen die Kykladischen und Sporadischen Inseln ein, von denen manche einen großen Reichthum an Metallen besaßen, während in der Nähe anderer die Ausbeute an Purpurmuscheln, die zur Färberei gebraucht wurden, außerordentlich reich war.

Mit Hülfe der Karier wurde Delos kolonisirt und ebenso Paros, dessen Marmorbrüche geschätztes Material lieferten. Oliaros (Antiparos) wurde von den Sidoniern, Melos von den Gebliten eingenommen. In Melos fand man Schwefel und Alaun in Ueberfluß, die man zur Färberei gebrauchte. Ebenso reich waren die Minen von Thera und Siphnos.' Purpurmuscheln wurden bei Nisyra und Gyaros gefischt, und auf Kos und Amorgos legten die Phönikier Färbereien und Webereien an.

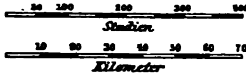
Diese Inseln waren für die Sidonier — so nannte man bald alle Phönikier — von unendlichem Werth, weil sie viel sicherer waren als die Ansiedelungen an der Küste. Von hier aus machten sie jedoch Züge nach dem festen Lande, wo sie besonders darauf bedacht waren, die von den Eingeborenen vernachlässigten oder kaum gekannten Bergwerke auszubeuten. Das thaten sie z. B. an der thrakischen Küste, wo sie die Goldminen des Berges Pangäos bearbeiteten. Sie errichteten auch Kolonien in Samothrake, Lemnos und Thasos, die jedoch erst unter tyrischer Oberherrschaft gediehen.

Am Hellespont gründeten sie Lampsakos und Abydos, und setzten sich bei Pronektos am Eingang des Askanischen Golfes fest, von wo aus sie die bithynischen Silbergruben ausbeuteten. Aus der Propontis (jetzt Marmarameer) gelangten die Phönikier in den Pontus Euxinus (das Schwarze Meer) und fuhren die Ostküste entlang,

52 Östl. Länge v. Ferro 53 54

PHOENIKIEN
UND
PALAESTINA

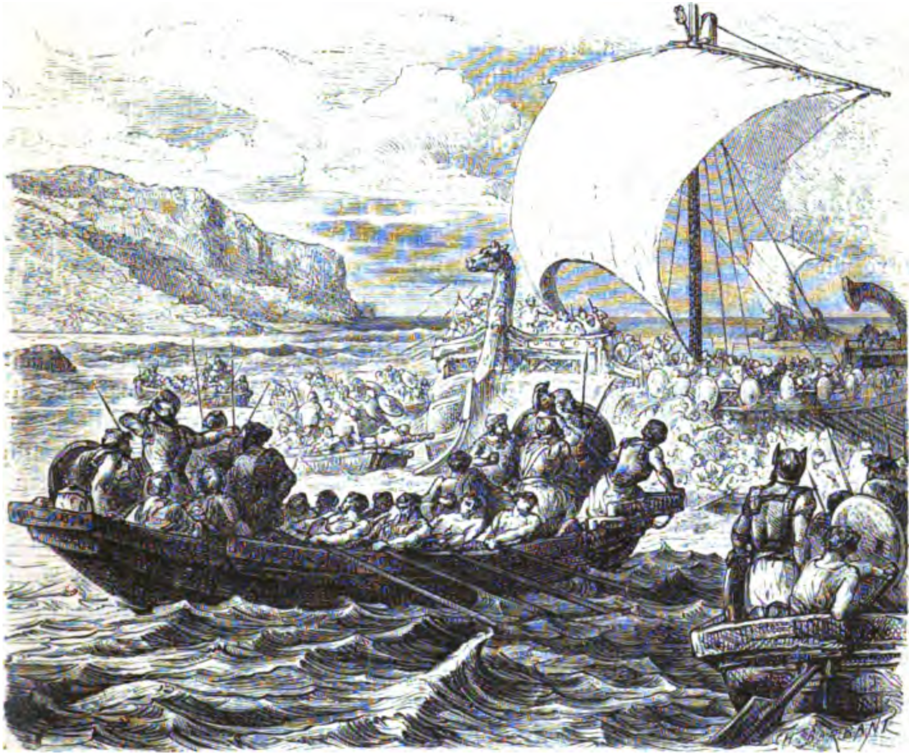
Maßstab 1: 2 000 000.



Ortsnamen in stehend. Cursivschrift sind solche in alter hebräischer Form, in Antiqua und schräger Cursiv griechische und römische Form.

angelockt durch den Ruf der kaukasischen Minen. Mit Hülfe ihrer Verbündeten, der Karier, legten sie vom Bosperos bis nach Kolchis eine Anzahl befestigter Handelsposten an, wie Herakläa, Sesamos, Karambys und Sinope.

An der Mündung des Dnjepr entstand ein neues Tyros, und die kühnen Sidonier wagten sich weit hinein in die großen Ebenen des südlichen Rußlands. Von dorther brachten sie außer allerlei Meerprodukten, Gold und Silber, Blei und Zinn, welches sie früher auf dem Landwege durch Armenien und Syrien empfingen und zur Bronzefabrikation brauchten.



Landung phönikischer Schiffe. Zeichnung von P. Philippoteaux.

Von Rhodos aus sah man im Süden die Berge der großen Insel Kreta. Die Sidonier trieben die Eingeborenen der Insel in die Gebirge und legten an der Küste ihre Handelsstationen und Fabriken an, wie zu Itanos, Lappa, Kairatos, Phönike oder Arad, Gortyne und Lebena. — Kythere, halbwegs zwischen Kreta und dem Peloponnes, wurde ebenfalls eingenommen. Man fand hier die murex brandaris, eine Muschel, von der man den Inselpurpur gewann, in einer solchen Masse, daß man die Insel die Purpurinsel nannte.

Unter der Vorherrschaft der Tyrier nahmen die Kolonisations- und Seeunternehmungen der Phönikier einen höhern Flug. Syrien und besonders das Küstenland wurde für die Menge der Völker, welche dort hin gedrängt wurden, zu klein, und man war darauf bedacht, sich ihrer Ueberzahl zu entledigen, indem man sie in ferne Kolonien verpflanzte, wo sie reichlicher und zufriedener leben konnten als in dem überfüllten Syrien und außerdem den Plänen der Tyrier dienten.

Auf Sizilien faßten diese schon frühzeitig festen Fuß. Wegen ihrer dreieckigen Gestalt nannte man zuerst die Insel Trinakrial (Dreispitzen) und später nach den aus Italien herüber kommenden Sikulern Sizilien. Im Süden bei Rus (Kap) Melkart

wurde eine Stadt gebaut, der die Griechen, da Melkart der tyrische Herakles war, den Namen Heraklea gaben. Im Westen der Insel erbaute man auf einer schmalen Landzunge Motya und im Norden eine Felsenstadt, Solonis; ferner Machanat, was „Lager der Buntwirker" hieß wegen der hier befindlichen Webereien und Färbereien. Die Griechen nannten die Stadt Panormos (Palermo). Auch auf der Ostküste findet man in den später bedeutend werdenden Handelsstädten Pachynos, Syrakus, Leontini, Thapsos und Katana Anzeichen, die auf eine frühzeitige Anlage durch Phönikier hinweisen. Auch scheint es, daß sie an der Küste Unteritaliens einige befestigte Handelsstationen anlegten.

Die Felseninsel Malta war ein zu bequemer Zwischenpunkt im Mittelmeer für die Fahrt von Iberien nach Phönikien, als daß man sie nicht eingenommen haben sollte. Die Sidonier erbauten hier zuerst ihrer Göttin Astarte einen Tempel, nahe am Hafen, und die Tyrier, die nicht zurückbleiben wollten, errichteten dem Melkart einen andern Tempel. Um die Insel bewohnbar zu machen, heißt es, mußte man Erde zur Bedeckung der Felsenoberfläche von Sizilien herüberbringen. — Auch auf der dabei liegenden Insel Gaulos (Gozzo) wurde ein Tempel erbaut.

An der Küste von Sardinien legten die Phönikier die Städte Caralis (Cagliari), Nora und Sulzi an, und auf den Balearen waren gleichfalls tyrische Niederlassungen.

Die größte Wichtigkeit erlangten indessen die Kolonien an der Nordküste von Afrika und in Südspanien.

Die Völker, welche westlich von Aegypten in Afrika wohnten, benannte man in ältesten Zeiten mit dem allgemeinen Namen Libyer. Von ihnen gab es eine Menge an Sitten und Gewohnheiten verschiedene Stämme, die aber in Nordafrika durch Vermischung mit einwandernden Nationen bald ihren ursprünglichen Charakter verloren. Im nördlichen Theil von Afrika, von Aegypten bis in die Gegend, wo später Karthago angelegt wurde, wohnten ackerbauende Völker mit verschiedenen Namen. In der Nähe der kleinen Syrte bewohnten die Byzanten ein fruchtbares Land, welches nach ihnen Byzaicum genannt wurde. — Südlich von ihnen wohnten dunkelfarbige Menschen, Nomaden, die aus Aethiopien dort hingekommen zu sein scheinen, und in den Oasen und auf den Abhängen des Atlas wohnten Gätuler, Mazikten und Numidier.

Als die Hirtenvölker Asiens in Aegypten einfielen, gingen viele ihrer Stämme über das Delta hinaus und ließen sich in dem fruchtbaren Byzaicum nieder. Nach der Vertreibung der Hyksos folgten ihnen andere Stammverwandte, und endlich, als die Israeliten erobernd in Syrien einbrachen und manche der in Kanaan wohnenden Völker den Phönikiern auf den Hals jagten, schifften diese sie als willkommene Kolonisten nach Nordafrika ein.

Nach einer noch im 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung umlaufenden Sage gehörten zu diesen infolge der israelitischen Invasion übergeführten Völkern die Girgesener, die sich bis zum Westende Afrika's ausbreiteten. Es wird berichtet, daß sie noch zu jener späten Zeit phönikisch sprachen, und daß in der Nähe von Tigisis, wo sie einst ein Fort gebaut hatten, in der Nähe eines Brunnens zwei Säulen von weißem Stein standen mit Inschriften in phönikischer Sprache, in denen es hieß, „sie seien errichtet von Denjenigen, welche sich vor Josua, dem Sohne der Naueh, flüchteten".

Die Sidonier zogen den größten Vortheil daraus, denn diese Verpflanzung befreundeter Völker machte es ihnen möglich, ihre Handelsposten in Afrika in wirkliche Kolonien zu verwandeln. Es entstanden an den Ufern der Syrte Leptis, Aea, Sabrata, Thapsos, Kambe und Utika, und der ganze Handel des westlichen Afrika fiel in die Hände der Sidonier. Die semitischen Völker, von denen zu verschiedenen Zeiten neuer Zuwachs aus Kanaan kam, vermischten sich mit den bereits dort wohnenden Berbern und Libyern, und es entstand eine eigene libysch-phönikische Mischrasse. — An der ganzen Nordküste von Afrika und selbst an der Nordwestküste entstand ein reges Leben und Treiben.

Das Land war überall trefflich angebaut und Zeugitana und Byzaicum, die an den beiden Syrten liegenden Länder, waren berühmt wegen ihrer Fruchtbarkeit. Das Getreide trug hunderfältige Frucht, der Wein reifte zweimal im Jahr und nicht minder gediehen herrliche Frucht- und Olivenbäume. Fabriken und besonders Purpurfärbereien wurden überall errichtet, kurz durch die Handels- und Gewerkthätigkeit eines tüchtigen, praktischen Volkes der Kultur ein ungeheuerer Landstrich gewonnen, der ohne die Phöniker wahrscheinlich ein Jahrtausend länger in ursprünglicher Barbarei geblieben sein würde.

Wir haben die Sage von dem Zuge des tyrischen Hercules, des Melkart, angeführt. So viel ist sicher, und das mag wol der Grund der Sage sein, daß schon in frühester Zeit phönikische Abenteurer bis an die Meerenge kamen, welche das Mittelmeer mit dem Atlantischen Ozean verbindet. Man hielt diese für das Ende der Welt und die Felsen auf beiden Seiten gewissermaßen für die Thorsäulen und nannte sie auch die „Säulen des Hercules" (Melkart). Man hatte sich indessen dennoch darüber hinausgewagt und an der Küste von Spanien jenseit der Meerenge auf einer kleinen Insel, südwärts des Flusses Tartessos oder Bätis, einen Tempel gebaut und den Grund zu einer Stadt gelegt, die man Gadir, Feste, nannte, woraus später Gades wurde. Die Zeit dieser Erbauung mag etwa 1100 v. Chr. gewesen sein; allein die Sage schrieb sie, wie oben gesagt, dem Melkart zu. Gades hatte insofern Aehnlichkeit mit Tyros, als es auch aus einem Theil bestand, der auf einer wasserlosen Felseninsel, und aus einem andern, der auf dem Festlande erbaut war. Die schmale Meerenge war indessen überbrückt worden.

Gades wurde der Hauptstapelplatz des Handels mit Tarsis oder Tartessos, dem Kalifornien jener alten Zeit, einem Landstrich, welcher zwischen den Felsen von Kalpe (dem heutigen Gibraltar) und dem Anas (Guadiana) lag und vom Bätis durchflossen wurde. In diesem Küstenstrich gab es Silber in großer Menge, und das gediegene Gold lag oft unter dem Rasen und wurde hin und wieder in ein halbes Pfund schweren Stücken gefunden. Die halbwilden Eingeborenen legten dem Metall keinen besonderen Werth bei, und für Glasperlen und andere werthlose oder äußerst wohlfeile Dinge tauschten die Phönikier den tausendfachen Werth ein. Außer Gold und Silber enthielten die Berge des Landes noch viele andere werthvolle Metalle und der Boden selbst war fruchtbar und brachte Ueberfluß an Getreide, Oel, Wein, Wachs, Honig, Pech u. s. w. hervor. Es entstanden eine Menge Kolonien in Turdetanien, dem südlichen Spanien; und auch in der Meerenge selbst, nicht weit von der einen Säule des Hercules, Kalpe, erbaute man Karteja und weiter ostwärts Malaca (Malaga), ferner Six und Abderat. Auch an der Ostküste Spaniens erhoben sich phönikische Handelsplätze, ebenso an den Mündungen sämmtlicher Flüsse und an den Ufern derselben, so weit sie schiffbar waren.

Von den Säulen des Hercules fuhren die Phönikier nach Norden und holten Zinn von den Kassiteriden (Zinninseln), die an der Südspitze von Britannien liegen und zum Theil unbewohnt waren. Auch nach Britannien selbst sollen sie gekommen sein; ob sie jedoch in die Ostsee kamen, ist unwahrscheinlich, man vermuthet es nur, weil sie mit Bernstein beladen aus jenen nördlichen Gegenden zurückkehrten; allein vermuthlich tauschten sie es von mehr westlich an der Küste wohnenden Völkern ein. Schon zu Homer's Zeiten handelten sie mit Schmucksachen aus „Elektron", welche sehr hoch geschätzt wurden.

Während die Phönikier alle Küsten der damals bekannten Welt befuhren, überall Kolonien anlegend und Verbindungen mit den Völkern anknüpfend, von deren Existenz man zum ersten Male etwas durch sie erfuhr, versäumten sie auch keineswegs den Landhandel. Alle großen Handelsstraßen, welche von den großen Märkten des fernsten Ostens, aus Indien, Baktrien, Chaldäa und Arabien oder den Gegenden des Kaukasus ausgingen, endeten in Sidon und Tyros. Ob sie selbst mit ihren Karawanen diese fernen Handelsplätze besuchten und die Produkte vom Ganges und das Gold vom Altaigebirge holten, oder ob sie es sich in ihre Zwischenstationen in Chaldäa und Arabien bringen ließen, ist

zweifelhaft; allein so viel ist gewiß, daß sie auf diesen Handelsstraßen die weitest vorgeschobenen Punkte und die Uebergänge aller Flüsse und Eingänge der Engpässe besetzt hatten. In Lais, nahe den Quellen des Jordans, nicht weit von dem Ort, wo die aus Aegypten nach Assyrien führende Handelsstraße aus dem südlichen Syrien in Cölesyrien eintritt, war eine Niederlassung der Sidonier. Ebenso waren Hamath am Orontes, Thapsakos am Euphratübergang und Nisibis in der Nähe der Tigrisquelle von Phönikiern angelegt worden. In diesen und vielen anderen an der Handelsstraße liegenden Städten hatten die Phönikier ihre Waarenniederlagen, von wo aus sie die Völker ringsum versorgten. Hier auf dem Festlande, eben so wie in Aegypten, standen sie jedoch unter der Autorität der Landesfürsten, während sie in ihren Küstenkolonien die Herren waren. Wenn sie auch keine großen Armeen aufstellten, wie die Pharaonen oder die assyrischen Könige, so gab doch ihr über die ganze Welt ausgebreitetes Reich an Macht und Einfluß keinem andern nach. Ihre Seemacht war die größte der Erde, und Tyros mehr als vier Jahrhunderte lang die angesehenste und berühmteste Stadt der Welt.

Als Tyros noch von Sidon abhängig war, wurde es von zwei von der Mutterstadt eingesetzten Oberhäuptern regiert, welche Schophetim — Suffeten — hießen, allein im 11. Jahrhundert nahm der Suffet Abibaal den Königstitel an, sagte sich von Sidons Vormundschaft los und machte Tyros zum Vorort der phönikischen Welt. Nur Arad wußte eine unabhängige Stellung zu behaupten. Unter Abibaal und besonders seinem Sohn Hiram (1001—967 v. Chr.) dehnten sich die Unternehmungen der Tyrier immer weiter aus, und der Ruhm dieses Königs erfüllte die Erde. Er schloß Freundschaftsbündnisse mit den benachbarten Völkern und besonders mit Israel, welches nun auch von Königen regiert wurde, und wußte die Kittier auf Kreta, welche keinen Tribut mehr zahlen wollten, zu bändigen.

Die Israeliten, die in Kanaan einfielen, waren keine Seeleute; das Küstenland lockte sie nicht, und so kamen sie mit den Phönikiern selten in feindliche Berührung. Die Sidonier, welche stets den Frieden dem Krieg vorzogen, wenn es irgend thunlich war, hatten nichts dagegen, daß sich einzelne Stämme der Israeliten in ihrem Lande niederließen, und diese fanden es bald vortheilhaft, den Phönikiern als Handlanger bei ihren Handelsgeschäften gegen Lohn zu dienen.

Hiram erweiterte und verschönerte Tyros bedeutend. Der alte Melkarttempel stand auf einer kleinen Felseninsel, die von derjenigen, worauf man die Stadt gebaut, durch einen schmalen Meerarm getrennt war. Der König ließ diesen Zwischenraum nicht nur ausfüllen, sondern auch an der östlichen Seite die Insel, worauf die Stadt stand, durch Aufschüttungen vergrößern, wodurch die Inselstadt der auf dem festen Lande (Palätyros) bis auf 1200 Schritt nahe rückte. Von der Größe dieser Arbeit wird man sich eine Vorstellung machen können, wenn man erfährt, daß auf dem angeschütteten Lande nicht nur eine Vorstadt mit einem großen Marktplatz stand, sondern noch ein heiliger Bezirk mit Gärten angelegt war. Die beiden Häfen wurden durch starke Mauern geschützt und Magazine und andere Gebäude in deren Nähe angelegt. Die Tempel des Melkart und der Astarte wurden von Hiram restaurirt und glänzend geschmückt. Ob die Festungswerke, welche die ganze Insel schützten, schon von Hiram erbaut wurden, ist zweifelhaft. Sie bestanden in Mauern aus soliden Felsenstücken, welche aus der See direkt in die Höhe stiegen und an der Ostseite 50 Meter hoch waren. An der Südseite, wo der Palast des Königs stand und sich die Schiffswerften befanden, waren die Mauern nicht so hoch.

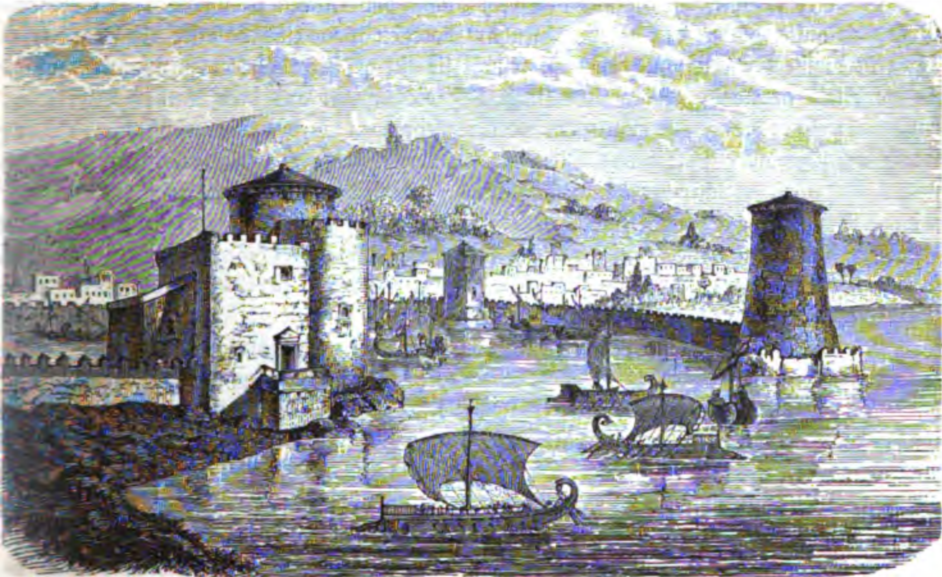
Dies Inseltyros war gewissermaßen die Citadelle, denn als die eigentliche Stadt mußte man wol die ansehen, welche der Insel gegenüber auf dem Festlande sich zwei Stunden lang am Ufer hinzog und deren Anlagen und Pracht dem Reichthum ihrer Einwohner entsprach.

Als Hiram starb, folgte ihm sein Sohn Baleastartos, der nur sieben Jahre regierte. Ihm folgte sein ältester Sohn Abdastartos. Die vier Söhne seiner Amme, die am

Hofe erzogen waren und durch den Einfluß ihrer Mutter bedeutende Stellungen hatten, erregten einen Aufstand, in welchem der König erschlagen wurde. Der älteste der vier Verschwörer wurde zum König gemacht, und da es ihnen gelang, die Lohnsoldaten und besitzlosen Abenteurer in den phönikischen Städten für sich zu gewinnen, so behaupteten sie sich zwölf Jahre lang.

Dieser heillose Zustand erschütterte und schwächte die phönikische Herrschaft. Die unzufriedenen Patrizier wanderten aus, und viele Kolonien benutzten die Verwirrung in der Mutterstadt, sich unabhängig zu machen.

Man wurde endlich dieser Wirthschaft in Tyros selbst müde. Der Usurpator wurde verjagt und der älteste Sohn des Baleastart, Astart, auf den Thron gesetzt, auf dem ihm jedoch schnell nach einander seine Brüder Astarim und Pheli folgten. Während ihrer Regierung besserten sich die Zustände in Tyros keineswegs, und ein Verwandter des Königshauses, Ithobaal, Oberpriester der Astarte, ermordete Pheli (917 v. Chr.) und setzte sich auf den Thron, auf dem er sich zweiunddreißig Jahre behauptete.



Küstenstadt.

Er war ein energischer Mann, der die Ruhe wieder herstellte und sich auch Einfluß unter den benachbarten Königreichen der Israeliten zu verschaffen wußte, indem er seine Tochter Jezabel mit König Ahab verheirathete.

So lange Ithobaal lebte, war es ihm gelungen, die Feindseligkeiten zwischen der altsidonischen Aristokratie und der Volkspartei niederzuhalten; allein kaum war er todt, so wiederholten sich die beim Tode Hiram's I. stattgefundenen Unruhen. Sein Sohn Baletsor regierte nur acht Jahre und hinterließ einen achtjährigen Sohn, Namens Mutton (oder Mattan), der nicht fähig war, den Ansprüchen der Volkspartei entgegen zu treten.

Als Mattan starb, hinterließ er eine Tochter, Elissar, und einen Sohn, Pygmalion, der noch ein Kind war. Elissar war an den Bruder des Königs, ihren Onkel, Namens Sicharbal verheirathet, der Oberpriester des Melkart und als solcher der nächste nach dem König im Reiche war. Nach dem Willen Mattan's sollte er die Vormundschaft über Pygmalion übernehmen wie auch die Regentschaft. Einige Jahre, nachdem er sie geführt hatte, wurde er von der Volkspartei gestürzt und von seinem Neffen Pygmalion ermordet.

Elissar, die den Tod ihres Mannes rächen wollte, verschwor sich mit der aristokratischen Partei. Als die Verschwörung entdeckt wurde, gelang es ihr und ihren Anhängern,

sich einer reich beladenen und zum Auslaufen im Hafen bereit liegenden Flotte zu bemächtigen und mit dieser nach Afrika zu segeln. Sie schiffte sich in Zeugetanien aus, an einem Ort, wo die Sidonier mehrere Jahrhunderte früher die Stadt Kambeh gegründet hatten. Sie kaufte von dem dort herrschenden libysch-phönikischen Könige Land und baute auf den Ruinen des alten Kambeh zwischen der altphönikischen Kolonie Utika und dem Vorgebirge Hermes eine neue Stadt, Kiriath-Hadeschat (wahrscheinlich Kart-Hadschat ausgesprochen), woraus die Griechen Karkhedon und die Römer Carthago machten.

Das Jahr, in welchem Karthago gegründet wurde, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, doch geschah es aller Wahrscheinlichkeit nach in der letzten Hälfte des 9. Jahrhunderts v. Chr., zwischen 850 und 810. — Die Geschichte dieser Anlage ist, wie das stets bei der wichtiger Städte des Alterthums der Fall war, von Fabeln umhüllt. Da die Auswanderungsexpedition der Elissar unter dem Schutze der Astarte (der besondern Schutzgöttin von Sidon) stattfand, welche auch den Beinamen „Dido" führte, so verschmolz man den Namen mit dem der Elissar und betete sie als Schutzgöttin von Karthago an.

Es wird erzählt, daß Elissar von dem libysch-phönikischen Könige des Landes soviel Grund ankaufte, als sie mit einer Ochsenhaut bedecken könne und daß sie listigerweise die Haut in dünne Riemen schneiden ließ, womit sie ein größeres Gebiet umspannte, worauf sie die Stadt gründete. Man vermuthet, daß diese Fabel aus dem Namen Byrsa ententstand, welcher dem zuerst angelegten Stadttheil gegeben wurde, was auf phönikisch Burg, im Griechischen aber Fell hieß. Die Griechen waren groß im Erfinden solcher Märchen, womit ihre Geschichtschreiber die Geschichte, besonders die der orientalischen Völker, verwirrt haben. — So wird auch erzählt, daß ein König der Nachbarschaft Elissar zur Frau begehrte, daß diese jedoch, weil sie durch ihre Ablehnung den jungen Staat zu gefährden fürchtete, oder weil sie die Verbindung mit einem Barbaren verabscheute, sich auf einem Scheiterhaufen selbst verbrannte.

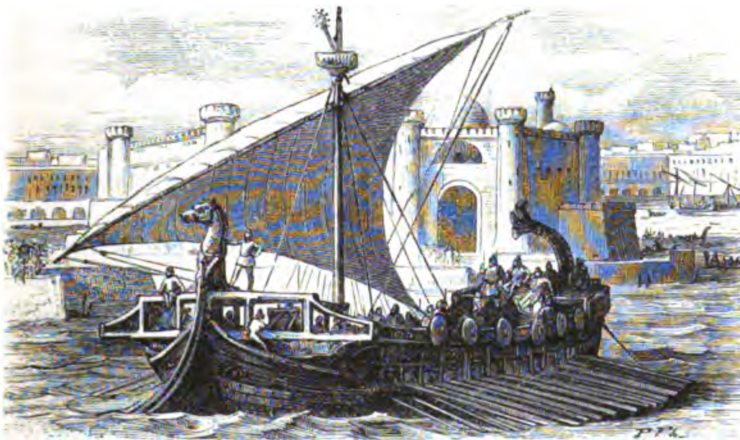
Die Auswanderung der Aristokratie von Sidon nach Tyros wurde die Veranlassung zu dem Verfall der Macht der ersteren Stadt, und Aehnliches geschah in Bezug auf Tyros durch die Uebersiedelung der vornehmen tyrischen Geschlechter nach der neuen Kolonie Karthago, der es nicht einfiel, sich der in Tyros zur Herrschaft gekommenen Volkspartei zu unterwerfen, die wenigstens von der Oberhoheit der Mutterstadt wenig Notiz nahm. Dies Beispiel wurde von anderen Kolonien nachgeahmt, und die Macht von Tyros verminderte sich allmählich. Die bürgerlichen Unruhen und der Einfall der Assyrer, wovon wir in der Geschichte Assyriens ausführlicher reden werden, trugen nicht wenig zur Schwächung der tyrischen Macht bei, obwol dieselbe noch Jahrhunderte hindurch bedeutend blieb. Die Stadt verlor indessen doch so viel von ihrem Ansehn in Phönikien, daß etwa in der Mitte des achten Jahrhunderts Sidon für eine kurze Zeit wieder den Vorrang in jenem Lande einnahm. Die nähere Geschichte Phönikiens seit dem Zusammenstoß mit den mächtigen Reichen Aegypten und Assyrien werden wir in der Geschichte des letzteren Landes kennen lernen.

Kulturgeschichte.

Staatsverfassung Phönikiens. Ueber die Staatseinrichtung in den phönikischen Städten fehlen uns genaue Nachrichten; allein aus dem, was wir von den Einrichtungen der Kolonien wissen, die denen der Mutterstädte nachgebildet waren, wie aus Analogien, die wir in allen Gemeinwesen finden, welche mehr dem Handel und der Industrie, als der Militärgewalt ihr Aufblühen und ihre Macht verdanken, können wir uns ein ungefähres Bild des phönikischen Staatslebens zusammen stellen.

Die kuschitischen Einwanderer, die an der syrischen Küste Städte anlegten und Schifffahrt trieben, nahmen natürlich den Vorrang vor den Ureinwohnern ein, denen sie in jeder Hinsicht überlegen waren. Dieses Ansehn vererbte sich auf die Nachkommen und es

entstand auf diese Weise in allen phönikischen Städten eine Aristokratie, deren Ansehen sich immer mehr befestigte je reicher die alten Familien wurden. Es war ganz selbstverständlich, daß diese alten Geschlechter die Angelegenheiten der Städter ordneten und mit einem Wort die Regierung führten. Die Jahrhunderte später einwandernden Völker, die man aufnahm und duldete, da man ihre Dienste brauchte, und welche sich natürlich auch in den Städten niederließen, fanden dieses Verhältniß vor, und es fiel ihnen auch lange nicht ein, darin eine Aenderung vorzunehmen, da sie durch die See- und Handelsunternehmungen dieser aristokratischen Geschlechter beschäftigt wurden und ihren Unterhalt gewannen. Die Regierung wurde also unter diesen letzteren erblich und die reichsten und intelligentesten unter ihnen erlangten den größten Einfluß und die hervorragendsten Stellen. Da die Oberhäupter aller im Lande Syrien wohnenden Völker sich Könige nannten, so kann es nicht auffallen, daß die zeitweiligen Regenten der phönikischen Städte, die weit mächtiger waren, sich ebenfalls diesen Titel beilegten und auch die äußeren Zeichen der Königswürde zur Schau trugen, was schon wegen des Ansehens bei anderen Völkern, mit denen man zu verkehren hatte, nöthig war.



Ankunft phönikischer Kaufleute im Hafen.

Da aber die anderen alten phönikischen Geschlechter eben so angesehen und reich waren wie die, aus denen man die Könige nahm, so gestaltete sich auch das Verhältniß zu diesem anders als in mehr barbarischen Staaten. Die Verfassung war eben eine aristokratische Republik mit einem König genannten Oberhaupte, dessen Macht durch Gesetzkörper aus den edeln Geschlechtern eingeschränkt wurde. In späterer Zeit, als das Volk gleichfalls reich und intelligent wurde und sich zu fühlen anfing, verfehlte es nicht, seinen Antheil an der Regierung des Gemeinwesens zu verlangen, der ihm denn auch eingeräumt werden mußte.

Die Könige waren Anführer des Heeres und der Flotte, ihnen gehörte die oberste Gerichtsbarkeit; aber ihrer Willkür waren, wie bemerkt, durch Senate, oder welchen Namen solche Regierungskörper getragen haben mögen, wie auch durch die Oberpriester Schranken gesetzt; nächst dem Könige besaßen diese das höchste Ansehen und wurden daher auch meist aus der Familie desselben erwählt. Da man hauptsächlich Könige hatte, um hinter anderen Völkern nicht zurückzubleiben, aber ihnen nicht zu viel Gewalt einräumen wollte, so erreichte man den Hauptzweck dadurch, daß man sie mit orientalischem Pomp umgab und ihnen allerlei Auszeichnungen bewilligte. So wurde namentlich der Purpurmantel ein Vorrecht und Würdezeichen der Könige von Sidon und Tyros, und diese Gewohnheit ging von dort aus auch auf andere Völker über und hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Das Landgebiet der verschiedenen Städte gehörte entweder dem Staat, einzelnen edlen Geschlechtern oder den verschiedenen Tempeln, und die Einwanderer, die sich darauf

niederließen, konnten den Boden nicht als Eigenthum erwerben, sondern ihn nur pachten, während die größere Zahl sich damit begnügen mußte, ihr Leben durch Tagelohn zu fristen. Wurde die Menge dieser Landbevölkerung zu groß und unbequem, so führte man sie in ferne Kolonien, und oft nicht freiwillig.

Sie hatten gar keine Rechte; sie waren eben Sklaven, Leibeigene. Verträge, wie sie Sidon mit den ihm dienenden israelitischen Stämmen in seinem Gebiet schloß, gehörten zu den Ausnahmen.

Wenn auch die verschiedenen phönikischen Städte jede ihre eigene Verwaltung hatten, so fanden sie es doch zweckmäßig, sich für gewisse Fälle unter einander zu verbinden, namentlich zur Vertheidignng gegen äußere Feinde. Es ist natürlich, daß die größeren Städte, welche eine bedeutendere Macht aufstellen konnten, in dem Rath dieses Bundes eine gewichtigere Stimme hatten und dadurch überwiegenden Einfluß, gewissermaßen die Oberhoheit, Hegemonie, ausübten, wie wir das hauptsächlich bei Sidon und Tyros gesehen haben.

Religion. Die Religionsvorstellungen der Phönikier sind ein Gemisch der Anschauungen verschiedener Völker. In ihnen finden wir sowol die chaldäischen als die ägyptischen Götter wieder, wenn sie auch andere Namen tragen. Wir halten es für überflüssig, den symbolischen Bedeutungen dieser Götter und der von ihnen erzählten Mythen nachzuspüren. Sie laufen alle auf die Personifikation von Naturkräften und Naturerscheinungen hinaus, deren Symbolik höchstens die Priester verstehen konnten, und um welche das Volk sich nicht kümmerte. Dieses verehrte die Götter, weil es sich vor ihrer Macht fürchtete, oder weil es durch ihre Hülfe Wohlthaten und Vortheile zu erlangen hoffte. Anstatt uns in das Labyrinth mehr oder weniger geistreicher hypothetischer Erklärungen zu verlieren, wollen wir einfach die Götter anführen, welche die Phönikier verehrten, und die Art angeben, wie sie dies thaten. Die Phönikier waren ein praktisches Handelsvolk, welches wenig Zeit, Sinn und Neigung dazu hatte, über metaphysische Dinge zu grübeln. Sie glaubten an die Existenz guter und böser Götter, und daß dieselben durch Opfer und allerlei andere Dinge beeinflußt werden könnten. Das war für sie genug und die Richtschnur für ihre religiöse Handlungsweise.

Wie bei den Chaldäern, finden wir Götter in männlicher und weiblicher Form vereinigt. Die weibliche Form für Baal, den Sonnengott, den Erzeuger, den Herrn des Himmels u. s. w., war in Phönikien Aschera oder Baaltis. Sie war die Repräsentantin der gebärenden Naturkraft, dieselbe Göttin, welche wir bei den Chaldäern als Belit oder Beltis, Melitta oder Istar kennen lernten. — Diesen guten Göttern gewissermaßen gegenüber standen Moloch, das Symbol der Glutsonne, des verzehrenden Feuers, und Astarte, die keusche und strenge Mondgöttin, die weibliche Form jenes. Ferner verehrte man den Adonis (Adonai, Herr) als den Repräsentanten des Frühlings, des Naturlebens zur Zeit der Blüte, endlich die sieben Kabiren, über deren eigentliche Bedeutung die gelehrten Forscher nichts weniger als einig sind. Sie scheinen eine untergeordnete Art von Schutzgöttern gewesen zu sein.

Eben so wie man in Aegypten und in Chaldäa in besonderen Städten den Ra und den Bel unter besonderen Namen als speziellen Lokalgott verehrte, so geschah es auch in Phönikien. Baal-Melkart — den die Griechen wegen der ihm zugeschriebenen Wanderfahrten den tyrischen Herakles nannten — war der Lokal- und Schutzgott von Tyros und als solcher einer der vornehmsten Götter. Die Schutzgottheit von Sidon und Arad war dagegen Astarte.

Die Phönikier waren Kosmopoliten wie die meisten handeltreibenden Völker. Auch in ihrer Religion waren sie kosmopolitisch, und da sie überall andere Götter fanden und an deren Existenz glaubten, so waren sie als kluge Leute darauf bedacht, es auch mit diesen nicht zu verderben. Ihre Religion wurde daher ein wunderliches Gemisch von allerlei

wunderlichen Vorstellungen. Es ist deshalb auch nicht zu verwundern, daß selbst die Schriften der Priester, welche als heilige Bücher betrachtet, Sanchoniath genannt und einem geheimnißvollen Gotte Taaut zugeschrieben wurden, ebenfalls ein Gemisch ägyptischer, chaldäischer und anderer Religionslehren enthielten.

Herennius Philo aus Byblos, der zur Zeit des Kaisers Nero lebte, übersetzte diese heiligen Bücher der Phönikier, die er einem alten Weisen, Namens Sanchoniathon, zuschrieb, der in Beiruth oder Tyros um 1250 v. Chr. (oder zur Zeit der Semiramis) gelebt und die von den phönikischen Priestern verfälschten Lehren des Taaut in ihrer echten Gestalt wieder hergestellt habe. Obwol der christliche Kirchenschriftsteller Eusebius diese Uebersetzung des Philo (ins Griechische) für echt erklärt, so sind doch Sachkenner der Ansicht, daß das Werk ein aus ägyptischen, chaldäischen und griechischen Religionsmythen zusammengesetztes Buch sei, in welchem er, im Sinne des griechischen Philosophen Euhemeros, sich bemüht, die Götter als ausgezeichnete Menschen der Vorzeit darzustellen, und daß er, um seinem Werke mehr Glaubwürdigkeit zu geben, einen alten phönikischen Verfasser genannt habe. Philo's aus neun Büchern bestehendes Werk ist verloren gegangen, und kennen wir es nur aus Auszügen, die sich in den Schriften des Eusebius, Porphyrius und Anderer vorfinden. Die Priester, um ihre Verfälschung zu verdecken, sagt Philo, hätten dieses Werk geheim gehalten.



Die phönikische Astarte.

Folgendes berichteten die Priester von dem Entstehen der Dinge: Am Anfang war das Chaos; es war erfüllt von Finsterniß und bewegt, und der Athem (Ruah) schwebte über dem Chaos. Das Chaos war unendlich und es blieb wie es war viele Jahrhunderte lang. — Dann aber entbrannte der Athem in Liebe zu seinem eigenen Prinzip und es entstand eine Mischung, welche das Verlangen (Khephets) genannt wurde, denn das Verlangen war das allerzeugende Prinzip und der Athem kannte seine eigene Schöpfung nicht. — Der Athem und das Chaos vermischten sich, und daraus entstand Moth, woraus der Samen der ganzen Schöpfung hervorging; Moth wurde der Vater aller Dinge, denn Moth hatte die Form eines Eies. — Und die Sonne, und der Mond, und die großen Konstellationen glänzten. Es gab lebende Wesen ohne Bewußtsein, und aus diesen entstanden vernunftbegabte Wesen, die man Tsophesamim, Betrachter des Himmels, nannte. Denn der Donner, verursacht durch den Kampf dieser Elemente, die sich zu trennen anfingen, erweckte die anderen Intelligenzen wie aus einem Schlaf, und darauf begannen die männlichen und die weiblichen Wesen auf der Erde und im Meer sich zu bewegen und sich zu suchen.

Trotzdem daß das Volk nicht viel über religiöse Gegenstände nachdachte, oder vielleicht eben deshalb, waren die Phönikier doch abergläubisch, wie man das gerade bei Seefahrern häufig findet, und da sie reich waren und viele Opfer bringen konnten, so waren auch die Tempel reich, der Gottesdienst prächtig und die Priester angesehen und wohlhabend.

Baal, das Prinzip der zeugenden und fortpflanzenden Naturkraft, wurde auf Bergeshöhen verehrt, und selbst in der Ebene erbaute man seine Altäre auf künstlichen Anhöhen. Vor seinen Tempeln sah man Säulen, welche die Organe der Zeugung in riesigem Maßstabe darstellten. Dasselbe Symbol war auch der Aschera geheiligt, und neben den Altären der Göttin, auf denen nur männliche Thiere geopfert werden durften, sah man solche Phallussäulen errichtet. Auch der Stier, der Ziegenbock, das Pferd, Tauben, Fische, kurz alle Thiere und selbst Pflanzen, an denen die Zeugungs- und Fortpflanzungsfähigkeit sich

besonders zeigte, waren dieser Göttin geheiligt. Taubengehege und Seen mit heiligen Fischen fanden sich in den ihre Tempel umgebenden Hainen, und ihre Priester durften keine Fische essen. Da alles physische Leben seinen Keim und Ursprung im feuchten Element hat, so war ihr auch das Wasser geheiligt.

Die Art, wie diese Göttin verehrt wurde, war eigenthümlich und nach unseren Vorstellungen höchst unsittlich. Jungfrauen opferten ihr ihre Jungfräulichkeit, und an gewissen Festtagen, zu welchen, wie man sich wol denken kann, Pilger von weit und breit herbeikamen, hatten sich die Mädchen im Bezirk des Tempels Hütten und Zelte gebaut, in denen sie sich den Umarmungen der Wallfahrer hingaben. Manche Frauen und Mädchen widmeten sich diesem Dienst im Tempel selbst, Andere zogen im Lande umher, und was sie auf diese Weise verdienten, lieferten sie an den Tempel ab. Von Byblos aus wurde dieser Gottesdienst in Kypros eingeführt, wo der Opferdienst der Göttin Aschera (welche die Griechen Aphrodite und die Römer Venus nannten) im Haine von Paphos weltberühmt wurde. Schiffer gingen sehr gern dorthin, denn gefällige Priesterinnen der Göttin erwarteten sie schon am Strande.

In dem eben genannten Byblos (Gebel) war auch der Adonisdienst hauptsächlich zu Hause. Wenn die Zeit des Frühlings und Sommers vorüber war und der Herbststurm und Regen das Wasser des Adonis durch abgespülte Erde roth färbte wie Blut, dann betrauerte man den schönen Jüngling Adonis (Frühling), den Geliebten der Liebesgöttin, den der wilde Eber (der Winter) getödtet habe. Man trauerte sieben Tage unter allerlei Leichenceremonien und Leidbezeugungen. Mädchen schnitten sich das Haar ab, oder verkauften statt dessen ihre Jungfräulichkeit, wofür sie den Erlös in den Tempel der Baaltis oder Aschera zahlten. Die Priester zerissen ihre Kleider und schoren Bärte und Haupt, kurz es war eine allgemeine Trauer im Lande, die mit einem Begräbniß des mit Spezereien gesalbten hölzernen Adonisbildes und einem Trauerfest endete. Im Frühling feierte man die Auferstehung des Herrn (Adonai) mit ausgelassenen Freudenfesten.

Auf ganz andere Weise als Baal und Baaltis diente man dem schrecklichen Moloch und seiner weiblichen Form, der Astarte.

Moloch ist der Repräsentant der Zerstörung, der Gott, welcher die Menschen für ihre Sünden heimgesucht, und dessen Zorn nur durch Opfer besänftigt werden konnte. Diese waren entweder Reinigungs- oder Sühnopfer. Vor Kriegen oder anderen wichtigen Unternehmungen brachte man ihm Menschenopfer; aber nicht Sklaven oder Gefangene wurden geopfert, sondern die Kinder der Bürger, ja hin und wieder der Sohn des Königs. Als einst nach einer verlorenen Schlacht (es geschah dies später in Karthago und der griechische Geschichtschreiber Diodor erzählt es) entdeckt wurde, daß viele Vornehme statt ihrer Kinder gekaufte Sklavenkinder geopfert hatten, schrieb man dieses Unglück dem Unterschleife zu, und zweihundert Knaben aus den angesehensten Geschlechtern wurden geopfert und dreihundert andere gaben sich außerdem freiwillig als Opfer hin! — Moloch wurde auch als der phönikische Kriegsgott angesehn.

Astarte wird oft (besonders in Karthago als Astarte-Dido) auf einem Stier oder Löwen sitzend mit der Lanze in der Hand abgebildet, oder auch als Mondgöttin mit dem Halbmond (oder Stierhörnern) auf dem Kopfe. Sie ist die Göttin, der man mit Keuschheit und Entsagung dienen mußte, und wie man dem Moloch Knaben opferte, so soll man ihr reine Jungfrauen geopfert haben. Das in ihren Tempeln immer brennende Feuer wurde von Priesterinnen unterhalten, welche ewige Jungfräulichkeit gelobt hatten. Da es in einem Lande, wo der Baalitkultus blühte, nicht entsagungslustige Mädchen geben mochte, aber der Tempeldienst doch versehen werden mußte, so waren alle Priester und dem Tempel angehörige Diener (Hierodulen), die man Galen nannte, entmannt und gewissermaßen geschlechtslos. Die Sage schreibt die Erfindung der Eunuchen der Semiramis zu. Sie habe sich mit entmannten Männern umgeben, damit ihr Geschlecht durch den hohen Ton

ihrer Stimme nicht verrathen würde. Die weißen Eunuchen sind eigentlich Kastraten, die nur unfähig sind, Kinder zu erzeugen, während bei den schwarzen Eunuchen die Operation so gründlich vollzogen wurde, daß gar kein geschlechtlicher Verkehr mit den Frauen möglich war. Dieser Unterschied würde auch die malitiöse Bemerkung des Lukian erklären: daß die Frauen gern in Gemeinschaft mit diesen weißen Eunuchen lebten. Trotz des Reichthums der Tempel mochten doch die Einkünfte nicht immer hinreichen, diese Masse zwitterhafter Faulenzer zu ernähren, und Scharen von ihnen zogen unter religiösen Gaukeleien bettelnd im Lande umher.



Aus dem Libanon.

Ein alter Schriftsteller liefert davon eine Beschreibung. Die ekelhafte Bande, welche lärmende Musik mit sich führte, hatte einen Esel in der Mitte, der das verschleierte Symbol der Göttin nebst dem Bettelsack trug. „Die Galen waren in bunte, schmuzige Frauengewänder gekleidet; ihre Augen und Wangen waren bemalt, der Kopf mit gelben Turbanen umwunden. Manche trugen weiße Kleider mit der rothen herabhängenden Clava geschmückt. Die Arme waren bis zur Schulter aufgestreift; große Schwerter und Beile, auch die Geißel, dann Klappern, Pfeifen, Cymbeln oder Tympane in den Händen, zogen sie mehr tanzend als gehend unter dem Schall wilder Musik die Straße entlang. Kamen sie an einem Meierhof an, dann begannen sie ihre Gaukeleien. Ein scheußliches Geheul eröffnet die Scene. Dann fliegen sie wild durcheinander, das Haupt tief zur Erde gesenkt, aber in Kreisen sich herumdrehend, so daß das aufgelöste Haar durch den Koth schleift; dabei zerbeißen sie sich zuerst die Arme und zerschneiden sie zuletzt mit den zweischneidigen Schwertern, die sie zu tragen pflegen. Dann beginnt eine neue Scene. Einer von ihnen, der es in der Raserei Allen zuvor thut, fängt unter Aechzen und Stöhnen an

zu prophezeien; er klagt sich öffentlich seiner begangenen Sünden an, die er durch Züchtigungen des Fleisches nun bestrafen will, nimmt die knotige Geißel, welche die Galen zu tragen pflegen, zerschlägt den Rücken, zerschneidet sich mit Schwertern, bis das Blut von dem verstümmelten Körper heruntertrieft. Das Ende vom Ganzen ist eine Kollekte. Einige werfen ihnen Kupfer- auch wol Silbermünzen in den vorgehaltenen Schoß, Andere bringen Wein, Milch, Käse, Mehl herbei, was sie gierig zusammenraffen, in den dazu bestimmten Sack neben der Göttin dem Esel auf den Rücken legen, dann bis zum nächsten Dorf oder Landhaus weiter ziehen, wo das ganze Ceremoniel aufs Neue wiederholt wird. Am Abend in der Herberge angekommen, entschädigen sie sich durch einen Schmaus für die blutigen Kasteiungen des Tages."

Durch diese Aufzüge und das Gebahren dieser tollen Schwärmer wurden nicht selten Zuschauer so aufgeregt, daß sie sich selbst entmannten. Der eben angeführte alte Schriftsteller (Lukian) macht die Bemerkung, daß die Galen in Gemeinschaft der Frauen lebten und diese ihnen mit besonderer Liebe zugethan waren.

Die Feste des Baal-Melkart wurden mit ungeheurem Pomp begangen und seine Tempel waren auf das Reichste verziert. Herodot bewunderte darin zwei Säulen, eine von Gold und eine von Smaragd. Aehnliche Säulen (des Hercules) befanden sich in allen Tempeln dieses Gottes.

Kunst und Wissenschaft. Bei Handelsvölkern gedeihen gewöhnlich nur solche Künste und Wissenschaften, welche direkt auf den Handel Bezug haben, und so war es auch bei den Phönikiern. Sie, die in der ganzen Welt umherkamen, nahmen die Muster von den Ländern her, wo dieselben ihren Bedürfnissen zusagten. Namentlich übten Chaldäa und Aegypten in dieser Beziehung einen großen Einfluß aus. Selbst ihre Bauten haben keinen charakteristischen Stil, wenn sie auch in der technischen Ausführung Meister und Nachbarvölkern, wie den Israeliten, überlegen waren. Ihre Bildhauerkunst steht noch hinter derjenigen der Aegypter zurück. Ihre Götterbilder ließen sie entweder in jenem Lande anfertigen, oder machten sie im Lande in ägyptischem Stil, nur noch geschmackloser und mit allerlei Attributen überladen. Verzierungen in Metall, Elfenbein und Stein verstanden sie zu verfertigen, und Pracht und Masse dieser Zierrathen schien für sie mehr Werth zu haben, als der Stil des Baues selbst.

Die Götterbilder, die sie auf ihren Seezügen mitnahmen — die Panäken — und welche meistens die Kabiren darstellten, waren groteske, lächerlich schreckliche Figuren, geradezu Karrikaturen. — Von Werken der Dichtkunst oder der Literatur findet sich bei diesem praktischen Handelsvolke gar nichts vor.

Handel und Industrie. So lange es Phönikier gab, waren sie Schiffer und trieben Handel und Seeräuberei. Letztere war in alten Zeiten ein ganz ehrenwerthes Gewerbe, wie der Landkrieg, der ja meistens auch nur organisirte Räuberei war. Die zum Theil halbwilden Nationen, mit denen die Phönikier zu thun hatten, machten sich auch kein Gewissen daraus, sie zu berauben. Konnten die Phönikier, was sie wollten, durch List erreichen, so zogen sie das Gewaltthätigkeiten vor, und waren wegen ihrer Verschlagenheit berühmt.

Indem wir von ihren Kolonien berichteten, haben wir schon einen Begriff von der Ausdehnung ihres Handels gegeben. Der Welthandel war in der That ausschließlich in ihren Händen. Sie tauschten Rohprodukte aus barbarischen Ländern für wenig kostende Artikel phönikischer Industrie ein, führten sie in Länder, wo sie fehlten, und erzielten sehr großen Gewinn. Sie handelten nicht nur mit Landesprodukten und Industrieerzeugnissen, sondern auch mit Sklaven, die stets guten Absatz fanden. Wo sie Landeseinwohner, Jünglinge oder Frauen, auf ihre Schiffe locken konnten, entführten sie dieselben nicht selten und verkauften sie.

Mit Aegypten und Babylonien standen die Phönikier in regstem Handelsverkehr und ebenso mit Arabien und Indien, jenen in alter Zeit als halb fabelhaft geltenden östlichen

Wunderländern, die man mit dem allgemeinen unbestimmten Namen Ophir benannte. Aus diesen Ländern kamen die Produkte, die wir auch heute noch dort her erhalten, nämlich Elfenbein, köstliche Spezereien und Gewürze, feines Holz und Räucherwerk, Gold und Edelsteine und merkwürdige Thiere, wie Affen und Vögel mit prachtvollem Gefieder, z. B. Pfauen. Möglich ist es schon, daß Phönikier selbst in ältesten Zeiten gelegentlich direkt mit jenen Ländern verkehrten, doch gewöhnlich geschah dies durch Vermittlung der am Rothen Meer wohnenden Völker (z. B. der Edomiter), welche die Ophirwaaren aus den Häfen und Stapelplätzen abholten und nach Tyros brachten. Erst zu Hiram's Zeit, als der ihm befreundete König der Israeliten, Salomon, Häfen am Rothen Meer gewann, wurde der direkte Handel mit den Ländern am Persischen Meerbusen, an den Indusmündungen und an der Küste des Dekhan lebhafter. Man hat selbst Andeutungen, daß die Phönikier mit Ceylon in Verbindung standen.



Schlimmer Empfang der Phönikier in Tarsos.

Der Grund, warum es an genauen Nachrichten über die Handelswege und Handelsverbindungen der Phönikier fehlt, ist der, daß sie dieselben so geheim als möglich hielten und die abenteuerlichsten Lügen erzählten, um Konkurrenten abzuschrecken, die ihnen den Markt verdorben haben würden. Von den phönikischen Seefahrern stammen größtentheils die wunderbaren Fabeln, welche die leichtgläubigen Griechen von allerlei Völkern in fernen Ländern erzählten.

Der einträglichste Handelsartikel der Phönikier war wol der mit Metallen verschiedener Art, und in welches Land sie auch kamen, ihre erste Sorge war stets die Erforschung erzhaltiger Gebirge und der Flüsse, die Goldsand mit sich führten. Sie besaßen eine große Geschicklichkeit sowol im Auffinden von Metalladern, wie auch im Bergbau selbst, und kein Volk der Erde that es ihnen darin gleich. Schon in frühen Zeiten holten sie Kupfer aus dem Libanon und von Cypern, und in Spanien fanden und gewannen sie, natürlich

nicht ohne öfters auf entschiedenen Widerstand der Landesbewohner zu stoßen, Gold und Silber in Menge. Fast eben so gesucht wie diese kostbaren Metalle war das Zinn, welches man zur Herstellung der Bronze brauchte, aus der man Waffen und Gefäße machte, denn die Phönikier verstanden nicht allein die Metalle zu finden und aus den Erzen zu gewinnen, sie waren auch sehr geschickt in der Verarbeitung derselben. Sie stellten nicht nur staunenswerthe, große Gußarbeiten her, sondern verfertigten auch Gefäße in getriebener Arbeit, die zierlich und geschmackvoll und sehr geschätzt waren. Leisteten sie auch nichts in der eigentlichen Bilderhauerkunst, so verstanden sie sich doch trefflich auf Alles, was der Handelsindustrie angehörte. Auch ihre geprägten Münzen zeugten von großer Geschicklichkeit.

Nächst dem Handel mit Metallen trug den Phönikiern wol die Fabrikation der Purpurfarbe am meisten ein. Man gewann sie aus dem Saft gewisser Seemuscheln, die sich im Mittelmeer in großer Menge fanden. Man erzählt, daß man diese Erfindung einem Hunde verdanke. Dieser habe eine solche Muschel zerbissen und sein Herr mit Erstaunen gesehen, daß das Haar seines Maules dadurch schön roth gefärbt wurde. Die aus dem Saft der verschiedenen Muscheln gewonnene Farbe war indessen nicht immer roth: manche gaben eine tief dunkle, fast schwarze Farbe, andere eine violette und andere wieder eine scharlachrothe. Durch Mischung erzeugte man allerlei Farbennuancen, unter denen die blutrothe und amethystfarbige am geschätztesten waren.

Man schrieb den Phönikiern allerlei Erfindungen zu, deren Verbreiter und Ausbeuter sie nur waren, und auch die Purpurfärberei sollen sie von den Assyrern erlernt haben. Der tyrische Purpur war indessen immer der berühmteste, und damit gefärbte Stoffe waren sehr geschätzt und theuer, da man zum Färben von 50 Pfund Wolle an 300 Pfund Schneckensaft brauchte. Man färbte mit dieser Farbe ägyptische Leinewand und Wolle. Purpurgewänder wurden, wie wir erzählt haben, ein Vorrecht der Fürsten und Oberpriester, obwol auch reiche Frauen und Männer bei festlichen Gelegenheiten sie trugen, oder doch Kleider, die mit Purpurrändern verziert waren.

In Tyros und in sehr vielen Kolonialstädten gab es Purpurfärbereien, und gewöhnlich waren mit ihnen auch Webereien verbunden.

Die Erfindung des Glases schreibt man ebenfalls den Phönikiern zu und erzählt, daß man sie durch Zufall gemacht habe, indem Seeleute am Strande Feuer angezündet und dabei, weil keine Steine in der Nähe gewesen, Salpeterstücke benutzt hätten. Durch das Zusammenschmelzen derselben mit dem Sande entstand eine glasige Masse. Es ist indessen wahrscheinlich, daß sie die Kunst der Glasbereitung von den Aegyptern lernten, welche dieselbe schon kannten, ehe es Phönikier gab. Man machte in Phönikien allerlei Kleinigkeiten und Zierrathen aus Glas, die man beim Tauschhandel mit wilden Völkern sehr gut verwerthete; allein eine große Wichtigkeit erlangte diese Industrie nicht, da man zu Trinkgeschirren meistens haltbares Material verwendete und das Glas nicht zum Verschließen der Fenster brauchte.

In kulturhistorischer Hinsicht waren die Phönikier in der Zeit, welche dem Aufblühen des Griechenthums vorherging, das bedeutendste Volk der Erde, und ihre Wirksamkeit ist kaum von den Griechen oder Römern oder späteren Kulturvölkern übertroffen worden.

Die ferneren Schicksale der großen phönikischen Handelsstädte werden wir in der Geschichte Assyriens und anderer Völker kennen lernen und von dem Aufblühen der phönikischen Kolonien, ihren Handelsunternehmungen und kühnen Seefahrten später weitläufig zu reden haben.





Aufgang zum Tempel zu Jerusalem.

Die Israeliten.

Während das praktische und unternehmende Handelsvolk der Phönikier einen sehr bedeutenden unmittelbaren Einfluß auf seine Zeitgenossen ausübte, indem es seine Kultur durch Kolonien fast allen Ländern der damals bekannten Welt einimpfte, spielten die Israeliten in derselben eine sehr untergeordnete Rolle. Selbst zur Zeit ihrer höchsten Macht und Blüte erstreckte sich ihr Einfluß nicht über die Grenzen Syriens hinaus, und so lange sie als selbständiger Staat bestanden, blieben sie in jeder Beziehung weit hinter anderen Völkern ihrer Zeit zurück. Trotzdem wurden die Israeliten für uns wichtiger als irgend ein anderes Volk der Erde.

Während die Spuren der Wirksamkeit der Phönikier nur noch in unsicherer Tradition zu erkennen sind, besteht der von Israel auf die Kulturentwicklung der Welt ausgehende Einfluß noch heute in voller Kraft. Derselbe ist nicht das Verdienst der Juden; er sproßte erst aus dem bereits abgestorbenen politischen Körper hervor und verdankt seinen Ursprung dem von Moses in ihre Religion gepflanzten Keim des Monotheismus, der, von Propheten gepflegt, sich erst durch Jesus zu einer rein geistigen Gottidee ausbildete, und ferner dem Umstand, daß die Lehre Jesu durch israelitische Schüler verbreitet wurde, welche sie nur unvollkommen begriffen und in ihr nicht die Basis einer neuen Weltordnung, sondern nur eine reformatorische Abzweigung der jüdischen Religion sehen wollten. Israelitische Kultusformen und Religionsansichten blieben daher von vornherein in der neuen Religion vorherrschend, und durch sie, wie durch die daraus gezogenen Konsequenzen und Vermischung mit römischen Elementen wurde dann die Lehre Jesu in diejenige Form gekleidet, in welcher sie noch heute die offizielle Religion

aller Kulturvölker ist. Die Traditionen der Israeliten und selbst Theile des „Alten Testaments", welche mit der Religion wenig oder gar nichts zu schaffen haben, wurden von den Christen als Offenbarung, als „Wort Gottes" betrachtet, und es gab Zeiten, wo ein Abweichen von den darin ausgesprochenen Ansichten und Zweifeln an der Wahrheit der mitgetheilten Thatsachen, selbst wenn der Irrthum auf der Hand lag, als todeswürdiges Verbrechen bestraft wurde.

Wie das geschehen konnte, und welche bestimmende Wirkung das auf die geistige Entwicklung der christlichen Völker, und dadurch auf alle Verhältnisse des Lebens, wie der Kultur- und politischen Geschichte hatte, werden wir im Laufe dieses Werkes kennen lernen, und erwähnen es hier nur, um zu erklären, warum wir die Geschichte dieses kleinen Volkes mit größerer Ausführlichkeit behandeln als diejenige anderer Nationen, welche für ihre Zeit bei weitem wichtiger waren.

„Israel ist das Gefäß gewesen, in welches die Wasser des Lebens gefaßt, in welchem sie frisch erhalten wurden und kühl, um fortan die Welt zu erquicken. Dieser seiner Bevorzugung wegen kümmern wir uns um seine Geschichte."

Unter den Stämmen, welche aus unbekannten Ursachen das südliche Chaldäa verließen, wird auch einer genannt, der unter der Führung des Therah (oder Thareh) aus Ur auswanderte und sich am linken Ufer des Euphrat bei Haran (Kharan) in Mesopotamien niederließ. Einer seiner Nachkommen, nach jüdischer Tradition sein Sohn, Abram (oder Abraham), verließ mit seinem Hause auch diese Weideplätze (etwa um 2000 v. Chr.), durchwanderte Syrien seiner Länge nach und ließ sich endlich in der Gegend von Hebron (oder Kiriath Arba) nieder, wo er im Hain Mamre sein Zelt aufschlug. Ein Neffe Abram's, Lot, siedelte sich im Thale des Jordan, nicht weit vom Todten Meere an, wo damals die später durch ein Erdbeben oder eine vulkanische Eruption zerstörten Städte Sodom und Gomorrha lagen. Die von den Landeseinwohnern ohne Widerstand aufgenommenen Fremdlinge wurden von diesen Hebräer (Jenseitige) genannt, weil sie von jenseit des Euphrat kamen.

Abraham und seine Söhne. Die gastfreundlichen Bewohner des Landes waren dem Könige von Elam tributpflichtig geworden; als sie sich auflehnten, wurden sie von König Khodor Laomor (Kudur Lagamer) und seinen verbündeten Vasallenfürsten im Thale Siddin geschlagen. Unter den vielen von ihnen fortgeführten Gefangenen befand sich auch Abraham's Neffe Lot. Abraham sammelte seine Kriegsleute und überfiel in der Nacht das Lager des sorglosen Feindes, wodurch Lot nebst seinen geraubten Herden und viele andere Gefangene befreit wurden. Dieser angesehene Beduinenhäuptling Abraham wird als der eigentliche Stammvater der Israeliten betrachtet.

Er hatte zwei Söhne, Ismael, von einer ägyptischen Magd Namens Hagar, und einen jüngeren Sohn, Isaak, von seinem Weibe Sarah. Auf Antrieb der Letzteren, erzählt die Sage, verstieß Abraham die Hagar mit ihrem Sohn Ismael in die Wüste. Beide blieben jedoch am Leben, und Ismael wurde, heißt es, der Stammvater der Araber. Isaak hatte zwei Söhne, Esau und Jakob. Dieser Letztere, erzählt die Tradition, betrog seinen Bruder um das Recht der Erstgeburt und sein Erbe, und Esau, der zwei Hetitherinnen geheirathet hatte, zog nach Süden in die Gegend des Berges Saïr und wurde der Stammvater der Edomiter. Jakob nahm den mystischen Namen Israel an, dessen Ursprung dunkel ist, nach welchem aber das Volk, welches von Jakob und seinen Söhnen abstammt, sich Israeliten nannte.

Israel heißt: „Der mit Gott ringt" oder „Gotteskämpfer", daher „Bnee-Israel", „Kinder Israel." — Das in Genesis 32, 25 erwähnte „Ringen mit Gott" ist auf sehr verschiedene Weise erklärt worden. Die orthodoxen Juden nahmen dieses Ringen buchstäblich, während Andere, z. B. Maimonides, der höchst berühmte jüdische Gelehrte

des Orients im 12. Jahrhundert, dasselbe durch einen sehr lebhaften, visionenartigen Traum erklärt. Die lahme Hüfte will Abarbanell, ein vor 400 Jahren in Spanien lebender Gelehrter, einer in diesem Traum stattgehabten starken Erschütterung zuschreiben. Wenn man nun auch zugeben muß, daß sehr lebhafte Träume selbst körperliche Wirkungen hervorbringen, und die verrenkte Hüfte sich allenfalls durch ein Herausfallen aus dem Bette erklären ließe, so wäre diese Erklärung doch nicht annehmbar, da Jakob im Freien auf der Erde schlief. Vielleicht erkältete er sich und trug dadurch eine Lähmung davon, wovon man Beispiele hat. — Von seinen vier Frauen, berichtet die Tradition, hatte Jakob zwölf Söhne, von denen ihm die jüngsten, von seiner vierten Frau Rahel geboren, Joseph und Benjamin, die liebsten waren.



Esau und Jakob. Zeichnung von Konrad Beckmann.

Die Sage von Joseph, und endlich die Uebersiedelung Jakob's und seiner ganzen Familie nach Aegypten, haben wir bereits in der ägyptischen Geschichte erzählt und ebenso Alles, was wir über die Veranlassung von dem Auszuge der „Kinder Israel“ aus jenem Lande unter der Führung Moses' wissen (s. S. 96).

Moses. Das Volk, welches Moses in das Land zurückführen wollte, woher die Vorväter der Israeliten vor gegen fünfhundert Jahren gekommen waren, bestand aus sehr verschiedenartigen Elementen. Wenn auch die Israeliten darunter den größeren Theil ausmachten und die in der Bibel angegebene Zahl von 600,000 streitbaren Männern, welche eine Volkszahl von gegen 3 Millionen ergeben würden, um das Zehnfache übertrieben sein mag, so war doch die Aufgabe, die sich Moses gestellt hatte, eine ganz außerordentlich schwierige.

Mit den Zahlen in den Schriften der Hebräer darf man es nicht genau nehmen; sie sind fast immer übertrieben groß, und daß dies der Fall ist, läßt sich aus einfachen Berechnungen klar beweisen. Die Zahl der streitbaren Männer unter dem Volk, welches Moses aus Aegypten führte, wird auf 603,550 angegeben, wonach sich die des Volkes auf gegen 3 Millionen belaufen haben müßte. Eine solche Menschenmenge in der Wüste zu ernähren, die jetzt nicht im Stande ist 5000 Araber zu erhalten, erscheint ganz unmöglich. Als diese ungeheure Menschenmenge nichts Anderes zu essen hatte, nährte sie sich von Wachteln und Manna. Das letztere ist eine klebrige Ausschwitzung der Tamariskenzweige, die süß schmeckt und welche von den um den Sinai lebenden Beduinen noch heute Man genannt wird. Die sämmtliche Ausbeute der ganzen Sinaihalbinsel an diesem Stoff wird auf jährlich 700 Pfund geschätzt.

Wenn man nun auf jeden Kopf auch nur ein Loth Manna täglich rechnen wollte, so würde sich der tägliche Verbrauch auf über 90,000 Pfund belaufen haben! Die Auswanderer saßen aber eine Woche lang davon, bis sie satt waren, und nahmen noch ein „Gomor“ davon für Jeden in ihre Hütten mit! — „Und die Kinder Israel aßen Man 40 Jahre, bis daß sie zu dem Lande kamen, da sie wohnen sollten; bis an die Grenze des Landes Kanaan aßen sie Man“ — heißt es 2. Buch Mos. 16, 35.

Was nun die häufig vorkommenden Zahlen 40 und 70 anbetrifft, so darf man dieselben auch nicht wörtlich nehmen. Moses blieb vierzig Tage und vierzig Nächte auf dem Sinai ohne Speise und Trank; vierzig Tage brauchten die Kundschafter zu ihrer Reise von Kadesch nach Hebron und zurück. 40 und 70 wurden gebraucht, wie noch heute bei uns die Zahlen 100 und 1000. „Ich habe es ihnen schon hundertmal gesagt“, oder „ich bitte tausendmal um Entschuldigung“, sind Redensarten, die man täglich hört. — Die Kinder Israel zogen schwerlich 40 Jahre in der Wüste umher, und soll damit nur eine geraume Zeit ausgedrückt werden. Manche meinen zwar, daß Moses absichtlich so lange in der Wüste blieb, um die alte Generation aussterben zu lassen und mit einem durch das Wanderleben abgehärteten Volk in den Kampf zu ziehen. Diese Ansicht erscheint indessen sehr gewagt.

Jedenfalls war es eine sehr schwierige Aufgabe für Moses, eine solche gemischte Volksmasse nicht nur in Ordnung zu halten, oder sie gegen die Angriffe der Wüstenbewohner zu schützen, sondern sie in dieser Weise auch zu verpflegen und dafür Sorge zu tragen, daß Kranke und Schwache, Weiber und Kinder nicht zu Grunde gingen. Die jüdische Tradition von dieser Wanderung ist so sehr mit Uebertreibungen und Wundern gemischt, daß dadurch der historische Werth dieser Quelle außerordentlich beeinträchtigt wird; allein die darin enthaltenen Erzählungen stattgehabter Vorfälle tragen zum großen Theil einen der Natur der Sache so angemessenen Charakter, daß sie im Allgemeinen den Eindruck der Wahrheit machen, wenn auch sicher angenommen werden kann, daß Diejenigen, welche in später Zeit aus den im Volke gewiß lange fortlebenden Erinnerungen die verloren gegangenen Schriften des Moses ergänzten, Vieles einschoben und hinzufügten, was ihnen zur Zeit, als sie schrieben, wünschenswerth schien, als von Moses selbst herstammend darzustellen.

Wenn auch Moses durch sein persönliches Ansehen und durch den Glauben an seine Wunderkraft eine große Gewalt über die von ihm angeführte Volksmenge haben mochte, so sah er doch bald ein, daß dieselbe nicht ausreichen würde, diese bunt zusammengewürfelte Masse im Zaume zu halten, eine Ansicht, welche sein verständiger Schwiegervater, der midianitische Priester und Stammhäuptling Jethro, ebenfalls theilte und ihm rieth, eine feste und von Gesetzen geregelte strenge Ordnung einzuführen.

Schon in der ersten Zeit der Wanderung zeigte es sich, wie nothwendig eine solche war, denn als man in die Wüste kam und die Lebensmittel anfingen zu fehlen, murrte das Volk. Das ihm als ein Wunder Jehova's dargestellte Erscheinen großer Massen von Zugvögeln, das Auffinden von Wasser und Manna u. s. w. stillte zwar für den Augenblick

die Unzufriedenheit und befestigte den Glauben an die höhere Kraft ihres Führers, allein dieser schritt baldigst zur Einführung geregelter gesetzlicher Zustände. — Ohne Beihülfe der Religion würde nie eine staatliche Einrichtung Bestand gewonnen haben.



Auszug der Israeliten.

Die Starken würden sich stets, wenn es ihnen paßte, der Unterwerfung unter die Gesetze widersetzt haben, wenn die Furcht vor den Stärkeren sie nicht verhindert hätte. Diese Stärkeren waren aber die Götter (s. Vorhalle).

Die Familie oder das Haus Jakob's hatte bei der Einwanderung in Aegypten den Glauben an den Elohim oder El Schadai (El, der Mächtige) mitgebracht, welcher gewissermaßen

der Familiengott war, mit welchem Abraham ein besonderes Bündniß schloß und gegen den er sich verbindlich gemacht hatte, keinem andern Gott zu dienen oder zu opfern. Dieser Glaube an den Gott Israel's hatte sich unter den Nachkommen Jakob's erhalten, was jedoch nicht verhinderte, daß auch ägyptische und andere Götter, wie sie von der gemischten Grenzbevölkerung verehrt wurden, bei ihnen Eingang fanden.

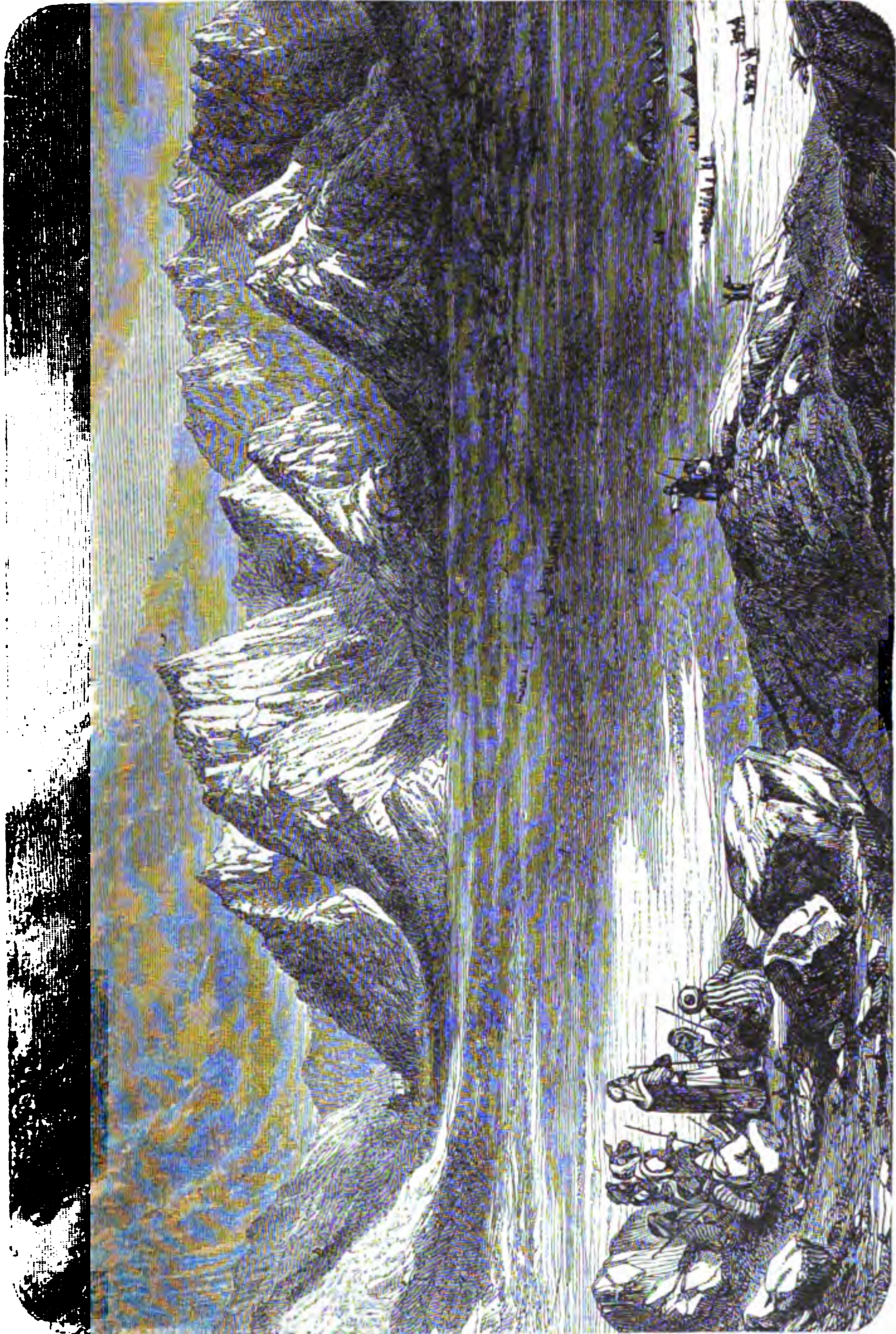
Moses, der von ägyptischen Priestern erzogen und, wie sich aus seinen Wundern schließen läßt, in ihre Mysterien eingeweiht war, konnte sich nicht von der Zweckmäßigkeit der Religion überzeugen, welche von den Priestern dem Volke gegeben worden war. Diese Komplikation von Göttern und verkörperten Allegorien, die abgöttische Verehrung gewisser Thiere u. s. w. schien ihm verwirrend und unpraktisch und dem sozialen und Staatszwecke der Religion überhaupt nicht entsprechend. Weit angemessener und in jeder Beziehung wirksamer erschien es ihm, die altisraelitische Gottidee anzunehmen und auszubilden, wodurch die ganze ägyptische und chaldäische Götterwelt ganz außerordentlich vereinfacht und in eine einzige Götterfigur zusammengefaßt wurde. Er nannte seine neue Gottschöpfung Jahve (Jehovah) und stattete diesen Gott mit einer Macht aus, wie das einem Gotte zukam, der so viele andere Götter ersetzen sollte. Für eine Gottvorstellung, wie sie sowol der chinesischen, chaldäischen und ägyptischen Religion als erste Ursache zu Grunde liegt, hielt er das von ihm geführte Volk freilich nicht für reif, und sein neuer Gott mußte in manchen Beziehungen den altgewohnten Göttern ähnlich sein. Jahve wird nicht als der einzige Gott dargestellt; allein er war der mächtigste aller Götter; er hatte Himmel und Erde geformt und den Menschen aus Lehm gemacht; er war der Herr des Donners und des Blitzes, und alle segensreichen oder furchtbaren Erscheinungen in der Natur waren Ausdrücke seines Zornes oder seines Wohlgefallens. Er hatte schon mit Abraham einen Bund gemacht und war der Nationalgott seiner Nachkommen, des von ihm vor allen auserwählten Volkes Israel. Er war keine abstrakte Gottvorstellung, sondern eine Person, ein Gott, der sich den ersten und anderen auserwählten Menschen unter verschiedenen körperlichen Gestalten zeigte und mit ihnen redete; ein Gott mit menschlichen Eigenschaften, der „in der Kühle des Abends im Garten Eden lustwandelt“, der ausruht, zornig wird, überlegt, sich erbitten läßt, der eifersüchtig und rachsüchtig ist, wenn man ihm andere Götter vorzieht, oder seine durch Auserwählte verkündeten Vorschriften und Gesetze nicht befolgt.

Wie Moses den Gott Jehovah vom Volke verstanden wissen wollte, können wir allein aus dem mosaischen Buch der Genesis beurtheilen, und dieser entnehmen wir die obige Darstellung; wie sich die Ansichten in späteren Jahrhunderten unter den Juden änderten, werden wir an seinem Ort erwähnen.

Ein Bild durften sich die Israeliten von Jehovah nicht machen, vielleicht weil dies den Gott Israel's mit den Göttern anderer Völker gewissermaßen auf gleichen Fuß gestellt hätte, oder weil Moses dachte, daß man sich leicht an ein Bild gewöhne, wenn es auch noch so schrecklich sei, und man durch die Gewohnheit die Furcht verliere. Diese Furcht war es aber, die Moses vor allen Dingen in voller Kraft erhalten mußte, denn sie allein machte es ihm möglich, seinen Gesetzen Achtung zu verschaffen.

In einer Ebene in der Nähe des Sinaigebirges wurde der erste längere Halt gemacht, und diesen benutzte Moses dazu, seine Gesetze niederzuschreiben. Zu diesem Ende zog er sich auf den Berg Sinai (wahrscheinlich den Berg dieses Gebirges, der jetzt Serbahl heißt; nach Anderen war es der Dschebel-Musa) zurück und blieb hier „vierzig“ Tage. Seine lange Abwesenheit erschreckte das Volk. Es glaubte sich verlassen und wurde rebellisch. Das Zutrauen zu dem neuen Gott Jehovah schwand, und als Moses zurückkehrte, fand er das Volk um das Bild eines goldenen Stiers (Kalbes) versammelt, dem man Opfer brachte. Er rief die Anhänger Jehovah's auf, erschlug mit ihnen dreitausend der Abtrünnigen und verlegte „das Zelt der Zusammenkunft“ außerhalb des Lagers. Das Volk bereute; Moses, der im Zorn die Steintafeln zerschlagen, auf welchen er nach

ägyptischer Sitte die Fundamentalgesetze niedergeschrieben hatte, begab sich wieder in die Einsamkeit und kehrte mit zwei neu beschriebenen Tafeln zurück, welche die bekannten **zehn Gebote** enthielten.



Sinaigebirge.

Diese Gebote bildeten die feste Grundlage, auf welcher der israelitische Staat aufgebaut wurde. Wie viele von den speziellen Gesetzen, Vorschriften und Einrichtungen, von denen uns die Bücher Mosis Kunde geben, auf Moses selbst zurückzuführen sind, läßt sich

nicht bestimmen, da es fest steht, daß diese Schriften, wie sie uns vorliegen, in viel späterer Zeit verfaßt wurden. Da es aber ein Glaubensartikel war, daß Moses seine Gesetze direkt aus dem Munde Jehovah's empfangen habe, so fanden die späteren Verfasser jener Bücher es für zweckmäßig, solche die mosaischen Grundgesetze erweiternden Vorschriften und Gesetze, die sie in Israel's und ihrem Interesse für nöthig hielten, mit einzufügen, um denselben ebenfalls den göttlichen Stempel aufzudrücken.

Uns genügt es zu wissen, daß Moses das aus Aegypten geführte Volk organisirte, und einige der zu diesem Ende angeordneten Einrichtungen anzuführen, ohne zu untersuchen, ob sie sich direkt von ihm herschrieben.

Als unsichtbarer Herrscher des Volkes Israel galt Jehova selbst. Das auf den Tafeln niedergeschriebene Wort dieses Gottes war das größte Heiligthum des Volkes und wurde in einer „Bundeslade“ eingeschlossen, die in einem tragbaren Tempelzelt, „der Stiftshütte“, verwahrt wurde. In diesem heiligen Zelte besprachen sich Moses und Aaron mit Jehovah, der durch ihren Mund dem Volke seinen Willen kund that. Mit der besondern Beschützung dieses Heiligthums wurde der Stamm Levi beauftragt, welchem sowol Moses als Aaron angehörten. Aus ihm allein konnten die Priester genommen werden, welche dem Gotte die verschiedenen Opfer brachten, denn ihm war der Geruch dieser Opfer eben so lieblich wie er es, dem Glauben aller alten Völker nach, ihren Göttern war. Aus diesem Umstand allein geht schon auf das Deutlichste hervor, daß der Jehovah des Moses von derjenigen Gottvorstellung verschieden war, wie sie später von den Propheten und vor allen Dingen von Jeschua (Jesus) mit dem Namen Jehovah verbunden wurde.

Moses gab dem Volke nicht allein seine Religion, er gab ihm auch eine politische Verfassung. Er theilte das Volk Israel in zwölf Stämme ein, die nach den zwölf Söhnen Jakob's benannt waren, eine Eintheilung, die wir übrigens bei fast allen semitischen Völkern finden. Die Fremden, die sich der Auswanderung angeschlossen hatten, wurden unter diese israelitischen Stämme vertheilt. Jeder der Stämme zerfiel wieder in Geschlechter oder Häuser, und das Familienhaupt, welches seine von Erstgeburt zu Erstgeburt folgende Abstammung von dem gemeinschaftlichen Stammvater nachweisen konnte, wurde Oberhaupt des Stammes. Diese Stammhäupter und eine Anzahl von (70) Familienhäuptern bildeten einen Rath der Aeltesten.

Daß die Gesetze und Einrichtungen des Moses von dem aus so verschiedenen Theilen bestehenden Volke nicht immer ohne Widerstand aufgenommen wurden, ist sehr begreiflich, und die Tradition berichtet von verschiedenen Versuchen der Empörung; aber zugleich erfahren wir auch, daß Moses der Mann war, seinen wohldurchdachten Plan mit großer Energie durchzuführen und dem König Jehovah, der die Gesetze gegeben hatte, unbedingten Gehorsam zu verschaffen. Korah aus dem Stamme Levi, und Dathan und Abiram aus dem Stamme Ruben mit 250 Anhängern traten gegen die Herrschaft Moses' und Aaron's als eine Anmaßung auf. Moses bedachte sich nicht; die Empörer wurden, wie das Volk glaubte, durch den Zorn Jehovah's auf wunderbare Weise auf einmal ums Leben gebracht, und als, wie die Tradition weiter erzählt, das Volk über diesen Massenmord murrte, sandte der Judengott eine Krankheit, an welcher gegen 15,000 Menschen starben.

Das Land Kanaan, die ursprüngliche Heimat Abraham's und Jakob's, auf welches Israel als deren Nachkommen ein Besitzrecht beanspruchte, war das ihm von Jehovah verheißene Land, wohin Moses das Volk führen wollte. Der Weg dorthin ging durch die Gebiete kriegerischer Völker, mit denen es die durch die Knechtschaft in Aegypten verweichlichten Israeliten nicht aufnehmen konnten. Ihre ausgesandten Kundschafter brachten Nachrichten mit, vor denen die Israeliten verzagten. Moses sah ein, daß sein Volk noch der Abhärtung und Erziehung bedurfte, und zog mit demselben lange in der Wüste umher, die Tradition sagt „vierzig“ Jahre. Als diese Erziehungs- und Prüfungszeit vorüber war, sammelte Moses das Volk in der Wüste, bei der Oase Kadesch am Fuße des Gebirges Seir.

Er bat die stammverwandten Edomiter um freien Durchzug durch ihr Land, der ihm abgeschlagen wurde, und er hielt es für gerathen, ihr Gebiet zu umgehen. Der König der Amoriter, Sihon, verweigerte gleichfalls den Durchzug; in der Wüste konnte aber Moses mit seinem Volke nicht bleiben, und nothgedrungen griff er die Amoriter an und schlug sie. Dadurch ermuthigt, schlug er auch die Abkömmlinge der alten Ureinwohner, die Riesen unter Og, König von Basan, und das gute Weideland Gilead, welches östlich vom Jordan lag, wurde von den Israeliten in Besitz genommen. Drei Stämme, oder Theile derselben, welche die Viehzucht dem Ackerbau vorzogen, blieben in diesem sich vom Arnon bis an den Fuß des Hermon ausdehnenden Lande: Ruben im Süden, zwischen dem Arnon und dem Bergstrom Arboth; Gad längs dem Jordan bis zum Galiläischen Meer; die Hälfte von Manasse im Königreich von Basan und einige Familien von Juda an den Quellen des Flusses.

Moses überschritt den Jordan nicht. Als er seinen Tod nahe fühlte, ernannte er einen tüchtigen Mann, Josua, den Sohn Nun's, zu seinem Nachfolger. Dann starb er im Lande Moab. Wo er begraben wurde weiß Niemand.

Nachdem Josua durch ausgesandte Kundschafter erfahren hatte, daß sich die Einwohner des herrlichen Jericho vor den Israeliten fürchteten, ging er nicht weit von der Mündung des Flusses über den Jordan und nahm Jericho ein. Der Fall dieser Stadt zog den vieler anderen nach sich. Ai, Bethel und Sichem wurden genommen und letzteres gewißermaßen zur Hauptstadt gemacht. Auf dem Berge Ebal ließ Josua dem Jehovah einen großen steinernen Altar errichten, auf dem das Gesetz eingegraben war. Die Gibeoniter (im Lande der Heviter) hatten sich freiwillig unterworfen. Das war ein böses Beispiel für die anderen Völker, und der König von Jebus, in Verbindung mit anderen Fürsten, zog gegen die Israeliten. Er wurde jedoch unter den Mauern von Gibeon im Thale Ajalon geschlagen. Dem Könige von Hazor, Jabin, und seinen Verbündeten erging es nicht besser; er wurde in der Nähe des Merom-Sees geschlagen und seine Hauptstadt genommen und verbrannt.

Im Buch Josua 10. V. 11—14 heißt es von der Schlacht im Thale Ajalon: „Und da sie (die Jebusiter) vor Israel flohen den Weg herab zu Beth-Horon, ließ der Herr einen großen Hagel vom Himmel auf sie fallen, bis gen Aseka, daß sie starben. Und viel mehr starben ihrer von dem Hagel, denn die Kinder Israel mit dem Schwert erwürgeten. Da redete Josua mit dem Herrn des Tages, da der Herr die Amoriter übergab vor den Kindern Israel, und sprach vor gegenwärtigem Israel: Sonne stehe stille zu Gibeon, und Mond im Thale Ajalon! „Da stand die Sonne und der Mond still, bis daß sich das Volk an seinen Feinden rächte. Bekanntlich wurde diese Bibelstelle im späteren Mittelalter gegenüber den Lehren der Wissenschaft, besonders beim Auftreten des Kopernikanischen Systems, geltend gemacht.

Der Aufenthalt in der Wüste und die Strapazen des Feldlebens und Marsches hatten aus dem verweichlichten Volke der Israeliten ein streitbares gemacht und mit ihren Siegen wuchs das Zutrauen zu ihrer Kraft. Sehr bald war das ganze Land östlich und westlich vom Jordan, von Kades-Barnea bis zu den Quellen des Flusses in ihrer Gewalt und sie säumten nicht, es unter die Stämme zu vertheilen:

Juda erhielt den südlichen Theil zwischen dem Todten Meer und der Ebene von Gaza; sein Gebiet grenzte südöstlich an das des Stammes Simeon und nördlich an das von Dan und Benjamin. Im Mittelpunkt blieb Ephraim und Theile von Manasse; Isaschar, Zebulon, Naphtali und Ascher ließen sich längs dem Nordabhange des Karmel nieder und in der Ebene bis nach Tyros hin. Der Stamm Levi erhielt kein Land; aus ihm wurden die Priester genommen, welche die Aristokratie des Volkes bilden und von den anderen Stämmen erhalten werden sollten. Das gemeinschaftliche Heiligthum, die Stiftshütte, blieb in Schiloh (Silo) und wurde dem Stamme Ephraim zur Bewachung anvertraut.

Josua hatte keinen Nachfolger. Seine Aufgabe war erfüllt, Kanaan war vertheilt unter die Stämme Israels; allein es wurde diesen keineswegs leicht, ihr Erbtheil einzunehmen, da die Völker, welche es mit Fug und Recht als ihr Eigenthum betrachteten, es vertheidigten. So lange noch die Männer lebten, die unter Josua gefochten hatten, blieb auch der alte Muth noch wach; allein die Israeliten waren nie ein sehr kriegerisches Volk und konnten nicht aufkommen gegen die schwerbewaffneten Nachbarvölker, gegen ihre Streitwagen und Bogenschützen. Von Pferden hielten die Israeliten nichts, wenn sie überhaupt ritten, so ritten sie auf Eseln, und die Pferde, die sie erbeuteten, lähmten sie. Juda und Simeon im Süden verjagten die Kananiter aus dem Gebirge der Amoriter mit Ausnahme der Jebusiter, die sich hielten. Im Mittellande traute sich Manasse nicht, seine ihm angewiesenen Grenzen einzunehmen, denn die große Handelsstraße ging hier durch und die in der Nähe liegenden Städte, wie Tanaak und Megiddo, standen unter dem Schutz der Pharaonen. — Ascher, Zebulon, Naphtali, Issachar und Dan konnten nur einen kleinen Theil ihres Gebietes einnehmen, denn hier hatten die phönikischen Städte ihre Besitzungen.

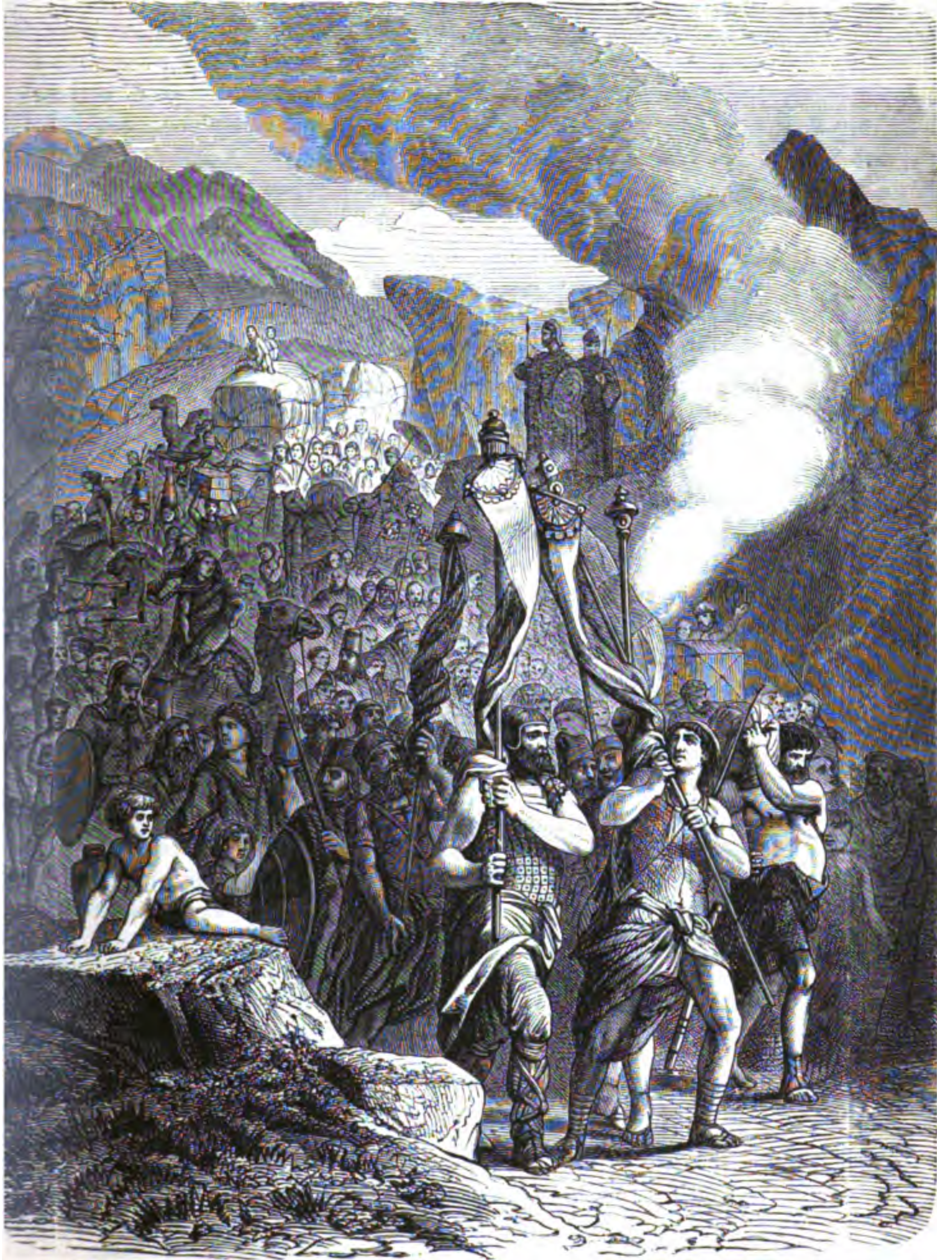
Als die Israeliten unter Josua die Kananiter zu Paaren trieben, flohen viele ihrer Stämme an die Küste, und wir haben in der phönikischen Geschichte gesehen, welchen Vortheil die schlauen Handelsleute aus diesem Umstand zogen. Als die israelitischen Stämme in das Land der Sidonier einrückten, mochte sie der Reichthum ihrer Städte wol anlocken; allein sie wagten es nicht sie anzugreifen. Die Sidonier ihrerseits duldeten es, daß sich jene Stämme in ihrem Gebiet niederließen. Erstlich wollten sie es mit den Stammgenossen nicht verderben, welche viele Orte an der großen durch Kanaan führenden Handelsstraße in Besitz hatten, und zweitens konnten sie die Israeliten als Handlanger bei ihren Bauten, als Ackerbauer, Karawanenführer, Packer, Lastträger u. s. w. brauchen, wozu diese sich gern hergaben, da sie dabei etwas verdienten. Sie hatten sich gegen Unterdrückung durch besondere Verträge gesichert; allein mit der Zeit kamen dieselben in Vergessenheit; die Sidonier behandelten die Israeliten in ihrem Gebiet als Unterthanen, sandten sie gegen ihren Willen in ferne Kolonien oder verkauften sie gar als Sklaven. Selbst als der Stamm Dan, der noch keine festen Wohnsitze hatte, die sidonische Kolonie Lais überfiel und einnahm, ließen die Sidonier das ruhig geschehen.

So lange das Andenken an Moses und Josua unter den Israeliten noch frisch war, beobachteten sie seine Gebote und blieben ihrem Gotte Jahveh treu; allein allmählich machte sich der Einfluß der Völker, unter denen sie lebten, geltend. Sie heiratheten unter einander, und mit den heidnischen Frauen wanderten auch deren Götter nach Israel. Die Stiftshütte blieb zwar noch immer dem Namen nach das nationale Heiligthum, allein die Versammlungen bei derselben wurden immer weniger besucht und neben Jehovah oder statt seiner wurden Baal und Astarte verehrt.

Die Zustände, welche ungefähr zweihundert Jahre lang nach Josua's Tode herrschten, waren außerordentlich verwirrte. Die Einigkeit, das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit ging immer mehr verloren. Das Ansehn der Hohenpriester schwand mehr und mehr und die Leviten litten Noth. Die Stämme bekriegten sich unter einander, und so war es denn kein Wunder, daß einzelne derselben unter die Herrschaft derjenigen Völker kamen, welche ihre Vorfahren so glorreich besiegt hatten. Seit die Israeliten Jehovah verlassen hatten, verließ er auch sie, sagten die Männer, in deren Familien sich die Lehre des Moses noch unberührt erhalten hatte.

In dieser trostlosen Zeit geschah es indessen ab und zu, daß einzelne begabte und tapfere Männer aufstanden, welche sich des alten Ruhms und des alten Gottes erinnerten, ihr Volk aus seiner Schlaffheit erweckten und es aus der Abhängigkeit befreiten, oder ihren Nachbarn wieder Achtung einflößten. So lange sie lebten, übten sie durch ihre Persönlichkeit einen Einfluß aus, aber nach ihrem Tode verfiel das Volk wieder in den

vorigen Zustand. Diese Personen nannte man in der Geschichte **Richter** und die ganze ungeordnete Zeit von etwa 1280—1120 die **Zeit der Richter**. Eine eigentliche gesetzliche Gewalt hatten diese Richter nicht und meistens erstreckte sich ihr Einfluß auch nur auf einzelne Stämme.



Josua durchzieht das Gelobte Land.

Die Aufzeichnungen der Israeliten aus dieser Zeit haben wenig historischen Werth, allein sie sind interessant als Sittengemälde und romantische Erzählungen, wobei man es in den Details mit der Wahrheit nicht zu strenge nehmen muß. Große Uebertreibungen, besonders in erstaunlichen Zahlen, sind charakteristisch für alle israelitischen Schriften.

Gewöhnlich nimmt man zwölf solcher Richter an. Wir wollen die Geschichte und Thaten einiger in der Kürze berichten.

Eglon, der König von Moab, hatte die Stämme im Süden bekriegt, Jericho eingenommen, und achtzehn Jahre lang mußte ihm Tribut gezahlt werden. — Einst wurde ein Mann aus dem Stamme Benjamin, Namens Ehud, zu dem Könige mit Geschenken gesandt. Als er diese abgegeben hatte, gab er vor, eine geheime Botschaft an den König zu haben. Dieser sandte seine Umgebung hinweg, und als Beide allein waren, zog Ehud ein unter dem Kleide verborgen gehaltenes Schwert hervor und rannte es dem Könige durch den Leib. Es gelang dem Mörder, nach dem Gebirge Ephraim zu entfliehen; er rief das Volk zu den Waffen, die Moabiter wurden geschlagen — „man tödtete 10,000 starke, streitbare Männer und nicht ein Mann entrann!“ — und 80 Jahre lang hatte das Land Ruhe. Dieser Ehud ist einer der erstgenannten Richter.

Der zu Hazor regierende kananitische König Jabin rächte die Niederlage, die er durch Josua erlitten hatte, und bedrückte die Israeliten, welche vom Bach Kison bis zum Berg Tabor wohnten, zwanzig Jahre lang. Viele der Einwohner suchten Schutz bei dem Stamme Ephraim, der lange Zeit das vornehmste Ansehen unter den Stämmen behauptete. Unter den Flüchtlingen war ein begabtes Weib, Deborah, Gattin eines Mannes aus dem Stamme Isaschar. Sie wohnte unter einer Palme auf dem Gebirge zwischen Ramah und Bethel und die Israeliten kamen, sie in ihren Streitigkeiten und Nöthen um Rath zu fragen und ihre Entscheidung zu hören. Deborah dachte daran, ihr Land von dem Unterdrücker zu befreien. Sie besprach sich mit einem tüchtigen Manne aus dem Stamme Naphtali, Namens Barak, und rief die zwölf Stämme Israels zum Kampf auf gegen die Kananiter.

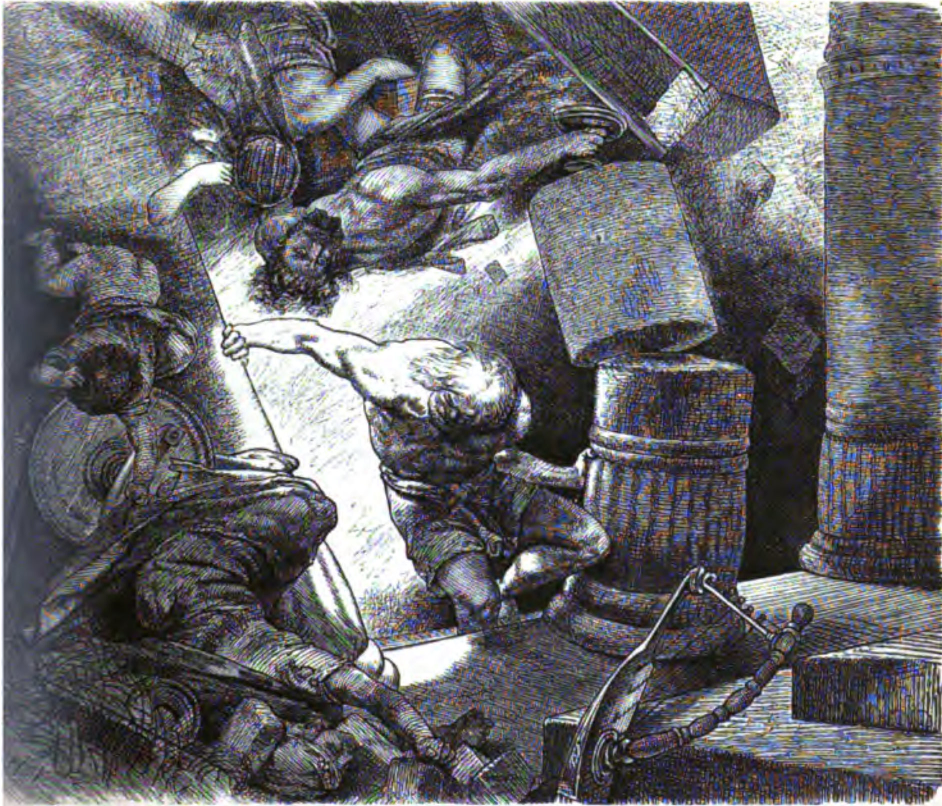
Die Stämme Juda und Simeon, Dan und Ascher, ein Theil des Stammes Ruben — man nannte diesen letzteren Stamm kaum mehr Israeliten, sondern „Bewohner des Landes Gilead“ — folgten diesem Aufruf nicht, und das Heer, welches Barak und Deborah zusammenbrachten, bestand nur aus Kriegern der Stämme Naphtali, Sebulon, Ephraim, Manasse und Benjamin. Damit zog man dem Feldherrn des Königs, Sisera, entgegen, der trotz seiner 900 eisernen Streitwagen im Thale Megiddo geschlagen wurde. Sisera floh und suchte Gastfreundschaft im Zelte Heber's, des Keniters, der mit dem König von Hazor Frieden gemacht hatte. Sein Weib Jael empfing den flüchtigen und erschöpften Feldherrn mit Freundschaftsversicherungen, gab ihm Milch zu trinken und deckte ihn mit einem Teppich zu, als er sich zum Schlafe niederlegte. Als er eingeschlafen war, ergriff sie einen Hammer und einen Zeltpflock und schlug ihm denselben durch die Schläfen in den Kopf. Diese schändliche Handlung wurde selbst von Deborah gepriesen, die in den Lobgesang, den sie auf diese Schlacht am Bach Kison dichtete und der uns erhalten worden ist, singt: „Gepriesen vor Weibern sei Jael, das Weib Heber's, des Keniters, von Weibern im Zelte gepriesen!“ Auf diese Weise wurden die nördlichen Stämme von der Herrschaft des Königs von Hazor erlöst.

Die südlich wohnenden, die an diesem Befreiungskampfe nicht Theil genommen hatten, wurden von den kleinen Fürsten der Wüstenaraber angegriffen, die sich mit Midianitern und Amalekitern verbunden hatten. Sie kamen in großer Menge mit Kameelen und ihren Herden, raubten und plünderten und nahmen den Israeliten ihr Vieh, zehrten ihre Vorräthe auf und verwüsteten das Land bis nach Gaza.

Aus dieser Noth wurden die Juden durch den jüngsten Sohn des Joas, aus dem Stamm Manasse, Namens Gideon gerettet, dessen ältere Brüder bereits von den Arabern erschlagen worden waren. Gideon ergrimmte, er zertrümmerte den Altar des Baal zu Ophra, wo er wohnte, und hieb den Baum der Astarte nieder. Dafür erhielt er den Beinamen Jerubaal (Bekämpfer des Baal). Er sammelte 300 beherzte Gefährten im Gebirge, und als es Nacht war, überfiel er das Lager der Feinde in der Ebene, wobei er

durch Fackeln und allerlei Lärm denselben solchen Schrecken verursachte und sie in solche Verwirrung versetzte, daß sie in wilder Hast flohen, und da sie Freund und Feind nicht immer unterscheiden konnten, sich unter einander mordeten.

Die Fürsten, welche Gideon's Brüder erschlagen hatten, waren entkommen: Gideon setzte ihnen nach, schlug sie und machte sie zu Gefangenen. Weil sie seine Brüder getödtet, so sollten sie sterben. Er befahl Jethro, seinem Erstgebornen, sie zu tödten, allein der Knabe hatte nicht den Muth dazu, und Gideon tödtete sie selbst. Er verlangte von der Beute alle Ohrringe der Feinde, und das Gold derselben war 1700 Seckel schwer. Mit diesem Golde überzog er eine Bildsäule, die Jehovah sein sollte, und stellte dieselbe in Ophra auf. Die Aeltesten wollten Gideon zum König machen, allein er sagte, weder er noch sein Sohn wolle ihr König sein, sondern Jehovah solle es sein.



Simson's Ende. Zeichnung von Hermann Vogel.

Daß Gideon gegen das Gesetz von Jehovah ein Bild machte, rächte sich schwer an seinem Hause, sagt der Verfasser des „Buches der Richter“. Gideon, der viele Weiber hatte, hinterließ von ihnen siebzig Söhne und einen, Namens Abimelech, dem ihm ein Kebsweib in Sichem geboren hatte. Dieser Letztere gewann große Gewalt in seiner Geburtsstadt, wo man dem Baal einen Tempel errichtet hatte. Die Männer von Sichem machten Abimelech zum Könige, und er zog mit Bewaffneten nach seines Vaters Haus Ophra, wo er seine siebzig Brüder auf einem Stein abschlachten ließ; nur Jotham, der jüngste Sohn, der sich versteckt hatte, blieb übrig.

Nachdem Abimelech drei Jahre über Sichem geherrscht hatte, brach eine Empörung aus. Der König brachte die Einwohner um, zerstörte die Stadt und streute Salz auf die Stelle. Dann zog er gegen die Stadt Thabez. Die Bewohner flohen in einen starken

Thurm in derselben, und als Abimelech sich der Thür näherte, um dieselbe zu verbrennen, warf ihm ein Weib das Stück eines Mühlsteins vom Dach herunter auf den Kopf. Um nicht von der Hand eines Weibes zu sterben, ließ er sich von seinem Waffenträger erstechen. —

Wir haben erwähnt, daß die Sidonier anfingen die in ihrem Gebiet wohnenden Israeliten hart zu bedrücken. Aus dieser Knechtschaft wurden sie dadurch erlöst, daß die **Philister** Sidon einnahmen (siehe S. 185), was ihnen für ein halbes Jahrhundert Ruhe verschaffte. Im Süden wurden aber die Philister Herr über die Stämme Dan, Simeon und Juda.

Die Stämme, die in Gilead wohnten, wurden viele Jahre hindurch hart bedrängt durch die Ammoniter und Amoriter, die auch über den Jordan gingen, um die Stämme Juda, Benjamin und Ephraim anzugreifen.

Die Aeltesten von Gilead hatten einem Manne Namens **Jephta**, weil er der Sohn einer Buhlerin war, sein väterliches Erbe geraubt, und er war im Lande Tob ein Räuber geworden, der mit seiner Bande sich großes Ansehn verschaffte. In ihrer Noth wandten sich die Aeltesten von Gilead an den Vertriebenen und boten ihm an, ihn an die Spitze aller Bewohner des Landes Gilead zu stellen, wenn er ihnen gegen die Ammoniter helfen wolle. Jephta nahm das an und sammelte an seinem Wohnorte bei Mizpa seine Truppen. Als er mit ihnen ausrückte, gelobte er im Fall der siegreichen Heimkehr, daß er die Person, die aus seiner Hausthür ihm zuerst entgegen komme, dem Jehovah als Brandopfer darbringen wolle, wie es die Phönikier und andere Syrer zu Ehren des Moloch zu thun pflegten. Er schlug die Ammoniter in einer großen Schlacht am Arnon, und als er siegreich nach Hause zurückkehrte, kam ihm seine Tochter mit Musik entgegen, ihn festlich zu empfangen. Er erschrak und war aufs Tiefste betrübt, denn sein Gelübde wagte er nicht zu brechen. Die Tochter ergab sich in ihr Schicksal und erbat sich nur zwei Monate Frist, um in die Berge zu gehen und dort mit ihren Gespielinnen ihre Jungfrauschaft zu beweinen. Nach zwei Monaten kehrte sie zurück und Jephta schlachtete sie Jehovah zum Opfer! —

Die Ephraimiten waren wüthend über Jephta, da er sie nicht aufgerufen und an dem Sieg (und Beute) über die Amoriter hatte Theil nehmen lassen, und es kam zu blutigem Streit. Jephta schlug sie und besetzte die Furth des Jordans. Hier ließ er alle Flüchtlinge aus Ephraim tödten, die das Erkennungswort „Schibboleth" nicht aussprechen konnten, und es wurden auf diese Weise aus Ephraim 42,000 Menschen umgebracht. Mit Zahlen sind die jüdischen Geschichtenschreiber sehr verschwenderisch. Jephta blieb sechs Jahre **Richter**, dann starb er.

Der populärste dieser Richter Israels, von denen die oft märchenhaft aufgeputzte Tradition berichtet, ist **Simson**, der Sohn des Manoah aus dem Stamme Dan. Da er nach langer Unfruchtbarkeit seiner Mutter geboren wurde und „ein Engel" seine Geburt vorher verkündet hatte, so wurde er ein Geweihter Jehovah's und als solcher durfte sein Haar nie geschnitten werden. Schon jung zeichnete er sich durch seine große Stärke aus. Der Stamm Dan stand unter der Herrschaft der Philister, und Simson nahm eine Philisterin zur Frau, aber das hinderte nicht, daß er ihnen Schaden zufügte, wo er immer konnte, wenn sie ihm eine besondere Veranlassung gaben. Als dies einst der Fall gewesen war, fing er dreihundert Füchse oder Schakals, band sie zu zwei und zwei mit den Schwänzen zusammen und steckte dazwischen eine brennende Fackel. Diese 150 Paare ließ er laufen und die Folge davon war, daß die Saaten und die Weinberge der Philister in Flammen aufgingen. Die Philister wurden endlich der Sache müde und beschlossen ihr ein Ende zu machen. Sie rückten mit ansehnlicher Macht in Juda ein und erklärten, daß sie Simson haben wollten, der sich zu jener Zeit in einer Felsenhöhle des Berges Etham aufhielt.

Die Israeliten, eingeschüchtert durch die Philister, zogen 3000 Mann stark zu Simson und machten ihm Vorwürfe über seine Streiche, durch welche er das ganze Land in Gefahr bringe, und erklärten, sie seien gekommen, ihn zu binden und in die Hände der Philister auszuliefern. Simson ließ sich willig mit zwei neuen Stricken binden, nachdem die Israeliten gelobt hatten, ihn nicht zu tödten.

Die Philister jubelten, als sie ihren Feind gebunden sahen; allein Simson zerriß seine Bande, ergriff einen frischen Eselskinnbacken, der gerade zur Hand war, und erschlug damit 1000 Philister!



Hebräische Priester und Leviten.

Als die Philister von Gaza erfuhren, daß Simson die Nacht bei einem Mädchen der Stadt zubringe, beschlossen sie, ihm am Morgen am Thore aufzulauern und ihn zu erschlagen. Simson aber brach schon um Mitternacht auf, hob das ungeheure Thor aus den Angeln, und am Morgen waren die Einwohner nicht wenig erstaunt, zu hören, daß es sich auf dem Gipfel eines Hebron gegenüber liegenden Berges befand, wohin es Simson getragen hatte.

Simson war verliebt in ein Weib im Thale Sorek, Namens Delila. Die Fürsten der Philister versprachen dieser ein jeder 1100 Seckel Silber, wenn sie ihnen verriethe, an welchem Zauber seine ungeheure Stärke hinge, damit sie denselben entfernen und ihn gefangen nehmen konnten. Das falsche Weib schmeichelte dem schwachen Riesen, nachdem er sie mehrmals angeführt hatte und von ihren verrätherischen Absichten überzeugt sein konnte, sein Geheimniß ab. „Wenn man ihm seine Haare abschnitte, so wiche alle Kraft von ihm". Als der starke Held auf ihrem Schoße einschlief, schnitt sie ihm sein in sieben Zöpfen zusammengeflochtenes Haar ab, und die Philister überwältigten ihn. Sie stachen ihm die Augen aus, fesselten ihn und ließen ihn im Gefängniß Getreide mahlen.

Bei einem großen Opferfeste zu Ehren des Gottes Dagon, bei dem in einem großen Hause alle Fürsten mit ihren Frauen und gegen 3000 Philister auf dem Dache waren, ließ man den blinden Simson holen, um ihn zu verhöhnen und seinen Spaß mit dem einst so

gefürchteten Feinde zu haben, dem unterdessen seine Haare wieder gewachsen waren, womit seine Kraft wiederkehrte. Als er nun zwischen den zwei Hauptsäulen stand, auf welchen das Haus vorzüglich ruhte, rief er: „Es sterbe meine Seele mit den Philistern!“ Damit stemmte er sich rechts und links gegen die Säulen, daß sie ausbogen und das Haus mit Allen, die darin waren, zusammenstürzte. Es heißt, es waren da mehr Todte, als Simson je in seinem Leben erschlagen hatte.

Die Philister hatten die Stämme Juda und Simeon unterjocht und dachten nun dasselbe zu thun mit den im Innern wohnenden Stämmen, nämlich Ephraim, Benjamin und Manasse. Um dieser Noth abzuhelfen und wieder eine nähere Verbindung unter den Stämmen herzustellen, erwählten die Israeliten den Hohenpriester Eli zugleich zum Befehlshaber ihrer Armee, obwol das gegen die Mosaischen Bestimmungen war. So lange Eli jung war, gelang es ihm, den Philistern zu widerstehen, allein als er alt und blind wurde, überließ er die Herrschaft seinen beiden Söhnen Hophni und Pinehas, welche das Volk bedrückten und durch ihr zügelloses Leben viel Aergerniß gaben. Dieser Umstand ermuthigte die Philister zu neuen Angriffen. Sie verwüsteten die Ebene von Jezreel und lagerten sich bei Apekh. Es kam hier zur Schlacht, in welcher 4000 Israeliten fielen. Man glaubte den Sieg zu sichern, wenn man die Bundeslade von Silo ins Lager brachte. Der Erfolg entsprach nicht der Erwartung; die Israeliten erlitten eine noch viel größere Niederlage, die Söhne Eli's wurden getödtet und die Bundeslade fiel in die Hände der Philister. Eli, auf einem hohen Stuhle vor dem Thore von Silo sitzend, erfuhr die Nachricht von dem großen Unglück durch einen vom Schlachtfeld entkommenen Flüchtling und erschrak darüber so sehr, daß er, der neunzigjährige Greis, vom Stuhle fiel und sein Genick brach. Er hatte vierzig Jahre lang an der Spitze von Israel gestanden.

Die Philister stellten die Bundeslade als Trophäe im Tempel ihres Gottes Dagon auf; allein auf den Rath ihrer Priester sandten sie das Heiligthum mit Geschenken nach Israel zurück, wo man sich nicht mehr viel daraus machte. Durch die erlittene Niederlage hatte die Bundeslade, scheint es, allen Kredit verloren. Zwanzig Jahre lang blieb sie in einem Hause fast vergessen stehen.

Nach dem Tode des Hohenpriesters Eli erwählte das Volk zu seinem Nachfolger im Richteramte Samuel, einen im Heiligthum von Silo von Kindheit an erzogenen Mann aus dem Stamme Ephraim, den seine Mutter nach langer Unfruchtbarkeit geboren und aus Dankbarkeit dem Dienste Jehovah's geweiht hatte.

Samuel berief das Volk nach Mizpah, ermahnte es vom Dienste Baal's abzulassen und die Gebote Jehovah's zu befolgen, dem er ein feierliches Opfer brachte, als die Nachricht kam, daß die Philister heranrückten. Erschreckt durch ein furchtbares Gewitter, wurden dieselben in die Flucht getrieben. Samuel schlug zwar die Tyrer und Amoriter; allein er konnte nicht verhindern, daß die Philister eine Citadelle in Mikhmas errichteten und daß der Gouverneur von Gibea, in welche Stadt eine Besatzung gelegt war, das Volk besteuerte und gänzlich entwaffnete. Schwerter und Lanzen gab es nicht mehr in dem Lande der südlichen Stämme, und Schmieden wurden von den Philistern nicht geduldet. Wurden die Ackergeräthschaften der Israeliten schadhaft, so mußten sie in die Städte der Philister gehen, sie ausbessern zu lassen, oder neue zu kaufen. Die Israeliten wurden auch gezwungen in die Armee der Philister einzutreten und gegen ihre Stammgenossen zu fechten.

Samuel war unterdessen eifrigst bemüht, die von Moses gegebene Religion wieder herzustellen, und da sie Gefahr lief, unter den anderen Völkern vergessen zu werden, so errichtete er Schulen, in welchen junge Männer unterrichtet wurden in aller Wissenschaft, die sich unter dem Priestergeschlecht seit Moses erhalten hatte. Aus diesen Schulen gingen Männer hervor, die wie Samuel selbst, von den Geschichtsschreibern gewöhnlich Propheten genannt werden. Ihre Zeitgenossen nannten sie nicht so, sondern Nebiim, ein hebräisches Wort, welches von dem Zeitwort naba abgeleitet ist, und in den Schriften

der Israeliten verschiedene Bedeutungen hat und keineswegs nur prophezeien oder wahrsagen heißt. Die eigentliche Bedeutung des Wortes Nebiim ist Dichter, Sänger, wol auch Schwärmer und Träumer, und man verstand darunter begeisterte Männer, besondere Schutzbefohlene und Freunde Jehovah's, die in Zeiten der Bedrängniß als Volksredner auftraten, das Volk und deren Führer straften oder ermahnten und denen der Aberglaube, da wahrscheinlich ein Theil von der Wissenschaft des Moses auf sie übergegangen war, eben so wie diesem Wunderkräfte zuschrieb.



Saul von Samuel zum König gesalbt.

Diese sogenannten Propheten sind keine besondere Eigenthümlichkeit des israelitischen Volkes; sie sind, besonders in Zeiten der Noth oder Aufregung, unter allen Nationen der Welt vorgekommen und kommen heute noch ebenso vor; aber das Sprüchwort: „Propheten gelten nichts in ihrem Lande“ hat seine gute Begründung. Ihre Zeit erkennt sie selten, weil ihr Geist sich über den ihrer Zeit erhebt, und man verkennt, verachtet, verhöhnt und verfolgt sie nicht selten, weil das Talent die Majestät der Dummheit beleidigt.

Samuel nahm seinen Aufenthalt in Rama, seinem Geburtsort, und baute dort Javeh einen Altar. Von hier ging er oft nach Bethel, Gilgal und Mizpah, wo er Volksversammlungen hielt, Recht sprach und lehrte.

Als er alt wurde, überließ er einen Theil seiner Geschäfte seinen Söhnen Joel und Abijah, die zu Bersaba Recht sprachen; allein wie die Söhne Eli's, arteten auch sie aus, ließen sich bestechen und wurden überhaupt ihrem Vater sehr unähnlich. Das Volk, durch Samuel einigermaßen aus seiner Schlaffheit erweckt, schämte sich seiner Ohnmacht und seiner Zerrissenheit. Da es sah, daß andere Völker unter der Herrschaft von Königen mächtig wurden, so verlangte es gleichfalls nach einem König. Samuel rief ihnen ins Gedächtniß, daß Jehovah ihr König sei, und bemühte sich, das Volk von seinem Vorhaben abzubringen, indem er demselben ausmalte, was es von einem Könige zu erwarten habe.

„Das wird", sagte er, „des Königs Recht sein, der über euch herrschen wird: Eure Söhne wird er nehmen zu seinem Wagen; und zu Reitern, die vor seinem Wagen hertraben; und zu Hauptleuten über Tausend und über Fünfhundert; und zu Ackerleuten, die ihm seinen Acker bauen; und zu Schnittern in seiner Ernte; und daß sie seinen Harnisch und was zu seinem Wagen gehört, machen. — Eure Töchter aber wird er nehmen, daß sie Apothekerinnen, Köchinnen und Bäckerinnen seien. — Eure besten Aecker und Weinberge und Oelgärten wird er nehmen und seinen Knechten geben. Dazu von eurer Saat und Weinbergen wird er den Zehnten nehmen und seinen Kämmerern und Knechten geben. Und eure Knechte und Mägde und eure feinsten Jünglinge und eure Esel wird er nehmen, und seine Geschäfte damit ausrichten. Von euren Herden wird er den Zehnten nehmen, und ihr müsset seine Knechte sein." — Das Volk aber blieb verblendet; es verlangte nach einem Könige, und Samuel, der wol einsah, daß er dem Volkswillen würde nachgeben müssen, sann darüber nach, wie er diesen Willen erfüllte, ohne der priesterlichen Macht zu schaden.

Der Ammoniter Nahasch belagerte die Stadt Jabes in Gilead. Die Bewohner dieser Stadt erboten sich zur Dienstbarkeit, wenn er sie in Frieden lasse; allein er antwortete, er wolle einen Bund mit ihnen schließen, unter der Bedingung, daß er Jedem das rechte Auge aussteche, um damit ganz Israel zu beschimpfen. Die Aeltesten von Jabes sandten Boten an alle Stämme jenseit des Jordan und baten um Hülfe. Sie kam ihnen unerwartet durch einen Mann aus dem Stamme Benjamin. Dieser Mann war Saul, der Sohn eines wohlhabenden Landmannes Namens Kis in Gibea. Dieser junge Mann ragte durch seine Schönheit und Größe hervor, denn er war um einen Kopf größer als alle Israeliten. Als er, hinter seinem Ochsengespann hergehend, vom Felde kam, vernahm er die Botschaft von Jabes, und Zorn über die Israel angethane Schmach erfaßte ihn. Er zerstückte seine Ochsen, sandte davon ein Stück an alle Stämme Israels, mit der Drohung, daß es allen Rindern Derer so ergehen solle, die nicht Samuel und ihm folgen würden. Die mahnende Drohung half. Das Volk stand auf. Saul führte die Streiter über den Jordan, überfiel die Belagerer von Jabes am frühen Morgen und vernichtete sie. Von diesem Siegesfelde hinweg zog er nach Gilgal und brachte dem Jehovah ein Dankopfer. Das begeisterte Volk rief ihn zum König aus.

Samuel, der in ihm, da er ein treuer Anhänger Jehovah's war, einen tüchtigen Mann und ein dankbares Werkzeug gefunden zu haben meinte, bestätigte diese Wahl und machte ihn zum Melech (König) und zum Gesalbten des Herrn oder Maschiach (Messias) Jehovah, wie er und andere Könige der Israeliten in den Büchern derselben oftmals genannt werden (1055 v. Chr.).

Das Erste, was Saul als König that, war, daß er sich eine kleine stehende Armee von 3000 Mann bildete. 2000 befehligte er selbst, 1000 sein Sohn Jonathan. Diesem gelang es, durch einen kühnen Handstreich, Gibea zu nehmen, was das ganze Philisterland in Bewegung brachte, aus dem bald ein großes Heer, in drei Corps getheilt, gegen Israel aufbrach.

Saul berief das Volk nach Gilgal, um dort zu opfern und den Beistand Jehovah's zu erflehen. Er wartete sieben Tage auf Samuel, das Opfer zu verrichten; als dieser

aber nicht kam und das Volk anfing sich zu zerstreuen, entschloß sich Saul, das Opfer selbst zu vollziehen. Am andern Tage erschien Samuel, und als Saul ihm ehrerbietig entgegenging und ihm mittheilte, was er bei seinem Ausbleiben gethan hatte, da erzürnte sich Samuel sehr. Er tadelte ihn heftig, daß er sich die Befugnisse des Oberpriesters gegen Jehovah's Gebot angeeignet habe, der, wenn er ihm gehorsam gewesen wäre, jetzt sein Königthum für alle Zeit bestätigt haben würde, daß derselbe sich aber einen andern Mann nach seinem Sinne suchen werde. Voll Zorn verließ Samuel das Lager. Saul, abwol höchlich betrübt über diesen Zwiespalt mit dem verehrten Manne, fuhr fort zu siegen; er schlug die Philister und befreite das Land vom Joch, ohne daß dies den Groll Samuel's darüber beschwichtigen konnte, daß er in dem König kein fügsames Werkzeug fand, dem er höchstens die Führerschaft im Kriege, aber nicht einmal das Richteramt, viel weniger das als Priester zugestehen wollte. Dieses Verhältniß zwischen „Kirche und Staat" — wenn wir uns so modern ausdrücken dürfen — wurde immer gespannter und es kam bald zu einem förmlichen Bruch.

Die Ammalekiter machten von Süden her verheerende Einfälle in das Land, und Saul zog ihnen entgegen mit dem strikten priesterlichen Befehl, Alles zu bannen (das heißt umzubringen), nichts zu schonen, weder Menschen noch Thiere. Saul bewog die Keniter, die mit den Ammalekitern verbunden waren, sich von ihnen zu trennen, schlug die Letzteren und nahm Agag, ihren König, gefangen. Er ließ diesen am Leben, und ebenso war er vernünftig genug, die Thiere, die man brauchen konnte, nicht umzubringen.

Als er nach Gilgal kam, um ein Dankopfer für den Sieg zu bringen, war Samuel höchst aufgebracht über Saul's Ungehorsam gegen die Befehle Jehovah's, der ihm befohlen hatte, Alles umzubringen, und der mehr Gefallen finde am Gehorsam als am Opfer. Da er das Wort des Herrn verworfen, so habe der Herr auch ihn verworfen und er solle nicht mehr König sein. Damit wandte sich nun der erzürnte Priester zum Gehen, allein Saul eilte ihm mit beschwichtigenden Worten nach und hielt ihn am Mantel fest, so daß dieser zerriß. Darauf rief Samuel: „Javeh hat heute das Königreich von dir gerissen und es deinem Nächsten gegeben, der besser ist als du!"

Den demüthigen Bitten des Königs gelang es, Samuel zurückzuhalten. Dieser verlangte, daß ihm der gefangene König Agag vorgeführt würde. Derselbe erschien, nichts Böses ahnend und froh, mit dem Leben davon gekommen zu sein; allein der unerbittliche Priester rief: „Wie dein Schwert Weiber kinderlos machte, so sei deine Mutter kinderlos vor den Weibern!" Und damit erstach er ihn mit eigner Hand und „hieb ihn in Stücke vor Javeh in Gilgal". Dann kehrte er nach Rama zurück und Saul sah ihn an diesem Tage zum letzten Mal.

Saul war ein Held, der Erretter seines Volkes und ein wahrhaft seltener König. Er folgte nicht dem Beispiele anderer orientalischer Könige, sondern blieb einfach in seinem Haushalt und untadelhaft in seinen Sitten. Er war ein frommer Mann und treuer Anhänger seines Gottes, und wenn er Samuel in manchen Dingen widerstand, so gab er doch demselben weit mehr nach als sich mit der Würde des Oberhauptes einer Nation vertrug. Samuel, der als Stellvertreter Jehovah's auftrat, von dem er doch nicht mehr wußte als Saul oder irgend ein anderer Mensch, war ein herrschsüchtiger, leidenschaftlicher Priester, der darüber empört war, daß Saul nicht unbedingt sein sklavisches Werkzeug sein wollte, und er verzieh ihm nie. — Samuel dachte ernstlich daran, einen andern König zu ernennen, und richtete sein Augenmerk auf David, den Sohn eines reichen Mannes aus Betlehem im Lande Juda, Namens Isai. Als Knabe hütete er die Herden seines Vaters und wurde geschickt in Gesang, Saitenspiel und Tanz, aber auch gewandt und abgehärtet. Schon als Knabe, erzählt die Sage, gewann er großen Ruhm, als er einen prahlerischen, riesigen Philisterkrieger, Goliath, der die tapfersten Israeliten zum Kampfe herausforderte, durch einen geschickten Wurf mit seiner Schleuder erlegte.

König Saul, durch seinen Zwiespalt mit Samuel betrübt und geärgert, oder durch die gefährliche Lage Israels beunruhigt, vielleicht schon von Natur dazu geneigt, wurde schwermüthig, launenhaft und argwöhnisch. Um ihn aufzuheitern durch Gesang und Spiel, rief man den jungen David an seinen Hof. David sang und spielte aber nicht allein, sondern folgte dem Beispiel seiner drei älteren Brüder, die im Heere dienten, und wurde ein tapferer Krieger, der sich gegen die Philister so sehr auszeichnete, daß Saul ihn zu seinem Waffenträger ernannte; aber Saul's ältester Sohn, der tapfere Jonathan, wurde sein Herzensfreund.

Schön von Gestalt, heiter, erfahren in Spiel und Gesang und ein Held, wurde David der Liebling des Volkes. Einst von einem siegreichen Zuge heimkehrend, empfingen die Frauen die Krieger mit Spiel und Gesang. „Saul hat Tausend erschlagen", hieß es in einem Liede, „David aber Zehntausend." Das scheint die Eifersucht des Königs erweckt und den ersten Grund zu späterem Mißtrauen gelegt zu haben; allein er unterdrückte diese Regung, machte David zum Anführer der königlichen Leibwache, der im Range nur hinter dem Feldherrn Abner stand, und gab ihm seine schöne Tochter Michal zur Frau, deren Liebe er eben so wie die ihres Bruders Jonathan gewonnen hatte. Auch mit den Priestern stand David in einem freundlichen Verhältniß, und das mochte den Argwohn des Königs gegen ihn vermehren, der immer mehr von dem bösen Geist der Schwermuth erfaßt wurde und endlich in seinem Schwiegersohn einen Mann sah, der ihm nach Krone und Leben trachtete. Als dieser einst vor ihm sang, überwältigte ihn der Zorn bei diesem Gedanken, und er warf seinen Speer nach David. Dieser wich geschickt aus und der Speer fuhr tief in die Wand. Erschreckt floh David in seine Wohnung, aber der König ließ die Ausgänge des Hauses besetzen, um ihn am Morgen zu tödten. Michal aber, des Königs Tochter, ließ ihn aus einem Fenster hinab und legte ins Bett David's die Statue des Hausgottes, die sie verdeckte, so daß ein Mensch im Bette zu liegen schien, was die Wächter täuschte. David floh nach Rama zu Samuel und mischte sich unter die Jünglinge der Prophetenschule, die in Najoth bei Rama errichtet war. — Jonathan, der edle Sohn Saul's, theilte nicht dies Mißtrauen gegen David; er blieb dessen treuer Freund und suchte seinen Vater umzustimmen; aber dieser fuhr ihn zornig an, und auch ihm wurde es klar, daß Saul nach seines Freundes Leben trachte und dieser sein Heil in der Flucht suchen müsse.

David ging nun zu seinem Freunde Ahimelech, der Oberpriester zu Nob war. Dieser befragte für ihn Jehovah, das heißt eine mit Gold überzogene Statue, die den Gott vorstellte und bei der man Orakel einholte, versah ihn mit Lebensmitteln und einem geweihten Schwert, der Sage nach dasjenige, welches David einst dem Goliath abgenommen hatte. Damit floh dieser zum Könige von Gath, und als er hier sich nicht sicher fühlte, in die hügelige Wüstengegend des östlichen Juda. Hier führte er das Leben eines Geächteten, und andere Geächtete und wilde Gesellen sammelten sich um ihn, so daß seine Schar auf 600 Männer anwuchs, unter ihnen drei tapfere Söhne seiner Schwester.

Dem Könige wurde verrathen, daß David bei Ahimelech dem Priester gewesen war und was dieser für ihn gethan hatte. Er ließ denselben mit seinem ganzen Geschlecht vorfordern, um auf der Höhe von Gibea unter dem Tamarindenbaum Gericht zu halten. Ahimelech erschien; er entschuldigte sich mit Unwissenheit und sagte, daß er in David nur den Schwiegersohn des Königs geehrt habe; allein Saul verurtheilte ihn und sein ganzes Geschlecht zum Tode. Der edomitische Aufseher der königlichen Herden übernahm es, das Urtheil auszuführen, da die israelitische Leibwache ihre Hand nicht an die Priester zu legen wagte. Er tödtete an dem Tage fünfundachtzig Priester.

David und seine Schar führten nun ein wildes Räuberleben. Saul zog gegen ihn, und die Tradition schmückt die Erzählung von diesem Kriege romantisch aus, und Diejenigen, welche sie später niederschrieben, fügten hinzu, was zu ihren Absichten paßte, wie wir das bei den priesterlichen Aufzeichnungen aller Völker erfahrungsmäßig finden. Als Beweis

für David's großmüthigen Charakter wird nämlich erzählt, daß er, als er einst Saul schlafend überraschte, dem Verlangen seiner Begleiter, ihn niederzustoßen, widerstand und sich damit begnügte, den Zipfel von Saul's Oberkleide abzuschneiden, was Saul zu Thränen rührte und veranlaßte auszurufen: „Du bist gerechter denn ich; denn du hast mir Gutes erwiesen, ich aber habe dir Böses erwiesen. So vergelte dir Jehovah Gutes für diesen Tag. Und wenn du einst König sein wirst, so schwöre mir, daß du nicht meinen Samen ausrotten willst nach mir, und nicht meinen Namen vertilgen aus meines Vaters Hause!" — Und David schwur dem Saul. Wie er den Schwur hielt, werden wir später sehen. —



Saul wirft den Speer nach David.

Nach einer andern Erzählung beschlichen Abisai und David Nachts den schlafenden Saul in der Wagenburg. Abisai rieth ihn zu tödten; allein David nahm nur des Königs Speer und Wasserschale und verhöhnte von sicherer Entfernung den Abner darüber, daß er so schlecht Wache halte. Saul rief bei dieser Gelegenheit: „Gesegnet seiest du, mein Sohn David! Unternehmen wirst du und hinausführen."

Samuel war gestorben und in ihm verlor David einen mächtigen Beschützer. Saul war der erwählte König; das Volk hatte seine Heldenthaten nicht vergessen und hing an ihm trotz der Veränderung seines Charakters und der Anfeindung durch die Priester. An eine Aussöhnung mit ihm war nicht zu denken; hatte er doch selbst David's Ehe mit Michal gelöst und diese einem Andern zur Frau gegeben. David, des herumziehenden Lebens müde, ging mit seiner Schar wieder zu König Achis von Gath, der ihn mit Freuden als Vasallen annahm und ihm die Stadt Ziklag einräumte. Von hier aus machte er Raubzüge gegen die umwohnenden Völker, die Israeliten nicht ausgenommen.

Als David anderthalb Jahr in Ziklag gewesen war, brach abermals ein großer Krieg zwischen den Philistern und König Saul aus, der sein Heer im Norden von Ephraim in den Bergen von Gilboa sammelte. Den alten Helden verließ, wie es scheint, seine frühere Zuversicht, und es wird erzählt, daß er eine berühmte Zauberin zu Endor besuchte und von ihr verlangte, daß sie den Geist Samuel's heraufbeschwöre, den er befragen wollte. Der Geist erschien, und unversöhnt erneuerte er seinen Fluch gegen den ungehorsamen König und prophezeite ihm, daß, weil er der Stimme Javeh's nicht gehorcht habe, sein Königreich an David gegeben werden solle und er mit seinen Söhnen am andern Tage umkommen werde.

Am nächsten Tage fand die Schlacht gegen die Philister statt. Die Israeliten wurden geschlagen; Jonathan und zwei seiner Brüder fielen im Kampf, und Saul, der nicht in die Hände der Philister fallen und dessen Waffenträger ihn auf sein Verlangen nicht tödten wollte, stürzte sich in sein eigenes Schwert, und sein treuer Waffenträger that dasselbe. Die Philister hieben der Leiche den Kopf ab und hingen sie und die seiner Söhne an die Mauer von Bethsan; ihre Waffen wurden im Tempel der Astarte als Trophäen niedergelegt. Die Männer von Jabes, die einst Saul aus den Händen der Amalekiter gerettet hatte, nahmen die Leichen herab, verbrannten sie und begruben die Gebeine unter der Tamariske in der Stadt. So endete Saul nach zwanzigjähriger Regierung.

Als David in Ziklag den Tod Saul's und seines Freundes Jonathan erfuhr, betrübte er sich sehr und dichtete ein Klagelied, welches den Ruhm der gefallenen Helden im Volke erhalten sollte, und welches bis auf unsere Zeit gekommen ist.

David war, wie die Sage berichtet, schon vor langer Zeit, als Samuel mit Saul zerfiel, heimlich zum König von Israel gesalbt worden. Dies mag eine spätere Priestererfindung sein; allein gewiß ist, daß David nach Juda zog und in Hebron zum Könige ausgerufen wurde.

Abner, der Feldherr Saul's, erklärte Isboseth (oder Isbaal), einen noch übrig gebliebenen Sohn Saul's, zum König von Gilead, welcher seine Residenz in der alten Stadt Machanaim aufschlug. David versuchte vergebens, die Bewohner von Jabes auf seine Seite zu ziehen. Sie vergaßen nicht das Gute, welches sein Vater Saul ihnen erwiesen, und hielten es mit Isboseth, der auch, durch Abner's Tapferkeit unterstützt, von Ephraim, Benjamin und anderen Stämmen anerkannt wurde.

David residirte zu Hebron, vorläufig als Vasall der Philister, an deren Herrschaft man sich bereits in Juda gewöhnt hatte, und bemühte sich, seinen Anhang zu verstärken. Der Bürgerkrieg wurde mit großer Erbitterung sieben Jahre lang geführt und würde vielleicht zu David's Ungunst geendet haben, wenn Isboseth nicht thörichterweise Abner beleidigt hätte. Dieser machte David Vorschläge zu einem Bündniß, und als derselbe gern darauf einging, kam er mit zwanzig Mann nach Hebron, um die Bedingungen festzustellen. Feldhauptmann David's war sein Neffe Joab, dessen Bruder Asahel Abner in ehrlichem Kampfe getödtet hatte. Dieser Joab nahm Abner bei Seite, unter dem Vorwand, Näheres über das Bündniß mit ihm zu besprechen, und erstach ihn. David vergab Joab den Mord, der als Blutrache für Asahel aufgefaßt wurde, und weil er auch Joab nicht entbehren konnte; allein er verwünschte das Haus Joab und trauerte öffentlich um Abner, obwol er vielleicht innerlich froh war, diesen gefährlichen Mann los zu sein, und dichtete ihm ein Klagelied. Zwei Krieger des David, die sich seinen Dank zu verdienen hofften, ermordeten den Isboseth; allein der König ließ sie umbringen, vielleicht um jeden Verdacht der Mitschuld von sich abzulenken. David, der von den Priestern so hoch gepriesene, fromme König, war ein Heuchler, und weinend und Klagelieder singend, freute er sich heimlich über die Greuelthaten, durch welche seine Macht befestigt wurde. So lange Nachkommen Saul's lebten, konnte er nicht sicher sein, besonders da Michal, die ihrem Manne wieder abgenommen wurde, ihm keine Kinder gebar. Er wurde von seiner Furcht befreit.



König David läßt die Bundeslade nach Jerusalem bringen. Zeichnung von Hermann Vogel.

Die Heviter in Gibeon, die Saul einst sehr hart behandelt hatte, stellten die dreijährige Dürre und Hungersnoth, die im Lande herrschte, als ein Strafgericht Jehovah's für Saul's ungesühnte Blutschuld dar, und als David sie fragte, womit er sie versöhnen könne, verlangten sie Auslieferung von sieben Männern aus Saul's Geschlecht. Die zwei Söhne Rizpa's, der Beischläferin Saul's, und die fünf Söhne Merab's, der andern Tochter desselben, wurden den Gibeonitern übergeben und von diesen aufgehängt. Jonathan's Sohn verschonte aber David, denn — er war schon in seiner Jugend durch einen Fall vom Arm seiner Amme zum Krüppel geworden und ungefährlich.

Nun hatte David keine Nebenbuhler mehr, und alle Stämme Israels erkannten ihn als König an. Auch die Priester waren ihm nicht entgegen, denn er war ein frommer Mann, ein Mann nach ihrem Herzen.

So lange David noch nicht fest auf seinem Throne saß, war ihm der Schutz der Philister sehr recht; allein nun dachte er darauf, sich und die Israeliten gänzlich von deren Herrschaft zu befreien. Zunächst lag ihm daran, sich eine andere Residenz zu wählen, denn Hebron, im Lande Juda, lag zu weit südlich und zu entfernt von manchen der Stämme Die Lage der Hauptstadt der Jebusiter gefiel ihm zu diesem Zweck. Die Feste Jebus lag auf einer Anhöhe, die im Osten, Süden und Westen vom Bach Kidron und der Schlucht von Hinnom beschützt und in Norden durch eine leichte Senkung der Erdoberfläche begrenzt wurde. Die Festung stand auf keiner ebenen Fläche; sie wurde durch eine tiefe Schlucht getrennt, welche, von Norden nach Süden laufend, die Höhe von Zion von den Hügeln Millo und Moriah trennte.

Jebus gehörte einem Stamme der Amoriter, und obwol mitten unter der israelitischen Bevölkerung liegend, war es doch seit Josua's Zeiten unabhängig geblieben. Man war zwar nicht im Kriege mit den Jebusitern; allein der fromme König David brauchte ihre Stadt und forderte die Einwohner auf, sich ihm zu ergeben. Diese, auf die Festigkeit ihrer für uneinnehmbar geltenden Festung vertrauend, sandten ihm eine höhnende Antwort. David bemächtigte sich der Wasserleitungen, und der kühne Joab nahm die Burg durch einen Handstreich. Die ganze Besatzung wurde in den Abgrund gestürzt. Das Volk Gottes war unbarmherzig gegen Alle, die nicht an Jehovah glaubten.

Die eroberte Stadt wurde **Jerusalem** genannt, und David beeilte sich, sie in Vertheidigungszustand zu setzen. Moriah überließ er dem Volke, Millo befestigte er und ebenso **Zion**, wo er seine Residenz aufschlug; allein diese drei Punkte wurden damals nicht in dieselbe Mauer eingeschlossen. David beschloß Zion nicht nur zu seiner Residenz, sondern auch zu der des israelitischen Gottes, und so seine Hauptstadt zugleich zum Mittelpunkt des Kultus zu machen. Zu diesem Ende ließ er die halbvergessene „Bundeslade" von Kiriath-Jearim holen. Auf dem Wege war der Kasten nahe daran umzufallen, und ein Nichtpriester wagte es, sie zu halten und daran zu verhindern. „Da entbrannte der Zorn Jehovah's wider Usa (so hieß der Vorwitzige), und Gott schlug ihn und er starb vor der Lade." David fürchtete sich, ob dieses göttlichen Zornausbruchs, das gefährliche Heiligthum weiter zu schaffen und ließ es unterwegs stehen, bis der darin wohnende Jehovah zeigte, daß er wieder besänftigt war.

Das Volk empfing das alte Nationalheiligthum mit Jubel, Gesang, Saitenspiel, Pauken, Schellen und Cymbeln, und der fromme König David, „umgürtet mit einem leinenen Schulterkleide", also etwa „im Hemde", tanzte aus Leibeskräften vor seinem Gotte her. Er muß wol unanständig hoch gesprungen sein, denn seine Königin, die stolze Michal, Saul's Tochter, verspottete ihn, daß er vor den Mägden seiner Diener sich so sehr entblöße.

Ueber den Bundeskasten baute König David einstweilen eine Hütte, wol zur Erinnerung an diejenige, welche das Heiligthum einst auf der Wanderung umschlossen, und der einzige, dem Blutbade entronnene Sohn Ahimelech's (s. S. 220), Abjathar, wurde zu

em der Priester ernannt. Der König brachte Brand= und Dankopfer und gab Jedem s dem Volke (von Zion wahrscheinlich), Männern und Weibern, einen Brotkuchen, einen sinenkuchen und ein Maß Wein.

Die Lage von Jerusalem war allerdings viel günstiger als Hebron. Es lag in der he der wichtigen Stämme von Juda, Ephraim und Benjamin, und über Jericho und s Jordanthal konnte man bequem nach Gilead kommen. Nur die kleinen Stämme Ascher, bulon und Naphtali waren zu entfernt im Phönikierlande; doch das hatte wenig zu euten.

Die Vereinigung der zwölf Stämme Israels und das unabhängige Gebahren ihres herigen Schützlings und Lehnsmannes bewog die Philister auszuziehen, ihn zur alten hängigkeit zurückzuführen. David schlug sie indessen in zwei Schlachten, jagte sie von beon bis Gezer und ließ sie nicht wieder zu Athem kommen. Der Krieg dauerte meh= e Jahre. Der König bewährte aufs Neue seine Tapferkeit, und als er einst in der hlacht so in Gefahr gerieth, daß sein Untergang nahe war, drang man in ihn, nicht hr persönlich mit zu fechten, da sein Leben zu werthvoll sei.

Der Held hatte indessen manche Helden erzogen, die ihn ersetzen konnten, und die schichte erzählt von ihnen merkwürdige Thaten, die wir aber nicht ganz so wie sie ählt werden zu glauben brauchen. Jabsokham erschlug in einer Schlacht allein drei= ndert Philister. Kabtsel erlegte zwei der tapfersten Leute von Moab und stieg dann einem Schneetage in eine Schlucht hinab und tödtete einen Löwen. Derselbe bekämpfte h einen riesigen Aegypter, der eine Lanze, so groß wie ein Weberbaum, hatte. Der ld ging ihm mit einem Knüttel entgegen, entriß ihm die ungeheure Lanze und tödtete den sen mit seiner eigenen Waffe. Den Kern des Heeres bildete eine Schar von sechshundert erlesenen Kriegern (Gibborim), die von Joab und Abisai befehligt wurde.

Die Philister mußten endlich um Frieden bitten; Gath und sein Gebiet fiel an Israel; vier anderen Städte behielten ihre Unabhängigkeit, allein die Macht der Philister war rochen.

Als David mit diesen fertig war, rächte er an den anderen umwohnenden Völkern die hmach, welche sie einst den Israeliten angethan. Zunächst kam die Reihe an die Moabiter, denen sich der König, als ihn Saul verfolgte, so gut gestanden hatte, daß er seine ern zu ihnen flüchtete. Er schlug und behandelte sie mit unerhörter Grausamkeit. Die fangenen mußten sich an die Erde werfen; dann wurden sie mit der Meßschnur in i Theile getheilt. Zwei dieser Drittel ließ er mit Wagen überfahren und von den rden zu Tode stampfen; dem andern Drittel schenkte er das Leben.

Die fünf syrischen Königreiche Damas, Maacha, Rohob, Tsobah und Hamath ren von dem Könige Hadarezer von Tsobah unterworfen und zu einem Reiche vereinigt rden. Das Entstehen eines solchen Reiches im Crontesthal schien David gefährlich, es fand sich bald eine Veranlassung zum Kriege.

Der König der Ammoniter war gestorben, und David schickte Gesandte an den jungen nig nach Rabba, ihm zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen. Die Unterwerfung Moabiter hatte aber die Ammoniter mißtrauisch gemacht, und man sah in den Ge= dten Spione, welche die Schwäche des Landes erspähen sollten. Man schnitt ihnen eine Hälfte der Bärte ab und kürzte ihre Röcke bis zum Gürtel und sandte sie mit hn nach Hause. David hieß dieselben in Jericho bleiben, bis ihre Bärte wieder vachsen wären, und bereitete sich zu einem Rachekriege gegen die Ammoniter, welche den chtigen Syrerkönig Hadarezer (Hadadeser) um Hülfe baten, der sich eben anschickte, die renzen seines Reiches bis zum Euphrat auszudehnen.

David war vorbereitet. Noch ehe der Feind Zeit gehabt hatte sich zu vereinigen, kte Joab ins Feld. Er theilte sein Heer; während er selbst gegen die Syrer mar= irte und dieselben schlug, that sein Bruder Abisai dasselbe mit den Ammonitern.

Die Truppen von Damas waren zu spät eingetroffen, um an der Schlacht Theil zu nehmen, sie erwarteten Joab auf dem Rückwege, allein dieser schlug sie ebenfalls, nahm Damas und ließ dort eine Besatzung. Dieser große Erfolg freute den König von Hamath, den Hadarezer früher besiegt hatte, und er sandte seinen Sohn an David, demselben darüber Glück zu wünschen.

König Hadarezer war aber empört über die erlittene Niederlage; er sammelte ein großes Heer, welches von seinem Feldherrn Sobach befehligt wurde. Ganz Aram stand auf und selbst aus Mesopotamien kamen Hülfstruppen. David kam dem Angriff zuvor; er ging über den Jordan, griff Sobach bei Helam (oder Alam) an und gewann einen glänzenden Sieg. Der feindliche Feldherr kam um; 700 Kriegswagen, 1700 Reiter und 20,000 Mann Fußvolk wurden gefangen genommen. Alle Pferde wurden gelähmt, wie es die Sitte der Israeliten war, die keine Reiteri besaßen und nur auf Eseln oder Maulthieren ritten.

Die Edomiter, immer zum Plündern bereit, benutzten die Gelegenheit, als der Süden des Israelitischen Reiches von Truppen entblößt war, dort einzufallen. Joab lieferte ihnen jedoch im Salzthale südlich vom Rothen Meer eine Schlacht, in der 18,000 Edomiter fielen. Sie hielten sich noch einige Monate in den Gebirgen; allein ihr König fiel, sein Sohn Hadad flüchtete nach Aegypten, und Joab ließ Jeden umbringen, der Waffen getragen. Edom war besiegt, das Land militärisch besetzt und Elath und Etsiongaber an der Ostspitze des Rothen Meeres erhielten israelitische Besatzungen.

Die Ammoniter waren noch nicht unterworfen. Joab rückte in ihr Land ein und hauste darin entsetzlich. Die Einwohner wurden mit unerhörter Grausamkeit behandelt. Joab ließ sie lebendig zersägen, oder von Wagen und Pferden zerstampfen, oder in den Ziegelöfen lebendig verbrennen. Dann belagerte er die Hauptstadt Rabba, und als sie nahe ihrem Fall war, rief er David herbei, damit dieser den Ruhm der Einnahme habe.

David war nun der mächtigste Fürst Syriens; seine Autorität erstreckte sich vom Euphrat bis an die Grenze Aegyptens und die Ufer des Rothen Meeres. Moab, Edom, Damas standen unter israelitischen Beamten; die Philister lieferten den Weizen und das Oel für das königliche Haus; die Phönikier suchten seine Freundschaft und liehen ihm Arbeiter für seine Bauten, Tsobah, Hamath und ganz Aram zahlten ihm Tribut. Allein sein Reich stand trotzdem auf schwachen Füßen; es fehlte demselben die nationale und religiöse Einheit. Es war eben ein orientalisches Reich wie Chaldäa oder Elam. Die Völker zahlten freilich Tribut, allein sie hatten ihre Unabhängigkeit nicht unbedingt aufgegeben und warteten nur auf eine günstige Gelegenheit, das verhaßte Joch abzuwerfen. So lange ein energischer, durch eine bedeutende Kriegsmacht unterstützter König an der Spitze stand, der wie David ohne alles Besinnen Tausende hinschlachtete, welche sich gegen ihn auflehnten, und dabei fähig war, den mächtigen Nachbarn zu widerstehen, so lange konnte das Reich wol Bestand haben; gerieth aber die Regierung in schwache Hände, so mußte es zerfallen.

Die Israeliten selbst waren nicht einmal ein gleichgeartetes Volk. Seit Josua sie nach Kanaan führte, hatten die Stämme meist getrennt von einander und zwischen Völkern gelebt, mit denen sie sich vermischten und deren Gebräuche, Sitten und — Götter sie annahmen. Wenn auch der Javehdienst sich unter den Priestern von Aaron's Geschlecht und unter den Leviten erhielt, so war doch die von Moses eingesetzte Religion durchaus nicht die Volksreligion; der gemeine Mann verehrte Baal, und die Priesteraristokratie und was zu ihr gehörte Jehovah.

Allein selbst für diese war Jehovah eigentlich der Baal Israels und sie machten sich von ihm eben so wohl Götzenbilder wie die Syrer von Baal. Gideon ließ, wie wir erzählt, ein solches Bild aus erbeutetem Golde anfertigen; selbst in der Familie des Saul fehlte ein solches nicht, wie wir gesehen haben; ja sogar der Priester Ahimelech befragte die mit

Gold überzogene Bildsäule des Jehovah für den flüchtigen David, und Ahimelech's Sohn Abjathar, der allein der von Saul veranstalteten Priesterschlächterei entging und unter David Hoher Priester wurde, nahm das Götzenbild mit sich. In den von Samuel gestifteten Prophetenschulen erhielt sich allein der Jehovahdienst in seiner Reinheit, und die aus ihnen hervorgegangenen Männer eiferten mächtig gegen den Götzendienst des Volkes.



David empfängt Abgesandte des Königs Hiram von Tyros. Zeichnung von P. Philippoteaux.

Auch David bemühte sich, den letztern auszurotten; allein wenn ihm dies schon nicht gänzlich bei den Israeliten gelang, so hatte er noch weniger Erfolg bei den ihnen tributpflichtigen anderen Völkern.

Mit David selbst ging eine Veränderung vor, wie sie eben erworbene Macht bei Menschen hervorzubringen pflegt. Als Held und König war er groß, allein sein Ruhm wurde

bedeutend beeinträchtigt durch große Fehler und Schwächen, die auf sein Reich zurückwirkten. Er war, als er zur Macht kam, grausam und rachsüchtig, wußte aber mit großer Schlauheit diese Fehler zu verbergen; er war ein vollkommener Heuchler, und den Ruf, den er bis auf den heutigen Tag als „ein Mann nach dem Herzen Gottes" bewahrt hat, verdankt er der parteiischen Darstellung der Priester und seinen frommen Liedern; denn mit diesen und großer Reue war er stets bei der Hand. Daß seine Schattenseiten im israelitischen Volke allmählich vergessen wurden, wo Fehler, wie sie David hatte, sehr gewöhnlich waren, und daß man in der Zeit späterer Erniedrigungen mit Stolz an ihn dachte, war sehr begreiflich, denn unter ihm war Israel mächtiger denn jemals, und die Menschen, die durch ihn litten, waren lange todt und vergessen.

David richtete sich seinen Hofstaat in orientalischer Weise ein, wenn auch hin und wieder die alte Einfachheit des Hirtenvolkes noch durchschien. Sein Palast wimmelte von Beamten aller Art; er hielt sich eine Leibwache aus fremden Söldnern, Kretensern und Philistern (woher der Ausdruck Kreti und Plethi stammt), die ihn überall hin begleitete und jeden seiner Befehle unbedingt ausführte. An einem Harem und Verschnittenen, die denselben bewachten, fehlte es ebenfalls nicht, und über seine Begünstigung der Vielweiberei brach sogar ein Aufruhr aus. Schon als er in Hebron residirte, hatte er sieben Weiber, und ihre Zahl mehrte sich noch in Jerusalem, ungerechnet die Beischläferinnen. Die Art, wie er Bathseba gewann, erregte große Entrüstung. Vom Dache seines Hauses sah er sie im Bade und wurde von ihrer Schönheit bezaubert. Er erfuhr, daß sie die Frau eines Hethiters, Namens Uria sei, der mit Joab vor Rabba lag. Er ließ sie zu sich holen, und sie ward schwanger von ihm. Um die Sache zu verdecken, ließ er Uria nach Jerusalem bescheiden; allein ein Gerücht von der Untreue seines Weibes mochte zu ihm gekommen sein; er wollte dem Könige nicht als Deckmantel dienen und ging gar nicht in sein Haus. Darauf sandte ihn David zurück zur Armee und gab ihm einen Brief an Joab mit, in dem es hieß: „Stellet Uria dem stärksten Streite gegenüber und wendet euch ab hinter ihm, daß er geschlagen werde und umkomme." Joab that, wie ihm befohlen, und Uria wurde erschlagen. Noch heute nennt man verrätherische Briefe „Uriasbriefe". Nun nahm David Bathseba in sein Haus, wo sie einen Sohn gebar, der aber nach einigen Tagen starb. Der Prophet Nathan hielt dem Könige sein Unrecht vor. David bereute, betete, fastete und lag ganze Nächte zerknirscht auf der Erde, — aber behielt Bathseba, die ihm wieder einen Sohn gebar, den er Salomon nannte. Ueberhaupt hatte David zwanzig Söhne und mehrere Töchter.

Große Unzufriedenheit im Lande erregte auch eine übrigens ganz verständige Maasregel David's. Wohl fühlend, daß das Ansehen Israels allein auf seiner Kriegsmacht beruhte, war es sehr natürlich, daß er die Zahl der Truppen wissen wollte, über welche er im Falle der Noth verfügen könne. Joab mit einigen Kriegsobersten durchzog gegen zehn Monate lang das ganze Land und zeichneten alle waffenfähigen Männer auf, die mit der gewöhnlichen Uebertreibung auf gegen 1,300,000 angegeben werden, aber nach anderen Andeutungen 300,000 Mann betragen haben mögen. Das Volk witterte hinter dieser Volkszählung und Musterung erhöhte Steuerlast, und da die Prophezeiungen des Samuel, als er vor der Wahl eines Königs warnte, bereits angefangen hatten sich zu erfüllen, so war man im Volke sehr unzufrieden. Diese Unzufriedenheit theilten auch die Priester, und so wurde die Volksmusterung als ein dem Könige von Satan eingegebener Gedanke und als Jehovah höchst mißfällig dargestellt. Dieser Gott bestrafte denn auch David mit der ihm von den Priestern zugeschriebenen eigenthümlichen Gerechtigkeit durch eine Pest, welche 70,000 Menschen in wenigen Tagen hinraffte. Man begreift nicht recht, wie David Jehovah durch diese Volkszählung beleidigte, oder welches Gesetz er damit verletzte. Es scheint indessen, daß mit dem Zählen des Volkes ein alter Aberglaube verbunden, und daß es als unglückbringend betrachtet wurde. Wir schließen das aus einer

Stelle im 2. Buch Moses', wo es Kapitel 30, Vers 11 und weiter heißt: „Und der Herr redete mit Mose und sprach: Wenn du die Häupter der Kinder Israel zählest, so soll ein Jeglicher dem Herrn geben die Versöhnung seiner Seele, auf daß ihnen nicht eine Plage widerfahre, wenn sie gezählet werden". Diese Auslösung wurde für Jeden, der 20 Jahre und darüber war, auf einen halben Sekel festgesetzt, und das Geld sollte „an den Gottesdienst der Hütte des Stiftes gelegt werden". Möglich, daß bei dieser Zählung die Auslösungssteuer nicht gefordert und also den Priestern entzogen wurde. Hätte die Auslösung stattgefunden, so wäre die Zählung unschädlich vorüber gegangen; allein da sie unterblieb, so mußte die erwähnte Plage kommen. Nach dieser Zählung, oder vielmehr nach dem Bericht darüber im 2. Buch Samuelis, belief sich die Zahl „der starken Männer, die das Schwert auszogen", in Israel und Juda (ein Unterschied, der übrigens zu David's Zeit wol noch nicht gemacht wurde) auf 1,300,000!

David selbst hatte auch durch die Folgen seiner Fehler und Sünden zu leiden und das Volk dadurch noch mehr als er. In einem Haushalt mit so vielen Weibern, die in Israel eine höhere und einflußreichere Stellung hatten als bei den meisten anderen orientalischen Völkern, was sich vielleicht noch aus Aegypten herschreiben mochte, konnte es natürlich nicht an Intriguen und Streitigkeiten fehlen.

David's ältester Sohn Amnon verliebte sich in seine Halbschwester Thamar, lockte sie in sein Haus und schändete sie mit Gewalt. Von Abscheu über die Blutschande nach geschehener That erfaßt, jagte er Thamar aus dem Hause, die ihr Leid ihrem rechten Bruder Absalom klagte. Dieser versprach Rache. Zwei Jahre später lud er alle Söhne des Königs zum Feste der Schafschur auf sein Landgut, und beim Gastmahle wurde Amnon von Absalom's Knechten auf dessen Befehl erschlagen. Absalom floh zu dem Vater seiner Mutter. Erst nach drei Jahren bewirkte Jaob, der ihm günstig war, seine Rückberufung; allein zwei Jahre lang durfte er seinen Vater nicht sehen; doch setzte er es endlich durch, daß ihm David verzieh.

Absalom war der schönste Mann in Israel und im Volke sehr beliebt. Da er seinen Vater kannte und an dessen Verzeihung nicht recht glauben mochte, und da er durch den Tod auch des zweitältesten Bruders der rechtmäßige Thronerbe geworden war, so sann er darauf, sich schon bei David's Lebzeiten an dessen Stelle zu setzen. Er hielt sich Wagen und Pferde und fünfzig Vorläufer und war außerordentlich bemüht, sich dem Volke durch ein leutseliges Wesen noch angenehmer zu machen, was ihm um so leichter gelang, als man anfing David's müde zu werden. Besonders erfolgreich war Absalom aber in Juda, welches, als von dem ältesten Sohn Jakob's abstammend, den ersten Rang unter den Stämmen beanspruchte und mit der Gleichstellung aller Israeliten sehr unzufrieden war. Ahitophel, David's vertrautester und einflußreichster Rath, kannte und begünstigte die ehrgeizigen Pläne des Thronfolgers, und ein allgemeiner Aufstand, dessen Mittelpunkt Juda selbst sein sollte, wurde vorbereitet, ohne daß David davon das Geringste gewahr wurde, was erklärlich wird dadurch, daß Ahitophel selbst im Bunde der Verschwörer war. Als dieser Letztere mit Absalom, unter dem Vorwand eines Opferfestes, in Hebron zusammentraf, brach der Aufstand aus.

David, völlig überrascht und durch den Abfall seines Sohnes und seines vertrautesten Rathes betrübt, beschloß einstweilen dem Sturm zu weichen und, auf den Wankelmuth des Volkes und den Erfolg seiner Diplomatie rechnend, den weitern Ausgang des Aufstandes fern von seiner Hauptstadt abzuwarten. Begleitet von seinem ganzen Hause und den ihm treu gebliebenen tapferen Sechshundert, zog David — barfuß und mit verhülltem Haupte — unter dem Wehklagen des Volkes, dessen Mitleid er wol durch diese übertriebene Schaustellung seines Unglücks erregen wollte, über den Bach Kidron. Er versäumte aber nicht, Leute in Jerusalem zurückzulassen, die ihm genaue Nachrichten über die dortigen Vorgänge gaben und für ihn wirkten. Der vornehmste unter diesen seinen getreuen

Agenten war Husai, nächst Ahitophel sein einflußreichster Rath, und natürlich eifersüchtig auf diesen. — Als Absalom bald darauf mit Pomp in Jerusalem einzog, empfing ihn Husai mit dem Ruf: „Es lebe der König!" und gewann bald sein Vertrauen. Mit großer Geschicklichkeit wußte er zu verhindern, daß Absalom dem Rathe Ahitophel's, David sogleich nachzusetzen, Folge leistete, sondern vielmehr dem seinigen Beifall gab, sich selbst an die Spitze des Volkes zu stellen und David in offener Feldschlacht zu schlagen. Zugleich aber sandte Husai im Geheimen Boten an David, die ihm riethen, über den Jordan zu gehen, da er fürchtete, daß Ahitophel auf eigene Hand etwas gegen des Königs Leben unternehmen möchte. Als Ahitophel sah, daß sein Rath nicht befolgt wurde, und er wahrscheinlich von dem schlecht organisirten Volke, welches Absalom folgte, keinen Erfolg gegen David's tapfere Truppen voraussah, so verließ er Jerusalem und brachte sich um.

In Machanaim, wo Isboseth einst gethront hatte, sammelte David sein Heer, während Absalom in Jerusalem vom Palast und Harem seines Vaters Besitz nahm, und zum Zeichen, daß er nunmehr Herr sei, vor allem Volk, in einem Zelt auf dem flachen Dache, sich zu den Beischläferinnen seines Vaters legte. Man salbte ihn zum König, und dann zog er mit seinem Heere, welches Amasa, ein Vetter Joab's, befehligte, gegen David, der ihn bei Machanaim erwartete. Das Volk gestattete diesem nicht, selbst in den Kampf zu ziehen, wie er wollte; sein Heer wurde von Joab und Abisai geführt, und im Walde Ephraim, im Lande Gilead, kam es zur Schlacht. Trotz der Ueberzahl wurde Absalom's Heer glänzend geschlagen und floh in wildester Unordnung. Absalom floh ebenfalls, und sein außerordentlich schönes Haar, dessen überreiche Fülle sein Stolz war, wurde sein Verderben. Als er durch den Wald dahinritt, erfaßten die Zweige einer Tamariske sein Haar und verwickelten sich darin. Als er wahrscheinlich mit den Händen danach griff, um sich frei zu machen, rannte sein Maulthier davon und Absalom blieb am Baume hängen. Ein Soldat, der dies sah, meldete es dem verfolgenden Joab, der herbeieilte und Absalom die Lanze durch das Herz rannte. Der Aufstand dauerte noch eine Weile fort, wurde aber durch die Energie Joab's geendet. Seinen Vetter Amasa, der sich unterworfen hatte, aber verdächtig benahm, erstach er während er ihn küßte.


Thurm des Absalom bei Jerusalem.

Nach diesem Aufstande lebte König David noch gegen zehn Jahre. In dieser letzten Zeit gewannen der Prophet Nathan großen Einfluß auf ihn und ebenso der zweite Hohepriester Zadok und Benaja, der Oberst der Leibwache. Der alte, siebenzigjährige König war äußerst schwach geworden und alle Wärme schien aus seinem Körper entschwunden. Man legte ein junges, frisches Mädchen, Abisag von Sunam, zu ihm, allein sie erwärmte ihn auch nicht.

Durch Absalom's Tod wurde dessen Bruder Adonai Thronfolger. Er war schön und ein kräftiger Mann; sein Vater lebte ihm zu lange und er strebte nach dessen Krone. Seine Brüder und auch Joab und der erste Hohepriester Abjathar stimmten mit seinen Wünschen überein. Dies erfuhr Bathseba, welcher David geschworen hatte, daß ihr noch junger Sohn Salomon die Krone von ihm erben solle, und sowol Nathan als Zadok und Benaja waren auf ihrer Seite.

Als Adonai bei einem Opferfest, wozu er alle seine Brüder außer Salomon eingeladen hatte, sich zum König ausrufen ließ und das Fest noch im Gange war, eilte Bathseba auf Nathan's Rath zu dem alten König und mahnte ihn an seinen Schwur. So bedrängt befahl derselbe dem Propheten Nathan und dem Oberpriester Zadok, den jungen Salomon zum König zu salben, unter Posaunenschall zurückzuführen und auf den Thron zu setzen. Als das geschehen war und Adonai die Nachricht erhielt, flohen seine Festgenossen und er selbst suchte Schutz im Heiligthum. Salomon vergab ihm.



Absalom's Tod. Zeichnung von Johann Schönberg.

Als David im Sterben lag, ließ er Salomon an sein Bett rufen, und die letzten Aufträge, die er ihm gab, sind genügend, das früher über ihn gefällte Urtheil zu bestätigen. „Du weißt“, sagte er unter Anderem, „was mir Joab gethan, der die beiden Heerobersten ermordete, der Königsblut vergoß mitten im Frieden und mit dem Blute der Edeln sich befleckte von seiner Lenden Gürtel bis zu seines Fußes Schuhriemen. So thue nach deiner Weisheit und laß seine grauen Haare nicht in Frieden hinabkommen in die Unterwelt.“ Den Simei, aus dem Stamme Saul's, der ihn, als er vor Absalom aus Jerusalem geflohen, einen Blutmenschen und Bösewicht genannt, ihm geflucht und mit Steinen nach ihm geworfen hatte, dem er selbst aber das Leben zugeschworen, befahl er gleichfalls

umzubringen. Nach solchen Verordnungen starb David nach einer vierzigjährigen bewegten Regierung.

Salomon war ein Mann nach der Art seines Vaters. Als Adonai nach dessen Tode die junge Bettgenossin David's, Abisag, zum Weibe verlangte, schöpfte Salomon Verdacht, daß er nach der Krone strebe, und ließ ihn durch Benaja umbringen. Der Hohepriester Abjathar wurde verwiesen und Zadok alleiniger Hoherpriester.

Als der alte Joab das vernahm, floh er in die Stiftshütte und umfaßte die Hörner des Altars; Salomon aber ließ ihn im Heiligthum durch Benaja niederstoßen, der an seiner Stelle Oberfeldherr wurde.

Simei erhielt Befehl, Jerusalem nicht zu verlassen; der Tag, an welchem er über den Bach Kidron gehen würde, solle sein letzter sein. Drei Jahre vergingen; da entflohen dem Simei einige Knechte und er ritt aus, sie zu suchen. Als er zurückkehrte, verkündete ihm Salomon sein Todesurtheil und Benaja tödtete ihn.

Während der Regierung Salomon's (1020—980) wurde der Friede nur selten unterbrochen. Der nach Aegypten geflohene Sohn des Königs von Edom, Hadad, (s. S. 226) der dort freudig aufgenommen und selbst Schwiegersohn des ägyptischen Königs wurde, hielt den Zeitpunkt für günstig, sein Königreich wieder zu gewinnen. Sein Schwiegervater wollte ihn davon abhalten, und er entfloh heimlich und veranlaßte in seinem Lande einen Aufstand, welchem Beispiel Andere folgten. Alle diese Empörungen wurden indessen bewältigt, nur die Stadt Gesur, die an der Südgrenze des Philisterlandes lag, und deren Bewohner gleichfalls aufgestanden waren, konnte man nicht einnehmen, da die Israeliten wenig von der Belagerungskunst verstanden. Derselbe Psusennes II. (oder Psinakhes), König von Tanis, welcher den Prinzen Hadad aufgenommen hatte, schloß ein Bündniß mit Salomon, überwältigte mit einem ägyptischen Heer Gesur und gab das Gebiet der Stadt als Mitgift seiner Tochter, die den König Israels heirathete, und die stets dessen erste Königin blieb.

David und seine tapferen Truppen hatten nicht nur dem Israelitischen Reich eine geachtete, oder was ungefähr dasselbe meint, gefürchtete Stellung in der damaligen Welt errungen, sondern auch die der Israeliten ihren syrischen Nachbarn gegenüber verändert. Die Philister, die sie in früheren Zeiten wegen ihrer Furchtsamkeit verhöhnten, waren ihnen jetzt dienstbar. Was von Amoritern, Hetithern, — die im Norden wohnenden, die Khetas, waren Salomon nicht unterworfen — Hevitern u. s. w. nicht umgebracht war, mußte Frohndienste leisten, und manche dieser Völker zogen es vor, das Land zu räumen und bei den Phönikiern Zuflucht zu suchen, welche Viele von ihnen in ihre fernen Kolonien schickten. Der König des mächtigen Tyros, Hiram, unterhielt die Freundschaft mit Salomon, welche bereits mit dessen Vater bestanden hatte, und Salomon nahm eine seiner Töchter zur Frau; das Bündniß mit Aegypten war in ähnlicher Weise befestigt. Die Israeliten wurden von Salomon nicht zu Knechtesdiensten gebraucht; sie wurden Kriegsleute, Wagenkämpfer und die Obersten seiner Wagen und Reiter.

Salomon sah wohl ein, daß zur Erhaltung seiner Macht ein tüchtiges Kriegsheer nöthig war, und führte die unter David bereits eingeleitete Erweiterung des Heerbannes aus, indem er die waffenfähigen Männer seines Volkes zum Landwehrdienste verpflichtete. In den vergangenen Kriegen hatte es sich zu oft gezeigt, daß die Organisation des Heeres im Vergleich zu der anderer Völker mangelhaft war, und daß diese durch ihre Kriegswagen, Reiterei und ihre geübten Bogenschützen im Vortheil waren. Er wich also unbedenklich von dem mosaischen Gebot ab und vermehrte sein Heer durch 1400 Kriegswagen und 12,000 Reiter, für deren Unterbringung er besondere Waffenplätze und Städte anlegte. Diese Pferde und Wagen bezog er aus dem verbündeten Aegypten, wo jede große Stadt im Delta Gestüte und Wagenfabriken hatte, und die daraus erwachsenden Kosten wußte er durch eine hohe Steuer zu decken, welche er auf jedes Pferd und auf jeden Wagen legte.

en andere syrische und benachbarte Fürsten aus Aegypten kommen ließen und durch sein
Gebiet führen mußten. Für jeden Wagen erhob man 600 und für jedes Pferd 150
Silberstücke Durchgangssteuer.

Zugleich sorgte auch Salomon für die Sicherung seiner Grenzen durch Festungen. Das zerstörte Gesur wurde aufgebaut und befestigt und zum Schutz der Pässe, die von der Küste durch das Gebirge in sein Land führten, befestigte er Megiddo, Bethoron, Baalath und im Norden Hazor.

In einem von ihm selbst geführten Feldzuge hatte er Hamath eingenommen; allein in Damas hatte sich ein kühner Häuptling Namens Reson zum Herrn gemacht und wußte seine Unabhängigkeit zu behaupten. Das war Salomon unbequem, da diese Stadt auf einem der frequenten Handelswege lag und er bemüht war, sein Volk mehr an den Vortheilen des Handels Theil nehmen zu lassen, als es bis dahin der Fall gewesen war. Diese Vortheile hatten sich nur auf die Ausfuhr von Getreide und anderer Erzeugnisse des Feldbaues beschränkt, die man nach Phönikien verkaufte. An dem blühenden Karawanenhandel, der zwischen Aegypten, Phönikien und den Euphratstaaten geführt wurde, hatten die Israeliten keinen Antheil gehabt. Das mußte anders werden.

Der gewöhnliche Weg, den die Karawanen nahmen, ging über Karchemisch, wie wir früher erwähnt haben. Salomon besetzte den Theil der Straße, die durch sein Land ging, militärisch. Hamath wurde der Endpunkt einer Postenkette, die sich längs des Libanon ausdehnte, um die Karawanen zu schützen und ihnen die nöthigen Bequemlichkeiten zu bieten.

Es gab indessen noch andere Straßen, die aus Aegypten nach Mesopotamien führten. Sie zweigten sich bei Hamath oder Damas von der gewöhnlichen Straße ab, liefen durch die Wüste und führten nach Thapsakos an den Euphrat. Wir haben bereits bemerkt, daß diese Straße wegen des mangelnden Wassers und noch mehr wegen der Räubereien der Beduinenstämme gefährlich war; allein wegen ihrer Kürze wurde sie dennoch von den Handelsleuten oft vorgezogen.

Salomon dachte darauf, sie zur Hauptstraße zwischen Phönikien und Aegypten zu machen, und zu diesem Zweck erbaute er Tamar, oder Tadmor (Palmyra) in der Wüste. Die Lage dieser Stadt hatte einige Aehnlichkeit mit der von Damaskus; sie lag am Fuß einer von Südwesten nach Nordosten laufenden Hügelkette und wurde von zwei ziemlich spärlichen Quellen bewässert, denen das Palmenwäldchen seinen Ursprung verdankte, welches Tadmor den Namen der Palmenstadt (Palmyra) verschaffte. Dieser Ort war schon seit langer Zeit eine Lieblingsstation der Handelsleute gewesen, ehe ihn Salomon durch feste Mauern schützte. Die Einnahme von Hamath befestigte die Herrschaft der Israeliten in Tsobah, und die Karawanen konnten von Damas oder Hamath nach Tadmor und von da nach Thapsakos gehen, ohne von arabischen oder aramäischen Räubern etwas fürchten zu müssen.

Schon unter David waren Elath und Etsiongaber am Rothen Meer in den Besitz der Israeliten gekommen. Da sie, wie die alten Aegypter, die See nicht liebten und meinten, „daß das Wasser keine Balken habe“, so wußten sie aus der Lage dieser Orte keinen Nutzen zu ziehen; allein der kluge Salomon verstand es. Durch das Rothe Meer, das wußte man, gelangte man nach dem Zauberland Ophir, und er hatte den klugen Gedanken, mit diesem in direkte Verbindung zu treten. Zu diesem Ende berieth er sich mit seinem klugen Freund und Schwiegervater, dem König von Tyros, Hiram, der lebhaft auf den Vorschlag einging. Er lieh ihm tyrische Schiffbauer und Matrosen, die zu Etsiongaber eine Handelsflotte erbauten und bemannten und nach Ophir abfuhren. Die Flotte blieb drei Jahre aus, kehrte dann aber mit Schätzen beladen heim. Sie brachte Gold, Edelsteine, Elfenbein, Sandelholz und Wohlgerüche, Affen und Pfauen und andere begehrte und merkwürdige Dinge in Menge mit. Diese Ophirfahrten wurden wenigstens während

eines Theils der salomonischen Regierung regelmäßig fortgesetzt, und man trat in Verbindung auch mit den Fürsten Arabiens. Des Königs Antheil an dem Gewinne des ersten mit Hiram in Gemeinschaft unternommenen Ophirgeschäftes soll sich allein auf 420 Talente Gold belaufen haben. Das israelitische Talent Silber wird verschieden, auf 6800 oder auf 7920 Mark geschätzt, was über drei Millionen ergeben würde; aber das Goldtalent betrug wahrscheinlich noch viel mehr. Danach mag man ungefähr berechnen, was diese Verbindung mit Ophir einbrachte. Durch den Handel wuchs der Reichthum des Volkes. Unter Salomon, heißt es, mehrten sich die Israeliten wie der Sand am Meer; sie aßen, tranken und genossen das Leben .... „und wohnten in Sicherheit, Jeder unter seinem Weinstock und seinem Feigenbaum von Dan bis Berseba.“ — Das Land brachte Getreide in Menge hervor; ebenso Oel und Wein und Wolle, welche besonders großen Ruf hatte.

Daß mit diesem Reichthum des Volkes auch die Steuern erhöht wurden, versteht sich von selbst. Die kananitischen Völker, welche bis dahin mitten unter den Israeliten gelebt hatten, ohne etwas zu bezahlen, mußten nun Abgaben entrichten und außerdem Frohndienste leisten; in welchem Maße, werden wir später angeben. Das Land Israel wurde, ohne Rücksicht auf die Stammgebiete zu nehmen, in zwölf Steuerdistrikte getheilt, deren jedem ein besonderer Beamte, meistens ein Schwiegersohn des Königs, vorstand; an ihrer Spitze, als ihr Vorgesetzter, stand aber Asarja, der Sohn des Propheten Nathan. Diese zwölf Beamten hatten unter anderen Dingen auch für die Bedürfnisse des königlichen Hofes zu sorgen, ein jeder von ihnen einen Monat im Jahre. Diese Bedürfnisse waren nicht gering; sie werden angegeben auf täglich dreißig Kors (das Kor zu 388 Liter) feines und sechzig gewöhnliches Mehl, zehn gemästete und zwanzig Weideochsen und hundert Hammel, ungerechnet die Hirsche, Gazellen, Büffel und das gemästete Geflügel. Die Armee mußte natürlich auch vom Volke erhalten werden.

Schon David hatte große Privatbesitzungen erworben und einen bedeutenden Schatz hinterlassen; Salomon vermehrte diese. Die königlichen Domainen und deren Einnahmen, wie auch die Tributzahlungen der unterworfenen Völker flossen in seinen Schatz, und der König der Israeliten galt mit Recht für einen der reichsten Fürsten der Welt.

David's Hofstaat, der diesem schon prächtig dünkte, war lächerlich unbedeutend im Vergleich mit dem seines verschwenderischen Sohnes, der „das Silber zu Jerusalem den Steinen gleich an Menge machte“. David hatte schon eine Aergerniß erregende Zahl von Frauen und Beischläferinnen; allein in Salomo's Harem waren — wie die jüdischen Geschichtsbücher berichten — 700 Fürstinnen und 300 Nebenfrauen, die einen ihrem Range angemessenen Aufwand machten. Die Zahl der Beamten und Trabanten war Legion, und wenn Letztere bei feierlichem Aufzuge vor dem Könige hergingen, trugen sie Schilde mit 900 Pfund Gold überzogen, die einst dem Könige Hadadeser genommen waren.

Wir haben gesehen, daß David die Bundeslade einstweilen in ein der Stiftshütte nachgeahmtes Gebäude stellen ließ. Seinen Plan, einen Jehovah's würdigen Tempel zu bauen, konnte er nicht ausführen, allein den Platz dazu hatte er ausgesucht. Salomon beschloß diesen Bau auszuführen, wozu ihn auch politische Gründe bewogen haben mögen. Seine Residenz sollte der Centralpunkt des israelitischen Gottesdienstes werden und auch die religiöse Einheit des Volkes herstellen.

Die Israeliten, die noch vor nicht so gar langer Zeit in Zelten gewohnt hatten, verstanden sich nicht auf die Baukunst, und Salomon ersuchte den König Hiram, ihm Bauleute zu senden. Er schrieb an ihn: „Ich gedenke ein Haus zu bauen dem Namen Jehovah's, meines Gottes; und nun gebiete, daß man mir Cedern haue vom Libanon, und meine Knechte sollen mit deinen Knechten sein, und den Lohn deiner Knechte will ich dir geben ganz wie du sagst, denn du weißt, daß Niemand bei uns kundig ist Holz zu hauen wie die Sidonier.“

Hiram war hierzu gern bereit. Das nöthige Bauholz sollte in Flößen nach Joppe ebracht und von dort von israelitischen Arbeitern nach Jerusalem geschafft werden. Dafür machte sich Salomon verbindlich, Hiram jährlich 20,000 Scheffel Weizen und 20,000 Maß Oel und Wein zu senden.

Die Vorbereitungen zu dem Bau dauerten drei Jahre. In dieser Zeit wurde alles Holzwerk hergerichtet, Steine wurden gebrochen und behauen und die Erzzierrathen, Säulen, Gefäße u. s. w. gegossen. Letzteres wurde von dem phönikischen Künstler Hiram Abif ausgeführt, dessen Mutter eine Israelitin und dessen Vater ein tyrischer Kupferschmied war.



Jerusalem zur Zeit David's und Salomon's.

Salomon folgte dem Beispiele der Aegypter und zwang die ihm untergebenen Kananiter, ihm Arbeiter zu liefern. 70,000 derselben dienten ihm als Lastträger und 80,000 waren in den Steinbrüchen beschäftigt. Als diese noch immer nicht ausreichten, mußten auch die Israeliten zu solchen Frohnarbeiten herangezogen werden. 10,000 derselben mußten immer einen Monat auf dem Libanon und zwei Monate in ihrem Hause arbeiten.

Das ganze Bauunternehmen leitete ein erfahrener Baumeister von Gebal (Byblos) und ihm beigegeben waren eine Anzahl sidonischer Künstler.

David hatte bereits den Platz bestimmt, wo der Tempel stehen sollte; allein die unregelmäßige Fläche des Berges Moriah mußte erst gänzlich umgestaltet werden, wenn der Tempel darauf stehen sollte. Man errichtete zu dem Ende auf den Abhängen des Berges Mauern, die oben den Rand einer horizontalen Ebene bildeten, und füllte den Zwischenraum zwischen ihnen und den Bergabhängen mit Erde aus, so daß dadurch eine viereckige Fläche gebildet wurde, auf welcher man den Tempel erbaute.

Die Hauptfront des Gebäudes war nach Osten gerichtet; es war 20 Ellen breit, 60 Ellen lang und 30 Ellen hoch. Die Mauern waren aus großen Steinblöcken gebildet und inwendig mit geschnitztem und vergoldetem Cedernholz bekleidet. Man trat durch einen Portikus ein, an dessen Seiten zwei eherne Säulen standen, welche Jachin und Boaz hießen. Jede von ihnen war 18 Ellen hoch und ihre Kapitäle 5 Ellen. Diese Kapitäle hatten die Gestalt einer aufgeblühten Lilie, deren glatter Kelch mit einem Netzwerk von sieben künstlich verketteten Fäden überdeckt war. Ueber und unter dem Netzwerk war ein Doppelkranz von künstlichen Granatäpfeln. Sie waren ein viel bewundertes Werk des Meisters Hiram.

Das Innere des Tempels war, wie die Stiftshütte, in zwei Räume getheilt: das Heilige und das Allerheiligste. Die prachtvolle Thür zwischen beiden Abtheilungen stand offen; allein das Innere des Allerheiligsten war durch einen Vorhang von rothem und blauem Purpur verhängt. In dem Heiligen stand der Rauchaltar, ein siebenarmiger Leuchter und der Tisch für die Schaubrote. Im Allerheiligsten stand die Bundeslade, welche auf den Flügeln von zwei hölzernen und vergoldeten Cherubim ruhte.

Drei Seiten des Schiffes waren von einem fünfzehn Ellen hohen, aus drei Stockwerken bestehenden Anbau umgeben, der Zellen enthielt, in welchen die Tempelschätze und die heiligen Geräthschaften aufbewahrt wurden. In das Allerheiligste durfte der Hohepriester jährlich nur einmal eintreten; das Heilige war nur den Priestern zugänglich; hierher brachte man die Rauchopfer und verrichtete den gewöhnlichen Gottesdienst.

Der Tempel hatte zwei Vorhöfe: einen innern und einen größern äußeren, der von einer Mauer mit ehernen Thoren eingeschlossen war. An diese Mauer lehnten sich Hallen und Zellen. In dem innern Hof, der nur für die Priester war und den eine niedrige Mauer mit hölzernem Geländer vom größern Hofe trennte, befand sich, dem Eingange zum Tempel gegenüber, der zehn Ellen hohe Brandopferaltar, und unweit der ehernen Säulen stand das sogenannte „eherne Meer“, ein Wasserbecken von 5 Ellen Höhe und 10 Ellen im Durchmesser, ein Kunstwerk des Hiram, noch bewundernswerther als seine Säulen. Das reich mit erhabenen Guirlanden verzierte Becken wurde von zwölf Rindern getragen, die zu drei und drei zusammenstanden. Zum Reinigen der Opfer und Geräthschaften standen auf Rädergestellen zehn vier Ellen hohe Wasserkrüge von Erz, die mit schönen Figuren verziert waren. Zum äußern Hofe hatte das Volk jederzeit Zutritt. Zu dem ganzen heiligen Bezirk führten mehrere Thore.

Nach der genauen Beschreibung zeichnete sich der ganze Bau mehr durch die Schönheit seiner Zierrathen und durch die ungeheure Verschwendung von Gold und anderem kostbaren Material, als durch seine Architektur aus, wie wir das auch schon bei anderen, von Phönikiern erbauten Gebäuden bemerkt haben. Den Israeliten, die nie dergleichen gesehen, erschien dieser von Salomon erbaute Tempel als das größte Weltwunder; allein, im Vergleich mit ägyptischen und assyrischen Bauwerken, war es doch nur ein unbedeutendes Gebäude. Im vierten Jahre seiner Regierung begann Salomon diesen Tempelbau, der in 7 $^1/_2$ Jahren vollendet wurde. Mit großem Pomp wurde die Bundeslade an den ihr bestimmten Ort gebracht und der Tempel von Salomon mit großen Festlichkeiten eingeweiht.

Als der Tempel fertig war, baute sich der König in der Nähe desselben, aber etwas niedriger gelegen, einen prachtvollen Palast von drei Stockwerken, der 100 Ellen lang, 50 breit und 30 hoch war. Vor demselben waren 30 Ellen breite, mit Säulen geschmückte Vorhallen, und in einer derselben stand der Thron Salomo's, ein Wunderwerk „desgleichen nicht gemacht worden ist in irgend einem Königreiche“. Er stand auf sechs Stufen, zu deren beiden Seiten zwölf Löwen prangten, und auf jeder Armlehne des Sitzes war ebenfalls ein Löwe angebracht. Der ganze Thron, der oben in eine runde Krone auslief, war von Elfenbein und mit Gold überzogen. Neben dem Hauptgebäude baute der König zwei Wohnhäuser, eins für sich, eins für seine ägyptische Gemahlin. Aus dem Palast

rte ein prachtvoller Stufengang in den höher gelegenen Tempel, wo am Ende des önigsganges“ ein bedeckter Sitz für den König stand. — Der Ruf von der unerhörten acht am Hofe Salomon's verbreitete sich durch ganz Asien; allein auch zugleich der von ner großen Gelehrsamkeit und Weisheit, von denen die Tradition Wunderbares berichtet.



Salomon's Urtheil. Zeichnung von Conrad Beckmann.

Sie war „größer als die aller Söhne des Morgenlandes und alle Weisheit Aegyp- ns. Er redete dreitausend Sprüche und seiner Lieder waren tausend und fünf. Und er dete über die Bäume von der Ceder auf Libanon bis zum Ysop und über das Gewürm d über die Fische. Und es kamen von allen Völkern und Königen, zu hören die Weis- it Salomon's“.

Als der König bei seinem Regierungsantritt einst opferte, erschien ihm, erzählt die Tradition, Jehovah im Traum und sprach: „Bitte, was ich dir geben soll". Salomon antwortet: „Gieb deinem Knechte ein verständiges Herz, dein Volk zu richten, zu unterscheiden zwischen Gutem und Bösem". Das gefiel Jehovah so sehr, daß er ihm nicht nur solche nie erhörte Weisheit, sondern auch Reichthum und Ehre gab.

Mit diesen überschwänglichen Erzählungen von der Weisheit Salomon's in den Traditionen der Israeliten, welche noch mehr orientalisch ausgeschmückt in die anderen asiatischen Völker übergingen, und welche Weisheit heute noch sprüchwörtlich ist, wird es sich wol ungefähr so verhalten wie mit seinem Tempel; sie erschien den Israeliten jener Zeit wunderbar, da sie noch ein rohes Volk waren, welches in Bezug auf Künste und Wissenschaft nicht über die Anfangsgründe hinaus war. Die in der Tradition ausgedrückte Bewunderung seiner Kenntniß von Pflanzen und Thieren bestätigt unsere Ansicht. Salomon war ohne Zweifel ein kluger Mann, der sehr gesunden Verstand und großes Interesse für Künste und Wissenschaft hatte und sich mit Naturwissenschaft beschäftigte, was als ungewöhnlich Erstaunen erregte und zu wunderbaren Schlüssen und Erzählungen führte. Er besaß nicht nur Macht über die Geister, war im Besitz eines allmächtigen Talismans, (das Siegel Salomon's), sondern verstand auch die Sprache aller Thiere u. s. w.

Uns ist es ganz unmöglich, über den Grad der königlichen Weisheit und Wissenschaft zu urtheilen, da sich kein Schriftstück irgend welcher Art von ihm erhalten hat. Die ihm bisher zugeschriebenen, in der Bibel enthaltenen Schriften sind, wie die Forschung ergeben hat, sämmtlich die Erzeugnisse späterer Zeit. Sie mögen Manches enthalten, was wirklich von Salomon herstammt, und aus ihrem Inhalt läßt sich ungefähr der Charakter der salomonischen Weisheit erkennen. Die Worte der Könige werden immer mehr beachtet und weiter getragen, als die anderer Menschen und im Munde des Volkes ausgeschmückt und vervielfältigt. Sie pflanzen sich von dem Vater auf den Sohn fort, und ihre Zahl wächst schon oft in kurzer Zeit lawinenartig an, besonders wenn der König sehr mächtig, sehr populär, oder als klug oder originell bekannt war. Die Aussprüche Ludwig's XIV. von Frankreich leben noch heute im Volksmunde; die Friedrich's des Großen und von ihm erzählte Anekdoten füllen mehrere Bände. Wenn dergleichen Vervielfältigungen schon im nüchternen Abendlande vorkommen und nach verhältnißmäßig kurzer Zeit, so dürfen uns die im phantasiereichen Morgenlande im Laufe vieler Jahrhunderte entstandenen Erzählungen von Salomon's Weisheit nicht in Erstaunen setzen. Manche derselben sind so häufig durch Gemälde illustrirt und durch die Bedeutung, welche die überlieferten Schriften der Hebräer bei uns erlangten, so populär geworden, daß wir wenigstens eine erwähnen müssen, die als „Urtheil des Salomon" allgemein bekannt ist:

Eine Frau erdrückte ihr Kind im Schlaf und vertauschte dasselbe mit dem lebenden Kinde einer anderen. Der darüber entstehende Rechtsstreit wurde dem Könige zur Entscheidung vorgelegt. Er befahl einem seiner Trabanten, den Knaben in zwei Theile zu zerhauen und jeder der beiden streitenden Frauen eine Hälfte zu geben. Die Eine derselben war mit dieser Entscheidung zufrieden; allein die Andere warf sich angstvoll dem Könige zu Füßen und bat, das Kind lieber ihrer Gegnerin zu geben, aber es nicht zu tödten. Daran erkannte Salomon die wahre Mutter und entschied demgemäß.

Räthsel spielen in allen morgenländischen Erzählungen eine große Rolle und kommen auch in der israelitischen Tradition, zum Beispiel von Simson, vor. Auch Salomon's Fertigkeit in dieser Hinsicht wird gerühmt. Der jüdische Geschichtschreiber Josephus erzählt, daß Salomon fortwährend mit König Hiram solche Räthsel austauschte, und daß Der, dessen Räthsel errathen wurde, an den Andern eine Geldsumme bezahlen mußte. Dieses Spiel kostete Hiram viel Geld, bis endlich ein kluger Tyrer, Abdemon, ihm beistand und Salomon's Räthsel lösen half. Hierbei wollen wir beiläufig erwähnen, daß der reiche Salomon Hiram viel Geld schuldig war, und da er in Verlegenheit war, es wieder zu

bezahlen, diesem für die schuldige Summe und eine Zahlung von weiteren 120 Talenten Gold, zwanzig galliläische Orte an der tyrischen Grenze abtrat.

Der Ruf von der außerordentlichen Pracht und der Weisheit Salomon's, die ganz Asien erfüllte, machte die arabische Königin von Saba begierig ihn kennen zu lernen. Sie besuchte ihn mit einem glänzenden Gefolge und Lastthieren, die mit den reichsten Produkten ihres Landes beladen waren, welche sie dem Könige schenkte. Es waren darunter, berichtet die Tradition, 120 Talente Gold und köstliche Edelsteine. Auch sie versuchte sich im Räthselkampf mit Salomon, und höchlich zufrieden mit ihrem Besuch und Allem, was sie sah und hörte, zog sie reich beschenkt, „nach der Weise des Königs Salomo", wieder in ihre Heimat.

Die Einrichtung eines prachtvollen Jehovahtempels in Jerusalem brachte eine sehr wichtige Veränderung hervor. Bisher hatte man dem Gotte zu Silo, Gilgal, Mizpa und Rama geopfert. Die Begierde, den Tempel zu sehen, brachte große Scharen des Volkes nach Jerusalem. Der dort eingerichtete feierliche Gottesdienst verfehlte seinen Eindruck nicht. Die heiligen Opferplätze im Lande wurden verwaist und an den großen Festen zog das Volk nach Jerusalem, um dort zu opfern. Das Geschäft der Priester im Lande ging zu Grunde und war eigentlich nie gut gegangen, da sich die Erwartungen des Moses nicht erfüllten und sein unsichtbarer Jehovah durchaus kein Volksgott werden wollte. Der größte Theil des Volkes opferte dem Baal oder der Astarte, und selbst Diejenigen, die dem Javeh treu blieben, verehrten ihn unter der Gestalt eines Stiers oder Kalbes, eine Vorstellung, die noch ein Nachhall des Apisdienstes in Aegypten war. Die Opfer brachte ein Jeder selbst, allein ein Priester leistete ihm Beistand; die meisten der Letzteren beschäftigten sich mit Wahrsagen, doch standen sie weder in besonderem Ansehn, noch hatten sie eine glänzende Einnahme; im Gegentheil, es ging ihnen oft kümmerlich genug. Sie zogen jetzt in Scharen nach Jerusalem, wo für den neu eingerichteten Tempeldienst eine Menge Priester und Tempelbeamte gebraucht wurden. Allmählich wurde nun dieser Tempeldienst organisirt. Diejenigen Priester, welche ihren Stammbaum von Aaron oder Moses nachweisen konnten, bildeten die höhere Klasse; sie waren die eigentlichen, zu gottesdienstlichen Handlungen berechtigten Priester; zu der großen zweiten Klasse gehörten alle Andern, welche als Priester gegolten hatten, und man gab ihnen als Stammvater Levi den Sohn Jakob's, von welchem Moses und Aaron wirklich herkamen. Man nannte danach alle hohe und niedere Priesterschaft Leviten, und um der ganzen Einrichtung Ansehen zu verschaffen, gab man an, daß dieselbe bereits von Moses getroffen worden sei.

Die erste Klasse der Priester (Cohanim) war in 24 Abtheilungen getheilt, deren jede ihren Chef und ihre bestimmten gottesdienstlichen Verrichtungen hatte, welche meist in den Familien erblich wurden. Die Cohanim hatten Zutritt in das Heilige, opferten auf dem Rauchaltar Abends und Morgens, reinigten den großen goldenen Armleuchter, legten alle Wochen die Schaubrote auf den Tisch und ertheilten nach vollbrachtem Opfer den Segen. Ihre Pflicht außer dem Tempel bestand darin, das Gesetz zu lehren und die Kranken zu besuchen. Die gewöhnlichen Leviten, ebenfalls in 24 Abtheilungen eingetheilt, waren Musikanten oder Sänger, öffneten und schlossen den Tempel, reinigten die heiligen Gefäße, machten die Schaubrote, hatten die Aufsicht über die Schätze und Vorräthe des Tempels, hielten Wache an den Thoren und in den Höfen desselben, kurz, verrichteten alle Geschäfte, die sich mit der Würde der Priester nicht vertragen haben würden.

Durch diese Einrichtung, die derjenigen ähnlich ist, wie wir sie in Aegypten kennen lernten, entstand eine vom Staat abgesonderte Körperschaft, die besondere Vorrechte und Gesetze hatte, und schon weil sie mit Jehovah verkehrte, gewissermaßen seinen Hofstaat bildend, eine höhere Stellung einnahmen als alles übrige Volk. Es ist ganz begreiflich, daß das Oberhaupt dieser ganzen Klasse, der Hohepriester, bald einen bedeutenden Einfluß besaß und in späteren Zeiten, als die Könige nicht mehr David und Salomon

gleichkamen, eine Stellung erlangte, die höher war als die des Königs. Jehovah wur wirklich der eigentliche König Israels, und sein erster Priester, der allein mit ihm dir verkehrte, mußte natürlich über dem sich König nennenden Manne stehen, welcher nur d weltlichen Angelegenheiten unter sich hatte. Salomon, der sein Königreich immer me und mehr zu einer Despotie ausbildete und zur Unterstützung derselben den Tempel bau hatte trotz aller ihm zugeschriebenen Weisheit schwerlich vorhergesehen, daß er sein Nachfolgern dadurch eine so überragende Macht schuf.

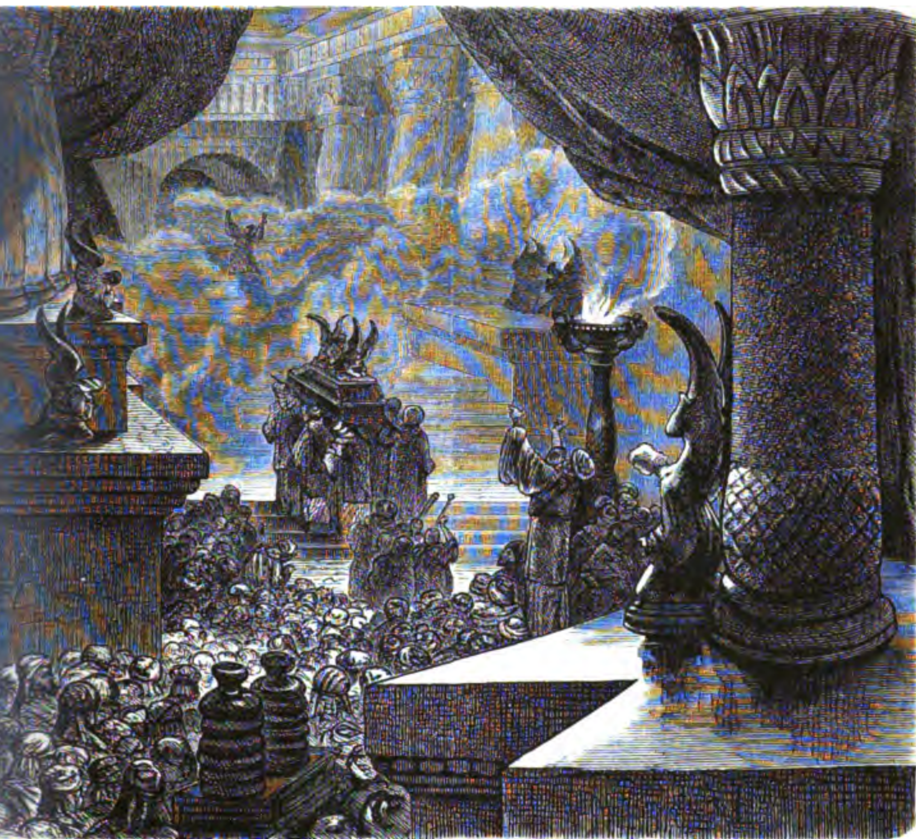
Nach Allem was wir von Salomon wissen, müssen wir ihn für einen Philosoph halten, für welchen Jehovah nichts Anderes war als Baal, oder irgend ein anderer der den verschiedenen Völkern angebeteten Götter: Der Ausdruck der die Welt regierend Kraft oder Macht, oder eines besondern Theils derselben. Wenn er auch dem Go seines israelitischen Volkes einen prachtvollen Tempel baute und diesem dreimal im Jah opferte, so errichtete er doch auch denjenigen Göttern Altäre, welche die anderen Völker, er beherrschte, und viele seiner zahlreichen Frauen verehrten. Dieser Dienst war m heiterer und mehr den Sinnen schmeichelnd, als der des Jehovah. Er baute dem G der Moabiter, Kamosch, einen Altar auf dem Jerusalem gegenüberliegenden Berge, ebe den Melkart, der Astarte und dem Moloch. Seine Großen ahmten ihm nach, und die Israeli feierten eben so liederliche Opferfeste wie Phönikier und andere Syrer; ja man behaupt daß zur Zeit Salomon's die Ausgelassenheit und Ueppigkeit dieser Feste unter den Isra liten noch größer war als irgend wo anders. Mit dem Bau des Tempels und der Ei richtung des Tempeldienstes begann indessen trotzdem eine Periode, in welcher d Jehovahkultus sich ausbildete, aber erst einer viel späteren Zeit war es vorbehalten, de selben zu seiner höchsten Entwicklungsstufe zu führen.

Das Zusammenströmen des Volkes in Jerusalem und die Verödung der früh heilig gehaltenen Altäre erregte Unzufriedenheit bei den Bewohnern der Gebiete, in den sie standen, eine Unzufriedenheit, welche hauptsächlich der Eifersucht entsprang, die v jeher zwischen den verschiedenen israelitischen Stämmen herrschte. Daß David und Salom ihre Residenz im Gebiet des Stammes Juda nahmen und dieser dadurch gewissermaß an die Spitze der Stämme gestellt wurde, war schon ärgerlich genug, besonders für d Stamm Ephraim, der so lange die erste Stelle behauptet hatte und geringschätzig auf Ju sah, welches sich häufig, wie zum Beispiel zur Zeit des Barak und der Debora, von d Kämpfen gegen die kananitischen Unterdrücker fern gehalten hatte. Daß nun auch n der Mittelpunkt des Gottesdienstes nach Juda verlegt wurde, trieb diese Unzufriedenh auf die höchste Spitze. Sie wurde genährt durch die im Lande zurückgebliebenen Prie und die eifrigen Anhänger Jehovah's, wozu hauptsächlich die Männer gehörten, die a den von Samuel gebildeten Prophetenschulen hervorgingen, und die nicht allein Salomon Toleranz verabscheuten, sondern auch dadurch beleidigt waren, daß sie allen Einfluß a Hofe verloren hatten. Die Unzufriedenheit, welche durch die erhöhten Steuern, durch d Frohnarbeiten und andere Maßregeln, wie sie die Verschwendung Salomon's no wendig machte, erregt wurde, trug natürlich auch noch dazu bei, daß diese Aufreizung Erfolg hatten.

Einer der eifrigsten Wühler war der Prophet Ahia (Akhijah) aus Silo, der de Stamme Ephraim angehörte. Dieser glaubte in einem ephraimitischen Manne, Name Jerobeam, den passenden Führer eines Aufstandes gefunden zu haben. Als er denselb einst auf dem Felde beschäftigt fand, faßte er dessen neuen Mantel, zerriß denselben zwölf Stücke und gab ihm zehn davon, indem er ihm prophezeite, daß Jehovah dem Hau David's zehn Stämme entreißen und ihm die Herrschaft über dieselben geben würde.

Dieser Jerobeam war der Sohn einer Wittwe aus dem Lande Ephraim. Er w ein untergeordneter Aufseher der Arbeiter bei den Bauten gewesen, als ihn Salom bemerkte, besonderes Gefallen an ihm fand und ihn über alle Lastträger des Hau

seph setzte. Dadurch war Jerobeam ein Mann von Einfluß geworden. — Unterstützt rch den Propheten, fand er Anhänger unter den nördlichen Stämmen und stellte sich die Spitze eines Aufruhrs. Salomon sandte Truppen gegen ihn, und Jerobeam mußte h Aegypten fliehen, wo eine neue, Salomon nicht befreundete Dynastie zur Herrschaft ommen war. Die Verbindung mit den Unzufriedenen wurde jedoch von Jerobeam unter-lten, und man wartete nur auf Salomon's Tod, um entschiedene Schritte zu thun.



Einweihung des Tempels. Zeichnung von Hermann Vogel.

Dieser Tod erfolgte nach vierzigjähriger Regierung (980). Sein ältester Sohn ehabeam, den ihm eine Ammoniterin geboren hatte, folgte ihm auf den Thron; aber gleich brach die lang verbreitete Empörung in Ephraim aus, und die längst erbitterte timmung des Volks suchte nach einem Ausbruch. Das Volk wurde zu einer Ver-mmlung in Sichem berufen. Hier wollte man mit dem neuen König unterhandeln, d Jerobeam, den man aus Aegypten zurückgerufen hatte, wurde beauftragt, Rehabeam e Wünsche des Volkes vorzulegen. Man verlangte von ihm, daß er die Lasten, welche alomon dem Volke auferlegt hatte, erleichtere. Die alten Räthe riethen dem Könige, ne versöhnende Antwort zu geben; allein die jüngeren kannten besser seinen hochfahrenden inn und gaben ihm den Rath, die dreisten Frager scharf abzuweisen. Nachdem die eitägige Bedenkzeit, die er verlangt hatte, vorüber war, gab er den Abgesandten des olkes zur Antwort: „Mein kleiner Finger ist dicker als meines Vaters Lenden; und nun t mein Vater euch ein schweres Joch aufgeladen, so will ich noch hinzuthun zu eurem oche; hat euch mein Vater mit Geißeln gezüchtigt, so will ich euch züchtigen mit korpionen“ (Stachelpeitschen).

Diese eben so unkluge als freche Antwort erregte einen Wuthschrei in dem versammelten Volke. „Zu deinen Zelten Israel!" rief es, und Rehabeam erschrak. Er sandte einen hohen Beamten ab, das Volk zu beruhigen; aber die empörte Menge steinigte ihn, und Rehabeam floh so schnell seine Pferde laufen konnten nach Jerusalem. **Jerobeam** wurde zum König von Israel ausgerufen. Juda und der kleine Stamm Benjamin und die Reste des mit Juda verschmolzenen Stammes Simeon hielten zu Rehabeam. Dieser dachte zwar daran, die Abtrünnigen durch Gewalt der Waffen zur Unterwerfung zu bringen; allein er sah bald ein, daß das hoffnungslos war, und fügte sich in das Unvermeidliche, was ihm auch von dem Propheten Semaja angerathen wurde.

Jerobeam erwählte zuerst Sichem zum Regierungssitz, verlegte denselben aber später nach Thirza. — Sein Reich nannte sich **Israel**, während das des Rehabeam den Namen **Juda** annahm. Die unterworfenen Philister, Moabiter und Ammoniter blieben bei Israel, während die Edomiter den König von Juda anerkannten. Die anderen im Norden unterworfenen Völker gingen verloren und kamen unter die Herrschaft der Könige von Damaskus.

Der Abfall von altisraelitischer Sitte, die Einführung fremder, despotischer Formen, waren es vorzüglich, welche die Lossagung von dem Hause David's veranlaßt hatten, und Jerobeam's Bemühung war es daher, Alles wieder im altnationalen Sinne umzuändern. Der Gottesdienst in dem großen steinernen Hause, welches man nicht betreten durfte, mochte wol zuerst anziehen; allein er war dem alten Hirtenvolke nicht sympathisch, welches seine Opferfeste auf den Bergeshöhen oder in schattigen Hainen zu feiern pflegte. Die alten heiligen Stätten zu Gibeon, Bethel, Silo u. s. w. wurden wieder, was sie vor Erbauung des Tempels gewesen waren, und die alten Götterbilder, die man in diesem vermißt hatte, kamen wieder zum Vorschein.

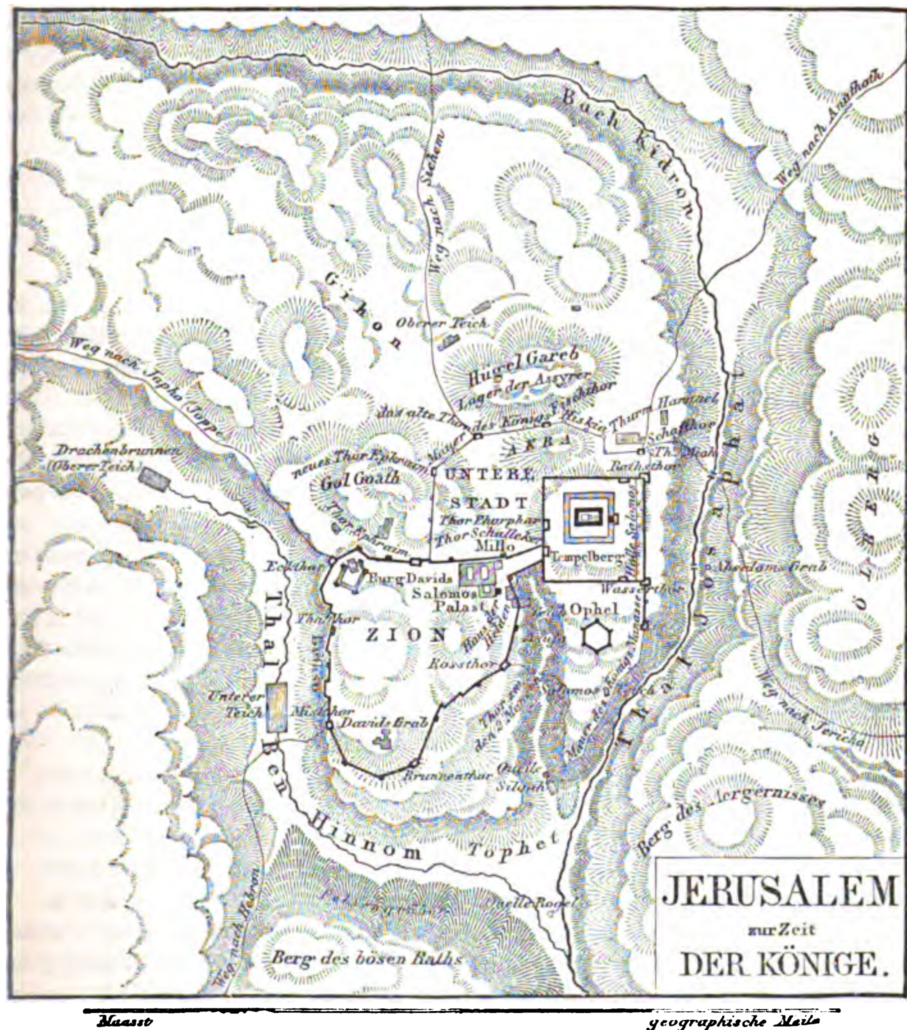
Die Erinnerung an den ägyptischen Apisdienst hatte sich, wie es scheint, unter den Israeliten nie ganz verloren. Ein Gottesdienst ohne sichtbares Götterbild kann ungebildete Völker nicht ansprechen; zu einem rein geistigen Wesen vermag sich ihr Verstand nicht zu erheben, und selbst die spätesten Kulturvölker stellen sich Gott als ein persönliches Wesen vor. Jerobeam war bei seinem Aufenthalt in Aegypten mit dem Apisdienst bekannt geworden, und die Aeltesten seines Volkes billigten es, daß Jehovah unter dem Bilde eines Stiers (Kalbes) angebetet wurde, und der König errichtete solche Bilder auf den Bergen zu Dan und zu Bethel und baute daneben Höhenhäuser. Diese Plätze, der eine im Norden, der andere im Süden, sollten Centralpunkte des Gottesdienstes für Israel werden, wie es Jerusalem für Juda geworden war.

Gegen die alte populäre Darstellung des Jehovah unter Stierform würden die Priester wenig eingewandt haben, allein eine andere Maßregel Jerobeam's empörte sie, weil sie ihr Interesse direkt beeinträchtigte. Da die meisten Leviten den Tempeldienst in Jerusalem vorzogen, so fehlte es an Priestern, den Gottesdienst bei den Höhenhäusern zu versehen, und der König gestattete es Jedem, Priester zu werden, der Lust dazu hatte.

Was Jerobeam durch seine Einrichtungen in Bezug auf den Kultus beabsichtigte, wurde vollkommen erreicht; Israeliten und Juden wurden zwei verschiedene Völker, und diese Verschiedenheit vergrößerte sich im Laufe der Zeit, je mehr der strenge Jehovahdienst in Jerusalem sich ausbildete und seinen Einfluß auf den Charakter des Volkes ausübte, der förmlicher, abstoßender wurde, während der heitere Gottesdienst auf Bergeshöhen und in Hainen, der indessen bald in Baals- und Astartedienst ausartete, das Volk des Reiches Israel mehr den anderen Völkern Syriens ähnlich machte.

Rehabeam, der König von Juda, legte zur Sicherung seines Reiches fünfzehn Festungen an, allein sie schützten ihn nicht gegen den mächtigen Aegypterkönig Scheschong (Sisak oder Sesonchis), den Freund Jerobeam's, der 949 Jerusalem eroberte und was noch von Salomon's Schätzen, namentlich im Tempel und Palast vorhanden war, mit sich

ort nahm. Er befreite auch Philister und Edomiter von ihrer Abhängigkeit von Juda. Rehabeam starb 931 und sein Sohn Abia regierte nur zwei Jahre. Dessen Sohn Assa 929—873) war ein eifriger Anbeter des Jehovah. Er zerstörte alle Götterbilder und auch as der syrischen Liebesgöttin, welches seine Mutter in einem Haine hatte errichten lassen. r bildete ein tüchtiges Heer und schlug damit einen arabischen Fürsten, der Juda bekriegte, nd opferte dem Jehovah 700 Rinder und 7000 Schafe bei der Siegesfeier.



Jerobeam von Israel war 927 gestorben, und ihm folgte sein Sohn Nadab er von einem seiner Obersten Namens Basäa ermordet wurde. Dieser machte sich um König (926—906) und ermordete alle Verwandten Jerobeam's. Um Jerusalem von llem Verkehr abzuschneiden, befestigte er das nur zwei Stunden von jener Stadt liegende Rama und bekriegte Juda. König Assa rief den König von Damaskus zur Hülfe.

Wir haben erwähnt, daß ein kühner Mann Namens Reson sich schon unter Salomon er Regierung von Damaskus bemächtigt und dieselbe behauptet hatte. Unter seinem Nachkommen Benhadar I. (Ben-Hadad) wurde Hamath, Cölesyrien und das ganze Wüstenland bis zum Euphrat unterworfen. Benhadar rückte in Galiläa ein und nahm dort mehrere Städte. Basäa mußte Rama aufgeben.

Als er starb, folgte ihm sein Sohn Ela, wurde aber von einem seiner Reiteroffiziere, Simri, bei einer Mahlzeit ermordet und alle männlichen Angehörigen Basäa's umgebracht. Es gelang Simri jedoch nicht, die Krone zu erwerben, denn das gegen die Philister im Felde stehende Heer rief ihren General Omri zum König aus (899—887). Er belagerte Simri in Thirza; und als dieser sich verloren sah, verbrannte er sich mit dem königlichen Palaste, durch welchen Brand Thirza so sehr zerstört wurde, daß Omri beschloß, sich eine neue und vortheilhafter gelegene Residenz zu gründen. Ein nordwestlich von Sichem und dem Berge Ebal gelegener Hügel schien ihm geeignet, und er kaufte denselben von seinem Eigenthümer, der Semer hieß, und gab der Stadt, die er dort erbaute, den Namen Simron (Samaria). Das schnelle Aufblühen derselben war der beste Beweis dafür, daß er gut gewählt hatte. Die Stadt beherrschte nach allen Seiten hin ein langes und tiefes Thal, welches von der Natur wohlbefestigt und reichlich mit Wasser versehen war. Simron wurde für Israel, was Jerusalem für Juda wurde, ein Centralpunkt, um den sich das ganze Volk in der Gefahr scharte. Die Fremden nannten Samaria und Israel selbst Beth-Omri, das Haus Omri, noch lange nachdem seine Nachkommen aufgehört hatten, über die Hebräer zu herrschen.

Während des Bürgerkrieges mit einem andern Kronprätendenten, Thibni, der nach vier Jahren mit dessen Tode endete, hatte der alte Benhadar I. von Damaskus Israel mehrere Städte weggenommen und den König gezwungen, den Syrern einen Stadttheil von Samaria als Besitzthum zu überlassen.

Omri sah mit Besorgniß auf die wachsende Macht des Königs von Damaskus, der bereits 32 syrische Könige unter seine tributpflichtigen Vasallen zählte, und fürchtete, daß früh oder spät Israel ebenfalls zu einer syrischen Provinz herabsinken würde, wenn er es nicht gegen ein solches Schicksal durch mächtige Verbindungen sicherte. Aegypten war zu weit, Assyrien ebenfalls, und die Feindschaft zwischen Juda und Israel war noch zu groß, um an ein Bündniß zu denken; er wandte sich also an die Phönikier und erhielt für seinen Sohn Ahab die Tochter des Königs Ithobaal (Ethbaal) von Tyros, Jesebel, zur Frau (s. S. 191). Als Omri nach erfolgreicher Regierung starb, folgte ihm Ahab (875—853). Dieser König bemühte sich, die Wunden, welche der Bürgerkrieg dem Lande geschlagen hatte, zu heilen. Er beförderte den Handel durch die Anlage von Städten und ebenso die Industrie durch den Bau eines großen Palastes.

Diesen Geschmack für Handel und Industrie begünstigte seine tyrische Gemahlin, die einen außerordentlich großen Einfluß auf ihn hatte. Sie benutzte diesen Einfluß aber auch zur Ausbreitung ihrer Religion und bewog Ahab, dem tyrischen Baal einen großen Tempel zu bauen und einen andern der Astarte. Ueber achthundert Priester waren bei diesen Tempeln angestellt, und ihre Zahl vermehrte sich im Lande mehr und mehr, da immer neue Astartehaine angelegt wurden, deren Dienst den Israeliten ganz besonders gefiel. Während diese Priester am königlichen Tische saßen, mußten diejenigen Jehovah's und die Propheten sich verstecken. — Das Volk kümmerte sich nicht viel um diesen Streit zwischen den Priestern und verehrte Jehovah und die phönikischen Götter. Der König schwankte gleichfalls hin und her. Bald duldete er, daß die Baalspriester erschlagen wurden, bald lieferte er die Propheten und Jehovahpriester der Rache der Jesebel aus, welche, wie wir wissen, die Tochter des Oberpriesters der Astarte, Königs Ithobaal, war.

Da es im Reiche Israel bei dessen Trennung von Juda an Priestern aus dem Stamme Levi fehlte, so hatte Jerobeam auch Priester aus irgend welchen anderen Stämmen zugelassen. Unter diesen waren viele Zöglinge der Prophetenschulen, meist Nichtleviten, die am Tempel zu Jerusalem keine Stelle fanden. Durch ihre höhere Bildung erlangten sie bald einen besonderen Einfluß, und sie waren es, welche den Jehovahglauben gegenüber dem Volk aufrecht erhielten und ihn gegen den Götzendienst um so eifriger, ja fanatischer vertheidigten, als sich ihre Vorstellung Jehovah mehr vergeistigte.

Sie hatten sich schon von alten Zeiten her berufen gefühlt, verlangt oder unverlangt, nicht nur dem Volk, sondern auch den Königen Rath zu ertheilen und ihnen mahnend zur Seite oder gegenüber zu stehen. Salomon, der Schüler des Propheten Nathan, wußte so viel wie sie; er konnte ihre Weisheit entbehren und gab nicht viel auf sie, da er aus seiner Wissenschaft in Bezug auf die Bedeutung der „Götter" überhaupt andere Schlüsse gezogen hatte, als die Meisten von ihnen, welche in der Anbetung von Statuen und Bildern nichts als dummen und verruchten Götzendienst sahen, über den sie sich erbosten. Für sie war der Apis ein Ochse und nicht der Repräsentant einer besonderen als Gott personifizirten Naturkraft. Ueberdies gab es unter diesen Propheten nur zu viele, welche ihre höheren Kenntnisse hauptsächlich dazu benutzten, aus dem Aberglauben des Volkes Vortheil zu ziehen, und daher auch wenig Achtung verdienten.

Unter den Propheten zur Zeit Ahab's hatte Elias (Elijah) von Thisbe aus dem Stamme Naphtali einen ganz besonderen Ruf erworben. Er war ein strenger und fanatischer Diener Jehovah's und empört über das Umsichgreifen des Baaldienstes und das Begünstigen desselben durch Ahab und die Königin Jesebel, welche danach strebte, die Baalsanbetung als herrschende Volksreligion einzuführen. Elias war ganz der Mann, das Volk aufzureizen und fanatische Anhänger zu gewinnen. Schon seine absonderliche, abenteuerliche äußere Erscheinung trug dazu bei. Langes wirres Haar bedeckte sein Haupt, ein Schurz von Fellen umgab seine Lenden und ein härener Mantel umhüllte ihn. Rücksichtslos und unerschrocken sprach er seinen Tadel aus, und der Glaube des Volks ertheilte ihm bald Wunderkraft.

Königin Jesebel war ein energisches Weib. Sie wußte ihren Einfluß auf Ahab zu benutzen, und dieser, erbittert über den Widerstand, den die Propheten seinen Anordnungen entgegensetzten, gab den Befehl, dieselben zu vertilgen und ihre Altäre zu zertrümmern. Die Anhänger Jehovah's flohen nach allen Richtungen und verbargen sich in der Wüste und in Felsenhöhlen. Fünfzig derselben hatte ein hoher Beamter des Königs, Obadja, in solchen Höhlen versteckt, während sonst die Vornehmen Anhänger des Baal waren, denn die Anbetung dieses Gottes war Mode und gewissermaßen das Zeichen höherer Bildung geworden.

Elias floh über den Jordan — die Sage erzählt, daß er ihn auf seinem Mantel überschiffte — und verbarg sich in der Wüste, wo ihn nach der Sage Raben mit Fleisch und Brot ernährten. Als infolge einer lang anhaltenden Dürre das Wasser versiegte, floh Elias nach Sarepta im Lande der Sidonier und fand hier Zuflucht bei einer armen Wittwe, deren Sohn er „vom Tode erweckte".

Auf Obadja's Veranlassung erschien Elias vor Ahab, den, wie es scheint, die schon drei Jahre anhaltende Dürre beunruhigte, und der bei dem wunderwirkenden Propheten Abhülfe dagegen zu finden hoffte. Das Resultat dieser Unterredung war, daß der König auf einen Vorschlag des Elias einging, eine Art von Wettkampf zwischen ihm und den Baalspriestern zu veranstalten, bei welchem es sich herausstellen werde, wer mächtiger sei, Melkart oder Jehovah.

Auf einer Höhe versammelten sich 450 Priester des Baal und eine Menge Volk; Elias war der einzige Vertreter Jehovah's. Zwei Stiere wurden gebracht, zerstückt und auf Holz gelegt, welches auf Altären aufgehäuft war. Die Baalspriester sollten ihren Gott veranlassen, das Holz zu entzünden, und dann wolle Elias Jehovah anrufen; derjenige von beiden, welcher mit Feuer antworte, solle ihr Gott sein. Die Baalspriester beteten mit aller Macht; sie umgingen den Altar mit rasenden Geberden, zerstachen und zerfetzten sich, daß das Blut an ihnen herunter lief, und Elias verhöhnte sie, da Baal kein Feuer sandte. Als nun die Reihe an Elias kam und er das Opfer bereitet hatte, rief er: „Jehovah, heute werde kund, daß du Gott in Israel bist und ich dein Knecht; antworte mir!" — Da fiel Feuer vom Himmel und fraß das Brandopfer und das Holz und die

Steine und die Erde, und das Wasser im Graben leckte es. Es scheint, daß die von Moses bei den ägyptischen Priestern erlernte Wissenschaft, durch welche er meist selbst die mindergeschickten Priester besiegte, sich unter den Auserwählten der Propheten erhalten hatte. Das „Wunder" that seine Wirkung. Das Volk schrie: „Jehovah er ist Gott!" Elias benutzte diesen Augenblick; er befahl, die Baalspriester zu ergreifen, führte sie hinab an den Bach Kison und schlachtete sie daselbst.

Bald darauf meldete ein Bote, den Elias auf den Berg Karmel gesandt hatte, daß eine kleine Wolke, groß wie die Hand eines Mannes, aus dem Meere aufsteige. Da ließ er Ahab sagen, er solle anspannen lassen und nach Hause eilen, damit ihn der Regen nicht überfalle. Als Jesebel erfuhr, was geschehen war, wurde sie sehr zornig, und Elias mußte abermals in die Wüste fliehen, wo ihm Jehovah durch einen Engel Speise und Trank sandte. —

Die uns überlieferte Tradition schmückte natürlich das Leben und die Thaten des Elias in derselben Weise aus wie die des Moses; allein daß ihr Wahrheit zu Grunde liegt, daran kann wol kaum gezweifelt werden. Elias starb nicht, sondern „fuhr auf einem feurigen Wagen gen Himmel", und unter dem späteren Volk ging die Sage, Elias werde wiederkehren, wenn der Volkeserretter, der Messias, komme.

Elias verschwand jedoch nicht, ohne sich einen Schüler gebildet zu haben. Dieser war Elisa, den — erzählt die Tradition — Elias beim Pflügen seines Ackers aufsuchte und durch Umwerfen seines Mantels zu seinem Jünger wählte.

Das Verhältniß zwischen Israel und Juda hatte sich im Laufe der Zeit freundlicher gestaltet. Man hatte sich an die Trennung beider Reiche gewöhnt, und wenn man sich auch nicht liebte, so bekriegte man sich doch nicht.

Ahab trug auch dazu bei, dieses nachbarliche Verhältniß zu stärken. Er gab seiner und der Jesebel Tochter Ataliah dem Joram, Sohn des Königs Josaphat von Juda, welcher seinem Vater Assa gefolgt war und von 848—843 regierte.

Josaphat war ein tüchtiger Mann, der für Rechtspflege und Schulen sorgte, aber auch sein Kriegsheer nicht vernachlässigte. Obwol er, wie sein Vater Assa, ein Anhänger Jehovah's war, so geboten ihm doch politische Rücksichten Toleranz. Moab, Ammon und Edom waren während der Kriege zwischen Israel und Juda viel zu mächtig geworden und noch gefährlicher war Damaskus. Eben so wie Ahab es eingesehen hatte, daß er Verbündete bedürfen werde, so sah es auch Josaphat ein, und die erwähnte Heirath besiegelte gewissermaßen das Bündniß, dessen Festigkeit sehr bald auf die Probe gestellt wurde.

Benhadar I. von Syrien oder Damaskus war gestorben und Ahab versuchte wahrscheinlich, die bei orientalischen Thronwechseln gewöhnlichen Unruhen zu benutzen, sich von den unbequemen Bedingungen loszumachen, die ihm einst auferlegt waren. Benhadar II. jedoch rückte höchst unerwarteter Weise mit einem sehr großen Heere in Samaria ein, und Ahab, der einsah, daß er ihm nicht widerstehen konnte, wollte den Frieden durch Auslieferung all' seines Goldes und Silbers erkaufen und bot seine Weiber und Kinder als Geiseln an. Benhadar jedoch verlangte, daß es seinen Soldaten gestattet sein solle, den königlichen Palast und die Häuser der Großen zu durchsuchen und zu nehmen, was ihnen gefiele. Dies unverschämte Verlangen bestimmte die Israeliten zum Kampf. Ahab hatte nur 7000 Mann, aber damit überfiel er den durchaus sorglosen Feind an hellem Mittag in seinem Lager und Benhadar und seine 32 Vasallenfürsten entflohen in größter Eile nach Damaskus.

Im nächsten Jahre jedoch kam er wieder; allein anstatt sich in die Gebirge Ephraims locken zu lassen, wo er seine Streitkräfte nicht entfalten konnte, lagerte er sich in der Ebene Jezreel in der Nähe des kleinen Städtchens Aphek. Der tapfere Ahab mit seinem kleinen Heere beobachtete die Bewegungen des Feindes von den Abhängen der Vorberge und sie erschienen den Syrern wie weidende Ziegenherden. Verachtung des Feindes

trug nie gute Früchte. Nach sieben Tagen griff Ahab den übermächtigen Feind an, und dieser erlitt eine große Niederlage. Die jüdische Chronik meldet, daß nicht weniger als 100,000 Syrer fielen, und daß von den Uebrigbleibenden 27,000 unter den Mauern von Aphek begraben wurden, in welches Städtchen sie sich geflüchtet hatten. Der stolze Benhadar wurde so in die Enge getrieben, daß er keinen Ausweg mehr fand. In demüthigem Aufzug, mit Stricken um den Hals, baten er und seine Begleiter König Ahab um Gnade. „Wie, lebt er noch, rief Ahab, er sei mein Bruder!“ Er ließ ihn in seinen Wagen steigen und gab ihm die Freiheit, nachdem Benhadar sich feierlichst verpflichtet hatte, die Städte zurückzugeben, die sein Vater in Samarien eingenommen hatte, und außerdem erhielten die Unterthanen Ahab's das Recht, in einem besonderen Viertel von Damaskus zu wohnen, eben so wie einst Benhadar's Vater eine gleiche Bedingung dem Omri in Bezug auf Samaria auferlegt hatte.

Die Handlungsweise Ahab's entsprang wol zum Theil seinem ritterlichen Charakter; allein wahrscheinlich hatten politische Rücksichten auch ihren Antheil daran. Damaskus war ein mächtiges Reich, und es war besser, es zu versöhnen, als es auf das Aeußerste zu reizen.

Die Propheten jedoch, welche keine Schonung gegen Feinde Jehovah's kannten, machten Ahab bittere Vorwürfe über seine gottlose Milde und prophezeiten ihm alles mögliche Unheil infolge dieser Thorheit.

Im Herbst 854 überschritt der König von Assyrien (Salmanasar III.) den Euphrat, um Syrien anzugreifen. Benhadar der die Fortschritte der Assyrer längst mit Besorgniß beobachtete, hatte Bündnisse mit den Phöniziern geschlossen und die Mithülfe der Israeliten, Araber und selbst Ammoniter zur Abwehr des gemeinschaftlichen Feindes nachgesucht. Mit 2000 Kriegswagen, 10,000 Israeliten, 700 Wagen, 7000 Reitern und 10,000 Fußsoldaten von Hamath; 1000 ägyptischen Miethsoldaten, 1000 Ammonitern, seinen eigenen Truppen, im Ganzen mit einer Armee von 4810 Wagen, 8200 Reitern, 60,000 Fußsoldaten, und einem Corps von 100 Kameelen, welche ein arabischer Häuptling, Djendib, sandte, zog er den Assyrern



Obelisk Salmanasar's III. Nach einem Gipsabdruck im Museum des Louvre.

entgegen, und es kam bei Karkar zur Schlacht. Die Verbündeten wurden geschlagen; 14,000 ihrer Todten lagen auf dem Schlachtfelde. Der assyrische König konnte jedoch seinen Sieg nicht benutzen, da in seinem Reiche ausgebrochene Unruhen ihn eiligst dorthin riefen und einige Jahre festhielten.

Die Propheten, welche Ahab wegen seiner Milde gegen Benhadar tadelten, hatten Recht mit ihren Befürchtungen. Dieser König vergaß die an ihm geübte Großmuth. Er weigerte sich die Stadt Ramoth-Gilead herauszugeben, obwol sie zu den abzutretenden Städten gehörte, wenngleich man versäumt hatte, sie in dem Vertrage mit zu nennen. Diese Stadt war jedoch wichtig, da sie das ganze linke Jordanufer beherrschte, und sie bedrohte gleichzeitig Israel und Juda, wenn sie in der Hand der Syrer blieb. Als nun Benhadar durch die Niederlage bei Karkar geschwächt war, beschloß Ahab, ihn zur Herausgabe von Ramoth zu zwingen, und veranlaßte den König von Juda, sich zu diesem Ende mit ihm zu verbinden.

Als die beiden Könige Ahab und Josaphat vor dem Thore von Samaria ihre Truppen musterten, verhießen ihnen 400 der Propheten den Sieg; allein der Prophet Micha verkündete ihnen eine schwere Niederlage, und Ahab ließ den Unglückspropheten bei Wasser und Brot einsperren, bis er siegreich wiederkehren werde.

Unter den Mauern von Ramoth kam es zur Schlacht. Ahab wurde gleich am Anfang derselben durch einen Pfeilschuß schwer verwundet; allein wenn auch in seinem Blute stehend, blieb er doch bis zum Abend auf seinem Kriegswagen in der Schlacht. Als er sterbend zusammenbrach, verlor sein Heer den Muth und floh. Die Leiche des Königs wurde von seinem Sohn Ahasja nach Samaria gebracht; Josaphat floh nach Jerusalem (851).

Israel sowol als Juda schienen verloren; allein sie wurden für diesmal noch errettet durch einen abermaligen Angriff der Assyrer gegen Syrien. Benhadar wurde in diesem und den folgenden Jahren in großen Schlachten geschlagen; allein abermals wurde Salmanasar durch andere Kriege verhindert, seinem Reiche ein Ende zu machen. Erst 846 kehrte er nach Syrien zurück; Benhadar wurde abermals besiegt, allein die Assyrer mußten wieder das Land verlassen, ohne Damaskus gewonnen zu haben. Als Benhadar von ihnen befreit war, beschloß er Krieg gegen die Hebräer.

Ahab's Sohn Ahasja war schon nach zwei Jahren infolge eines Sturzes gestorben und sein jüngerer Bruder Joram ihm gefolgt. In Verbindung mit dem König von Juda zog er gegen die Moabiter, welche den bisher gezahlten Tribut verweigerten. Der König von Moab, im Felde geschlagen, flüchtete sich in seine Festung Kir-Hareseth, und als er hier hart belagert wurde, opferte er, um seine Götter zur Hülfe zu bewegen, seinen ältesten Sohn Angesichts der Belagerer auf der Stadtmauer. Einem solchen Opfer, glaubte man, könnten die Götter nicht widerstehen, und die Belagerer zogen ab, vielleicht auch dazu veranlaßt durch Nachricht von den Absichten Benhadar's.

Dieser König rückte vor Samaria und brachte es durch Hunger in solche Noth, daß Frauen ihre Kinder schlachteten; da schwur Joram dem Propheten Elisa den Tod, der ihn fortwährend zum Ausharren ermahnt hatte. Unerwarteter Weise wurden jedoch der Prophet und die Stadt gerettet. Entweder überzeugt, daß er dieselbe nicht nehmen könne, oder erschreckt durch das Gerücht von der Ankunft eines Ersatzheeres, hob Benhadar plötzlich die Belagerung auf und zog über den Jordan zurück.

Unterdessen waren die geheimen Pläne der Propheten zur Ausführung gereift, und Elisa, der an der Spitze der Verschwörung stand, bereit, die ihm von Elias hinterlassenen Befehle zu erfüllen, welche dahin zielten, das Haus Omri vom Throne zu stoßen und sein Geschlecht zu vernichten.

Mit anderen ägyptischen Kenntnissen war wahrscheinlich auch die Heilkunde auf die Prophetenschulen übergegangen, was durch die von Elias erzählten Wunder gewissermaßen bestätigt wird. Elisa hatte sich ebenfalls als Arzt einen Namen gemacht und hauptsächlich

durch die Heilung des syrischen Feldherrn Naeman vom Aussatz. Als König Benhadar erkrankte, ließ derselbe sich auf den Rath eines Vertrauten, Namens Hasael, den Elisa vom König Joram erbitten. Elisa ging nach Damaskus, und statt Benhadar zu heilen, wurde dieser im Bette erstickt und Hasael zum König gemacht, wie es Elias (natürlich auf Jehovah's Gebot) bestimmt hatte. (1. B. d. Könige, Kap. 19, V. 16.)

Auf Elisa's Rath sandte Hasáel sogleich ein Heer gegen Joram. Bei Ramoth-Gilead kam es zu einer Schlacht, in welcher Joram verwundet wurde, und der König verließ das Lager, um sich in seinem Palaste in Jesreel zu heilen. Hier besuchte ihn der König von Juda, Ahasja, der Enkel des Ahab und der Jesebel.

In Juda war nämlich nach Josaphat's Tod dessen Sohn, der ebenfalls Joram hieß und Gatte der Athalja war, König geworden. Er ließ seine sechs Brüder ermorden, um sich der Schätze zu bemächtigen, die ihnen der Vater hinterlassen hatte. Diese Schandthat brachte ihm jedoch keinen Nutzen. Philister im Bunde mit arabischen Stämmen überfielen Jerusalem, raubten des Königs Schätze und Weiber und tödteten seine Kinder. Athalja und deren Sohn Ahasja blieben am Leben. Als Joram nach achtjähriger Regierung starb, folgte ihm Ahasja als König von Juda. Da er wie seine Mutter und Großmutter den Baalsdienst beförderte, so wurde er von den Propheten Jehovah's gehaßt.

Während Joram von Israel, Ahasja von Juda und die alte Königin Jesebel in Jesreel waren, sandte Elisa einen seiner Propheten (die Bibel nennt ihn den „Rasenden") in das Lager vor Ramoth mit dem Auftrag, den dort befindlichen Hauptmann Jehu, Sohn des Nimsi, zum Könige zu salben und ihn im Namen Jehovah's zu beauftragen, das ganze Haus Ahab's auszurotten.

Jehu nahm die Würde an und seine Offiziere und sein Heer erklärten sich für ihn. Er brach sogleich nach Jesreel auf, und der noch kranke Joram, der nicht wußte, was er von dem Kommen Jehu's mit so großer Begleitung denken sollte, zog ihm mit Ahasja entgegen. Als er die feindliche Absicht Jehu's gewahr wurde, wandte er seinen Wagen zur Flucht und Ahasja that dasselbe; allein Jehu spannte seinen Bogen und schoß ihm einen Pfeil durch den Rücken in das Herz. Ahasja entfloh, wurde aber eingeholt und starb in Megiddo.

Als Jesebel im Schlosse zu Jesreel erfuhr, was geschehen war, schmückte sie sich wie eine Königin und sah zum Fenster hinaus, als Jehu ankam. Sie rief ihm zu: „Ist es Simri wohl ergangen, der seinen Herrn erschlug?" Jehu sandte einige seiner Diener in den Palast und befahl, Jesebel zum Fenster hinaus zu stürzen, was augenblicklich geschah. Als man nach ihr sah, sie zu begraben, hatten die Hunde sie bereits aufgefressen, wie es Elias vorhergesagt haben sollte. — König Joram hatte siebzig Söhne, die von den Angesehensten der Stadt Samaria erzogen wurden. Jehu befahl diesen, ihm die Köpfe derselben zu senden. Er fand Gehorsam. Man schlachtete die Kinder Joram's, packte ihre Köpfe in Körbe und schickte sie an Jehu, der sie in zwei Haufen neben das Thor legen ließ.

Als Jehu nach Samaria zog, traf er unterwegs zweiundvierzig Brüder Ahasja's (oder wol Verwandte, da Ahasja's Brüder schon früher umgebracht waren), die von den Vorfällen in Jesreel wahrscheinlich noch nichts wußten und ihre Verwandten besuchen wollten. Jehu ließ sie an einem Brunnen „schlachten."

Als er nach Samaria kam, gab er vor, dem Baal besser dienen zu wollen als Alle vor ihm. Er veranstaltete im Tempel dieses Gottes ein großes Opferfest, wozu alle Priester Baal's eingeladen wurden. Als alle versammelt waren, ließ er sie umbringen und den Tempel zerstören, aus dem ein öffentlicher Abtritt gemacht wurde. Auf diese blutige Weise schaffte Jehu den Baalsdienst ab; allein die Standbilder zu Dan und Bethel ließ er stehen; sie schienen dem Volke durchaus zum Jehovahdienste zu gehören.

Die That des Jehu hatte einen eigenthümlichen Erfolg in Jerusalem. Als Athalja die Vorfälle in Samaria und den Tod ihres Sohnes erfuhr, ließ sie alle männlichen

Verwandten des königlichen Hauses umbringen, machte sich selbst zur Königin, umgab sich mit einer phönikischen Leibwache und stellte den Baalsdienst wieder her, so daß nun das frühere Verhältniß umgekehrt war: in der Jehovahstadt Jerusalem herrschte Baal und in der Baalsstadt Samaria Jehovah.

Ahasja's Schwester, die Gattin des Hohenpriesters Jojada, stahl den kleinen Sohn ihres Bruders, Joas, aus der Kinderstube, so daß er dem Blutbade entrann, und brachte ihn mit seiner Amme in den Tempel, wo der Knabe erzogen wurde, ohne daß Athalja von ihm wußte. Als Joas sieben Jahr alt war, gewann Jojada die Anführer der königlichen Leibwache. Er zeigte ihnen den jungen Prinzen, salbte ihn und er wurde zum König ausgerufen. Athalja eilte in den Tempel, allein sie wurde ergriffen und außerhalb des Tempels umgebracht. Sie hatte sieben Jahre regiert und war die einzige Königin, die je über Hebräer herrschte.

Zur Unterstützung seiner Verschwörung hatte Jojada alle Leviten und Juden nach Jerusalem gerufen und sie bewaffnet. Man schwur aufs Neue zu Jehovah und in der dadurch angefachten Begeisterung zog man in den Tempel des Baal und ermordete den Oberpriester desselben, Mathan, am Altar. Der Tempel wurde zerstört und der Jehovahdienst im Tempel Salomon's strenger und ordentlicher eingerichtet als bisher.

Elias scheint einen Irrthum begangen zu haben, als er dem Elisa empfahl, Hasael zur Erlangung der Krone von Damaskus zu verhelfen, denn Hasael diente nicht dem Jehovah, sondern that, was er immer konnte, den beiden Reichen Israel und Juda zu schaden, und um das ungestörter thun zu können, ahmte er den klugen Phönikiern nach und zahlte den Assyrern Tribut, damit sie ihn in Ruhe ließen. Jehu, der wol zu Ehren Jehovah's zu morden verstand, aber kein besonderer Feldherr war, wurde überall von ihm geschlagen: „Vom Jordan gegen Sonnenaufgang und das ganze Land Gilead der Gaditer, Rubeniter und Manassiter, von Ardar an, das am Bach bei Arnon liegt, und Gilead und Basan." Hasael zog auch gegen Juda, nachdem er bis Gath an der Philistergrenze vorgedrungen war, und erschien vor Jerusalem. Der erschrockene Joas erkaufte seinen Abzug dadurch, daß er ihm alle Tempelschätze und was von denen der Könige übrig war, auslieferte.

Jojada hatte natürlich die Vormundschaft über den siebenjährigen Joas übernommen und erzog ihn in der Ehrfurcht gegen Jehovah und dessen Priester. Diese benutzten ihre Macht dazu, sich einen bedeutenden Theil der Tempeleinkünfte zuzueignen, wodurch Joas endlich gezwungen wurde, ihnen die freie Verwaltung des Geldes zu nehmen, welches hauptsächlich zur Erhaltung des Tempelgebäudes bestimmt war.

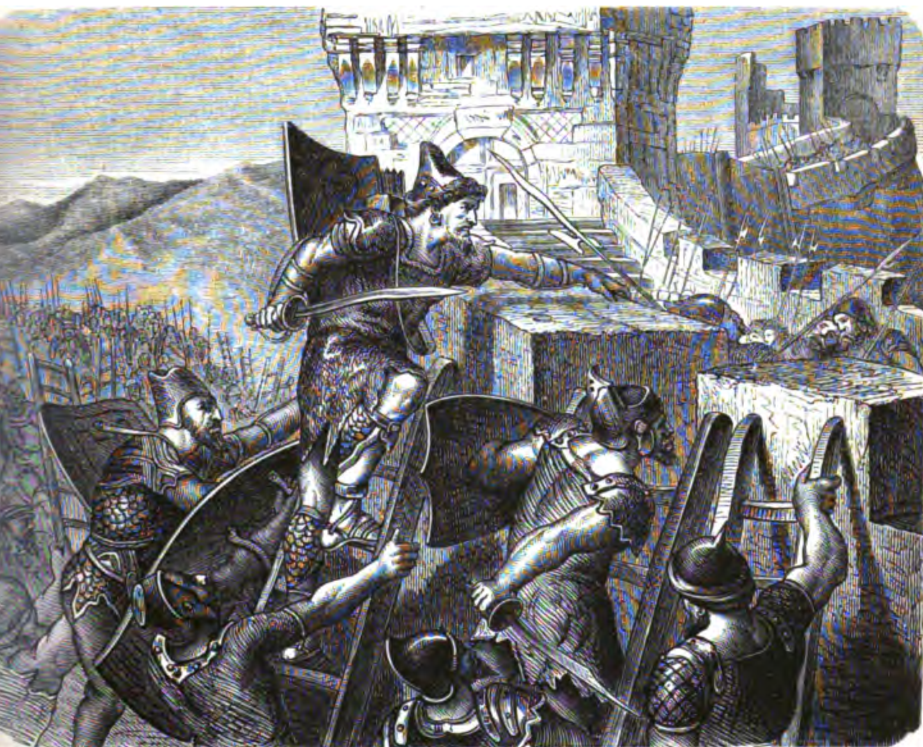
Solange Jojada lebte, blieben Joas und das Volk Jehovah treu; als Jojada aber starb, folgte der König den Wünschen der Vornehmsten des Volkes, und der weit heiterere Dienst des Baal und der Aschera gewann wieder Eingang.

Gegen diesen Götzendienst eiferte Zacharja, der Sohn Jojada's; allein man hörte nicht auf ihn und steinigte ihn im Hofe des Tempels auf Befehl des Königs. Diese That blieb nicht ungerächt. Freunde des Gesteinigten verschworen sich und Joas wurde in seinem Bette erwürgt (797 v. Chr.)

Dem Joas folgte sein Sohn Amazia. Er ließ natürlich die Mörder seines Vaters umbringen, allein verschonte wunderbarer Weise deren Kinder, was in der That in jener Zeit selten war. Er war ein noch junger Mann und thatenlustig und zog gegen die abgefallenen Edomiter, schlug sie, nahm ihre Stadt Sela ein und ließ 10,000 Gefangene von den Felsen des Salzthales hinunterstürzen; 10,000 andere lagen todt auf dem Schlachtfelde. Hoffentlich übertreibt die jüdische Chronik auch hier, denn wenn man alle in derselben angegebenen Zahlen von Todten zusammenrechnet, so begreift man nicht, daß noch Menschen in dem kleinen Lande übrig blieben, trotz aller orientalischen Fruchtbarkeit.

Als Jehu von Israel nach 28jähriger Regierung starb (815), folgte ihm sein Sohn Joahes (815—798), unter dessen schwacher Regierung Israel ganz machtlos wurde.

asael und dessen Sohn Benhadar III. von Syrien verwüsteten sein Land, nahmen seine Städte ein und vertilgten seine Soldaten. Das ganze israelitische Heer war auf 10 Streitwagen, 50 Reiter und 10,000 Mann Fußvolk geschmolzen. Als der schwache König ndlich starb, folgte ihm Joas. Auf den Rath des sterbenden Propheten Elisa faßte er Muth, sein Land von den Syrern zu befreien. Elisa hieß ihn, wird erzählt, aus seinem Bogen Pfeile in die Erde schießen. Er schoß dreimal und hielt dann inne. Der alte Prophet wurde zornig und rief: „Du hättest fünf oder sechsmal schießen müssen und würdest dann die Syrer vernichtet haben; aber jetzt wirst du sie nur dreimal schlagen." Das geschah in der That und zuerst auf dem alten Schlachtfelde bei Apekh. Viele Städte wurden den Syrern abgenommen, allein gänzlich vertrieben wurden sie nicht.



Erstürmung der Stadtmauern.

Amazia von Juda, aufgebläht durch seinen Sieg über die Edomiter, ließ Joas zum ampf fordern, denn er hatte keinen geringern Gedanken, als das Reich Salomon's wieder rzustellen. Der König von Israel rieth ihm, auf seinen edomitischen Lorbern zu ruhen, nd sandte ihm eine spöttische Antwort. Amazia aber überschätzte seine Kräfte. Er ließ h nicht warnen, zog ins Feld gegen Samaria und wurde an der philistäischen Grenze i Beth-Semes nicht allein geschlagen, sondern auch auf dem Schlachtfelde gefangen genommen. Joas nahm darauf Jerusalem, dessen Stadtmauer 400 Ellen weit niedergerissen wurde. Nachdem dem Sieger alles Gold und Silber ausgeliefert worden war, g er ab, nahm viele Geiseln mit und ließ den gedemüthigten Amazia frei. Dieser überbte Joas noch 15 Jahr, wurde dann aber infolge einer Verschwörung ermordet, und e Juden machten seinen 16 jährigen Sohn Usia (das „Buch der Könige" nennt ihn sarja) zum König. Unter der 52 jährigen Regierung dieses tüchtigen Mannes erholte h das Reich. (792—740 v. Chr.). Er baute die Mauern von Jerusalem wieder f und verstärkte dieselben durch Thürme, welche er mit Wurfmaschinen versah. Auch dem

Heer schenkte er große Aufmerksamkeit, brachte es auf mehr als 300,000 Mann und sorgte für bessere Bewaffnung. Die Soldaten erhielten Panzer, Helme, Speere, Bogen und Schilde, was bis dahin nicht in solcher Ausdehnung der Fall gewesen war. Mit einem solchen Heer ließ sich etwas ausrichten. Er schlug die Philister, nahm Gath, Asdod und Jabne ein und baute in dem eroberten Lande Festungen. Moabiter und Ammoniter zahlten ihm Tribut und er wurde geachtet bis an die Grenze Aegyptens.

Usia war aber nicht nur im Kriege bedeutend; er sorgte auch für die Hebung des Wohlstandes im Lande. Er beförderte Ackerbau und Viehzucht, ließ Brunnen graben und Wartthürme in der Wüste bauen. Ebenso sorgte er für Wiederbelebung des Handels, besonders des Seehandels. Am Rothen Meere ließ er die Hafenstadt Elath ausbauen und die seit langen Zeiten unterbrochenen Fahrten nach Ophir wurden wieder aufgenommen. Mit dem wachsenden Wohlstand nahm aber auch die Ueppigkeit im Lande wieder überhand und die Propheten klagten über die Leichtfertigkeit der Weiber, die von dem verlockenden syrischen Götzendienst nicht lassen wollten.

Usia scheint Jehovah treu geblieben zu sein, dessen Priester geachtet zu haben und von ihnen in Ehren gehalten worden zu sein, bis er es sich einfallen ließ, ihre Vorrechte anzutasten, und in den Tempel kam, um selbst zu opfern; da war es freilich mit der Freundschaft aus. Die Priester erzählen, daß er für diese Anmaßung plötzlich mit dem Aussatz gestraft wurde, als Ausgestoßener und Unreiner in einem besondern Hause leben und sein Sohn Jotham die Regierung für ihn führen mußte, bis er starb. Jotham (757—741 n. bibl. Chron., 740—726 nach Anderen) baute viel und zwang die Ammoniter, ihm jährlich 100 Centner Silber und 20,000 Kor Getreide zu geben. Seine 16 jährige Regierung war eine glückliche.

Auch Israel hatte eine glückliche Zeit. Der Sohn des Joas, Jerobeam II. (790—749), hielt nicht nur das fest, was sein tapferer Vater erobert hatte, sondern es gelang ihm sogar, alles Land zu unterwerfen, welches Salomon einst im Norden und Osten besessen hatte; ja es wird berichtet, daß er Hamath und Damaskus einnahm. Im Lande selbst kehrte der Wohlstand wieder. Die Verbindungen mit Phönikien wurden wieder hergestellt, allein mit dem Guten von dorther kamen auch allerlei Uebelstände, wie der Baals- und Ascheradienst, Ueppigkeit, Weichlichkeit, Betrügerei und Ungerechtigkeit, wogegen die Propheten vergebens eiferten. Hätten Israel und Juda sich entschließen können, stets in Einigkeit zu handeln, so wäre es möglich gewesen, das alte Ansehen der Hebräer wieder herzustellen; allein ihre fortdauernde Feindschaft beschleunigte ihren Untergang.

Die Könige von Assyrien trachteten seit Langem nach Syrien und würden das Land längst in Besitz genommen haben, wenn nicht Kriege mit ihren unmittelbaren Nachbarn sie verhindert hätten. Sie suchten sich indessen im Lande selbst Bundesgenossen zu werben, und Usia ging auf ihre Vorschläge ein. Ihre Pläne wurden durch die Vorfälle nach Jerobeam's II. Tode bedeutend gefördert.

Sacharja, sein Sohn, wurde schon nach sechsmonatlicher Regierung ermordet, und mit ihm erlosch die von Jehu gebildete Dynastie. Sallum, wahrscheinlich Anstifter des Mordes, wurde König, blieb es aber nur einen Monat lang; Menahem von Thirza schlug und tödtete ihn und regierte Samaria zehn Jahre lang (749—739). Er verfuhr mit großer Barbarei gegen Alle, die sich ihm nicht unterwerfen wollten; allein Syrer und Philister nahmen viele Städte ein und allerlei Banden zogen im Lande plündernd und mordend umher. Es war ein heilloser Zustand, und Menahem, der sich nicht anders zu helfen wußte, suchte auswärtige, mächtige Hülfe. Er dachte an Aegypten und sandte dort Geschenke hin, allein Phul, der König von Assyrien, war in Syrien eingerückt und Menahem erkaufte seinen Schutz mit 1000 Centnern Silber. Sein Sohn Pekajah (739—737) regierte nur zwei Jahre; er wurde von dem Sohn eines seiner Obersten, Pekah, in seinem Palaste zu Samaria ermordet und der Mörder machte sich zum Könige (737—734).

Damaskus hatte sich von seiner momentanen Schwäche unter König Rezin erholt, und Pekah verband sich mit ihm zu einem Kriege gegen Juda. König Jotham widerstand mannhaft; allein er starb 730 und ihm folgte sein zwanzigjähriger Sohn Ahas. Dieser wurde mehrmals geschlagen. Während Rezin das ganze Land östlich vom Jordan bis an das Rothe Meer und auch die Hafenstadt Etham einnahm, wüthete der grausame Pekah westlich von diesem Fluß, und eine Menge Juden wurden hinweggeschleppt und als Sklaven verkauft.

Ahas wußte sich vor Angst nicht zu helfen. Eine mit Pekah einverstandene Partei ging damit um, ihn vom Throne zu stoßen und einen Andern zum König zu wählen. In dieser Noth sandte Ahas dem Könige von Assyrien, Tuklat-Habal-Asar (Tiglat-Pilesar), Tribut und bat um seine Hülfe, trotz der dringenden Warnungen des Propheten Jesaias.

Dem Assyrerkönig kam diese Aufforderung sehr erwünscht. Er eilte herbei und wandte sich zunächst gegen Israel. Pekah flüchtete schnell nach Samaria, während Tiglat Pilesar Hion, Abel, Beth-Macha, Janoha, Kedes, Hazor, Gilead und das ganze Land Naphtali einnahm und die Einwohner nach Assyrien sandte. Das ganze Königreich Israel war nun auf das Gebiet des Stammes Ephraim und einige daneben liegende Bezirke beschränkt.

Dieses Verfahren des Assyrers erfüllte ganz Syrien mit Entsetzen. Ahas' spezieller Feind, Hanno, der König von Gaza, dachte, daß nun die Reihe an ihn kommen werde und floh nach Aegypten, und die Philister unterwarfen sich ohne Kampf (734). Rezin hatte unbegreiflicherweise auch nicht den geringsten Versuch gemacht, seinem Verbündeten beizustehen. Der Assyrerkönig wandte sich nun gegen ihn: er widerstand zwei Jahre lang (733—732), dann wurde Damaskus gewonnen und Rezin getödtet. Achttausend Einwohner wurden nach Kir in Armenien geschickt, welches eine assyrische Provinz geworden war. Das syrische Reich von Damaskus hatte ein Ende.

Tiglat Pilesar berief seine Vasallen (732); fünfundzwanzig Könige erschienen auf seinen Ruf und unter ihnen Ahas, der ihm demüthig dankte, und um ihm Geschenke zu bringen, selbst die Tempelgeräthe und andern Tempelschmuck nicht schonte.

Pekah behielt den Rest seines Ländchens als assyrischer Vasall. Er wurde von Hosea, dem Sohn des Ela, ermordet (734—727), der sich an seiner Stelle zum König machte und dem Könige von Assyrien zehn Talente Gold und tausend Talente Silber sandte, um seine Gnade zu erwerben.

Als der Assyrerkönig (727) starb, empörten sich die syrischen Länder und Israel ebenfalls. Salmanasar IV. eilte herbei, und da das gleichfalls aufgestandene Tyros genug mit den empörten Kitiern zu thun hatte und Hosea nicht zur Hülfe kommen konnte, so war derselbe froh, für diesmal durch demüthige Unterwerfung Verzeihung zu erlangen.

Hosea „that, das dem Herrn übel gefiel; doch nicht wie die Könige Israels, die vor ihm waren." Das heißt, er übte nicht mehr als den bereits gebräuchlichen Götzendienst und machte es nicht wie Ahas von Juda, welcher von seinem Besuch bei Tiglat Pilesar in Damaskus einen neuen Altar (und wahrscheinlich neuen assyrischen Gott) mitbrachte und — übrigens mit Billigung des Oberpriesters Jehovah's, Uria — darauf im Tempel opferte. Um zu sehen, daß es mit Israel zu Ende ging, dazu bedurfte es keiner Prophetengabe. Die Propheten Hosea und Jesaias erhoben indessen ihre warnende Stimme. Hosea sagte: „Samaria wird verwüstet werden, denn sie sind ihrem Gott ungehorsam. Sie sollen durchs Schwert fallen und ihre kleinen Kinder werden zerschmettert und ihren schwangern Frauen der Leib aufgeschlitzt werden." — Jesaias rief: „Wehe der prächtigen Krone der Trunkenen von Ephraim, der welken Blume ihrer lieblichen Herrlichkeit, welche stehet oben über einem fetten Thal Derer, die vom Wein taumeln. Siehe, ein Starker, ein Mächtiger vom Herrn, wie ein Hagelsturm, wie ein schädliches Wetter, wie ein Wassersturm, die mächtiglich einreißen, — wird in das Land gelassen mit Gewalt, daß die prächtige Krone der Trunkenen von Ephraim mit Füßen getreten werde. Und die welke

Blume ihrer lieblichen Herrlichkeit, welche stehet oben über einem fetten Thal, wird gleich sein wie das Reife vor dem Sommer, welches verdirbt, wenn man es noch an seinem Zweige hängen sieht."

König Hosea war die Gefahr auch nicht verborgen und ängstlich sah er sich nach Verbündeten um. Elam und Babylon, die ewigen Feinde Assyriens, waren zu weit abgelegen, und man konnte auf ihre schnelle Hülfe nicht zählen; Juda, Philister und Phönikier waren zu schwach und schwerlich geneigt, ihre eigene Existenz für Israel aufs Spiel zu setzen. In dieser Rathlosigkeit kam er auf den Einfall, den Pharao von Aegypten um Hülfe zu bitten. Dort herrschte, wie wir wissen, zu jener Zeit der Aethiopier Schabak (oder Sabako). Dieser nahm das Gesuch des Hosea günstig auf, aber die ihm gesandten Geschenke betrachtete er als schuldigen Tribut. In der Bibel ist dieser König So genannt: in anderen Sprachen erscheint sein Name wieder anders und wird dies durch die Eigenthümlichkeit dieser Sprachen erklärt, welche manche Buchstabenlaute nicht haben und nach ihrer Weise umändern. Im Aethiopischen und Aegyptischen heißt der Name Schabak, im Assyrischen Schabeh, im Hebräischen Seveh, Sua oder So, im Griechischen Sabachon. Diese Verschiedenheit der Schreibart der Namen und die verschiedene Chronologie sind es vorzüglich, welche die Forschung in der Geschichte dieser asiatischen Länder so sehr erschweren und so viele abweichende Meinungen erzeugen.

Die Unterhandlungen Hosea's mit dem Könige von Aegypten kamen dem Könige von Assyrien zu Ohren und er berief Hosea vor sich. Nichts Böses ahnend, oder in der Hoffnung, sich zu rechtfertigen, folgte dieser dem Rufe seines Lehnsherrn, der ihn sogleich ins Gefängniß werfen und für immer verschwinden ließ; man hat wenigstens niemals wieder etwas von Hosea gehört.

Salmanasar belagerte Samaria, welches trotz der Abwesenheit ihres Königs von der ephraimitischen Aristokratie tapfer vertheidigt wurde. Von Aegypten kam keine Hülfe; allein der assyrische König wurde nach Phönikien abgerufen, wo König Euliya von Tyros die Kitier unterworfen hatte und sogleich den Assyrern den Gehorsam kündigte. Das feste Land von Tyros wurde schnell erobert, allein die Inselfestung widerstand. Die assyrischen Vasallen von Sidon, Gebel und Arad mußten sechzig Schiffe herbeischaffen, auf denen die assyrischen Truppen sich einschifften, um die Insel anzugreifen. Zwölf tyrische Schiffe zerstörten jedoch diese Flotte und fünfhundert Assyrer fielen den Siegern in die Hände. Salmanasar hoffte nun die Festung durch Durst zu gewinnen, da dieselbe bekanntlich kein Wasser hatte; allein vergeblich. Sowol Samaria, vor welchem ein Belagerungsheer zurückgeblieben war, als auch Tyros, hielt sich zwei Jahre, bis zum Tode des Salmanasar (722), welcher das Zeichen zur Empörung aller syrischen Völker gab. Nachdem der neue assyrische König Saryukin (Sargon) mit den Empörern in der Nähe seines Landes fertig war, erschien er vor Samaria. Die durch eine dreijährige Belagerung erschöpfte Stadt wurde genommen und geplündert; ihre Einwohner und die des Landes schickte man theils nach Armenien an die Ufer der Flüsse Halah und Habor, theils in die Städte der Meder. Viele derselben entflohen indessen nach Juda, Aegypten und nach Europa. Ihr Land wurde durch gefangene Chaldäer und später durch Ansiedler von Hamath und aus anderen Orten ersetzt. Alle diese verschiedenen Leute brachten die Götter ihrer Heimat mit. Die von Babel beteten Suchoth-Benoth an; die von Kutha den Nergal; die von Hamoth Asima; die von Ava Nibehas und Tharthak; die von Sepharvaim (am Euphrat) opferten ihrem Feuergott Adramelech Kinder. Um es aber mit dem Landesgott nicht zu verderben, setzten sie Priester in die Höhenhäuser, wo den Jehovah-Stierbildern Opfer gebracht wurden. Da man aber nicht wußte, was dem israelitischen Gott angenehm oder unangenehm war, so sandte der assyrische König einen der gefangenen Priester in seine Heimat zurück, den üblichen Jehovahdienst zu lehren.

So endete das Reich Israel.

Im Reiche Juda regierte seit dem Tode seines Vaters Ahas Hiskiah (725—696). Er war von Jugend auf ein treuer Verehrer Jehovah's, achtete die Propheten und ließ ch von ihnen leiten. Der Prophet Jesaias wurde sein vertrauter Rathgeber und der That, wenn auch nicht dem Namen nach, sein erster Minister.



Vor dem König. Zeichnung von P. Philippoteaux.

Das Schicksal Samaria's und seiner Einwohner hatte den anderen Syrern gezeigt, was sie erwartete, wenn Assyrien sie besiegte. Die Fürsten von Arpad, Simyra und Damas verbanden sich zum Widerstande; allein auf den Rath des Jesaias hielt sich Hiskiah fern. Die syrischen Fürsten vertrauten auf den Beistand des ägyptischen Königs Sabako, trotzdem daß er Israel so schmählich im Stich gelassen hatte. Dies mag mit der Grund

der Abneigung des Jesaias gegen das ägyptische Bündniß gewesen sein; Thatsache ist, daß er stets und entschieden gegen ein Stützen auf Aegypten eiferte, welches er ein geknicktes Rohr nannte. Wie Recht er hatte, zeigte die Folge.

Ehe noch Sabako Syrien erreicht hatte, schlugen die Assyrer die von dem König von Damas, Jahubid, angeführten Fürsten bei Karkar. Jahubid wurde selbst gefangen und lebendig geschunden.

Sabako, der endlich ankam, hatte kaum seine Armee mit den Truppen des mit ihm verbündeten Hanno, König von Gaza, vereinigt, als ihn Sargon bei Ropeh (oder Raphia), südlich von Gaza, angriff. Die Aegypter wurden geschlagen, Hanno wurde gefangen und Sabako, der sich verirrt hatte, entging mit genauer Noth demselben Schicksal (720).

Sargon hatte in anderen Ländern Krieg zu führen und Juda blieb eine Reihe von Jahren hindurch unbelästigt.

Sowol in Assyrien als in Aegypten traten während dieser Zeit bedeutende Veränderungen ein. Sargon war ermordet worden (705) und sein Sohn Sin-Akhe-Irib (Sanherib) ihm gefolgt.

Die Niederlage, welche Sabako erlitten hatte, wurde von den Königen des Delta benutzt, ihn mit seinen Aethiopiern nach Oberägypten zurück zu treiben, wo er bald starb. Die ägyptischen Fürsten verbanden sich mit den Königen von Tyros, Arad, Byblos, Aschdod, Ammon, Moab und Askalon; allein Sanherib, der mit seinen Feinden im Norden, Osten und Süden fertig war, kam früher nach Syrien als die Aegypter. Der Fürst von Tyros, Luliya (Eluläos), entfloh nach einer der phönikischen Kolonien, und in Tyros wurde Ithobaal II. von Sanherib bestätigt. Auch die anderen Fürsten unterwarfen sich mit Ausnahme des Königs von Askalon, der aber gefangen und mit seiner Familie nach Assyrien geschickt wurde.

Die ägyptischen Fürsten kamen nach diesen Vorfällen in Syrien an. Bei Elteke̱h (Altaku) kam es zur Schlacht. Die Aegypter erlitten abermals eine große Niederlage und Sanherib nahm Eltekeh, das feste Tamnah und Ekron ein.

Der König von Juda, Hiskiah, hatte zwar an der Empörung nicht Theil genommen, allein sich doch mit den Rebellen in einer Weise eingelassen, welche den Zorn des Assyrerkönigs erregte. Die Bewohner von Ekron hatten nämlich den ihnen von Sargon eingesetzten König Pali gefangen genommen und Hiskiah zugesandt, der dieses Zeichen ihm erwiesener Achtung annahm und Pali gefangen hielt.

Er hielt sich daher keineswegs für sicher und ließ in der Eile die verfallenen Befestigungen von Jerusalem einigermaßen herstellen. Man verstopfte auch alle Wasserquellen außerhalb der Stadt und legte in derselben einen neuen Wasserbehälter an.

Die ägyptischen Fürsten erholten sich bald von ihrer Niederlage und verbanden sich mit dem äthiopischen König Tirhaka, welcher zur Unterstützung des Königs Hiskiah anrückte. Es scheint, daß der Letztere diese Hülfe durch eine geheime Gesandtschaft und gegen den dringenden Rath des Jesaias erbeten hatte. Als jedoch vor Ankunft der Aegypter der König der Assyrer in Juda einrückte und die Festung Lakis nahm, gerieth Hiskiah in große Angst, obwol er sie sorgfältig vor seinen Kriegsleuten verbarg, und beschloß die größten Opfer zu bringen, um Sanherib bis zur Ankunft des Tirhaka und der ägyptischen Fürsten von Jerusalem zurückzuhalten. Sanherib schien zum Unterhandeln bereit. Hiskiah ließ selbst die Goldbleche von den Tempelthüren abreißen, um die von ihm verlangten 30 Talente Gold und 300 Talente Silber zu bezahlen. König Pila wurde in Freiheit gesetzt, kehrte nach Ekron zurück und erhielt zur Entschädigung für seine Gefangenschaft einige jüdische Orte. Andere Orte mußten verschiedenen anderen Fürsten gegeben werden, um sie für ihre Treue gegen die Assyrer zu belohnen.

Noch in Lakis mit Einsammlung dieses Tributs beschäftigt, erhielt Sanherib die Nachricht, daß sich ein ägyptisches Heer in Pelusium sammle, welches nur Tirhaka erwarte,

um gegen ihn vorzurücken. Nun wurde ihm die Absicht Hiskiah's, nur Zeit zu gewinnen, klar. Unter diesen Umständen machte er den Versuch, mit ihm auf dem Wege der Unterhandlungen fertig zu werden, und sandte zu diesem Ende drei seiner hervorragendsten Männer, den Oberfeldherrn, das Oberhaupt der Eunuchen und Rabschakeh, den Obermundschenk, nach Jerusalem ab, und Hiskiah schickte ihnen drei seiner angesehensten Beamten entgegen. Rabschakeh führte das Wort in hebräischer Sprache, und was er sagte, hatte in der That Hand und Fuß. Er fand es geradezu lächerlich, daß ein so kleiner Fürst sich gegen den König von Assyrien zu stellen wage. Er fragte, worauf derselbe hoffe? — Auf den Pharao von Aegypten? Dieser sei ein geknicktes Rohr; wer sich darauf stütze, laufe Gefahr, daß die Stücken ihm in die Hand führen. Auf Jehovah? — Die Götter von Hamath und Arpad, von Sepharvaim, von Henah und von Hivah hätten ihre Gläubigen nicht geschützt und Samaria sei auch von Jehovah verlassen worden. — Die Abgesandten Hiskiah's baten ihn syrisch zu reden, damit die Soldaten, die sich auf der Mauer befanden, ihn nicht verständen; allein er meinte, gerade an diese sei er gesandt, und seine Worte an sie richtend, rief er ihnen zu, sie möchten nicht so thöricht sein und den Versprechungen Hiskiah's vertrauen, sondern herauskommen; man werde sie in ein fruchtbares Land führen, wo jeder seinen Wein trinken und von seinem eigenen Feigenbaum essen könne.

Sehr betrübt kehrten die Gesandten in die Stadt zurück; allein auf den Rath und Zuspruch des Jesaias, der irgend welche nähere Nachrichten haben mochte, beschloß Hiskiah die Stadt zu halten. Jesaias hatte gesagt: „Der König von Assyrien wird nicht in diese Stadt kommen und wird keinen Pfeil hinein schießen und keinen Schild dagegen richten und keinen Wall aufwerfen.“ Als die assyrischen Gesandten mit ihrer abschlägigen Antwort nach Lakfis kamen, war Sanherib mit seinem Heere abmarschirt. Er war nach Aegypten geeilt, wahrscheinlich um die bei Pelusium versammelten ägyptischen Fürsten noch vor Ankunft des Tirhaka zu schlagen. Auf dem Wege dahin verlor er jedoch die Hälfte seines Heeres durch die Pest; alle Manneszucht hörte auf und er selbst eilte zurück nach Niniveh.

Die jüdischen, von Priestern geschriebenen Geschichtsbücher erzählen, es seien in einer Nacht 180,000 Assyrer „von dem Engel Jehovah's“ umgebracht worden. Die ägyptischen Priester aber schrieben die Befreiung dem Gotte Phtah zu, welcher ein Heer von Feldmäusen sandte (siehe S. 104). Genug, Sanherib zog ab und Jerusalem war für diesmal gerettet; allein aus dem Lande hatte er schon vorher 200,150 Männer, Weiber und Kinder, sammt Pferden, Ochsen, Eseln und Schafen ohne Zahl in die Gefangenschaft nach Assyrien geführt. Sanherib sah Judäa nicht wieder. Kriege, die er in nächster Nähe zu führen hatte, hielten ihn bis zu seinem Tode zurück.

Hiskiah erwarb großen Ruhm unter den Fürsten Syriens und anderen, die unter assyrischer Tyrannei gelitten hatten. Sie sandten ihm reiche Geschenke und der durch die an Sanherib gezahlte Summe geleerte Schatz füllte sich. In der Chronik heißt es: „Und Hiskiah hatte sehr großen Reichthum und Ehre und er legte Schätze an von Silber, Gold, Edelsteinen, Gewürzen, Schildern und allerlei kostbarem Geräth; ferner Getreide-, Wein- und Oelmagazine und Ställe für allerlei Vieh und Hürden für die Schafe. Auch baute er sich Städte und hatte Schafe und Rinder in Menge, denn Gott gab ihm großen Reichthum“.

Die Pest, welche Sanherib's Heer lichtete, übertrug sich auch nach Jerusalem. und der König wurde von ihr ergriffen. Jesaias, welcher, wie viele Propheten, auch Arzt war, heilte ihn, indem er zerdrückte Feigen auf die Pestbeulen legte. Seine Errettung erschien als ein Wunder und trug natürlich dazu bei, das Vertrauen des frommen Königs zu Jehovah zu erhöhen. Hiskiah war auch Dichter und unter seiner Regierung blühte besonders die religiöse Dichtkunst. Er sorgte indessen auch, wie oben erwähnt, für das materielle Gedeihen des Landes, und die fünfzehn Jahre, welche er nach Sanherib's Abzuge

noch regierte, waren Jahre ungewohnten Glückes und Friedens, da er dem dringenden Rathe des Jesaias folgte und den an ihn herantretenden Verlockungen zum Kriege gegen Assyrien widerstand.

Der König von Babylon sah sich nach Bundesgenossen gegen die Assyrer um, und unter dem Vorwande, Hiskiah wegen seiner wunderbaren Genesung Glück zu wünschen, schickte er Gesandte an ihn. Dieser fühlte sich durch die Gesandtschaft sehr geschmeichelt, erwies derselben große Ehre und zeigte ihnen mit Selbstgefühl seine Schätze und seine Zeughäuser. Jesaias ermahnte ihn jedoch vorsichtig zu sein, sich vor einem Bündniß mit Aegypten und Chaldäa zu hüten, und seinem Rathe folgend lehnte Hiskiah das ihm von Babylon angetragene Bündniß ab.

Als Hiskiah starb, folgte ihm sein zwölfjähriger Sohn Manasse (697—642). Die vornehme Klasse der Juden hatte mit Ungeduld die ihnen durch den König aufgezwungene Frömmigkeit getragen; die Bußpredigten der Propheten und das viele Psalmengesinge erregte ihren Spott; sie sehnten sich nach den ausgelassenen Baals- und Melitta-Festen. Die heidnische Partei bemächtigte sich des jungen Königs, und für die Anhänger Jehovah's begann eine sehr schlimme Zeit. Der Dienst der syrischen Götter wurde überall wieder hergestellt. Baal und Aschera (Baaltis) wurden in Zion angebetet, und im Thale Hinnom, wo Ahas bereits eins seiner Kinder dem Moloch geopfert hatte, erhob sich aufs Neue der Altar dieses furchtbaren Götzen. Dazu wurden noch die chaldäischen Gottheiten angebetet und ihnen selbst im Jehovahtempel Altäre errichtet. Das Volk folgte dem von dem Hofe gegebenen Beispiele, und die mit Jammermienen umhergehenden Jehovah-Bekenner wurden ausgelacht und man streckte die Zunge gegen sie aus. Die Propheten eiferten gegen diese Greuel, allein man nöthigte sie zu schweigen; viele von ihnen wurden durch Manasse oder durch das Volk umgebracht. „Manasse vergoß viel unschuldig Blut, bis er Jerusalem damit erfüllt von einem Ende zum andern", heißt es im Buch der Könige. Nach altrabbinistischen Traditionen erlag auch der alte Prophet Jesaias der Grausamkeit dieses Königs. Dieser, heißt es, ergrimmt über die ihm gehaltenen Strafreden, ließ ihn in eine hohle Ceder stecken und durchsägen.

Die Chronik erzählt, daß Manasse von den Assyrern in Ketten nach Niniveh gebracht und als frommer Jehovahdiener zurückgekehrt sei. Es ist schon möglich, daß die Assyrer sich für eine Zeit lang des Königs versicherten, damit er sich nicht mit ihren Feinden verbinden könne, allein von dieser Gefangenschaft findet sich in keiner andern historischen Quelle eine Andeutung.

Amon, Hiskiah's Sohn, war nicht besser als sein Vater; er wurde nach zweijähriger Regierung (640) umgebracht und sein achtjähriger Sohn Josia zum König gemacht (640—609). Die Jehovah-Partei bemächtigte sich seiner Erziehung und führte für ihn die Regierung. In den ersten Jahren derselben durchstreiften skythische Räuberhorden zerstörend und plündernd ganz Syrien und suchten auch Juda heim. Vor den wilden, tapferen Reitern flohen die Einwohner in die Wälder und in die Gebirge, und das Entsetzen war überall groß. Die Skythen drangen bis an die ägyptische Grenze vor, wandten sich dann aber nach dem reichen Babylonien. Der furchtbare Sturm brauste schnell über Juda hinweg, und das verdankte man, wie die Priester sagten, dem Gebete des frommen Königs zu Jehovah. Der fremde Götzendienst wurde wieder mit Strenge unterdrückt und von den Priestern ein lange vorbereiteter Plan ausgeführt. Im achtzehnten Regierungsjahre des Josia kündigten der Hohepriester Hilkiah und der Tempelschreiber Saphan dem Könige an, daß Ersterer bei den baulichen Ausbesserungen des Tempels das Buch des Gesetzes gefunden habe. Der König ließ es sich von Saphan vorlesen, und als er die Flüche hörte, welche über die Anbeter anderer Götter ausgesprochen waren, zerriß er seine Kleider, was bei den Juden von jeher ein Ausdruck der Trauer oder des Entsetzens war, und um zu erfahren, ob Jehovah wirklich so ergrimmt über die

Anbetung anderer Götter sei, wie da im Buche geschrieben stehe, sandte er zu der Prophetin Hulda, der Frau des Sallum, der die Aufsicht über die Tempelkleider hatte. Diese bestätigte natürlich Alles, und der erschrockene König berief eine Volksversammlung, in welcher das Gesetz vorgelesen wurde. Der König gelobte feierlichst, Jehovah's Gesetz nachzuleben, und das Volk mußte dasselbe geloben.



Wegführung der Juden nach Babylon. Nach E. Bendemann.

Der Jehovahdienst wurde nun eingerichtet, wie es in diesem Gesetze angegeben war, welches natürlich dem Moses zugeschrieben wurde, und das Passahfest wurde mit einem priesterlichen Pomp gefeiert, wie niemals zuvor. Aller fremder Götzendienst wurde abgeschafft; die Altäre und Haine wurden zerstört und selbst die bis dahin geduldeten Jehovahbilder und Hausgötter entfernt. Ja damit nicht genug, die Priester, welche dem fremden Götzendienst vorgestanden hatten, wurden an ihren eigenen Altären geschlachtet.

In Aegypten war Neko II. seinem Vater Psametich gefolgt. Er benutzte die Unruhen im Assyrischen Reiche und fiel in Syrien ein. Josia, als Vasall des neuentstandenen Chaldäischen Reiches, zog ihm pflichttreu entgegen, wurde aber bei Megiddo (609) geschlagen und tödlich verwundet. Er starb in Jerusalem, und die Trauer um ihn war groß. „Seinesgleichen", heißt es in der von Priestern geschriebenen Chronik, „war vor ihm kein König gewesen, der so von ganzem Herzen, von ganzer Seele sich zum Herrn bekehrte nach allem Gesetz des Moses; und nach ihm kam seinesgleichen nicht auf."

Josia's jüngsten Sohn Joahas, den die Juden zum König erhoben hatten, ließ Neko zu sich in sein Lager kommen, und schickte ihn nach Aegypten. Man hörte niemals wieder etwas von ihm. Dann nahm der Pharao das Land ein und ließ die Juden für ihre Vermessenheit, ohne seinen Willen einen König gewählt zu haben, 100 Talente Silber und 1 Talent Gold bezahlen. Darauf bestätigte er Eljakim, Josia's ältesten Sohn, unter dem ihm gegebenen Namen Jojakim als Vasallenkönig (607—598). Dieser stellte den Dienst der fremden Götzen wieder her, lebte lustig und guter Dinge und blieb den Aegyptern treu. Er kehrte sich zwar wenig an die Drohungen, Klagen und Prophezeiungen der Propheten, aber er wurde doch über den Propheten Uria so erbittert, daß er ihn aus Aegypten, wohin er geflohen war, holen und hinrichten ließ. Jesaias gerieth ebenfalls in Gefahr, vom Volke umgebracht zu werden.

Eben so wie Jesaias hatte auch Jeremias gegen ein Bündniß mit Aegypten gewarnt, dessen Untergang Beide vorhersahen. Wie sehr sie recht hatten, zeigte sich, als Neko bei Karchemisch (605) von dem babylonischen Königssohne Nebukadnezar geschlagen wurde. Durch den Tod seines Vaters eiligst zurückgerufen und in Babylonien festgehalten, konnte Nebukadnezar erst vier Jahre nach diesem Siege nach Syrien zurückgehen, wo er das ganze Land vom Euphrat bis zum ägyptischen Grenzbach einnahm. Jojakim hatte sich von Neko zum Aufstand verleiten lassen; da ihn aber alle Bundesgenossen im Stich ließen, so mußte er sich demüthig unterwerfen.

Drei Jahre später glaubte Neko sich wieder im Stande, Nebukadnezar die Spitze bieten zu können, und Jojakim war thöricht genug, demselben den Tribut zu verweigern. Nebukadnezar schickte gegen ihn seine syrischen Vasallen von Damaskus, Moab und Ammon, welche noch von alten Zeiten her einen Haß gegen Juda hatten. Sie belagerten Jerusalem und Jojakim kam bei der Belagerung um.

Jojachin (oder Jejoncha), sein achtzehnjähriger Sohn, wurde König, gerade als Nebukadnezar selbst vor dem belagerten Jerusalem erschien. Nach drei Monaten mußte die Stadt sich ergeben. Sie wurde nicht zerstört; allein was des Wegnehmens werth war, wurde aus Tempel und Palast genommen. Jojachin und seine Familie wurden nach Chaldäa abgeführt; dasselbe Schicksal hatten 17,000 Krieger mit ihren Obersten und mit ihnen eine Menge Handwerker, die zu den Bauten in Babylon verwendet wurden; ferner eine Menge Geiseln aus den vornehmsten Geschlechtern, wie auch Priester und Propheten. Man ließ nur soviel Leute zurück, als nothwendig waren, um die Felder zu bestellen. Zum König über dieses Schattenreich ernannte Nebukadnezar den dritten Sohn des Jojakim, Methanja, unter dem Namen Zedekiah (596—586).

Die Propheten wollten nicht glauben, daß Jehovah Israel so gänzlich verlassen haben könne, und verhießen Nebukadnezar den Untergang; allein Jeremias theilte diesen Glauben nicht und predigte ruhige Unterwerfung unter die Chaldäer. Er machte sich dadurch in Jerusalem, wo die Parteien sich schroff gegenüberstanden, eben so verhaßt wie unter den Verbannten in Chaldäa, mit denen er Verbindungen unterhielt, die sehnlichst auf Befreiung hofften und Dem zürnten, der ihnen diese Hoffnung rauben wollte.

Neun Jahre hatte Zedekiah regiert, als er sowol wie andere syrische Fürsten sich abermals durch den ägyptischen König Uhabra (Hophra, Apries) zum Aufstand verführen ließen. Nebukadnezar, der mit einem großen Heere bei der ersten Nachricht von

dem Aufstande anrückte, war unentschieden, ob er sich zuerst gegen Aegypten, Phönikien oder Juda wenden solle. Er oder seine Zeichendeuter entschieden sich für das in der Mitte liegende Juda, und während Tyros nur blockirt wurde, marschirte er mit der Hauptarmee dorthin. Zedekiah hatte nicht den Muth, die Chaldäer im offenen Felde zu erwarten; er schloß sich in Jerusalem ein. Nebukadnezar überließ die Unterwerfung des Landes seinen Vasallen, den Philistern und Edomitern, und belagerte selbst Jerusalem. Als er die Nachricht erhielt, daß der König von Aegypten mit einer Armee in Südpalästina eingetroffen sei, ging er demselben entgegen. Ob sich Uhabra zurückzog oder geschlagen wurde, weiß man nicht; sicher ist, daß Nebukadnezar bald wieder vor Jerusalem zurückkehrte.

Die Juden wehrten sich tapfer, trotzdem Jeremias ihnen fortwährend sagte, daß Alles nutzlos sei; Jehovah habe beschlossen, sie dem unbarmherzigen Feinde zu übergeben. Endlich wurden die Obersten über den Unglückspropheten, dessen Reden die Soldaten entmuthigten, so unwillig, daß sie in den König drangen, der ihn bis dahin geschützt hatte, Jeremias für immer den Mund zu stopfen. Der König ließ ihnen freie Hand, und sie senkten den Propheten in eine Cisterne hinab, um ihn zu ersäufen; allein es war nur Schlamm in derselben, und als der König von einem schwarzen Eunuchen hörte, daß Jeremias noch lebe, ließ er ihn herausziehen und ins Gefängniß setzen.

Die Noth in der Stadt wurde durch Hunger und Pest täglich größer, aber erst nach anderthalbjähriger schwerer Belagerung, im elften Regierungsjahre des Zedekiah, am neunten Tage des vierten Monats, gelang es den Chaldäern, eine Bresche in der nördlichen Mauer zu machen. Unaufhaltsam drangen durch dieselbe die Feinde ein und setzten sich am Mittelthore nicht weit von der Burg fest. Die Verzweiflung und Verwirrung in der Stadt wurde von Zedekiah benutzt, während der Nacht mit seinen Soldaten durch die südöstliche Mauer zu entfliehen. Die Chaldäer aber setzten ihnen nach und holten sie in der Ebene von Jericho ein. Zedekiah wurde gefangen und zu Nebukadnezar nach Ribla gebracht. Dieser ließ dessen Kinder in seiner Gegenwart schlachten und ihm selbst die Augen ausstechen. Dann wurde er, mit doppelten Ketten beladen nach Babylon geschickt,

Nabusarhadan, einer der vornehmsten Offiziere des Königs, ging in dessen Auftrag nach Jerusalem, um das Urtheil an dieser Stadt zu vollstrecken. Der Palast und der Tempel wurden zerstört und alle Kunstwerke des Hiram und andere daraus weggenommen; die Mauern der Stadt und die Häuser wurden eingerissen und alle Einwohner gefangen genommen. Der Hohepriester und mehrere andere Priester, viele Hofleute und Beamte und 60 angesehene Bürger wurden in Ketten nach Ribla geführt und dort hingerichtet, 832 andere Bürger mit ihren Familien nach Babylon in die Gefangenschaft abgeführt. Im Lande wurden nur geringe Leute gelassen, welchen die Sieger die Aecker und Weinberge der weggeführten Reichen gaben. Als die Chaldäer endlich abzogen, ließen sie als Statthalter über die neue Provinz Gedalja, einen Freund des Jeremias, zurück.

Dieser Prophet wurde nach Einnahme der Stadt aus seinem Gefängniß befreit. Nebukadnezar hatte in Erfahrung gebracht, wie er gegen das Bündniß mit Aegypten und für Unterwerfung unter Chaldäa geeifert hatte. Er ließ ihm die Wahl, entweder in seinem Vaterlande zu bleiben, oder mit nach Babylon zu gehen. Er wählte das Erstere, und auf Nebukadnezar's Rath, der ihn reich beschenkte und für seinen Unterhalt sorgte, ging er zu dem Statthalter Gedalja nach Mizpa. Daß es den im Lande gebliebenen Juden unter ihren neuen Herren nicht wohl sein konnte, ist begreiflich, und wer irgend dazu im Stande war, wanderte nach Aegypten aus, so sehr auch Jeremias dagegen sprach. Jehovah und noch mehr sein Prophet hatten ihren Kredit verloren.

Der Statthalter Gedalja wurde bei einem Gastmahl ermordet infolge einer Verschwörung, welche Ismael, ein Nachkomme König David's, angestiftet hatte. Ismael konnte sich jedoch nicht halten gegen Johanan, und mußte zu den Amonitern fliehen.

Johanan und die ihm Folgenden fürchteten den Zorn Nebukadnezar's und beschlossen nach Aegypten auszuwandern, obwol Jeremias, den sie um Rath fragten, ihnen dringend abrieth. Pharao Uhabra wies ihnen Wohnsitze in der Nähe von Pelusium an, und Viele von ihnen ließen sich auch in den Städten Unter- und Mitteläghptens nieder, wo schon zahlreiche Hebräer wohnten, die während der Kriege dorthin geflüchtet waren. Trotz seiner Abneigung gegen Aegypten, sah sich Jeremias genöthigt, mit seinem Schreiber Baruch ebenfalls dorthin zu fliehen. Er ist in jenem Lande gestorben und man sagt, daß er von seinen eigenen Landsleuten umgebracht worden sei, was wol möglich ist, denn der Schützling Nebukadnezar's, der fortwährend jammerte, Unglück prophezeite und sie wegen ihres Abfalls von Jehovah schalt, war ihnen sicherlich verhaßt.

Jeremias erlebte übrigens noch das völlige Ende des Trauerspiels in Juda. Die dort zurückgebliebenen Juden waren durch Schaden nicht klug geworden. Fünf Jahre nach Zerstörung Jerusalems vereinigten sie sich mit den Moabitern, die gegen ihre Herren aufgestanden waren. Der Aufstand wurde unterdrückt, das ganze Land wurde verwüstet und 745 Männer wurden zu ihren betrübten Landsleuten in die babylonische Gefangenschaft nachgeführt.

Kulturgeschichte der Israeliten.

Die Geschichte der Israeliten zerfällt in zwei wesentlich verschiedene Hauptabschnitte: Vor und nach der babylonischen Gefangenschaft. Wir haben es hier nur mit der ersten dieser Perioden zu thun, in welcher alle zwölf Stämme noch in Kanaan waren.

Daß die Geschichte des Auszuges aus Aegypten durchaus dunkel und die der ganzen nachfolgenden Zeit bis auf Saul nicht viel klarer ist, haben wir bereits gesagt. Der Grund davon ist, daß die Traditionen des Volkes erst in sehr später Zeit gesammelt und außerdem von Priestern zusammengestellt und geschrieben wurden, welche die im Laufe der Jahrhunderte bereits zur Sage gewordene Ueberlieferung in einer Weise veränderten, oder sagen wir geradezu verfälschten, wie sie es für ihre Zwecke nöthig hielten. Daß dies im weitesten Umfange geschehen ist, haben die gewissenhaftesten Forschungen auf das Unwiderleglichste bewiesen. Wir wollen damit nicht geradezu behaupten, daß dieser Veränderung eine betrügerische Absicht zum Grunde lag, wie wir diese bei priesterlichen Schriften und Dokumenten späterer Zeiten häufig nachzuweisen haben werden, sondern sind vielmehr der Meinung, daß bei den in Rede stehenden Veränderungen priesterliche und Volksinteressen in gleichem Maße Theil gehabt haben mögen. Aus dieser priesterlichen Umhüllung den historischen Kern herauszuschälen, ist schwierig und wird nie in zuverlässiger Weise gelingen, da die Israetiten jener ältesten Zeit eine zu untergeordnete Rolle spielten, als daß sich andere Nationen, die in großen Reichen vereinigt waren, viel mit ihnen beschäftigt haben sollten. In ägyptischen Schriften und auf ägyptischen Denkmälern finden wir die Israeliten in so zweifelhafter Weise erwähnt, daß es sich kaum bestimmen läßt, ob diejenigen Stellen, welche die gelehrten Forscher als auf die Israeliten bezüglich anführen, sich auch wirklich auf sie beziehen. Von dem großen Minister Joseph und von Jakob berichtet kein ägyptisches Denkmal, kein Papyrus; auch daß die Israeliten, die unter dem Namen Apriu erwähnten Leute sind, ist zwar sehr wahrscheinlich, allein doch nicht unanfechtbar gewiß. Selbst Moses wird von manchen gelehrten Forschern für eine mythologische Person gehalten, gewissermaßen für den israelitischen Osiris. Andere wieder, und wir schließen uns dieser Meinung an, halten ihn für den in der ägyptischen Geschichte erwähnten Priester Osarsiph.

So sehr nun aber auch die Tradition und die Priester die wahre Geschichte verändert haben mögen, so sind wir doch überzeugt davon, daß Moses nicht nur eine wirklich lebende Person war, sondern daß er auch die Israeliten und andere Unzufriedene aus

Aegypten führte, der Gesetzgeber dieses Mischvolkes wurde, und daß ferner die in der Bibel enthaltene Erzählung von den Schicksalen der Auswanderer in der Wüste und in Kanaan, trotz ihrer sagenhaften Form und märchenhaften Ausschmückung, auf wirklich stattgehabte Facta begründet ist.

Es wird angegeben, daß die unter Jakob's Führung in Aegypten einwandernden Beduinenstämme sich im Grenzlande Gosen niederließen, und wir haben uns für die Ansicht ausgesprochen, daß dies zu der Zeit geschah, als die Hyksos-Pharaonen über Unterägypten herrschten. Wir wissen, daß seit dieser Zeit die Verbindungen Aegyptens mit den östlichen Nachbarländern nie unterbrochen wurden, und daß das ganze östliche Unterägypten auch nach Vertreibung der Hyksos zum großen Theil von Bewohnern semitischer Abstammung angefüllt war. Daß unter den Pharaonen ägyptischer Abkunft, „die von Joseph nichts wußten", sich das Schicksal dieser an der Grenze lebenden Fremdlinge zum Schlimmern änderte, ist begreiflich, und daß es unter Ramses ein sehr hartes wurde, wissen wir ebenfalls.

Südlicher als Heliopolis sind die semitischen Fremdlinge nicht in Aegypten eingedrungen, und da die Aegypter stets einen Widerwillen gegen Fremde und namentlich gegen Völker hatten, die sich mit der Viehzucht beschäftigten, so erklärt es sich, daß ägyptische Kultur keinen zu großen Einfluß auf die Israeliten haben konnte, wenn auch Sitten und Gebräuche des niedern Volkes zum Theil auf sie übergingen.

Unter den Nachkommen Israels mögen sich die aus Kanaan mitgebrachten Ueberlieferungen erhalten haben, wenn auch vielleicht nur unter einzelnen Familien; aber von dem Gott Jahveh oder Jehovah wußte das israelitische Volk eben so wenig wie Abraham oder Jakob, denn diese Gottidee ist eine Schöpfung des Moses.

Die Auswanderer, welche dieser aus Aegypten führte, waren nicht allein Israeliten; mit ihnen zogen andere der Grenzbewohner und selbst Aegypter. Aus dieser Vermischung entstand das Volk, welches Moses in zwölf Stämme theilte, die er nach den Kindern Jakob's benannte. Daß es nicht durchweg von Jakob stammte, geht daraus klar hervor, und das wird auch bestätigt durch die verschiedenen Völkertypen, die wir noch heute unter den Juden wahrnehmen und die sich auf Araber, Aegypter und Syrer zurückführen lassen. Die Leviten sind vielleicht der einzige Stamm, der eine direkte Nachkommenschaft von Jakob beanspruchen kann. Sie sind die Apriu (Apurin, Aperju) der Hieroglyphenschriften. Der Stamm Levi zerfiel in drei Geschlechter: Gerson, Kahath und Merari. Aus dem Geschlecht Kahat entsprangen Moses und sein Bruder Aaron und bildeten die herrschende Priesteraristokratie des Volkes.

Welchen Widerstand die Einrichtungen des Moses fanden, berichtet die Tradition. Diese Einrichtungen und mit ihnen der neue Gott würden zu Grunde gegangen sein, wenn nicht Moses so energisch die Vorrechte der Aaroniten gegen die Auflehnung seiner eigenen Anverwandten vertheidigt hätte. Die „Rotte Korah" waren Anhänger der Kinder seines Vatersbruders Jeznar, dessen ältester Sohn Korah hieß. In dieser Familie der Aaroniten war die Priesterwürde erblich und in ihr erhielt sich der Glaube an Jehovah und die Kenntniß des von Moses gegebenen Gesetzes, während sie sich im Volke nach Moses und Aaron's Tode und während der folgenden Jahrhunderte fast gänzlich verloren. Die Israeliten vermischten sich mit den Völkern, unter welchen sie lebten, und nahmen auch meistens ihre Götter an; sie beteten Baal und Aschera an, und selbst diejenigen, die Jehovah im Gedächtniß behielten, verehrten ihn unter dem Bilde eines Stiers.

Die Idee zu der Staatsform, welche Moses seinem Volke gab, hatte er der ägyptischen entnommen. Hier herrschten der That nach die Priester, denn die Könige waren durch Gesetze und von den Priestern eingeführte Vorschriften und Ceremonien durchaus beschränkt. Da sich aber einzelne Pharaonen über diese Beschränkung hinwegsetzten, oder wenigstens die Möglichkeit nahe lag, daß sie danach trachten könnten, sich von dem Einfluß der Priester zu befreien, so machte Moses, um dieser Gefahr vorzubeugen, weder sich

selbst zum König, noch setzte er einen andern ein: der sich verborgen haltende Gott Jehovah sollte sein König sein und es durch den Mund des Oberpriesters regieren, der allein mit ihm direkt verhandelte. Das Volk konnte zu seinem unsichtbaren Könige nicht anders gelangen, als durch die Vermittlung der Priester, und selbst seine Geschenke und Opfer, durch welche es die Gunst Jehovah's gewinnen wollte, mußten mit Beihülfe der Priester dargebracht werden.

Auf diese Weise wurden alle Gesetze und Vorschriften, welcher Art sie auch sein mochten, nicht menschliche Einrichtungen, die man abändern oder deren Zweckmäßigkeit man bezweifeln durfte, sondern göttliche Befehle, durch deren Verletzung man Gott beleidigte und erzürnte. Wir haben gesehen, wie die Oberpriester aus dem Geschlecht Aaron's und deren Familien ihre Gewalt mißbrauchten, und alle Einrichtungen des Moses sammt seinem Gott Jehovah würden zu Grunde gegangen sein, wenn sie nicht durch Samuel und die von ihm errichteten Prophetenschulen erhalten worden wären.

Was wir unter „Propheten" zu verstehen haben, ist früher erklärt worden. Sie waren in der That „Rasende", Fanatiker, welche sich die Ausrottung der Vielgötterei zur Lebensaufgabe gestellt hatten und zu diesem Ende vor keinem Mittel zurückschreckten. Elias war ein heiliges Ungeheuer, der am Bache Kison 450 Priester des Baal abschlachtete. Daß er damit seinem Jehovah einen demselben wohlgefälligen Dienst erwiesen zu haben glaubte, giebt uns Aufschluß über die Vorstellung, die er sich von diesem Nationalgott der Israeliten machte. Elisa, sein Schüler, führte die ihm hinterlassenen Aufträge gewissenhaft aus und mordete den kranken syrischen König, den er zu heilen berufen war, um einem Verräther die Krone zu verschaffen, in welchem sich Elias übrigens offenbar geirrt haben mußte, denn wir können den Grund nicht entdecken, weshalb man ihm die syrische Krone verschaffte.

Die Propheten wurden ein zahlreicher und einflußreicher Stand, denn bei ihnen holte sich das an allerlei Zeichen und Wahrsagerei glaubende Volk in allen öffentlichen und selbst häuslichen Angelegenheiten Rath, und außerdem waren sie auch die einzigen Aerzte. Da sie hauptsächlich von dem lebten, was sie für ihre Bemühungen empfingen, so ist es begreiflich, daß es Viele unter ihnen gab, welche mehr darauf bedacht waren, den Aberglauben des israelitischen Volkes zu ihrem eigenen Vortheil auszunutzen, als den Jehovahdienst zu befördern.

Unter Salomon war das Ansehen der Propheten sehr gesunken, gewann aber später im Königreich Israel bedeutenden, wenn auch sehr schwankenden Einfluß. Als Ahab die tyrische Königstochter Jesebel heirathete, begannen die Verfolgungen der Propheten, und seitdem finden wir sie als Gegner der Könige und der vornehmen Welt, welche den Jehovahdienst verspotteten und dem die Sinne mehr ansprechenden Dienst des Baal und der Aschera offenbar den Vorzug gaben. Alle Uebel und Unglücksfälle, welche das Volk betrafen, stellten sie als Strafen Jehovah's für den Abfall von ihm hin. Daß das Volk die Stierbilder anbetete und allerlei heidnische Gebräuche dabei einführte, übersahen sie, denn das Stierbild war immer der Repräsentant Jehovah's, nur die Anbetung von Göttern, die einen andern Namen hatten, galt ihnen als Götzendienst und Abfall.

Im Reiche Juda entwickelte sich das Prophetenthum in anderer Weise. Durch den Bau des Salomonischen Tempels war der Priesterstand erst wirklich eine vornehme Kaste geworden, welche auch alle Leviten einschloß. Diese Kaste bildete gewissermaßen einen Staat im Staate, eine wohlorganisirte Macht, die sich nicht unbedingt dem Willen des Königs zu fügen brauchte und selbst unter götzendienerischen Königen ihr Ansehen nie ganz verlor. Die aus ihnen hervorgehenden Propheten waren in den Schulen im Tempel gebildet worden. Sie brauchten sich nicht mehr in der Wüste und in Felsenhöhlen zu verstecken und traten nicht mehr in der abenteuerlichen Weise wie ihre Vorgänger zur Zeit des Elias und Elisa auf.



Heilige Geräthe der Israeliten.

1. Leuchter. 2. Ehernes Wasserbecken, in welchem die Priester Hände und Füße waschen mußten. 3. Bundeslade. 4. Räucheraltar vor dem Vorhang des Allerheiligsten. 5. Schaubrote. 6. Brandopferaltar der Stiftshütte. 7. Räuchergefäße.

Wenn sie sich auch weniger fanatisch geberdeten, so hingen sie doch nichtsdestoweniger fest an dem Jehovahglauben, und sahen in diesem das einzige Heil, die einzige Rettung für das in allen möglichen, aus fremdem Götzendienst entstandenen Lastern ganz versunkene Volk. Sie waren jetzt nicht mehr „Rasende", blutgierige Fanatiker, welche zu Ehren Jehovah's Menschen-Hekatomben schlachteten, sondern von einer Idee begeisterte Männer von hellem und praktischem Verstande, welche die Verhältnisse beurtheilen und aus ihnen die Zukunft vorhersehen konnten. Für sie war nicht mehr Jehovah ein neben anderen Göttern bestehender, obwol mächtigerer Gott, den man unter der Gestalt eines Stiers anbeten durfte, oder der sich an dem Geruch des Fettes oder des Blutes der Opfer erfreute; dem Gotte des Moses hatten sie die grobe Hülle abgestreift, mit welcher derselbe die der altägyptischen Religion zu Grunde liegende Gottidee seinem Zweck entsprechend umhüllt hatte; — ihr Jehovah war der einzige Gott, der Geist, welcher Alles, was ist, hervorgebracht hat und die Welt durchdringt, ein allmächtiges, allwissendes und allgegenwärtiges Wesen, welches man „im Geist und in der Wahrheit" und nicht nur durch Ceremonien, Opfer und mit den Lippen anbeten müsse.

„Was soll mir die Menge eurer Opfer?" läßt Jesaias Jehovah sagen. „Ich bin satt der Brandopfer von Widdern, und des Fetten von den Gemästeten, und habe keine Lust zum Blut der Farren, der Lämmer und Böcke. Bringt nicht noch mehr Speiseopfer so vergeblich. Das Räucherwerk ist mir ein Greuel; der Neumonde und Sabbathe, da ihr zusammen kommet, und Mühe und Angst habt, derer mag ich nicht. Meine Seele ist feind euern Neumonden und Jahreszeiten; ich bin derselbigen überdrüssig, ich bin es müde zu leiden. Und wenn ihr schon eure Hände ausbreitet, verberge ich doch meine Augen vor euch; und ob ihr schon viel betet, höre ich euch doch nicht, denn eure Hände sind voll Bluts. Waschet, reiniget euch, thut euer böses Wesen von meinen Augen, lasset ab vom Bösen. Lernet Gutes thun, trachtet nach Recht, helfet dem Unterdrückten, schaffet den Waisen Recht und helfet der Wittwen Sache."

Aehnlich redeten andere Propheten, wie Joel, Amos und Hosea. Sie verkündeten aber nicht nur die Strafe für den Abfall von Jehovah und ermahnten zu geduldiger und demüthiger Unterwerfung unter dieselbe; sie verhießen auch dessen Belohnung und wiederkehrende Gnade für die Bereuenden, trösteten mit dieser Hoffnung im Unglück und hatten das feste Zutrauen, daß Jehovah einen Helden, einen Gesalbten (Messias) aus ihrer Mitte, aus dem Geschlecht David's, würde hervorgehen lassen, welcher die alte Herrlichkeit des David'schen Reiches wieder herstellen würde.

Unter Usia und besonders unter Hiskiah gewannen die Priester und Propheten den bedeutendsten Einfluß. Unter den Letzteren ragt Jesaias über alle hervor. Er war der Freund und Rathgeber des Königs. Welche Rolle Jeremias unter Josia und seinen Nachfolgern spielte, haben wir angegeben.

Unter den mehr geordneten Verhältnissen in Jerusalem war die Klasse der Propheten eine zahlreiche und angesehene geworden. Nicht alle fühlten sich berufen, wie Jesaias, Amos, Hosea und Jeremias, als Volksführer und Rathgeber der Könige aufzutreten, und nichts war unpassender für sie als der Name Propheten, den sie, wie schon früher bemerkt, bei den Juden auch nicht führten. Sie waren mehr Gelehrte, welche sich mit dem Studium der Gesetze oder anderen damals als Wissenschaft geltenden Dingen beschäftigten, „Schriftgelehrte" und wol auch Dichter. Wenn sie auch Jehovah dienten und in den äußerlichen Dingen nichts versäumten, so gab es doch Viele unter ihnen, welche in ihren Ansichten nichts weniger als streng waren und sich mit dem Götzendienst der Vornehmen und Reichen sehr gut zurecht zu finden wußten, da es ihnen Vortheil brachte. Viele von ihnen waren Aerzte und heilten in der Weise, die sie in den Schulen gelernt hatten, verschmähten aber ebensowenig Amulete, Zaubermittel und was sonst unter anderen Völkern jener Zeit gebräuchlich war.

Das unter der Regierung Josia's in der erwähnten Weise „aufgefundene" Gesetz des Moses hatte keine Zeit, die von ihm erwartete Wirkung auszuüben, denn des frommen Königs Nachfolger betrieben die Einführung der neuen Ordnung gar nicht, und das Klagen, Eifern und Drohen des Jeremias zog ihm nur Spott und Hohn zu und brachte ihn selbst in Lebensgefahr. Das von ihm und anderen Propheten längst angedrohte Strafgericht brach herein; Priester und alle angesehene Leute wurden nach Babylon abgeführt und der Salomonische Tempel wurde zerstört.

Erst während und nach der babylonischen Gefangenschaft entwickelte sich unter dem Einfluß des Unglücks und des neuen Gesetzes dasjenige Judenthum, welches den in der Einleitung zu diesem Abschnitt erwähnten großen Einfluß auf die Kultur der nachkommenden Völker hatte; wir werden davon weitläufiger im nächsten Zeitraum reden; hier haben wir es nur mit der Zeit vor der babylonischen Gefangenschaft zu thun.

Ueber den Charakter und sittlichen Werth des alten israelitischen Volkes brauchen wir nur wenig zu sagen; denn sie sind klar genug in den von ihnen erzählten Handlungen ausgedrückt. Die Tradition von der idyllischen Zeit unter den Erzvätern, die uns die Priester aus König Josia's Zeit überlieferten, erzählt mit naivem Behagen ihre Betrügereien und Nichtswürdigkeiten. Der fromme Jakob betrügt mit Hülfe seiner Mutter seinen altersblinden Vater Isaak und seinen ehrlichen Bruder Esau; er wird seinerseits von Laban betrogen, den er überlistet u. s. w. Die Heviter hatten Jakob mit dessen Familie und seinen Herden in ihrem Lande freundlich aufgenommen. Seine neugierige Tochter Dina geht in die Stadt der Heviter, dort sieht sie Sichem, den Sohn des Königs. Er verliebt sich in sie; und es scheint nicht, daß er nöthig hatte, ihr Gewalt anzuthun. Er hatte auch durchaus ehrliche Absichten; er erbat sie sich zum Weibe und sein Vater bot Jakob und seinen Söhnen eine ganz anständige Morgengabe; er kam ihnen überhaupt mit großer Herzlichkeit entgegen und bot ihnen an, ein Volk mit ihnen zu bilden. Die Söhne Jakob's sagten, sie könnten ihre Schwester keinem unbeschnittenen Manne geben; wenn aber Alles, was männlich in der Stadt wäre, sich beschneiden lassen wollte, dann sollte der Prinz Dina haben und sie wollten ein Volk mit dem seinen bilden. Es gelang Sichem, die Einwohner der Stadt zu bereden, und Alles, was männlich war, ließ sich beschneiden. — Am dritten Tage danach, als alle Männer der Stadt vor Schmerz sich kaum bewegen konnten, erschlugen die Söhne Jakob's sie alle und plünderten die Todten und die Stadt. Erschrocken rief Jakob, als er diese Nichtswürdigkeit erfuhr: „Ihr habt mir Unglück zugerichtet, daß ich stinke vor den Einwohnern dieses Landes", — aber er war nicht empört über die Handlung selbst, nein, er fürchtete die Rache der Kananiter und floh. Die Söhne aber stellten die Handlung dar, als hätten sie die Schande ihrer Schwester rächen wollen. Wir greifen diesen Vorfall aus der Tradition heraus, weil in ihm sich die Hauptzüge des damaligen israelitischen Charakters abspiegeln: List, Falschheit, Feigheit und Grausamkeit. Nicht minder belehrend sind weitere Beispiele, welche die israelitische Geschichte enthält.

David ließ zwei Drittel der gefangenen Moabiter mit Wagen überfahren und von den Pferden zu Tode stampfen. In derselben Weise behandelte er die besiegten Einwohner von Rabba. König Amazia ließ nach seinem Sieg über die Edomiter im Salzthal 10,000 Gefangene von den Felsen herabstürzen. Aehnliche Beispiele könnten wir noch viele anführen. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß andere Völker jener Zeit — z. B. die Assyrer — eben so grausam mit ihren Gefangenen verfuhren, und wir erwähnen die Grausamkeiten der Juden nur, um zu zeigen, daß sie in dieser Beziehung vor den rohesten Völkern jener Zeit nichts voraus hatten, während sie in vielen guten Eigenschaften hinter den anderen Bewohnern Syriens zurückstanden. Kunst und Wissenschaften kamen bei den Israeliten zu keiner Blüte, und selbst in den gewöhnlichen Handwerken waren sie unerfahren. Wir haben gesehen, daß Salomon zum Bau seines Tempels Baumeister und Künstler aus Phönikien kommen ließ, indem er selbst an Hiram

schrieb, daß sein Volk nichts verstände. Auch im Handel zeichneten sich die Kinder Israels nicht aus, und ungefähr aus demselben Grunde wie die alten Aegypter, weil sie die Berührung mit fremden Völkern als verunreinigend scheuten.

Der einzige Kulturzweig, in welchem sie in jener Zeit Einiges leisteten, war die lyrische Poesie, von der sich Proben im Deborahlied und in einigen, dem Könige David zugeschriebenen Psalmen erhalten haben. Die für die Dichtkunst günstigste Periode dieses Zeitraumes war die unter König Hiskiah, der selbst Dichter war. Die Bücher des Moses entstanden, wie wir gesehen haben, unter der Regierung des Josia; aber die meisten anderen in der Bibel enthaltenen Schriften, selbst die David zugeschriebenen Psalmen, und die Salomon's Namen tragenden, gehören einer spätern Zeit an; wir werden im nächsten Zeitraum darauf zurückkommen.

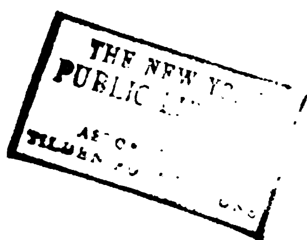
Armenien.

Das Land, welches nordöstlich von der kleinasiatischen Halbinsel zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meere liegt, heißt Armenien. Es wird in seinem nördlichen Theile von den Flüssen Kur und Araxes durchflossen, welcher sich in das Kaspische Meer ergießt, und im Süden von den Flüssen Euphrat und Tigris. Außerdem enthält es mehrere Alpenseen, von denen der von Gevan 6000, der von Wan 4700 und der von Urmia 4500 Meter über dem Meeresspiegel liegen. Armenien ist eines der am höchsten gelegenen Länder Westasiens, manche seiner baumlosen Hochebenen liegen 2200 Meter hoch. Der höchste Berg des Landes ist der 4883 Meter hohe Große Ararat und der nicht weit von ihm liegende Kleine Ararat, der 3857 Meter hoch ist. Im östlichen Theile des Landes giebt es indessen auch große Niederungen, namentlich zwischen den Flüssen Kur und Araxes. Wegen der hohen Lage ist das Klima sehr rauh und der Winter lang.

Die Völker, welche zu der Zeit, die wir jetzt behandeln, Armenien bewohnten, sind nicht die Vorfahren der heutigen Armenier; allein es wird angegeben, daß sie ein arischer Volksstamm waren, verwandt mit den Georgiern und anderen Kaukasusvölkern. Die älteste Geschichte dieser Landeseinwohner ist so dunkel und unzuverlässig, und für die allgemeine Geschichte auch so wenig wichtig, daß wir sie übergehen können. Das Land war in viele kleine Staaten getheilt, allein wenn wir auch die Namen der sie bildenden Stämme kennen, so ist es doch nicht möglich, mit Sicherheit die Lage ihrer Wohnsitze zu bestimmen. Nairi lag an den Quellen des Euphrat und Tigris, Manna (Wan) östlich, Mussassir (Arsissa) nördlich vom See Wan, ferner finden wir Fürsten des Berges Mildis (jetziges Erzerum) und von Milid. Im Reiche Urarti oder Ararti (das Ararat der Bibel) waren mehrere Stämme der Armenier vereinigt.

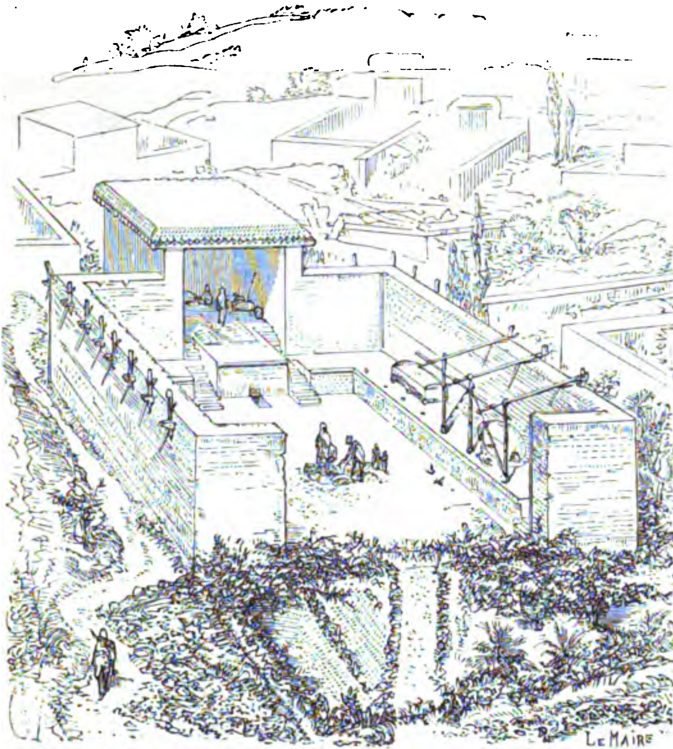
Was wir von der Geschichte Armeniens wissen, beschränkt sich darauf, was wir aus den assyrischen Inschriften erfahren, denn die im fünften Jahrhundert n. Chr. von Moses von Chorene geschriebene Geschichte Armeniens ist ein solches Gemisch von Fabeln, daß sich der historische Kern, der darin enthalten sein mag, durchaus nicht erkennen läßt.

Wir haben gesehen, daß die assyrischen Könige schon frühzeitig danach trachteten, dies Nachbarland zu erobern, und daß Tuklat-Habal-Asar I. (1130—1110) einen Kriegszug nach Nairi unternahm (sein Bild ist bei Karkar in den Felsen eingegraben). Seine Nachfolger unterwarfen den größten Theil des Landes; allein die Kriege gegen Armenien währten, so lange es ein Assyrisches Reich gab, und wir werden sie bei der Geschichte desselben zu erwähnen haben. Diese Kriege, so barbarisch und grausam sie geführt wurden, hatten indessen doch den guten Erfolg, daß sie assyrische Kultur in das rauhe Gebirgsland brachten. Sie brachten die Keilschrift der Assyrer nach Armenien, und die sich noch in diesem Lande vorfindenden Denkmäler haben in derselben geschriebene Inschriften, die aber bis jetzt noch nicht genügend entziffert sind.


THE NEW YO
PUBLIC LI



GALATIEN
KAPPADOCIEN
LYCAONIEN
Ikonium
Lystra
Derbe
Tyana
Caesarea
Mazaka
Taurus Gebirge
CILICIEN
KOMMAG
Tarsus
Seleucia
Aphrodisias
Myriandrus
Issus
Antiochia
Seleucia
Zeugma
Hierapolis
Chelbon
Chalkis
Apamea
Laodicea
CYPERN
Soli
Salamis
Citium
Amathunt
Hamath (Epiphania)
Emesa
Adotha
Antaradus
Tripolis
Byblus
Riblah
Berytus
Sidon
Abila
PHOENICIEN
SYRIEN
PALMYRA
DAMASKUS
Tyrus
Akka
Caesarea
Tiberias
Samaria
Astaroth Karnaim
Kenath
Bostra
Jabes
GILEAD
Joppe
Asdod
Askalon
Gaza
Jericho
JERUSALEM
Rabbath Ammon
(Philadelphia)
AMMON
Hebron
Ar Moab
MOAB
Berseba
Kadesch
PALAESTINA
Mittelländisches Meer
EDOM
Petra
MIDIANITER
Elath
Ezeon Geber
Wüste Paran
AR
Zadrakarta
Ragae
hes Meer
Ispahan
Aspadana
PERS
Sebastia
Antitaurus Geb.
Amanus Geb.
Pyramus
Antilibanon
50
55
70
35
30



Semitische Hausanlage.

Kleinasien.

Kleinasien ist eine 145 Meilen lange und 80 Meilen breite, also über 10,000 Quadratmeilen enthaltende Halbinsel, ein Land, welches von Bergketten eingefaßt und durchschnitten ist.

„Wie ein kleines Iran baut es sich aus drei Meeren auf“, dem Mittelländischen, Aegäischen und Schwarzen Meere. Südlich läuft eine vom Tauros ausgehende Kette; nördlich ein niedrigerer Ausläufer vom Kaukasus parallel mit dem Ufer des Schwarzen Meeres, der mit dem mysischen Olymp endet. Eine nicht hohe Hügelkette durchschneidet die Halbinsel in diagonaler Richtung von Nordost nach Südwest und verbindet den Tauros mit dem Olymp. Im Osten wird die Halbinsel durch die Gebirge Armeniens begrenzt.

In das südliche Meer ergießen sich kleinere Küstenflüsse, die wir nur nennen, weil sie in der Geschichte zu dieser oder jener Zeit eine gewisse Rolle spielen, wie der Kydnos, Kalkydanos, Eurymedon, Kestros, Xanthos und Glaukos. In das Aegäische Meer münden der Hermos und der Mäandros; der auf dem goldhaltigen Berge Tmolos entspringende und Gold in seinem Sande führende Paktolos, die auf dem Ida entspringenden Simreis und Skamander. In den Hellespont ergießt sich der Granikos und in das Schwarze Meer der Sangarios, der Halys und andere weniger bedeutende Flüsse. Unter den vielen Seen erwähnen wir nur den größten, den Tatta, einen Salzsee. An der vielfach eingebuchteten Westküste finden sich eine große Anzahl von Inseln, darunter Lesbos, Chios, Samos, Kos, Rhodos u. s. w., von denen die meisten dem Lande nahe genug sind, die Mündungen der Flüsse und Häfen zu schützen, und weit genug, um gegen plötzliche Angriffe landwärts als Zufluchtsort zu dienen.

Kleinasien wurde in eine Menge von Staaten getheilt, die nach den Völkern benannt wurden, welche in ihnen wohnten. Folgende lagen an der Meeresküste: Zunächst Phönikien,

mit dessen Küste beinahe einen rechten Winkel bildend, lag **Kilikien**, dann folgen **Pamphylien**, **Lykien**, **Karien**, **Lydien**, **Mysien**, **Bithynien**, **Paphlagonien** und **Pontos**. Im Innern, zwischen Pontos und Kilikien lag **Kappadokien**; zwischen Bithynien und Paphlagonien nördlich und Pamphylien und Kilikien südlich lagen **Galatien**, **Lykaonien** und **Pisidien**; eingeschlossen von diesen drei Ländern und von Karien, Lydien, Mysien und Bithynien lag **Phrygien**, wovon ein Theil von der Propontis (Marmara-Meer) bespült wurde.

Es ist absolut unmöglich, mit einiger Gewißheit den Ursprung all der Völker anzugeben, welche Kleinasien in alten Zeiten bewohnten, und es lassen sich darüber nur Vermuthungen aufstellen. Turanier und Kuschiten ließen sich hier in allerfrühster Zeit nieder: die Ersteren im Innern des Landes, die Letzteren an den Küsten der Meere. Die Kuschiten verschwanden schon in vorgeschichtlicher Zeit und die Karier sind das einzige Volk, denen dunkle Sagen kuschitischen Ursprung zuschreiben. Die Turanier behaupteten sich bis in die Zeit der Römerherrschaft, wenigstens finden sich Stämme von ihnen sowol im Norden als im Süden der Halbinsel. Die Kolchier, Saspiren und Chalyber, die seit undenklicher Zeit den Bergbau betrieben, lieferten den übrigen Asiaten Silber, besonders aber Eisen und Zinn. Mehr südlich herrschten lange zwei engverbundene Völker, die **Muskaï** und **Tublaï** (die Meskekh und Tubal der Bibel). Letztere wohnten im Gebiet des Iris und bis zum Schwarzen Meere; die Muskaï am obern Euphrat und Tigris und bis zum Halys hin. Ihnen gehörten lange die beiden bedeutendsten Städte Kappadokiens, Mazaka auf dem Berge Argeion und Kumanu (Comana).

Die Turanier wurden von den Ariern und Semiten nach dem Kaukasus zurückgedrängt. Letztere mögen sich von Syrien und dem Euphrat her nach dem Schwarzen und Aegäischen Meere hin ausgedehnt haben, und die Bibel läßt die **Lydier** von **Lud**, einem Sohn des Sem abstammen; allein alle diese Nachrichten sind äußerst unbestimmt. Möglich, daß Semiten eine Zeit lang in Phrygien wohnten, allein sie wurden bald vernichtet oder verjagt. Nur in **Lykien**, längs der südlichen Küste, gewannen sie feste Wohnsitze. Südlich vom Tauros wohnten ebenfalls semitische Stämme, welche Kilikien kolonisirten und mit den Solymern und Erembern die äußersten Vorposten der Semiten gegen die Arier bildeten.

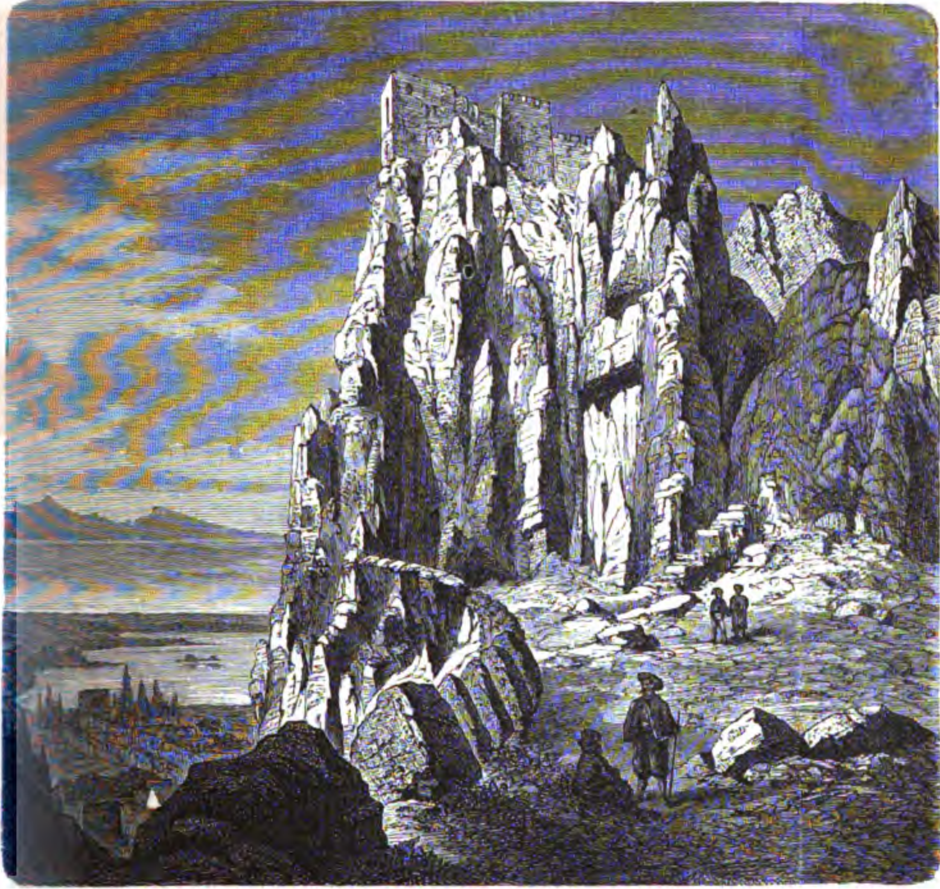
Die **Arier** Kleinasiens gehören alle zu ein und derselben Familie, deren Herrschaft sich von Armenien bis zum Tauros und dem Inselmeer ausbreitete. Die Hauptmasse des Volkes bewohnte den westlichen Theil der Ebene, welche nördlich vom Sangarios und südlich von dem in unendlich vielen Krümmungen fließenden Mäander bespült wird. Dieses herrliche Getreide- und Wiesenland hieß **Phrygien** und wurde von einem fleißigen, friedlichen, meist Ackerbau treibenden Volke bewohnt, dessen Sprache mit der griechischen ungefähr dieselbe Aehnlichkeit hatte, wie sie zwischen dem Gothischen und dem Mittelhochdeutschen stattfindet. Die Herrscher von Phrygien waren meist mächtige Könige, allein von ihren Thaten und Schicksalen haben sich nur Sagen erhalten. Uralte Gräber, welche man am Anfange dieses Jahrhunderts in der Nähe der Quellen des Sangarios aufgefunden hat, geben ebenfalls keine besonderen Aufschlüsse, eben so wenig wie die Tausende von kleinen Felsenwohnungen, in denen die Phrygier in urältesten Zeiten gelebt zu haben scheinen, ehe sie die großen Städte und freistehenden Häuser bauten, deren Alter ebenfalls in dunkle Zeiten hinaufreicht. Die Könige der Phrygier hießen wahrscheinlich Gordios und Midas: andere Namen sind wenigstens nirgends genannt; nur derjenige König, mit welchem die gordische Dynastie im sechsten Jahrhundert v. Chr. erlosch, hieß Adrastos.

Von den Gründern der Dynastie, **Gordios** und seinem Sohne Midas, berichtet uns die Sage; der erste Midas, von dem sich bestimmte Nachricht vorfindet, bestieg vielleicht 738 v. Chr. den Thron. Er heirathete eine griechische Königstochter Damodike und weihte seinen Richterstuhl dem Orakel zu Delphi. Als die Kimmerier in sein Land einfielen, tödtete er

sich, indem er Stierblut trank. Von einem dritten Midas wissen wir weiter nichts, als daß ein griechischer Dichter die Grabschrift für ihn machte.

Die von dem ersten Gordios und Midas erzählten Sagen sind folgende:

Gordios war ein Ackerbauer. Als er einst pflügte, setzte sich ein Adler auf das Joch und blieb den ganzen Tag darauf sitzen. Das schien Gordios eine besondere Bedeutung zu haben, und er ging nach Telmessos, um die Wahrsager darüber zu befragen.



Aus dem armenischen Hochlande.

Beim Eintritt in die Stadt begegnete ihm eine sehr schöne Jungfrau, die sich auf die Wahrsagekunst verstand. Sie prophezeite ihm, daß er einst König werden würde, und zum Zeichen, daß sie fest daran glaube, trug sie sich ihm gleich zum Weibe an, worüber derselbe höchlich erfreut war.

Nicht lange darauf brachen unter den Phrygiern Unruhen aus, und das befragte Orakel rieth dem Volke, sich zur Beendigung derselben einen König zu wählen, und zwar den ersten Menschen, welcher nach diesem Orakelspruche, auf einem Wagen den Tempel des Zeus (phrygisch Man oder Manes) besuchen werde. Kaum hatten die Abgesandten des Volkes den Orakelspruch überbracht, so sah man einen Bauer auf einem Wagen dem Tempel des Zeus zufahren. Es war Gordios, der nun sofort unter dem Jubel des Volkes zum Könige ausgerufen wurde.

Zum Andenken an dies Ereigniß ließ Gordios seinen Wagen zu Gordion als ein dem Zeus geweihtes Heiligthum im Tempel des Gottes aufstellen und knüpfte das Joch

desselben mit der Deichsel durch einen aus Hartriegelbast gewundenen Knoten so fest zusammen, daß das Orakel Demjenigen die Herrschaft über Asien versprach, der den Knoten lösen würde. Wir werden später sehen, wie Alexander der Große diese Aufgabe mit dem Schwerte löste. Seitdem nennt man eine unauflösbar scheinende verwickelte Angelegenheit einen gordischen Knoten, während den Knoten zerhauen eine Redensart geworden ist, durch welche man die gewaltsame Lösung solcher Schwierigkeiten bezeichnet.

Der Sohn des Gordios und der schönen Frau, die ihm zunächst den Thron verhieß, und die keine andere als die Göttin Kybele selbst war, hieß Midas. Schon als er in der Wiege lag, trugen Ameisen Weizenkörner in den Mund des schlafenden Kindes, was die Orakel auf unermeßlichen Reichthum deuteten. Dieser Reichthum mochte sich vom Bergbau herschreiben; allein die Sage erklärt ihn anders. Sie erzählt, daß ihm der Gott Dyonisios auf seine Bitte die Fähigkeit ertheilte, Alles was er berühre in Gold zu verwandeln. Als er dadurch in Gefahr gerieth, zu verhungern, wurde er von dieser gefährlichen Eigenschaft befreit, indem er sich im Flusse Paktolos badete und untertauchte, seit welcher Zeit dieser Fluß Gold in seinem Sande führte.

Die Sage erzählt ferner von Midas, daß er ein Schüler des Orpheus gewesen sei. Als er einst bei einem Gesangswettstreit zwischen Apollon und Pan dieselben belauschte, und den unberufenen Kritiker spielend, Pan den Preis zuerkannte, weil ihm dessen Rohrflöte besser gefiel als Appollon's Kithara, beschenkte ihn der erzürnte Gott mit einem Paar Eselsohren. Er verbarg dieselben lange Zeit durch eine hohe eigenthümliche Kopfbedeckung, die bekannte phrygische Mütze; allein er konnte sie vor seinem Barbier nicht verheimlichen. Dieser mußte zwar geloben, das Staatsgeheimniß nicht zu verrathen; allein der geschwätzige Mensch fühlte sich dadurch sehr bedrückt, und um sich zu erleichtern, grub er an einem einsamen Orte ein Loch in die Erde und flüsterte hinein: „der König hat Eselsohren", worauf er das Loch wieder zuscharrte. Allein aus der Erde sproß Schilf hervor, und beim Wehen des Windes flüsterte es fortwährend: „König Midas hat Eselsohren", wodurch das große Geheimniß von den Folgen seiner Dummheit allgemein bekannt wurde. Diese Midas-Fabeln sind schwerlich den Sagen der Phrygier, sondern vielmehr den satirischen griechischen Schauspielen entsprungen, welche der Streit über die Vorzüge der Flöte und Pfeife, die in Griechenland von Phrygien eingeführt wurde, und der griechischen Laute hervorrief.

Die Religion der Phrygier stammt ohne Zweifel aus Syrien. Ihr Baal hieß indessen Manes; und ihre Göttermutter Amma, welche die Griechen Kybele und mit noch verschiedenen anderen Namen nennen, war eine Vereinigung von Aschera und Astarte; ebenso war die Art, wie man sie verehrte, dieselbe. Auch die Adonislegende findet sich bei ihnen, obgleich in etwas veränderter Gestalt. Der Adonis heißt Pagos (die Griechen nennen ihn Attys). Er flieht vor der in ihn verliebten Göttin und entmannt sich selbst unter einer Fichte. Sein Tod und sein Wiedererwachen wurden mit ausschweifenden Trauer- und Freudenfesten gefeiert.

Die Gesetze, welche wir als bei den Phrygiern geltend kennen, charakterisiren sie als ein einfaches, ackerbauendes Volk. So wurde zum Beispiel das Tödten eines Pflugstieres und der Diebstahl von Ackergeräthschaften mit dem Tode bestraft. Der Eidschwur wurde bei ihnen als gerichtliches Beweismittel für durchaus unzulässig erklärt, wahrscheinlich aus dem sehr vernünftigen Grunde, weil er dem Gewissenlosen und Ungläubigen ein ungerechtes Uebergewicht über den Rechtschaffenen gab. Neben dem Ackerbau blühten indessen auch manche Gewerbe bei den Phrygiern. Sie verstanden es, aus schwarzer Wolle schöne Gewebe zu machen, und die Kunst der Stickerei wurde bei ihnen erfunden. Der Bergbau wurde eifrig und wie es scheint mit großem Erfolge betrieben. Auch die Erfindung der vierrädrigen Wagen und des Ankers schreibt man ihnen zu. Was wir von ihrer Kunst wissen, ist unbedeutend, doch werden sie als die Erfinder der Fabelpoesie

genannt, und der Fabeldichter Aesop soll ein Phrygier gewesen sein. Auch Musik pflegten sie, und phrygische Flöten und Pfeifen und die Handtrommel spielten bei ihren ausgelassenen religiösen Festen eine große Rolle. Der Vergleich zwischen der griechischen Kithara und der phrygischen Flöte schien vielen griechischen Kunstrichtern so abgeschmackt, daß sie nicht nur dem Midas Eselsohren für sein Urtheil dekretirten, sondern auch fabelten, daß Apollon dem Marsyas für die Vermessenheit, sich mit seiner Flöte in einen Wettstreit mit ihm eingelassen zu haben, — die Haut abzog. Die Musik übrigens, die Apollon selbst auf seiner Kithara oder Lyra machte, kann indessen nach unseren Begriffen schwerlich sehr lieblich gewesen sein.

Nicht nur in Phrygien, sondern bei fast allen kleinasiatischen Völkern wurden die syrischen Götter, obwol unter verschiedenen Namen, verehrt. Während die große Göttin bei den Phrygiern Amma (Kybele) hieß, nannten sie die Kappodokier Mene oder Ma, die Lydier Blatta u. s. w. Der Kultus dieser Göttin war mit geringen Abweichungen überall derselbe; er kennzeichnete sich durchweg durch ein Gemisch von fanatischer Keuschheit und Wollust.



Amazonen nach antiker Darstellung.

Während sich die männlichen Diener der Göttin entmannten, dienten dagegen (nach dem griechischen Geschichtschreiber Diodor) in Komana am Saros in Südkappadokien nicht weniger als 6000 Hierodulen, in Männerkleidung und bewaffnet gehende Weiber — denn Jungfrauen darf man sie doch wol nicht nennen — der Göttin Ma mit ihrem Körper; Unkeuschheit war Gottesdienst. Die Art desselben haben wir bereits früher kennen gelernt, und bei den sinnlichen Neigungen orientalischer Völker ist es nicht zu verwundern, daß diese Art von Religion sehr willige Annahme und Verbreitung fand. Die Phönikier brachten ihre Götter in alle ihre Kolonien und überall gab es verschnittene Priester der Aschera-Astarte, wie man sie auch immer nennen mochte, und Mädchen, die in männlicher Kleidung und Bewaffnung der Göttin in ihrer Weise dienten.

Diese bewaffneten Mädchen gaben Veranlassung zu der Sage von den Amazonen, welche die wundersüchtigen und phantasiereichen Griechen zu einer pragmatischen Geschichte verarbeiteten, woran sie als unbestreitbare Thatsache glaubten. Da es nun an verschiedenen Orten der Erde solche bewaffnete Mädchen gab, so nahmen die Griechen an, daß sie es gewesen, welche die Städte, wo sie waren, gegründet hatten, und knüpften daran die Erzählungen von wunderbaren Kriegs- und Eroberungszügen der Amazonen.

Da dieser Name Amazonen im Griechischen allenfalls mit Brustlose übersetzt werden kann, so erfanden die Griechen frischweg die Fabel, daß diese Weiber sich die rechte Brust wegschnitten, um dadurch nicht am Spannen des Bogens gehindert zu sein. Auf den Skulpturen jedoch sieht man sie niemals in dieser Weise verstümmelt. Sie sind verschieden-

artig abgebildet. In ältesten Zeiten stellte man sie mit breitem Gürtel, weitem Mantel und phrygischer Mütze, halbmondförmigem Schild, mit Bogen und Streitaxt dar. Auf späteren Kunstdenkmälern sind die Amazonen gewöhnlich zu Pferde abgebildet, im dorischen Chiton (ein kurzes wollenes Hemd meist ohne Aermel) mit nackten Armen und Schenkeln, den Helm auf dem Kopfe und eine Lanze in der Hand. Auch für die Fortpflanzung des Amazonenvolkes sorgte die Phantasie der Griechen, indem sie erzählten, daß die weiblichen Krieger zu gewissen Zeiten mit benachbarten Männern zusammen kamen und von den infolge dieser Zusammenkünfte entstandenen Kindern nur die Mädchen am Leben ließen.

Wir werden dieser Amazonensage häufig in der alten Geschichte begegnen, und da wir nun ihre Gehaltlosigkeit kennen, finden wir es auch nicht für nöthig, auf die von den griechischen Historikern berichtete Geschichte derselben einzugehen.

Ehe wir von dem wichtigsten der kleinasiatischen Völker, den Lydiern, weitläufiger reden, wollen wir nur kurz die Charakteristik einiger anderen Nationen geben.

Die nächsten Nachbarn der Phönikier waren die Kilikier, zu denen die Solymer gehören. Sie sollen von Kilix, dem Sohne des Agenor, einem Phönikier abstammen. Im Norden Kilikiens erheben sich die Berge des Tauros, durch welche enge Felsenwege bekannt als die Kilikischen Pässe, die Verbindung mit Kappadokien vermittelten und im Nothfalle erschwerten. Die Ebene am Meere war sehr fruchtbar und gut bebaut. Die Kilikier waren ein tüchtiges, streitbares Volk. Sie trugen wollene Kleider, eigenthümliche aus Rindsleder gefertigte Helme, den ägyptischen ähnliche Schwerter und zwei Wurfspieße. Ihre Fürsten hießen stets Syennesis, was wol mehr ein Titel als ein Name war. Ihre Städte an der See waren sehr reich und mächtig und besaßen eine große Menge von Schiffen.

Die nördlichen Nachbarn der Kilikier, die Kappadokier, nannte man wegen ihrer helleren Hautfarbe auch „weiße Syrer“. Sie waren ein leichtlebiges, tapferes Volk, trieben mehr Viehzucht als Ackerbau und züchteten treffliche Pferde. Von ihrer Religion haben wir bereits geredet.

Die westlich vom Halys am Schwarzen Meere wohnenden Paphlagonier waren ebenfalls syrischer Abstammung. Sie waren ein rohes, trotziges, abergläubisches Reitervolk. Es gab Zeiten, wo sie 120,000 Mann, meist Reiter, ins Feld stellen konnten. Sie trugen Helme aus Flechtwerk, kleine Schilde, Wurfspieße und Dolche, und Stiefel, die bis an die Mitte des Beins reichten.

Die Lykier sollen aus Kreta eingewandert sein und früher Termilen geheißen haben. Ihr Hauptgott war Lykeios, der Sonnengott, und daher ihr Name. Ihre Häuser, deren Giebel mit allerlei Reliefdarstellungen verziert waren, zeugten von größerem Kunstgeschmack, als er sich bei anderen Völkern Kleinasiens vorfindet. Bei den Kilikiern zählte und nannte man nicht die Vorväter, sondern die Vormütter, was jedenfalls sicherer ist. — Das Reich der Lykier muß sich zu manchen Zeiten weit in das Innere von Kleinasien erstreckt haben, denn nach den assyrischen Monumenten erscheinen sie am Halys und am Euphrat; ebenso heißt eine Landschaft südlich vom Ida in Mysien Lykien.

Vermischt mit den Lykiern erscheint fast überall ein Volk, welches Leleger genannt wird. Sie sollen von einem aus Aegypten gekommenen Lelex stammen, und Herodot behauptet, daß sie mit den Kariern identisch seien, die in älteren Zeiten Leleger geheißen hätten.

Die Karier können möglicherweise von den Kuschiten abstammen, welche Phönikien bevölkerten, und daß sie sich zuerst in Kreta niederließen und von hier nach Kleinasien gingen, oder umgekehrt, hat nichts Unwahrscheinliches, da die Kuschiten eben mit dem Meere vertraute Leute waren. Daß sie auch andere Inseln inne hatten, wo sie die Phönikier fanden, und aus denen sie später von den Griechen vertrieben wurden, große Seeräuber waren und den stammverwandten Phönikiern auf ihren abenteuerlichen Fahrten zur Seite standen, wissen wir bereits. Sie scheinen ein Volk gewesen zu sein wie die

Normannen. Auch finden wir sie als geschätzte Söldlinge. Psametich schlug mit ihnen seine Nebenbuhler, und jüdische Könige hatten eine Leibwache von Kariern. Herodot behauptet, daß Karier, Lydier und Mysier dieselbe Sprache geredet hätten, was auf eine gemeinschaftliche Abkunft würde schließen lassen.

Doch lassen wir den Streit über den Ursprung der Karier ruhen. Sie waren ein kühnes, unternehmendes, kriegerisches und seefahrendes Volk. Einen zusammenhängenden Staat bildeten sie nicht, obwol die Städte, welche sie bewohnten, verbündet waren.

Sie waren die Ersten, welche ihre Helme mit Federbüschen schmückten, auch versahen sie ihre Schilde mit festen Griffen und bemalten sie mit Wappenzeichen. Ihre Erscheinung muß eine imponirende, kriegerische gewesen sein. Als sie in Aegypten erschienen, machten sie wenigstens bedeutenden Eindruck, und wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte Psametich nichts von ihnen erfahren und ihre Dienste nicht erkaufen können.



Schliemann's Ausgrabungen: Der sogenannte Schatz des Priamos.

1. Goldenes Stirnband. 2. Silberne Vase. 3. Zweischneidiger Dolch von Kupfer. 4. Schöne Vase von Terracotta. 5. Vase mit dem Bild der ilischen Minerva. 6. Goldener Ohrring. 7. Silberner Becher. 8. Große silberne Vase mit Henkel. 9. Zwei Bernsteinbecher. 10. Goldene Trinkschale. 11. Goldene Knöpfe. 12. Goldener Ohrring.

Das Land an der äußersten Nordwestspitze Kleinasiens hatten die Mysier inne. Unter den Völkern, welche sich einst gegen Ramses III. verbündeten, werden auch sie genannt, und namentlich die zu ihnen gehörigen Bewohner der Stadt und Landschaft Troas mit ihrer Hauptstadt Troja oder Ilion am Flüßchen Skamander. Die Mysier sollen in ältesten Zeiten weiter ostwärts gewohnt, aber von den Bithyniern verdrängt worden sein. Seit sie auch von griechischen Ansiedlern von der Küste in die Berge getrieben wurden, scheint ihre Kultur nicht fortgeschritten zu sein. Noch im sechsten Jahrhundert hatten sie Wurfspieße, deren hölzerne Spitzen am Feuer gehärtet waren.

Zu den Mysiern gehörten die Stämme der Teukrer, Kebrener und Dardaner. Die Geschichte dieser Völkerschaften ist so eng mit den Dichtungen der Griechenvorwelt verwachsen, daß man die Grenze zwischen Beiden nicht feststellen kann.

Dardanos, der geliebte Sohn des Zeus und einer Sterblichen, hatte nach der Sage auf dem Abhange des Berges Ida die Stadt Dardana gegründet. Sein Nachfolger Tros

hatte zwei Söhne, Ilos und Ganymed, den Zeus seiner Schönheit wegen in den Olymp entführte. Der ältere Sohn Ilos gründete die Stadt Ilion oder Troja im Thale des Skamander, zu deren Schutz sein Sohn Laomedon die Burg Pergamos erbaute. Ein anderer Sohn des Tros war Assarakos, welcher der Großvater des Anchises wurde, in den sich die Liebesgöttin Aphrodite verliebte und von ihm den Aeneias gebar. Der Sohn des Laomedon war Priamos, der wegen seines Reichthums weit berühmt war. Er hatte 50 Söhne, darunter Hektor, Paris und Troilos. Hekuba, die Königin, hatte ihm neunzehn dieser Söhne geboren, darunter den Paris. Ehe sie ihn gebar, sah sie im Traum einen Feuerbrand, der Troja verzehrte. Man ließ ihn daher am Fuß des Ida unter Hirten aufwachsen. Die drei Göttinnen Here, Pallas und Aphrodite wählten ihn, der sich auf Schönheit verstand, zum Schiedsrichter über die ihre. Er gab der Aphrodite den Preis und erwarb sich dadurch ihre Gunst. Wie sich der Traum seiner Mutter erfüllte, und durch seine Veranlassung Troja erobert und zerstört wurde, werden wir in der griechischen Geschichte sehen.

Das älteste Troja war auf dem Abhange des Berges, näher der Burg Pergamos, erbaut, aber durch eine Feuersbrunst zerstört worden. So fanden es die Griechen, als sie die Stadt belagerten und eroberten.

Ueber die Lage der Stadt war man lange Zeit hindurch im Ungewissen. Erst in neuester Zeit hat man dieselbe gefunden, und ein Deutscher, Dr. Schliemann, hat ihre Trümmer blosgelegt. Die Schliemann'schen Nachgrabungen haben den Trojanerkrieg aus dem Gebiete der Sage in das der Geschichte gerückt, und uns in den Stand gesetzt, auf Grund der stattgehabten Funde über die Kultur des alten Troja zu urtheilen. Diese Kultur war sehr weit hinter derjenigen der Aegypter, Babylonier und Assyrer zurück und scheint sich ohne fremde Einflüsse entwickelt zu haben. Die aufgefundenen Thongefäße sind sehr roh und noch nicht auf der Drehscheibe gemacht; sie sind sehr roh verziert und weder gefärbt noch gefirnißt, sondern nur mit dem Stein geglättet. Man fand noch Werkzeuge und Waffen von Stein; die Hauer von Ebern waren ebenfalls zu Waffen verwendet. Eisen und Stahl waren noch nicht in Troja bekannt; Lanzen, Schwerter, Pfeile und Schilde sind von Bronze gefertigt. Es fanden sich indessen auch viele Gegenstände, wie Gefäße und Schmucksachen, von Gold und einer Mischung von Gold und Silber. Ebenso fanden sich eine Menge roher Götterbilder und andere Dinge, welche sehr interessant und für die Wissenschaft wichtig sind.

Lydien.

Das für die Geschichte wichtigste Volk Kleinasiens sind die Lydier. Sie bewohnten ein herrliches Land. Von der Küste des Aegäischen Meeres steigt es allmählich zu Hügelabhängen, die mit stattlichem Wald bewachsen und von schönen Bergwiesen hier und da durchschnitten und von dem felsigen Ida, dem Tmolos und anderen Bergen überragt werden. Diese Vereinigung von Seeküste und Gebirgsgegend macht das Land zu einem reizenden Aufenthalt. Die Thäler des Hermosflusses und die Umgebungen des Gyges-Sees waren außerordentlich fruchtbar an Getreide und Früchten, während sich herrliche Weide auf den Bergwiesen fand, wo unendlich viel Pferde weideten, deren Zucht in ganz Asien berühmt war. Der Paktolos führte Goldsand mit sich vom Berge Tmolos her.

Woher die Lydier stammten, ist auch ungewiß. Es ist indessen am wahrscheinlichsten, daß sie gleich den Bewohnern Phrygiens Arier waren. Daß ihre Religion derjenigen der Syrer glich, ist kein bestimmter Beweis gegen diese Abstammung. Möglich, daß semitische Stämme in ältester Zeit bis Phrygien und vielleicht Lydien vordrangen und dort ihre Religion zurückließen, die sehr verführerisch war.

Von der Geschichte Lydiens in ältester Zeit wissen wir wenig. Die Griechen haben dafür gesorgt, sie in Götterfabeldunst zu hüllen. Wie übrigens die ersten Könige fast aller alten Völker, stammten auch die ersten lydischen Könige von den Göttern ab. Der Gott Manes, Sohn des Zeus und der Erde, hatte von der Tochter des Ozean, Kallirhoe, einen Sohn Kotys. Dessen Söhne waren Asios, der dem ganzen Kontinent den Namen gab, und Atys. Dieser gründete die Dynastie der Atyaden, welche über Lydien herrschte. Seine Gattin Kallithea gebar ihm Tyrrhenos (oder Tyrsenos, oder auch Torrhebos) und Lydos. Von Letzterem erhielten die Lydier ihren Namen, denn das Volk, von dem sie ein Theil waren, hieß ursprünglich Mäones. Die anderen Stämme waren die Tyrsener oder Tyrrhener (Turscha), die Torrheber und Schardaner. Die Seeküste lud zur Seefahrt ein und zur Seeräuberei, und Tyrrhener (oder Tyrsener) ließen sich in Umbrien nieder. Diese Einwanderung geschah nicht auf einmal, sondern allmählich, gewissermaßen stufenweise, denn man findet pelasgische Tyrrhener zu Imbros, Lemnos, Samothrake u. s. w. und selbst in Afrika, wo sie in Verbindung mit den Libyern Aegypten zur Zeit Sethos I. angriffen und derb geschlagen wurden. Dasselbe geschah den Schardanern von Ramses II., der sie gefangen nahm und in sein Heer einreihte. Sie fochten im Kriege mit den Khetas gegen deren kleinasiatische Verbündete, Lykier, Mysier und Troer.

Herodot läßt die Tyrrhener infolge einer Hungersnoth in Lydien auswandern. Einer der Nachfolger des Atys war der fromme Alkanos, ferner Akiamos, dessen Feldherr Askalos in Syrien Askalon gründete. Dem Könige Meles gebar eine Beischläferin einen Löwen, den das Orakel um die Hauptstadt Sardes zu tragen befahl, um sie uneinnehmbar zu machen. Ein König Kambletes opferte und verzehrte seine Gemahlin und tödtete sich vor allem Volk, und ihm folgte Jardanos, der eine Tochter Omphale hatte. Diese kaufte als Sklaven den Herakles, der ihr Gewalt anthat, als deren Folge sie ein Kind gebar. Als sie Königin wurde, zwang sie die lydischen Jungfrauen, sich an einem bestimmten Ort den Sklaven preiszugeben, und sie selbst tödtete alle Fremden, die bei ihr geschlafen hatten. Sie hatte von Herakles einen Sohn Alkäos. Ein Nachkomme desselben, Agron, wurde König, und mit ihm beginnt die Dynastie der Herakliden (etwa um 1194 v. Chr.), deren 22 Könige 505 Jahre regierten. Diese Dynastie wird auch die der Sandoniden genannt, von dem lydischen Baal-Melkart, der bei den Lydiern Sandon hieß und wie wir bei den Phönikern erwähnt haben, von den Griechen Herakles genannt wurde.

Ueber die Herkunft dieses Agron — was im Assyrischen Flüchtling bedeutet — sind die seltsamsten Fabeln gebildet worden, die aber, wenn sie auch mit aller Bestimmtheit von „Geschichtschreibern" erzählt wurden, nicht den geringsten Werth haben.

Der letzte König dieser Herakliden in Lydien war Kandaules. Er hatte eine wunderschöne Gemahlin, auf deren Schönheit er stolz war, und einen Anführer seiner Lanzenträger, Namens Gyges, der sein Vertrauter war. Um diesem die Schönheit seiner Gemahlin zu zeigen, verbarg er ihn hinter einer Thür in deren Schlafgemach so daß er sie nackt sehen konnte. Als Gyges wegschlich, bemerkte ihn dieselbe und beschloß die Schmach zu rächen. Am andern Morgen versammelte sie ihre Anhänger und ließ dem Gyges die Wahl, ob er sogleich sterben, oder den Kandaules umbringen und sie heirathen wolle. Gyges wählte das Letztere. Im Schlafgemach versteckt, tödtete Gyges den schlafenden König, und da das Orakel von Delphi ihn als König empfahl, so nahm ihn das Volk an, wofür Gyges goldene Gefäße, 30 Talente an Gewicht, und andere Werthsachen nach Delphi sandte. Platon erzählt eine weit wunderbarere Geschichte von diesem Gyges. Nach einem schrecklichen Gewitter bemerkte ein Schäfer eine Erdspalte und stieg hinein. Er fand hier ein halb zerbrochenes kupfernes Pferd und im Bauch des Pferdes den Leichnam eines Riesen, der einen goldenen Ring am Finger hatte. Er bemerkte, daß dieser Ring die Kraft besaß, den Träger unsichtbar zu machen (wahrscheinlich nur den

lebendigen, denn sonst hätte der Schäfer ja den todten Riesen nicht sehen können). Gyges, das war der Schäfer, ging an den Hof, benutzte seinen Ring, verführte die Königin und ermordete den König.

So wurde Gyges der Stifter der Mermnaden-Dynastie. Er regierte 38 Jahre (719—681); angelockt durch den Reichthum der griechischen Handelskolonien an der Küste führte er Kriege gegen Milet, Smyrna und Kolophon, welche Stadt er einnahm. Sein Sohn Ardys setzte den Krieg fort; allein während seiner Regierung nahmen die von den Skythen vertriebenen Kimmerier (660) die Stadt Sardes ein (ohne die Burg). Erst sein Sohn Sadyattes (637—625) vertrieb sie und unterwarf auch die Phrygier. Sein Nachfolger Alyattes (625—568) führte elf Jahre lang einen glücklichen Krieg gegen die Milesier, welche damals der Tyrann Thrasybulos beherrschte; allein er hatte sich gegen die Meder zu wehren, die sein Reich angriffen. Der fünfjährige Krieg endete am Halys infolge einer Sonnenfinsterniß, die während der Schlacht stattfand (30. Septbr. 610). Man schloß Frieden und ein Bündniß. Nach der damaligen Sitte bekräftigten beide Fürsten, Kyaxares von Medien und Alyattes von Lydien, das Bündniß, indem sie sich die Arme ritzten und Jeder das Blut des Andern trank. Der Halys bildete die Grenze des Lydischen Reichs gegen Osten. Der Mederkönig Astyages heirathete die Tochter des lydischen Königs. Dieser unterwarf Karier, Mysier, Bythinier und Paphlagonier, eroberte Smyrna und besiegte Kolophon. Ihm folgte sein ältester Sohn Krösos (563—549), unter welchem Lydien seine höchste Macht erreichte. Dieser besiegte die griechischen Städte, machte sie aber nur zinsbar und regierte sie milde, so daß sie seine Herrschaft nicht fühlten. Den Bewohnern von Ephesos hatte es nichts geholfen, daß sie den 6 Stadien entfernten prachtvollen Artemistempel, der noch unvollendet war, durch Stricke mit ihren Mauern verbanden. Krösos unterwarf ganz Kleinasien mit Ausnahme der Lykier und Kilikier.

Mit der Größe seines Reiches wuchs auch die Macht und das Ansehn des Krösos. Sein Hof zu Sardes, den er mit Hülfe seines sprüchwörtlich gewordenen Reichthums zu dem glänzendsten der damaligen Welt machte, galt für den Sitz der Pracht und des Luxus, aber auch für den Sammelplatz berühmter Männer; denn die Gelehrten und Künstler aller Länder, namentlich der griechischen, versäumten nicht, auf ihren Reisen den berühmten Hof des reichen Krösos zu besuchen, und sich einige Zeit der Gastfreundschaft des Lydierkönigs zu erfreuen.

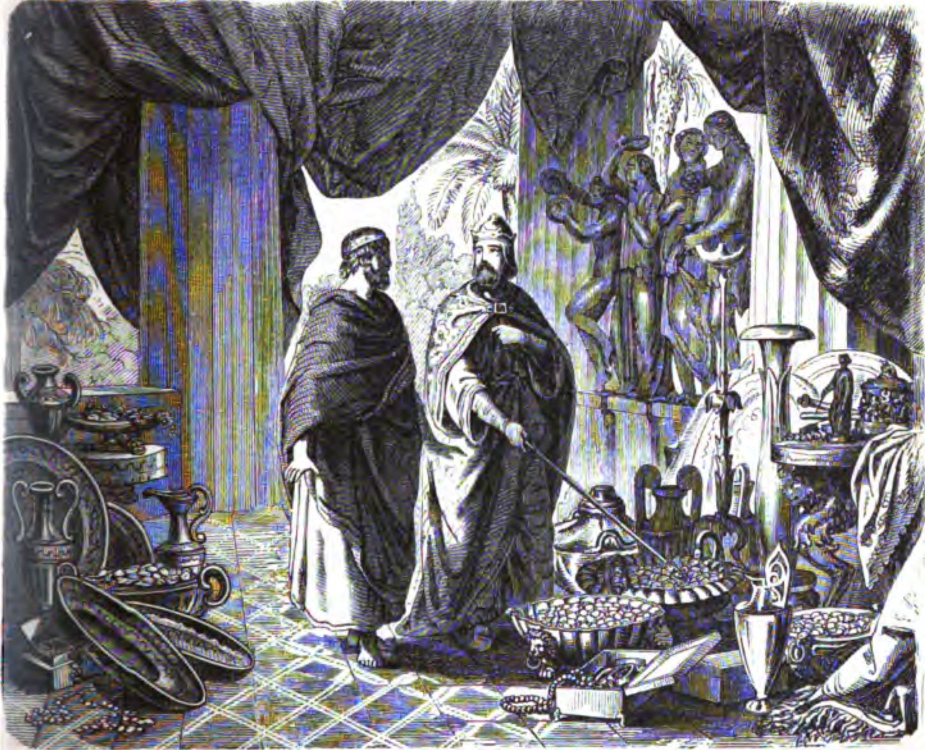
Unter den Vielen, welche die Gastfreundschaft des Krösos in Anspruch nahmen, erzählt Herodot, befand sich einst auch der griechische Weltweise Solon aus Athen. Krösos führte ihn einige Tage nach seiner Ankunft durch alle Schatzkammern, um ihm den vollen Anblick über seine Reichthümer zu verschaffen. Als Solon Alles betrachtet hatte und nicht in die gewöhnlichen Lobpreisungen über das Glück des Krösos ausbrach, fragte ihn der König: wen er von allen Menschen, die er jemals gesehen, für den glücklichsten halte.

Solon antwortete: „Dafür, o König, halte ich den Athener Tellos. Dieser lebte in wohlhabenden Verhältnissen, hatte wackere Söhne und sah von allen diesen gesunde Kinder emporblühen. Endlich starb er in einer Schlacht den Tod fürs Vaterland, das ihn aus Dankbarkeit an dem Orte, wo er gefallen, auf öffentliche Kosten begraben ließ.“ Krösos, nicht wenig verwundert, daß der Weise einen gemeinen Bürger für glücklicher hielt, als den reichen und mächtigen Lydierkönig, fragte weiter: wen er nach Tellos für den glücklichsten Menschen halte.

„Den zweiten Preis“, versetzte Solon, „gebe ich Kleobis und Biton, zwei Brüdern aus Argos, welche durch ihre Körperkraft berühmt waren und bei den öffentlichen Spielen gekrönt wurden. Aber nicht deswegen sind sie glücklich zu nennen, sondern weil sie gute Söhne waren und einen schönen Tod fanden. Denn als einst ihre Mutter, eine Priesterin der Here, von einem Gespann in den Tempel der Göttin gezogen werden sollte, und die Zugthiere nicht zur rechten Zeit eintrafen: spannten sich die beiden Jünglinge selbst ins Joch, um den Wagen ihrer Mutter zwei Stunden weit in den Tempel zu ziehen; und

als nun die stolze und glückliche Mutter die Göttin bat, ihren braven Söhnen das zu geben, was dem Menschen das Beste sei, da schliefen die Jünglinge nach einem frohen Opfermahle sanft ein und erwachten nicht wieder."

Nun wurde Krösos unwillig und sprach: „Also mein Glück, o Gastfreund von Athen, wirfst du so gänzlich weg, daß du nicht einmal bürgerlichen Männern mich gleich achtest?" worauf Solon den schönen Ausspruch that: „Das Leben der Menschen setze ich bis auf siebzig Jahre. Diese Jahre enthalten viele Tage; aber kein Tag ist dem andern gleich, weder an Glück noch an Unglück. Der Mensch, o Krösos, ist eitel Zufall. Du bist reich und gebietest über viele Leute; aber das, wonach du mich fragst, kann ich dir nicht früher sagen, als bis ich erfahren, du habest dein Leben glücklich beschlossen. Denn Niemand ist vor seinem Ende glücklich!"



Krösos geleitet den Solon durch sein Schatzhaus. Zeichnung von H. Leutemann.

Dieser Besuch des Solon bei Krösos ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine tendenziöse Erfindung der Griechen.

Während sich Krösos im Besitze seines großen Reiches glücklich träumte, hatte Kyros seine Herrschaft gleichfalls bis an den Halys ausgedehnt, und die beiden mächtigsten Reiche Asiens stießen an einander. Wenn eines das andere überwältigte, so fiel dem Sieger die Weltherrschaft zu. Hierin mochte der vorzüglichste Grund liegen zu dem Kriege, welcher zwischen dem eroberungssüchtigen Kyros und dem ehrgeizigen Krösos endlich zum Ausbruche kam, obgleich man als die nächsten Ursachen jenes Krieges angiebt, daß Krösos die Entthronung des ihm verwandten Astyages habe rächen und zugleich der bedrohlichen Ausdehnung des Perserreiches habe Schranken setzen wollen.

Nachdem Krösos in dem Ausspruche des delphischen Orakels eine Aufmunterung gefunden, den Krieg zu beginnen, überschritt er den Halys und gab dadurch das Signal zu dem Kampfe, der einen so unglücklichen Ausgang für ihn nehmen sollte.

Man darf annehmen, daß Krösos sein tragisches Schicksal nur dem Orakelglauben verdankte. Denn wie groß der Fanatismus war, mit welchem er an dieser religiösen Spiegelfechterei hing, und wie wichtig die Rolle, welche die Orakel eben deshalb in seinem Leben spielten, das wird uns aus den nachstehenden Erzählungen klar werden, die uns zugleich ein Bild geben von der Vieldeutigkeit der Antworten, mit welchen die Orakel alle an sie gerichteten Fragen erledigten.

Um zu erfahren, welches Orakel das glaubwürdigste sei, und an welches er sich daher in vorkommenden Fällen zu wenden habe, schickte Krösos an alle diejenigen, welche einigen Ruf genossen, Abgesandte, mit dem Auftrage, an einem genau bestimmten Tage die verschiedenen Orakel zu fragen: was der König von Lydien in diesem Augenblicke thue. — Das Orakel zu Delphi antwortete:

„Wahrlich, ich weiß des Sandkorns Zahl und die Maße des Meeres,
Höre die Stummen auch, und selbst Lautlose vernehm' ich,
Duft erfüllt mir die Brust von der hartumpanzerten Schildkröt',
Welche, zugleich mit des Lamm's Fleisch, im Erze gekocht wird.
Ihr zum Boden gelegt ist Erz, und Erz ist darüber".

Von den Antworten aller Orakel erschien dem Krösos diese als die richtigste, denn er hatte an jenem Tage ein Lamm und eine Schildkröte in einem ehernen Kessel gekocht, welcher mit einem ehernen Deckel geschlossen war.

Daher entschied sich Krösos in allen Fällen für das delphische Orakel, dessen Gunst er sich durch Geschenke zu erkaufen beschloß, nicht bedenkend, welch ein Widersinn darin lag. Denn wenn die Orakel wirklich das zukünftige Schicksal der Menschen zu verkünden vermochten, so konnte dieses Schicksal doch unmöglich abhängig sein von den Geschenken, die ein Mensch dem Orakel machte.

Krösos verschwendete einen großen Theil seines Reichthums, um das Orakel günstig für sich zu stimmen. So opferte er nicht allein 3000 Stück Ochsen, sondern ließ auch so viel goldenes Geräth zusammen schmelzen, daß er, zum Geschenk für das Orakel, aus der gewonnenen Goldmasse 117 Ziegel machen lassen konnte, von denen die größten 6 und die kleinsten 3 Spannen in der Länge, alle aber eine Spanne in der Dicke maßen. Diesem reichsten aller Geschenke fügte er noch eine Menge kostbare Gefäße, goldene Bildsäulen und einen von massivem Golde gegossenen Löwen bei, der zehn Talente (ungefähr 600 Pfund) wog. Der Glaube des Krösos an göttliche Offenbarungen war durch einen Vorfall bestärkt worden, der nach der griechischen Erzählung bald nach dem Besuche des Solon stattfand. Krösos hatte zwei Söhne, einen körperlich und geistig tüchtigen, Atys, und einen taubstummen. Krösos träumte, daß Atys durch eine Eisenspitze umkommen werde. Deshalb wurde Atys vom Kriege fern gehalten und alle Lanzen rc. aus seiner Nähe entfernt. Am Hofe zu Sardes lebte als Flüchtling Adrastos, der Sohn des phrygischen Königs Gordios, der aus Versehen seinen Bruder getödtet hatte. Als Klagen einliefen über einen Eber, welcher die Felder verwüstete, bat Atys, ihn mit auf die Jagd ziehen zu lassen, da ein Eber wol Hauer, aber nicht von Eisen habe. Krösos gab nach, empfahl ihn aber dringend der Obhut des Adrastos. Als man den Eber antraf, und Adrastos seine Lanze schleuderte, traf diese den Atys und der Traum war in Erfüllung gegangen.

Krösos, welcher nur noch einen stummen Sohn am Leben hatte, und für seine Thronfolge besorgt war, ließ einst das Orakel fragen, ob sein Sohn niemals die Sprache erhalten werde. Er erhielt zur Antwort:

„Lydiersohn, weitherrschender Fürst, o du kindischer Krösos,
Wolle den vielersehnten Laut nie hören im Hause,
Nie die Stimme des Sohns. Viel besser muß es dir also
Sein, denn sprechen wird er zuerst am Tage des Unglücks".

Wir werden sehen, wie dieser Spruch des Orakels auf eine natürliche Weise eintraf.



Illustrirte Weltgeschichte I. Leipzig Verlag von Otto Spamer.

Krösos auf dem Scheiterhaufen.

Zeichnung von Hermann Vogel.

Als Krösos den Plan gefaßt hatte, gegen Kyros zu Felde zu ziehen, ließ er das Orakel fragen: ob er den Krieg unternehmen solle, und welchen Ausgang derselbe haben würde. Die Antwort lautete: „Krösos, durchgeht er den Halys, zerstört er die mächtigste Herrschaft." Und auf die zweite Frage: ob die ihm verkündete Alleinherrschaft über Asien lange dauern werde, erfolgte der Spruch:

„Doch wenn ein Maulthier König dereinst in Medien sein wird,
„Dann, weichfüßiger Lyder, zum kiesreich strömenden Hermos
„Fleuch, und sträube dich nicht, noch scheu' ein feiges Betragen."

Es war sehr natürlich, daß der orakelgläubige Krösos durch diese Sprüche in seinem Kriegsplane bestärkt wurde. Als er nun in dem Kampfe gegen Kyros Krone und Freiheit verloren, sandte er an das Orakel und ließ ihm Vorwürfe machen über seine Treulosigkeit; aber das Orakel lehnte die Vorwürfe ab, denn seine Prophezeiungen — so hieß es — seien eingetroffen: Die „mächtigste Herrschaft", welche Krösos durch seinen Uebergang über den Halys zerstört habe, sei das Lydische Reich gewesen, und Kyros das „Maulthier", denn dieser sei ein Bastard aus einer Ehe von verschiedenem Geschlecht, indem seine Mutter eine Mederin und sein Vater ein Perser gewesen.

Aegypter und Lakedämonier hatten dem Krösos ihren Beistand zugesagt; aber ohne das Eintreffen dieser Bundesgenossen abzuwarten, war Krösos in Kappadokien eingefallen, hatte die Stadt Pteria eingenommen und die umliegende Gegend verwüstet. Da rückte ihm Kyros entgegen. Es kam zu einer großen und blutigen Schlacht, welche zwar unentschieden blieb, Krösos aber dennoch bestimmte, während der Nacht abzuziehen, und sich nach seiner Hauptstadt Sardes zurück zu begeben. Dort wollte er überwintern und seine Bundesgenossen erwarten, um im nächsten Frühjahre den Krieg zu erneuern. Da er nicht glaubte, daß Kyros im Winter den Krieg weiter führen würde, so entließ er die Hülfskontingente seiner Vasallenfürsten auf fünf Monate. Er selbst wollte sich für den neuen Feldzug im Frühjahr vorbereiten, als Kyros plötzlich vor Sardes stand und sich anschickte, die Stadt zu belagern. Krösos sammelte in Eile Alles, was sich an kriegsfähiger Mannschaft in seiner Nähe befand, und verließ sich besonders auf seine wohlgeübte lydische Reiterei, die damals für die beste der Erde galt. Aber Kyros machte dieselbe unschädlich, indem er ihr ein großes Geschwader Kameelreiter entgegen stellte; er rechnete dabei auf den Widerwillen, welchen die Pferde gegen den Geruch der Kameele empfinden.

Als es nun in den Ebenen von Sardes zur Schlacht kam, wurden die Pferde der lydischen Reiterei unlenksam und widerspänstig, und so gelang es dem Heere des Kyros, einen vollständigen Sieg zu erkämpfen, dessen Folge die Belagerung von Sardes war, wohin sich Krösos zurückgezogen hatte. Die Stadt konnte aber den mächtigen Belagerern nicht lange Widerstand leisten; sie wurde erobert, und Krösos selbst fiel dem Sieger in die Hände. Kyros hatte vor der Eroberung von Sardes es streng verboten, den Krösos zu tödten, selbst wenn er sich zur Wehr setzen sollte. Dennoch wäre dieser bei der Einnahme der Stadt umgekommen, wenn sein stummer Sohn ihn nicht gerettet hätte. Denn ein feindlicher Krieger, der den Krösos nicht kannte, hatte schon das Schwert über ihm geschwungen, als der Stumme, die Todesgefahr seines Vaters sehend, plötzlich rief: „Mann, tödte den Krösos nicht!" Das Entsetzen hatte — wie das manchmal geschieht — die Bande gesprengt, welche die Zunge des Unglücklichen so lange gefesselt hatten, und von diesem Augenblicke an behielt er die Sprache. Der Spruch des Orakels hatte sich erfüllt.

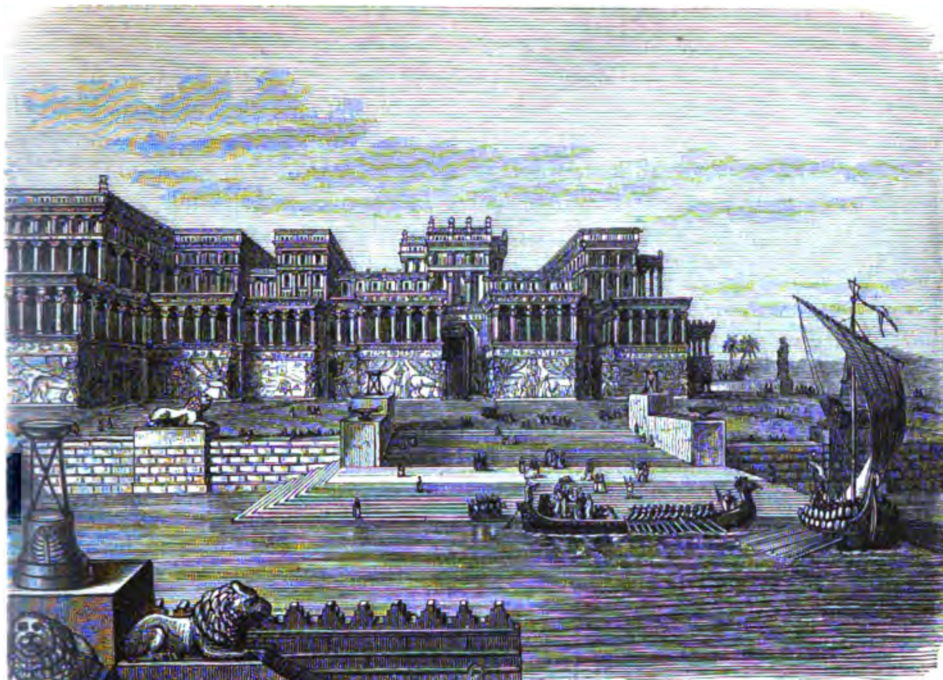
Kyros ließ Krösos am Leben, behandelte ihn mit großer Achtung und behielt ihn als Freund und Rathgeber an seinem Hofe, wo er ihm und seinem Nachfolger Kambyses manchen wichtigen Dienst leistete. Die Umstände dieser Begnadigung des Krösos werden sehr verschieden erzählt, und die am allgemeinsten bekannte Sage ist folgende: Kyros hatte beschlossen, den lydischen König mit 14 lydischen Jünglingen den Flammentod erdulden zu lassen. Als Krösos auf dem Scheiterhaufen stand, und die Flammen ihn umloderten,

fiel ihm plötzlich ein, was der weise Solon einst zu ihm gesagt; denn er sah jetzt, aber leider zu spät, ein, daß der Ausspruch des Weisen eine Wahrheit gewesen. In dieser Gemüthsstimmung rief er mit lauter Stimme „Solon! Solon! Solon!" — Als Kyros diesen Ausruf hörte, wurde er begierig, die Bedeutung desselben zu erfahren, und befahl, den Krösos vom Holzstoß zu befreien, um von ihm zu hören, was sein Ausruf bedeute. Krösos erzählte, was ihm mit Solon begegnet sei, und dieser Hinweis auf die Möglichkeit eines gleichen Mißgeschicks bewog den mächtigen Kyros zur Milde. Diese Erzählung ist erfunden, und ganz und gar dem Charakter des Kyros widersprechend. Auch war es bei den Persern nicht Sitte, durch Hinrichtung das heilig gehaltene Feuer zu verunreinigen. Der Zusammenhang dieser Scheiterhaufengeschichte, deren Richtigkeit durch Gemälde in Pompeji und durch ein Relief auf einer Vase im Pariser Louvre bestätigt zu werden scheint, war wol folgender: Krösos, der mächtigste und reichste Fürst Asiens, wollte seinen plötzlichen Fall und das Unglück Lydiens nicht überleben. Er beschloß, den Zorn des Sonnengottes Sandon dadurch zu versöhnen, daß er sich ihm selbst zum Opfer brachte. Daß dergleichen Opfer bei asiatischen Völkern nicht ungewöhnlich waren, haben wir in der Geschichte derselben gesehen. Kyros hatte keinen Grund, dieses Opfer zu hindern, denn daß es ihm schaden könne, glaubte er nicht, da er nicht an die lydischen Götter glaubte. Daß Krösos als König sterben wollte, erschien ihm natürlich, und daß 14 Jünglinge mit ihm geopfert werden sollten, war nichts Ungewöhnliches. Auf den obenerwähnten bildlichen Darstellungen erscheint Krösos auf dem Scheiterhaufen im Königskleide und mit Lorbern geschmückt. Weiber tragen Kostbarkeiten auf den Holzstoß, um das Opfer noch reicher zu machen. — Die Sonne zeigte sich an jenem Tage nicht; der Himmel war mit Wolken bedeckt. Der Holzstoß brannte; der König betete, daß der Gott sein Opfer gnädig annehmen möge; allein gewissermaßen als Antwort schütteten die längst drohenden Wolken einen prasselnden Regen herunter, der das Feuer auslöschte. Sandon verlangte das Opfer nicht.

Das alte Lydische Reich hatte ein Ende und wurde der persischen Monarchie einverleibt. Krösos war ein milder und lebensfroher Fürst, der ein besseres Schicksal verdient hatte. Die Pracht des „goldenen Sardes", der lydischen Hauptstadt, mit ihrer festen Burg auf dem für unzugänglich erachteten Felsen des Tmolos wurde von allen Fremden angestaunt. Obgleich glückliche Krieger und besonders wegen ihrer trefflichen Reiterei berühmt, pflegten die leichtlebigen und üppigen Lydier doch Künste, Gewerbe und Handel. Sie waren nach Herodot die ersten Krämer und auch die Ersten, welche goldene und silberne Münzen prägten. Ihre Färbereien, besonders ihre rothe aus den Blüten des Sardyxbaumes gewonnene Farbe, wetteiferten mit denen der Phönikier. Auch ihre Webereien und Stickereien waren berühmt, ebenso ihre Elfenbeinarbeiten und andere Artikel, wie sie die Liebe zu einem üppigen Leben hervorbringt. Ihre Musik erfreute sich eines besseren Rufes als die phrygische. Außer der Flöte erfanden sie auch die dreisaitige Kithara, und ihre gefälligen Volksmelodien fanden Beifall selbst in Griechenland.

Die reichen Lydier trugen kostbare, lange, farbige Kleider und goldene Stirnbänder und Ohrgehänge; auch gebrauchten sie Pomaden und Wohlgerüche. Sie erfanden das Knöchel-, Würfel- und Ballspiel, welches die Griechen von ihnen annahmen.

Ihre Religion war der phönikischen ganz ähnlich. Ihr Baal war der Sonnengott Sandon (oder Sandan), dessen Priesterschaft in dem Geschlecht der Bramhiden erblich war. Ihre Aschera-Astarte war, wie schon gesagt, die Göttin Blatta. Sie wurde in derselben Weise wie diese verehrt und trug den gemischten Charakter des Aschera- und Astartedienstes, der Grausamkeit mit Wollust vermengte. Prostitution war eine gottesdienstliche Handlung, wurde aber auch eine rein gesellschaftliche, denn die lydischen Mädchen gaben deren Ertrag nicht immer in den Tempel, sondern sammelten sich davon eine Aussteuer. Die Griechen nannten die Göttin Artemis.



Assyrischer Palastbau. Nach Fergusson.

Das zweite Assyrische Reich.

Wir unterbrachen die Geschichte Assyriens bei einer Periode großer Demüthigung. Durch die Schlacht bei Karchemisch verlor Assur-Rab-Amar fast sein ganzes Reich, denn nicht nur Syrien, Armenien, Kappadokien und Babylonien befreiten sich von dem assyrischen Joche, sondern auch ganz Mesopotamien ging verloren, und dem Könige von Assyrien blieb nicht viel mehr, als das Gebiet seiner Hauptstadt. Er überlebte seine Demüthigung nicht lange.

Nach ihm finden wir einen König Bel-Kat-Irassu (gegen 1020), welcher, wie es scheint, wieder mehr Ansehen gewann, denn er wird „der Ursprung des Königthums" genannt. Seine Nachfolger Salmanasar II., Irib-Bin, Assur-Idin-Akhe, Assur-Dan-Il I. und Bin-Nirari II., die während anderthalb hundert Jahren herrschten, stellten die Macht Assyriens einigermaßen wieder her. Sie besserten Stadt und Tempel wieder aus, sorgten für Wiederherstellung der Kanäle und schützten das Land durch Deiche gegen die Ueberschwemmungen des Tigris. Der Sohn des Bin-Nirari, Tuklat-Adar II. (883—880) trat wieder als Eroberer auf und zeichnete sich durch seinen Muth und seine altassyrische Wildheit aus. Sein Sohn Assur-Nazir-Habal verlegte seine Residenz von dem alten Assur nach Kalakh. Hier am linken Ufer des Tigris und am Einflusse des großen Zab hatte bereits Salmanasar I. eine Stadt gegründet, die indessen wegen der Unruhen nicht gedeihen wollte. Im vierten Jahre seiner Regierung ließ Assur-Nazir-Habal die alten Bauten abtragen und eine neue Stadt gründen, die während eines Jahrhunderts durch seine Nachfolger Salmanasar III., Samsi-Bin und Bin-Nirari auf das Prachtvollste ausgebaut wurde. Ein Palast nach dem andern erhob sich, geschmückt in der

kostbarsten Weise. Steinerne Löwen, Sphinxe, Obelisken, Altäre, heilige Thürme erhoben sich überall und verschönerten die herrliche Stadt. In der Mitte erhob sich am Tempel des Adar eine hohe Stufenpyramide (Ziggurat), deren Fuß im Westen vom Tigris bespült wurde. Die Stadt Kalakh bot einen feenhaften Anblick dar.

Von hier aus unternahmen die assyrischen Könige ihre Eroberungszüge. Nach Norden und Osten zu verlohnten sich dieselben nicht der Mühe; hier wohnten nur Wandervölker, und gelegentliche Razzias genügten, sie im Zaume zu halten. Verlockender waren die Länder im Süden, wo Babylon und Elam winkten, und das im Westen und Südwesten gelegene Syrien. Karchemisch wurde wieder erobert, dann Phönikien und Damas. Damit fielen die Grenzen zwischen Assyrien und Aegypten und die beiden großen Reiche stießen auf einander. Die Aegypter waren in alten Zeiten die Angreifer gewesen, nun griff Assyrien an. Memphis mußte assyrische Garnison einnehmen und die Tempel von Theben wurden von assyrischen Feldherren geplündert.

Die erste Expedition die Assur-Nazir-Habal (882—857) unternahm, ging gegen Kurdistan und Armenien. Die Einwohner flohen in die Gebirge. Der assyrische König verfolgte sie bis in den Bezirk von Karkhi (heute Kurkh), wo er 260 Gefangenen die Köpfe abschlagen ließ und sie als Pyramide aufstellte. Von dort ging es in das Land Kumukh. Die Muskai waren bereits tributpflichtig gemacht worden, als ein Aufstand in Mesopotamien den König nach Hause rief. Die Empörer baten um Gnade, allein er tödtete den dritten Mann. Er baute vor den großen Thoren der aufrührerischen Stadt eine Mauer und überzog sie mit den Häuten der Rädelsführer. Andere wurden lebendig eingemauert, noch andere an der Mauer gekreuzigt oder gepfählt. Er rühmte sich, daß er mehrere in seiner Gegenwart schinden und ihre Haut an die Mauer heften ließ. Er bildete aus ihren Köpfen Kronen und Guirlanden! Der Oberanführer wurde nach Ninive gebracht und dort seine Haut an die Mauer genagelt. Das schreckte Empörungslustige ab.

Die Jahre 881, 880 und 879 vergingen mit Feldzügen gegen Völker, die in der Gegend von Zagros wohnten, gegen Armenien, Kumukh, Nairi und am obern Tigris wohnende Stämme. Kurkhi empörte sich 879 abermals und wurde furchtbar bestraft. Zweihundert Gefangenen wurden die Füße abgeschnitten, und Tausende getödtet. Mitten in Mesopotamien behaupteten Städte und Stämme ihre Unabhängigkeit. Sie wurden unterworfen. Ein Fürst von Tsukhi wagte es zu widerstehen. Er wurde in einer zweitägigen Schlacht geschlagen und floh in die Arabische Wüste. Einige Verbündete des Fürsten, chaldäische Häuptlinge, fielen in des Siegers Hände und er rühmte sich deshalb, Chaldäa besiegt zu haben, von dessen Grenzen er sich indessen fern hielt. Als die Tsukhi sich 878 wieder erhoben, traf sie ein noch gräßlicheres Strafgericht.

Im Frühjahr 877 zog der rasende Eroberer nach Mesopotamien bis an die Ufer des Euphrat, und marschirte nun gegen Syrien. Die Khetas existirten nicht mehr als Nation, wenn auch ihr Name als Khatti noch fortlebte. Die Khatti bestanden aus einigen zwanzig kleinen Königreichen, deren vorzüglichste Karchemisch (Gargamisch) und Batnan (Pateni) waren, und deren Gebiet sich bis an den Fuß des Amanos ausdehnte. Es war dies ein metallreiches Land, wohlhabend durch den Handel mit Phönikien. Die Khatti-Fürsten dachten an nichts weniger als an einen Angriff von Assyrien und Sangor, der König von Karchemisch, ließ sie über den Euphrat und öffnete seine Thore. Der König von Kunulua zahlte einen bedeutenden Tribut; allein der von Lukhuti wagte zu widerstehen. Die Städte wurden geplündert, und die Gefangenen gekreuzigt. Nun marschirte Assur-Nazir-Habal nach Phönikien, allein die Könige von Tyros, Sidon, Gebel und Arvad waren klug genug, lieber freiwillig Tribut zu zahlen. Der Assyrer ließ Cedern, Cypressen und Fichten schlagen, und sandte sie zum Bau eines Tempels der Istar nach Ninive.

Was Assur-Nazir-Habal in den folgenden acht Jahren seiner Regierung that, wissen wir nicht.

Sein Sohn Salmanasar III., der ihm von 858—822 folgte, trat in die Fußstapfen seines Vaters. Er unterdrückte Empörungen in Syrien und drang bis in das Orontesthal vor, wo ihn Benhadar I. von Damas erwartete. Er und seine Verbündeten wurden 854 geschlagen; allein die Schlacht war so hart gewesen, daß Salmanasar es vorzog, zurück über den Euphrat zu gehen, ohne Damas unterworfen zu haben, wol auch weil Marduk-Inadinsu, König von Babylon, ihn gegen seinen Bastardbruder Marduk-Bel-Usateh zur Hülfe rief. Erst 852 gelang es ihm, den Letzteren zu schlagen und zu tödten, worauf er Babylon, Barsip und Kuti einnahm, und ebenso die Meeresküste von Chaldäa. Nun ging er wieder nach Syrien, wo Benhadar von Damas von Hazaël ermordet war, der an seiner Statt König wurde.



Auszug eines assyrischen Kriegsheeres. Zeichnung von Hermann Vogel.

Nachdem Salmanasar III. am obern Euphrat (845), gegen Medien (844) und gegen die Völker am Amanos (843) gekämpft hatte, rückte er gegen Aram vor. In einer sehr blutigen Schlacht wurde Hazaël geschlagen, Damas wurde genommen und das Land bis in die Berge von Horan verwüstet. Sidon und Tyros und Israel beeilten sich Tribut zu senden (842). Nach einer abermaligen Niederlage (840) bequemte sich Hazaël von Damas, Tribut zu zahlen.

Den Rest seines Lebens brachte Salmanasar III. mit Expeditionen gegen die Völker des Nordens und Ostens zu. Innerhalb zwei Jahren eroberte er die Abhänge des Amanos und das ebene Kilikien und nahm 831 selbst Tarzi (Tarsos). Die Eroberung von Urartu und Wan in Armenien erforderte drei Jahre.

Nach dreißig Jahren fortwährender Kriege überließ der alte König die Führerschaft seinen Feldherren. Er lebte indessen seinem ältesten Sohne Assur-Danin-Habal zu lange. Dieser empörte sich und 24 Städte erklärten sich für ihn, allein Kalakh und Nineveh blieben treu. Salmanasar übergab die Geschäfte seinem zweiten Sohne Samsi-Bin und dieser unterdrückte die Empörung. Assur-Danin-Habal kam um. Salmanasar III.

starb 823 nach 35jähriger Regierung und ihm folgte Samsi-Bin III. (bis 810). Er machte mehrere erfolgreiche Kriegszüge nach dem Lande Naïri und eroberte Medien bis nach dem Lande Bartsu (Parthien) an der äußersten Ostgrenze des Kaspischen Meeres.

Der mächtigste Fürst Nord-Chaldäa's war Marduk-Balat-Irib, der König von Babylonien; allein trotz seiner Verbindung mit dem Könige von Elam und mesopotamischen Fürsten wurde er 819 in einer großen Schlacht bei Daban geschlagen und verlor außer 7000 Mann an Todten 200 Kriegswagen nebst der königlichen Bagage und Standarte. Der Babylonier war dadurch nicht entmuthigt, und wenn er auch noch 812 und 811 zwei Schlachten gegen die Assyrer verlor, doch nicht unterworfen.

Bin-Nirari II. (810—780) war eben so kriegerisch wie seine Vorfahren. Er drang siebenmal in Medien ein, zweimal in Armenien und dreimal in Syrien, wo er den König von Damas Mariah besiegte und Damaskus eroberte.

Wir haben schon früher bemerkt, daß die damaligen Eroberer fast niemals das Land, welches sie eroberten, ihrem Reiche einverleibten; sie begnügten sich damit die Fürsten dieser Länder zu Vasallen und tributpflichtig zu machen. Diese fernen Fürsten empörten sich fortwährend, daher die oft wiederholten Feldzüge nach denselben Ländern, welche Raubzüge mehr eintrugen, als durch eine vollständige Besitznahme erzielt worden wäre.

Wenn wir diese Art von Vasallenstaaten mitzählen, so erstreckte sich das damalige Assyrische Reich bis zum Persischen Meerbusen und über Elam und andererseits bis an das Rothe Meer und an die ägyptische Grenze. Im Osten waren ihm die meisten turanischen Stämme Mediens unterworfen, und auch einige der nach der Hochebene von Iran vorgedrungenen arischen. Von Armenien konnte man zu Assyrien das Land vom See Wan bis zu den Quellen des Tigris rechnen; in den anderen Theilen boten das Terrain und die Tapferkeit der Einwohner zu harten Widerstand. Mesopotamien, Chaldäa, Nordsyrien standen unter assyrischer Oberhoheit; ja das Reich erstreckte sich über den Tauros und Amanos hinaus bis in die Ebene Kilikiens; die Tubal und Kappadokier waren ihm zinsbar. Dasselbe war der Fall mit der syrischen Küste von der Mündung des Orontes bis nach Gaza und den zwischen dem Meere und der Wüste liegenden Königreichen.

Salmanasar IV. (780—770) scheint nicht den kriegerischen Sinn seiner Vorgänger gehabt zu haben; nach einer einzigen Expedition gegen Damas (772) mußte er Syrien aufgeben.

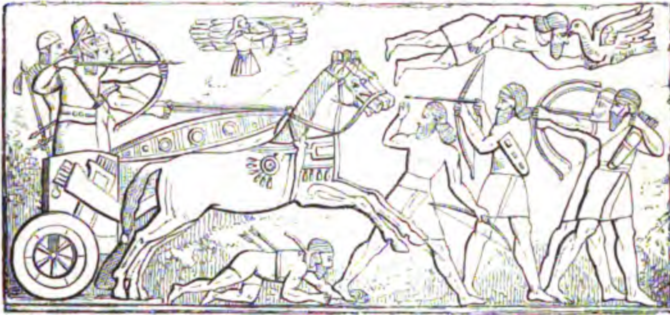
Unter seinem Nachfolger Assur-Dan II (770—752) nahmen die Aufstände im Reiche eine sehr bedenkliche Richtung, da sie sich nicht mehr auf die Vasallen beschränkten. Der Aufruhr reichte bis an die Thore von Ninive. Das war sehr erklärlich, denn der König hatte nicht den kriegerischen Geist seiner Vorfahren; er blieb zu Hause und schickte seine Feldherren in den Krieg.

Assur-Nirari II. war vollends entartet. Während seiner ganzen Regierung wurden nur zwei Feldzüge unternommen und diese gegen das Land Namri, nur einige Tagemärsche von der Hauptstadt. Assyrien verlor unter seiner Regierung viel an Macht.

Die griechischen alten Geschichtschreiber kannten die Namen der großen assyrischen Könige des achten Jahrhunderts nicht und erfanden mit ihrem gewöhnlichen Leichtsinn eine ganze Reihe von unbedeutenden Königen, die sie von Ninos und Semiramis abstammen lassen. Der letzte dieser Königsdrohnen sei ein König Namens Sardanapal gewesen. Dieser habe seine Zeit meist im Harem zugebracht, habe selbst Weiberkleider angelegt und sich mit weiblichen Arbeiten beschäftigt. Er war ein Wollüstling wie keiner vor ihm und trieb natürliche und unnatürliche Laster. Sinnlicher Genuß war ihm der einzige Lebenszweck, und das habe er in einer Inschrift an einem Denkmal ausgesprochen. Die Inschrift habe gelautet: „Sardanapalos, Sohn des Anaxyndaraxas, hat Anchiale und Tarsos an einem Tage erbaut. Iß, trink' und liebe, denn alles Uebrige ist nicht viel

werth.“ — Zwei Vasallenfürsten, Arbakes von Medien und Belesys von Babylon hätten sich empört. Dies habe Sardanapal aus seiner Ueppigkeit aufgerüttelt und die Tapferkeit seines Geschlechts sei in ihm erwacht. Er sei den Empörern entgegen gezogen, habe sie mehrmals geschlagen und würde sie vernichtet haben, wenn nicht aus Baktrien zurückgekehrte assyrische Truppen, anstatt ihm beizustehen, zum Feinde übergegangen wären. Er wurde in Ninive belagert und hielt sich zwei Jahre. Im dritten Jahre sei der Tigris ausgetreten, habe die Mauer unterwühlt, so daß zwanzig Stadien derselben eingestürzt seien. Nun dachte er an ein Orakel, welches ihm so lange den Sieg verheißen hatte, bis der Fluß sich gegen ihn kehren würde. Um nicht dem Feinde lebendig in die Hände zu fallen, habe er beschlossen, sich sammt seinem Palast und seinen Weibern zu verbrennen. In einem 125 Meter hohen Scheiterhaufen habe er sich ein Zimmer von 32 Meter Länge und Breite einrichten lassen. 150 goldene mit Teppichen bedeckte Ruhebetten seien hineingestellt und rings um dieselben unendliche Schätze aufgehäuft worden. Darauf habe er mit den Frauen auf den Ruhebetten Platz genommen und Eunuchen, die allein um sein Vorhaben gewußt, hätten den riesigen Scheiterhaufen anzünden müssen. Dieser habe vierzehn Tage gebrannt. Das Volk habe nichts gemerkt und den Rauch als von einem großen Opfer herrührend geglaubt. Darauf sei Ninive eingenommen und zerstört worden. Diese ganze Geschichte ist eine Erfindung.

Eine in Kalakh selbst ausbrechende Empörung beseitigte Assur-Nirari II. und es gelangte nun auf den Thron Tulak-Habal-Asar II., von dessen Familie und Herkommen man nichts weiß, möglich daß er ein Mitglied der königlichen Familie war.



Ein assyrischer König in seinem Streitwagen, im Kampfe.

In Bezug auf die Geschichte dieses bedeutenden Königs weichen die jüdischen, biblischen Schriften von den Nachrichten ab, welche wir auf den assyrischen Monumenten finden. Wir müssen letztere unbedingt für zuverlässiger halten und folgen ihnen.

Tulak-Habal-Asar II. (Tiglat Pilesar) gelangte am 13. April 745 auf den Thron und regierte bis 661. — Er glich durchaus nicht seinem faulenzenden Vorgänger, sondern that sogleich energische Schritte, Assyriens altes Ansehen wieder herzustellen. Nabu-Natsir (Nabonassar), der König von Babylon, wagte den Kampf nicht und unterwarf sich als Vasall. Der König von Beth-Schilan, Nabu-Usabsi, war nicht so weise und wurde vor dem Thore seiner Stadt gekreuzigt. Alle benachbarten Königreiche wurden besiegt und Tulak-Habal-Asar nahm den Titel König der Sunnios und der Akka unter seine Titel auf. Nach einem Feldzug gegen Namri 744 rückte er in Syrien ein, allein eine Empörung in Armenien rief ihn dorthin. Bei seiner Rückkehr nahm er Arpad nach dreijähriger Belagerung (746—742), eroberte dann Hamath und verpflanzte die dortigen Einwohner in von ihm zerstörte Orte (739). Dies Beispiel fruchtete. Achtzehn Könige, darunter die von Israel und Damas, unterwarfen sich.

Nun folgte ein vierjähriger Krieg gegen Armenien und Medien (738—735). Seit langer Zeit unterhielten die mesopotamischen Völker mit Indien und den mittleren Gegenden einen ununterbrochenen Verkehr. Drei Hauptstraßen führten aus dem mittleren Tigristhal auf die Hochebene von Iran: die eine, die am meisten benutzt wurde, ging über den großen Zab und führte durch den Paß von Kalischin in das Becken des Sees

um Urumiyeh; die andere führte mitten durch den Paß von Banneh bis nach dem Ekbatana des Nordens; eine dritte endlich ging den Kleinen Zab hinauf. Auf diesen drei Straßen brachten die Karawanen nach Ninive die Erzeugnisse Indiens und Baktriens, nämlich Gold, Eisen und Kupfer, gewebte Stoffe, kostbare Steine, wie Karneole, Achate und Lapis Lazuli, manchmal auch merkwürdige Thiere, wie Elefanten, Rhinozeronten und die zweihöckerigen Dromedare Transoxianiens. Die meisten ninivitischen Könige hatten es schon versucht, sich in den Besitz des Landes Nairi zu setzen, wo alle diese großen Handelsstraßen einmündeten. Einige waren bis zur östlichen Grenze des Kaspischen Meeres in das Land Bartsu (Parthien) gelangt; allein keiner hatte sich über die medische Wüste hinaus gewagt in die fernen Gegenden des äußersten Ostens.

Im Frühjahr 736 ging Tuklat-Habal-Asar wieder durch Namri bis in das Gebiet von Barrua, in das Land Matti bis an den See Urumiyeh. Dann wandte er sich nach Osten, ging das südliche Ufer des Kaspischen Meeres entlang und kam in das Land Partsua, dessen Hauptstädte Abdadan, Urzikki und Istar (jetzt Asterabad) er einnahm. Dann drang er weiter nach dem Gebirge Nahl vor (vielleicht der Parapamisos oder die Bergkette, die Arachosien von Indien trennt), ging durch das Gebiet von Zikuti, Nissa und Tsibur, theilte dann seine Armee in zwei Kolonnen, wovon eine südlich in der Richtung nach dem See Hamun durch die Provinzen Paria und Bustus marschirte, während die andere auf dem Wege nach Osten blieb, Arriarva (Arien) und das Thal des Etymander durchzog. Beide Kolonnen vereinigten sich wieder in Araquttu (Arachosien), und sich südwärts wendend, kamen sie im Industhal in das Land der Sakbati und Silkhari, welchem die babylonischen Kaufleute, die oft in jene Gegenden kamen, den Namen Ruad gegeben hatten. Hier endete dieser Zug. Die Armee ging zurück über Araquttu und Usqaqqana und die östlichen Distrikte von Gedrosien und erreichte auf derselben Straße, auf welcher sie ausmarschirt war, Ninive."

Diese weiten Züge hatten keinen andern praktischen Zweck, als das Ansehen der assyrischen Herrscher zu erhöhen. Das Andenken an diesen Zug und daran, daß Assyrer einst eine Zeit lang im Süden des indischen Kaukasus geherrscht hatten, erhielt sich im Volk, nur daß man diesen Kriegszug der fabelhaften Semiramis zuschrieb.

Kaum war Tuklat-Habal-Asar von diesem großen Kriegszuge zurückgekehrt, so rief ihn **Ahas**, der König von Juda, zur Hülfe gegen **Rezin**, den König von Damas (s. S. 252), der sich mit dem Könige von Israel (Samaria) **Pekah** verbunden hatte. Der assyrische König wandte sich gegen den Letztern, der sich eilig in Samaria einschloß, während Tuklat-Habal-Asar seine Unterthanen nach Assyrien in die Gefangenschaft führte. Nun wandte sich der assyrische Eroberer gegen Rezin. Nach zweijährigem Krieg wurde Damaskus genommen und Rezin kam um. Achttausend Einwohner wurden nach Kir in Armenien geschickt und das Land zur assyrischen Provinz gemacht. Ehe Tuklat-Habal-Asar das Land verließ, versammelte er seine Vasallen jenes Landes und es erschienen 25 Könige. Syrien war gänzlich unterworfen. Aufstände in Chaldäa riefen den König dorthin. Babylon, wo dem **Nabu-Natsir** Nasid (733—731), dann **Ukinzir** und **Pul** (731—726) gefolgt waren, blieb treu, aber den Empörern ging es noch schlimmer als 745, und Viele, durch die Grausamkeit der Strafen erschreckt, unterwarfen sich ohne Kampf, darunter der König von **Beth-Yakin**, der noch niemals Assyrien unterworfen gewesen war. Sein Land lag an den Mündungen des Euphrat und Tigris, und der nicht breite Streifen war im Norden durch Sümpfe und im Süden durch den Persischen Meerbusen geschützt. — **Mutton II.** von Tyros empörte sich und **Pekah** von Israel war ermordet worden (729). Das machte einen neuen Zug nach Syrien nöthig. Es war des alten Königs letzter. Er starb 727 in Kalakh.

Auf den Tod dieses gefürchteten Helden schienen die unterworfenen Völker nur gewartet zu haben. Israel und Phönikien erhoben sich, aber **Salmanasar V.** (726—721) brachte sie schnell wieder zur Unterwerfung.

In der jüdischen Geschichte (S. 103) haben wir gesehen, wie Hosea, der Mörder und Nachfolger Pekah's, sich an Schabak von Aegypten um Hülfe wandte, und wie Salmanasar ihn gefangen nehmen und verschwinden ließ, und wie Letzterer 721 starb, ohne das empörte Tyros und Samaria, welche beide Städte er belagerte, genommen zu haben. Ihm folgte sein Feldherr Sarykoukin oder Sargon (721—704), mit welchem Recht auf die Krone, wissen wir nicht. Er wurde der Gründer einer neuen Dynastie, der Sargoniden.



Belagerung einer Stadt.

Wie gewöhnlich bei Thronwechseln, empörten sich auch jetzt unterworfene Völker. Khumbanigas, König von Elam, verband sich mit chaldäischen Fürsten; allein Sargon schlug sie in den Ebenen von Kalu (721) und eilte nach Syrien, wo Samaria und Tyr sich noch immer hielten. Er eroberte Samaria und machte dem Reiche Israel ein Ende (s. S. 254). Nun zog Sargon gegen die verbündeten, von Jahubid (auch Ilubid genannt), Usurpator von Hamath, geführten syrischen Fürsten. Noch ehe Schabak Syrien erreichte, wurden sie in der Schlacht bei Karkar geschlagen, Jahubid gefangen und ihm die Haut abgezogen. König Schabak von Aegypten traf endlich ein, vereinigte sich mit Hannon, König von Gaza, und wurde in der Schlacht bei Ropeh (oder Raphia) geschlagen. Er entkam mit genauer Noth; allein Hannon wurde gefangen.



Einnahme einer Festung. Wegführung der Gefangenen.

Das Assyrische Reich grenzte nun nicht mehr an die Gebiete kleiner ohnmächtiger Stämme, sondern an drei mächtige Staaten: im Südosten an Aegypten, im Norden an Urarti und im Südosten an das uralte Reich von Elam. Die Schlachten von Kalu und von Ropeh beseitigten einstweilen Elam und Aegypten und ließen Sargon freie Hand, sich gegen Urarti zu wenden.

Schon Tuklat-Habal-Asar I. war in Nairi eingefallen, und im neunten Jahrhundert war das ganze obere Tigristhal Assyrien unterworfen. Assur-Nazir-Habal begann die Eroberung von Manna (814 und 813); Salmanasar III. griff Urarti (oder Ararti) an, schlug 841 dessen König Aramis, dessen Nachfolger Saduri 832, die Heere des Königs

von Manna (Wan) 830 und die von Urarti 829; allein von einer entscheidenden Besiegung, das heißt Unterwerfung Armeniens, war nicht die Rede. Bin-Nirari III. unternahm zwei Feldzüge gegen Manna (813 und 814); Salmanasar IV. vier gegen Urarti (787—784) und zwei andere 782 und 780.

Von diesen Kriegen hatte Armenien Vortheil insofern, als es dadurch civilisirt wurde. Es lernte assyrische Künste und ihre Schrift. Einer ihrer Könige, Beliduris I., Sohn des Lutibri, ließ von Niniveh Schreiber kommen, welche seine offiziellen Inschriften in dem hochtrabenden Stil der assyrischen Könige verfaßten. Die assyrische Sprache war eine Zeit lang die Gelehrtensprache in Urarti, bis unter Isbuinis I., dem Sohn des Beliduris I., die assyrische Schrift mit einigen Abweichungen auch dem armenischen Dialekt angepaßt wurde.

Tuklat-Habal-Asar II. war glücklich gegen Urarti; er schlug dessen König Sarda 742 und 734, so daß er sich ruhig verhalten mußte. Der Nachfolger des Sarda machte wenig zu schaffen, allein Ursa, ältester Sohn des Minuas, hatte den Ehrgeiz, den Glanz seines Reiches herstellen zu wollen. Als der König Iranzu von Matta auf seine Allianzvorschläge nicht einging, erregte er den König von Zikartu (oder Sagartiu) zur Unterstützung bei einer Empörung. Sargon eilte seinem Vasallen zu Hülfe, nahm die Städte Suandakul und Durducka, welche sich dem Mittati, König von Zikartu, ergeben hatten, und nachdem er sie zerstört (719), sandte er die Einwohner nach Syrien.

Im ganzen Reiche gab es hier und da Empörungen zu unterdrücken. Der König Pisiris von Karchemisch wurde abgesetzt (717) und Sargon konnte seinen Kampf gegen Armenien fortsetzen, wo Iranzu gestorben und dessen Sohn Aza in einem Aufruhr ermordet und durch Ullusun ersetzt war, der dem Ursa als Unterpfand seiner Treue zweiundzwanzig seiner festen Plätze übergeben hatte.

Sargon schlug Ullusun, drang bis an den See Wan vor und ließ den Fürsten des Berges Mildis, Bagadatti, der in seine Hände gefallen war, an der Stelle lebendig schinden, wo Aza ermordet worden war. Ullusun, dem das Schinden nicht gefiel, floh und warf sich später dem Sieger zu Füßen, der ihm als Vasall seine Herrschaft wiedergab.

Im Begriff Ursa einzuholen, rief ihn eine Empörung nach Karkhar in Medien, wo man die assyrischen Statthalter gezwungen hatte, Dalta, den König von Ellibi, als Oberherrn anzuerkennen. Er züchtigte die Rebellen und eroberte 715 Ellibi. Mit Medien fertig, kehrte er nach Armenien zurück und schlug Ursa von Urarti in einer großen Schlacht (714). Ursa floh in die Gebirge, und als er erfuhr, daß auch sein letzter Verbündeter Urzana von Mussassir besiegt war, verzweifelte er und brachte sich um. Sein Bruder Argistis folgte ihm in Urarti und hielt sich gegen die Assyrer.

Im Jahre 713 durchzog Sargon Medien, ging dann nordwestlich nach Kilikien und nach Kumanu (Komana), wo er 712 einen König einsetzte. Seine Oberhoheit reichte nun bis an den Halys und Saros.

Gegen Tyros war er nicht erfolgreich; er mußte die Belagerung aufheben und sich mit einer wenig bedeutenden Anerkennung seiner Oberhoheit begnügen. Aufstände im Lande der Philister und Intriguen unter den syrischen Fürsten wurden durch Sargon's Energie schnell unterdrückt, und Niemand wagte, 711 sich gegen sein Ansehen in Syrien aufzulehnen.

Nun hatte er freie Hand, sein Augenmerk auf Babylonien zu richten, dessen König Marduk-Bal-Idinna sich seit der Niederlage von Kalu sorgfältig gerüstet und sich mit Sutruk-Nakhunta (oder Sutikrak-Nakhundi), dem Sohn des Khumbanigas, Königs von Elam, verbündet hatte. Der Angriff Sargon's kam trotz aller Vorbereitungen unerwartet. Die Heere von Babylon und Elam hatten sich noch nicht vereinigt, und indem Sargon sein Heer theilte, wußte er diese Vereinigung zu verhindern. Er bedrohte einerseits Susa durch einen Theil seiner Armee, während er selbst mit dem andern den Tigris hinunter marschirte, einen der babylonischen Feldherrn bei Dur-Atkhar schlug und sich

um Herrn von ganz Gambul machte. Der Zweck Sargon's war erreicht, Marduk-Bal-
dinna von seinen Verbündeten abgeschnitten.



Restauration des nördlichen Flügels am Palaste zu Khorsabad.

Seine Versuche durchzubrechen, mißlangen, und es blieb ihm nichts übrig, als sich dlich an das Meer in seine alte Herrschaft Bet-Yakin zurückzuziehen. Das preisgegebene abylon öffnete dem Sieger seine Thore, und Sargon, der den Winter über dort blieb, ß sich als König von Chaldäa ausrufen (710).

Marduk-Bal-Idinna hatte die Städte Ur, Larsam und Kisik „die Wohnung des Gottes Lagudä in Kontribution gesetzt und sein Heer bei Dun-Yakin zusammengezogen. Sargon suchte ihn hier im Frühjahr 709 auf und schlug ihn unter den Mauern dieser Stadt in einer entscheidenden Schlacht. Marduk-Bal-Idinna ließ in seinem Lager die Abzeichen der Königswürde zurück, den goldenen Tragsessel, den goldenen Thron, das goldene Scepter, den silbernen Wagen, die Goldzierrathen, und entkam durch eine heimliche Flucht." Dur-Yakin wurde zerstört. Marduk-Bal-Idinna verschwand spurlos und Sargon machte an seiner Stelle des alten Königs Sohn zum Fürsten von Bet-Yakin (709).

Am Ende seines Lebens wurde das Kriegsglück dem Könige ungetreu. Während des Krieges in Chaldäa hatte Argistis von Urarti sich wieder in den Besitz aller von seinem Bruder verlornen Länder gesetzt und die Assyrer konnten selbst die Provinz Manna nicht halten. Als Sargon mit Chaldäa fertig und für Armenien bereit war, wußte Argistis es zu veranstalten, daß er das Land Kumukh angriff (708), dessen König abgesetzt wurde: allein er behielt Manna.

Der König von Elam, der in Ellibi geschlagen worden war (707), eroberte nicht nur Alles wieder, was er 710 verloren hatte, sondern nahm sogar einige assyrische Grenzstädte (706).

Im Jahre 704 wurde Sargon in seinem Palast zu Dur-Sarukin (dem heutigen Khorsabad) ermordet und ihm folgte sein Sohn

Sin-Akhe-Irib oder Sanherib (704—681), der in Babylon befehligte, aber auf die Nachricht von der Ermordung seines Vaters sogleich nach Ninive eilte. Die Aufständischen unterwarfen sich; Luliya (Eluläos) von Tyros floh und Ithobal II. wurde an seine Stelle gesetzt. Der König von Askalon, der im Aufstand beharrte, wurde gefangen und mit Famlie nach Assyrien geschickt. Die verbündeten Deltafürsten kamen wieder zu spät, wie seiner Zeit Schabak (Sabako). Sie wurden in der Schlacht bei Etelkeh geschlagen, verloren die Mehrzahl ihrer Wagen und einer der Königssöhne wurde gefangen (siehe Geschichte der Israeliten). Hiskiah, der König von Juda, hatte sich an dem Aufstande betheiligt und mit dem äthiopischen König Tirhaka im Geheimen verbunden. Ehe dieser ankommen konnte, erschien Sanherib vor Jerusalem. Wie die Stadt gerettet wurde, haben wir berichtet; allein Sanherib schickte 200,150 Juden nach Assyrien, wohin er selbst zurückkehrte, gezwungen durch die Pest, welche sein Heer aufrieb, und durch einen Aufstand der Chaldäer, wo der verschollene alte König Marduk-Bal-Idinna wieder erschienen war. Dieser verband sich mit dem Könige von Elam und mit Hiskiah, den der Prophet Jesaias vergebens warnte. Marduk-Bal-Idinna und sein Feldherr Suzub wurden geschlagen, der babylonische König floh nach Elam, wo er starb, und Sanherib machte seinen ältesten Sohn Assur-Nadin zum König von Babylon.

Nun empörten sich Stämme an der medischen Grenze. Sie wurden besiegt und Sanherib zog gegen Maniya, König der Dahan, folgte ihm in die rauhen Gebirge, nahm die Stadt Ukku und 33 andere Städte, die geplündert und in assyrischer Weise zerstört wurden.

Man ließ Sanherib indessen nicht in Ruhe seinen in Ninive begonnenen Palast ausbauen; ein neuer Aufstand rief ihn an den Persischen Meerbusen, nach Bet-Yakin. Die Einwohner flohen mit ihren Göttern über den Meerbusen nach Elam, mit Erlaubniß des Königs Kudur-Nakhunta, Sohn des Satruk-Nakhunta, dem früheren Bundesgenossen des Marduk-Bal-Idinna. Sanherib, der syrische Matrosen hatte kommen lassen, folgte den Flüchtlingen mit Schiffen, welche die Phöniker für ihn erbauten. Die Elamiten, die nichts weniger als einen Angriff von der Seeseite erwarteten, wurden vollständig überrascht, und nur ein neuer Aufstand in Babylon unter dem oben genannten Feldherrn Suzub rettete Elam vom Untergang. Suzub wurde gefangen und die elamitische Armee, die ihm zu Hülfe kam, geschlagen. Der Krieg begann aber im Frühjahr

aufs Neue. Städte, welche die Elamiten in den letzten Jahren des Sargon den Assyrern abgenommen hatten, wurden wieder erobert, und Sanherib drang verheerend in Nieder-Susianna ein, wo er 34 große Städte einnahm. Kudur-Nakhunta, der in Madaktu war, zog sich nach der Stadt Khaidala zurück, deren Gebiet an Medien grenzte. Ein Ausspruch der Wahrsager bewog Sanherib, den Krieg aufzugeben und nach Hause zu gehen. Drei Monate darauf starb Kudur-Nakhunta und nach dortiger Landessitte folgte ihm sein jüngerer Bruder Umman-Minanu.

Der gefangene Suzub war entflohen in die Sümpfe Chaldäa's, welches er revoltiren wollte, allein Sanherib zwang ihn nach Elam zu fliehen, und um Umman Minanu die Mittel zum Kriege zu liefern, vergriff er sich an dem Eigenthum der Götter. Er öffnete den Schatz im Pyramidentempel und nahm das Bel und Zarpanit gehörige Gold.

Durch persische Stämme vom untern Euphrat unterstützt, vereinigte er sich mit Suzub. Er wurde bei Khaluli geschlagen, aber nicht entscheidend. Nun bestach Sanherib den feindlichen General, den wir heute Chef des Generalstabes nennen würden, und dadurch erfocht er, obwol mit Mühe, den Sieg. Umman Minanu und Suzub entkamen; die vornehmsten Babylonier starben oder wurden gefangen und Sanherib nahm Babylon. Er beschloß, mit der großen Rebellenstadt ein Ende zu machen. Die Bauwerke wurden zerstört, die Tempel geplündert. In einem derselben standen die Statuen des Gottes Bin und der Göttin Sala, welche Marduk-Idin-Akhe zur Zeit des Tuklat-Habal-Asar I. aus der Stadt Hekali entführt hatte und auch das Siegel Salmanasar's I., welches der siegreiche Bin-Bal-Idinna den Göttern Babylons geweiht hatte. Diese alten Reliquien wurden nach Ninive in einen Tempel gebracht. Acht Jahre lang blieb das halb zerstörte und verödete Babylon ohne König.

Nachdem Sanherib noch die Araber unterworfen und einen Feldzug nach Kilikien gemacht hatte, wo er die Griechen zu Wasser und zu Lande schlug, kam er auf eine traurige Weise um. Seine beiden Söhne Adrammelech und Saresser ermordeten ihn im Tempel des Gottes Nisroch (681). Die Assyrer wollten Adrammelech nicht zum König, und ein Halbbruder desselben, Assur-Akhe-Idin (Asar-Haddon) bestieg den Thron (681—667). Er hatte in Armenien befehligt und marschirte mit seiner Armee nach Ninive. Es ist ungewiß, ob Adrammelech umkam, oder ob die Sage wahr ist, daß ihm ein armenischer König Land gab, welches seiner Familie blieb.

Trotz seiner fast unaufhörlichen Kriege hatte Sanherib Zeit gefunden, der assyrischen Kunst große Aufmerksamkeit zu schenken, und seine Bauten übertrafen alles bis dahin in jenem Lande Dagewesene. Seit Sargon Ninive verließ und es seines Ranges als Hauptstadt entkleidete, verfiel es; allein Sanherib stellte es in seiner alten Herrlichkeit her. Wir werden in der Kulturgeschichte darauf zurückkommen.

Assur-Akhe-Idin hatte sogleich Krieg zu führen gegen arische Völker Mediens, dann gegen Armenien am Wansee, gegen die Tubal, die Muskai und Kimmerier Albaniens. Diese Kriege dauerten von 680 bis 676 und führten den Assyrer bis an das Schwarze Meer und an den Fuß des Kaukasus. Von da riefen ihn Empörungen wieder nach Chaldäa, wo ein Sohn des Marduk-Bal-Idinna, Nabu-Zirnab-Azir, mit Hülfe der Elamiter sich an der Mündung des Euphrat festgesetzt hatte. Als dieser Fürst tributpflichtig gemacht war, mußte der König Abdimilkuth von Sidon bekämpfen, der nach Kypros (Cypern) floh; allein die assyrischen Könige hatten seit der Belagerung von Tyros die Nothwendigkeit einer Flotte dringend erkannt und sich eine solche geschaffen. Das Meer rettete den sidonischen König nicht; er wurde gefangen. Von dieser Expedition zurückgekehrt, zerstörte Assur-Akhe-Idin die alte Stadt Sidon, brachte die Vornehmen um, verpflanzte das Volk nach Assyrien und bevölkerte Phönikien mit Chaldäern und Elamitern. — Nachdem Asarhaddon oder Assur-Akhe-Idin Syrien zur Ruhe gebracht hatte, richtete er sein Augenmerk auf Arabien.

„Die Arabische Halbinsel ist eine Wiederholung Afrika's in kleineren Dimensionen und gemäßigteren Verhältnissen, aber ohne ein Flußthal wie das des Nil."

Im Innern ist das 50,000 Quadratmeilen große Land meist eine felsige Sandwüste, durch seltene Wasserläufe erfrischt. Im Süden jedoch, wo das Land terassenförmig zum Indischen Ozean abfällt, hat es einen tropischen Charakter, dessen Hitze durch die Nähe des Meeres und die von dort kommenden Winde abgekühlt wird. Hier gedeihen die herrlichsten Früchte und Wohlgerüche der köstlichsten Art aushauchende Bäume und Sträucher, wie die Weihrauch- und Myrrhenbäume, Zimmetbäume, Palmen, Kassia u. s. w. Die alten Schriftsteller konnten nicht Worte genug finden, die Wunder und den Reichthum dieses herrlichen Landes zu preisen und mit abenteuerlichen Zierrathen auszuschmücken. Die Weihrauch tragenden Bäume, hieß es, würden vor geflügelten Schlangen und die Kassia von Fledermäusen bewacht. Den Zimmet, der nicht in Arabien wachse, brächten große Raubvögel von unbekannten Gegenden in ihre Nester, und dergleichen mehr. Viele Produkte, die als Handelsartikel aus Indien nach Arabien gebracht wurden, zählte man ebenfalls unter die Produkte des Landes. Man fabelte von Arabien in derselben Weise, wie man bei uns noch am Anfange dieses Jahrhunderts von Afrika fabelte.

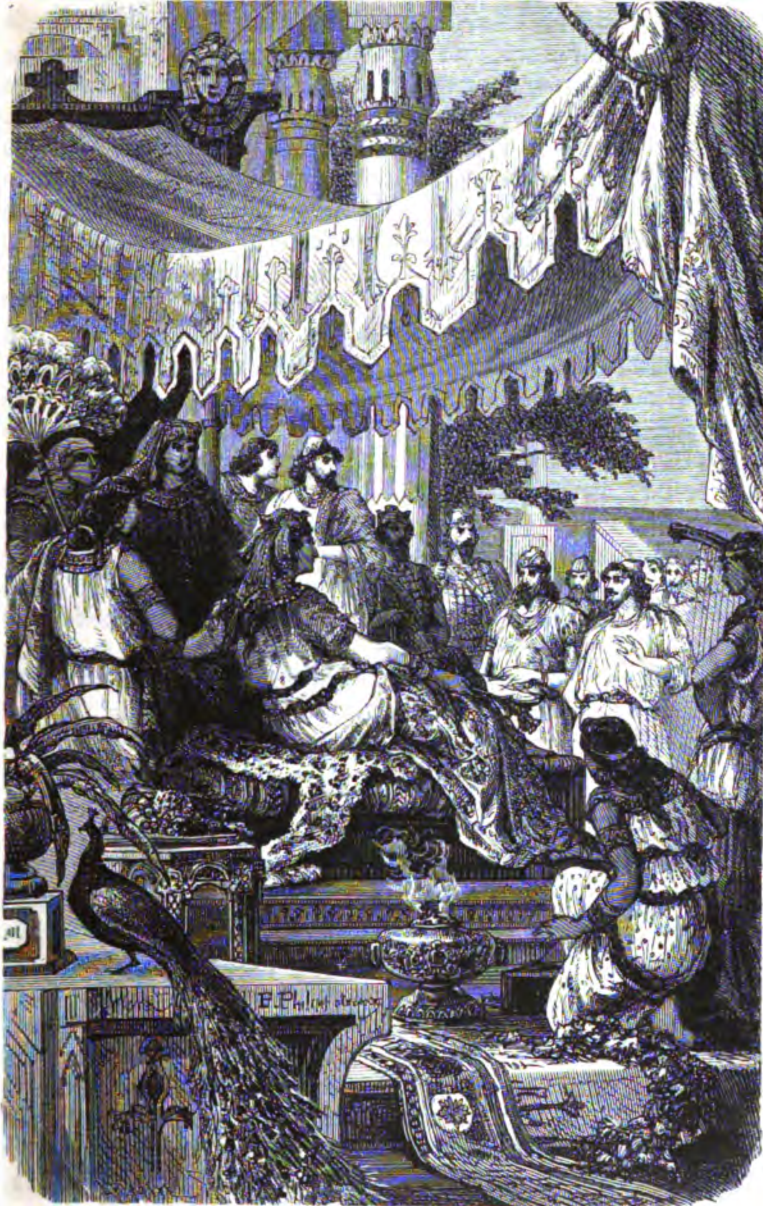
Das Innere dieses Landes sowol, wie die nördlichen und östlichen Grenzen desselben, wurde von unendlich vielen verschiedenen Stämmen bewohnt, die ein kriegerisches Nomadenleben führten, und deren Hauptreichthum in ihren Kameelen und Pferden bestand. Sie waren Beduinen, wie wir sie noch heute in jenem Lande finden, und haben sich in weiter nichts verändert, als daß sie ihre Religion und ihre Waffen geändert haben. Diese Religion war ungefähr dieselbe wie die der Nachbarvölker. Einige Stämme beteten vorzüglich die Sonne und die Gestirne an, während andere die syrischen Götter und Göttinnen verehrten. Wie in Lydien sich gottesdienstliche Handlungen an Steine knüpften, so auch in Arabien. Nach Strabo verehrten manche Stämme ihren Kriegsgott Dusaros oder Duscharah in einem schwarzen, viereckigen Stein, vier Fuß hoch und zwei Fuß breit, auf goldener Unterlage, auf dem sie opferten und den sie mit dem Blut der Thiere benetzten Auch Menschenopfer kamen bei einigen Stämmen vor, wie bei den Phönikiern.

Hirtenvölker schreiben keine Geschichtbücher und bauen auch keine Paläste oder Pyramiden, und die arabischen Beduinenstämme wissen nicht mehr von ihrer Abstammung, als was in der Bibel angegeben ist. Sie stammen von Ismael, dem älteren Sohn Abraham's, und den zwölf Söhnen dieses Sohnes der Hagar. Die Stammväter der Edomiter und Amalekiter sind Esau und sein Sohn Amalek; Lot's Söhne Moab und Ammon sind Stammväter der Moabiter und Ammoniter.

Wichtiger für uns als diese Beduinenstämme sind die Völker, welche die reichen Länder Arabiens am Meere bewohnten. In ältesten Zeiten finden wir hier bereits Kuschiten in den Ländern Ternuter und Punt. Schon König Santhkara unterhielt Verbindungen mit jenem Lande (2300 v. Chr.) und die Königin Hatasu (Ramaka) machte 1600 v. Chr. einen Zug dorthin und Ramses III. (1300) baute Schiffe, um mit den Leuten von Punt zu handeln. Die Kuschiten verloren die Oberherrschaft über das Land an Stämme der Jektaniden; viele von ihnen flohen in die Gebirge von Hadramut, wo sie sich bis in die ersten Jahrhunderte n. Chr. erhielten, aber eine größere Anzahl ging nach Afrika, wo schon seit alten Zeiten kuschitische Stämme ansässig waren und ihre Ankunft den König von Aethiopien, Piankhi, sehr erfreute, da sie ihm, wie später den Königen der 25sten Dynastie, zu ihren Kriegen mit Assyrien Soldaten lieferten.

Zur Zeit der neuassyrischen Könige und schon früher bestand an der Südküste Arabiens, in dem später Yemen genannten Lande, das Königreich Saba (Scheba in der Bibel), dessen Hauptstadt Mariaba (oder Marjab), das heutige Mareb war. Wir haben erzählt, daß eine Königin von Saba dem Könige Salomon einen Besuch und reiche Geschenke machte. Königinnen scheinen bei den Arabern nicht selten gewesen zu sein, denn Tuklat-Habal-Asar

(Tiglat Pilesar II.) rühmt sich (738 v. Chr.), von Zabibieh, Königin von Aribi (Arabien), Tribut erhalten zu haben, und 734 zog er gegen die Königin Samsieh nach Arabien und erbeutete 30,000 Kameele und 20,000 Ochsen. Dann habe er die Stadt Saba erobert.



Vor der Königin von Saba. Zeichnung von P. Philippoteaux.

Ebenso rühmt sich Sargon, daß er verschiedene arabische Stämme besiegt und von der Königin Samsieh und von Jathamir von Saba (Sabahi) Tribut erhalten habe (715 v. Chr.). Auch Sanherib hatte (703) verschiedenen arabischen Stämmen 5330 Kameele und 800,600 Stück Kleinvieh abgenommen.

Da die Kuschiten Seefahrer waren, so brachten sie Waaren aus Indien in ihr Land, und der Handel mit indischen Produkten machte sie reich. Dieser Handel mit indischen

und arabischen Gütern dauerte fort, und Ramses II. wollte, wahrscheinlich um ihn zu erleichtern, den Nil mit dem Rothen Meere verbinden. Ebenso lebhaft wie mit Aegypten, war der Handel mit Babylon, wo man allein jährlich 600 Centner Weihrauch im Tempel des Belos verbrauchte, und überhaupt wohlriechende Salben u. s. w. sehr liebte.

Die Nachkommen der Kuschiten, die Phöniker, ließen diesen Handel nicht einschlafen, wie wir das an seiner Stelle erwähnt haben. Das ging, wie es scheint, nur zu Zeiten auf dem Seewege, und am meisten wurde der Handel zwischen Südarabien und Phönikien durch Karawanen betrieben und durch Vermittelung arabischer Stämme. Die Karawanenstraße, die von Marjab nach Elath, dem Hafen am Rothen Meer, führte, lief längs der Küste des Meeres und ging von Elath über Saba und Bosra zu den Edomitern, dann durch das Gebiet der Moabiter und Ammoniter und endlich über Edre und Astaroth Karnaim nach Damaskos; von hier gingen die Waaren nach Phönikien. Eine andere Karawanenstraße aus dem inneren Arabien heraus nach Damaskos ging über die Oase Duma.

Daß die Sagen von der Pracht in Saba nicht leeres Geschwätz waren, zeigen noch die Baureste im Lande der Sabäer und ihrer Nachbarn, der Chatramiten.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß der König Assur-Akhe-Idin Lust bekam, die Bekanntschaft mit diesem Lande zu erneuern. Zuerst nahm er die Stadt Ad-Dumu, die sich empört hatte und brachte deren Götter nach Assyrien, worauf die Königin des Landes sich unterwarf. Die beim Transport beschädigten Götter wurden wieder geflickt und mit Inschriften, den Ruhm Assur's und des Königs verkündend, zurückgeschickt, die Araber dafür aber auch mit einer Königin, Tabuya, versehen, die im Palast zu Ninive erzogen und den Assyrern ganz ergeben war. Als der König von Ad-Dumu, Hasael, starb, wurde dessen Sohn Yala eingesetzt, mußte aber dem gewöhnlichen Tribut noch zehn Minen Gold, tausend Karfunkel und fünfzig der besten Kameele hinzufügen.

Nachdem der König sich so den Rückzug gedeckt, brach er nach Yemen auf, gelangte jedoch wegen der Wüsten nicht bis dorthin, unterwarf aber viele Könige.

Nachdem Syrien und Arabien erobert waren, ging Asar-Haddon nach Afrika und schlug den Tirhaka so gründlich, daß dieser nach Napata sich zurückziehen mußte. Memphis und Theben wurden geplündert, und Götter und der Goldschmuck der Tempel nach Assyrien geschickt. Das Land wurde nun auf assyrische Weise eingerichtet, und zwanzig kleinen Fürsten gegen Tribut zur Verwaltung gegeben. An ihre Spitze wurde Neko I. gestellt (siehe S. 108). Als Asar-Haddon nach Hause kam, ließ er (672) eine Siegessäule errichten, auf der er sich König von Aegypten, Theben und Aethiopien nennt.

Drei Friedensjahre 671—669 benutzte er dazu, herrliche Bauwerke aufzuführen, darunter einen Prachttempel in Ninive. Das Dach bestand aus schön geschnitzten Cederbalken und war getragen von Cypressensäulen, eingefaßt mit Silber und Eisen. An den Eingängen erhoben sich steinerne Löwen und Stiere. Die Thüren waren von Ebenholz und von Cypressenholz, eingelegt mit Eisen, Silber und Elfenbein. Seine Bauten zu Babylon und Kalakh konnte er nicht vollenden, denn er wurde 669 sehr krank. Tirhaka fiel wieder in Aegypten ein, schlug die Assyrer bei und in Memphis, und Asar-Haddon übergab kurz vor seinem Tode die Regierung seinem ältesten Sohne Assur-Ban-Habal (667), der sogleich nach Aegypten eilte und Tirhaka bei Karbanit schlug und ihn zwang, Theben aufzugeben. Kaum war der König fort, so konspirirten die ägyptischen kleinen Könige wieder mit Tirhaka. Neko wurde nach Assyrien citirt, dort politischerweise mit Ehren überhäuft und sein Sohn Psametich zum Gouverneur von Athribi gemacht. Als Neko nach Aegypten kam, war der alte Tirhaka (666) gestorben. Sein Schwiegersohn nahm den Kampf mit den Assyrern gleich wieder auf, allein Assur-Ban-Habal schlug ihn, plünderte abermals Theben und sandte dessen Einwohner in die Sklaverei (665 v. Chr.). Die Phöniker und Kilikier hatten die Abwesenheit Assur-Ban-Habal's in

Aethiopien benutzt, sich zu empören, allein nach seinem Siege über Urd-Amen ging der König nach Syrien. Baal, der König von Tyros, unterwarf sich, allein Jakinlu, König von Arvad, brachte sich um und Kilikien wurde besiegt. Gyges, der König von Lydien, huldigte und bat um des Assyrers Hülfe gegen die Kimmerier. Das Assyrische Reich dehnte sich nun, wenn man die Vasallenstaaten mitrechnet, bis an das Aegäische Meer aus.

Wir haben schon mehrmals die Kimmerier erwähnt, die in der Geschichte Kleinasiens eine große Rolle spielten und selbst bis Aegypten vordrangen, auch oftmals mit den Assyrern kriegten, die sie Gimerai nannten. Man betrachtete sie in ältesten Zeiten als ein wildes, halb fabelhaftes Volk, dessen Wohnsitze man in wüste, neblige Länder „am Ende der Welt“ versetzte. Sie machten es indessen auf sehr fühlbare Weise bemerkbar, daß sie nichts weniger als fabelhaft waren. Der in der Bibel vorkommende Name Gomer wird als der ihres Stammvaters betrachtet und das Land Gomer lag am nördlichen Ufer des Schwarzen Meeres. Die Kimmerier bewohnten wahrscheinlich die Krim und ihre Wohnsitze dehnten sich bis an die Niederungen der Donau aus. Einen Theil dieses Volkes nannte man Trerer (Trares), ein Name, der auch als der eines thrakischen Stammes genannt wird. Auch mit den Kappadokiern scheinen die Kimmerier verwandt gewesen zu sein, denn als ihren Stammvater nennt man Gamer und sie selbst Gamir, was wol nur eine Variation von Gomer ist. Die Züge dieses streitbaren, wilden Volkes bezweckten keine dauernden Eroberungen; es waren einzig große Plünderungszüge. Es scheint indessen, daß sie sich auch in manchen Gegenden dauernd niederließen. Sinope wird als eine ihrer Niederlassungen genannt.

Assur-Ban-Habal wurde durch einen Einfall von Elam aus an seinen Unternehmungen in Armenien gehindert. In jenem Lande war Urtaki durch Ermordung seines älteren Bruders Ummanaldas König geworden. Er wurde von den Assyrern besiegt und bei seiner Rückkehr von einem seiner Unterthanen ermordet. Sein jüngster Bruder Teumman vertrieb seines Bruders Kinder, die nach Assyrien flüchteten, und machte sich zum König von Elam.

Diese verwirrten Zustände bewogen Assur-Ban-Habal zur Erneuerung des Krieges. Teumman wurde mit seinem ältesten Sohne besiegt und die entflohenen Kinder Urtaki's wurden, Tammaritu zum König von Khaïdala, und Ummanigas zum König von Susa und Madaktu gemacht, natürlich unter assyrischer Oberhoheit. Teumman und sein Sohn wurden enthauptet und ihre Generäle auf assyrische Weise behandelt, das heißt verstümmelt, geblendet oder lebendig abgezogen. Das erschreckte wol die Elamiten, entmuthigte sie aber nicht, sondern vermehrte nur ihren Haß gegen die Assyrer.

In Babylon herrschte ein jüngerer Bruder Assur-Ban-Habal's, Säul-Masad-Yukin. Dieser stiftete heimlich eine sehr weit verzweigte Verschwörung an, um sich von der Oberhoheit seines Bruders loszumachen. Obwol dies verrathen wurde, gelang es ihm, seinen Bruder sicher zu machen und Zeit zu gewinnen.

Die Rebellion brach aus. Ummanigas von Elam sandte seine besten Truppen nach Babylon. Das benutzte dessen Sohn, der ebenfalls Tammaritu hieß, wie sein Oheim von Khaïdala, seinen Vater gefangen zu nehmen und enthaupten zu lassen. Er wurde indessen von Assur-Ban-Habal besiegt, bat um Gnade und erhielt sie; aber der König von Babylon verlor dadurch seinen besten Bundesgenossen. Babylon wurde belagert und gerieth in solche Noth, daß Eltern aus Hunger ihre Kinder aßen.

Säul-Masad-Yukin wurde gefangen und lebendig verbrannt. Seinen Anhängern ging es nicht besser. In der Erzählung des Sieges heißt es: — „Das übrige Volk wurde vor den großen steinernen Stieren aufgestellt, welche der Vater meines Vaters, Sin-Akhe-Irib, errichtet hatte, und ich habe sie in den Graben werfen lassen, ich habe ihre Glieder abschneiden lassen, ich habe sie von den Hunden fressen lassen, von den wilden Thieren, von den Raubvögeln, von den Thieren des Himmels und denen der Gewässer.

Indem ich diese Dinge that, erfreute ich das Herz der großen Götter, meiner Herren." — Dies war das zweite Mal während eines halben Jahrhunderts, daß Babylon von den Assyrern geplündert wurde.

Große Umwälzungen in Elam führten den König von Assyrien wieder in dieses Reich. Er nahm Susa selbst, plünderte den Schatz und entführte „Susinak, den Gott der im Walde wohnt und dessen göttliches Bild Niemand gesehen hatte, ebenso die Götter Sumudu, Lagamar, Partikira, Amman-Kasibar, Uduran, Sapak, welche die Könige von Elam anbeteten. Naziba, Sungumgura, Karsa, Kirsamas, Sudunu, Aipaksina, Bilul, Panintimri, Silagara, Stapsa, Nalirtu und Kindakurbu, alle diese Götter und Göttinnen entführte ich mit ihren Reichthümern, ihren Schätzen, ihren prächtigen Anzügen, ihren Priestern und Anbetern, alles Das sandte ich nach dem Lande Assur. Zweiunddreißig Königsstatuen in Silber, Gold, Bronze und Marmor, die von den Städten Susan, Madaktu und Huradi kamen, die Statue des Ummanigas, des Sohnes des Umbadara, die Statue von Istar-Nakhunta, die von Hallusi, die von Tammaritu, des letzten Königs, der nach dem Willen Assur's und der Istar sich mir unterworfen hat, sandte ich in das Land Assur. Ich zerbrach die geflügelten Löwen und Stiere, welche vor den Tempeln Wache hielten. Ich stürzte die geflügelten Stiere um, die an den Thoren des Landes Elam errichtet und bis dahin nicht berührt worden waren; ich warf sie nieder. Ich habe die Götter und die Göttinnen in die Gefangenschaft geschickt. In ihre heiligen Haine, deren Grenzen niemals überschritten worden sind, sind meine Soldaten eingedrungen, haben ihre Zufluchtsorte bewundert und sie den Flammen überliefert u. s. w." — Wir geben dies als eine Probe assyrischen Kriegsstiles und assyrischer Handlungsweise. Beinahe zwei Monate lang wurde Elam den Soldaten zur Plünderung preisgegeben. Was vom Volke noch übrig blieb, wurde „wie eine Schafherde" in die Städte gejagt, wo die Götter, Statthalter und Kommandanten der Assyrer ihren Sitz hatten.

Ummanaldas, der sich in den Gebirgen hielt, glaubte dadurch Frieden zu erlangen, daß er sich erbot, Nabu-Bel-Sume, den Enkel des Marduk-Bal-Idinna auszuliefern, und da dieser sich lieber selbst umbrachte, so bekamen die Assyrer nur seine Leiche, die auf den Schindanger geworfen wurde, während man seinen präparirten Kopf im königlichen Garten zu Ninive als Zierrath aufstellte. Ein Basrelief im Britischen Museum in London zeigt Assur-Ban-Habal, wie er mit seinen Frauen vor dieser scheußlichen Trophäe bankettirt. Ummanaldas rettete sich nicht durch seine Nichtswürdigkeit; er mußte fliehen und Elam, das älteste Reich jener Gegenden, hatte ein Ende. Von seiner Geschichte wußte man Jahrtausende nichts. Sie lag gewissermaßen in der Erde vergraben, und unternehmenden Engländern gebührt das Verdienst, sie an das Tageslicht gezogen und dadurch eine Menge alter Irrthümer berichtigt und historisches Dunkel aufgeklärt zu haben.

Assur-Ban-Habal sicherte seine Grenze nach der Wüste durch glückliche Kriege gegen die Araber und ebenso Nairi durch einen Vertrag mit Saduri, den König von Urarti. Aegypten und Lydien machten sich freilich unabhängig während seines Krieges mit Elam, allein das Assyrische Reich blieb noch immer das mächtigste Asiens. — Wann Assur-Ban-Habal starb, kann nicht genau angegeben werden. Ihm folgte Assur-Edil-Ilani.

Der König der Meder, der vor nicht langer Zeit von den Assyrern geschlagen worden war, hatte sich mächtig gerüstet und nahm den Krieg wieder auf. Die Assyrer wurden geschlagen und der König in seiner Hauptstadt belagert. Ein Einfall der Kimmerier zwang jedoch den Mederkönig Kyaxares, die Belagerung aufzuheben. Ninive war freilich für den Augenblick gerettet, allein die Kimmerier nahmen die anderen königlichen Städte Kalakh und El-Assur ein und verbrannten und plünderten sie. Chaldäa und Mesopotamien wurden beinahe entvölkert und verwüstet. Die Barbaren zerstörten die Ernten, verbrannten die Dörfer und verschonten weder Weiber noch Kinder, noch die Herden. Wie ein Sturmwind breitete sich diese Völkerpest über Asien aus. Aegypten kaufte sich los.

Wie Medien sich von der Plage befreite, werden wir später sehen. Mit ihnen fertig, nahm der Mederkönig (Kyaxares) den Krieg gegen Assyrien wieder auf. Assur-Edil-Ilani hatte einen seiner Generale, Nabul-Bal-Assur, zum Statthalter von Chaldäa gemacht. Dieser verrieth ihn, schloß ein Schutz- und Trutzbündniß mit Kyaxares und ließ sich zum König von Babylonien ausrufen (625 v. Chr.). Der König von Medien gab dem Sohne des Verräthers, Nabu-Kudur-Assur (Nebukadnezar), seine Tochter Amytis zur Frau und Assur-Edil-Ilani wurde in Ninive belagert. Als er sah, daß er sich nicht halten konnte, wollte er nicht lebend in die Hände seiner Feinde fallen und verbrannte sich in seinem Palaste (625 v. Chr.).



Assyrische Krieger. Nach Cantanacci.

Ninive wurde zerstört und zwar so gründlich, daß man zwei Jahrhunderte später nicht mehr genau wußte, wo diese berühmte Königsstadt gestanden hatte! — So ging das große assyrische Königreich zu Grunde, welches ein Greuel für Asien gewesen und dessen Könige die scheußlichsten Ungeheuer waren, welche je eine Krone trugen. Ihre Kultur entlehnten die Assyrer einzig von anderen Ländern, hauptsächlich von Chaldäa, und was sich davon sagen läßt, werden wir in der babylonischen Kulturgeschichte mittheilen.

Medien.

Medien lag im Nordwesten der Hochebene von Iran. Polybios beschreibt das Land in folgender Weise: „Medien liegt in der Mitte Asiens; es übertrifft durch seine Größe und die Erhebung seines Bodens alle übrigen Theile Asiens und beherrscht durch seine Lage die stärksten und zahlreichsten Völkerschaften. Gegen Osten ist es durch die Wüste, welche zwischen Persis und Parthien liegt, gedeckt, es hat die sogenannten Kaspischen Thore in seiner Gewalt und stößt an die Berge der Tapuren, die nicht weit vom Hyrkanischen Meer entfernt sind. Gegen Norden wird Medien von den Matianern und Kadusiern begrenzt; gegen Westen erreicht es die Saspeirer, die den Stämmen nahe wohnen, welche am Pontos Euxeinos ansäßig sind. Gegen Süden reicht Medien bis nach Mesopotamien und stößt an Persien; es wird an dieser Seite durch das vorliegende Gebirge Zagros geschützt, das eine Aufsteigung von etwa hundert Stadien hat und in verschiedene Bergzüge und Gruppen zerfällt, die theils durch tiefe Thäler, theils durch offenes Gelände durchbrochen sind, in welchen die Kossaner, die Karchen und andere kriegerische Stämme wohnen. Medien selbst wird von mehreren Gebirgen von Osten bis zum Westen durchzogen; aber zwischen diesen liegen mit Städten und Dörfern erfüllte Ebenen. Getreide und Vieh besitzen die Meder in unzählbarer Menge, und in Betreff der Pferde steht Medien dem gesammten Asien voran, so daß es nicht allein durch seine Größe, sondern auch durch die Zahl und Tüchtigkeit seiner Männer und Rosse den ersten Platz in Asien einnimmt."

Die Gebirge enthielten Kupfer, Eisen, Blei, Gold und Silber in kleiner Menge, schöne Marmorarten und andere geschätzte Steine, darunter besonders Lapis Lazuli, den man jetzt aber in jenen Gegenden nicht mehr findet. Hin und wieder waren die Gebirge kahl, doch meistens mit dichten Wäldern bedeckt. Die Thäler des Zagros und des Sees Urumiyeh sind wahre Fruchtgärten. Es gedeihen dort Aepfel, Birnen, Kirschen, Oliven, und der Pfirsich scheint einheimisch. Auf dem Bergplateau wachsen die Bäume und an den Flüssen und Teichen, wo eben das Wasser nicht fehlt, wachsen alle Cerealien reichlich. Es gab dort eine Menge von Hausthieren oder solche, die sich leicht dazu machen ließen, wie wilde Esel, Büffel, Ziegen, Hunde, Dromedare, d. h. zweihöckerige Kameele, die man früher in Assyrien und Aegypten gar nicht kannte. Unter den verschiedenen trefflichen Pferderassen war die nisäische wegen ihrer Größe und Schnelligkeit die berühmteste. Es gab aber in allen Zeiten dort auch zahlreiche Raubthiere, wie Löwen, Tiger und Leoparden (die jetzt verschwunden sind) und Bären.

In ältesten Zeiten durchzogen kuschitische Stämme dies Land nach allen Richtungen hin, ohne sich jedoch festzusetzen. Dann stiegen Arier von ihren hohen Wohnsitzen herab und ließen sich hier und da zwischen Baktrien und Kleinasien nieder.

Der wichtigste dieser Stämme war der der Mata oder Matiani. Theile desselben blieben in Sogdiana, allein die Hauptmasse ließ sich südlich vom See Urumiyeh in dem Lande nieder, welches später das Atropatenische Medien genannt wurde. Ein Stamm drang bis zum Halys vor.

Turanische Völkerstämme, welche das Land inne hatten, wehrten sich lange tapfer gegen die Arier, die von Norden, und die Semiten, die von Süden kamen. Geschützt durch die Bergketten Khaotras und Zagros, welche selbst Tuklat-Adar und Tiglat Pilesar I. nicht zu überschreiten wagten, konnten ihnen die Assyrer wenig anhaben. Erst im neunten Jahrhundert machten Tuklat-Adar II und Assur-Nazir-Habal einige Fortschritte. Außer den Mata fand er nur turanische Volksstämme vor sich. Diese waren, von Süden angefangen, die Kharkar am obern Gyndes und Khoaspes und die Namri, die durch den Zab von Assyrien getrennt waren. Etwas weiter westlich in ihrem Gebiete wohnten indessen auch Völker kuschitischer Abstammung. Nördlich vom Lande der Namri und des obern Zab begann das Land der Khubuskier, welches sich längs dem Khoatras-Gebirge vom Passe

Ravandiz bis zum See Wan hinzog. Die Einwohner dieses Landes widerstanden den ihnen in nächster Nähe wohnenden Assyrern sehr tapfer. Hinter ihnen trafen Assur-Nazir-Habal und Salmanasar II um den See Urumiyeh als Nachbarn der Khubuskier die Mata, dann auf dem nördlichen Ufer die Madakhir und auf dem östlichen Ufer die Kharru. Mehr südlich saßen die Mesa; endlich getrennt von ihnen durch drei hohe Berge, welche in die Wolken ragten, das Land Giratbunda mit seinen hundert Städten, wo das Volk wohnte, welches die Alten die Kadusier nannten. Südlich von diesen Gebieten begann das Land der Arazias (das eigentliche Medien), welches zugleich an Kharkar und an Namri grenzte, und jenseit der Arazias wohnten die Parsu, welche das Land von der Wüste bis zum Kaspischen Meere einnahmen.

Alle diese Stämme wurden von Salmanasar III. besiegt. 842 v. Chr. drang er über die Parsu hinaus und traf auf ein neues Volk, die Amadai oder Madai, die er schlug und tributpflichtig machte.

Die Madai oder Meder waren Arier, welche ursprünglich auf der Hochebene Pamir wohnten. Eins ihrer heiligen Bücher erzählt, „daß, ehe sie sich auf den Boden von Iran niederließen, sie lange in der Welt umherwanderten und verschiedene Länder bewohnten, welche Ahura-Mazda, der wohlthätige Gott, für sie schuf, wo es aber den Umtrieben des bösen Prinzips, Angro-Mainyus, stets gelang, sie zu vertreiben. Durch die Kälte gezwungen, Airyanem-Vaëdjo („Wohnung der Arier") zu verlassen, breiteten sie sich über Sugdha (Sogdiana) und die Provinz Muru (Margiana, oder Margus) aus. Bürgerkriege und Einfälle der benachbarten Nomaden zwangen sie nochmals auszuwandern. Sie gingen östlich nach Bakhdhi („Sitz des Königthums", Baktris der Perser, Baktriana), dann südöstlich in das Land Nißaya, „„welches zwischen Bakhosi und Muru liegt"". Bis dahin blieben sie eingeschlossen in dem Becken des Oxus: die Furcht vor den turanischen Stämmen hatte sie abgehalten, die Abhänge des Hindu-Kusch zu ersteigen und das Plateau zu erreichen, welches sich vom Kaspischen Meer bis an den Indischen Ozean erstreckt. Nißaya verlassend, drangen sie dort ein durch Haroyu (Ariana) und gingen nach Vaekereta-Duhzaka herab, wo sie sich in mehrere Völkerschaften theilten. Die Einen gingen durch Haraquiti (Arnhosia) und Hätumat in das Industhal, Heptahendru (Pendschab), wo sie Stämme arischer Abkunft fanden, mit denen sie sich vermischten. Die Anderen gingen südwestlich und blieben an der Ostgrenze von Elam in einem gebirgigen Gebiet, welches sie Parßa, Persien nannten. Die Meder, anstatt sich in die Wüste zu vertiefen, welche das Gebiet des Helmend vom Berge Zagros trennt, zogen langsam nordwestwärts durch Urwa, Khnenta Vehrkana (Hyrkania), wandten sich südlich und ließen sich endlich östlich von den Parsuas in den Ländern Rhaga und Tschakhra nieder, wo Salmanasar IV. sie 841 treffen mußte". (G. Maspero.)

Die Perser hatten nicht viele Schwierigkeiten, mit den kuschitischen und turanischen Völkern fertig zu werden, welche zwischen Elam und Karamanien wohnten, allein die Meder hatten harte Kämpfe zu bestehen, und ihre Fortschritte lassen sich seit dem neunten Jahrhundert durch die in den assyrischen Denkmälern gegebenen Andeutungen genau verfolgen.

Als Salmanasar IV. wieder nach Assyrien zurückkehrte, rückten die Meder gegen die Parsuas vor. Diese hatten westlich hinter sich die Assyrer und südlich die Wüste; es blieb ihnen also keine andere Wahl, als sich in die Gebirgsdistrikte zu flüchten, welche später die Provinz Parthien bildete. Samsi-Bin III. (820—816) fand die Meder bereits in den Ländern Varena (vielleicht Strabos Khorene) und Illipi (Albanien?) und hielt sie dort eine Zeit lang fest. Fünfzig Jahre später dehnte sich Medien bereits von Zagros bis zur Wüste und von der Nordgrenze Elam's bis an das Kaspische Meer aus. Die turanischen Völker, die in jenen Ländern wohnten, mußten weichen oder sich unterwerfen.

Wir haben schon früher bei der kleinasiatischen Geschichte erwähnt, wie griechische Eitelkeit, Wundersucht und Leichtsinn die Geschichte derjenigen Völker in Verwirrung

gebracht haben, mit denen sie in Berührung kamen. Bei Verwirrung der Geschichte Mediens gingen jedoch persischer Hochmuth Hand in Hand mit griechischem Leichtsinn. Die, wie wir sehen werden, später mächtigen Perser, die mit den Medern sich vereinigten, wollten nicht eingestehen, daß Arier jemals in einem schwächlichen Abhängigkeisverhältniß zu den Assyrern gestanden hätten, und erfanden eine Art von historischem Roman, den der griechische Geschichtsschreiber Ktesias von Knidos, der Leibarzt bei einem persischen Könige war, zu einem systematischen Lügengewebe ausspann, welches durch bestimmte, aber durchaus erfundene Namen und Jahreszahlen den Stempel der Wirklichkeit erhielt. Dieser Betrug ist erst durch die neu entdeckten assyrischen Monumente vollständig enthüllt worden. Wir wollen uns mit den Details desselben hier nicht aufhalten.

Als Tuklat-Habal-Asar II. (Tiglat Pilesar) in Medien einfiel, gab es kein Medisches Reich, sondern nur eine Menge von einander unabhängiger kleiner Fürsten. Sargon unterwarf dieselben 712 fast sämmtlich, vereinigte dann ihre Länder mit Assyrien und baute, um sie in Abhängigkeit zu halten, verschiedene Festungen. Ferner wandte er auf die Meder die damals beliebte und sehr wirksame Politik an, die Besiegten in ferne Gegenden zu verpflanzen. Er schickte Meder nach Cölesyrien und Syrer und samaritische Juden beförderte er nach Medien.

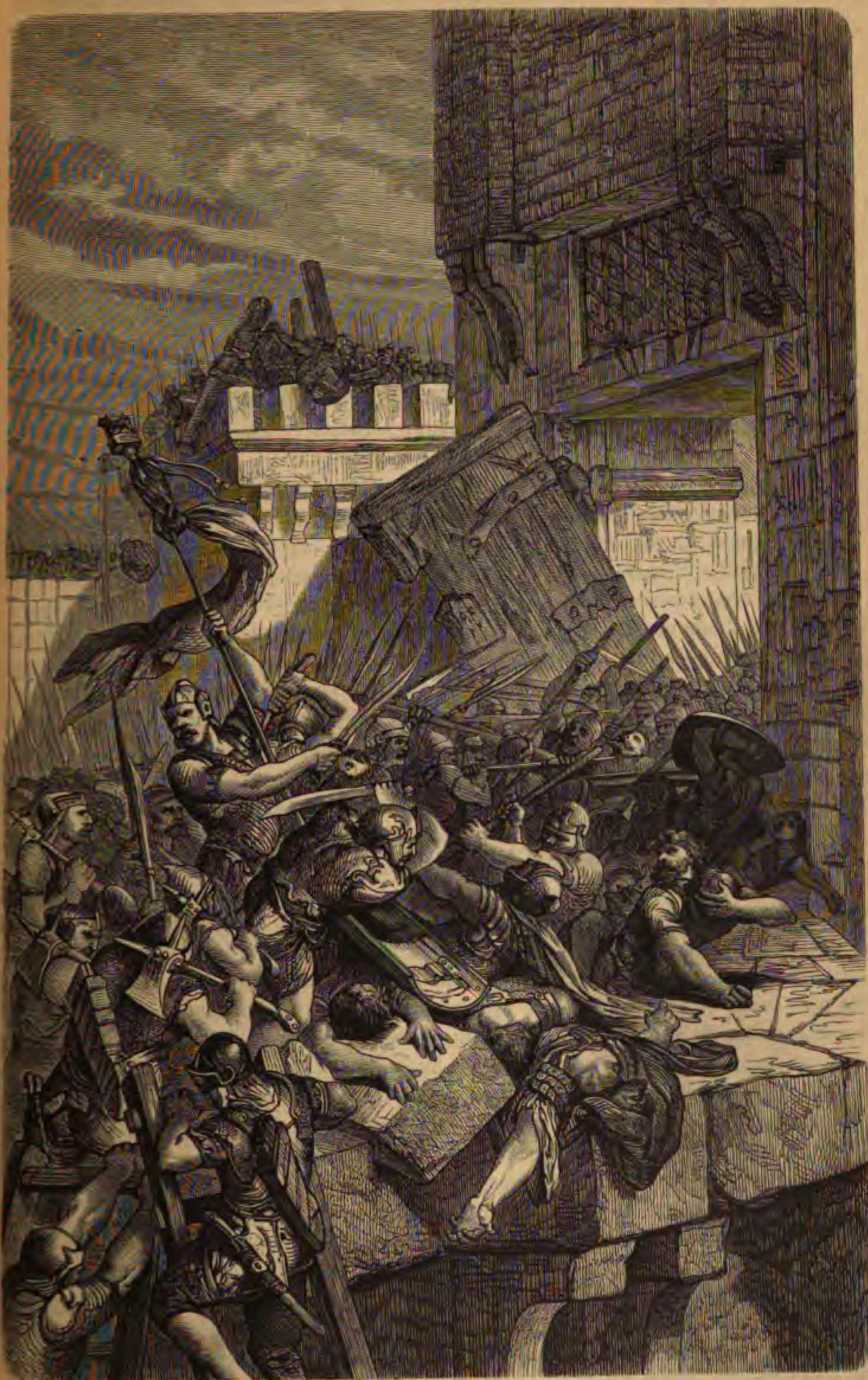
Dieses Land mußte ihm jährlich als Tribut eine Anzahl der berühmten nisäischen Hengste senden. Sanherib aber blieb Herr von Medien und Assur-Akhe-Idin machte 671 v. Chr. einen Feldzug nach Bikni, den äußersten östlichen Theil von Medien, wo Unruhen entstanden waren. Während eines halben Jahrhunderts war Medien gänzlich den assyrischen Königen unterworfen.

Um diese Schmach nicht einzugestehen, banden die Perser auch dem Herodot eine Fabel auf von einem weisen Manne, Dejokes, Sohn des Phraortes, den man zum König machte, der von 708—565 regiert haben sollte und der die Wunderstadt Ekbatana baute. An der ganzen Geschichte ist kein wahres Wort. Sargon unterwarf allerdings 713 das nach seinem Fürsten Dayakku (welches wol das griechische Dejokes ist) genannte Land Bet-Dayakku, aber dieser Fürst war und blieb ein kleiner Fürst wie die anderen. Ebenso erfunden ist sein Nachfolger Phraortes (655—633), welcher die Perser besiegt und in einer Expedition gegen Ninive umgekommen sein sollte.

Der Gründer des großen Medischen Reiches ist Uvakhshatara, den die Griechen Kyaxares nannten und den Herodot zum Sohn und Nachfolger des Phraortes macht. Die Fabeln, welche Herodot den Persern nacherzählt, stimmen mit denen des Ktesias nicht überein.

Man hat Gründe anzunehmen, daß Uvakhshatara, d. h. Kyaxares nicht im eigentlichen Medien, sondern am Kaspischen Meere geboren war und an der Spitze einer neuen arischen Einwanderung in diesem Lande erschien, die kleinen Fürsten ohne Mühe unterwarf und es versuchte, das medische Gebiet bis in die Tigrisebene auszudehnen. Zuerst von den Assyrern geschlagen, kehrte er besser gerüstet zum Angriff zurück und trieb Assur-Edil-Ilani nach Ninive, wo er ihn belagerte. Der Einfall der Kimmerier zwang ihn die Belagerung aufzuheben und dem barbarischen Volke entgegenzugehen, welches durch seine Ueberzahl die Meder besiegte und ihnen einen jährlichen Tribut auferlegte.

Die Kimmerier herrschten hier etwa sieben Jahre und wurden während dieser Zeit (634—627 v. Chr.) die Plage Asiens. Die vielen Feldzüge verminderten ihre Zahl und schwächten sie. Kyaxares dachte darauf, sich von dem Joch zu befreien. Er lud die Hauptanführer der Kimmerier zu einem großen Banket ein, ließ sie sämmtlich ermorden und griff am andern Tage die führerlosen Barbaren an. Sie vertheidigten sich tapfer und der Krieg dauerte mehrere Jahre. Die Geschichte, die Ktesias von diesem Kriege fabelte, lassen wir unberücksichtigt. Thatsache ist, daß die Kimmerier zurückgejagt wurden und sich nicht mehr lange in Asien hielten.



Erstürmung einer festen Stadt.

Von dieser Last befreit, richtete Kyaxares sein Augenmerk wieder auf Assyrien & konspirirte mit dem Statthalter von Babylon, gab demselben seine Tochter zur Frau (s. S. 1… und der neue König von Babylon belagerte mit ihm Ninive und machte (625) dem Ass-rischen Reiche ein Ende.

Ein so glänzender Erfolg ermuthigte zu weiteren Thaten. Er griff das durch d. Einfall der Kimmerier geschwächte Urarti und angrenzende Länder an und besiegte sie eben so, wie die Muskai und Tubals, welche turanische Stämme nach dem Schwarzen Meer und Kaukasus getrieben und durch Völker iranischer Abstammung und die Kappadokier ersetzt wurden.

Das reiche Kleinasien reizte den Meder. Ein kimmerisches Corps, welches er in Dienst hatte, desertirte zu Alyattes, dem damals über Lydien herrschenden Könige. Kyaxares verlangte deren Auslieferung. Diese wurde verweigert und der Krieg erklärt. Derselbe dauerte sechs Jahre ohne entscheidendes Resultat. Wie er durch Vermittelung einer Sonnenfinsterniß (30. Sept. 610) endete, haben wir (S. 278) erzählt. Die Tochter des Königs Alyattes heirathetete den Sohn des Kyaxares Azi-Dahak (Astyages), und der Halys bildete die Grenze zwischen Medien und Lydien. Ersteres reichte, als Kyaxares 596 v. Chr. starb, von diesem Flusse bis an die Iranische Wüste.

Astyages war kein Mann wie sein Vater. Er führte nur einen Krieg gegen die Kadusier, die unterworfen wurden, zog aber das üppige Leben eines orientalischen Fürsten vor und kümmerte sich mehr um die Jagd als um den Krieg. Von seinen verschiedenen Frauen hatte er nur eine Tochter Mandane, deren Söhne daher die Erben des medischen Thrones werden mußten. Er verheirathete sie mit seinem Vasallen Kambuzia I. (Kambyses), König von Persien, und der aus dieser Ehe geborene Sohn Kurus (Koresch der Bibel, Kyros der Griechen und Cyrus der Lateiner) wurde am Hofe des Astyages gewissermaßen als Geisel, erzogen. Als er aufwuchs, faßte er den Plan, sich gegen seinen Großvater zu empören und seine Landsleute, die Perser, zum herrschenden Volke zu machen. Er floh vom Hofe nach Persien. In der ersten Schlacht wurde er geschlagen und sein Vater getödtet; allein später siegte er, nahm Astyages gefangen, und die Meder nahmen ihn als König an. Er nannte sich nun König der Perser und Meder.

Sagen des Kyros. Wir waren wohl berechtigt, diesen ganzen Zeitraum der Geschichte als „historische Sagenzeit“ zu bezeichnen, denn selbst am Ende derselben ist sie noch so verwirrt und dunkel, daß wir nicht einmal die Lebensumstände des Stifters des Persischen Weltreiches kennen. Nationaleitelkeit, sowol der Meder als Perser, hatte die Geschichte des Kyros schon nach hundert Jahren in solcher Weise entstellt, daß Herodot eben so wenig wie wir dazu gelangen konnte, das Dunkel aufzuklären, ja noch weniger als wir, die wir in der Bibel und in den aufgefundenen Denkmälern, die Herodot nicht kannte, einige Anhaltpunkte haben. Wir würden uns auf die oben angegebenen Facta beschränken, wenn nicht die Kyrossagen — bald die eine, bald die andere — seit Jahrtausenden als Geschichte gegolten und wir sie alle als solche in den Schulen gelernt hätten. Das ist der einzige Grund, weshalb wir sie wenigstens erwähnen. Auf die Berichte des Ktesias, die schöngefärbten Erzählungen des Xenophon und deren noch spätere Nachbeter und Ausschmücker können wir uns indessen nicht einlassen.

Astyages träumte, daß seine Tochter Mandane so viel Wasser von sich gäbe, daß ganz Asien davon überschwemmt würde. Die Auslegung der Magier erschreckte ihn und er gab diese Tochter einem Perser aus gutem Hause, Kambyses, zur Frau, dessen Ansehen ihm viel geringer galt, als das irgend eines seiner medischen Diener. Als Mandane schwanger wurde, träumte Astyages abermals, daß aus deren Schoß ein Weinstock er wachse, der ganz Asien überschatte. Er ließ die Tochter nach Medien kommen, und als sie einen Knaben gebar, befahl er seinem Verwandten und vertrautesten Diener Harpagos, das Kind in sein Haus zu nehmen, es umzubringen und zu begraben. Harpagos war

über diesen Befehl sehr betrübt und erschreckt, denn starb der alte König, und Mandane kam an die Regierung, so war es um ihn geschehen. Er durfte den Mord daher nicht begehen, sondern mußte ihn durch einen direkt dem Astyages dienenden Mann vollziehen lassen. Er sandte zu Mithridates, dem Rinderhirten des Königs. Dieser fand im Hause des Harpagos ein kostbar gekleidetes Kind, und es wurde ihm gesagt: Astyages befehle, diesen Knaben auf den ödesten Berg auszusetzen, damit er dort umkomme. Mithridates hielt ihn für das Kind eines Hausgenossen; allein auf dem Wege nach Hause erfuhr er von einem Diener, daß der Knabe der Sohn der Prinzessin sei, und als er in sein Gehöft trat, hörte er, daß seine Frau, Namens Spako, einen todten Knaben geboren habe. Die Frau beredete ihren Mann, das schöne, lebende, fürstliche Kind mit ihrem todten zu vertauschen. Das geschah. Die kleine mit den fürstlichen Kleidern geschmückte Leiche wurde in einen Korb gethan, und ausgesetzt. Nach drei Tagen wurde die Leiche vorgezeigt und begraben, und Spako zog den kleinen Kyros auf, dem sie einen andern Namen gab.

Das Herrscherblut verleugnete sich aber nicht. Als Kyros zehn Jahre alt war, wählten die Spielgenossen ihn beim Spiel zum König. Einer der Knaben, der Sohn eines angesehenen Meders Namens Artembares, that nicht, was der kleine König befahl, und wurde dafür ausgepeitscht. Der Knabe klagte es seinem Vater, und dieser dem König, daß der Sohn seines Rinderhirten dem seinigen solche Schmach angethan habe. Astyages ließ Mithridates und den kleinen Kyros vor sich bringen. Der Knabe antwortete auf die ihm gemachten Vorwürfe keck, daß er als erwählter König nur nach seinem Recht gehandelt habe. Das dreiste Wesen des Knaben und noch mehr die Aehnlichkeit mit seiner Tochter brachten Astyages auf die richtige Vermuthung, und Mithridates gestand auf der Folter den Zusammenhang. Der Knabe blieb am Leben, da die Traumdeuter sagten, der Traum habe sich erfüllt, indem die Spielgefährten den Kyros zum König erwählt hätten. Astyages aber vergaß nicht den Ungehorsam des Harpagos, obwol er sich nichts merken ließ. Er hieß diesem, seinen dreizehnjährigen Sohn zu Kyros zu senden. Als der Knabe kam, ließ er ihn tödten und das Fleisch wie Hammelfleisch zubereiten. Beim Mahle wurde dasselbe dem Vater vorgesetzt, der ahnungslos davon aß. Als er auf die Frage des Königs antwortete, daß es ihm gut geschmeckt habe, ließ dieser einen verdeckten Korb bringen, und hieß ihn daraus nehmen, was ihm gefiele. Im Korbe waren aber der Kopf, die Hände und die Füße seines Sohnes. Harpagos als gewandter Hofmann bezwang sich und sagte: was der König thue, sei stets das Beste.

Kyros wurde seinen erfreuten Eltern nach Persien zurückgeschickt. Er erzählte ihnen, was er von den Leuten gehört, daß er sich selbst für den Sohn des Rinderhirten gehalten hatte, und von Spako aufgezogen worden sei. Spako heißt aber Hündin auf Medisch, und da bei den Persern der Hund ein gewissermaßen heiliges Thier war, so breiteten die Eltern aus, daß Kyros, als er ausgesetzt gewesen, von einer Hündin gesäugt worden sei.

Kyros wuchs heran und Harpagos hielt es für Zeit, sich an Astyages zu rächen. Er hatte schon viele Meder auf seine Seite gebracht, und sie überredet, Kyros an die Stelle des Astyages zu setzen. Es galt nun dem jungen Perser Nachricht zu geben. Das geschah, indem er ihm einen Hasen übersandte, mit der Weisung, den Bauch desselben selbst zu öffnen. Im Bauche des Hasen war ein Brief.

Kyros war bereit, auf die darin gemachten Vorschläge einzugehen. Er schrieb einen andern Brief, in welchem ihn Astyages zum Feldherrn der Perser ernannte. Er berief eine Versammlung der Perser, las den Brief und befahl ihnen, Jeder mit einer Sichel zu kommen. Als sie erschienen, ließ er sie ein mit wilden Dornen bewachsenes Land von 14—20 Stadien Breite und Länge in einem Tage urbar machen. Als das geschehen, befahl er, sie sollten sich am andern Tage baden und wieder kommen. Kyros ließ aus den Herden seines Vaters unendlich viele Thiere schlachten und bewirthete das Volk reichlich mit Speise und Wein. Dann fragte er die Perser, was ihnen besser gefiele, der gestrige

oder der heutige Tag. Als sie, wie er erwartet, geantwortet hatten, sagte er, daß es nur an ihnen läge, es alle Tage so gut zu haben. Darauf enthüllte er ihnen seinen Plan, und sie ließen sich leicht zum Aufstande bewegen.

Astyages ernannte in wunderbarer Verblendung Harpagos zum Anführer des medischen Heeres. Da aber so viele Meder von diesem gewonnen waren, so flohen sie, und das Heer lief auseinander. Astyages ließ alle Magier pfählen, die ihm gerathen hatten, Kyros nach Persien zu entlassen, und zog nun selbst an der Spitze eines neuen Heeres gegen die Perser. Er wurde geschlagen und gefangen; allein Kyros rächte sich an seinem Großvater nicht und behielt ihn bei sich, bis er starb.

Dies ist in der Kürze die Erzählung des Herodot. Die des Ktesias, welche von derselben durchaus abweicht, füllt ein ganzes Buch, und sein ganz hübsches Märchen ist mit allen Einzelheiten erzählt, wie sie dem Perserkönig, dessen Leibarzt er war, gefallen konnten.

Auf die Religion und Kulturgeschichte der Meder werden wir im nächsten Zeitraume zurückkommen, da sie mit derjenigen der Perser identisch ist.

Chaldäa.

(Von 625 v. Chr. bis 538 v. Chr.)

In der Geschichte Assyriens haben wir erzählt, wie Babylon es hin und wieder versuchte, sein Abhängigkeitsverhältniß zu seinen mächtigen Nachbarn abzuschütteln. Wir nannten unter den Vasallenkönigen Nabu-Zapik-Iskun (1090), der Assur-Bel-Kala um Frieden bat; dann Nabu-Natsir und Nahid (733—731), ferner Ukinzir und Pul (731—726), die Tiglat-Pilesar treu blieben. Wir haben berichtet, wie endlich die Stunde der Erlösung schlug und dem Assyrischen Reiche durch Nabu-Bal-Ussur in Verbindung mit Kyaxares von Medien 625 v. Chr. ein Ende gemacht wurde. Die Freundschaft beider Mächte, Medien und Chaldäa, wurde dadurch befestigt, daß Kyaxares' Tochter Amytis den Sohn des Königs von Chaldäa, Nabu-Kudur-Ussur II. (Nebukadnezar), heirathete. Der Friede zwischen Medien und Chaldäa dauerte auch ein halbes Jahrhundert.

Nabu-Bal-Ussur erhielt für seinen Antheil, außer Babylonien, die Oberhoheit über Elam, Mesopotamien, Syrien und Palästina. In dem Kriege, den sein Bundesgenosse Kyaxares gegen Lydien führte, stand er demselben bei. Das babylonische Hülfscorps wurde von Nabu-Nahid befehligt, der bei Unterbrechung der Schlacht am Halys durch eine Sonnenfinsterniß zum Waffenstillstand rieth, welchem ein Friedensbündniß zwischen Alyattes von Lydien und Kyaxares folgte.

Während Nabu-Bal-Ussur in Lydien mit den Krieg zu führen hatte, rüstete sich König Neko von Aegypten, Syrien zu erobern. Josia von Juda, welcher dem Könige von Babylon als Vasall treu blieb, wurde 708 bei Megiddo geschlagen und getödtet und Syrien von Neko erobert, der triumphirend nach Aegypten zurückkehrte. Seine Herrlichkeit dauerte nicht lange. Der lydische Krieg war beendet und Nabu-Bal-Ussur, selbst zu alt um ins Feld zu ziehen, sandte seinen jungen Sohn Nebukadnezar 605 v. Chr. nach Syrien. Er schlug Neko bei Karchemisch und eroberte dadurch Syrien zurück. Die Nachricht von dem Tode seines Vaters (604 v. Chr.) zwang ihn, eiligst einen Vertrag mit Neko zu schließen, da er befürchtete, daß seine Abwesenheit von Babylon von Nebenbuhlern benutzt werden möchte, ihm die Krone zu rauben. Der gewöhnliche Weg war ihm zu lang. In Begleitung einer kleinen Eskorte ritt er mitten durch die Arabische Wüste und kam in Babylon an, ehe ihn Jemand dort erwartete.

Nabu-Kudur-Ussur II. (Nebukadnezar), von 604—561 v. Chr., fand in Babylon Alles in bester Ordnung, denn die Priester hatten treulich über seine Rechte gewacht. Der Tod des alten Königs von Babylon hatte Aegypten gerettet. Neko starb und sein Sohn

Psametich II. hatte keine Zeit, Rache für Karchemisch zu nehmen; als jedoch Uhabra den ägyptischen Thron bestieg, begann der Krieg aufs Neue. Phönikien und Juda, Aegyptens Bundesgenossen, empörten sich. Der schnelle König von Babylon erschien in Syrien und beschloß zunächst, mit Juda ein Ende zu machen. Wir haben bei der Geschichte Aegyptens und der Israeliten (s. S. 254) erzählt, wie der Krieg mit der Einnahme Jerusalems endete. Die Söhne des jüdischen Königs Zedekiah wurden nebst den Stadtoberhäuptern getödtet; dem Könige wurden die Augen ausgestochen und er mit doppelten Ketten beladen nach Babylon gesandt. Jerusalem wurde zerstört und die angesehensten Juden wurden in die „babylonische Gefangenschaft" geführt. Ein Aufstand der Zurückgebliebenen 581 v. Chr. vollendete das Unglück der Juden. Ammon, Moab und die Nabatäer, die an der Rebellion Theil genommen hatten, wurden hart gezüchtigt und damit fertig und angelockt durch den Reichthum von Saba, drang Nebukadnezar in Arabien ein. Er hielt sich mit den kleinen Völkern nicht auf und besiegte diejenigen mit Leichtigkeit, die ihm den Weg nach Yemen verlegen wollten. Er drang auf der großen Karawanenstraße vor und gelangte auch an die Westgrenze von Yemen; allein die Natur beschützte dieses Land zu gut. Die chaldäische Armee war so erschöpft, daß Nebukadnezar ein weiteres Vordringen aufgeben und mit den errungenen Erfolgen zufrieden sein mußte. Mit großer Beute und vielen Gefangenen kehrte er nach Chaldäa zurück, wohin er zwei ganze arabische Stämme verpflanzte.

Bei seinem Zuge nach Syrien hatte Nebukadnezar das meerbespülte Tyros nicht einnehmen können. Erst nach dreizehnjähriger Blockade bequemte sich der König von Tyros, Ithobaal III., mit Nebukadnezar einen Vertrag zu schließen (674). Die in vielen christlichen Kirchenschriftstellern enthaltene Behauptung, daß Tyros von Nebukadnezar erobert worden sei, ist falsch.

Ebenso falsch ist die Angabe des jüdischen Geschichtschreibers Josephus, daß dieser König Aegypten erobert, Uhabra geschlagen und getödtet und die Juden, die er im Delta vorgefunden, nach Chaldäa geführt habe. Im Gegentheil wurde die phönikische Flotte im Dienst der Chaldäer von Uhabra's Flotte geschlagen, Sidon von den Aegyptern erstürmt und die anderen Städte der syrischen Küste ohne besondern Widerstand eingenommen.

Von anderen Kriegen Nebukadnezar's meldet die Geschichte nichts.

Die Friedensjahre benutzte der große König sehr zweckmäßig zur Verbesserung des durch alle die Kriege und namentlich durch die Kimmerier verwüsteten Landes; vorzüglich aber zur Verschönerung und Befestigung Babylons, welches durch die zweimalige Plünderung durch Sanherib und Assur-Ban-Habal und die wiederholten Empörungen viel gelitten hatte. Er war überhaupt ein tüchtiger König, nicht ein bloßer ländergieriger Eroberer, und verdient nicht den schlechten Ruf, in den ihn Schriften der Juden gebracht haben, deren Haß gegen ihn allerdings erklärlich ist.

Wie in Aegypten, so war auch die Regulirung der Bewässerung in Chaldäa ein Gegenstand von allerhöchster Wichtigkeit. Nebukadnezar schenkte diesem Gegenstande die größte Aufmerksamkeit und baute Kanäle, die nicht allein der Bewässerung, sondern auch der Schiffahrt dienten und durch ihre Großartigkeit Staunen erregten. Vier Kanäle, welche den Euphrat mit dem Tigris verbanden, waren über 30 Meter breit und tief genug, schwerbeladene Schiffe tragen zu können. Von diesen großen, mit festen Brücken versehenen Kanälen gingen andere zur Berieselung des Landes aus. Ueberall im Lande wurden solche zweckmäßige Arbeiten ausgeführt. Erstaunenswerth war jedoch das großartige Werk, welches er zur Regulirung des Fallens und Steigens des Euphrat ausführte. Bei der Stadt Sippara, oberhalb der vier Kanäle, die oben erwähnt sind, ließ er einen See graben, der über 10 Meilen im Umfang und 12 Meter Tiefe hatte. (Berosus sagt gar 30 Meilen und 20 Ellen Tiefe.) Die Schleußen dieses Sees waren so eingerichtet, daß sie sich, je nach dem Wasserstande im Euphrat und im See, von selbst öffneten oder schlossen.

Kanäle führten aus diesem großartigen Reservoir überall hin, und dieses scheint merkwürdiger und zweckmäßiger als der See Möris in Aegypten, wenn den See auch keine Paläste und unnütze Pyramiden verschönerten, schon weil die Schleußen sich von selbst öffneten und schlossen, während das in Aegypten stets ungeheure Summen kostete.

Auch für Erleichterung des auswärtigen Handels sorgte er, indem er die Hafenstadt Teredon an der Mündung des Euphrat anlegte und Gerrha gewann, welches im Lande der Dedaniten am Persischen Meerbusen lag, gegenüber den Bareihn-Inseln. Wahrscheinlich war es schon zur Zeit der alten Kuschiten ein Seehafen gewesen. Dadurch wurde die Seeverbindung mit Yemen befördert und der schwierige Karawanenhandel durch Arabien vermieden.

Obwol im Augenblick mit Medien befreundet, war doch ein Zusammenstoß mit diesem Lande vorherzusehen. Die damaligen Könige waren eben unersättlich in ihrer Ländergier. Nebukadnezar war daher darauf bedacht, sein Land auch nach dieser Seite hin in Vertheidigungszustand zu setzen. Er baute eine vom Euphrat zum Tigris reichende, gegen fünfzehn Meilen lange Mauer, welche von den Griechen „die medische Mauer" genannt wurde. Sie war von gebrannten Ziegeln errichtet, die mit Asphalt verbunden waren, hatte eine Dicke von 6 und eine Höhe von über 30 Meter.

Die Städte Kuti, Sipara, Barsig und Babylon selbst erstanden aus den Ruinen. Die Schätze aus dem geplünderten Niniveh lieferten zum Theil das Geld dazu, welches wol nicht zweckmäßiger verwendet werden konnte.

Die Bauten in Babylon selbst übertrafen alles bis dahin in Chaldäa Gesehene. Die 188 Meter hohe Stufenpyramide am alten Beltempel wurde wieder hergestellt, auf der Ostseite des Stromes ein neuer Stadttheil mit Königsburg und anderen Prachtbauten angelegt. Eine 10 Meter breite und 5 Stadien (über 900 Meter) lange massive Brücke verband beide Stadttheile, und an ihren Enden standen herrliche Paläste, die der Volkssage nach durch einen unter dem Flußbette hinweg führenden Gang verbunden gewesen sein sollen. Ueber der Königsburg erhob sich bis zur Höhe der Stadtmauer ein 125 Meter breiter und langer Terrassenbau. Auf säulengetragene Schwibbogen waren Steinplatten gelegt, diese mit einem Gemisch von Rohr, Gips und Asphalt wasserdicht gemacht und auf diese eine hohe Schicht Erde aufgehäuft, so daß große Bäume darin wurzeln konnten. Diese Terrasse nannte das Volk später „die hängenden Gärten der Semiramis", allein sie waren ein Werk des unermüdlichen Nebukadnezar.

Es scheint, daß er diese Arbeiten im Namen oder zu Ehren einer seiner Frauen ausführte, die mit dem ägyptischen Namen Nitokris genannt wird. Nach Anderen legte er die hängenden Gärten der Amytis zu Gefallen an, welche in der Ebene einen ähnlichen Anblick wie in den Bergen ihrer Heimat haben wollte, was uns doch etwas weit hergeholt scheint.

Die Bauten zur Befestigung der Stadt waren eben so wunderbar wie die Tempel und Paläste. Der Umfang der Stadt betrug wenigstens 7—8 deutsche Meilen. Sie war von einer 10—13 Meter dicken und 63 Meter hohen Mauer umgeben, die mit 250 Thürmen und 100 Thorgebäuden versehen und durch einen tiefen Wassergraben geschützt war. Hinter dieser ersten erhob sich noch eine zweite Mauer, ja in manchen Theilen gar eine dritte. — Die jüdischen Propheten reden häufig von der unerreichten Pracht und Festigkeit dieser herrlichen Königsstadt.

Die Tradition der Chaldäer sagt, daß Nebukadnezar am Ende seines Lebens von prophetischem Geiste ergriffen gewesen, und als er einst von dem Dache seines Palastes auf seine herrliche Schöpfung geschaut, den nahen Untergang seines Reiches verkündet habe.

Die jüdische Legende dagegen läßt die Zerstörung seines Tempels durch Jehovah rächen. Dieser habe ihn in ein Thier verwandelt, weil er in seinem Hochmuth sich Gott gleich geachtet. Sieben Jahre habe Nebukadnezar Gras gefressen in den Feldern, ehe er in seinen früheren Zustand zurückkehrte.

Dieser wirklich große und für sein Land und Volk wohlthätig wirkende und unablässig schaffende König starb im Jahre 561 v. Chr. „Ein geschnittener Stein im Berliner Museum zeigt einen Kopf mit der Inschrift in Keilzeichen: „Naba kudur ussur sar Babilu anaku“ (Nebukadnezar von Babylon bin ich).‘ Es ist ein Bild in Profil, durchaus abweichend von dem einzigen uns sonst erhaltenen Relief eines Königs von Babylon, durchaus abweichend von den Darstellungen der assyrischen Könige. Statt der hohen Kidaris, des langen gekräuselten Haares und Bartes, trägt dieser Kopf einen anschließenden Helm mit niedrigem Kamm. Man sieht das Haar unter demselben, aber es fällt nicht auf den Nacken, das Gesicht ist glatt und bartlos. Die Züge sind rund und voll, der Hals stark. Unter dem Helm tritt die oben etwas zurückgeneigte Stirn hervor, die Brauen sind fest zusammengezogen, der Blick gebietend. Die Nase ist gerade und edel geformt, der Mund energisch geschlossen, das Kinn kurz abgerundet und etwas gehoben — das Bild eines nachdrücklichen, ja drohenden Willens, einer festen, selbstbewußten Kraft.“



Trauernde Juden. Nach E. Bendemann.

Nebukadnezar's Nachfolger glichen ihm durchaus nicht. Sie waren schlaffe, genußsüchtige, orientalische Könige, deren Weichlichkeit und Wollust sprüchwörtlich wurde. Weiber und Eunuchen hatten den größten Einfluß. Intriguen, Verschwörungen und Mord waren an der Tagesordnung. Der erste dieser jämmerlichen Könige war **Avil-Marduk** (Evil-Merodach) von 561—559. Er wurde von seinem Schwager **Nirgal-Sar-Ussur** (Neriglissar) ermordet, der aber schon 556 starb und den Thron einem Knaben hinterließ, Namens **Bel-Labar-Iskun** (Labesordach), welcher umgebracht wurde und dem **Nabu-Nahit** (Nabonit) 553—538 v. Chr. folgte.

Schon Nebukadnezar's Vater hatte einem künftigen Angriff von Seiten Mediens entgegengesehen und angefangen, Babylon zu befestigen. Sein Sohn vollendete, was er angefangen, und als Nabu-Nahit das Lydische Reich fallen sah, wußte auch er, daß die Stunde der Entscheidung nahe für ihn war. Er rüstete sich gegen den Angriff, der auch nicht lange auf sich warten ließ. 538 rückte Kyros in Chaldäa ein. Er belagerte und eroberte Babylon. Wie das geschah, werden wir mittheilen, wenn wir die Thaten des

großen Perserkönigs erzählen. Nabu-Nahit ergab sich in Barsig, wohin er geflüchtet war. Kyros verbannte ihn und seine Familie nach Karamanien, und da er sich gut aufführte, machte Kyros den Nachfolger des großen Nebukadnezar — zum Statthalter der Provinz So endete das uralte Chaldäische Reich.

Babylonische und assyrische Kultur.

Religion. Ueber die Religion der Chaldäer und ihre Entstehung aus turanischen und kuschitischen (semitischen) Elementen haben wir bereits weitläufiger geredet. Wir haben auch erwähnt, daß gerade wie in Aegypten diese oder jene Gottheit in manchen Städten speziell verehrt und gewissermaßen als deren Schutzgott angesehen wurde. Chaldäa war die Quelle der Religionen aller Völker semitischen Ursprungs. Manche Anzeichen deuten selbst darauf hin, daß möglicherweise in urältesten, über alle Geschichte hinaus liegenden Zeiten, die Religion der Aegypter mit derjenigen der Kuschiten dieselbe war, so durchaus verschieden sie sich auch im Laufe der Jahrtausende, jede für sich, entwickelten.

In Babylon verehrte man vorzüglich die planetarischen Götter Marduk, Nergal, Nabu oder Nebu und Istar, unter dem Namen Belit, welche Göttin Herodot Mylitta nennt, und natürlich auch Bel oder Baal. Der höchste Gott war, wie früher schon gesagt, Ilu oder El, den man in Assyrien unter dem Namen Assur als höchsten Landesgott verehrte. Wie sich die chaldäischen Götter und deren Verehrung und Namen in den verschiedenen Lokalitäten veränderten, haben wir, wie bemerkt, in Elam, Syrien, und Kleinasien kennen gelernt. Aehnliche Unterschiede, wenn auch weniger bedeutend, mögen in Chaldäa selbst und in Assyrien stattgefunden haben. Genau können wir diese Abweichungen nicht angeben, und so interessant diese Untersuchungen auch für Alterthumsforscher, Theologen und andere Spezialisten sein mögen, für uns ist die Sache von keiner besonderen Wichtigkeit.

Auf assyrischen Denkmälern finden wir folgende Götter verzeichnet, die mit denen vollkommen übereinstimmen, wie wir sie früher angegeben haben, nämlich: Assur, der mächtige Herr, König der Versammlung der Götter. Anu, der Undurchdringliche, der Herr, der das Schicksal ordnet, der Herr der Länder. Salman-Nisroch (in Chaldäa Nuah), König des Flüssigen, Herr der Mysterien des Hasisu. Sin, Herr der Sphären, der die Ebene tränkt. Marduk, der Weise, Herr der Orakel, Haupt der Götter. Bin, der Undurchdringliche, Herr der fließenden Wasser, der über die Fruchtbarkeit waltet. Adar-Samdan, der Held der göttlichen Kämpfe, der die Feinde besiegt, der Schreckliche. Nebo, der Gott, welcher das Scepter verleiht, der wachsame. Belit, Gattin des Bel, Mutter der großen Götter. Nergal, Herr der Schlachten. Bel-Dagon, oberster Vater der Götter, Baumeister, Schöpfer der Götter. Samas, Richter des Himmels und der Erde, Bevollmächtigter der Götterversammlung. Istar, Herrin des Himmels und der Erde, Richterin über die Helden, Göttin der Schlachten.

Wir sehen hier Belit und Istar als zwei verschiedene Göttinnen aufgeführt, die der Aschera und Astarte der Syrer entsprechen.

Ueber die Bedeutung dieser Vielgötterei sowol in Chaldäa als in Aegypten haben wir an ihrer Stelle die Erklärung gegeben. Wir finden Analoges fast in allen Religionen der Erde, die sich allmählich aus dem Volke heraus entwickelten und nicht von einzelnen Religionsstiftern gemacht wurden. Bei der jetzigen christlichen Religion war der Gang der Entwicklung ein umgekehrter. Die christliche Kirche glaubt sicherlich an nur einen Gott, wie ihn Jesus lehrte, allein sie theilt ihn in drei: Vater, Sohn und Heiliger Geist, die eins sind; sie verehrt göttlich eine Gottesmutter (freilich in anderer Weise wie die Chaldäer oder Syrer die ihrige!), und an die Stelle der planetarische und Naturkräfte repräsentirenden Götter ist gewissermaßen die Schar der Heiligen getreten, die von einem

großen Theil des Volkes ganz in derselben Weise verehrt werden, wie die einzelnen Gottheiten der Aegypter oder Chaldäer.

Von dem eigentlichen Gottesdienst der Assyrer und Babylonier wissen wir wenig mehr, als daß Opfer gebracht wurden, auch Trankopfer, denn diese sehen wir oft auf den Bildwerken. Der König opfert aus dem heiligen Becher. Der Dienst der Belit war ungefähr derselbe wie in Syrien. In Babylon herrschte eine besondere Sitte. Jede Jungfrau mußte ihre Jungfrauschaft der Göttin opfern, und zwar für Geld. Die zur Reife gelangten Mädchen erschienen an bestimmten Festtagen im heiligen Haine der Belit (Mylitta), ihr Haupt mit einem Strick umwunden, welcher bedeutete, daß sie noch gebunden, das heißt durch Darbringung ihres Opfer noch nicht gelöst waren. Kam nun ein Mann herbei, warf der Jungfrau ein Geldstück in den Schoß und forderte sie dann auf „im Namen der Göttin" ihm zu folgen, so mußte sie ihm zu Willen sein. Das Geld gehörte dem Tempelschatz. Sie hatte ihre Pflicht erfüllt. Manche werden wol Mittel gefunden haben, sich auch Den auszusuchen, den sie begehrten. Als entwürdigend scheint dies Opfer nicht betrachtet worden zu sein, denn die Gewählten verspotteten diejenigen, auf welche keine Wahl fiel. Häßliche konnten lange auf Erlösung warten. Die Töchter der Vornehmen kamen zu diesem Opfer in ihren kostbaren Wagen, und von ihrer Dienerschaft begleitet. Herodot fügt der Erzählung hinzu, „und fortan konnte man ihnen noch so viel bieten, sie thaten es nicht wieder". Das dürfen wir durchaus nicht so bestimmt glauben, da die Prostitution gottesdienstlicher Brauch war und man den freien geschlechtlichen Umgang zwischen Männern und Weibern nicht als unsittlich betrachtete. Wir haben in der Vorhalle die Natur und den Sinn der Opfer charakterisirt. Das was Menschen am theuersten und liebsten war, wurde als das annehmbarste Opfer betrachtet. Bot man doch in ältesten Zeiten — und hin und wieder geschieht das jetzt noch bei einzelnen Völkerstämmen — dem geehrten Gast seine eigene Frau oder Tochter als Schlafgenossin an, wie man demselben heute die beste Flasche Wein im Keller vorsetzt. Ländlich, sittlich. Uebrigens finden wir nirgends, außer in dem erwähnten Fall in Babylon, daß Mädchen zur Prostitution gesetzlich verpflichtet gewesen wären. Diejenigen, welche durch Keuschheit die Göttin beleidigten, mochten die Folgen auf sich nehmen.

Die Stellung der Priester war eine ähnliche wie die in Aegypten, das heißt, sie waren die Pfleger der Wissenschaft, und ihre Aemter pflanzten sich in den Familien fort; denn sonst scheint ihr Ansehen nicht so bedeutend wie dort gewesen zu sein. Auf den Denkmälern sieht man sie dem Könige gegenüber in äußerst unterthäniger Haltung. Man kennt sie an den Cypressenzapfen in der Hand, oder an dem viereckigen Gefäß, welches auch der König trägt, wenn er opfert.

Wissenschaft. Von Wissenschaft in neuerem Sinne kann bei Babyloniern und Assyrern kaum die Rede sein. Schriftzeichen hatten, wie wir gesehen haben, schon die Turanier. Aus ihnen entstand allmählich die sogenannte Keilschrift, das heißt eine Schrift, deren Zeichen aus verschieden gestellten geraden Strichen bestehen, die übrigens mehr wie Nägel als wie Keile aussehen. Als Silbenschrift ist sie die älteste, die es giebt. Sie war ursprünglich eine der ägyptischen ähnliche Art von Hieroglyphenschrift, und aus ihr bildete sich allmählich die Keilschrift, wie die demotische aus den ägyptischen Hieroglyphen, welche schwerlich Jemand noch darin erkennen wird. Diese Keilschrift wurde von den Assyrern, Medern, Elamiten und Persern angenommen und bis in die ersten Jahrhunderte unserer Aera wenigstens auf Monumenten angewendet.

Als eine Probe mag folgende Phrase dienen:



Ar ki su Nabu - Kudur - Utsur Ni - bi - se su

is - sa - a - a na za an ki bir ti sa

Assur a na ka sa di il li ka.

Arkisu Nabu kudur utsur ni bi se su is sa a a na za-an-ki-bir ti sa Assur a na ka sa di il li ka.

Nach ihm, Nabu-Kudur-Ussur (I) seine Waffen führte er an die Päße der Grenzen von Assur für die Eroberung er kam.

Die ältesten phonetischen Schriften sind geradezu Rebusse, oft nicht weniger närrisch, wie diejenigen, die wir in heutigen Blättern finden. Wir nehmen ein Beispiel aus dem Aegyptischen. Der Lapis Lazuli hieß im Aegyptischen Khesdeb. Nun hieß aber Khes ziehen und Deb Schwein; die Bezeichnung für den Stein war daher ein Mensch, der ein Schwein am Schwanze zieht!

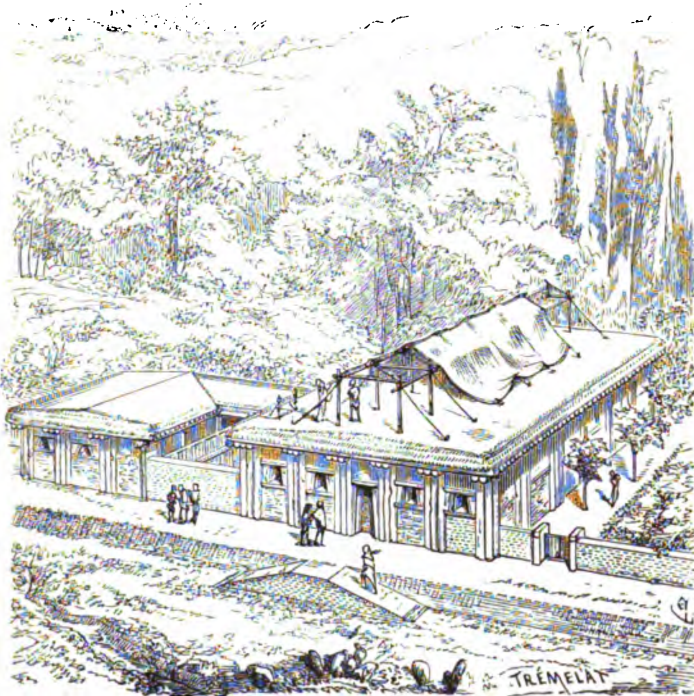
Man schrieb auf feuchte Thontafeln, welche hartgebrannt wurden. Auch auf den Ziegeln der Bauwerke war in dieser Weise der Name der Erbauer oder ihr Zeichen geschrieben.

In der Astronomie waren schon die Chaldäer der ältesten Zeiten allen Völkern voraus, und ihre Berechnungen von Mondfinsternissen und anderen Himmelserscheinungen weichen trotz der dabei benutzten unvollkommenen Instrumente nur unbedeutend von den unsrigen ab. Daß schon die alten Akkadier den Thierkreis erfanden, haben wir früher erwähnt. Von den Chaldäern ging auch die Sterndeuterei oder Astrologie aus, und die Notizen in manchen unserer Kalender, unter welchem Sternbilde es „gut ist zu schröpfen" oder diese oder jene andere Verrichtung vorzunehmen, verdanken wir den Chaldäern, wo sich die Magier mit dieser imaginären Wissenschaft beschäftigten, an welche man noch nach Jahrtausenden glaubte.

Daß man schon in urältester Zeit darauf dachte, die erworbenen Kenntnisse aufzuschreiben ergiebt sich aus der Sintflutsage, wo dem Xisuthros (Hasisadra) befohlen wird, die Bücher, welche die alte Wissenschaft enthalten, bei Sippara zu vergraben. König Sargon (1500 v. Chr.) von Aganeh errichtete gar eine Bibliothek und ließ alte, damals schon unverständliche Schriften in die semitische Sprache übersetzen, welche der König von Assyrien, Assur-Ban-Habal, abschreiben ließ. Die Ueberreste dieser seltsamen Bibliothek sind jetzt in London.

Staat. Die Staatsform sowol in Assyrien wie in Babylon war die absolute Despotie in noch weit unbeschränkterem Maße als in China, Indien oder Aegypten, wo die Könige durch unantastbare Gesetze und Ceremonien eingeengt waren. Der König war der Repräsentant der Gottheit, und was er that, war gut und von derselben ihm eingegeben. Assur befahl dies oder jenes Land ihm zu unterwerfen, und er that es; Assur freute sich, wenn er die Rebellen spießen, verbrennen oder lebendig abziehen ließ, und im Kampfe schwebte — wenigstens auf den Bildern — stets eine geflügelte Gottheit über ihm. Die Könige von Assyrien kämpften und mordeten mit Gott und vergaßen nie dem Gotte aus dem heiligen Becher etwas abzugeben, d. h. zu opfern. Sie zogen übrigens stets selbst in den Krieg und waren keine Weichlinge. Sie liebten die Jagd leidenschaftlich, und ihre Jagden waren keine eingestellte Jagen auf wehrloses Wild, sondern Kämpfe gegen gefährliche Löwen oder Büffel, obgleich Gazellen und anderes niederes Wild auch erlegt wurde. Die Jagd war Uebung und Vorschule für den Krieg.

Die Kleidung des Königs bestand aus einem langen bis auf die Füße reichenden, ostbar und geschmackvoll gestickten und befransten Kleide; auf dem Kopfe trug er eine rachtvolle Mitra, an den Armen und Handgelenken kostbare Spangen und an der Seite in kunstvoll verziertes Schwert und Dolch. Sieht man ihn auf dem Throne, so halten Eunuchen in langen Gewändern den königlichen Sonnenschirm über ihn und in der Hand hält er den Becher. Die Eunuchen spielten eine große Rolle am Hofe und hatten alle Posten inne; selten sieht man sie jedoch als Krieger.



Assyrische Wohnungsanlage. Nach Viollet le Duc.

Zog der König in den Krieg, so geschah das mit großem Gefolge, in welchem natürlich die Weiber nicht fehlten, und Alles so prachtvoll als möglich war. Das Heer bestand aus Streitwagen, Reitern und Fußvolk. Der König und die Vornehmen bedienten sich vorzüglich der Wagen. Diese waren ähnlich denen der Aegypter, hinten offen, zweirädrig und mit einem Vorrathe von Köchern und Pfeilen versehen. Zwei Pferde zogen den Wagen, nebenher lief ein Reservepferd. Im Wagen waren drei Personen: der Wagenlenker, der Bogenschütze und sein Schildträger. Der Bogenschütze trug ein Panzerhemd, bloße Arme und statt des Helms eine Kopfbinde, die das Haar hinten zusammen hielt. Die auf trefflichen Pferden bald auf Sattelkissen, bald auf bloßem Rücken sitzenden Reiter führten Bogen und lange Speere. Das Fußvolk war eingetheilt in Schwerbewaffnete, Bogenschützen und Schleuderer. Die Ersteren trugen kegelförmige Helme von Eisen mit einem hohen Kamme, Panzer, deren Brustharnische mit allerlei Figuren geschmückt waren; führten Lanzen, kurze Schwerter und Dolche und runde oder ovale Schilde, bei Belagerungen größere, die den ganzen Mann deckten. Die zu Fuß kämpfenden Bogenschützen hatten oft zur Bedeckung Schildträger mit Schwertern bei sich.

Das Hauptgeschäft der Könige war Krieg. Die meisten von ihnen sahen wir fortwährend im Felde. Den Grund dieser häufigen Kriege haben wir schon früher angegeben. Kriegsscenen sind es denn auch vorzüglich, welche auf den assyrischen Bildwerken dargestellt sind. Wir wissen ganz genau wie man kämpfte, wie man bei Belagerungen verfuhr und

was für Belagerungswerkzeuge man verwandte. Man rückte in drei Gliedern vor; in den beiden ersten Lanzenträger, im dritten Bogenschützen. Sollten Letztere schießen, so kniete das erste Glied nieder und das zweite nahm eine gebückte Stellung an. Bei Belagerungen war es das erste Bestreben, den Zugang zur Mauer zur Herbeischaffung der Sturmböcke, beweglichen Thürmen u. s. w. herzustellen. Lagen die Orte, wie das meistens der Fall war, auf einer Anhöhe, so stellte man bis an den Fuß der Mauer eine Art von Glacis her. Während die Mauerbrecher herangebracht wurden oder arbeiteten, beschossen die Bogenschützen die Mauer, um die Vertheidiger von der bedrohten Stelle abzuhalten. Diese versuchten natürlich die Maschinen zu zerstören durch Herabstürzen großer Lasten, oder durch Feuer. Auch Minengänge wandte man an. Zum Sturm hatte man breite Leitern, auf deren Sprossen mehrere Krieger neben einander Platz hatten.

Handel und Gewerbe. Wir haben (S. 161) gesehen, daß die Völker, aus denen die Chaldäer entstanden, schon weit in der Kultur vorgeschritten waren. In den alten Gräbern bei Ur und anderen Orten Südchaldäa's, die gewiß bis zu 3000 v. Chr. hinaufreichen, finden wir Gegenstände von Gold, Bronze und Eisen, letzteres zu rohen Schmucksachen verarbeitet, wahrscheinlich weil es seltener, oder seine Ausscheidung aus den Erzen schwieriger war.*) Wie wir auf den assyrischen Bildwerken sehen, war man in allen möglichen Gewerben weit vorgeschritten. Die Wohnungen waren mit derselben Bequemlichkeit versehen, wie wir sie in denen der Aegypter fanden. Man hatte Tische und andere Möbel von Metall oder Holz, oft mit Elfenbein eingelegt. Schmuck von Gold und Silber wurde zierlich gearbeitet, und die babylonischen Steinschneider waren weit und breit berühmt. Besonders schön verziert waren die Waffen, wie Dolch- und Schwertgriffe. Die Formen der assyrischen oder babylonischen Geräthschaften entsprechen mehr unserem Geschmacke als die ägyptischen. Die Weberei in Wolle und Leinen bildete ebenfalls einen großen Industriezweig, und man webte kostbare vielfarbige Teppiche und Gewänder und Decken. Blaue Tuche, gestickte Zeuge und Baumwollengewebe fanden in Phönikien einen besonderen Absatz. Babylonische Mäntel hatten in Syrien schon einen Ruf vor Einbruch der Israeliten.

Die alten Kuschiten waren ein rühriges Handelsvolk, und die Verbindungen mit Indien, Arabien, Aegypten und Syrien wurden all die Jahrhunderte hindurch erhalten. Niniveh und Babylon waren Emporien für alle möglichen Waaren; die Zahl der Kaufleute in beiden Städten wird als ganz außerordentlich angegeben; die Rohstoffe erhielten die Babylonier zum großen Theile von den Arabern, die ihnen Felle, Wolle und Vieh brachten. Aus Armenien kam Holz in Flößen den Euphrat hinab, denn Holz gab es in Chaldäa nicht viel mehr als in Aegypten. Syrien sandte Oel und Wein. Aus dem südlichen Arabien und aus Indien erhielt man die herrlichsten Wohlgerüche, die man in Babylon sehr liebte. Die sogenannte Königspomade wurde aus 25 verschiedenen wohlriechenden Bestandtheilen gemacht. — Aus Indien kamen dieselben Waaren, die wir schon bei Aegypten und Phönikien angegeben haben, aber auch seidene Stoffe und rohe Seide, was andeutet, daß man durch Indiens Vermittelung mit China in Verbindung stand. Der Verkehr mit Phönikien war außerordentlich lebhaft, und muß überwiegend bedeutend gewesen sein, da man in Phönikien und im größten Theile von Syrien babylonische Maße und Gewichte annahm, die auch in Griechenland eingeführt wurden.

Das babylonische schwere Talent wog 60,6 Kilo. Der 60ste Theil davon war die Mine, die also etwas schwerer war als unser Kilogramm. Das leichte Talent wog so viel wie der babylonische Kubikfuß Wasser: 30,3 Kilo. Das war Waarengewicht: für Silber und Gold hatte man indessen andere Gewichtmaße. Man zahlte mit Gold-

*) Es ist übrigens seltsam, daß man selbst in Aegypten so spät auf die Bearbeitung des Eisens kam, da dasselbe in Abessinien, im ehemaligen Königreiche Schoa, in dem einst von Dr. Schimper verwalteten Bezirk, gediegen zu Tage liegt, so daß man es gleich verarbeiten kann.

und Silberscheiben, oder mit Ringen und kleinen Gold- und Silberstreifen, deren kleinste, Schekel genannt (gleich $1/_{60}$ der schweren Mine), das Geldgewicht, nach dem man rechnete, bildeten. Das schwere Talent hatte 3600 Schekel; allein das war unbequem und die Kaufleute rechneten 3000 Schekel auf ein Talent Silber oder Gold, welches danach nur 101 Pfund wog, was für die Mine $1^3/_5$ Pfund machte. Die Phönikier brachten nicht nur diese Gewichte, sondern auch die babylonischen Längenmaße in der Welt in Umlauf.

Vom häuslichen und gesellschaftlichen Leben der Assyrer und Babylonier wissen wir nicht so viel wie von dem der Aegypter, denn die Bildwerke stellen meist nur Staats- oder Kriegsaktionen dar; sie sind die in Stein geschriebene Königschronik. Indessen wissen wir, daß sie, wenigstens die Reichen, ein sehr üppiges Leben führten, was vielleicht in Babylon etwas mehr verfeinert war als in Ninive, wo wol eine Art von Soldatenwirthschaft geherrscht haben mag. Man hielt eine Menge Sklaven, zum Theil Kriegsgefangene, die, wenigstens in Babylon, meistens milde behandelt wurden. — Die innere Einrichtung der Zimmer war durchaus nicht gleich der heutigen orientalischen. Die Assyrer saßen auf Stühlen und aßen an Tischen wie wir; auch hatten sie schon bronzene Gabeln, von denen man einige aufgefunden hat. Die bessere Klasse hielt sehr viel auf den Anzug und auf die Verschönerung ihrer Person. In ihren langen bunten Kleidern waren, vorn auf der Brust besonders, allerlei Figuren, ja ganze Jagden oder andere Scenen eingestickt. Die Arme schmückten sie mit kostbaren Armbändern, auf denen man gewöhnlich Stier- Widder- oder Löwenköpfe abbildete, und in den Ohren trugen sie Ringe; allein keine an den Fingern. Das Haar trugen sie in der Mitte gescheitelt und die Locken fielen hinter dem Ohr auf die Schultern herab, zusammengehalten durch eine schöne Kopfbinde, deren Zipfel auf dem Rücken hingen. Auf den Bart aber verwendete man sehr große Sorgfalt. Man ließ ihn so lang wachsen, wie er nur konnte, und theilte ihn in zwei oder drei Reihen fein gekräuselter Locken. Hatte der Bart keine gute Farbe, so half man nach und färbte auch die Augenbrauen.

Kunst und Bauten. Wir fassen Assyrien stets mit Babylon zusammen, weil ersteres ja von diesem seine ganze Kultur erhielt und die Zustände sicherlich fast ganz dieselben waren. Hätten Chaldäa und Assyrien denselben Reichthum an Baumaterial gehabt wie Aegypten, so würden ihre Bauwerke trotz aller Verwüstungen noch heute die Welt eben so und vielleicht mehr in Erstaunen setzen wie die Pyramiden und Tempelruinen Aegyptens. Die Wasserbauten, die zum Beispiel Nebukadnezar ausführte, gaben, wie wir gesehen haben, den ägyptischen nichts nach. In Assyrien hatte man zwar Baumaterial genug, allein die Gewohnheit machte wol, daß man baute, wie man es von den Chaldäern gelernt hatte. Man verwandte zum Bauen meist gebrannte Thonziegel und mauerte mit Asphalt; auch an der Sonne getrocknete Thonsteine, vermischt mit Stroh, wurden verbraucht. Die Wände wurden oft mit glasirten Ziegeln belegt, häufiger in Palästen und Tempeln mit Kalksteinplatten oder auch Alabasterplatten, mit Bildwerken, Basreliefs verziert. Um den Mauern größere Festigkeit zu geben machte man sie ungeheuer dick. Von den uralten Bauwerken bei Ur und anderen chaldäischen Städten haben wir bereits geredet.

Die Tempel baute man gewöhnlich thurmförmig; d. h. auf einem breiten und langen Unterbau erhoben sich ähnliche Bauten in verjüngten Dimensionen, viele Stockwerke hoch. Man sieht dergleichen bei Ur und in der Nähe vom alten Babylon bei einer jetzt Birs Nimrud genannten Ruine, die noch heute $54^1/_2$ Meter über die Ebene ragt. Sie soll die des berühmten Thurmes von Babel sein. Näheres darüber sagten wir in der Vorhalle.

Ueber die ungeheure Verschwendung an edeln Metallen im Innern dieser Tempel erzählt der Fabelhans Ktesias Märchenhaftes; daß er indessen nur übertreibt und nicht geradezu erfindet, bestätigt sich durch Herodot, der in Allem, was er selbst gesehen hat, durchaus zuverlässig ist. Er besuchte diesen Thurm, der zu seiner Zeit noch stand, und der von Nebukadnezar II., welcher ihn den „Tempel der sieben Leuchten“ (Planeten) nennt, wieder

aufgebaut worden war. Eine große goldene, sitzende Bildsäule des Bel — Herodot sagt Zeus — ein großer goldener Tisch, Fußbank und Sessel enthielten, wie ihm die Chaldäer sagten, 800 Talente Gold, also gegen 500 Centner. Metallstifte in den Mauern deuten an, daß auch diese oft mit Platten von edelem Metall belegt waren. Nebukadnezar's Namen findet man überall auf den Ziegeln der Ruinen von Babylon.

Der riesigen Befestigungsmauern haben wir bereits gedacht. Die Burgen von Babylon und anderer Orte waren gewiß so bewundernswürdig und großartig wie die Tempel.

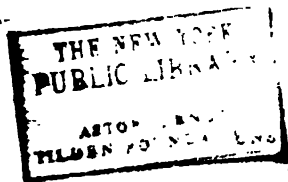
In Assyrien, wo der Despot mehr galt als der Priester, scheint man dem Bau und der Ausschmückung der Paläste die größere Sorgfalt gewidmet zu haben. Ninive war sehr in Verfall gerathen. Dasselbe, was Nebukadnezar II für Babylon that, that Sanherib für Niniveh. Er stellte die alten Paläste mit größerer Pracht her und schmückte sie mit vielen Kostbarkeiten, die er aus dem von ihm zerstörten Babylon nahm. Die Hallen und Säle in den Palästen waren meistens schmal, da man nicht sehr langes Bauholz für die Decken hatte, welche auf den Mauern auflagen. In diesen Räumen herrschte ein feierliches Halbdunkel, da es keine Fenster gab und das Licht nur durch die Thüren und durch Oeffnungen in der Decke hereinfiel. Trotz aller innern Pracht müssen diese Säle doch einen etwas scheunenhaften Eindruck gemacht haben. Die große Halle im Palaste zu Nimrud war $50^1/_5$ Meter lang und nur 11 Meter breit. Vor den großen Eingängen standen gleichsam als Wächter kolossale Löwen oder geflügelte Stiere mit Menschenköpfen, vor den Thüren der Gemächer andere große Götterfiguren.

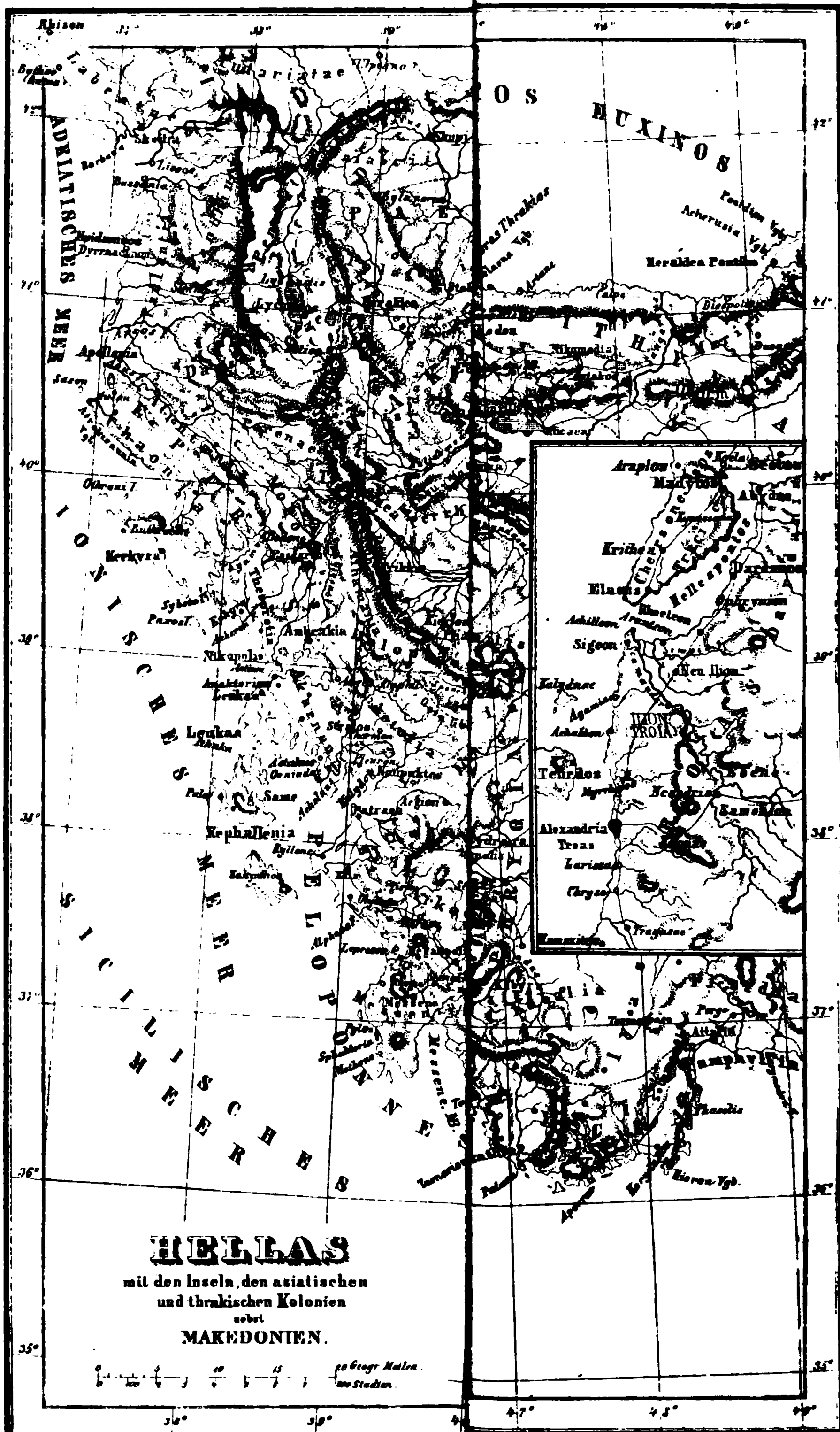
Die Wände solcher Paläste waren $2^1/_2$ bis 3 Meter hoch mit dicken Platten eines weichen Steines überlegt, und der Raum von ihnen bis zur Decke war mit reichverziertem Gips überdeckt. Der Fußboden bestand auch aus solchen Platten auf einer gegen Feuchtigkeit mit Asphalt geschützten Unterlage. Die Decke bestand aus Tafelwerk, reich mit Elfenbein eingelegt. Alle diese Steinplatten und selbst die des Fußbodens, waren mit Basreliefs verziert, mit langen Inschriften versehen, gewissermaßen das Reichsarchiv bildend.

Die Bildhauerarbeiten der Assyrer zeichnen sich vor den ägyptischen durch größere Natürlichkeit aus, obwol sie ihnen in Material und Feinheit der Ausführung bedeutend nachstehen. Eigenthümlich ist bei den Assyrern die Mischung von Thier- und Menschenleibern. Sie findet ihren Ursprung wol in den alten chaldäischen Sagen. Vorzüglich gut dargestellt sind übrigens auf den zahlreichen Jagdbildern die verschiedenen Thiere. Die ältesten Basreliefs haben keinen Hintergrund; allein sie änderten sich seit Sanherib. Zu seiner Zeit kam es auf, jedem Scenenbilde auch die Gegend, in welcher die Scene statthatte, nachzubilden. Wir sehen daher nicht nur Figuren, sondern auch Berge, Bäume, Flüsse, Straßen u. s. w., und zwar augenscheinlich nicht blos in künstlerischer Absicht hinzugefügt, sondern um ein treues Bild nach der Natur zu geben. Verschiedene Baumarten, Thiere, Vögel, Fische im Wasser u. s. w. sind mit großer Sorgfalt in allen Details ausgeführt. Man wollte eine steinerne Photographie der ganzen Scene geben.

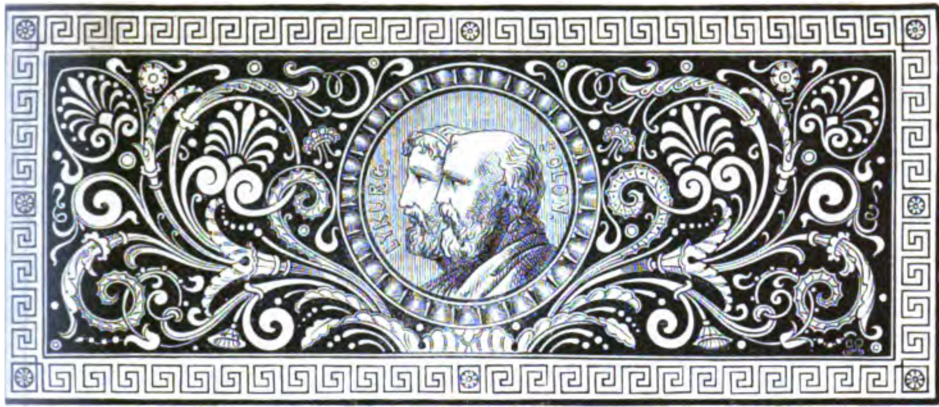
Dasselbe Bestreben, den Eindruck der Wahrheit zu geben, finden wir in den Reliefs, welche Scenen sowol aus Sanherib's, als aus dem gewöhnlichen Leben des Volkes darstellen. Wir sehen Züge der Diener, welche dem Könige die Mahlzeit auftragen, sammt dem Wildpret und den Früchten, die dabei vorkamen. Wir sehen aber auch z. B. in einer Reihe von Basreliefs die Arbeiten dargestellt, welche ein riesiges steinernes Stierbild verursachte, wenn es als roher Steinblock aus dem Bruche fortgeschafft und endlich als vollendet an seinen Platz gestellt wurde. Diese mit den genauesten Details ausgeführten, freilich äußerst seltenen Reliefs entsprechen den Bildwerken in den ägyptischen Gräbern.

Wir sind überzeugt, daß der Schoß der Erde in Niniveh und Babylon noch viele werthvolle Ueberbleibsel aus grauer Vorzeit birgt, und daß die historischen Enthüllungen, die sie uns bereits gebracht haben, noch nicht die letzten sind.





Leipzig: Verlag von Otto Spamer.



Griechenland.



Das alte Griechenland umfaßte auf einem Flächenraum von nur 1700 Quadratmeilen denjenigen Theil der jetzigen Türkei, welcher sich südlich von den Akrokeraunischen und Kambunischen Bergketten erstreckt. Zwischen diesen Bergketten und dem weiter nach Norden sich hinziehenden Hämosgebirge lagen die drei großen Länder Thrakien, Makedonien und Illyrien, welche beiden letzteren die Nordgrenze Griechenlands bildeten, während dasselbe im Westen von dem Jonischen, im Süden vom Mittelländischen und im Osten vom Aegäischen Meere umflossen wurde.

Das ganze Griechenland bestand aus vier Theilen, die wir zur besseren Uebersicht der geographischen Beschaffenheit einzeln betrachten wollen, während wir zugleich auf die Karte verweisen.

1. Nordgriechenland. Es umfaßte die beiden großen Länder Thessalien und Epeiros.

Gebirge: Alle Gebirge, welche Griechenland durchziehen und dasselbe zu einem der reizendsten Länder Europa's machen, gehen von den Akrokeraunischen und Kambunischen Bergketten aus, welche selbst Zweige des großen Illyrischen Gebirges sind. Die griechischen Gebirgszüge führen an verschiedenen Orten verschiedene Namen. Von denen Nordgriechenlands merken wir nur die in Thessalien gelegenen Berggruppen Pindos, Ossa und Olympos.

Flüsse: Der Peneios entspringt auf dem Pindos, durchfließt Thessalien, bildet das schöne und anmuthige Thal Tempe und ergießt sich ins Aegäische Meer. Ebenso der Onchestos, welcher auf dem Ossa entspringt.

Städte: In Epeiros merken wir nur das wegen seines Orakels berühmte Dodona; in Thessalien aber die Orte Larissa, Pherä, Demetrias, Kynoskephalä, Pharsalos und Heraklea.

2. Hellas. Es umfaßte die Länder Akarnanien, Aetolien, Doris, Phokis, Lokris, Böotien, Megaris und Attika.

Gebirge: Der Oeta an der Nordgrenze von Aetolien. Seine Fortsetzung, der Kallidromos, erstreckt sich bis ans Aegäische Meer und bildet hier den so berühmten Engpaß von Thermopylä; der Parnaß in Phokis; der Helikon in Böotien; der Hymettos in Attika. Außerdem haben wir noch in Akarnanien das Vorgebirge Actium zu merken.

Flüsse: Der Acheloos entspringt in Thessalien, macht die Grenze zwischen Akarnanien und Aetolien und ergießt sich ins Jonische Meer; der Asopos entspringt auf dem Helikon, durchfließt Böotien und mündet ins Aegäische Meer; der Kephissos durchfließt Phokis und mündet in den in Böotien gelegenen See Kopais.

Städte: In Akarnanien: Argos; in Aetolien: Kalydon; in Phokis: Delphi und Chäronea; in Böotien: Theben, Orchomenos, Platäa, Thespiä, Leuktra; in Megaris: Megara; in Attika: Athen mit der Hafenstadt Piräos, Marathon und Eleusis.

3. Peloponnesos. Diese nur durch die schmale Landenge (den Isthmos) von Korinth mit dem Hellas zusammenhängende Halbinsel enthielt die Länder Sikyonien, Achaia, Elis, Messenien, Lakonien (auch Lakedämonien genannt), Arkadien, Argolis und Korinth.

Gebirge: Der Erymanthos in Achaia; der Taygetos in Lakonien; und die Arkadischen Bergketten.

Flüsse: Der Alpheos durchfließt Arkadien und Elis und mündet ins Jonische Meer: der Pamisos durchströmt Messenien, der Eurotas Lakonien.

Städte: In Sikyonien: Sikyon; in Achaia: Aegion; in Elis: Elis, Kyllene und Olympia am Alpheos; in Messenien: Messene und die Hafenstadt Pylos; in Lakonien: Sparta und Gythion; in Arkadien: Mantinea, Tegea und Megalopolis; in Argolis: Argos, Epidauros, Trözene, Hermione, Mykenä und Nemea; in Korinth: Korinth.

4. Inselgruppen: Die sehr große Menge von Griechen bewohnten Inseln theilt man gewöhnlich in sechs verschiedene Gruppen, welche wir hier näher betrachten wollen:

I. Die Jonischen Inseln. Von diesen im Jonischen Meere, an der Westküste von Epeiros, Arkananien und dem Peloponnes gelegenen Inseln merken wir: Korkyra mit der Stadt gleichen Namens, Paxos, Leukadia mit der Stadt Leukas, Ithaka, Kephalonia mit der Stadt gleichen Namens und Zakynthos.

II. Die Aegäischen Inseln. Sie liegen an der Ostküste Griechenlands im Aegäischen Meer. Die vorzüglichsten derselben heißen: Kythera, Hydrea, Aegina, Salamis mit der Stadt gleichen Namens, Euböa, die größte dieser Inseln, mit der Stadt Chalkis; Skyros, Lemnos mit der Stadt Myrrhina, Imbros, Samothrake, Thasos.

III. Die Lesbischen Inseln an der Westküste von Kleinasien, und namentlich von Mysien und Lydien. Es sind ihrer drei, nämlich: Tenedos, Lesbos mit der Stadt Mitylene, und Chios mit der Stadt gleichen Namens.

IV. Die Sporadischen Inseln an der Küste von Karien: Samos mit der Stadt gleichen Namens, Ikaria, Patmos, Kalymna, Kos, Rhodos mit der Stadt gleichen Namens.

V. Die Kykladischen Inseln, gelegen zwischen Karien und dem Peloponnes: Andros, Keos, Tenos, Naxos, Melos, Thera.

VI. Die Insel Kreta im Mittelländischen Meere, die größte aller griechischen Inseln, erstreckt sich von Westen nach Osten in einer Länge von 38 Meilen. Ihr Hauptgebirgszug heißt Ida. Von den vielen größeren Städten, welche die Insel enthält, merken wir nur Lyktos, Elyros und Kydonia.

Mit dem ruhmwürdigen Volk der Griechen betritt die Geschichte den Boden des klassischen Alterthums. Die bewundernswerthesten Werke der Kultur, die in Griechenland entstanden, und die preiswürdigsten Thaten des öffentlichen Lebens, die hier geschahen, haben dieses Land allen Zeiten und allen Ländern als Muster voranleuchten lassen, und ihm die auszeichnende Benennung des klassischen Landes erworben.

Die älteste Geschichte der Griechen ist dunkler als die irgend eines der Völker, die wir bisher kennen lernten. Alle chronologischen Angaben vor dem fünften Jahrhundert sind ungewiß und schwankend. Wir haben schon gesehen, wie griechische Phantasie die Geschichte der asiatischen Völker entstellt hat, wie überall die griechische Sage den historischen

Kern überwucherte. Hätten die alten asiatischen Kulturvölker nicht selbst dafür gesorgt, ihre Geschichte in Stein und Schrift der Nachwelt zu verkünden, und wäre sie uns allein von den Griechen überliefert worden, so würden wir statt der Geschichte ein Gemenge von einander widersprechenden Fabeln haben. Der Beweis dafür liegt in den Fälschungen, welche unsere Gelehrten durch die Entzifferung der Hieroglyphen und der Keilschrift auf den erst kürzlich ans Licht gezogenen assyrischen und chaldäischen Denkmälern klar legten.

Wenn nun schon die Griechen in dieser leichtsinnigen Weise mit der Geschichte anderer Völker verfuhren, so thaten sie es mit der ihrigen in noch weit umfassenderer Weise, und diese Sagen und Fabeln, aus denen die ganze älteste griechische Geschichte besteht, können nie aufgeklärt werden, da aus ältester Zeit keine Denkmäler vorhanden sind, die uns als Leitfaden aus diesem Sagenlabyrinth dienen könnten.



Ruinen des Tempels der Athene auf dem Vorgebirge von Sunion.

Die Griechen sind dasjenige Volk, welchem die Nachwelt vor allen Völkern der Welt zu allergrößestem Dank verpflichtet ist. Von ihnen ging fast alle Kultur über Europa aus, und was sie brachten, wirkte so nachhaltig, daß noch heute griechisches Wesen gewissermaßen den Sauerteig unserer Wissenschaft und Kunst bildet. Unsere Philosophie wurzelt in griechischem Grunde; unsere Baukunst sucht ihre besten Muster in Griechenland, und die Gebilde, welche griechische Maler und Bildhauer schufen, sind selbst in ihrem befleckten und oft verstümmelten Zustande die unerreichten Muster der unsrigen.

Ja noch mehr, die Griechen retteten uns vor dem Schicksal geistiger Verknöcherung, wie wir sie aus ähnlichen Ursachen bei asiatischen Völkern sehen. Wenn es auch anerkannt werden muß, daß das Christenthum die europäische Menschheit vor den Folgen der unter weniger frei organisirten Völkern eintretenden Entartung des Griechenthums befreite, so nahm dieser heilsame Einfluß im Laufe der Jahrhunderte doch eine Wendung, welche alle aus griechischem Keim entsprungenen Kulturblüten zu überwuchern und die Welt einem Zustand entgegen zu führen suchte, dessen Natur wir einigermaßen nach dem beurtheilen können, wie er zum Theil noch heute in solchen Ländern stattfindet, wo der Einfluß der

mißverstandenen und entarteten Religion Jesu überwiegend vorherrschend blieb. Unter dem von dem christlichen Rom sich ergießenden, alle Wissenschaft ertödtenden oder verkrüppelnden Schlamm glühte indessen noch immer das unauslöschliche griechische Feuer, brach hier und dort durch die zerborstene Decke und befreite die geistige Atmosphäre wenigstens einigermaßen von den sie erfüllenden, verdummend wirkenden Miasmen.

Wir wiederholen es, wir sind dem alten Griechenvolke unendlich viel Dank schuldig, können aber nicht einstimmen, wenn Griechenenthusiasten das Verdienst der heutigen Weltkultur den Griechen ganz allein zuschreiben wollen, weil es durchaus gegen die historische Wahrheit ist. Die Griechen waren keineswegs die Urheber der europäischen Kultur; sie waren nur deren Träger und Former. Sie holten sich den Urstoff aus dem orientalischen Blumengarten und verarbeiteten ihn zu dem hymettischen Honig, welcher die nordischen Bären zähmte. Daß aber die Griechen, in der Weise wie es geschah, diesen Stoff fruchtbringend verarbeiteten, geschah gewissermaßen unbewußt; wären sie Neger statt Arier und die Natur Griechenlands gleich der Indiens gewesen, so würden sie nie dazu im Stande gewesen sein. Daß aber dasjenige, was wir in der Vorhalle über den Einfluß klimatischer und wir möchten sagen topographischer Verhältnisse auf die Kulturentwicklung anführten, richtig ist, wird dadurch bewiesen, daß der auf griechische Weise raffinirte orientalische Kulturstoff, als er nach Asien zurückgebracht wurde, selbst auf die dort wohnenden arischen Völker nur einen sehr vorübergehenden, oberflächlichen Einfluß hatte, während er das ganze geistige Leben ihrer europäischen Stammgenossen gestaltete.

Daß aber die Griechen die Anfänge ihrer Kultur aus Asien empfingen, brauchen wir kaum zu beweisen, nachdem wir die Geschichte der asiatischen Völker erzählt haben. Ohne allen Zweifel empfingen die Griechen ihre erste Kultur von den Phönikiern. Religion und Krieg sind trotz der zerstörenden Elemente, die sie in sich tragen, sehr wirksame Kulturagenten; aber weit thätiger und wirksamer ist seit undenklichen Zeiten der Handel gewesen und ist es noch heute. Schon bald nach ihrer Niederlassung an der syrischen Küste besuchten die Phönikier die griechischen Inseln, wo sie für ihre Färbereien Muscheln fischten. Sie holten Bauholz und Baumrinde der Eichen zum Gerben aus Griechenland; gruben an verschiedenen Stellen nach Silber, Kupfer oder Eisen, legten überall Handelsstationen an, und überall fand man in spätesten Zeiten, ja noch heute, phönikische Spuren, zum Beispiel auf den südlichen Kykladen kleine rohe Thonbilder der phönikischen Göttin Aschera, nackt und mit gekreuzten Armen, wie sie als Göttin der sinnlichen Liebe dargestellt wird (s. S. 196). Ihre Schrift empfingen die Griechen von den Phönikiern und sie nennen Kadmos als denjenigen, der sie ihnen zuführte. Andere nennen Orpheus, Linos, Musäos und Palamedes. Alle Genannten mögen Einfluß auf die Einführung und Verbesserung gehabt haben.

Die Form der ältesten Ackergeräthschaften weist auf Aegypten; auch der Weinbau und die Olive kamen dorther und der Einfluß, den dieses Land auf ihre Religion und ihre spätere Philosophie gehabt hat, ist unwiderlegbar. Die Griechen hatten ein merkwürdiges geistiges Annektirungsvermögen, und selbst vielen ihrer Sagen, die man bisher für ursprünglich griechische hielt, wird jetzt durch die forschende Wissenschaft asiatischer Ursprung zugeschrieben, wie zum Beispiel der von Oedipus und Jokaste und sogar auch der Ilias!

Bei der Kulturgeschichte werden wir auf diese Dinge näher eingehen; hier kam es nur darauf an, erstlich auf den großen Dank hinzuweisen, den wir den Griechen schuldig sind, und andererseits anderen Völkern Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, oder vielmehr enthusiastische Behauptungen durch historische Thatsachen zu widerlegen.

Als Urbewohner Griechenlands betrachtet man ein aus zahlreichen Stämmen bestehendes Volk, welches man Pelasger nennt. Diese Pelasger scheinen ein ackerbauendes

Volk gewesen zu sein; allein von der Herkunft und Entwicklung derselben weiß man nichts Bestimmtes. Rohe Bauten, die aus riesigen Steinblöcken bestehen, welche weder durch Kalk noch irgend ein anderes Bindemittel gefügt sind und die man kyklopische Mauern nennt, werden diesen Pelasgern zugeschrieben. Neuerdings bei diesen Ruinen aufgefundene Alterthümer scheinen durch ihre Arbeit und Form darauf hinzudeuten, daß Karier und Phönikier sich in diesem Lande frühzeitig niedergelassen, oder doch mit den Pelasgern in lebhaftem Verkehr gestanden hatten.

Wahrscheinlich vermischten sich die arischen Einwanderer mit diesen Pelasgern, und es dauerte geraume Zeit, ehe der Name Pelasger verschwand und dem der Hellenen Platz machte.



Pelasgische Hütte. Nach Viollet le Duc.

Wir haben gesehen, wie alle Völker ihren Ursprung von einem Manne ableiten. Dasselbe ist der Fall auch mit den Hellenen. Als ihr Stammvater gilt Deukalion, dessen Sage wir bereits kennen (s. S. 27). Dieser hatte zwei Söhne: Hellen und Amphiktion. Hellen hatte wieder drei Söhne: Aeolos, Doros und Xuthos, und Amphiktion's zwei Söhne hießen Jon und Achäos. Von diesen Enkeln des Deukalion stammen die vier hellenischen Stämme der Aeoler, Dorer, Jonier und Achäer ab. Diese Völker bewohnten lange Zeit die Gebirgsgegenden des Parnaß; aber dem anwachsenden Haufen wurde jener Wohnplatz zu enge, und das zu Krieg und Raub geneigte Volk beschloß, sich mit Gewalt im Lande auszubreiten. Es begannen lange Vertreibungs- und Unterjochungskriege gegen die Pelasger, und die Folge davon war, daß die Hellenen sich endlich über den größten Theil Griechenlands verbreiteten. Die Aeoler herrschten vorzüglich über Akarnanien, Aetolien, Phokis, Lokris und die westlichen Inseln; die Dorer über Thessalien, Doris und Kreta; die Jonier über den nordwestlichen, und die Achäer über den südöstlichen Peloponnes.

Aber noch lange lebten diese Hellenen, welche erst viel später, und namentlich bei den Römern nach einem alten, den Italern zuerst bekannt werdenden Volksstamme mit dem Namen Graeci oder Griechen benannt wurden, im Zustande halber Wildheit fort. In Krieg und Raub bestand ihre Beschäftigung, ihre Speise aus Eicheln und rohem Fleische; Religion, Gesetze und Sitten waren in einem noch durchaus unentwickelten Zustande. Ein einziges Institut deutet darauf hin, daß das Volk für gemeinschaftliches und geregeltes Wirken empfänglich war: der Rath der Amphiktionen. Dies war eine Art Bundesgericht, zu welchem sich mehrere der hellenischen Völker, namentlich in Thessalien, Böotien, Doris, Lokris, Phokis 2c. vereinigt hatten, um die religiösen Heiligthümer zu schützen, zugleich aber auch völkerrechtliche Grundsätze festzustellen und aufrecht zu erhalten.

Die Sage nennt uns die Namen einzelner Männer unter den Hellenen, welche sich um die Gesittung des Volkes dadurch verdient machten, daß sie andere Länder und namentlich Aegypten bereisten, und die dortige Kultur auf griechischen Boden zu verpflanzen suchten. So war es Orpheus, welcher eine eigene Götterlehre aufstellte und die zur Anbetung der Götter nöthigen Gebräuche regelte; Musäos, der durch die Macht der Dichtung, und Amphion, der durch die Gewalt des Gesanges in dem Volke den Sinn für Kultur erweckte.

Dazu kamen noch, etwa in den Jahren 1500 bis 1300 v. Chr. Einwanderungen, welche auf die Gesittung der Hellenen den wohlthätigsten Einfluß übten. So erschien der Aegypter Kekrops in Attika, zog die wilden dort wohnenden Horden an sich, führte den Ackerbau, die Ehe und regelmäßige Gerichte ein, und legte endlich durch Erbauung der nach ihm genannten Burg Kekropia den Grund zu dem nachmaligen Athen.

Ein anderer Einwanderer aus Aegypten soll der vor seinem Bruder Ramses (Sesostris) geflohene Danaos gewesen sein. Er landete, heißt es, in Argolis und wurde dort der Gründer eines Königsgeschlechts, aus dem viele nachmals berühmte Männer hervorgingen. Die in Griechenland erzählte Sage von Danaos, von welcher wir indessen in der ägyptischen Geschichte keine Bestätigung finden, ist folgende: Danaos hatte 50 Töchter, welche sein Bruder mit seinen 50 Söhnen zu verheirathen wünschte. Da aber ein Orakel dem Danaos prophezeit hatte, er werde von einem seiner Schwiegersöhne getödtet werden, so widersetzte er sich der Heirath und wanderte aus. Aber seine 50 Neffen kamen ihm nach und zwangen ihn, ihnen seine Töchter zu geben. Diese erhielten indeß von Danaos den Befehl, in der Hochzeitnacht ihre Männer zu tödten.

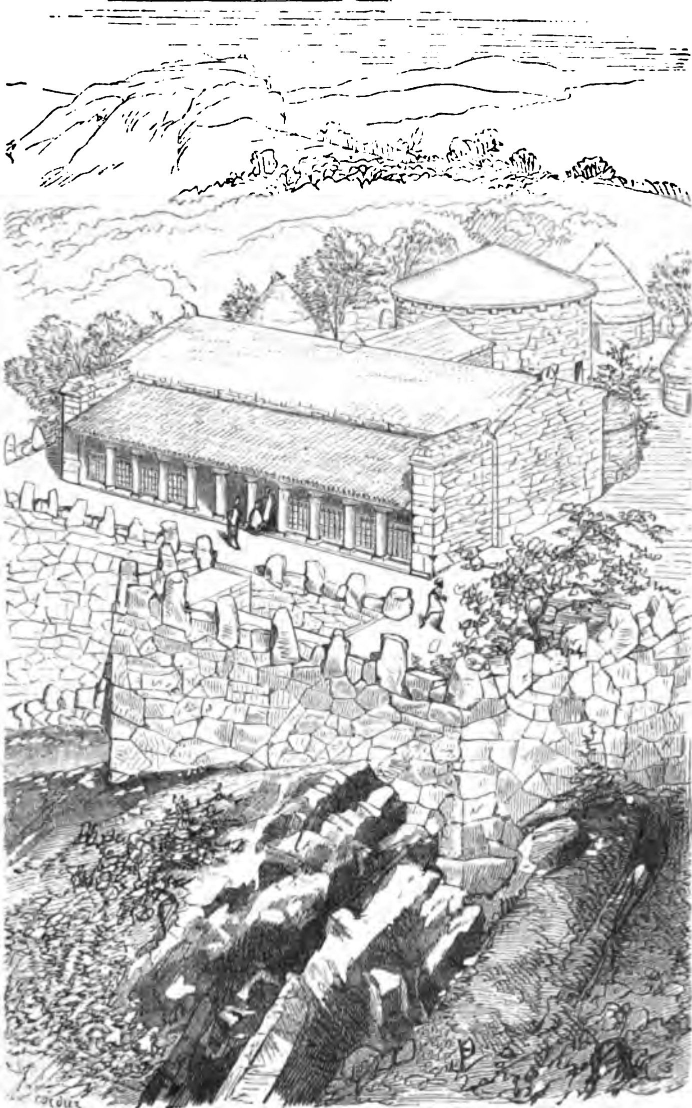
Alle gehorchten, bis auf Hypermnestra, welche ihren Gatten Lynkeos rettete. — Die 49 Mörderinnen, gewöhnlich Danaiden genannt, wurden in der Unterwelt zu der unausführbaren Arbeit verdammt, ein großes bodenloses Faß mit Wasser zu füllen, das sie mit einem Siebe schöpfen mußten.

Auch aus Phönikien läßt die Sage Kadmos einwandern, der sich in Böotien niederließ, die Buchstabenschrift einführte, durch diese den Grund zu aller weiteren Bildung legte, und durch Erbauung der nach ihm benannten Burg Kadmea das spätere Theben gründete.

Endlich ist noch der aus Phrygien eingewanderte Pelops zu erwähnen, welcher sich im Peloponnes niederließ und dort um die Bildung des Volkes sich so verdient machte, daß man die Halbinsel nach seinem Namen benannte, nämlich Peloponnesos, d. i. Insel des Pelops.

Der Samen der Kultur, welcher auf diese Weise aller Orten ausgestreut war, schlug allmählich Wurzel in dem hellenischen Volke, und bald sehen wir dasselbe ein gesittetes, geregeltes Leben führen. Es entstehen Städte, und wir finden Griechenland mit einer Menge kleiner Königreiche bedeckt, deren Herrscher man sich nicht als Könige denken darf, wie wir sie in Asien kennen lernten, sondern die ungefähr dieselbe Stellung einnahmen wie die Fürsten, welche an der Spitze der indisch-arischen Stämme standen, als diese noch im Pendschab waren.

Eine Geschichte dieser einzelnen Gemeinschaften würde uns zu weit führen, und eine sammenhängende Geschichtsdarstellung ist nicht denkbar. Alles Mittheilenswerthe aus eser Periode (welche man deshalb auch gewöhnlich das Zeitalter der Heroen nennt) schränkt sich auf die Erzählung von den Thaten einzelner fabelhafter Helden und auf e Beschreibung einiger gemeinschaftlichen Unternehmungen der griechischen Fürsten.



Haus eines pelasgischen Edlen. Nach Viollet le Duc.

Obgleich von einer Zeitbestimmung in dem Leben jener Heroen nicht füglich die Rede sein kann, so darf man doch als den ältesten derselben den Perseus betrachten. Er war der Sohn der Danaë, einer Tochter des Königs Akrisios von Argos, und zeichnete sich durch mancherlei Heldenthaten aus, unter denen ein Kriegszug gegen die Gorgone Medusa und die Tödtung derselben die wichtigsten sind. Ebenso schreibt man ihm die Erbauung der Stadt Mykenä zu, wohin er den Königssitz von Argos verlegte.

Die Sage von Perseus ist folgende: Ein Orakel hatte dem Akrisios prophezeit, daß ein Sohn seiner Tochter Danaë ihn ums Leben bringen würde. Um nun eine Schwangerschaft derselben zu verhindern, sperrte er sie in einen festen steinernen Thurm, den er aufs Strengste bewachen ließ. Aber der Gott Zeus, welcher sich in Danaë verliebt hatte, verwandelte sich in einen goldenen Regen, der durch die Ziegel des Thurms drang und der Danaë in den Schoß fiel. Aus dieser seltsamen Umarmung gebar sie den Perseus. — Man deutet diese Sage auf eine Bestechung der Wächter durch Gold, die einem heimlichen Liebhaber der Danaë gelungen sei.

Medusa war eine der drei Schwestern, welche den Namen Gorgonen führten und als scheußlich gestaltete grausame Weiber gefürchtet wurden. Zwei derselben, Stheno und Euryale, galten für unsterblich. Medusa, die dritte der Gorgonen, hatte ein Haupt, dessen Haare Schlangen waren, und bei dessen Anblick jeder Sterbliche zu Stein wurde. Perseus aber, der Göttliche, besiegte die Medusa und hieb ihr das furchtbare Haupt ab, das er zum Schrecken seiner Feinde in seinen Schild setzen ließ. Aus dem Blute, welches dem Rumpfe der Medusa entströmte, entsprangen die beiden göttlichen Rosse Chrysaor und Pegasos.

Minos. Als den ruhmwürdigsten der griechischen Heroen nennen wir den Minos, einen König von Kreta, welcher für die Gesittung seines Volkes durch Belebung des Handels und der Schiffahrt wirkte und den vielen Seeräubereien der Inselvölker Einhalt that, so daß erst seit jener Zeit das Eigenthum völlige Sicherheit erhielt. Indeß verdankt Minos seinen ehrenvollen Namen in den griechischen Jahrbüchern vorzüglich der von ihm gestifteten Gesetzgebung, einem Musterwerke, dessen Grundzüge vielen der späteren griechischen Gesetzsammlungen zur Unterlage dienten.

Die Sage berichtet von diesem Könige: So glücklich Minos als König war, so unglücklich lebte er als Familienvater. Sein Weib Pasiphaë, welche ihm einen Sohn, Androgeos, und eine Tochter, Ariadne, geboren hatte, wurde von sinnlichen Begierden zu einem Stier ergriffen und zeugte mit demselben ein Ungeheuer, das halb Stier und halb Mensch war: den Minotauros, in welchem die Sagenkundigen freilich nur einen Menschen erkennen wollen, dem seine außerordentliche Wildheit und Kraft den Beinamen Stier (Tauros) erworben. Minos ließ als Aufenthaltsort für das Ungeheuer, das nur von Menschenfleisch lebte, ein großes Labyrinth bauen, und verwendete die von seinen Kriegszügen mitgebrachten Gefangenen zur Nahrung für den Minotauros. Als einst Androgeos, des Minos Sohn, von den Bewohnern Attika's erschlagen wurde, legte der damals so mächtige König von Kreta zur Strafe für jenen Mord dem attischen Könige einen Tribut auf, der darin bestand, daß die Attiker alle sieben Jahre sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen nach Kreta liefern mußten zur Speise für den Minotauros. Dieser fürchterliche Tribut dauerte 21 Jahre, indem erst der Held Theseus die Attiker davon befreite.

Herakles, gewöhnlicher nach der römischen Schreibart seines Namens Hercules genannt, ist von allen griechischen Heroen der fabelhafteste, aber auch der bekannteste. Er stammte aus dem Geschlechte der Könige von Argos, denn seine Mutter Alkmene war die Gattin des argolischen Königs Amphitryon, welcher aber wegen eines Todtschlags an einem Verwandten genöthigt war, sein Reich zu verlassen und nach Theben zu fliehen, wo Herakles erzogen wurde.

Die ungewöhnlichen Kräfte, welche derselbe besaß, verwendete er dazu, das Land von wilden Thieren zu reinigen, und dem Könige von Theben in seinen Kriegszügen Beistand zu leisten, wofür ihn derselbe mit der Hand seiner Tochter Megara belohnte. Diese gebar dem Herakles zwölf Kinder; aber in einem Anfalle von Raserei erschlug er dieselben, nachdem er sein Weib zuvor verstoßen hatte. Als ihn die Reue über diese That ergriff, fragte er das Orakel zu Delphi um Rath, durch welche Buße er sein

Verbrechen sühnen könne, und erhielt zur Antwort: daß er zum Eurystheus, der das Reich des Amphitryon in Besitz genommen hatte, gehen, und demselben dienstbar sein solle. Herakles gehorchte und verrichtete dem Eurystheus die berühmten zwölf Arbeiten, welche von den Dichtern als das Größte besungen worden sind, was Muth und Kraft jemals vollbracht haben.



Perseus auf dem geflügelten Pegasos.

Reichhaltiger und durch Dichterschmuck mehr verschönt als alle übrigen ist die Mythe von Herakles. Nach dieser war er der Sohn der Alkmene aus einer Umarmung des Zeus. Dieser hatte die Nacht, die er bei der Alkmene zubrachte, verdreifacht, um dem zu erzeugenden Sohne eine dreifache menschliche Kraft zu verleihen. Aber dies Geschenk der Gottheit wurde ihm verkümmert durch den Haß, welchen Here, die Gattin des Zeus, auf die unschuldige Frucht von ihres Mannes Untreue warf. Here wurde die unerbittlichste Feindin und Verfolgerin des Herakles.

Die ungeheure Kraft dieses Helden zeigte sich schon in der Wiege, in welche Here ein Paar Schlangen legte, um das Kind zu tödten. Der neugeborne Knabe erwürgte sie mit seiner kleinen Hand und lachte dazu. Nachdem das Kind zum Jüngling herangewachsen und in allen kriegerischen Uebungen wohl geübt war, mußte er eine Zeit lang die Herden des Amphitryon weiden.

Die ersten Thaten des Herakles bestanden in Vertilgung wilder Thiere. So erlegte er zuerst einen furchtbaren Löwen, der das Reich des Königs Thespios unsicher machte. Dieser gab dem Löwenbändiger zum Lohne für die Heldenthat seine 50 Töchter, welche

Herakles in einer einzigen Nacht zu Müttern machte. Jede derselben gebar ihm einen Sohn, woraus sich die zahlreiche Nachkommenschaft des Herakles erklärt.

Die berühmten zwölf Arbeiten des Herakles waren folgende:

1) Die Erlegung des nemeischen Löwen. Dies Ungeheuer verwüstete die Gegend um Nemea. Herakles versuchte vergebens, es zu tödten. Seine Pfeile prallten ab von der undurchdringlichen Haut, und seine Keule zerschmetterte am Schädel des Löwen. Da endlich packte er das Thier mit den Händen und erdrückte es zwischen seinen Schenkeln. Die abgezogene Haut des Löwen diente ihm für die Zukunft als Panzer, und der Kopf desselben als Helm.

2) Die Tödtung der lernäischen Schlange. Dieses unter dem Namen der Hydra bekannte Unthier hauste in einer Höhle bei dem Orte Lerna. Das Blut und der Athem der Schlange waren giftig, und außerdem hatte sie mehrere Köpfe, deren jeder, sobald er abgeschlagen wurde, zweifach nachwuchs. Herakles half sich dadurch, daß er mit einem glühenden Baumaste die Stelle, wo er einen Kopf abhieb, sogleich ausbrannte, wodurch das Nachwachsen verhindert und das Ungeheuer endlich getödtet wurde. In das Blut der Schlange tauchte Herakles seine Pfeile, die dadurch vergiftet und also unfehlbar tödlich wurden.

3) Die Einfangung der artemisischen Hirschkuh. Dieses der Göttin Artemis geweihte schnellfüßige Thier verfolgte Herakles ein ganzes Jahr, bis er es endlich durch einen Pfeil am Fuße verwundete und auf diese Weise einholte.

4) Die Einfangung des erymanthischen Ebers. Dieses am Berge Erymanthos hausende Thier fing Herakles dadurch ein, daß er es in tiefen Schnee trieb. Nachdem er den Eber auf diese Weise eingeholt hatte, lud er ihn auf seine Schultern und überbrachte ihn so dem Eurystheus.

5) Die Ausmistung der Augias-Ställe. Die Ställe des Königs Augias, in welchen 3000 Rinder standen, waren in 30 Jahren nicht gereinigt worden. Herakles erhielt den Auftrag, diese Reinigung in einem Tage zu Stande zu bringen, und er bewerkstelligte sie auch in dieser Zeit mit Hülfe des Flusses Alpheos, dessen Strom er durch die Ställe leitete.

6) Die Erlegung der stymphalidischen Raubvögel. Diese am See Stymphalos in Arkadien hausenden Raubvögel fraßen Menschen und machten sich dadurch so furchtbar, daß Herakles den Auftrag bekam, sie zu vertilgen. Er erlegte sie mit seinen Pfeilen.

7) Die Einfangung des kretensischen Stiers. Dieses wilde auf Kreta lebende Thier war dasselbe, mit welchem Pasiphaë, des Minos Weib, Umgang hatte und den Minotauros zeugte. Herakles fing ihn ein und brachte ihn lebendig dem Eurystheus, der ihn aber wieder freiließ.

8) Die Einfangung der diomedischen Rosse. Der König Diomedes in Thrakien besaß mehrere Stuten, welche mit eisernen Ketten an steinerne Krippen gebunden waren und mit Menschenfleisch genährt wurden. Herakles ging hin, riß die Pferde los, warf ihnen den grausamen Diomedes zum Fraße vor und führte sie alsdann dem Eurystheus zu, der sie zur Zucht verwandte.

9) Die Abholung des Wehrgehenkes der Amazonenkönigin Hippolyte. Diese besaß ein kostbares Wehrgehenk, nach dessen Besitz sich eine Tochter des Eurystheus so sehr sehnte, daß Herakles den Befehl erhielt, das Wehrgehenk zu holen. Er entledigte sich dieses Auftrages, nachdem er mit den Amazonen um das Kleinod gekämpft und ihre Königin getödtet hatte.

10) Der Raub der geryonischen Rinder. Geryon war ein König in Iberien (jetzt Spanien), welcher kostbare, aber sehr streng bewachte Rinder hatte, die Eurystheus zu besitzen verlangte. Herakles zog nach Iberien, tödtete den Geryon und die beiden Wächter der Rinder, einen Hund und einen Riesen, und brachte den Raub glücklich nach Hause.

11) Die Abholung der hesperidischen Aepfel. Das an der Westküste von Afrika wohnende fabelhafte Volk der Hesperiden besaß einen schönen von einem Drachen

ewachten Garten, welcher goldene Aepfel trug. Die Aepfel sollte Herakles holen. Es elang ihm nur mit Hülfe des Atlas, der in jener Gegend mit der Himmelskugel auf seiner Schulter stand.



Herakles schleppt den Höllenhund aus dem Tartaros. Zeichnung von C. Bertling.

Während Atlas die Aepfel holte, trug Herakles das Himmelsgewölbe, und jener ar so froh, sich diesem Dienste entzogen zu haben, daß er sich weigerte, die Last dem Herakles ieder abzunehmen; und nur mit List gelang es diesem, die Himmelskugel wieder los t werden.

12) Die Heraufholung des Kerberos. So hieß der Höllenhund, der am Thore der nterwelt Wache hielt. Eurystheus verlangte dieses furchtbare Thier auf der Oberwelt

zu sehen; aber als es Herakles auf seinen Armen brachte, mußte er es sogleich wieder hinunterbringen. Eurystheus konnte den Anblick des höllischen Wächters nicht ertragen.

Die übrigen Thaten des Herakles wollen wir übergehen, und nur noch seiner vielen Züge gedenken. Sein steter Begleiter war ein schöner Jüngling Namens Hylas, der ihm aber einst von verliebten Nymphen geraubt wurde. Um seinen Liebling wieder aufzusuchen, durchzog Herakles den größten Theil der bekannten Erde, bald mit den Kentauren kämpfend, fabelhaften Geschöpfen, die halb Mensch halb Pferd waren, bald Länder und Inseln erobernd. Auf einem dieser Züge war es, wo er zum Andenken seines Weges nach Westen auf die Meerenge, die das Mittelmeer mit dem Atlantischen Ozean verbindet, die zwei Felsenberge setzte, welche unter der Benennung: Säulen des Hercules bekannt sind.

Für einen Mord, den Herakles im Jähzorn begangen, verurtheilte ihn das Orakel zu einer dreijährigen Sklaverei. Demzufolge verkaufte er sich an die Königin Omphale von Lydien (siehe S. 271), der er nicht nur zur Befriedigung ihrer Wollust, sondern auch zur Verrichtung weiblicher Arbeiten dienen mußte. Herakles saß am Rocken und spann. Aber kaum war die Zeit der Sklaverei zu Ende, als er auch auf neue Thaten sann, und zuerst in Troia einfiel, dessen König er besiegte. Endlich nahm Herakles eine Königstochter, Namens Deianira, zur Ehe, und die Eifersucht dieses Weibes war es, welche das Ende des Helden herbeiführte.

Beide mußten nämlich einst über einen Fluß setzen. Während Herakles durch den Strom ging, vertraute er sein Weib einer Fähre an, die dort ein Kentaur, Namens Nessos, unterhielt. Mitten auf dem Strome wollte sich Nessos mit Gewalt in den Besitz von Deianira's Reizen setzen. Aber kaum gewahrte Herakles am andern Ufer das Vorhaben des Kentauren, als er denselben auch sofort mit einem seiner vergifteten Pfeile zu Boden streckte. Nessos wollte sich noch im Tode an seinem Mörder rächen. Deshalb pries er sterbend sein durch den Pfeil vergiftetes Blut der Deianira als ein Mittel an, sich die Liebe des Herakles zu bewahren. Wenn sie mit diesem Blute ein Gewand ihres Mannes färben würde, sagte er, so könne er ihr nicht untreu werden. Als nun einst Deianira glaubte, daß Herakles in ein anderes Weib verliebt sei, wandte sie das Mittel des Nessos an. Sie sandte ihrem Manne, der zu einem Opfer eines Gewandes bedurfte, ein solches zu, welches mit dem vergifteten Blute des Nessos gefärbt war. Herakles hatte das Gewand nicht sobald angethan, als es sich auch brennend an seine Haut anschmiegte. Rasend vor Schmerz riß er das Kleid von sich, aber mit ihm auch sein Fleisch, das von dem fürchterlichen Gifte völlig zerfressen war. Um sich einen qualvollen Tod zu ersparen, ließ sich der sterbende Held auf den Berg Oeta bringen, wo er sich auf einem Scheiterhaufen verbrannte.

Herakles ist der volksthümlichste, gewissermaßen der Nationalheld der Griechen, das Ideal, welches die griechischen Helden zu erreichen strebten. Das Andenken des Heros wurde beim ganzen griechischen Volke heilig gehalten, und er selbst von Zeus unter die Götter versetzt. Seine ihm zugeschriebenen Nachkommen nennt man nach ihm die Herakliden.

Der an Verdiensten reichste aller griechischen Heroen ist Theseus. Obwol dessen Sage überreichlich mit dichterischer Erfindung versetzt ist, so enthält sie doch mehr als die von Herakles einen historischen Kern. Sie ist folgende.

Theseus. Aegeus, der König von Attika, hatte keine Kinder. Als er nun wegen dieser Kinderlosigkeit das delphische Orakel um Aufschluß bat, erhielt er eine so dunkle Antwort, daß er sich nach Trözene zu dem weisen, orakelkundigen Könige Pittheus begab, diesen um Aufklärung zu bitten. Pittheus veranlaßte seine Tochter Aethra, das Bett des attischen Königs zu theilen, und so wurde dieselbe mit Theseus schwanger. Um seinen Sohn später zu erkennen, verbarg Aegeus vor seiner Abreise sein Schwert und ein Paar Sohlen

unter einem schweren Stein und empfahl der zurückgelassenen Prinzessin, das zu gebärende Kind, wenn es ein Knabe sei, mit jenen Wahrzeichen nach Athen zu senden, sobald es fähig sein würde, den Stein wegzuwälzen.

Als nun diese Zeit gekommen war, und Theseus sich im Besitze ungewöhnlicher Kräfte fand, machte er sich auf die Reise nach Athen. Seinen Weg bezeichnete er besonders dadurch, daß er die vielen Räuber, welche die Straßen unsicher machten, überwältigte und zum Theil auf dieselbe Weise erschlug, auf welche sie die wehrlosen Wanderer dem Tode geweiht hatten.

Der Erste, welchen er erlegte, war Periphetes, mit dem Beinamen der Keulenschwinger, von der ungeheuren Keule, die er führte, und die Theseus nach der Ueberwindung des Periphetes für sich behielt.

Der Zweite war Sinnis der Fichtenbeuger, so genannt von der martervollen Todesart, die er seine Opfer erleiden ließ. Er beugte nämlich die Spitzen zweier Fichten zusammen, band an jede derselben einen Fuß seines Schlachtopfers und ließ dasselbe so von den auseinander fahrenden Bäumen zerreißen. Theseus that ihm ein Gleiches.

Der Dritte war Skiron, ein berüchtigter Räuber, der die Reisenden von einem hohen Felsen herabstürzte, und dem nun Theseus das gleiche Schicksal bereitete.

Der Vierte endlich hieß Damastes, mit dem Beinamen Prokrustes (der Ausdehner), so genannt, weil er seine Opfer, wenn sie klein waren, auf ein großes Bett band und durch Marterinstrumente so lange reckte, bis sie die Länge des Bettes erreichten. Waren seine Gefangenen aber groß, so band er sie auf ein kleines Bett und hackte ihre hervorragenden Glieder ab. Auch diesen ließ Theseus die Qual empfinden, die sein Bett so vielen Anderen bereitet hatte.

Als Theseus in Attika angekommen und von seinem Vater an dessen Schwerte erkannt worden war, hörte er, daß der kretensische Stier, den Euristheus, wie wir sahen, losgelassen hatte, die Gegend um Marathon verwüstete. Sogleich fing er dies Ungeheuer ein, und zeigte es in Ketten dem staunenden Volke, das nun nicht Worte genug finden konnte, den jungen Helden zu preisen.

Aber dieser wollte sich um sein neues Vaterland noch ein größeres Verdienst erwerben dadurch, daß er dasselbe von dem schrecklichen Tribute befreite, den es dem Minos zu liefern hatte. Als die Zeit der Abtragung kam, reihte sich Theseus freiwillig unter die vierzehn Opfer, und verhieß seinem Vater gewissen Sieg, zum Zeichen dessen das rückkehrende Schiff statt des üblichen schwarzen Trauersegels ein weißes tragen sollte.

Theseus kam in Kreta an und wurde in das Labyrinth geführt, wo es ihm gelang, den schrecklichen Minotauros zu tödten. Aber nimmer würde er sich aus dem Irrgebäude wieder herausgefunden haben, hätte ihm nicht Ariadne, des Minos Tochter, deren Liebe der schöne Fremdling gewonnen, den Weg gewiesen. Sie gab ihm nämlich ein Knäuel Garn, dessen eines Ende er am Eingange befestigen sollte. An dem Faden, den er auf diese Weise abwickelte, fand er sich nach vollbrachter Heldenthat ohne alle Mühe aus dem Labyrinthe heraus, und da der Minotauros nunmehr todt war, so kostete es ihm wenig Mühe, den Minos zur Aufhebung des Tributs zu bewegen.

Theseus schiffte freudig seiner Heimat zu, in welcher sein Vater Aegeus täglich am Meere saß, um auf das Erscheinen des weißen Segels zu warten. Unglücklicherweise hatte man auf dem Schiffe in der allgemeinen Freude vergessen, das weiße Segel aufzuziehen. Als nun Aegeus das schwarze Segel erblickte und seinen einzigen Sohn todt wähnte, erfaßte ihn die Verzweiflung, und er stürzte sich ins Meer, welches nach ihm das Aegäische genannt wurde.

Die Landschaft Attika bestand aus mehreren kleinen Reichen, welche häufig in Krieg mit einander geriethen und dem gemeinsamen Könige Widerstand leisteten. Um diese gegenseitige Aufreibung zu enden, beschloß Theseus eine Vereinigung aller attischen Reiche.

Deshalb nöthigte er die Oberherren derselben zur Niederlegung ihrer Stellen, baute Athen zur Hauptstadt aus und setzte dort einen für ganz Attika gemeinschaftlichen Rath und Gerichtshof ein. Das ganze Volk wurde nun in drei Klassen getheilt; der Adel (Eupatriden) besorgte die Verwaltung des Staates, die Aufsicht über die Religion und die Vollstreckung der Gesetze; die Ackerleute (Geomoren) gaben den Nährstand ab, und die Künstler und Gewerbleute (Demiurgen) erschienen als die Bürgen der vorwärts dringenden Kultur.

Aber gerecht, wie Theseus war, wollte er den abgesetzten Oberherren zeigen, daß nicht Eigennutz ihn zu jener Aenderung der Verfassung verleitet habe. Deshalb entsagte er selbst allen Vorrechten des Königthums und behielt davon nichts als den Titel, die Anführung des Heeres und die Bewachung der Gesetze; — wahrlich mehr Pflichten als Rechte! —

Ohne allen Zweifel hat Theseus durch die Einführung jener freien Verfassungsform den Grund gelegt zu der nachmaligen Größe Griechenlands; denn Niemand kann bestreiten, daß diese Größe in der republikanischen Verfassung des Landes ihre Wurzel hatte; und wir werden später sehen, wie die Einführung der griechischen Republiken nur von Athen ausging, dem zu einem solchen Uebergange durch die Einrichtungen des Theseus offenbar der Anstoß gegeben worden war.

Aber die abgesetzten Oberherren konnten es nicht sehen, daß das Volk der Freiheit zugeführt wurde; und da Theseus dies gethan, so haßten sie ihn und stifteten eine Verschwörung gegen seine Krone. An der Spitze derselben stand Menestheus, ein Vetter des Theseus, welcher ohne dessen Geburt den attischen Thron geerbt haben würde und sich jetzt durch Gewalt desselben bemächtigte, während Theseus abwesend war. Als dieser zurückkehrte, fand er überall Widerstand, wo er Dank erwartete, und dies schmerzte ihn so sehr, daß er mit einem schweren Fluche auf sein undankbares Vaterland dasselbe verließ und nach der Insel Euböa ging, wo er Ansprüche auf väterliche Besitzungen hatte. Allein der dortige König war nicht gesonnen, diese Besitzungen auszuliefern. Um indeß einen unvortheilhaften Kampf mit Theseus zu vermeiden, beschloß er, denselben zu ermorden. Unter dem Vorwande, ihm die Ländereien zu zeigen, führte er ihn auf einen hohen Felsen und stürzte ihn dort meuchlings in den Abgrund.

So endete Theseus, der Heros der Heroen; und obgleich er weder religiös verehrt, noch unter die Götter versetzt wurde, so wird doch die Geschichte sein Andenken niemals erlöschen lassen.

Der Argonautenzug. Dieser Raubzug griechischer Fürsten nach dem am Ostufer des Pontos Euxeinos gelegenen Reiche Kolchis ist das erste Zeichen einer politischen Verbindung unter den zersplitterten zahllosen griechischen Völkern, der erste Beweis von gemeinschaftlicher Wirksamkeit der Griechen nach außen; allein leider muß ihn die nüchterne Forschung für eine Mythe erklären. Die Zahl der Fürsten, welche an diesem Raubzuge Theil nahmen, und unter denen neben Anderen Orpheus, Herakles, Theseus, Kastor und Polydeukes (Pollux) namentlich aufgeführt werden, ist verschieden. Einige geben 49 an, Andere 50, 52, 54, noch Andere 70, wieder Andere sogar 100. Man nennt sie Argonauten, d. h. Argofahrer, von dem Namen des Schiffes, auf welchem der Zug unternommen wurde, und welches nach seinem Erbauer Argos Argo getauft worden war. — Die Sage ist folgende: Der König Athamas von Orchomenos hatte von seinem verstoßenen ersten Weibe Nephele zwei Kinder, einen Sohn, Phrixos, und eine Tochter, Helle. Beide wurden von ihrer Stiefmutter Ino, dem zweiten Weibe ihres Vaters, schlecht behandelt, und beschlossen die Flucht aus dem Vaterhause. Ihre rechte Mutter schenkte ihnen dazu einen Widder mit goldenem Vließ (Fell), welcher Chrysomallos hieß und reden und fliegen konnte. Auf diesem Widder flogen nun die beiden Geschwister übers Meer, um bei dem Könige Äetes von Kolchis Aufnahme zu finden. Aber beim

Fluge über die Meerenge, welche das Aegäische Meer mit dem Propontis verbindet, stürzte Helle herab und versank in dem Wasser, welches nach ihr Hellespont, d. i. Meer der Helle, genannt wurde. Phrixos dagegen kam glücklich in Kolchis an, fand Aufnahme beim Äetes und schenkte diesem dafür das Vließ des Widders, nachdem er denselben für seine Rettung den Göttern geopfert hatte. Äetes hängte das kostbare Fell in dem Haine des Gottes Ares an einer Eiche auf und ließ es dort von einem Drachen und zwei feuerschnaubenden Ochsen bewachen. Dieser Schatz war das Ziel der Wünsche aller griechischen Helden. Aber man hielt die Erlangung desselben für unmöglich, bis endlich Jason, Prinz von Jolkos, einer kleinen Stadt in Thessalien, von seinem Oheime veranlaßt wurde, den Raub des goldenen Vließes zu versuchen.



Jason flüchtet mit Medea und dem goldenen Vließ auf den Argo. Zeichnung von H. Leutemann.

Jason forderte die tapfersten der griechischen Fürsten zur Unterstützung auf und brachte so eine bedeutende Verbindung zu Stande, worauf er sogleich ein großes Schiff bauen ließ, auf welchem die Ueberfahrt nach Kolchis geschehen sollte.

Nach vielen Widerwärtigkeiten dort angekommen, forderte Jason vom Äetes das goldene Vließ. Dieser wollte ihn verderben, und versprach deshalb, das Fell auszuliefern, wenn Jason die Kampfarbeit bestehen würde, welche Äetes vorschlagen werde. Jason nahm den Vorschlag an, und Äetes befahl ihm nun, mit den beiden wilden feuerschnaubenden Stieren einen harten Acker umzupflügen, Drachenzähne in die Furchen zu säen und mit der daraus entsprießenden Saat von geharnischten Männern siegreich zu kämpfen. Jason hätte diesen Kampf unmöglich bestehen können, wenn ihm nicht Hülfe geworden wäre durch des Äetes Tochter Medea, die sich auf Zauberkünste verstand und für den schönen Jason in Liebe entbrannt war. Ihre Kunst zähmte die Stiere und säete Zwietracht unter die geharnischten Männer, so daß diese sich selbst zerfleischten und Jason als Sieger aus dem Kampfe hervorging.

Aber trotzdem weigerte sich Äetes, das goldene Vließ herauszugeben, und Jason entschloß sich endlich, mit Hülfe der Zauberin Medea den Schatz zu rauben. Der Plan gelang. Die Griechen sahen sich im Besitz des ersehnten Kleinodes, schifften sich unter dem Beistande und in Gesellschaft der Medea schleunig wieder ein und kamen nach vielen Irrfahrten und manchen widrigen Schicksalen glücklich in der Heimat an.

Als Theilnehmer am Argonautenzuge sind Kastor und Pollux genannt, bekannt unter dem gemeinschaftlichen Namen der Dioskuren, d. i. Söhne des Zeus, denn sie waren nach der Sage die Zwillingssöhne dieses Gottes. Zeus nämlich hatte sich in Leda, die Gattin des lakedämonischen Königs Tyndareus, verliebt und sich ihr unter der Gestalt eines Schwanes genähert. Aus dieser Umarmung gebar die Leda vier Kinder, zwei Söhne: Kastor und Pollux, und zwei Töchter: Helena und Klytemnestra. Diese Letzteren erhielten zwei Brüder zu Männern: Helena den König Menelaos von Sparta, und Klytemnestra den Bruder desselben, Agamemnon, König zu Mykenä.

Kastor und Pollux aber lebten in unzertrennlicher Bruderliebe, erschienen stets in Eintracht bei einander und wurden nach ihrem Tode von Zeus unter die Götter versetzt, von den Griechen aber unter dem Bilde des Zwillingsgestirns verehrt und angebetet.

Die thebanischen Kriege. Mehr geschichtliches Interesse als der Argonautenzug haben die thebanischen Kriege (um 1230—1210), wozu ein Bruderzwist die Veranlassung gab. In Theben herrschte Oedipus, von dem die Sage Folgendes erzählt:

König Laios von Theben, ein Nachkomme des Kadmos, wünschte sich Kinder, allein das Orakel verkündigte, daß wenn er einen Sohn erzeuge, dieser den Vater tödten und die Mutter heirathen werde. Als nun die Königin Jokaste einen Sohn gebar, ließ ihn der Vater mit gebundenen Füßen einem Hirten geben, ihn auszusetzen. Der Hirt brachte den Knaben zu seinem Herrn Polybos, König von Korinth. Man nannte ihn Oedipus wegen seiner geschwollenen Füße. Als er aufwuchs und das Orakel nach seiner Herkunft fragte, warnte ihn dieses vor der Rückkehr, da er sonst Vatermord und Blutschande begehen würde. Er floh daher sein vermeintliches Geburtsland und machte sich auf den Weg nach Theben. In diesem Lande war große Noth. Ein seltsames Ungeheuer, Sphinx genannt, lauerte den Menschen auf, legte ihnen ein Räthsel vor und tödtete sie, wenn sie es nicht lösen konnten. Laios reiste nach Delphi, um das Orakel zu befragen. In einem engen Passe begegnete ihm Oedipus, den er übermüthig behandelte und der ihn und seinen Diener erschlug. Der Bruder der Jokaste, Kreon, bot nun Demjenigen die Herrschaft über Theben und die Hand der Jokaste an, der das Räthsel der Sphinx lösen und das Land von ihr befreien würde. Oedipus that es, heirathete seine Mutter und das Orakel war erfüllt. Eine Pest kam über das Land; man forschte bei einem Seher nach der Ursache und erfuhr den Vatermord und die Blutschande des Oedipus. Jokaste tödtete sich und Oedipus, der sich die Augen ausstach, wurde vertrieben. Von seinen Töchtern Antigone und Ismene geführt, irrte er lange umher, bis er endlich durch den Tod Ruhe und Entsühnung fand.

Außer seinen Töchtern hatte Oedipus noch zwei Söhne: Eteokles und Polyneikes. Ueber die Regierung des Reichs hatte er verordnet, daß die beiden Söhne sie abwechselnd führen sollten, derart, daß Jeder von ihnen den Thron ein Jahr lang einnähme. Eteokles bestieg ihn zuerst, fand aber an der Herrschaft so viel Geschmack, daß er sich nach Verlauf seines Regierungsjahres weigerte, den Thron abzutreten. Polyneikes bat den Adrastos, König von Argos, um Beistand, und dieser brachte zum Kriege gegen Eteokles eine Verbindung von sieben griechischen Fürsten zu Stande, deren Namen folgende waren: Polyneikes, Adrastos, Tydeus, Amphiaraos, Kapaneus, Hippomedon und Parthenopäos.

Diese Helden belagerten Theben; da die Stadt aber gut befestigt worden, so war aller Muth der Sieben nicht im Stande, sie einzunehmen, und die beiden feindlichen

Brüder beschlossen endlich, ihren Zwist durch einen Zweikampf zur Entscheidung zu bringen. Dieser fiel so unglücklich aus, daß Beide auf dem Platze blieben. Der Krieg begann von Neuem, denn Kreon, der Oheim des gefallenen Eteokles, übernahm die Regierung über Theben und leistete den belagernden Fürsten so lange hartnäckigen Widerstand, bis sie sämmtlich vor den Mauern Thebens umgekommen waren.

Aber die Gefallenen hatten Nachkommen hinterlassen. Ihre sieben Söhne, bekannt unter dem Namen der Epigonen (Nachgeborene), brannten vor Begierde, den Tod ihrer Väter zu rächen. Als sie daher herangewachsen waren und des Eteokles Sohn Laodamas die Regierung über Theben angetreten hatte, verbanden sie sich zur Eroberung dieser Stadt, wie ihre Väter, waren aber glücklicher als diese; denn es gelang ihnen, die Thebaner vollständig zu schlagen und die Stadt einzunehmen, worauf Thersander, des Polyneikes Sohn, den thebanischen Thron bestieg und die Feindseligkeiten ein Ende hatten.



Kampf um den Leichnam des Patroklos. Nach C. Bertling.

Der Zug nach Troja, welcher nicht lange nach Beendigung der thebanischen Streitigkeiten stattfand, ist die erste politische Unternehmung des griechischen Volkes, aber leider keine ehrenvolle; Eroberungslust und Beutesucht waren die Triebfedern zu der Belagerung und Zerstörung des reichen Troja.

Der historische Grund dieser Unternehmung gegen Troja ist indessen keineswegs ein sehr fester, und manche Forscher sind geneigt, ihn ganz und gar für eine poetische Fiktion zu halten. Seit uralten Zeiten wurden die raublustigen Griechen allerdings durch die naheliegenden kleinasiatischen Küsten angelockt, und Trojaner, Lykier, Karier waren sehr gedrückt oder zum Theil gänzlich durch die neuen, vom europäischen Festland herüberkommenden Stämme verdrängt worden. Thrakische Völker waren fortwährend über den Bosporos gegangen, hatten die Einwohner vertrieben und sich in Bithynien festgesetzt.

Die Geschichte dieser Kämpfe und die Namen der sich darin auszeichnenden Helden pflanzten sich im Volke durch die Tradition in Sagen und Liedern fort. So lange diese Kämpfe dauerten, blieb das Andenken an die Heldenthaten der Vorfahren gewissermaßen noch lebendig; an eine Aufzeichnung der sie feiernden Lieder wurde um so weniger

gedacht, als wahrscheinlich nur sehr Wenige Geschriebenes lesen konnten. Erst als man in den neuen Wohnsitzen zur Ruhe kam und Künste, Gewerbe und Handel das Volk mehr beschäftigten als der Krieg; als die Heldensagen in Gefahr geriethen, vergessen oder verfälscht zu werden, machte sich das Bedürfniß geltend, die im Munde der Rhapsoden (herumziehende Deklamatoren und Bänkelsänger) lebenden Lieder zu sammeln. Dies geschah in Griechenland ganz in derselben Weise wie in Indien, wo aus ihnen die großen Heldengedichte Mahabharata und Ramajana entstanden, durch die Ilias und Odyssee.

Als Verfasser beider galt bei den Griechen und im ganzen Alterthum Homer, und erst in neueren Zeiten hat man seine Verfasserschaft angezweifelt und überhaupt über die Entstehungsgeschichte sehr viel Hypothesen aufgestellt, unter denen wir nur die eine anführen wollen, daß die Odyssee von Homer im Greisenalter geschrieben sei, weil sie sich in ihrem Charakter so sehr von der Ilias unterscheide. Wahrscheinlich ist es, daß Homer den Plan zur Ilias kunstreich entwarf, die Belagerung von Troja zum Kern der Dichtung machte und um diesen die alten Lieder und Sagen gruppirte. Wann er lebte, ist nicht genau zu ermitteln. Herodot sagt: 400 Jahr vor seiner Zeit, also ungefähr um 900 v. Chr.

Uns genügt es zu wissen, daß die Werke des Homer der Mittelpunkt der gesammten griechischen epischen Poesie wurden, daß sie auf die künstlerische Bildung der Griechen den größten Einfluß ausübten und dadurch auf alle Völker Europa's, welche alle mehr oder weniger mittelbar ihre Kultur griechischen Einwirkungen verdanken.

Herumziehende Sänger trugen Stellen aus Homer's Werken vor und mochten manches Ungehörige einschalten oder den Text verstümmeln, denn schon Solon hielt es für nöthig, Schritte zur Ausscheidung solcher Zusätze zu thun; allein erst unter Peisistratos wurde einer Kommission von gelehrten Männern dieses Geschäft übergeben und durch sie Iliade und Odyssee hergestellt, wie wir sie kennen. In den Schulen wurden homerische Gesänge auswendig gelernt, wie bei uns Bibel- und Gesangbuchverse, und es ist kaum nöthig zu bemerken, daß dadurch dem Leben der Griechen ein Element eingeimpft wurde, welches erhebend und veredelnd wirkte und Ursache wurde, daß die Griechen noch heute in vielen Beziehungen als unerreichte Muster dastehen.

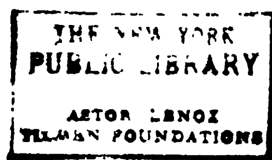
Ueber die Gründung von Ilion durch Nachkommen des Dardanos haben wir bereits geredet. Die Stadt wurde durch eine Feuersbrunst, wahrscheinlich im Kriege mit benachbarten Nationen, zerstört, dann aber wieder aufgebaut.

Zur Zeit des Ramses II. (14. Jahrh. v. Chr.) finden wir Trojaner unter seinen Feinden; allein die Niederlage bei Kadesch verdarb ihnen den Geschmack an ferneren Kriegsunternehmungen. Ein an sich unbedeutendes Ereigniß mußte zu dem Kriege der Griechen gegen Troja den Vorwand liefern.

Als die Veranlasserin des tragischen Schicksals, von dem die Trojaner betroffen wurden, betrachtet man nämlich die als Gattin des spartanischen Königs Menelaos uns schon bekannte und durch ihre Schönheit berühmte Helena.

Als Paris, eines der 50 Kinder des Königs Priamos, einst zum Besuche in Sparta war und im Hause des Menelaos gastfreundliche Aufnahme fand, entbrannte er in Liebe zu seiner reizenden Wirthin, und sie war schwach und sinnlich genug, der Lockung des schönen Jünglings zu folgen, dem sie für die Zukunft anzugehören beschloß. Deshalb wurde von den beiden Verliebten die Flucht verabredet. Als Menelaos nun einstens abwesend war, nahm Helena alle Kostbarkeiten und Schätze ihres Mannes, floh damit auf die Schiffe des Paris, und ließ diesen das Zeichen zur Abfahrt geben.

Nach Herodot wurden die Flüchtlinge an die ägyptische Küste verschlagen, wo sie lange Zeit unerkannt lebten, bis ihr Vergehen von untreuen Dienern dem Könige Cetes (Proteus) verrathen wurde. Dieser behielt Helena und deren Schätze bei sich, um sie dem Menelaos später auszuliefern, während er dem Paris befahl, Aegypten zu verlassen. Dieser Angabe zufolge befand sich also Helena während der Belagerung gar nicht in Troja,





Illustrirte Weltgeschichte I.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Leichenfeier zu Ehren des Patroklos.

Zeichnung von H. Leutemann.

und dies wird um so wahrscheinlicher, da sie sonst gewiß ausgeliefert worden wäre; man müßte denn annehmen, daß ein ganzes Volk so toll sein könne, sich dem Untergange zu weihen, um dem Sohne seines Königs eine Geliebte zu erhalten.

Obgleich das Unrecht, welches dem Menelaos durch diese Entführung zugefügt worden war, nur seinem Weibe, weit weniger dem Paris, am allerwenigsten aber dem trojanischen Volke zur Last fiel, so ließ man doch das Volk büßen, was der Sohn seines Königs verschuldet hatte; denn die griechischen Fürsten nahmen jene Privatangelegenheit des Menelaos zum Vorwande, um einen großen Kriegszug gegen Troja zu Stande zu bringen. Besonders thätig zeigte sich dabei des Menelaos Bruder, **Agamemnon**, König zu Mykenä. Seinem großen Einflusse vorzüglich gelang es, eine Vereinigung der meisten griechischen Fürsten und mit ihrer Hülfe ein Heer zu Stande zu bringen, zu dessen Ueberfahrt nach Troja 1200 Schiffe erforderlich waren. Unter all den Fürsten, welche an diesem Kriegszuge Theil nahmen, nennen wir außer Menelaos und Agamemnon nur die ausgezeichneteren: **Achilleus** (Achilles) von Pythia in Thessalien, **Odysseus** (Ulysses) von Ithaka, **Diomedes** von Argos, **Nestor** von Pylos, **Idomeneus** von Kreta, **Aias** (Ajax) von Salamis.



Die trojanischen Helden.

Die Belagerung des stark befestigten Troja zog sich in die Länge, besonders da es den Griechen an allen Lebensbedürfnissen fehlte, und sie also den größten Theil ihrer Zeit mit Raubzügen in Thrakien und auf den benachbarten Inseln hinbringen mußten, um sich jene Bedürfnisse zu verschaffen. Dazu kam noch Uneinigkeit in ihrem eignen Lager, ferner die bedeutende Unterstützung, welche die Belagerten von Seiten der benachbarten kleinasiatischen Fürsten erhielten, und endlich die heldenmüthige Vertheidigung der Trojaner selbst, welche in den Söhnen des Priamos, besonders in **Hektor** und **Aeneas**, Anführer hatten, die sich einem Achill und Odysseus würdig gegenüberstellen konnten.

Endlich nach zehnjähriger Belagerung, nachdem die ersten Helden auf beiden Seiten, Achill und Hektor, gefallen waren, gelang es den Griechen, die Stadt durch List in ihre Gewalt zu bringen. Diese List, durch welche sich die Griechen in den Besitz von Troja

brachten, wird folgendermaßen erzählt: Auf den Rath eines Wahrsagers ließen sie ein großes hölzernes Pferd bauen, in dessen hohlen Leib sich die streitbarsten unter den griechischen Männern verbargen. Hierauf fuhren die Griechen scheinbar ab, indem sie sich hinter der Insel Tenedos den Augen der Belagerten entzogen. Das hölzerne Pferd war stehen geblieben, und während die Trojaner dasselbe noch neugierig betrachteten, erschien ein Grieche, der vorgab, vor Odysseus geflohen zu sein, und um Aufnahme in Troja bat. Man befragte ihn über den Zweck des Pferdes, und der Abgesandte — denn das war der Mann — erklärte hierauf: das Roß sei gebaut worden, um einen Orakelspruch zu erfüllen, welcher dahin laute, daß die Griechen siegen würden, wenn dies Roß nicht in die Stadt Troja geschleift werden könne; brächte man es aber hinein, dann würden die Trojaner Griechenland mit Krieg überziehen. Deshalb sei das Roß so groß gezimmert worden, daß es nicht zum Stadtthore hineinginge. Natürlich wollten nun die Trojaner das Pferd in der Stadt haben. Vergeblich warnte der Priester Laokoon vor der Hinterlist der Griechen; vergeblich warf er einen Speer in die Lende des Rosses, daß sein eisernes Eingeweide mächtig erdröhnte. Als plötzlich zwei Schlangen erschienen und den Laokoon nebst seinen beiden Söhnen erwürgten, da sah man in dem Warner einen gottgestraften Lügner, und schleifte jubelnd das Roß in die Stadt, indem man einen Theil der Mauer niederriß. Kaum war es darin, als die Männer während der Nacht herausstiegen, die Wachen an den Thoren überwältigten, und diese dem wieder zurückgekehrten griechischen Heere öffneten.

Was von den Bewohnern sich nicht durch die Flucht rettete, fiel unter den Streichen der griechischen Schwerter. Die Weiber wurden als Sklavinnen mitgenommen, die Schätze unter die Sieger vertheilt. Die Stadt selbst aber ward durch Feuer der gänzlichen Zerstörung geweiht. Ein Schutthaufen war Alles, was von dem einst so glücklichen und reichen Troja übrig blieb.

Die Sieger, welche sich gleich nach Vollendung des barbarischen Werkes der Verwüstung über den Weg zur Heimfahrt entzweiten und einzeln abreisten, kamen größtentheils erst nach mancherlei Drangsalen in der Heimat an, und Viele von ihnen fanden dort Unheil und Elend, manche sogar den Tod. Am berühmtesten sind die Abenteuer des schlauen Odysseus auf seiner Irrfahrt nach dem heimathlichen Ithaka. Was er bei den Kyklopen, den menschenfressenden Lästrygonen, bei der Zauberin Kirke erduldete; wie er, nachdem er einen Blick in den Hades gethan, dem verführerischen Gesange der Sirenen widerstand; wie er sieben Jahre lang von der schönen Kalypso auf der Insel Ogygia festgehalten wird, endlich zu den Phäaken gelangt, diese ihn nach Hause führen und wie er dort seine treue Penelope von den unverschämten Freiern erlöst — alles das bildet den Inhalt der herrlichen Odyssee.

Ein elendes Schicksal traf den Agamemnon selbst. Sein Weib, die uns schon bekannte Klytemnestra, hatte sich während seiner Abwesenheit mit einem Vetter, Namens Aegisthos, in ein Liebesverhältniß eingelassen, und Beide beschlossen, den rückkehrenden Ehemann zu ermorden. Dieser Entschluß wurde ausgeführt.

Dem Sohne des Agamemnon, Orestes, blieb es überlassen, seinen Vater zu rächen: und er that dies zehn Jahre nachher. Da er zur Zeit der Ermordung seines Vaters noch Kind war, so hatte ihn seine kluge Schwester Elektra zu ihrem Oheim, dem Könige Strophios von Phokis gebracht. Hier war Orestes erzogen worden und hatte mit dem Sohne des Strophios, seinem Vetter Pylades, eine Freundschaft geschlossen, die durch ihre Innigkeit und Unauflöslichkeit sprüchwörtlich geworden ist. — Beide entschlossen sich endlich, den Agamemnon zu rächen. Sie gingen nach Mykenä, kehrten unter erdichteten Namen beim Aegisthos ein und schlugen ihn und sein Weib Klytemnestra todt.



Opfertod des Kodros. Zeichnung von Hermann Vogel.

Griechische Völkerwanderung.

(Um 1100—1000 v. Chr.)

Dies Ereigniß ist für die Geschichte der Griechen vielleicht das wichtigste, da es durch Veränderung des Wohnsitzes der einzelnen Stämme nach mancherlei Zerrüttungen einen festen Besitzstand gründete, eine neue Ordnung der Dinge schuf und den Grund zur nachmaligen Staatenbildung legte.

Man rufe sich zum Verständniß dieser Begebenheiten zurück, welche Theile des Landes die einzelnen hellenischen Stämme im Besitz hatten.

Den Anstoß zu jenen Wanderungen gaben Thessaler, die, wahrscheinlich von illyrischen Stämmen bedrängt, in Hellas einfielen und Böotien in Besitz nahmen, weshalb sie später Böotier genannt wurden. Dadurch wurden die in Hellas wohnenden Dorer veranlaßt, sich nach Wohnplätzen im Peloponnes umzusehen, besonders weil viele ihrer Fürsten, dem Stamme der Herakliden angehörend, Ansprüche zu haben glaubten auf Argolis, von wo, wie wir gesehen, Herakles mit seinem Vater geflohen war, um dem Eurystheus Platz zu machen. Wegen jener Ansprüche nennt man die Wanderung der Dorer gewöhnlicher die Rückkehr der Herakliden.

Der größte Theil des Peloponnes, namentlich der südöstliche, von den Achäern bewohnte, fiel den Dorern nach langen Kämpfen in die Hände, worauf die Achäer sich in den von den Joniern bewohnten nordwestlichen Peloponnes zurückzogen, seit welcher Zeit dort das Land den Namen Achaia erhielt. Die von da vertriebenen Jonier gingen hierauf nach Attika, und ein anderer Theil derselben nach den kleinasiatischen Küsten und Inseln.

Diese Wanderung der griechischen Völker, welche ein ganzes Jahrhundert währte, gab noch außerdem die Veranlassung zu vielen Auswanderungen und demzufolge zur Gründung mehrerer griechischen Kolonien, von denen wir später auch noch ausführlicher reden werden.

Im Allgemeinen finden wir nach dieser Zeit in den griechischen Reichen überall ein reges, strebsames Leben, besonders da durch die Unruhen der Völkerwanderung die Begriffe des Volks über das Recht der Könige auf den Besitz der Länder sich geändert hatten. Man fing an einzusehen, daß die unumschränkte Herrschaft eines Einzelnen über Viele die allgemeine Fortbildung beschränke, und seitdem Athen nach dem Tode seines Königs Kodros mit der völligen Abschaffung der Königswürde den Anfang gemacht, folgten nach und nach sämmtliche griechischen Reiche diesem Beispiele. Die Bahn zur Republik wurde gebrochen, und an sie knüpften sich Griechenlands Glück und Größe.

Die Abschaffung der Königswürde in Athen geschah blutlos, ruhig und scheinbar im Gefühle der Dankbarkeit gegen den edlen Kodros, der sich für die Erhaltung seines Vaterlandes aufgeopfert hatte.

Als nämlich gegen das Ende der dorischen Wanderung, etwa um 1050 v. Chr., die Dorer nach Attika drangen und Athen belagerten, verkündete ein Orakel, wenn der athenische König von den Feinden erschlagen werde, so würden diese unverrichteter Sache abziehen müssen. Natürlich hüteten sich die Belagerer, den Kodros zu treffen. Dieser aber hatte beschlossen, sich für die Rettung Athens aufzuopfern und es durch List dahin zu bringen, daß die Dorer ihn erschlügen. Er kleidete sich als Bauer, begab sich in das dorische Lager, fing mit den Soldaten Händel an und wurde in dem daraus entstandenen Streite getödtet. Als die Dorer den König in ihm erkannten und des Orakels gedachten, wurden sie muthlos und zogen ab.

Die Athener aber, welche die Abschaffung der Königswürde längst beschlossen hatten, erklärten nun, daß nach dem edlen Kodros Niemand würdig sei, dessen Thron zu besteigen, daß dieser vielmehr dem Zeus geweiht werden, das Königthum also ein Ende haben müsse.

Mit diesem Umformen der Verfassung sehen wir zugleich eine Spaltung des griechischen Wesens in zwei verschiedene Lebensrichtungen oder nationelle Elemente eintreten. Sie wurde die Veranlassung zu langen inneren Kämpfen unter den griechischen Völkern und zur endlichen Unterjochung derselben durch fremde Eroberer; sie hatte ihren Grund in der strengen Absonderung der griechischen Volksstämme, einer Absonderung, welche jeder Nation Verderben bringen muß, denn sie erzeugt eine Trennung der Interessen, sie bringt Eifersucht und Zwietracht hervor und macht das Volk auf diese Weise reif zur Unterjochung, sei es durch äußere, sei es durch innere Feinde, durch Eroberer oder Despoten.

Von den vier griechischen Volksstämmen gelangten die Dorer und Jonier Anfangs zu einer Art Uebergewicht, später zur ausschließlichen Geltung. Daher haben wir bei Betrachtung des griechischen Wesens das dorische und ionische Element genau zu unterscheiden. Beide standen sich grell gegenüber. Die Dorer hingen streng am Herkömmlichen und Alten; die Jonier waren beweglich, für alles Neue empfänglich und der Veränderung geneigt. Die Dorer waren starr, kalt, hartnäckig und unbeholfen; die Jonier lebhaft, umgänglich, schmiegsam und leichtfertig. Die Dorer lebten abgeschlossen in dem Staate und für den Staat ein kaltes, soldatisches, kriegerisches Leben; die Jonier zerstreut, der Entwicklung des Einzelnen nachlebend, der Kultur aus inniger Neigung zugethan, Kunst und Wissenschaft eifrig pflegend.

Aus dieser Charakteristik der beiden griechischen Elemente wird sich später fast das ganze öffentliche Leben und Wirken der Griechen erklären lassen.

Jede der beiden nationellen Richtungen gewann sich eine Art Mittelpunkt in einem vorherrschenden Staate. Der des dorischen Elements wurde allmählich Sparta, der des ionischen Athen, und an die Ereignisse dieser beiden Staaten knüpft sich eine lange Zeit hindurch das politische Leben, ja selbst der Kulturzustand des griechischen Volkes: Die Geschichte der Staaten Sparta und Athen ist die Geschichte Griechenlands.

Sparta.

Durch die Rückkehr der Herakliden hatten sich die Dorer im Peloponnes festgesetzt, ıd damit begonnen, die nicht ausgewanderten Achäer zu unterjochen. Bei diesem Beginnen ichneten sich besonders die Bewohner der von dem Herakliden Aristodemos beerrschten Stadt Sparta aus. Alle Völker Lakoniens wurden von den Spartanern beegt und zinsbar gemacht, und solche Unterjochungskriege sind es, welche fast ausschließlich ie erste Geschichte Sparta's ausfüllen, und dem aufstrebenden Staate sehr bald einen beeutenden Einfluß auf die Gestaltung des Peloponnes verschaffen. Unter Denjenigen, elche sich dem spartanischen Joche widersetzten, zeichneten sich die Heloten (Bewohner der tadt Helos) durch die größte Hartnäckigkeit aus. Aber endlich unterlagen sie der Ueberacht, und ein schreckliches Schicksal war der Lohn für ihre Widersetzlichkeit. Die Heoten wurden nach Sparta geführt und dort zur erblichen Sklaverei verdammt.



Gegend um Sparta.

Dieser Einfluß Sparta's wäre schon früher wichtiger geworden, wenn seine ungeordnete Verfassung denselben nicht wieder geschwächt hätte. Der Grund dieser ungeordneten Verfassung lag theils an dem Mangel fester Gesetze, theils in dem Bestehen eines Zweikönigthums (Dyarchie), wozu die beiden Söhne des Aristodemos, Eurysthenes und Prokles, den Grund gelegt hatten. Um bei Vererbung der Krone keinem der beiden Zwillingssöhne Unrecht zu thun, hatten sich die Spartaner eine Entscheidung des delphischen Orakels erbeten. Dieses that den Ausspruch: man solle den ältesten der beiden Söhne am meisten ehren. Da man aber nicht mehr wußte, wer von den beiden Zwillingen dem Mutterleibe zuerst entstiegen war, so wurden beide zum Könige gemacht, damit es der

älteste in jedem Falle sei. Ihre Nachkommen behaupteten die ihnen von ihren Urvätern vererbten Kronen mit großer Hartnäckigkeit, und so sehen wir denn zwei Königslinien, die Agiden und Eurytioniden, zu gleicher Zeit auf dem spartanischen Throne. Die Agiden stammten von Eurysthenes ab, von dessen Sohne Agis sie ihren Geschlechtsnamen herleiteten; die Eurytioniden, von Prokles abstammend, nannten sich nach dessen Enkel Eurytion.

Diese Zweiherrschaft mochte wol der Grund sein, warum sich das Königthum in Sparta länger hielt als in den übrigen griechischen Staaten; denn der Arm der Könige war hier, eben der Dyarchie wegen, weniger drückend, weil jeder der beiden Herrscher sich gegen die Macht des andern dadurch am besten zu schützen vermeinte, daß er sich beim Volke beliebt zu machen suchte. Dies aber konnte nur dann geschehen, wenn er die königlichen Vorrechte dem Volke zum Opfer brachte; denn das Volk liebt nur Denjenigen wahrhaft, der sich ihm gleichstellt; es haßt jede Bevorzugung in dem Bevorzugten. Daß nun mit jener Zweiherrschaft der Same der Zwietracht in den Staat geworfen worden war, ist begreiflich; und nur durch eine feste, unwiderrufliche Gesetzgebung konnte das Aufkeimen desselben verhindert werden. Eine solche aber fehlte dem spartanischen Staate, bis endlich in Lykurgos ein Mann erstand, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, seinem Vaterlande eine Verfassung zu geben, die demselben die Herrschaft über Griechenland sichern sollte.

Lykurgos war der Bruder des Dyarchen Polydektes, nach dessen kinderlosem Tode er den spartanischen Thron bestieg. Bald aber ließ ihm die Wittwe des Polydektes heimlich verkünden, daß sie schwanger sei, und die Krone für ihren zu gebärenden Sohn beanspruche. Dieser Anzeige war der Vorschlag beigefügt, die Wittwe zu heirathen, in welchem Falle sie ihre Leibesfrucht tödten wolle, so daß Lykurg in ungestörtem Besitze des Thrones bleiben könne. Lykurg dachte redlich genug, ein solches Ansinnen abzuweisen. Um jedoch Unglück zu verhüten, stellte er sich, als ob er auf den Vorschlag einginge, indem er sich vorbehalte, das Kind selbst zu tödten, aber erst nach der Geburt, um die Gesundheit der Mutter nicht zu gefährden. Nun ließ er die Königin bis zur Niederkunft sorgfältig bewachen und gab heimlich den strengsten Befehl, ihm das neugeborne Kind, wenn es ein Knabe sei, sofort zu überbringen.

Er saß eben mit einigen vornehmen Spartanern bei Tische, als man ihm mit der Kunde von der Niederkunft der Königin deren neugebornen Sohn überbrachte. Beim Anblick desselben strahlte das Gesicht des edlen Mannes vor Freude. Er hob den Knaben hoch empor, zeigte ihn seinen Gästen und rief: „Spartaner, es ist uns ein König geboren!“

Sodann legte er den Knaben auf den königlichen Stuhl und gab ihm den Namen Charilaos (Volksfreude).

Damit hatte Lykurg seine Ansprüche auf den spartanischen Thron aufgegeben, aber nicht zugleich auch seine Pläne für das Wohl des Volkes. Er erklärte sich zum Vormunde des Knaben; allein da die verschmähte Wittwe und ihr Anhang verbreiteten, der Edelmuth des Lykurg sei nichts als Heuchelei, um den Knaben desto sicherer aus der Welt schaffen zu können, ohne einem Verdachte ausgesetzt zu sein, und da Lykurg wegen dieser Meinung bei irgend einem Zufall, der den Knaben betreffen konnte, dem Argwohn preisgegeben war, wenn er das Land nicht mied, so beschloß er, eine große Reise ins Ausland zu unternehmen, um die Gesetze anderer Nationen zu studiren, damit er dieselben bei seinem Plane benutzen könne.

Zuerst ging er nach Kreta, um die dortige Gesetzgebung kennen zu lernen, deren Grundzüge man auch in der späteren Lykurgischen wiederfindet. Von Kreta reiste er nach Kleinasien, um die dortigen griechischen Kolonien in Augenschein zu nehmen. Auch Aegypten und das nördliche Afrika soll er besucht haben, ja man erzählt sogar von Reisen, die er nach Indien und Spanien unternommen.

Unterdessen ging es in Sparta wild durcheinander; denn der herangewachsene Charilaos und sein Nebenkönig Archelaos hatten nicht Kraft des Geistes genug, um die rohen

Spartaner im Zaum zu halten. Lykurg wurde schmerzlich vermißt, und endlich forderte man ihn durch eine Gesandtschaft zur Rückkehr auf. Er folgte dem Rufe des Vaterlandes und kam nach einer zehnjährigen Abwesenheit, mit Erfahrungen aller Art bereichert, in Sparta an mit dem Vorsatze, den Staat von Grund aus zu reformiren.

Wir werden das wichtige und originelle Verfassungswerk, welches Lykurg geschaffen, in der Kulturgeschichte ausführlich kennen lernen. Hier muß es uns genügen, auf die Art zu verweisen, mit welcher der kühne Gesetzgeber dasselbe in Sparta einführte, ein Unternehmen, das vielleicht schwieriger war als der Entwurf der Verfassung selbst.



Spartanische Jugend. Zeichnung von Hermann Vogel.

Die neue Ordnung der Dinge, welche vollkommene Gleichheit aller Bürger zur Grundlage hatte, und die Aufopferung eines jeden Egoismus als Mittel forderte, mußte natürlich bei allen Denen einen entschiedenen Widerstand finden, welche sich bisher als Bevorzugte betrachtet und benommen hatten. Wie dürfte uns an den damaligen Zeiten befremden, was wir noch heutzutage so oft Gelegenheit haben wahrzunehmen: daß der Egoismus Einzelner ein unerbittlicher Feind ist für die Wohlfahrt des Ganzen?!

Lykurg fand einen entschiedenen Widerstand. Um denselben mit einem Schlage zu vernichten, griff auch er, gewiß ungern, zu dem beliebtesten aller politischen Mittel: er rief die Religion zu Hülfe. Das delphische Orakel mußte den Ausspruch thun, daß seine Gesetzgebung ein göttliches Werk sei und für Sparta's Ruhm und Größe so vorzüglich wie keine zweite auf Erden gefunden werden könne. Dadurch hatte Lykurg das Volk auf seine Seite gebracht, und sein Spiel war gewonen.

Wie groß der Widerstand vieler Spartaner gegen die neue Verfassung war, und wie weit der Haß gegen deren Urheber ging, ersieht man aus dem Umstande, daß Lykurg beinahe das Opfer eines gegen ihn gerichteten Anfalles geworden wäre. Vor einer ihn angreifenden Schar wollte er sich in eines der Nationalheiligthümer flüchten. Ein junger,

wilder Mensch, Namens Alkander, holte ihn ein und hieb ihm mit einem Stocke über das Gesicht, daß es blutete. Da blieb Lykurg stehen und blickte die ihn verfolgende Schar vorwurfsvoll an. Als diese sein blutendes Gesicht sah, schämte sie sich, bat um Verzeihung und überlieferte den Missethäter der Rache des Mißhandelten. Lykurg aber rächte sich edel: er machte den Alkander zu seinem nächsten Diener und verwandelte so einen Feind in seinen eifrigsten Verehrer.

Die neue Verfassung war unter Lykurg's Leitung ins Leben getreten; aber er dachte auch daran, ihr Dauer zu geben. Hierzu dann erwählte er eine List, welche, an sich unschuldig, dadurch zu einer Großthat wird, daß Lykurg zu ihrer Ausführung eines seiner süßesten Gefühle opfern mußte, die Freude, in dem von ihm umgeschaffenen Heimatlande zu leben und zu sterben.

Er berief nämlich eine allgemeine Volksversammlung und erklärte derselben, daß er der von ihm eingeführten Verfassung noch den Schlußstein einzufügen habe, dieserhalb aber erst eine Reise nach Delphi machen müsse, um die Zustimmung des Orakels zu holen. Vor seiner Abreise nun solle das Volk ihm schwören: seine Verfassung bis zu seiner Rückkehr unverletzt aufrecht zu erhalten. Das Volk leistete den verlangten Schwur; Lykurg sagte der Heimat Lebewohl, reiste ab und — kam nie wieder.

Man erzählt, Lykurg habe nach seiner freiwilligen Verbannung in Delphi seinem Leben durch Hunger ein Ende gemacht. Nach Anderen soll er an einem andern Orte gestorben sein mit der Verfügung; seine Asche in das Meer zu streuen, damit die Spartaner außer Stand gesetzt würden, ihren Schwur dadurch zu umgehen, daß sie seine Leiche nach Sparta zurückführten.

Die Geschichte Sparta's nach Lykurg ist unwichtig und dunkel. Uninteressante Unterjochungskriege, welche die Könige gegen die Nachbarvölker, besonders gegen die Arkadier und Argiver, führten, füllen ihre Blätter an. Erst als die Spartaner ihren Eroberungsarm nach dem reichen und glücklichen Messenien ausstrecken, erhält das eintönige Gemälde Farbe und Leben.

Die Messenischen Kriege.

Die unter diesem Namen bekannten Kriege düngten fast ein Jahrhundert lang den schönen Peloponnes mit dem Blute seiner Bewohner.

Der Grund zu diesem langwierigen Kampfe lag offenbar in dem kriegerischen Triebe und der Eroberungslust der Spartaner, und eine direkte Veranlassung findet sich unter solchen Umständen sehr leicht. Auch bei den Messenischen Kriegen fehlte sie nicht; aber wer kann wissen, ob dieselbe nicht vielleicht gar von den Messeniern ausging, und ob dieselben nicht durch Beleidigungen gegen Sparta diesen Staat zum Kriege reizen wollten; denn man erzählt, daß einst einige spartanische Jungfrauen nach dem Dianentempel, welcher auf dem Wege zwischen Lakonien und Messenien stand, gewandelt, dort von Messeniern überfallen und geschändet worden wären, und daß diese endlich noch den Spartanerkönig Talektos, der sie an der Gewaltthat verhindern wollte, erschlagen hätten.

Die Spartaner hatten also wol Ursache zum Kriege; allein auch die Messenier beschwerten sich über erlittenes Unrecht, indem sie behaupteten, man hätte einem ihrer Bürger, der von Spartanern betrogen worden war, Genugthuung verweigert.

Wie dem auch sei, so viel steht fest, daß die Erbitterung der beiden Völker gegen einander einen Grad erreicht hatte, der einen Krieg als unvermeidlich erscheinen ließ.

Auf wessen Seite auch das meiste Unrecht gewesen sein mag, die größte Erbitterung war auf Seiten der Spartaner; denn sie legten vor dem Auszuge aus Sparta den feierlichen Schwur ab, nicht eher wieder zurückzukehren, als bis Messenien vollständig besiegt sei.

Der erste Messenische Krieg (742—722 v. Chr.) trug den wilden Charakter eines Verheerungskrieges. Die Spartaner überfielen die offenen messenischen Städte und mordeten.

sengten und brandschatzten mit der Grausamkeit eines rohen Soldatenvolkes. Erst als die Messenier sich in die auf dem Berge **Ithome** gelegene, stark befestigte Stadt warfen, brach das Siegesschwert der belagerungsunkundigen Spartaner. Sie suchten Hülfe bei den Korinthern; aber auch die Messenier sahen sich nach Beistand um, und ihr König **Aristodemos**, welcher erst kurz zuvor den Thron bestiegen hatte, vertheidigte mit Hülfe der Arkadier und Argiver das feste Ithome.

Ein Orakelspruch hatte jedoch verkündet, daß der Krieg zum Unheile der Messenier enden müsse, wenn nicht eine Jungfrau aus königlichem Geschlecht den Göttern geopfert werde. Aristodemos, die Rettung des Vaterlandes im Auge, bot seine eigene Tochter zu dem Opfer an. Aber der Verlobte des Mädchens that Einspruch, indem er vorgab, daß seine Geliebte keine Jungfrau, sondern von ihm schwanger sei. Aristodemos gerieth in Wuth, theils über den seinem Geschlechte angethanen Schimpf, theils über die Art, wie man das Opfer seiner Vaterlandsliebe befreien wollte. In diesem Zustande ergreift er seine Tochter, tödtet sie mit eigener Hand, schneidet ihr den Leib auf, zeigt dem Volke die geöffnete Leiche und beweist ihm dadurch, daß der Geliebte seiner Tochter ein Verleumder und diese wol würdig ist, als Opfer angenommen zu werden.

Das Gewissen rächte die unnatürliche That. Schreckhafte Träume plagten den verbrecherischen Vater, bis er endlich, von allen Furien der Reue gefoltert, auf dem Grabe der ermordeten Tochter sich erstach.

Der Geisteszustand des Aristodemos hatte die Belagerten so beunruhigt, daß sie sich an das delphische Orakel wandten, um ihr endliches Schicksal zu erfahren. Sie erhielten zur Antwort: daß Derjenige Meister vom Platze bleiben würde, welcher zuerst dem Jupitertempel zu Ithome hundert Dreifüße weihen würde. Jetzt glaubten die Messenier Sieger zu sein, denn sie ließen zur Erfüllung des Orakelspruches hundert Dreifüße machen, in Ermangelung des Geldes zu Metall, von Holz. Aber den Spartanern war der Orakelspruch verrathen worden, und sie beschlossen, ihn für sich zu benutzen. Ein verschmitzter Künstler fertigte 100 kleine Dreifüße aus Thon, schlich sich, als Vogelhändler verkleidet, in Ithome ein und stellte die Dreifüße glücklich im Tempel auf.

Diese List entmuthigte die Messenier noch mehr, sie verzweifelten völlig an der Erhaltung der wichtigen Festung. Erst nach dem Tode des Aristodemos gelang es den Spartanern Ithome einzunehmen, und so dem Kriege ein Ende zu machen. Die Messenier wurden zur Tributpflichtigkeit verurtheilt, indem man sie zwang, die Hälfte vom Ertrage ihres Ackerbaues den Spartanern auszuliefern.

Die Zeit bis zum zweiten Messenischen Kriege ist wichtig wegen der Einführung der **Ephoren** (eine Art Staatsverwalter, von denen wir später Näheres hören werden) und interessant durch eine große Verschwörung, deren Opfer der Staat geworden wäre, wenn man sie nicht durch Verrath entdeckt und auf diese Weise erstickt hätte.

Als nämlich die Spartaner zum ersten Messenischen Kriege ausgezogen waren und ihrem Eide zufolge die ganze Zeit über nicht zurückkehrten, entstand eine Lücke in der Bevölkerung, indem alle mannbaren männlichen Bewohner den Krieg mit machten. Die zurückgebliebenen Weiber und Mädchen beschwerten sich deshalb bei den Heerführern, und so wurde nachgegeben, daß alle diejenigen Männer, welche bei dem Auszuge aus Sparta minderjährig gewesen, also durch den Eid nicht gebunden waren, in die Stadt zurückkehren konnten, um durch Schließung wilder Ehen den Staat vor Entvölkerung zu sichern.

Die Söhne, welche aus diesen Ehen entsprangen, wurden **Partheniä** (Jungfernsöhne) genannt, und von den Spartanern unvernünftigerweise als unehelich verachtet und von den Bürgerrechten ausgeschlossen. Aus Verdruß hierüber verbanden sich die Parthenier mit den Heloten, und beschlossen eine Umwälzung der Staatsverfassung. Der Ausbruch der Verschwörung sollte bei der nächsten allgemeinen Volksversammlung stattfinden und das Zeichen des Angriffes eine emporgeworfene Mütze sein.

Der Plan scheiterte an der Aengstlichkeit einiger Heloten, welche die Folgen fürchteten und den Anschlag verriethen. Die Ephoren verboten bei strenger Strafe, während der Volksversammlung eine Mütze in die Höhe zu werfen. Die Parthenier sahen sich verrathen und gaben ihren Plan auf. Sie wurden übrigens nicht gestraft, da man wol einsehen mochte, daß ihnen Unrecht geschehen war. Man begnügte sich damit, sie aus Sparta zu verweisen, und so segelten sie denn nach Italien, wo sie sich in **Tarent** niederließen.

Die Messenier konnten das spartanische Joch nicht lange ertragen. Besonders war es **Aristomenes**, ein Sprößling des königlichen Geschlechts, der sie zur Abwerfung jenes Joches anreizte, indem er zugleich die Arkadier und Argiver zu einem neuen Bündnisse mit Messenien beredete. So brach denn endlich der **zweite Messenische Krieg** aus (685—668 v. Chr.), als dessen Held der tapfere und kluge Aristomenes erscheint. Seine kühnen Thaten waren es vorzüglich, welche den Spartanern allen Muth benahmen, so daß sie sich nach mehreren Niederlagen herablassen mußten, ihre politischen Nebenbuhler, die Athener, um Hülfe zu bitten. Diese sandten ihnen — offenbar zum Spotte — einen lahmen, überspannten Schulmeister und Dichter, Namens **Tyrtäos**, der den Athenern wahrscheinlich zur Zielscheibe ihrer Lachlust gedient hatte, dessen Schlachtgesänge aber den Muth der Spartaner dergestalt erhöhten, daß sie den Krieg mit erneuter Lust fortsetzten. Was ihnen Aristomenes mit seinem Schwerte nahm, das gewann ihnen Tyrtäos mit seiner Leier wieder, und so wurde der Krieg mit stets abwechselndem Glücke geführt.

Aristomenes hatte bisher stets die Rolle des Angreifenden behauptet und sich den Spartanern besonders durch seine verwegenen Streifzüge furchtbar gemacht. Erst als der arkadische König Aristokrates, ihn verrathend, zu den Spartanern überging und diese sich noch außerdem mit den Korinthern verbanden, da hielt es Aristomenes für gerathener, seinerseits einen Vertheidigungskrieg zu führen. Er ließ den Berg Ira befestigen, vertheidigte denselben mit eben so viel Klugheit als Tapferkeit, und erst nach elfjähriger Belagerung gelang es den Spartanern durch einen zufälligen Verrath, Ira einzunehmen.

Der Knecht eines spartanischen Befehlshabers kam, wenn er am Flusse das Vieh tränkte, dort oft mit einem messenischen Weibe zusammen, mit welcher er ein Liebesverhältniß unterhielt. Dies Weib sagte ihm einst, daß das Haus ihres Mannes außerhalb der Mauer läge und er die Nacht zu ihr kommen könne, da ihr Mann auf Wache sei. Der Knecht kam. Kaum lagen aber Beide im Bette, so kehrte der Mann ganz unerwartet zurück. Der Liebhaber versteckte sich, und der Mann erzählte seiner sehr um ihn besorgten Frau ganz treuherzig, daß die Wache, weil die Nacht so stürmisch sei, Erlaubniß bekommen, nach Hause zu gehen, da Aristomenes wegen einer Wunde das Lager hüten müsse und nicht selbst die Runde gehen könne. Der Spartaner, der Alles gehört hatte, schlich leise fort und hinterbrachte die Kunde davon dem Anführer des Heeres. Alle Posten wurden nun in der Stille eingenommen. Aber die Spartaner fürchteten in der finstern Nacht ein Gefecht mit Aristomenes und hielten sich bis zum Morgen ruhig. Da erst entbrannte ein furchtbarer Kampf in Ira, ein Kampf, der drei Tage und zwei Nächte dauerte, und an dem selbst die messenischen Weiber Antheil nahmen. Als indeß keine Hoffnung mehr war, die Festung zu halten, beschloß Aristomenes, um die Einwohner zu retten, sich mit ihnen durchzuschlagen. Weiber, Kinder und Greise in die Mitte seiner Kolonne nehmend, rückt er dem Feinde muthig entgegen. Und so furchtbar ist der messenische Held den Spartanern geworden, und so gefährlich scheint diesen ein Kampf mit dem verzweifelnden Löwen, daß sie ihm rechts und links eine Gasse öffnen, und ihm gleichsam einen Triumphzug durch ihr Heer bereiten.

Mit dem Falle dieser wichtigen Festung hatte der Krieg ein Ende. Ein Theil der Messenier wanderte aus; die meisten von ihnen segelten nach Italien, wo sie sich in den Besitz der nach ihrem Heimatlande benannten Stadt **Messana** setzten. Die zurückgebliebenen Messenier wurden von den Spartanern zur Sklaverei verdammt und hatten gleiches

Schicksal mit den Heloten; denn Sparta kannte keinen Edelmuth gegen tapfere Feinde. Wer ihm am muthigsten Widerstand leistete, den traf auch das härteste Los.

Die Heldenthaten und Schicksale des messenischen Feldherrn Aristomenes sind so wunderbarer Art wie diejenigen eines der homerischen Helden, und verdienen wol eine eigene Erzählung:

Die mit seiner Leitung außerordentlich zufriedenen Messenier hatten ihm die eben erledigte Königskrone angeboten. Aristomenes aber schlug das Geschenk aus und begnügte sich mit dem Amte des Feldherrn, das seinen Neigungen zu kriegerischen Abenteuern mehr zusagte als der Thron; und diese Abenteuer sind es denn auch, von denen wir die bemerkenswerthesten hier mittheilen wollen.



Aristomenes' Rettung aus der Schlucht. Zeichnung von H. Leutemann.

Um die abergläubischen Spartaner zu entmuthigen, schlich er sich einst unter der größten Gefahr in ihre Stadt, hing dort an die Mauer des Minervatempels einen Schild und schrieb darunter: „Aristomenes widmet dies der Göttin aus dem Raube der Spartaner.“

Der Held hatte einst viele spartanische Jungfrauen, die zu einem Feste der Göttin Artemis versammelt waren, überfallen und gefangen genommen. Das bedeutende Lösegeld, welches ihm für seine Beute gezahlt wurde, machte ihn lüstern nach einem zweiten Streiche der Art. Aber dieser bekam ihm übel. Es war zu Aegila, wo die Lakedämonierinnen ein Fest der Demeter feierten, bei welchem keine Männer zugegen sein durften. Aristomenes aber ließ sich durch dies Gebot nicht abhalten. Mit wenigen seiner Leute brach er auf, um die opfernden Weiber zu überfallen. Doch diese waren beherzt genug, Widerstand zu leisten. Sie ergriffen die Opfermesser, Bratspieße, Fackeln und Feuerbrände und vertheidigten sich nicht allein sehr tapfer, sondern nahmen sogar den Helden Aristomenes gefangen. Vielleicht ließ er dies aber absichtlich geschehen, denn er stand bereits mit der Priesterin Archidaniäa in einem Liebesverhältniß. Sie war es auch, welche ihn in der nächsten Nacht befreite, indem sie ihm behülflich war, die Stricke zu verbrennen.

Auf einem seiner Streifzüge wurde Aristomenes nach der heftigsten Gegenwehr von den Spartanern gefangen genommen, nachdem er so sehr verwundet war, daß er die Sinne verloren hatte. Die grausamen Spartaner beschlossen, die Gefangenen in eine tiefe Höhle zu werfen, in welche sonst die größten Uebelthäter gestürzt wurden. Aristomenes erhielt indeß die Begünstigung, daß er mit seiner Rüstung hinein geworfen wurde. Dies schützte ihn zwar vor dem Tode beim Herabstürzen, aber nicht auch vor dem Hungertode. Doch seine Rettung gelang ihm auf eine andere, noch wunderbarere Art. Drei Tage hatte er bereits gehungert, und schon sah er, von faulenden Leichen umgeben, dem Tode entgegen. Er hatte sein Gesicht verhüllt und war zum Sterben gefaßt. Da hörte er etwas dicht neben sich rascheln. Es war ein Fuchs, der an einer Leiche nagte. Aristomenes faßte schnell einen Entschluß. Das Thier mußte einen Weg wissen, der aus dieser gräßlichen Höhle führte. Als er dicht bei ihm war, ergriff er den Fuchs am Schwanze und folgte dem fliehenden Thiere, indem er mit der einen Hand sich wehrte, wenn dasselbe ihn beißen wollte. Der Fuchs steckte endlich den Kopf in ein enges Loch; Aristomenes ließ ihn los; er entschlüpfte, und durch die Oeffnung drang das freundliche Licht des Tages herein. Der edle Messenier vergrößerte mit Aufbietung der letzten Kräfte die Oeffnung, so daß er durch dieselbe zur Nachtzeit entfliehen konnte. Mit Erstaunen und Jubel empfingen ihn seine trauernden Krieger in Ira.

Ein drittes Mal gerieth Aristomenes während eines Waffenstillstandes in die Gefangenschaft der Spartaner, indem neun kretensische Bogenschützen, die im Solde Sparta's fochten, den im Vertrauen auf die Waffenruhe sorglos einherziehenden Helden überfielen.

Zwei der Bogenschützen liefen nach Sparta, um das freudige Ereigniß zu verkünden. Die sieben anderen bewachten ihn in einem Hause, welches nur von einer Wittwe mit ihrer Tochter bewohnt würde. Dem jungen Mädchen hatte in der Nacht zuvor geträumt, daß sie einen Löwen ohne Tatzen gebunden und von Wölfen fortgeschleppt sähe, und daß er, als sie seine Stricke gelöst und ihm Tatzen gegeben, die Wölfe sogleich in Stücke zerrissen. Kaum erfuhr das Mädchen, wer der Gefangene war, so gedachte sie ihres Traumes. Die Kreter wurden von ihr betrunken gemacht. Als sie nun fest schliefen, nahm sie dem einen seinen Dolch ab, zerschnitt damit die Bande des edlen Löwen und gab ihm die Waffe. Er tödtete sogleich die Wächter und führte Mutter und Tochter nach Ira, wo er die Letztere seinem Sohne zur Frau gab.

Wie groß die persönliche Tapferkeit des Helden im Kampfe gewesen sein muß, bezeugen die drei Hekatomphonien, welche er feierte. Eine Hekatomphonie nämlich ist das Opfer, welches Derjenige den Göttern bringen mußte, der im Kriege 100 Feinde mit eigener Hand erschlagen hatte.

Nach dem Falle von Ira begab sich Aristomenes zu den Arkadiern, wo er Rachepläne gegen die grausamen Spartaner schmiedete. Er beschloß, die Lydier gegen sie in die Waffen zu rufen, und schon wollte er nach Sardes abreisen, als ihn der Tod ereilte. Man war begierig, das Innere des löwenkühnen Mannes kennen zu lernen, und ließ ihn öffnen. Siehe, da fand sich das Herz des Helden mit Haaren bewachsen!

Der glückliche Ausgang der Messenischen Kriege steigerte den Stolz und den Uebermuth Sparta's bis zur Ungemessenheit, und als nun auch in der folgenden Zeit Arkadien, Argos, Sikyonien, Korinth und Elis theils mehr, theils weniger zur Unterwürfigkeit unter das harte spartanische Scepter gezwungen wurden, da gewahrte Griechenland mit Schrecken die gefährliche Uebermacht jenes Kriegsstaates; alle Mittel wurden aufgeboten, diese Uebermacht zu schwächen — und der Same zu den großen inneren Unruhen, durch die das Griechenvolk sich aufreiben sollte, war ausgestreut.

Aber auch in seinem inneren Leben genoß Sparta nicht der Ruhe, die ihm so nöthig war, und namentlich sind es die Zwistigkeiten der beiden Könige Kleomenes und Demaratos (500 v. Chr.), die verderbenbringend für den Staat wurden. Kleomenes, ein

kriegerischer, wilder und arglistiger Mann, der durch seine Intriguen viel Unheil stiftete, wurde wegen mancher Willkürlichkeit von seinem Mitkönige Demaratos bei den Ephoren verklagt. Dieser Anklage trat Kleomenes mit der Behauptung entgegen, daß Demaratos nicht das rechtmäßige Kind seines Vaters sei. Er wußte diese Behauptung auch durch so viel Scheingründe und durch Aussprüche des bestochenen Orakels zu unterstützen, daß die Ephoren den Demaratos des Thrones entsetzten.

Nichtsdestoweniger blieb dieser vortreffliche Mann seinem Vaterlande getreu, indem er — ein herrliches Muster für abgesetzte Fürsten! — ein geringes Amt annahm und in der gewissenhaften Verwaltung desselben dem Staate zu nützen suchte. Erst als der an seine Stelle getretene König Leotychides ihn aus diesem wahrhaft ehrenvollen Wirkungskreise durch seinen Spott verjagte, kehrte Demaratos seinem Vaterlande den Rücken und begab sich an den Hof des Perserkönigs Dareios, wo wir ihn später wiederfinden.

Kleomenes wurde von der Rachegöttin ereilt, die ihn mit Wahnsinn heimsuchte, so daß er endlich in der Raserei seinem Leben ein Ende machte. An seiner Stelle bestieg sein Neffe Leonidas den spartanischen Thron.

Athen.

Wie wir schon erwähnt haben, ist Athen als der Mittelpunkt des ionischen National-Elements zu betrachten. Was Sparta für die wilden Künste des Krieges, das war Athen für die sanften des Friedens. Athen wurde und blieb der Hauptsitz der griechischen Kultur.

Wir haben schon gesehen, wie nach dem Opfertode des Kodros die athenische Königswürde abgeschafft wurde. An ihre Stelle trat das Amt der Archonten, welches sich von dem königlichen nur dadurch unterschied, daß der Archon genöthigt war, von seiner Regierung Rechenschaft abzulegen; allerdings ein nicht unbedeutender Schritt zur Freiheit. Das Amt des Archon war Anfangs lebenslänglich und erblich. Erst im Jahr 752 v. Chr. wurde der Beschluß gefaßt, die Archonten zu wählen, und zwar nur für die Dauer von zehn Jahren. Bald darauf aber sah man ein, daß jede unumschränkte Regierungsgewalt eines Einzelnen der Freiheit nachtheilig sei, und bestimmte die Zahl der Archonten auf neun, welche jedes Jahr neu gewählt werden mußten.

Der erste der neun Archonten hieß vorzugsweise Archon. Er war der oberste Verwaltungsbeamte, und nach ihm wurde zugleich das Jahr benannt, weshalb er auch den Namen Eponymos führte. Der im Range auf ihn folgende hieß Basileus und hatte die Leitung der religiösen Angelegenheiten unter sich, während dem dritten, welcher Polemarchos genannt wurde, die Verwaltung der militärischen oblag. Die übrigen sechs Archonten hießen Thesmotheten und hatten vorzugsweise die Rechtspflege auszuüben.

Vielleicht hätte diese Verfassung den Forderungen der Athener genügt, wenn man nicht den Mißgriff begangen hätte, die Archonten stets nur aus den Eupatriden, den vornehmsten Geschlechtern Athens, zu wählen, wodurch die Regierung einen durchaus aristokratischen Charakter erhielt; und wenn es zum andern nicht an einem festen Gesetze gefehlt hätte, durch welches die Staatsbürger vor den stets unheilvollen Willkürentscheidungen der Regenten geschützt worden wären. Diesem letzteren Mangel abzuhelfen, beauftragten die einflußreichsten Athener den Archon Drakon (624 v. Ch.) mit der Abfassung eines vollständigen Gesetzbuches, das allen Entscheidungen der Regenten zum Grunde gelegt werden sollte.

Drakon. Dieser Gesetzgeber war ein ehrenwerther, tugendhafter und streng rechtlicher Mann. Aber diese sonst so schätzbaren Eigenschaften werden Fehler, wenn sie sich bei einem Gesetzgeber finden, der nicht zugleich Philosoph genug ist, um die Menschen nach der menschlichen Natur beurtheilen zu können. Er wird alsdann von allen Menschen die Eigenschaften fordern, die er selbst besitzt; er wird den Mangel dieser Eigenschaften durch sein Gesetz verfolgen, ohne Rücksicht darauf, ob der Staatsbürger zum Besitz jener Eigenschaften

rechtlich verpflichtet oder geistig und körperlich geeignet ist, und so wird sein Werk zwar ein moralisches, aber kein rechtliches Gesetz werden; der Codex tritt als Sittentyrann auf, und dies ist von allen Fehlern eines Gesetzbuches der größte.

Das Drakonische Gesetz war ein solcher Tyrann, und seine Härte ist sprüchwörtlich geworden. Die an Grausamkeit grenzende Härte desselben bezeugen unter anderen die Artikel, nach welchen ein unbedeutender Obstdiebstahl, die Verunreinigung eines Tempels, ja selbst der Müßiggang mit dem Tode bestraft wurden.

Aber wie hart das Gesetz auch war, und wie sehr es auch die persönliche Freiheit beschränkte: die öffentliche Aeußerung der Meinungen bestrafte es nicht, wie dies in heutiger Zeit geschieht, und ungescheut konnte ein Redner (zum großen Beifall der Menge!) den Gedanken ausrufen: „Das Gesetz des Drakon ist nicht mit Tinte geschrieben, sondern mit Blut!"

Bei den freiheitliebenden Athenern mußte sich daher an diesem Gesetze das Sprüchwort bewähren, nach welchem strenge Herren nicht lange regieren. Der Unwille des Volkes brach hervor, Drakon floh, und sein Gesetz ging dem Verfall entgegen.

Ein Zustand völliger Anarchie trat ein, und diesen Zustand benutzten die verschiedenen Parteien, um sich zur Geltung und Macht zu bringen. Ein kurzer, uninteressanter, aber nicht ganz blutloser Kampf begann zwischen den Aristokraten unter Kylon und den Demokraten, an deren Spitze der Archon Megakles stand. Eine natürliche Folge dieser Spaltung war, daß die benachbarten Völker dieselbe benutzten, um ihre Besitzthümer auf Kosten der Athener zu vermehren. So setzten sich unter anderen die Bewohner von Megara in den Besitz der zu Athen gehörenden Insel Salamis, und alle Anstrengungen, dieselbe wieder zu erobern, waren so fruchtlos, und die Verluste, welche die Athener dabei erlitten, so bedeutend, daß dieselben eine Verordnung erließen, nach welcher ein Jeder, der das Volk zur Wiedereroberung von Salamis auffordern würde, mit dem Tode bestraft werden sollte.

Die Streitigkeiten zwischen Aristokraten und Demokraten waren durch die Erschöpfung der Ersteren noch nicht ganz beendet, als sich schon drei neue politische Parteien erhoben: Die Pedier (Bewohner der Ebene) verlangten die vornehmen Bürger zur Regierung, die Diakrier (Bergbewohner), an welche sich die ärmeren Klassen anschlossen, wollten ein reines Volksregiment, und die Paraler (Küstenbewohner) standen mit ihren Wünschen als gemäßigte Partei zwischen jenen beiden. Der Wirrwar war groß.

Indeß ist es eine durch die Geschichte beurkundete Wahrheit, daß eine jede derartige politische Gährung auch den Mann erzeugt, welcher im Stande ist, sie niederzuschlagen und einen Zustand zu erschaffen, welcher besser ist, als derjenige, der die Gährung hervorrief; und hierin liegt die historische Rechtfertigung politischer Umwälzungen.

Das Chaos des athenischen Staates zu ordnen, war einem Manne vorbehalten, den die Geschichte in die Reihe ihrer edelsten und weisesten stellt. Es war der als Philosoph, Redner und Dichter gleich ausgezeichnete Solon, welcher seinem Vaterlande durch die Wiedereroberung von Salamis bereits eine Probe seiner Fähigkeiten gegeben hatte, als man ihn im Jahre 594 v. Chr. zum Archon erwählte.

Solon war von königlicher Abkunft, wenigstens gab er sich selbst für einen Sprößling des Kodros aus, ob mit Recht oder Unrecht, kann uns sehr gleichgiltig sein. Wahrscheinlich ist, daß es ihm an Vermögen gefehlt hat, denn wir vernehmen, daß er sich seinen Lebensunterhalt durch Geschäftsreisen erwarb, auf denen zugleich auch seine Wißbegierde die vollkommenste Befriedigung fand. Bei Alledem that er sich auch als Dichter hervor, indem er besonders Sittensprüche und politische Grundsätze in Verse kleidete und zu verbreiten suchte. Durch diese Beschäftigung erwarb er sich in Athen Ruf, Ansehen und Freunde, und sein sanftes, edles und liebenswürdiges Wesen trug viel dazu bei, ihn vor Feinden zu bewahren.

Wie jeden Vaterlandsfreund, so schmerzte auch ihn nichts so sehr, wie die Feigheit seiner Landsleute, welche sich Salamis hatten nehmen lassen und an der Wiedereroberung verzweifelten. Er beschloß daher, die Athener um jeden Preis zu bewegen, sich wieder in den Besitz jener Insel zu setzen. Um der Todesstrafe auszuweichen, mit welcher der Aufruf dazu bedroht war, stellte er sich wahnsinnig. Er kleidete sich seltsam, setzte einen kleinen, lächerlichen Hut auf, zeigte sich auf dem Markte und sang dort vor dem zusammenlaufenden Volke ein von ihm gedichtetes Klagelied ab. Dieses Lied, welches man als die erste Sprosse der Leiter betrachten kann, auf welcher Solon zu seiner politischen Wichtigkeit und also auch zu seiner historischen Berühmtheit emporstieg, begann also:

„Sehet, es kommt ein Herold von Salamis, der euch
In nachdrücklichen Versen neue Nachrichten bringet."

Am aufregendsten wirkte folgende Stelle:

„Ich wollte, ich hätte eh'r pholegondrischer oder
Sicinischer Erde meine Geburt zu danken,
Als Athen, weil die Leute, wohin man mich stößt, werden sagen:
Sehet, er ist von dem feigen Volke, das Salamis preisgab."

Das Lied endigt:

„Auf, lasset auf Salamis unsern Anspruch erneuern,
Wieder herstellen die Ehre durch Wiederherstellung der Insel."

Das Volk war gewonnen, daß Gesetz, dem Solon durch seinen verstellten Wahnsinn entgangen war, wurde abgeschafft, und Solon erhielt die Oberfeldherrnstelle im Kriege gegen Megara. Mit List und Gewalt wurde den Megarensern die Insel abgenommen, und Solon, der sich auch die Gunst des delphischen Orakels zu erwerben gewußt hatte, war der Mann des Volkes geworden.

Als Archon entwarf er nun jene berühmte Verfassung, durch welche er zeigte, daß die Volksfreiheit nur bei der Volksherrschaft bestehen kann, und daß also nur bei dieser ein Volk wahrhaft groß und glücklich sein kann.

Solon. Die Einführung des neuen Gesetzes ging ohne viele Schwierigkeiten von statten, da sich die Athener nach einem geregelten Zustande der Dinge von Herzen sehnten und in Solon ein unbedingtes Vertrauen setzten, was noch besonders dadurch vermehrt worden war, daß er den Vorschlag vieler Freunde, sich zum Tyrannen*) zu machen, abgewiesen hatte. Was den edlen Mann aber sehr belästigte, war die große Wißbegierde der Athener. Stets war er von Forschern umringt, welche seine Gründe für diese oder jene Einrichtung zu wissen verlangten. Theils um sich diesen Belästigungen zu entziehen, theils um seinen Gesetzen Zeit zu lassen, sich ohne seinen persönlichen Einfluß im Volke zu verkörpern, erbat und erhielt er die Erlaubniß zu einer zehnjährigen Reise, auf welcher er auch den König der Lydier, Krösos, besucht haben soll.

Aber Solon's Abwesenheit bewies, wie sehr das junge Verfassungswerk der persönlichen Pflege seines Erzeugers noch bedurft hätte; denn kaum hatte dieser seine Reise angetreten, als sich auch schon die oben genannten drei Parteien mit ihren Forderungen gegenüber standen. Als Stimmführer der Pedier trat ein gewisser Lykurgos auf; als Leiter der Diakrier Solon's vertrauter Freund Peisistratos, und als Oberhaupt der Paraler der uns schon bekannte Megakles. Diese drei Parteihäupter befehdeten sich mit beispiellosem Eifer, ohne daß sie es jedoch wagten, die Solonische Verfassung im Wesentlichen zu verletzen. Nur Peisistratos, ein volksbeliebter und menschenfreundlicher, dabei aber sehr herrschsüchtiger Mann, strebte nach Dem, was sein edelmüthiger Freund Solon ausgeschlagen, nach der Alleinherrschaft (Tyrannis). Vergebens suchte ihn der

*) Tyrann hieß bei den Griechen ein jeder Herrscher, welcher sich auf unrechtmäßige Weise in den alleinigen Besitz der Regierung gebracht hatte. Ein Tyrann konnte also eine ganz vortreffliche Regierung führen und ein guter und milder Mann sein.

rückkehrende Solon von seinem Vorhaben abzubringen, vergebens machte der weise Verfassungsgeber das Volk auf die Schlauheit aufmerksam, mit welcher sein Freund nach dem gefährlichen Ziele strebte: Peisistratos war durch seine persönliche Liebenswürdigkeit und seine Freigebigkeit so beliebt, und das Volk noch zu wenig erfahren in den Grundbedingungen der Freiheit, daß jener seinen Zweck mit Hülfe der folgenden plumpen List erreichte.

Als Peisistratos glaubte, daß man ihm die Tyrannis nicht streitig machen würde, wenn er erst dazu gelangt sei, brachte er sich selbst eine ungefährliche Wunde bei, fuhr auf den Markt und gab vor, daß er von seinen Feinden also mißhandelt worden sei, weil er sich dem Volke stets als Freund bewiesen. Das von diesem Unfalle gerührte Volk gestattete ihm zu seiner künftigen Sicherheit eine Leibwache von einer nicht unbedeutenden Anzahl Keulenträgern. Mit dieser Wache bemächtigte sich Peisistratos der Burg (Akropolis) von Athen und herrschte nun von dort aus ohne weiteren Widerstand als Tyrann.

Er wurde als Tyrann geduldet, und Solon, der betrübte Volksfreund, verließ sein kurzsichtiges Vaterland. Er blieb nach wie vor der persönliche Freund des Peisistratos; er haßte ihn nur als Tyrannen. Dieser seinerseits erbat sich stets noch die Rathschläge seines weisen Freundes und wechselte deshalb mehrere Briefe mit ihm. Wo Solon endlich gestorben ist, weiß man nicht. Die Athener ehrten sein Andenken, indem sie ihm auf dem Markte und auf der Insel Salamis Bildsäulen errichten ließen, welche ihn in der Stellung zeigten, in welcher er zu reden pflegte: die eine Hand im Gewande verborgen.

Peisistratos (560 v. Chr.) machte von der geraubten Gewalt keinen schlechten Gebrauch, sei es aus Furcht, sei es aus Achtung vor dem Recht und der Wahrheit. Er war ein milder, vernünftiger und sonst rechtlicher Mann, beschützte Kunst und Wissenschaft, hielt die persönliche Freiheit der Bürger in Ehren und ließ die Solonische Verfassung im Wesentlichen unverändert. Aber man konnte und durfte es ihm nicht vergessen, daß er ein Attentat gegen die Freiheit verübt hatte, und daß er als Tyrann lebte, wo ein freies Volk herrschen sollte. So viel Vernunft und Ehre war den Athenern geblieben, daß sie es sich nicht gefallen lassen wollten, wenn man sie um ihre Freiheit belistete. Sie hätten sich vielleicht dazu verstehen können, jenes Gut zu verschenken; aber sie darum betrügen, hieß sie verachten, und solche Verachtung mußte ein ehrsinniges Volk in die Schranken fordern; nur Ehrlose und Schwachköpfe lassen sich ungerächt täuschen! —

So geschah es denn, daß die politischen Nebenbuhler des Tyrannen, Lykurgos und Megakles, bedeutenden Anhang fanden, als sie es versuchten, den Selbstherrscher zu stürzen. Es gelang ihnen, und Peisistratos floh. Nun aber begann zwischen Lykurgos und Megakles ein Kampf um die Oberherrschaft, der damit endete, daß der Letztere sich mit Peisistratos verband und diesem die verlorene Tyrannis verhieß, wenn er verspräche, des Megakles Tochter zu heirathen. Peisistratos ging die Bedingung ein, und Megakles brachte es durch eine List dahin, daß jener den verlassenen Platz wieder einnahm.

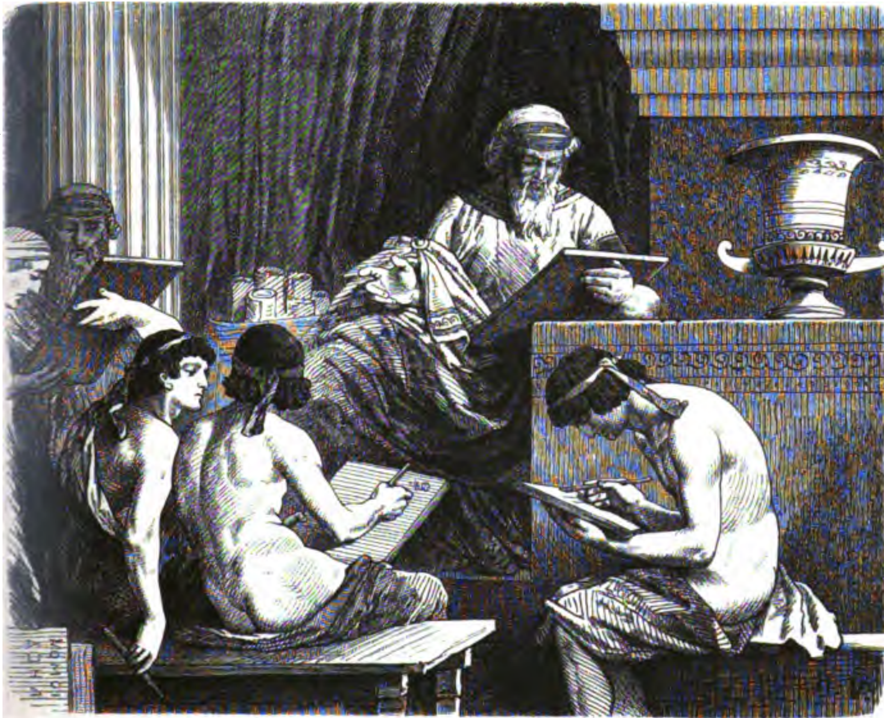
Die List, welche dazu angewandt wurde, war so grob und ungeschickt, daß man bei der Mehrzahl der Athener wirklich eine bedeutende Vorliebe für den Peisistratos und guten Willen annehmen muß, um das Gelingen zu begreifen:

Ein großes, schönes, junges Frauenzimmer wurde nach Art der Göttin Athene gekleidet und gerüstet, nebst Peisistratos auf einen Wagen gesetzt und so in die Stadt gezogen. Vor dem seltsamen Zuge her liefen Herolde und riefen mit lauter Stimme: „Ihr Athenienser, nehmt den Peisistratos liebreich auf, den Athene selbst euch wieder zuführt!"

Das Volk ließ sich durch die religiöse Spiegelfechterei täuschen, und Peisistratos belohnte seine Helfershelferin, die falsche Athene, ein Frauenzimmer geringen Standes, Namens Phya, mit der Hand seines Sohnes Hipparch.

Doch noch einmal sollte Peisistratos vertrieben werden. Er hatte seine Gattin, die Tochter des Megakles, vernachlässigt, und dieser, aus Rache dafür, stiftete eine

erschwörung gegen ihn, deren Gedeihen in dem Ehrsinne der zum zweiten Male überlisteten thener ihren Grund haben mochte. Peisistratos floh nach Eretria, ließ aber hier nichts versucht, die verlorene Herrschaft wieder zu gewinnen. Diesmal beschloß er, sein Ziel if eine ehrenvollere Weise zu erreichen. Mit Hülfe früherer Verbindungen verschaffte er h Geld und Söldner und rückte endlich nach elfjähriger Verbannung mit einem tüchtigen eere gegen Athen an. Er eroberte Marathon, verstärkte seine Truppen durch seine ihm is Athen zueilenden Freunde und griff nun die ihm entgegen rückenden Athener an. er Sieg, den er über dieselben erfocht, und die Milde, die er gegen die Ueberwundenen alten ließ, sicherten ihm die zweimal verlorene Stelle. Er hatte sie diesmal in ehrcher Weise erworben, und die Athener ließen ihn daher bis zu seinem Tode im ungestörten esitz derselben, da er sie — wie schon früher erwähnt — mit Milde, Weisheit und reisinn verwaltete.



Solon, Gesetzgeber der Athener. Zeichnung von Hermann Vogel.

Hipparch und Hippias, seine beiden Söhne, folgten ihm in der Tyrannis 526 v. Chr.), und da sie ganz in die Fußstapfen ihres Vaters traten, so wären auch sie ihrer Herrschaft unangetastet geblieben, wenn sich der Eine von ihnen nicht eine händliche Gewaltthat gegen einen jungen athenienſischen Bürger erlaubt hätte. Denn ein Machthaber, welcher nicht über Sklaven oder Memmen herrscht, muß sich nicht blos vor ner Bedrückung des Volkes, sondern auch — und fast noch mehr — vor Gewaltthätigkeiten gegen Einzelne hüten, denn solche Mißhandlungen Einzelner haben von je er mehr Empörung erzeugt, als ein allgemeiner Druck, welcher sich so häufig mit dem Vorgeben bemänteln läßt, es geschehe der öffentlichen Wohlfahrt wegen.

Hipparch, einem widernatürlichen Laster ergeben, hatte die heftigste Liebe zu einem hönen Jünglinge, Namens Harmodios, gefaßt, welcher mit seinem Busenfreunde ristogeiton in einem allzuvertrauten Verhältnisse lebte. Hipparch, von dem Gegenstande einer schändlichen Lust abgewiesen, that demselben Gewalt an. Darüber entbrannte

Aristogeiton in eifersüchtiger Rache, und als nun Hipparch auch die Schwester des Harmodios aus Haß gegen diesen öffentlich beschimpfte, indem er ihr verwehrte, bei einem Feste der Athene unter den Opferträgerinnen zu sein, was nur feilen Dirnen verweigert werden konnte, da stifteten Harmodios und Aristogeiton eine geheime Verschwörung gegen das Leben der beiden Tyrannen. Bei einem öffentlichen Feste kam dieselbe zum Ausbruch. Hipparch fiel von dem Dolche des Harmodios, der aber auch sogleich von der Leibwache der Tyrannen niedergehauen wurde, während man Aristogeiton gefangen nahm.

Aristogeiton scheint im Gefängnisse gestorben oder hingerichtet worden zu sein, ohne daß es dem **Hippias** gelang, ihm die wahren Namen der übrigen Verschwörer zu erpressen. Man erzählt vielmehr, er habe aus Haß gegen den Hippias dessen nächste Freunde angegeben, die der Tyrann in der ersten Hitze habe hinrichten lassen.

Eine hochherzige That wird uns bei dieser Gelegenheit von der Geliebten des **Aristogeiton**, einem öffentlichen Mädchen, Namens **Leäna**, berichtet: Auch sie war eingezogen worden, um die übrigen Verschwörer anzugeben. Man ließ sie schrecklich foltern. Als sie die Qualen nicht länger ertragen konnte, biß sie sich selbst die Zunge ab, um von dem heftigen Schmerze nicht zum Verrath gezwungen zu werden.

Ihren Tyrannenhaß bekundeten die Athener durch die Ehrenbezeigungen, welche sie dem Andenken des Harmodios und Aristogeiton weihten. Es wurden Beiden eherne Bildsäulen errichtet; Volksgesänge feierten ihre Namen, und ihre Nachkommen blieben lange Zeit hindurch von allen Staatslasten verschont. Da man das Andenken der heldenmüthigen Leäna, als einer Buhlerin, durch keine Bildsäule ehren konnte, so errichtete man zu ihrem Gedächtnisse mit einer Anspielung auf ihren Namen das eherne Bild einer **Löwin**, worauf die Worte standen: „Sie biß sich selbst die Zunge ab."

Der gewaltsame Tod seines Bruders erfüllte das Herz des Hippias mit Haß gegen die Athener. Dazu gesellte sich noch die Furcht vor ihnen, deren natürliche Folge eine despotische Handlungsweise war: und so wurde aus dem bisher milden und menschenfreundlichen Tyrannen ein solcher, wie es der heutige Begriff des Wortes bezeichnet. Mit dieser Aenderung seiner Gesinnung verlor Hippias aber auch die Liebe des Volkes, und die Vaterlandsfreunde konnten triumphiren. Megakles, der ein Enkel des Archon gleichen Namens zu Kylon's Zeit war, sammelte die aus Athen geflohenen Feinde der Peisistratiden um sich und setzte die wirksamsten Mittel in Bewegung, den Tyrannen zu stürzen. Megakles wünschte für sein Vorhaben die mächtige Hülfe der Spartaner zu gewinnen. Um diese daher zur Feindseligkeit gegen den Tyrannen zu bestimmen, setzte er sich bei dem delphischen Orakel in Gunst und bestach die Priesterin desselben, so daß diese jedem Ausspruche, den sie auf eine Anfrage Sparta's that, die Mahnung beifügte, Athen von seinem Tyrannen zu befreien. Dieser beständige Aufruf beunruhigte die Spartaner endlich, und sie beschlossen, gegen Athen aufzubrechen. Mit Hülfe derselben griff Megakles den Hippias an. Doch dieser, von den Thessaliern unterstützt, blieb Sieger. Die Niederlage seiner Spartaner erbitterte den König Kleomenes so, daß er ein viel stärkeres Heer absandte, um Athen einzunehmen. Nun wurden die Thessalier geschlagen, und die Spartaner schlossen den Hippias in der Akropolis ein. Doch unerfahren und ungeduldig beim Belagern fester Plätze würden sie ihr Ziel vielleicht nicht erreicht haben, wenn ihnen nicht die aus der Burg flüchtenden Kinder des Hippias in die Hände gefallen wären, worauf deren Vater, um sie auszulösen, sich erbot, Attika zu räumen und nie wieder dahin zurückzukehren. Dies Erbieten wurde angenommen und Hippias ging in seine Verbannung, zuletzt zu den Persern, wo wir ihn wiederfinden werden.

Mit seiner Verweisung (510 v. Chr.) war in Athen die Republik wiederhergestellt; aber die aristokratische Partei war unter der Tyrannis doch so mächtig geworden, daß sie sich nach größeren Vorrechten umsah; ja ihr Stimmführer, **Isagoras**, dachte sogar daran, sich zum Tyrannen zu machen. Doch das Volk hatte an den Peisistratiden

gesehen, wohin die Alleinherrschaft eines Einzelnen führte; und des Volksfreundes Megakles kluger Sohn, Kleisthenes, welcher sich an die Spitze der Volkspartei stellte, bot Alles auf, um die Absichten des Isagoras zu vereiteln.

Gegen diese Volksmacht suchte Isagoras Hülfe bei den Spartanern, und der heimliche Groll dieses Volkes gegen seine politischen Nebenbuhler machte sie stets willig, Athen feindlich gegenüber zu treten. So sehr der Spartanerkönig Demaratos von einem Kriege mit Athen abrieth, Kleomenes brach dahin auf, eroberte die Stadt, verjagte den Kleisthenes und fing nun an, die Verfassung zu verändern, um dem Isagoras eine neue Tyrannis vorzubereiten. Doch, in seiner Verfassung bedroht, trat das Volk mit seiner stets furchtbaren Gewalt gegen die Spartaner auf und belagerte Kleomenes und Isagoras in der Burg mit solcher Hartnäckigkeit, daß diese sich endlich genöthigt sahen, unter der Bedingung eines freien Abzuges zu kapituliren.

Kleisthenes war zurückgekehrt. Es wäre eine Zeit des innern Friedens eingetreten, wenn der unruhige Kleomenes nicht daran gedacht hätte, den ihm widerfahrenen Schimpf zu rächen und zu diesem Ende ein zahlreiches Heer gegen Athen aufzubringen. Dies seinerseits fühlte sich nicht stark genug, einer solchen Macht zu widerstehen; es suchte Hülfe bei den Persern; und hieran knüpfen sich, wie wir im nächsten Zeitraume sehen werden, Unterhandlungen, welche damit endigen, daß das gesammte Griechenland gegen das Persische Reich in die Waffen tritt.

Kolonien.

Was dem kleinen Griechenland ein so außerordentliches Uebergewicht über viele unendlich größere Reiche gab, das war die aus seiner geographischen Lage und seinen mancherlei politischen Umwälzungen hervorgehende Kolonialmacht. Von keinem Lande der Welt sind so viele, so mächtige und so ausgedehnte Kolonien gegründet worden, wie von Hellas; die bekannten Küsten der drei Welttheile waren mit griechischen Niederlassungen wie übersäet, und daher erklärt es sich denn, wie man fast überall in der alten Welt auf griechisches Wesen und griechische Bildung trifft.

Das Verhältniß der Kolonien zum Mutterlande war je nach der Entstehung der Niederlassung verschieden. Wo ein griechischer Staat selbst eine Kolonie anlegte, da stand dieselbe natürlich in einem abhängigen Verhältnisse zu demselben. Wo Auswanderer die Niederlassung gründeten, da finden wir dieselbe zwar als einen für sich bestehenden Staat, aber immer mit den Einrichtungen und dem ganzen Charakter des Mutterlandes. Wo jedoch die Kolonie von Vertriebenen gestiftet wurde, wo also Haß gegen das Mutterland die Brust der Ansiedler erfüllte, da darf man sich nicht wundern, einen von dem Mutterlande durchaus verschiedenen Charakter zu finden.

Schon die geographische Lage Griechenlands forderte das Volk zur Seefahrt, also zur Kolonisirung auf. Aber noch dringender wurde diese Aufforderung durch die vielen politischen Umwälzungen, welche Griechenland seit dem Trojanischen Kriege erlebte. Viele gedrängte Volksstämme mußten sich eine neue Heimat suchen, und so finden wir denn endlich alle Küsten vom Pontos Euxeinos an bis zu den Säulen des Hercules mit griechischen Kolonien überdeckt.

Wir haben in der Geschichte der Phönikier gesehen, mit welcher Emsigkeit dieses rührige Volk auf allen Küsten des Mittelmeeres festen Fuß faßte, auf allen in der Nähe von Griechenland liegenden Inseln Handelsstationen und Faktoreien anlegte, ehe noch von Hellenen die Rede war; wie sie durch das Marmarameer in das Schwarze gelangten und überall Kolonien gründeten. Die Griechen wurden bald ihre gelehrigen Schüler in der Schiffahrt. Die Phönikier hatten als ihren Leitstern den Polarstern angenommen; den Griechen war derselbe nicht sichtbar genug; sie wählten das glänzendere Sternbild des

Großen Bären, wenn auch dadurch ihre astronomischen Beobachtungen weniger sicher wurden, als die ihrer Meister, deren glückliche Nebenbuhler sie wurden. Den Phönikiern kam es mehr darauf an, die Länder, die sie auf ihren Fahrten fanden, für ihren Handel und ihre Industrie auszunutzen, während die auswandernden Griechen ernstlich darauf bedacht waren, feste Wohnsitze zu erlangen, die sie daher auch ernstlich vertheidigten. Es gelang ihnen bald, die Phönikier nicht nur aus den Inseln ihrer Gewässer zu vertreiben, sondern auch an den Küsten Kleinasiens gewannen sie die Oberhand. Wir haben angeführt, wie König Minos den Raubzügen der Phönikier und Karier ein Ende machte. Von daher datirt sich bereits die griechische Herrschaft in ihren Meeren.



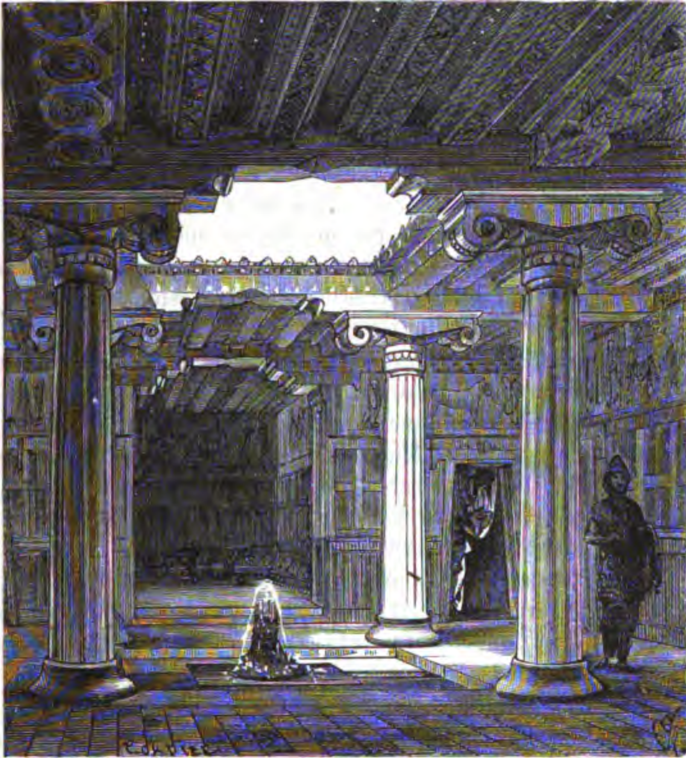
Hof eines Hauses in dorischer Bauweise. Nach Viollet le Duc.

Die kleinasiatischen Kolonien sind ohne Zweifel die wichtigsten Niederlassungen der Griechen; nicht allein, weil sie der Zahl nach überwiegend waren, sondern auch weil dort die griechische Kultur so schnell zur Reife gedieh, daß selbst das Mutterland dadurch überflügelt wurde. Hier war namentlich der ionische Volksstamm vorherrschend; er beherrschte die ganze Küste von Lydien, während die mysische Küste von äolischen und die karische von dorischen Stämmen kolonisirt wurde.

Die äolischen Kolonien enthielten auf dem festen Lande nicht weniger als zwölf blühende Städte, worunter Smyrna die wichtigste war. Daß jene zwölf Pflanzstädte zu einem Bunde vereinigt waren, ist nur eine Vermuthung. Unter den Städten der kolonisirten Inseln glänzt Mytilene auf Lesbos hervor, und die Geschichte nennt uns in Pittakos, einem seiner Herrscher, einen würdigen Gesetzgeber.

Die ionischen Kolonien, ebenfalls zwölf Städte umfassend, bildeten zu gegenseitigem Schutze und zu gemeinschaftlichen religiösen Festlichkeiten den Jonischen Bund. In demselben zeichnet sich die Stadt Milet als Sitz eines ausgebreiteten Handels und als Mutter

vieler anderer Kolonien vor allen aus. Milet war so reich, daß es allein gegen 100 Kriegsschiffe besaß, und so betriebsam, daß man gegen 80 Kolonien zählt, welche die Milesier ihres Handels wegen, namentlich an den Ufern des Pontos Euxeinos, gestiftet haben sollen. Nach Milet nennen wir Ephesos, Kolophon, das durch die glänzendste Freiheitsliebe seiner Bewohner bemerkenswerthe Phokäa und die Insel Samos. Phokäa hatte ein so kleines Gebiet, daß es nur drei Kriegsschiffe ausrüsten konnte; allein der Muth und die Freiheitsliebe seiner Bewohner waren so groß, daß sie die spätere Unterdrückung der Perser nicht ertragen konnten, sondern nach Gallien übersiedelten und dort die wichtige Pflanzstadt Massilia (das jetzige Marseille) gründeten.



Hof eines Hauses in ionischer Bauweise. Nach Viollet le Duc.

Samos, eine fruchtbare Insel, erreichte den höchsten Gipfel seiner Macht unter Polykrates, welcher sich zum Tyrannen gemacht hatte und durch kriegerischen Muth sein Reich für einige Zeit zu dem mächtigsten im ganzen Inselmeere erhob. Er wurde bei allen seinen Unternehmungen so sehr vom Glück begünstigt, daß sein Name in dieser Hinsicht sprüchwörtlich geworden ist.

Die dorischen Kolonien, deren sechs Städte sich ebenfalls zu einem Dorischen Bunde vereinigt hatten, waren unwichtiger als die übrigen, und wir erwähnen von ihnen nur Knidos und Halikarnassos. — Die an der Nordküste Kleinasiens gelegenen Kolonien sind größtentheils von Milet aus gegründet worden, und es genügt, wenn wir von ihnen die vorzüglichsten dem Namen nach kennen: Heraklea, Sinope, Kerasunt und Trapezunt.

Die italischen Kolonien waren fast eben so zahlreich wie die kleinasiatischen. Sie sind größtentheils vom Peloponnes aus gegründet worden, und das ganze Unteritalien war mit griechischen Niederlassungen so überdeckt, daß dieser Theil der Halbinsel Großgriechenland genannt wurde. Wir nennen von ihnen als besonders wichtig:

Tarent, das von den spartanischen Partheniern gegründet worden, schwang sich sehr bald zur größten italischen See- und Handelsmacht auf. — Kroton, dessen Bewohner sich durch ein hartes, kriegerisches, fast spartanisches Leben auszeichneten. — Sybaris, eine achäische Kolonie, die reichste Stadt Unteritaliens. Der große Reichthum von Sybaris trug dazu bei, die Bewohner zu einem weichlichen, sinnlichen, genußsüchtigen Volke zu machen; und wirklich war auch die Ueppigkeit der Sybariten so groß, daß man in ganz Italien und Griechenland sprüchwörtlich davon redete, wie es denn auch noch heutiger Zeit gebräuchlich ist, den Schwelger und Wüstling einen Sybariten zu nennen. Als die Stadt in einem Kriege mit Kroton zerstört wurde, gründeten die entkommenen Sybariten mit Hülfe der Athener die Stadt Thurium, welche sich bald zur mächtigsten des Landes erhob und in Charondas einen durch seine strenge Gerechtigkeitsliebe ausgezeichneten Gesetzgeber besaß; eben so wie die Kolonie Lokri Epizephyrii (d. i. westliches Lokri), deren Gesetzgeber Zaleukos einen gleich rühmlichen Platz in der Weltgeschichte verdient. — Als die größten Männer der Weltgeschichte werden uns stets diejenigen erscheinen, welche, über dem Gesetze stehend, sich unter dasselbe stellen, deren Gerechtigkeitssinn sich an Urtheilssprüchen über sich selbst als makellos beweist, und die sich freiwillig zum Opfer bringen, wenn es darauf ankommt, die Achtung vor dem Gesetze zu beurkunden. Von dieser unserer Ansicht aus müssen alle Thaten der Eroberer, alle Opfertode der griechischen und römischen Vaterlandsfreunde verschwinden vor der wahrhaften Edelthat, die man sich von dem Charondas erzählt:

Charondas hatte zur endlichen Vermeidung blutiger Streitigkeiten in der Bürgerversammlung bei Todesstrafe verboten, die Versammlung bewaffnet zu betreten. Eines Tages war er, vom Felde zurückkehrend, schnell in die Versammlung berufen worden und hatte in der Eile vergessen, sein Schwert abzulegen. Kaum war er eingetreten, als man ihm zurief, er verletze sein eigenes Gesetz, indem er mit dem Schwert an der Seite erscheine. Charondas entsetzte sich vor der unabsichtlichen Gesetzübertretung; einen Andern würde er in solchem Falle vielleicht begnadigt haben, sich selbst durfte er nicht begnadigen. Deshalb zog er sein Schwert und durchbohrte sich damit vor den Augen der Versammlung, indem er ausrief: „Nicht verletzt, sondern bestätigt wird das Gesetz von mir!" —

Eine ähnliche Edelthat, wie von Charondas, wird von dem Gesetzgeber Zaleukos berichtet. Dieser, dessen strengen Verordnungen ein sittlicher Zweck zum Grunde lag, und dessen Gesetze als die ältesten aller geschriebenen Gesetzbücher gelten, hatte unter anderen Vergehen auch Ehebruch mit der Strafe des Verlustes beider Augen bedroht. Einst wurde sein eigener Sohn dieses Vergehens wegen angeklagt, schuldig befunden und — von dem Vater zum Blenden verurtheilt. Sein Schmerz war nicht geringer als der des zur ewigen Blindheit verdammten Sohnes. Als nun das Volk um Gnade für den Jüngling bat, da kämpfte das Vaterherz mit dem Gerechtigkeitssinne einen harten Kampf. Endlich aber rief Zaleukos aus: „Das Gesetz verlangt zur Sühne des Vergehens zwei Augen; wohlan denn, man nehme meinem Sohne eins, und das andere — mir selbst!" — Nichts konnte den alten Gesetzgeber vermögen, von dem gefundenen Auswege abzugehen. Er und sein Sohn wurden jeder auf einem Auge geblendet.

Regium war eine von der Insel Euböa aus gegründete Niederlassung, und Kumä, ebenfalls von Euböa aus gegründet, wurde die Mutter der spätern Pflanzstadt Neapolis. Kumä war der Sitz eines Orakels, welches den italischen Griechen wahrscheinlich die Stelle des delphischen vertreten sollte. Die Priesterin dieses Orakels hieß Sibylla und ihre Aussprüche wurden von den Völkern Großgriechenlands nicht minder verehrt, als die der delphischen Priesterin von den Griechen.

Auf Sizilien sind uns nennenswerth: Messene, Anfangs eine euböische Kolonie, Namens Zankle, wurde später von den auswandernden Messeniern in Besitz genommen und Messene genannt, unter welchem Namen sie in der römischen Geschichte eine nicht unwichtige Rolle spielt. — Megara, von den Megarensern gegründet.

Syrakus, die wichtigste der sizilianischen Kolonien, von den Korinthern gestiftet, gelangte durch ausgebreiteten Handel zu großem Reichthum und hatte eine aristokratisch republikanische Verfassung, welche jedoch später in eine Tyrannis überging. — Agrigent, die reichste Pflanzstadt Siziliens, kam bald nach ihrer Entstehung unter die Herrschaft von Tyrannen, unter denen die Geschichte den durch seine Grausamkeiten berüchtigten Phalaris nur mit Abscheu nennt.

Unter den Marterwerkzeugen, deren sich Phalaris zur Bestrafung der Empörer, ja selbst der einer Verschwörung Verdächtigen bediente, war auch ein von dem Künstler Perillos aus Erz gefertigter Stier, in dessen Bauche die Unglücklichen mittels eines darunter angeschürten Feuers lebendig gebraten wurden. Das satanische Talent des Perillos hatte das Innere des Marterinstrumentes so eingerichtet, daß das Todesgeschrei der Bratenden wie das Brüllen eines Stiers klang, eine Erfindung, womit der Künstler den Tyrannen überraschen wollte. Wirklich soll Phalaris daran auch eine außerordentliche Freude gehabt haben, ließ aber zur Probe des Werkes den Werkmeister zuerst darin verbrennen. — Trotz dieses Schreckenswerkzeuges und vielleicht eben wegen desselben wurde der Tyrann das Opfer eines Aufstandes, infolge dessen das erbitterte Volk ihn zu Tode steinigte. — Himera war eine von Zankle aus gegründete, aber nicht besonders wichtige Pflanzstadt.

Andere Kolonien der Griechen sind so außerordentlich weit verbreitet, daß wir sie nicht füglich in Gruppen eintheilen können. Wir müssen uns begnügen, die vorzüglichsten derselben einzeln nach ihrer Lage zu nennen:

Dioskurias, in der Landschaft Kolchis am Pontos Euxeinos, von Milet gegründet, der wichtigste Platz des Verkehrs der Griechen mit den Barbaren (so nannte man alle Nicht-Griechen) des Ostens. Der hier abgehaltene Markt soll so besucht gewesen sein, daß man daselbst — wie erzählt wird — 300 verschiedene Sprachen und Dialekte gehört habe. — Tanais, an der Mündung des Donflusses, von Milet gegründet, ein Hauptmarktplatz für Pelzwerk und Häute. — Odessos, an der Westküste des Pontos Euxeinos, gleichfalls eine milesische Kolonie. — Byzanz, am Thrakischen Bosporos (Ochsenfurth), von den Megarensern gegründet, seiner glücklichen Lage wegen eine der bedeutendsten Pflanzstädte jener Gegenden. — Kyzikos, an der Propontis, eine milesische Niederlassung. — Lampsakos und Abydos, beide am Hellespont und von Milet gegründet. — Abdera, in Thrakien, eine Stadt, die wegen der Kleinstädterei und Dummheit ihrer Bewohner, der Abderiten, bei den Alten so sprüchwörtlich geworden war, wie bei uns Schöppenstädt, Schilda, Polkwitz u. s. w. — Olynthos, gleichfalls in Thrakien. — Chalkis und Eretria, auf der Insel Euböa; wir nennen beide Pflanzstädte als die vorzüglichsten der vielen auf den Inseln des Aegäischen Meeres gegründeten. — Kyrenä, auf der Nordküste von Afrika, von dorischen Auswanderern gegründet, wurde die Mutter von vier anderen Pflanzstädten, mit denen zusammen die Kolonie den Namen Pentapolis (Fünfstadt) führte. — Massilia, an der gallischen Küste, deren Ursprung wir bereits kennen lernten, zeichnete sich durch seine freie, rein demokratische Verfassung aus. — Sagunt, in Spanien, von Massilia aus gegründet, erlangte später eine bedeutende historische Wichtigkeit.

Kulturgeschichte.

Verfassung. Von allen Kulturzweigen eines Volkes ist die Verfassung der wichtigste; denn Religion, Sitten, Kunst, Wissenschaft, Handel, Industrie kann es theils entbehren, theils im niederen Zustande lassen, und es wird deshalb noch nicht aufhören, einen Staat zu bilden; aber ein Staat ohne Verfassung ist ein Unding, ein Volk ohne Verfassung ist weniger als eine Horde; wo nur zwei Menschen neben einander stehen, muß eine Verfassung unter ihnen sein, oder der Eine wird den Andern vernichten.

Wie die Geschichte der übrigen griechischen Staaten in die Geschichte von Sparta und Athen aufgeht, so dienten auch die Verfassungen dieser beiden den übrigen zum Vorbilde. Im Allgemeinen finden wir überall in Griechenland am Ende dieses Zeitraumes das Königthum theils völlig, theils nur dem Wesen nach abgeschafft oder im Untergange begriffen; im Besonderen sehen wir die Regierungsform der dorischen Griechen sich nach der Verfassung Sparta's, die der ionischen nach der Verfassung Athens bilden; und es erscheint daher genügend, wenn wir blos die Verfassung Sparta's und Athens einer näheren Betrachtung unterwerfen,

Die spartanische Verfassung, nach ihrem Gründer auch die Lykurgische genannt, ist von beiden offenbar die eigenthümlichste; ja sie ist auch die einzige geblieben, denn wir finden in der gesammten Weltgeschichte bis auf unsere Zeiten hinunter kein Volk mehr, welches die Lykurgische Gesetzgebung sich zum Vorbilde genommen. Dies erklärt sich aus der widernatürlichen Grundlage derselben, die zwar die vollkommenste Gleichheit über alle Bürger aussprach, aber zugleich auch die vollkommenste Unfreiheit über sie verhängte. Denn frei war in Sparta nur der Staat; jeder Bürger erschien als das willenlose Glied desselben, stets verpflichtet, aller leiblichen und geistigen Güter zum Wohle des Staates sich zu entäußern. Was dadurch erzeugt werden sollte, wurde erzeugt: die vollkommenste Einheit des Staates; aber zu Grunde ging dagegen das schönste Gut des Menschen: der freie Wille.



Griechische Gewandung.

Der nähern Betrachtung der Lykurgischen Verfassung ist noch die Bemerkung voranzuschicken, daß sich dieselbe nur auf die eigentlichen Spartaner bezog, daß die unterjochten Lakonier in einem Unterthan- und die Heloten in einem Sklavenverhältnisse zu ihnen standen.

Die Heloten wurden als Staatseigenthum betrachtet und als solches den Bürgern zur Arbeitleistung übergeben, gewissermaßen in eine Art Pacht. Den auf diese Weise überlassenen Heloten die Freiheit zu schenken, stand keinem Bürger zu. Der Staat dagegen konnte über sie nach Gutdünken beschließen, sie frei geben oder ohne alle Ursache tödten lassen. Das Letztere geschah häufig, wenn ihre Anzahl eine gefahrdrohende Höhe erreichte. Man ließ alsdann eine Menge dieser Unglücklichen hinterlistig umbringen, woher es kommt, daß dieser Gebrauch unter dem Namen Kryptia (Hinterlist) in der Geschichte berüchtigt ist.

Die Regierungsform war ein Mittelding zwischen Königthum und Volksregiment, indem nämlich dem Namen nach Könige an der Spitze der gesammten Staatsverwaltung standen, die eigentliche Regierungsgewalt aber in den Händen der Volksversammlung (Ekklesia) lag, an welcher sämmtliche Bürger Theil zu nehmen berechtigt waren. Diese Ekklesia war die eigentliche gesetzgebende Versammlung, obgleich ihr Recht sich nur auf den Ausspruch zweier Worte beschränkte: Ja und Nein. Sie hatte ohne weitere Diskussion alle Vorschläge der Verwaltungsbehörde einfach zu bejaen oder zu verneinen. Diese Verwaltungsbehörde, welche von der Eigenschaft ihrer Mitglieder den Namen Gerusia (Rath der Alten) führte, bestand aus 30 Männern, nämlich aus den beiden Königen und 28 auf Lebenszeit gewählten Bürgern, welche jedoch nicht unter sechzig Jahre alt sein durften.

Die Wahl in den Rath der Alten geschah auf eine ganz eigenthümliche Weise: Die Bewerber traten einzeln in die Versammlung, von der sie mit Beifallsruf empfangen wurden. Bestimmte Personen, die sich in einem Zimmer befanden, von welchem aus sie Alles hören, aber nichts sehen konnten, mußten entscheiden, bei wessen Eintritt der Beifall am lautesten gewesen war, und dieser wurde Geront, d. h. Mitglied der Gerusia.

So unzuverlässig diese Art des Wahlaktes Manchem auch erscheinen mag, so ist doch gewiß, daß sie bei weitem weniger zu Wahlbestechungen gemißbraucht werden konnte, als die jetzt gewöhnliche Wahlart durch einzelne Abstimmung.

Außer ihrer Stimme in der Gerusia hatten die Könige nur noch die Würde eines obersten Priesters und das Amt eines Oberanführers im Kriege, in welchem Falle ihre Macht fast unumschränkt war. Doch wurde später zur Vermeidung von Zwistigkeiten ein Gesetz eingeführt, nach welchem jedesmal nur einer der beiden Könige ins Feld ziehen durfte, der andere aber in der Stadt bleiben mußte.

Eine eigenthümliche, aber unserer Meinung nach höchst zweckmäßige Behörde waren die erst später eingeführten Ephoren, eine Art oberster Staatsverwalter, welche, fünf an der Zahl, alljährlich gewählt wurden, theils um über die Aufrechthaltung der Gesetze zu wachen, theils um in der Ekklesia und Gerusia als Vorsitzer zu dienen, theils um über Krieg und Frieden zu beschließen, und endlich, um das Amt eines obersten Gerichtshofes auszuüben. Ihrem Ausspruche mußten sich selbst die Könige unterwerfen, die sie nach Gutdünken sogar absetzen konnten, wie wir dies an dem Beispiele des Demaratos gesehen haben. Die Macht des Ephorats war nun zwar auf diese Weise sehr unumschränkt, allein ein Mißbrauch derselben darum nicht leicht zu fürchten, weil die Wahl nur für ein Jahr galt.


Reiseanzug.

Da Lykurg zum Fundament seines Verfassungsgebäudes die Gleichheit aller Bürger erwählte, so hatte er einen Feind zu bekämpfen, an dessen Besiegung außer ihm noch alle Gesetzgeber alter und neuer Zeit gescheitert sind, einen Feind, der an dem Verderben eines Staates emsiger arbeitet, als alle Verschwörer und alle Tyrannen. Dieser Feind ist die unverhältnißmäßige Ungleichheit des Besitzthums. Lykurg wollte nicht reiche und arme, schwelgende und dürftige, sondern gleich wohlhabende Bürger in seinem Staate sehen, und wirklich gelang es ihm auch, durch eine gleichmäßige Vertheilung des Landeigenthums die gewünschte Vermögensgleichheit zu erzeugen, und durch strenge Verordnungen, sie zu erhalten.

Lykurg hatte die Ländereien der Spartaner in 9000, die der Landbewohner in 30,000 gleiche Theile getheilt, mit der Verordnung, daß kein Eigenthümer sein Grundstück verkaufen dürfe, daß das Besitzthum des Vaters stets auf den ältesten Sohn übergehen solle, im Fall es aber wegen Mangels männlicher Erben an eine Tochter fiele, diese sich nur mit einem Bürger verheirathen dürfe, der noch kein Eigenthum besäße.

Aber diese Bestimmungen — das sah Lykurg wohl ein — waren nicht hinreichend, um die nothwendige Erzeugung der Güterungleichheit zu ersticken; denn die Sucht nach Reichthum weiß alle Bestimmungen dagegen zu umgehen. Deshalb versuchte es Lykurg, das Uebel mit seiner Wurzel auszurotten, und also gleich jene Sucht nach Reichthum zu ersticken. Zu diesem Ende gab er eine Menge Gesetze, welche die persönliche Freiheit des Einzelnen durchaus vernichteten, und so freilich ihren Zweck erreichten.

Wir wollen uns diese Gesetze näher vorführen:

Die Kleidung war einfach und durchaus gleich; selbst der König durfte sich durch kein besonderes Kleidungsstück auszeichnen. Ein Rock und ein Mantel machte die ganze Bekleidung aus, welche ein Jahr lang unverändert getragen werden mußte. Gold, Edelsteine

und Schmuck irgend einer Art waren jedem Spartaner verboten, und die Lust daran hatte man dadurch vernichtet, daß nur den feilen Dirnen gestattet wurde, dergleichen zu tragen.

Die **Nahrung** war nicht minder einfach und ebenfalls für alle Bürger gleich. Um eine Kontrole über das Essen zu haben, wurden die Mahlzeiten (**Syssitien**) gemeinschaftlich und öffentlich abgehalten, und jeder Bürger war verpflichtet, zur Herstellung derselben einen gleichen Beitrag zu liefern. Dieser Beitrag eines Jeden bestand monatlich in 11 Metzen Gerstenmehl, 19 Maß Wein, 5 Pfund Käse, $2^1/_2$ Pfund Feigen und einer kleinen Summe Geldes zur Bestreitung sonstiger Bedürfnisse. Ein Hauptgericht bei den Syssitien war die sogenannte schwarze Suppe, von den Spartanern sehr geliebt, von weichlicheren Völkern aber verabscheut. Sie bestand aus einem Gemisch von Schweinefleisch, Blut, Salz und Essig. Alles Essen außer den öffentlichen Mahlzeiten war streng verboten, und nur Ermüdung von der Jagd konnte von der Theilnahme an den Syssitien befreien. Das Trinken war nur als Mittel gegen den Durst gestattet, und die Trunkenheit wurde verabscheut. Um den Jünglingen einen Ekel gegen dieses Laster beizubringen, machte man Heloten bis zur viehischen Gemeinheit betrunken und führte sie in diesem Zustande den Jünglingen vor.

Von den **Wohnungen** der Spartaner war aller Luxus entfernt, und um auch hierin eine Gleichheit möglich zu machen, bestand ein Gesetz, nach welchem zum Bau der Häuser und zur Verfertigung der Möbel keine anderen Werkzeuge benutzt werden durften, als Axt und Säge.

Aber selbst in der Lust am baaren **Gelde** sollte die Sucht nach Reichthum keine Nahrung finden. Deshalb wurde alles Gold- und Silbergeld abgeschafft und als Austauschmittel für den Verkehr Eisen geprägt, und zwar so, daß es zu nichts Anderem mehr zu gebrauchen, also für jeden weiteren Zweck werthlos war.

Auch die **Beschäftigung** der Spartaner war gleich; sie bestand in nichts, als in der Uebung zum Kriege. Zur eigentlichen Arbeit, zum Betriebe der Handwerke und des Ackerbaues wurden die Heloten verwandt.

Dem Spartaner durfte nur Bedürfniß sein, was zur Erhaltung des Lebens durchaus nöthig war; aber dies Leben selbst sollte ihm nicht als Zweck, sondern blos als Mittel erscheinen, nämlich als Mittel zum Kriege. Nur **ein** Gefühl durfte und mußte ihm theuer sein: die Liebe zum Vaterlande; aller Güter, die außer diesen Grenzen lagen, mußte er sich entäußern.

Aber Bürger von solchem Sinne werden nicht geboren; sie müssen **erzogen** werden, und darum machte die **Erziehung der Jugend** ein Hauptstück der Lykurgischen Verfassung aus; sie war ein Staatsinstitut, was in gewisser Hinsicht auch von der Ehe zu behaupten ist; denn man sah in ihr weiter nichts, als ein Mittel zur Erzeugung künftiger Staatsbürger.

Wer drei Kinder erzeugt hatte, genoß große Freiheiten; schenkte er dem Staate das vierte, so war er von allen Abgaben frei. — Eifersucht war aus der Ehe verbannt, denn sie konnte an der Erzeugung junger Staatsbürger hindern. Hatte nämlich ein alter oder untüchtiger Mann eine junge Frau, und ihm gefiel ein junger Mann, so begünstigte er ein Verhältniß zwischen diesem und seinem Weibe, um auf diese Weise Kinder zu erhalten; und eben so umgekehrt, wenn einem Manne, dessen Frau unfruchtbar war, das Weib eines Andern gefiel, so erlangte er von deren Manne sehr leicht die Erlaubniß zum vertrautesten Umgange. Eigentlicher Ehebruch, nämlich vertraute Verhältnisse **ohne Einwilligung** des betreffenden Ehegatten, war trotz Alledem ein unerhörter Fall.

Die Ehelosigkeit der Männer galt als durchaus schimpflich. Wer das Mannesalter erreicht hatte und nicht heirathete, wurde sogar öffentlich bestraft; denn alle Hagestolzen mußten einmal im Winter am kürzesten Tage völlig entkleidet um den Marktplatz gehen und ein zu ihrer Schmach gedichtetes Lied absingen; dann wurden sie von den Weibern

um einen Altar geführt und während dieses Umganges mit Ohrfeigen an ihre männlichen Pflichten erinnert. —

Auch auf die Achtung der Jugend hatte ein Hagestolz keinen Anspruch; kein Jüngling brauchte vor ihm aufzustehen; denn — wie ein Jüngling einem alten, aber ehelosen Feldherrn, vor dem er sitzen blieb, antwortete — „Du hast ja Keinen erzeugt, der einst vor mir aufstehen könnte."

Die Verfassung unterschied in Hinsicht des Alters Männer (über 30 Jahre), Jünglinge (über 20 Jahre) und Knaben (unter 20 Jahren). Der Mann war im vollsten Sinne des Wortes mündig; er erkannte nichts über sich als das Gesetz, er gehorchte und folgte nur diesem. Der Jüngling bildete die Uebergangsperiode vom Knaben zum Manne; er war der eigentlichen Erziehung entwachsen, aber noch nicht vollständiger Bürger. Seine Handlungen standen noch unter der Beaufsichtigung und Beurtheilung der Männer; er durfte keine Rechtshändel haben, mußte wie die Knaben den Alten seine Ehrfurcht beweisen dadurch, daß er sich vor ihnen erhob und ihnen zu jeder Zeit und an allen Orten Rede stand, und hatte die Verpflichtung, jedem Bürger unbedingt zu gehorchen.

Der Knabe fiel gleich nach seiner Geburt der Leitung des Staats anheim. Jedes neugeborne Kind wurde an einen bestimmten Ort gebracht, der Lesche hieß, und dort einer Besichtigung unterworfen. War das Kind krüppelhaft, so wurde es getödtet, indem man es von dem Gebirge Taygetos hinunterstürzte. War es von gesundem Aussehen und hielt es auch noch als ein Zeichen seiner Stärke ein Weinbad aus, so wurde es der Mutter zur ersten Erziehung zurückgegeben. Aber auch für diese erste Erziehung bestanden bestimmte Vorschriften: Kein Kind durfte in Windeln gewickelt oder in mehr als ein dünnes Hemdchen gekleidet werden; weder Kopf noch Füße wurden bedeckt. Zur frühen Gewöhnung an Furchtlosigkeit wurde das Kind häufig allein und im Finstern gelassen, und alles unnütze Weinen und Schreien streng gestraft.

Die mütterliche Erziehung dauerte bis zum siebenten Lebensjahre des Knaben; alsdann kam er in das Institut des Staats. An der Spitze desselben stand ein Mann, der Pädonom, unter ihm Jünglinge als Aufseher (Eirenen) der verschiedenen Knabenabtheilungen. Denn die Knaben wurden nach ihrem Alter in mehrere Klassen getheilt, damit die Erziehung gleichmäßiger betrieben werden konnte.

Grundzüge dieser Erziehung waren: Leibesübungen, Abhärtungen und Unterricht.

Die Leibesübungen bestanden in Ringen, Fechten, Jagen, Klettern, Schwimmen u. s. w. und wurden nackt abgehalten, häufig im Beisein der Mädchen, was ohne Zweifel viel dazu beigetragen hat, die Spartaner gegen alle Verlockungen der Sinne zu stählen; denn an das Anschauen nackter Formen des andern Geschlechts gewöhnt, fehlte ihnen der Reiz, zu verführen oder verführt zu werden.

Ein Hauptaugenmerk der Erziehung war auf die Abhärtung des Körpers gerichtet. Jede Entbehrung, jede Beschwerde, jeder Schmerz wurde ihnen auferlegt; Hunger, Durst, Kälte, Hitze, Wachen, Geißelhiebe, Alles mußten sie ertragen lernen, ohne ein Zeichen der Klage von sich zu geben; und wer sich am standhaftesten dabei zeigte, der erntete das meiste Lob. Eine Art Prüfung im Ertragen von Körperschmerzen war eine öffentliche Geißelung, der die Knaben jährlich im Tempel der Artemis unterworfen wurden. Ein Schimpf ruhte auf Dem, welcher einen Seufzer ausstieß, und oft fielen die Gegeißelten todt nieder, ohne einen Laut von sich gegeben zu haben. Das Ruhelager der Knaben bestand in Schilf; ihre Kost wurde ihnen in so kargen Portionen zugemessen, daß sie niemals satt werden konnten. Doch war es ihnen erlaubt, von Anderen zu stehlen, vorausgesetzt, daß sie sich nicht ertappen ließen, denn in diesem Falle wurden sie hart gestraft, nicht wegen des Diebstahls, sondern wegen ihrer Ungeschicktheit. Durch diese Erlaubniß zur Dieberei sollten die Knaben in der List für den Krieg geübt werden. Ein vorgekommener Fall beweist, wie viel Werth man darauf legte, beim Diebstahle nicht ertappt zu werden.

Ein Knabe hatte einen Fuchs gestohlen und unter seinem Rocke verborgen. Man hielt ihn an; er aber wollte seine Beute nicht zeigen; und ob ihm der Fuchs auch den Leib zerfleischte, der Knabe verzog keine Miene, bis er todt niederfiel.

Der Unterricht der Knaben war sehr unvollkommen. Nothdürftiges Lesen und Schreiben war Alles, was der angehende Krieger brauchte, und Künste und Wissenschaften wurden von den Spartanern verachtet. Selbst die Redekunst entging diesem Schicksal nicht. Dagegen wurden die Knaben geübt, jedes Vorkommniß schnell und richtig aufzufassen und ihre Gedanken kurz und kernig auszudrücken. Sie durften nicht viele Worte machen, sondern mußten in wenig Worten viel sagen, und daher kommt es, daß man noch heute jede wortarme aber geistreiche Rede eine lakonische nennt.

Einige Beispiele solcher lakonischen Aussprüche mögen hier am Platze sein:

Ein schlechter Kerl fragte einst den Demaratos, wer der beste Spartaner sei. „Der dir am wenigstens ähnlich ist!" war die Antwort. — Ein athenischer Redner nannte die Spartaner ungelehrig. „Recht", gab man ihm zur Antwort, „denn von allen Hellenen sind wir die einzigen, welche nichts Böses von euch lernten."

Einem Jüngling wurden Hähne angeboten, die sich zu Tode streiten könnten. „Nein doch", erwiederte er, „ich wünsche solche, die andere zu Tode streiten".

Ein Spartaner las in einer Inschrift: „Die einst Tyrannenmacht löschten, sanken sterbend dahin". Er sagte hierauf: „Es ist ihnen Recht geschehen, warum ließen sie die Tyrannenmacht nicht verbrennen?"

Philipp von Makedonien schrieb einst nach Sparta, man solle ihn in die Stadt aufnehmen. Das Antwortschreiben lautete: „Nein!"

Als er hierauf drohte, ihr Land zu verwüsten, wenn er mit seinem Heere über die Grenze gekommen sei, erhielt er zur Antwort: „Wenn".

Wie oben erwähnt, war der Krieg die Lebensaufgabe des Spartaners, und Lykurg hatte nichts versäumt, um seine Bürger in dem Kriege auch den höchsten Genuß finden zu lassen, dessen ein spartanisches Herz fähig war. Seine Gesetze über das Kriegswesen haben Alles erschöpft, was dazu dienen könnte, aus Sparta einen unbesiegbaren Kriegsstaat zu machen. Und dieser Kriegsstaat hätte die Welt erobert, wenn — die Verfassung nicht an ihrem Erbübel, der Unfreiheit, zu Grunde gegangen wäre.

Die Gebräuche, welche sich auf das Lykurgische Kriegsgesetz stützten, waren ganz dazu geschaffen, Tapferkeit und Todesverachtung als die höchsten männlichen Tugenden erscheinen zu lassen. Das Wegwerfen des Schildes machte ehrlos, denn dies Wegwerfen war ein Zeichen der ergriffenen Flucht, wie es denn auf der andern Seite für eine Ehre galt, als Verwundeter oder Todter auf dem Schilde aus der Schlacht getragen zu werden. Daher sagte auch eine Spartanerin, indem sie ihrem Sohn den Schild überreichte: „Kehre zurück entweder mit diesem oder auf diesem." — Das Kriegskleid des Spartaners war roth, weil — wie man sagt — der Feind das Blut nicht sehen sollte, welches er vergoß.

Die Krieger schmückten ihr Haar mit Kränzen, ehe sie in die Schlacht gingen, und beim Klange der Musik, unter dem Absingen begeisternder Lieder zogen sie dem Feinde entgegen. Dies gab der Schlacht den Charakter einer Festlichkeit und dem Tode ein freundliches Antlitz. Derjenige, der dann im ehrenvollen Kampfe gefallen war, wurde mit Lorberkränzen geschmückt zur Erde bestattet, wenn er durch seine Tapferkeit nicht vielmehr eine Beerdigung in dem rothen Kriegskleide verdient hatte, wodurch eine noch größere Ehrenbezeigung ausgedrückt ward. In beiden Fällen aber wurde dem Grabe des Gestorbenen ein Denkstein mit der Namensinschrift gestattet, eine Auszeichnung, die nur den in der Schlacht Gefallenen zu Theil werden konnte, vorausgesetzt, daß ihre Wunden sich nicht auf dem Rücken befanden, denn dies wäre ein Zeichen gewesen, daß sie dieselben auf der Flucht empfangen. Ein Flüchtling aber war der ehrloseste der Menschen: er war für immer ausgeschlossen von jeder Ehrenstelle, von der Theilnahme an den Kriegsübungen

von jedem Rechte eines freien Spartaners; er wurde weniger geachtet, als ein Helot. — Vor dem Vollmonde des Monates Karneos (der in unsern August fällt) durften die Spartaner nicht ins Feld ziehen, denn sie feierten vom siebenten bis sechzehnten dieses Monats dem Phöbos ein Fest. Dieses Gesetz brachte sie darum, an dem schönsten Siege Theil zu nehmen, den die Griechen jemals erfochten.

Gewiß würden wir über dieses monströse, aber nichtsdestoweniger interessante Gesetzgebungswerk noch viele wichtige Mittheilungen haben, wenn Lykurg es nicht verschmäht hätte, das Produkt seiner Forschung niederzuschreiben. So aber zog er es vor, sein Gesetz von Mund zu Munde forterben zu lassen, wie man sagt, damit das Volk es nur in seinem Herzen trage, in Wahrheit wol, um zu verhindern, daß über dem Buchstaben der Geist zu Grunde gehe, wie das leider bei so vielen Urkunden der Fall ist.

Wie schon erwähnt, bildete sich die Verfassung der übrigen Staaten des Peloponnes im Wesentlichen nach der spartanischen, wenn auch hier und da die Regierungsform eine andere war. So sehen wir in dem durch seine mächtigen Gebirge eingeschlossenen, unzugänglichen, aber höchst reizenden und von einem freiheitsliebenden Hirtenvolke bewohnten Arkadien eine Menge Städte, deren jede einen besondern Freistaat bildete, obgleich wir an der Spitze des Landes einen König finden.

Argos, vor der Oberherrschaft Sparta's das wichtigste Reich des Peloponnes, von welchem oftmals alle Griechen Argiver genannt wurden, hatte nur in der heroisch-mythichen Zeit Könige, schaffte das Königthum aber bald nach der griechischen Völkerwanderung ab, nachdem der wackere König Pheidon eine Verfassung gegründet hatte, zufolge deren jeder Bürger, welcher im Stande war, ein Pferd zu halten, Antheil an der Regierung erhielt. — Achaja bestand aus 12 Städten, deren jede mit ihrem Gebiete einen unabhängigen Freistaat bildete, abgleich alle diese Republiken in einem Schutz- und Trutzbündniß mit einander standen.

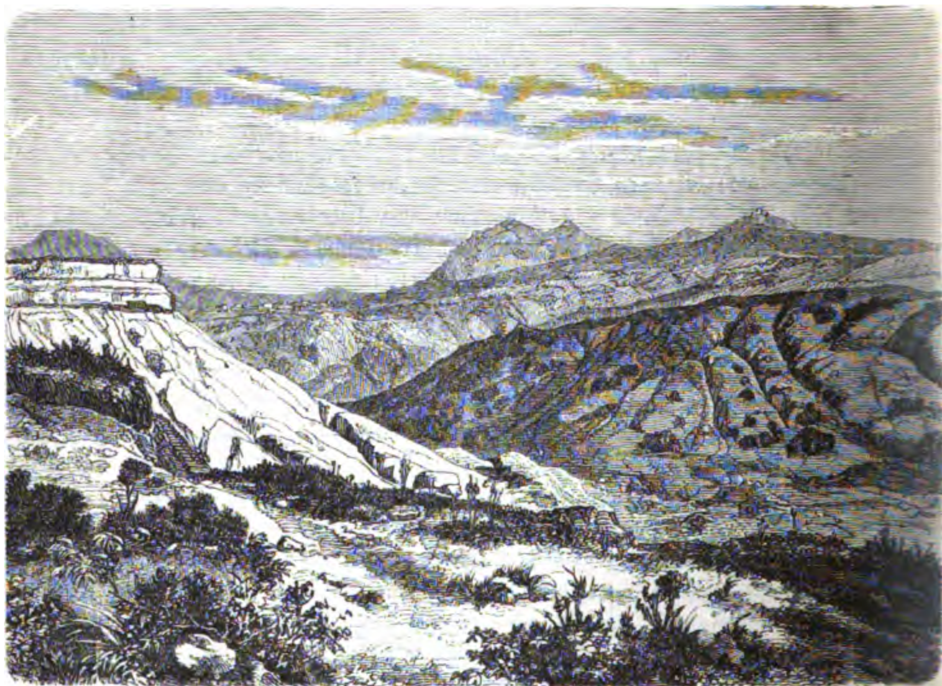
Korinth, nach Sparta der wichtigste Staat des Peloponnes, besonders ausgezeichnet durch seinen blühenden Handel und seine herrliche Baukunst, umschloß ein freiheitliebendes Volk, das stets bereit war, gegen eigene und fremde Tyrannen in die Waffen zu treten. Das Reich wurde Anfangs von beschränkten Königen regiert, deren Würde jedoch schon um 800 v. Chr. abgeschafft und durch einen Rath von 200 Herakliden ersetzt wurde, die sich von einem ihrer Vorfahren Bakchis das Geschlecht der Bakchiaden nannten. Korinth erhielt also dadurch eine aristokratische Verfassung, bis sich etwa um 600 v. Chr. ein Mann, Namens Kypselos, zum Tyrannen aufwarf und zum Segen für die Volksrechte regierte. Auch sein Sohn Periander wandelte auf diesem Wege; allein nach dessen Tode wurde die Tyrannis wieder aufgehoben und die frühere aristokratische Republik an ihre Stelle gesetzt.

Einen ganz anderen Charakter als in der spartanischen sehen wir in der athenischen Verfassung. Hier ist nicht die Gleichheit, sondern die Freiheit der Bürger die Grundlage des Gebäudes, welches Solon aufgeführt: das Volk war sein eigner Herr; es regierte sich selbst; es gab weder dem Namen noch dem Wesen nach Könige; Athen war von Anfang an eine reine Republik. Die Verfassung Athens vor Solon hat keine historische Bedeutung, und das Wenige, was daraus merkenswerth ist, haben wir bereits angeführt. Hier haben wir unser Augenmerk vorzugsweise auf das Solonische Verfassungsinstitut zu richten, als auf dasjenige, welches nicht blos für Griechenland, sondern auch für die Welt von Einfluß gewesen ist, denn ohne diese humane und liberale Verfassung gab es vielleicht keine griechische Bildung, von deren Einfluß bis auf den heutigen Tag wir bereits im Eingang zur Geschichte Griechenlands geredet haben.

Daß in dem freien Griechenland die Sklaverei in einem so ausgedehnten Maße bestand, wie wir sie heutzutage nur noch in Südamerika treffen, hat nichts Befremdendes, wenn man die Verhältnisse näher ins Auge faßt. Der Krieg hatte damals den Zweck

der Vernichtung; man war zu patriotisch, um in dem besiegten Feinde einen künftigen Bürger des besiegenden Staates zu sehen, einen Menschen, der es mit dessen Wohlfahrt gut meinen könne; der Patriotismus erblickte in jedem Ausländer einen Feind des eigenen Landes und so blieb nichts übrig, als die besiegten Feinde zu tödten oder zu Sklaven zu machen. Klugheit und Eigennutz, vielleicht auch Menschlichkeit, entschied sich für das Letztere.

Das Los der athenischen Sklaven mag wol gegen das der übrigen beneidenswerth gewesen sein. Zwar waren auch sie das völlige Eigenthum ihrer Herren, deren Namenszeichen man ihnen am Körper einbrannte, auch sie wurden im Allgemeinen dem thierischen Genossen gleichgeachtet und waren vom Genuß der meisten bürgerlichen Rechte gänzlich ausgeschlossen; indessen sie konnten unter gewissen Bedingungen Güter erwerben, konnten durch die Güte ihrer Herren oder durch wichtige Dienste, die sie dem Staate leisteten, ihre Freiheit erlangen.



Gegend von Korinth.

Weiterhin konnte ein Sklave der sich von seinem Herrn gar zu übel behandelt fand, in den Theseustempel als in ein Asyl flüchten und dadurch den grausamen Herrn wenigstens zwingen, ihn an einen Andern zu verkaufen.

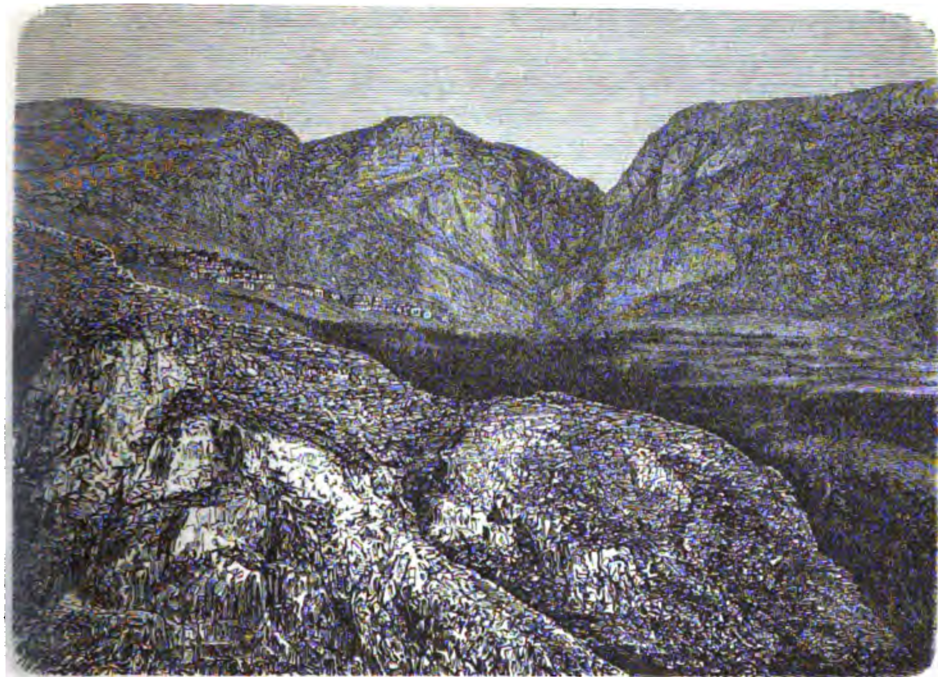
Bei dem ganzen athenischen Volke, dessen Zahl sich auf 450,000 Seelen belief, hat man zu unterscheiden: **Bürger** (Politai), deren Anzahl 20,000 nicht übersteigen durfte, **Schutzbürger** (Metoikoi), Eingewanderte, die das Bürgerrecht nicht erlangten und verpflichtet waren, sich einen Bürger zum Beschützer (Patron) zu wählen; **Fremde** (Xenoi), solche Leute, die sich nur vorübergehend in Athen aufhielten, und **Sklaven**.

Abgesehen von dieser Unterscheidung in Bürger, Schutzbürger und Fremde bestand schon von Alters her eine Eintheilung des ganzen Volkes in **vier Phylen** (Volksstämme) und 174 **Demen**. Diese Eintheilung behielt Solon zwar bei, stellte ihr jedoch eine andere, nach Maßgabe des Vermögens der Bürger, noch zur Seite: nämlich die **vier Klassen**. Die **erste Klasse** (die der **Pentakosiomedimnos**) umfaßte alle Bürger, welche jährlich wenigstens 500 Medimnos (etwas über 220 Hektoliter) Getreide ernteten oder aber

wahrscheinlich eine diesem Werthe gleichkommende Einnahme hatten. Zur zweiten Klasse (den Hippadateluntes) gehörten diejenigen Bürger, welche ein Pferd halten konnten oder 300 Medimnos ernteten. Zur dritten Klasse (den Zeugiten) zählten die, welche 200 Medimnos Einkünfte besaßen, und zur vierten Klasse (den Thetes) alle ärmeren Bürger. Diese Eintheilung bestand wahrscheinlich nur zur Regulirung des Steuerwesens, indeß weiß man auch, daß die letzte Klasse von der Theilnahme an den Aemtern der Verwaltung ausgeschlossen war.

Die gesammte Staatsregierung war auf vier Körper vertheilt: auf die Volksversammlung (Ekklesia), den Großrath, die Archonten und den Areopagos.

In der Volksversammlung hatte jeder wirkliche Bürger Sitz und Stimme. Das Recht derselben bestand in Besprechung der vorgeschlagenen Gesetze und dann der Abstimmung darüber.



Das Thal von Delphi mit dem Parnassos.

Die Volksversammlung wurde von einem Vorsitzer geleitet. Nach Eröffnung derselben wurde die Geschäftsordnung von einem Herolde vorgetragen und sodann ein Aufruf an die Männer über 50 Jahre erlassen, um über die Vorschläge ihre Reden zu halten. Hatten die Alten geredet, so stand jedem Manne über 30 Jahren das Recht der Meinungsäußerung zu. Nach geschlossener Diskussion wurde zur Abstimmung durch Ballotage geschritten, indem jeder Bürger zu diesem Behufe bei seinem Eintritte in den Versammlungsort eine Anzahl kleiner Steinchen (früher Bohnen) erhielt, die zur Abstimmung in eigens dazu vorhandene Gefäße geworfen wurden.

Der Großrath bestand aus 400 Mitgliedern, welche alljährlich (100 aus jeder Phyle) durch Los gewählt wurden, wobei indeß die Bewerber mindestens 30 Jahre alt und von unbescholtenem Rufe sein mußten. Diesem Großrathe lag die eigentliche Verwaltung des Staates ob mit der alleinigen Befugniß, Gesetzvorschläge an die Volksversammlung gelangen zu lassen, obgleich auch zu diesem Behufe jeder Bürger das Recht hatte, seine Ideen dem Großrathe zur Beförderung an die Ekklesia vorzutragen.

Die Ordnung in der Verwaltung des Großrathes war folgende: Die Räthe jeder Phyle wechselten während ihres Jahres in der Leitung der Geschäfte ab, zu welchem Zwecke sie aus ihrer Mitte 40 Glieder wählten, die nun 35 Tage lang den Vorsitz in der Regierung führten. Während dieser Zeit hießen sie Prytanen, daher ein solcher Zeitraum von 35 Regierungstagen Prytaneia und das Regierungsgebäude Prytaneion genannt wurde. Aus den 40 Prytanen wählte man nun wieder für die Dauer von sieben Tagen 10 Glieder als Vorstand der Prytanis, welche für diese Zeit Proedroi genannt wurden. Aus ihnen wurde dann wieder für die Dauer eines Tages ein Präsident gewählt, welcher Epistat hieß. Der Großrath hatte die Verpflichtung, am Ende seines Verwaltungsjahres der Volksversammlung Rechenschaft über dasselbe abzulegen. Da nun der Ekklesia das Recht zustand, wegen unordentlicher Verwaltung über den Großrath eine Strafe zu verhängen, so hatte dieser die Befugniß, während des Verwaltungsjahres unredliche oder nachlässige Räthe sofort auszuscheiden, für welche Fälle stets Stellvertreter bereit sein mußten. In dieser jährlichen Rechenschaftsablegung lag eine außerordentliche Bürgschaft für das Volk, und nicht leicht wagte es ein Rath, von der gesetzlichen Bahn abzuweichen.

Die Archonten, welche Solon mit sehr wesentlichen Beschränkungen ihres Wirkungskreises beibehielt, haben wir bereits bei der Geschichte ihrer Entstehung kennen gelernt. Sie sanken durch die Solonische Verfassung von Regenten zu richterlichen Behörden für bestimmte Rechtszweige herab.

Der Areopagos bestand schon von uralter Zeit her als eine Art Tribunal für Hauptverbrechen. Er hielt seine Sitzungen (Pagos) früher auf dem Berge des Ares, daher sein Name. Solon behielt das Institut nicht allein bei, sondern er erweiterte sogar seine Befugnisse, um in ihm dem Staate eine Schranke zu geben gegen das wild demokratische Anstürmen des Volkes. So kam es, daß der Areopag nicht allein alle Kriminalsachen zur Entscheidung behielt, sondern auch noch die obere Aufsicht über die Verwaltung des Staates, über die Geschäftsführung der Beamten, über die Beachtung der Gesetze, der Sitten u. s. w. Zur Zeit seiner höchsten Macht hatte er sogar die Befugniß, die Beschlüsse der Volksversammlung zu verwerfen, im Fall sie ihm unbillig oder ungesetzlich erschienen.

Alle Kriminalfälle, welche vor den Areopag kamen, wurden nur im Dunkeln verhandelt und entschieden. Die Finsterniß sollte die Richter abhalten, sich durch das Gesicht und die Persönlichkeit des Angeklagten bestechen zu lassen. Dieser Grund ist indeß ungenügend; denn wenn die Richter auf der einen Seite durch das Nichtsehen des Angeklagten auch vor jener am Ende doch seltenen Art der Bestechung bewahrt bleiben, so entgehen ihnen dafür auf der andern Seite auch die vielen Mittel, welche das persönliche Anschauen des Angeklagten für die Erforschung der Wahrheit darbietet.

Der Areopagos wurde nur aus denjenigen der abgetretenen Archonten ergänzt, deren Verwaltung man bei der Prüfung für gut und gesetzlich erklärt hatte. Die Würde der Mitglieder war lebenslänglich; ihre Zahl belief sich auf mehr als 300. Eine Eigenthümlichkeit dieses Gerichtshofes war der Schein von Feierlichkeit und Ernst, womit er sich zu umhüllen strebte. Doch waren seine Sitzungen nichtsdestoweniger öffentlich. Sie wurden unter freiem Himmel abgehalten.

Einen großen Theil seiner Sorgfalt hatte Solon der Rechtspflege zugewendet. Hier ging er von dem richtigen, aber besonders in unserer Zeit viel zu wenig berücksichtigten Grundsatze aus: daß das beste Mittel, die menschliche Unvollkommenheit der Richter zu heben und die Parteien vor den persönlichen Ansichten und Leidenschaften derselben zu schützen, darin bestehe, eine möglichst große Anzahl von Richtern über die Rechtsfälle abstimmen zu lassen. Da nun bei einfachen Gesetzen es keiner Rechtsgelehrsamkeit, sondern blos der Vernunft bedarf, um richtig zu urtheilen, die meisten Bürger also im Stande sind, das Richteramt zu versehen, so hatte Solon die Zahl der aus sämmtlichen Bürgern zu wählenden Rechtsgeschworenen, aus denen das Richterpersonal der atheniscchen

Gerichte gebildet werden mußte, auf 6000 festgestellt. Ausgeübt wurde die Rechtspflege außer von dem Areopag und den Archonten noch von vier peinlichen und sechs bürgerlichen Gerichtshöfen. Das erste der vier peinlichen Gerichte war das der Epheten, das größte der sechs bürgerlichen das der Heliasten. Bei jenem betrug die Zahl der Mitglieder mindestens 51, die sämmtlich über fünfzig Jahre alt sein mußten; dieses durfte niemals unter 50 Beisitzer zählen, denn die gewöhnliche Anzahl seiner Mitglieder war 500, die bei besonders wichtigen Fällen auf 1000, auf 1500, ja selbst auf 2000 vermehrt werden konnte. Man sieht, wie sehr der edle Gesetzgeber es sich hatte angelegen sein lassen, das Leben, die Freiheit und das Eigenthum der Staatsbürger gegen jede Willkür zu sichern, und hier müssen wir bei einem Blicke auf die neuere Zeit mit tiefem Schmerze erkennen, daß, während die Geschichte um zwei Jahrtausende vorwärts schritt, die Rechtsgrundsätze der Menschen um zwei Jahrtausende zurück gegangen sind!

Bei der athenischen Rechtspflege haben wir noch eines höchst eigenthümlichen Volksgerichtes zu erwähnen, welches die Griechen Ostrakismos (Scherbengericht) nannten, und dessen Zweck es war, den Staat von solchen Männern zu befreien, die sich durch großen Reichthum oder selbst durch hervorragende Verdienste einen so starken Einfluß auf das Volk verschafft hatten, daß die Freiheit dadurch bedroht wurde, die Republik also Gefahr lief.

Durch den Ostrakismos verbannte das Volk dergleichen Männer auf zehn Jahre aus Athen und vernichtete auf diese Weise in den meisten Fällen den gefährlichen Einfluß und mit ihm den Grund zu blutigen Bürgerzwisten.

Die Art, wie der Ostrakismos ausgeübt wurde, war eben so eigenthümlich wie das Gesetz selbst. Jeder Bürger, welcher sich veranlaßt fand, für die Verbannung eines andern zu wirken, nahm einen Ziegel oder Scherben (Ostrakon), schrieb darauf den Namen Desjenigen, dessen Verbannung er wünschte, und legte den Scherben auf dem Markte an dem dazu bestimmten, mit einem Gitter versehenen Orte nieder. Wenn ungefähr 6000 solcher Scherben vorhanden waren, so wurden dieselben gezählt. Fanden sich wirklich 6000 vor, so begann das Gericht: Die Scherben wurden nach den Namen sortirt, und über denjenigen Bürger, der die meisten Stimmen gegen sich hatte, wurde das Verbannungsurtheil ausgesprochen, zufolge dessen er sich aus Athen entfernen mußte, ohne jedoch seiner Güter und sonstigen Rechte verlustig zu gehen.

Eines der wichtigsten Institute eines Staates ist sein Codex, das Buch der Gesetze, durch welches festgesetzt wird, welche Handlungen erlaubt und welche verboten sind, was der Staatsbürger zu thun und was er zu lassen hat, was sein eignes Recht und was das Recht des Andern ist. Je mehr Handlungen ein solches Gesetz erlaubt, und je mehr es überhaupt nur diejenigen verbietet, wodurch die Rechte Anderer verletzt werden, desto mehr entspricht das Gesetzbuch der Freiheit, desto liberaler ist es. Das Solonische Gesetzbuch wurde im Alterthume sehr gepriesen, und viele Bestimmungen desselben gingen in die Gesetzgebungen manches andern Volkes, z. B. der Römer, über. Sie mögen auch wol die Wohlfahrt des Volkes im Auge gehabt, vielleicht sogar befördert haben, aber daß sie häufig mit dem Recht im Widerspruche standen, läßt sich bei aller Ehrfurcht vor dem weisen Sinne des edlen Gesetzgebers nicht in Abrede stellen, wovon sich Jeder überzeugen kann, der jene Bestimmungen vorurtheilsfrei prüft. Daß wir uns bei Anführung dieser Gesetze auf Bruchstücke beschränken müssen, versteht sich wol von selbst, und so sind es denn auch nur die eigenthümlichsten Gesetzbestimmungen, welche wir hier vorführen:

Die Seisachteia (Entlastung) hob, um das Los jener Aermeren zu erleichtern, deren Gut und Person ihren Gläubigern in der Regel ganz verfallen war, sämmtliche Schulden auf. Zugleich trat für die Folge die Bestimmung in Kraft: daß kein Gläubiger die Person seines Schuldners in Haft nehmen und dadurch seine Freiheit beschädigen dürfe.

Wenn ein Aufstand ausbrach und das Volk sich in politische Parteien spaltete, so war jeder Bürger gezwungen, sich für eine der Parteien zu erklären. Der Indifferentismus,

d. h. die Gleichgiltigkeit gegen diese Vaterlandsangelegenheit wurde mit Landesverweisung, mit dem Verluste des Vermögens und des Bürgerrechts bestraft. Der Grund dieses allerdings ungerechten Gesetzes lag in der alten und immer wieder neuen Erfahrung, daß bei einer politischen Spaltung die offenbare Gegenpartei dem Wohle des Staates lange nicht so gefährlich ist, wie es die Indifferenten sind. Wenn alle Bürger gezwungen werden, sich für die eine oder die andere Ansicht zu erklären, so erzeugt sich um so schneller eine Majorität; eine gute Sache geht eher durch und eine schlechte eher zu Grunde.

Bei der Schließung von Ehen durfte keine Braut irgend eine Aussteuer mit bekommen. Dies freiheitbeschränkende Gesetz sollte die eigentlichen Geldheirathen verhindern; aber gewiß konnte keine Bestimmung leichter umgangen werden als diese.

Das Erbrecht wurde auf eine Grundlage gebracht, wie sie größtentheils noch heute besteht: Testamentserben, natürliche Erben, Verbot der Erbschleicherei.

Auf den Müßigang stand eine Strafe, die wol mehr zu den moralischen gerechnet werden muß, also den eigentlichen Charakter einer Strafe nicht hat. Wer dreimal des Müßigganges überwiesen war, wurde unehrlich.

Der Sohn war nicht verpflichtet, seinen alten Vater zu ernähren, wenn dieser es versäumt hatte, seinen Sohn durch Erziehung und Unterricht dazu in den Stand zu setzen. Wer sonst seine Eltern nicht unterhielt oder sein Vermögen verschwendete, galt für unehrlich.

Der beleidigte Ehegatte hatte das Recht, den auf der That betroffenen Ehebrecher zu tödten. — Feigheit wurde mit Entziehung von Ehrenrechten gebüßt.

Injurien, Verleumdungen u. dgl. wurden mit Geldstrafen belegt; eben so Weiberraub und gewaltsame Entführung, letzteres Verbrechen mit 100 Drachmen (ungefähr 72 Mark).

Gewöhnlicher Diebstahl wurde mit den gewöhnlichen Strafen geahndet, Diebstahl unter erschwerenden Umständen aber mit dem Tode; eben so der Mord.

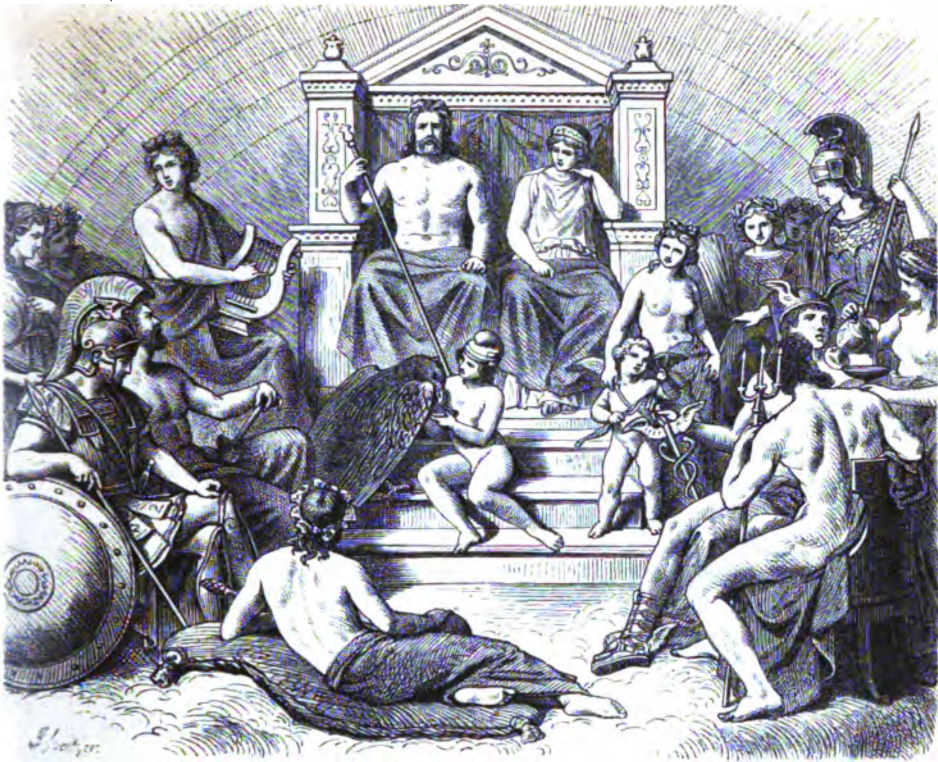
Obrigkeitliche Personen erlitten strengere Strafen als das Volk; so wurde der erste Archon für eine Trunkenheit mit dem Tode gestraft.

Für jede Rechtsverletzung, deren Zeuge ein Bürger war, konnte er als Kläger auftreten, selbst gegen den Willen des Verletzten. Wer möchte nicht in diesem Gesetze eine Anmaßung des Gesetzgebers erkennen, von der man selbst in heutiger Zeit wenig Beispiele findet? So sieht man häufig neben der größten Weisheit die größte Beschränktheit.

Alle Gesetze, welche sich auf die Handlungen Einzelner bezogen, waren auf hölzerne Tafeln geschrieben, die sich um eine Achse drehen ließen, und wurden davon Axones genannt. Diese Einrichtung hatte den Zweck, einen Jeden in den Stand zu setzen, die Verordnungen jederzeit durchlesen zu können. Die Gesetze, welche die öffentliche Ordnung betrafen, waren auf dreieckige steinerne Tafeln eingegraben und hießen Kyrbes.

Die Verfassung erlitt später durch Kleisthenes einige Erweiterungen, indem derselbe namentlich statt der vier Phylen deren zehn anordnete und aus jeder derselben 50 Großrathsglieder erwählen ließ, so daß die Anzahl derselben sich auf 500 belief. Im Wesentlichen aber blieb die Solonische Verfassung, welche ihr Stifter auf 100 Jahre hatte beschwören lassen, lange Zeit hindurch bestehen und trug unendlich viel dazu bei, Athen auf die hohe Stufe politischer und intellektueller Macht zu heben, auf welcher wir es noch lange Zeit hindurch erblicken werden.

Daß die übrigen Staaten von Hellas sich im Allgemeinen der athenischen Verfassung anschlossen, haben wir bereits erwähnt, und namentlich gilt dies von Platäa und Thespiä, welche sich sogar eng mit Athen verbündeten. Die Städte Böotiens, die lauter einzelne Republiken ausmachten, reichten sich zu einem großen Vereine, dem sogenannten böotischen Städtebunde, die Hände, und bildeten so eine nicht unansehnliche Macht, auf deren Spitze sich bald die Republik Theben erhob.



Götterversammlung im Olymp. Zeichnung von C. Schweitzer.

Religion.

Die alten Pelasger (worunter die Urgriechen mit verstanden sind) dienten, wie Herodot sagt, „namenlosen Göttern“ das heißt, sie hatten eben gar keine Religion in unserem Sinne und verehrten und fürchteten die Natur in ihren verschiedenen Aeußerungen. Erst als sie mit Phönikiern, Kleinasiaten und endlich mit Aegyptern in Berührung kamen, gewannen die Naturkräfte Namen. Die fremden Götter wurden angenommen, obwol man ihre Namen und wol auch die Art sie zu verehren änderte. Bel wurde Zeus und seine weibliche Form war Dione, die man im alten Heiligthum zu Dodona verehrte, und deren Willen man durch allerlei Mittel und Zeichen zu erforschen suchte. Nach diesem Orakel entstand ein anderes zu Delphi, welches in der Heroenzeit noch nicht die große Bedeutung hatte, die es später erlangte. Eigentliche Priester gab es nicht; wie bei den Indern im Pendschab verrichtete das Stammoberhaupt, der König, die Opfer. Es gab aber Seher, Männer, die den Ruf erworben hatten, daß sie mit den Göttern in näherem Verkehr stünden, und die man daher befragte, wenn man irgend ein Unternehmen beabsichtigte. Solche Seher waren Orpheus, Kalchas, der Seher der Griechen im Trojanischen Kriege, Amphiaraos im Epigonenkrieg und Andere.

In dieses unbestimmte Göttergewirre suchten eben diese Seher Ordnung und System hinein zu bringen und unter Denen, die dies unternahmen, nennt man Orpheus, Homer, und den Dichter Hesiod. Obwol die späteren griechischen Philosophen sehr verschiedene Anschauungsweisen hatten, so kann man doch Folgendes als am allgemeinsten angenommen betrachten:

Das Urelement der Welt, ihr Grundstoff, war die Natur oder das Chaos, welches als eine ungeordnete Masse im dunklen Raume schwebte. Daraus bildeten sich zuerst

die Erde (Gäa), die Unterwelt (Tartaros), der Zeugungstrieb (Eros), d-
ewige Dunkel (Erebos) und die Nacht (Nyx). Aus der Vereinigung der beide
letzteren entstanden das ewige Licht (Aether) und der Tag (Hemera). Wie dies Al-
aus dem Chaos entsprang, so entstand wieder aus der Erde der Himmel (Uran-
das Meer (Pontos) und das Gebirge (Ore).

Gäa läßt aus sich den Sternenhimmel, den künftigen Sitz der seligen Götter e-
stehen; aus dem Innern der Erde treiben die hohen Urgebirge hervor, die Wohnung-
der Nymphen und Satyrn gebiert das unfruchtbare Weltmeer. Riesenhaft-furchtbar
Wesen, eine Personifizirung der Naturkräfte und Naturerscheinungen, entstanden aus die-
Vereinigung oder dem Ineinanderwirken der Erde mit dem Himmel oder der Erde m-
dem Meere. Diese Wesen (Uraniden, Titanen, Giganten, Kyklopen) näherte-
sich bereits der Natur des Menschen, waren aber immer noch so gewaltig und vollkomme-
daß sie noch nicht an einen Wohnplatz auf der Erde gefesselt erschienen. Aus dem Z-
sammenleben und der Vereinigung derselben entstanden nun die verschiedenen Götter-
geschlechter, Gestalten von menschlicher Bildung, aber übermenschlicher Macht, und n-
theilweise an die Erde gebunden. Dies waren die Geschlechter des Kronos und des Ze-

Aus der Zwietracht, in welche diese zuweilen unter sich oder mit anderen höhe-
Wesen und Gewalten geriethen, gingen furchtbare Kämpfe hervor, infolge deren d-
Erde und Himmel erbebten und wüst durcheinander geworfen wurden. Durch sol-
Kämpfe wurden ganze Geschlechter vernichtet. Vom Olymp herab stritten die Kronide-
unterstützt von den entfesselten Kyklopen gegen die Titanen, bis nach jahrelangem Ringe-
die letzteren den Blitzen des Zeus erlagen. Zwar entstanden neue, aber doch immer wiede-
unvollkommnere Göttergestalten; denn die Nachkommen der Götter waren schon Wese-
von gewöhnlicher menschlicher Bildung. Da sie aber doch damit noch außergewöhnlich-
Kräfte und Fähigkeiten verbanden, so hießen sie Halbgötter oder Heroen, die wei-
lichen Heroinen. Unter diesen sagenhaften Menschen, von denen mehrere schon in di-
Geschichte hinüber spielen, machten sich durch ihre Thaten besonders bemerkenswerth
Deukalion und sein Weib Pyrrha, Herakles, Pelops, Kekrops, Danao-
Bellerophon, Kastor und Pollux, Ariadne, Perseus, Theseus und viele ander-
Die nächsten Nachkommen dieser Halbgötter sehen wir schon in Völkervereine zusamme-
treten, um gemeinschaftliche Unternehmungen auszuführen. Man sieht hier vor der En-
stehung des Menschen eine große Menge Wesen sich erzeugen, welche großartiger und vol-
kommener sind als der Mensch. Alle diese Wesen nun, die Naturgegenstände, Natur-
erscheinungen, Naturkräfte u. s. w., galten den Griechen als Götter; das ganze Weltall war
ihnen Gottheit, d. h. die griechische Religion war Pantheismus.

Je vollkommener und großartiger jene Phantasiegeschöpfe waren, desto größer wa-
der Rang, den man ihnen in der Götterlehre anwies, und so finden wir denn unter de-
griechischen Göttern eine völlige Rangordnung, die von dem Gotte des Himmels und de-
Erde hinuntergeht bis zu den Göttern einzelner Haine und Flüsse.

Die Vorstellung, welche man sich von diesen übermenschlichen Wesen machte, war ein-
rein menschliche: man dachte sie sich von menschlicher Körperbildung mit menschlichen Lei-
denschaften und Schwächen; und aus dieser Vorstellung entsprang denn auch die ander-
nach welcher man die Götter nicht als die Naturgegenstände selbst, sondern als dere-
Regierer betrachtete; also z. B. den Phöbos nicht als die Sonne, sondern als den Go-
der Sonne, d. h. den Lenker derselben. Außerdem aber galten jene Götter auch noch al-
die Beschützer menschlicher Handlungen, Gefühle, Zustände 2c., wie das weiter unten a-
Beispielen noch klarer hervortreten wird.

Nach allem diesen bleibt uns über die griechische Mythologie wenig mehr mitzutheile-
als die Namen der Götter, wie sie nach dem Untergange des Geschlechtes Kronos in der
Vorstellung der Griechen lebten.



Kampf der Götter gegen die Titanen. Zeichnung von H. Leutemann.

Zeus, ein Sohn des Kronos, war der Gott des Himmels und der Erde, der Vater und Beherrscher der übrigen Götter und der Gegenstand allgemeinster Verehrung.

Here, Schwester und Gattin des Zeus, galt als Königin des Himmels und der Götter; und im Besondern als Schutzgöttin der Ehe.

Poseidon, Bruder des Zeus, Gott alles Wassers und Beherrscher der Meere.

Ares, Sohn des Zeus und der Here, Gott der zerstörenden Kraft überhaupt, und im Besondern Gott des Krieges.

Demeter, Schwester des Zeus, Göttin der Erde, im Besondern der Erdfrüchte.

Hestia, Schwester des Zeus, Göttin des Feuers, besonders des häuslichen.

Athene, auch unter dem Namen Pallas, Tochter des Zeus, aus dessen Kopfe sie entsprungen war, Göttin der Weisheit, Beschützerin der Wissenschaften und Künste.

Hephästos, Sohn der Here, die ihn ohne Begattung erzeugt hatte, Gott des Feuers, Beschützer aller derjenigen Künste, welche ihre Werke mit Hülfe des Feuers hervorbringen.

Hermes, Sohn des Zeus, Gott der erfindenden Kraft, Beschützer des Handels, der Märkte, der Häfen, der Landstraßen und dergleichen.

Apollon, auch unter dem Namen Phöbos, Sohn des Zeus, Gott der Sonne, Anführer der Musen, daher sein Beiname Musagetes (Musenführer), Beschützer des Bogenschießens, der Musik und Dichtkunst, der Wahrsager und Seher und der Herden.

Artemis, Tochter des Zeus, Göttin des Mondes, Beschützerin der Jagd.

Aphrodite, Tochter des Zeus, Göttin des Zeugungstriebes, Beschützerin der Liebe und ihrer Freuden.

Diese bisher genannten zwölf Götter hatten ihren Wohnsitz auf dem Olymp, woher sich ihr Gesammtname Olympier schreibt. Dort auf jenem Berge bildeten sie einen gemeinsamen Götterrath, in welchem Zeus den Vorsitz führte. Im Allgemeinen galten die übrigen elf olympischen Götter als der Hofstaat des Zeus. Die Götter lebten auf jenem Berge in ewiger Jugend, sonst aber eben so wie die Menschen auf Erden. Sie aßen, tranken, schliefen und liebten. Ihre Speise hieß Ambrosia, ihr Trank Nektar. Als Mundschenken dienten die jugendliche Hebe und der schöne Jüngling Ganymedes, als Boten Hermes und die Iris. Hades, Bruder des Zeus, war Gott der unterirdischen Räume, Beherrscher der Unterwelt.

Diese dreizehn Götter galten als die höchsten und mächtigsten. Neben ihnen aber erscheinen noch eine große Menge niederer Gottheiten, deren Verehrung nicht so allgemein war und dabei größtentheils nur in bloßem Anrufen bestand. Dahin gehören Dionysos (Weingott), Pan (Gott der freien Natur), Helios (Sonnengott), Selene (Mondgöttin), Eos (Göttin der Morgenröthe), Aeolos (Gott der Winde), Themis (Göttin des Rechts), Eros (Gott der Liebe), Plutos (Gott des Reichthums), Tyche (Glücksgöttin), Iris (Göttin des Regenbogens), Hekate (Göttin der Zauberei und der Bußen), Hymenäos (Hochzeitsgott), Higyeia (Göttin der Gesundheit), Hypnos (Traumgott).

An diese reihen sich an: die Erinnyen (unterirdische Rachegöttinnen), auch Eumeniden genannt, heißen Tisiphone, Megära und Alekta; sie galten als Sinnbild der Gewissensbisse. Die Charitinnen (Huldgöttinnen), Euphrosine (Frohsinn), Aglaia (Glanz) und Thalia (Grünende); sie galten als das Sinnbild weiblicher Anmuth, auch wol als die Göttinnen der Jahreszeiten Frühling, Sommer, Herbst. Die Mören (Schicksalsgöttinnen), auch Parzen genannt, bestimmten nach dem Rathschlusse des Zeus über die Dauer des menschlichen Lebens, welches sie unter dem Bilde eines Fadens abspannen: Die eine der Mören, Namens Klotho, hielt den Rocken und knüpfte den Faden an, die andere, Lachesis, spann ihn fort, und die dritte, Atropos, schnitt ihn ab, in welchem Momente der Tod eintrat. Die Horen (Zeitgöttinnen), deren Zahl, Namen und Bestimmung von den griechischen Dichtern so verschieden angegeben werden, daß wir sie zur Vermeidung von Weitläufigkeiten übergehen müssen. Die Musen (Göttinnen der Künste und Wissenschaften) sind folgende neun: Klio (Muse der Geschichte), Kalliope (der Redekunst), Melpomene (der Tragödie), Thalia (der Komödie), Erato (der Liebesdichtung), Euterpe (der Tonkunst), Terpsichore (der Tanzkunst), Polyhymnia (der Gesangskunst), Urania (der Himmelskunde). Die Zahl der Nymphen (niedere Naturgöttinnen) war außerordentlich groß, und fast alle Gegenstände der Natur waren von ihnen belebt.

So gab es Wassernymphen (Najaden), Wiesennymphen (Leimoniaden), Bergnymphen (Oreaden), Thalnymphen (Napäen) und Waldnymphen (Dryaden). Die Dämonen (Schutzgötter) waren abgeschiedene Geister einzelner guten Menschen aus dem frühesten Weltalter, und ihre Aufgabe bestand darin, Schützer und Hüter der Menschen zu sein. Doch gab es auch böse Dämonen. — Im genauesten Zusammenhange mit dieser Mythologie der Griechen stand ihre Ansicht von dem Fortleben nach dem Tode. Dieser Ansicht zufolge verließ die Seele des Menschen, die Psyche, beim Eintritt des Todes den Körper, und lebte als luftiges Ebenbild desselben in der Unterwelt fort, wo, als Vergeltung für das irdische Leben, Lohn oder Strafe ihrer harrte.



Eleusinische Feste. Zeichnung von Hermann Vogel.

Die abgeschiedenen Seelen wurden von Hermes in die Unterwelt hinab geleitet bis zu dem See Acherusia, welcher von dem Zusammenlauf der beiden Flüsse Kokytos und Styx gebildet wurde. Hier empfing die Schatten ein alter schmuziger Fährmann, Charon, der sie gegen ein kleines Fährgeld übersetzte. Sodann passirten sie eine dunkle Höhle, an welcher der dreiköpfige Hund Kerberos Wache hielt und keinen der Eingetretenen wieder zurück ließ. Hinter der Höhle befand sich ein großer geräumiger Platz, wo Minos als oberster Todtenrichter das Urtheil über die Schatten sprach, und nach den Thaten ihres irdischen Lebens bestimmte, ob sie rechts nach Elysium, dem Orte des Lohns, oder links nach dem Tartaros, dem Orte der Strafe, gehen sollten.

Das Elysium war ein schönes, ewig blühendes Eiland, rings umflossen von dem silberklaren Flusse Lethe, aus welchem die seligen Schatten Vergessenheit aller irdischen Leiden tranken. Ohne alle Schmerzen lebten sie hier im Genusse jeder denkbaren Freude, und Alles, was sie im Leben angenehm beschäftigt hatte, trieben sie hier fort.

Der Tartaros dagegen war ein tief unter dem Schattenreiche gelegener Schlund, umgeben von einer dreifachen Mauer und umflossen von dem feuerströmenden Flusse Phlegethon und dem strudelnden Acheron. Die hierher verdammten Seelen erschienen zuerst vor dem zweiten Todtenrichter Radamanthos, welcher ihre Strafe bestimmte, zu welcher sie von den Erinnyen abgeführt wurden. Welcher Art diese Strafen waren, ersieht man aus der schon angeführten der Danaïden und aus denen, zu welchen Prometheus, Sisyphos und Tantalos verurtheilt waren. Der Erstere war an einen Berg festgeschmiedet, und ein Adler hackte ihm die Leber aus, welche immer wieder von Neuem wuchs. Sisyphos mußte einen schweren Stein den Berg hinauf wälzen, und, oben angekommen, entrollte ihm derselbe wieder in die Tiefe. Tantalos stand mit dem fürchterlichsten Hunger und Durst in einem Bache von silberhellem Wasser, und die schönsten Früchte schwebten über seinem Munde. Aber sobald er sich bückte, um zu trinken, oder sich empor reckte, um zu essen, entwichen Wasser und Früchte plötzlich dem verlangenden Munde.

Durch den Verkehr der asiatischen Griechen mit den Syrern und anderen orientalischen Völkern, waren schon frühzeitig deren religiöse Ideen und namentlich die dort heimatlichen Mysterien nach Griechenland gekommen. Bereits in den Gesängen Homer's findet man Andeutungen davon, allein das Mysterienwesen bildete sich hauptsächlich in der Periode aus, welche den persischen Kriegen voranging. Spekulative Köpfe, Philosophen und Träumer, welchen die im Homer lebenden und vom Volke geglaubten olympischen Göttersagen nicht genügten, und die über das Schicksal der menschlichen Seele nach dem Tode grübelten, meinten in diesen orientalischen Mysterien, welche dem griechischen Wesen angepaßt wurden, die Lösung jener unlösbaren Fragen gefunden zu haben.

Wir haben in der syrischen Geschichte mitgetheilt, daß in der phönikischen Stadt Byblos die aus Aegypten eingeführte Adonisfeier begangen wurde (s. S. 194). Man kann mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß dieses Fest mit seiner symbolischen Bedeutung der Ursprung derjenigen Festlichkeiten und Mysterien war, welche alljährlich zweimal zu Eleusis in Griechenland zu Ehren der Demeter und Persephone (Kora) und des Dionysos mit großer Feierlichkeit begangen wurden. Demeter, Persephone und Dionysos, die drei Erdengötter, sind die Gottheiten des Acker- und Weinbaues und somit gewissermaßen die Urheber menschlicher Kultur.

Die kleinen Eleusinien wurden im Frühjahr, wenn die ersten Blumen blühten, gefeiert und die großen Eleusinien, die neun Tage dauerten, im September. Wie in Phönikien an die Sage von Adonis, so knüpfte sich in Griechenland diese Feier an die der Demeter und ihrer Tochter Kora. Die wild ausgelassenen Feste, welche man sonst zu Ehren des Dionysos feierte, wurden mit denen in Eleusis verbunden und nach morgenländischer Weise umgestaltet und mit Chorgesang, Flötenspiel und symbolischen Gebräuchen gefeiert. Mit der äußern Religionsfeier waren die eleusinischen Weihen, in die kleinen und großen Mysterien verbunden, eine stufenweise Belehrung über das menschliche Dasein und die Zustände der Seele nach dem Tode, eine hoffnungsreiche Deutung der in den Mythen und Symbolen der Erdengötter verhüllten Ideen. Wer allmählich Epopte geworden war, das heißt den höchsten Grad der Weihe erhalten hatte, meinte die Gewißheit erlangt zu haben, daß die frommen Verehrer der Demeter und ihrer Tochter nach dem Tode zu neuem Leben erwachen würden.

In diese Mysterien eingeweiht zu werden war der hohe Wunsch aller Athener. Die Einweihung in die verschiedenen Grade fand unter allerlei auf die Sinne wirkenden Ceremonien statt, wie sich dies ja noch heute bei anderen geheimen Gesellschaften findet. Auch bedrohte den Verrath der im Innern des Tempels vollzogenen Mysterien ein schwerer Fluch, und es kam vor, daß Verräther mit Güterverlust und selbst mit dem Tode bestraft wurden. In alten Zeiten waren Ausländer, später nur noch Verbrecher und Gottlose ausgeschlossen. Die eleusinischen Mysterien wurden auch zu politischen Zwecken benutzt;

der Staat nahm sie unter seinen besonderen Schutz und stellte den zweiten Archonten an ihre Spitze, während stets ein Glied der uralten athenischen Familie der Eumolpiden Hierophant (Oberpriester) derselben war.

Zu bemerken ist noch, daß bei der Einweihungsfeier weniger die geistige Belehrung als die ästhetische künstlerische Ausbildung vorherrschte, wie dies überhaupt bei dem ganzen Kultus der Fall war.

Als die wesentlichsten Theile des griechischen Kultus erscheinen uns die Orakel und die Nationalspiele, denn diese eben sind es, welche das Band der Einheit um Griechenland woben und das ganze Volk zu einer Nation machten. Bevor wir aber jene Anstalten näher betrachten, müssen wir erst mit einigen Worten der übrigen Gegenstände des Kultus: der Tempel, der Priester, der Gebete und der Opfer gedenken:



Die Pythia auf dem Dreifuß zu Delphi. Zeichnung von H. Leutemann.

In den ersten Zeiten waren für die Verehrung der Götter besondere Landflecken bestimmt, deren Ertrag für den Gottesdienst verwendet wurde. Auf ein solches Landstück (Temenos) baute man ganz kunstlos einen unbedeckten Altar (Bomos), der später durch Ueberdeckung zu einem Tempel wurde, dessen Hauptschmuck die Bildsäule des Gottes war, zu dessen Verehrung der Tempel diente.

Gewöhnlich war ein Tempel nur einem Gotte geweiht; doch gab es auch Tempel, in welchen mehrere, ja selbst solche, in welchen sämmtliche Götter verehrt wurden. Ein Tempel der letzteren Art hieß ein Pantheon.

Diener der Tempel waren die Priester (Hiereis) und die Priesterinnen (Hiereiai). Aber diese Priester waren nicht eine abgesonderte oder wol gar erbliche Kaste, wie in anderen Ländern; nein, sie waren und blieben Bürger, die das priesterliche Amt eben nur verwalteten, wie andere Bürger das richterliche; und hierin ist der Grund zu suchen von der erfreulichen Erscheinung, daß Griechenlands politisches Streben niemals an der gespenstischen Allmacht eines Priesterstandes zerbrechen konnte. Aus jener Stellung der Priester zum Staate ergiebt sich schon von selbst, daß von einem eigentlichen griechischen

Priesterthume gar nicht die Rede sein kann, und es möchte fast als eine überflüssige Bemerkung erscheinen, wenn wir hinzufügen, daß die griechischen Priester zur Ehelosigkeit nicht verdammt waren, wiewol man bei der Wahl zum Amte eines Priesters oder einer Priesterin ledige Personen den verheiratheten vorzog.

Die Gebete (Euchai) fanden theils öffentlich im Tempel, theils in den Häusern statt; theils verrichtete sie der Priester, theils Derjenige, welcher die Götter um Etwas anflehte. Man erhob beim Gebet die Augen zum Himmel, im Tempel zu dem Bilde des angebeteten Gottes, und sprach das Gebet entweder stehend oder knieend.

Besondern Werth legte man auf die Darbringung von Opfern. In Hinsicht der zu opfernden Gegenstände unterschied man Brandopfer und Trankopfer. Für die ersteren verwendete man allerhand Thiere mit Ausnahme der Fische. Dem Poseidon, dem Hades und allen unterirdischen Mächten wurden schwarze Opferthiere gewidmet. Ein Trankopfer wurde selten allein dargebracht, gewöhnlich stand es mit einem Brandopfer in Verbindung. Opfergegenstände des Trankopfers waren am gewöhnlichsten Wein, seltener Milch und Thierblut. In Hinsicht des Zweckes theilte man die Opfer ein in: Dank-, Sühn- und Bittopfer. Man glaubte dabei, daß die Götter denselben persönlich, den Opfern ihrer besonderen Lieblinge sogar sichtbar beiwohnten. Das Opfer selbst bestand darin, daß man gewisse Theile des Opferthiers den Göttern zu Ehren verbrannte, die übrigen Theile aber unter festlichen Ceremonien verzehrte.

Wir gelangen nunmehr zu denjenigen Zweigen des griechischen Kultus, welche politische Bedeutung und politischen Einfluß hatten und durch beide eine wirkliche historische Wichtigkeit erlangten: Die Orakel und die Nationalspiele.

In Rücksicht der ersteren wird es genügen, den größten und einflußreichsten unsere nähere Betrachtung zu widmen, besonders da wir bereits früher Gelegenheit genommen, über das Wesen der Orakel überhaupt uns hinlänglich auszusprechen. Wir wenden unsere Aufmerksamkeit daher auf das schon so oft erwähnte Delphische Orakel, d. h. auf dasjenige, welches sich in der Nähe der kleinen Stadt Delphi befand, von den dortigen Bewohnern unterhalten und bedient wurde und durch die Klugheit seiner Priester nicht allein zu dem größtmöglichsten Ansehen, sondern auch zu einem fast fabelhaften Reichthum gelangte. Das Orakel war Anfangs der Erde (Gäa), später der Themis, zuletzt dem Apollon gewidmet, und erst unter der Schutzherrschaft dieses Gottes erlangte es, besonders durch die Einführung eines systematischen Dienstes seiner Priester, jenen außerordentlichen Einfluß, durch welchen das Orakel — in Rücksicht seiner Wirksamkeit — den größten griechischen Gesetzgebern fast gleich kommt. Dicht bei Delphi in den Gebirgen des Parnaß hatte man eine Höhle entdeckt, welche einen betäubenden Schwefeldampf ausstieß. Ein Mensch, welcher diesen Brodem einathmete, wurde dadurch in eine krampfhafte Verzückung versetzt, so daß er unzusammenhängende Worte hervorstieß. Diese Entdeckung suchten die Priester von Delphi zu ihrem Vortheil zu benutzen, indem sie vorgaben, daß der Verzückte von der Gottheit begeistert und im Stande sei, ihren Willen zu verkünden.

So war das Orakel entstanden. Es erhielt späterhin eine Einrichtung, die ganz darauf berechnet erschien, die Achtung, welche man vor demselben hatte, in Ehrfurcht zu verwandeln: Zum Verkünder des göttlichen Willens erwählte man ein weibliches Wesen. Diese Priesterin, Pythia genannt, mußte früher Jungfrau sein. Als aber einmal eine Pythia geschändet worden war, wurde ein Alter von 50 Jahren für die Würde derselben erfordert. Die Aussprüche des Orakels erfolgten in früheren Zeiten nur in einem bestimmten Monat des Jahres, welcher den Namen Pythios (Orakelmonat) führte, später, als der Zudrang immer größer wurde, an einem bestimmten Tage jedes Monats.

Die Fragenden, welche sich durch Gebete und Opfer auf das Orakelwerk vorbereiten mußten, waren genöthigt, ihre Fragen in möglichst wenig Worte zu fassen. Die Beantwortung derselben geschah alsdann auf folgende Art:

Die Pythia wurde, nachdem sie sich in dem Brunnen Kastalis gebadet, einen dort stehenden Lorberbaum geschüttelt und sich mit dessen Blättern bekränzt hatte, von den Priestern in das Pytheion geführt. Dies war das Allerheiligste der Höhle, nämlich eine vertiefte Grotte, in deren Mitte sich eine Oeffnung befand, woraus der Dampf stieg.

Auf dieser Oeffnung stand der Dreifuß, über dessen eigentliches Wesen man sehr im Unklaren ist. Einige sagen, er sei ein kupferner Topf gewesen, Andere halten ihn für weiter nichts als einen Schemel mit drei Füßen. Wie dem auch sei, so viel ist gewiß, daß dieser Dreifuß der Pythia zu dem Sitze diente, auf welchem sie von den Dämpfen umwallt und so in die früher erwähnte krampfhafte Verzückung versetzt wurde. In diesem oft fürchterlichen Zustande völliger Raserei stieß sie einzelne, unzusammenhängende Wörter aus, welche von den dienenden Priestern aufgefangen und zu einer in Hexametern gefaßten Antwort verwendet wurden.



Griechisches Wagenrennen. Zeichnung von Hermann Vogel.

Welcher Art diese Antworten waren, und wie vielfache Deutungen sie zuließen, haben wir an den bereits mitgetheilten Beispielen hinlänglich gesehen. Das Orakel wagte mit seinen Prophezeiungen nie etwas, und diesem Kunstgriffe verdankte es sein so lange Zeit unangetastet gebliebenes Ansehen.

Kein griechischer Staat beschloß eine politische Handlung, ohne das delphische Orakel um Rath gefragt zu haben; kein Krieg wurde erklärt, kein Friede geschlossen, ohne daß man sich der Zustimmung des Orakels versichert hätte; und diejenige öffentliche Volkshandlung, welche ohne vorherige Prüfung desselben stattgefunden, mußte in den Augen der Griechen als eine gottlose und durchaus unheilvolle erscheinen.

So kam es, daß das delphische Orakel in das zersplitterte Staatenleben des griechischen Volkes eine politische Einheit brachte, wie man sie sonderbarerweise nur in Despotien für möglich hält. Es war der Knoten, zu dem die Enden aller der Fäden verknüpft waren, an welchen die einzelnen griechischen Staaten hingen.

Griechenland und China sind die einzigen Länder des Alterthums, in welchen die Priester nicht eine bedeutende und bevorzugte Stellung einnahmen. Trotzdem aber sehen wir, wie die griechischen durch Benutzung des Aberglaubens sich auf geschickte Weise der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten zu bemächtigen und durch den Einfluß des Orakels auch die Roheit der Sitten zu mildern wußten. Das Orakel von Delphi wurde für sie eine Goldgrube. Welche reichen Geschenke fremde Fürsten sandten, um den Gott günstig für sich zu stimmen, haben wir an mehreren Beispielen gesehen.

Noch einflußreicher für das Gesammtleben des griechischen Volkes als die Orakel waren die Nationalspiele; und wie unter den Orakeln das delphische alle anderen in den Hintergrund drängte, so stehen unter jenen Nationalfestlichkeiten die Olympischen Spiele obenan.

Die Stadt Olympia in der Landschaft Elis war der Schauplatz dieser großen Kampfspiele, zu welchen die Griechen von nah und fern herbeiströmten, um Theilnehmer oder Zuschauer zu sein. Ueber die Stiftung der olympischen Spiele ist man im Dunkeln. Sie werden für sehr alt gehalten, und dem Zeus, gewöhnlicher aber dem Herakles zugeschrieben. Eine neue Einrichtung und Gestalt erhielten sie durch Iphitos, König von Elis, so daß man diesen oft als den Begründer der olympischen Spiele bezeichnet. Er und der berühmte Lykurg gaben ihnen das Ansehen, welches diese Volksversammlungen in späterer Zeit genossen, und dies besonders dadurch, daß sie über den Schauplatz derselben einen heiligen Frieden aussprachen: das ganze Gebiet von Elis sollte von allen Einfällen der Völkerschaften frei bleiben, und während der Spiele selbst mußte auf dem ganzen Peloponnes die tiefste Waffenruhe herrschen.

Die Zeit der Spiele fiel auf den Vollmond, welcher der Sonnenwende vorher ging. Diejenigen, welche an dem Wettkampfe Theil nehmen wollten, hatten zuerst vor dem Hellanodikes (Hellenenrichter) nachzuweisen, daß sie hellenischen Ursprunges, frei geboren und in Besitz ihrer bürgerlichen Ehren seien. Dann hatten sie zu beschwören, daß sie sich zehn Monate lang den vorgeschriebenen Uebungen unterworfen hatten, daß sie ehrlich kämpfen und keine unstatthaften Kunstgriffe anwenden wollten u. s. w. Nach dieser Prüfung folgte ein feierliches Opfer unter lautem Chorgesang. War dies vorüber, dann begannen die Spiele unter dem Vorsitz des Hellenenrichters, der auf einem erhöhten Platze saß und darauf zu achten hatte, daß kein Mensch von schlechtem Ruf sich eindrängte und daß überhaupt Alles mit Anstand zuging. Frauen waren bei diesen Spielen nicht gegenwärtig: denn die Kämpfer waren ganz nackt, indem auch der Gürtel, den sie in früheren Zeiten trugen, als hinderlich abgeschafft worden war.

Die Kampfrichter, deren Zahl häufig vermehrt wurde, bis sie sich auf zwölf belief, und welche nur aus den Bewohnern von Elis gewählt werden durften, hatten ihren Sitz innerhalb der Bahn. Ihre Aufgabe war es, zu richten, wem in den verschiedenen Wettkämpfen der Preis zukam, und dem Sieger diesen Preis zu reichen.

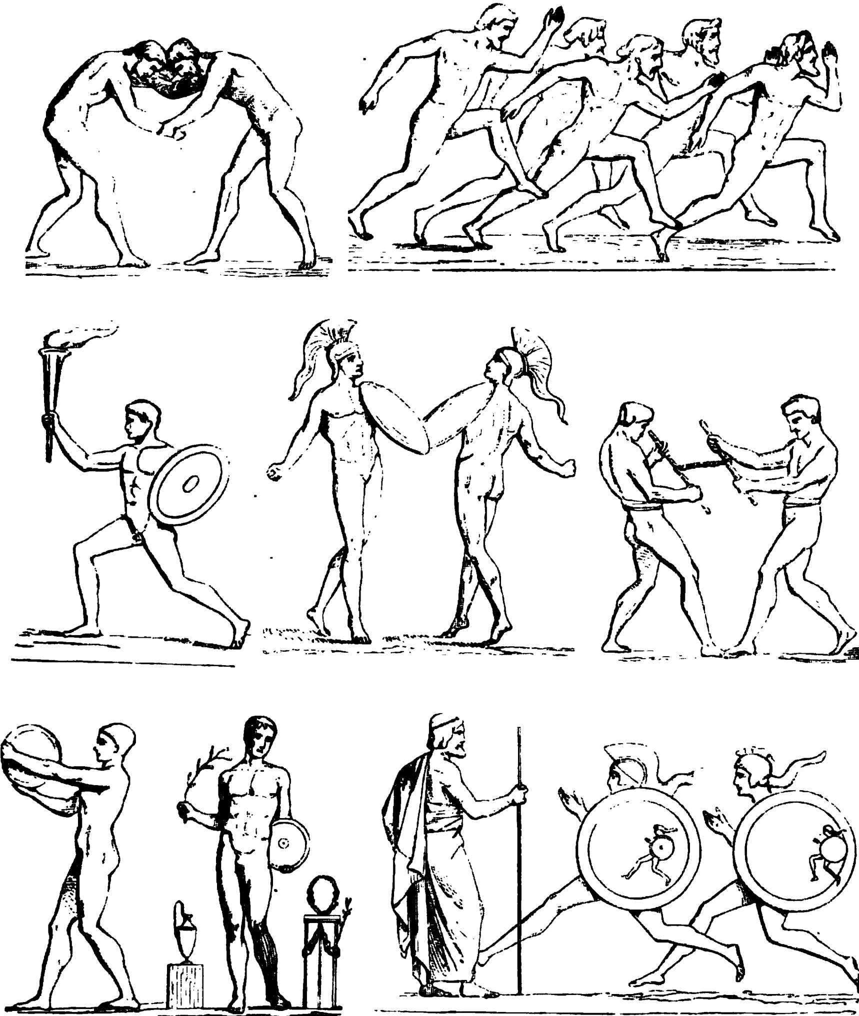
Der Platz, auf welchem die Spiele gehalten wurden, bestand aus einer langen Bahn, die in zwei Straßen getheilt war. Die linke Straße hieß Hippodromos und war für die Wettrennen zu Pferde und zu Wagen bestimmt; die rechte hieß das Stadion, hatte eine Länge von 100 Meter und diente als Bahn für die Wettläufer. Am Anfange des Hippodroms befanden sich gewölbte Räume, von denen aus das Rennen stattfand. Ringsum auf amphitheatralisch gestellten Bänken saßen dichtgedrängt die Zuschauer.

Die Spiele selbst bestanden in Rennen zu Wagen, zu Pferde und zu Fuß; im Springen, im Ringen, im Faustkampfe, im Diskoswerfen u. s. w., denn im Laufe der Zeit und mit dem immer mehr und mehr steigenden Interesse daran, vermehrten sich die Arten der Wettkämpfe.

Der älteste dieser Wettkämpfe war der Wettlauf. Die Jünglinge liefen in Abtheilungen zu je vier und vier durch das Stadion. Bald jedoch genügte der einfache Lauf

nicht mehr; man verdoppelte ihn, und endlich mußte dann das Stadion achtmal durchlaufen werden.

Bald fügte man das Ringen hinzu. Dabei kam es darauf an, den Gegner, ohne ihn zu schlagen, blos durch den Druck und die Gewalt der Muskeln zur Erde zu werfen und ihn dort so lange niederzuhalten, bis er sich selbst für überwunden erklärte.



Gymnastische Spiele.

Die Wettkämpfer (Athleten) waren, wie gesagt, völlig nackt und ihre Haut durch Einreiben mit Oel schlüpfrig gemacht, um das Festhalten zu erschweren.

Beim Faustkampf, dem Gegenspiel des Ringens, durften sich die Athleten nicht halten, sondern mußten sich durch bloße Schläge zu Falle bringen. Sie waren dabei ebenfalls nackt, allein ihre Hände und Arme waren mit harten Riemen umwunden, um die Schläge wirksamer zu machen. Der Kampf war daher nicht ohne Gefahr und es kamen häufig ernste Verletzungen, ja Todesfälle vor.

Das Werfen mit dem Diskos oder dem Speer war gleichfalls eingeführt worden. Der Diskos war eine flache, runde Scheibe von Stein oder Metall, durch deren Mitte

ein Riemen ging, vermittels dessen die Scheibe fortgeschleudert wurde. Die Erfindung dieses Spieles wurde dem Perseus zugeschrieben.

Das Springen fand statt in die Höhe über Barrieren oder in die Weite über Gräben, theils mit, theils ohne Hülfe einer Springstange. Die Theilnehmer an diesen Spielen gehörten meistens den edelsten und reichsten Familien an, und da diese Pferde hielten, so wurde den Spielen auch Wettrennen zu Wagen und endlich zu Pferde hinzugefügt. Zuletzt kamen noch Wettspiele der Knaben hinzu; das Fest dauerte fünf Tage.

Der Hippodrom war vier Stadien lang und die vierspännigen Wagen mußten diesen Raum zwölfmal durchlaufen. Daß dieses Rennen eine ernsthafte und gefährliche Sache war, kann man sich bei dem Bau des griechischen Wagens und der Art, die Pferde anzuspannen, wol denken. Umwerfen und Brechen der Wagen, Durchgehen und Stürzen der Pferde, Geschleift- und Zertretenwerden der Kämpfer — waren alles Dinge, die gewöhnlich vorkamen. Pelops soll der Gründer der Wettkämpfe mit dem Viergespann gewesen sein. — Wenn auch die reichen Leute den Sieg mit dem Viergespann am höchsten schätzten, so war doch der Sieger im Wettlauf der gefeiertere.

Man sieht, daß diese Spiele eigentlich nichts Anderes waren, als Wettkämpfe in den gewöhnlichen Turnübungen der heutigen Zeit, und zwar noch dazu ohne die Mannichfaltigkeit dieser letzteren. Welch einen großen Werth die Griechen aber trotzdem auf diese Nationalfeierlichkeiten legten, das beweist die große Ehre, welche von Seiten des ganzen griechischen Volkes Denjenigen zutheil wurde, welche als Sieger aus diesen Wettkämpfen hervorgingen. Sie wurden nicht allein beim Feste selbst gekrönt, sondern ihr Name ward auch noch lange Zeit nach ihrem Siege, selbst nach ihrem Tode durch ganz Griechenland mit Verehrung und Ruhm genannt, und ihre durch sie geehrten Vaterstädte errichteten ihnen zu Olympia marmorne Bildsäulen.

Die Krönung der Sieger geschah am letzten Tage des Festes unter den Jubeltönen des ganzen versammelten Volkes. Nach einem den Göttern dargebrachten Opfer zogen die Sieger in prächtiger Kleidung, mit Palmzweigen in der Hand, unter den Triumphklängen der Flöten auf den zur Krönung bestimmten Platz. Hier wurde der Name und die Vaterstadt jedes Siegers von Herolden ausgerufen und den Glücklichen sodann von den Kampfrichtern ein Kranz von Oelzweigen aufs Haupt gesetzt. Es war ein Kranz des Friedens; aber er war in den Augen der Griechen ein ehrenvollerer Schmuck, als der blutgetränkte Lorber eines siegreichen Feldherrn.

Wie groß die Ehre eines zu Olympia gekrönten Siegers war, ersieht man am besten aus folgender Thatsache, die uns mit allen Anzeichen der Glaubwürdigkeit erzählt wird:

Diagoras, ein edler Grieche aus Rhodos, welcher früher selbst einmal gekrönt worden war, hatte einst zwei seiner Söhne nach Olympia gebracht, wo sie sich den Siegerkranz erwarben. Mit kindlichem Sinne setzten sie die erworbenen Kränze ihrem alten Vater aufs Haupt, hoben den gerührten Greis auf ihre Schultern und trugen ihn so im Triumphe einher unter den jubelnden Glückwünschen des Volkes. Da trat ein Lakedämonier zu dem glücklichen Vater und rief: „Diagoras, stirb! denn ein größeres Glück kannst du auf Erden nicht mehr erwerben." — Und wirklich war die Seligkeit für die Brust des Greises zu groß; von dem Uebermaße der Wonne erdrückt, sank er entseelt zur Erde.

Aber nicht blos die körperlichen Geschicklichkeiten fanden hier ihren Siegeskranz, sondern auch die geistigen Talente; indem Dichter, Redner, Schriftsteller und Maler den Zusammenfluß des Volkes benutzten, um ihre Werke vor das prüfende Auge desselben zu bringen, und aus seinem Munde einen wenn auch weniger prunkenden, doch gewiß noch mehr verdienten Lohn zu empfangen. — Die olympischen Spiele wiederholten sich stets nach Verlauf von 4 Jahren; und für so wichtig hielt man diese Nationalfeierlichkeit, daß man von ihr die griechische Aera datirte und so den Zeitraum von 4 Jahren, welcher zwischen zwei Spielen lag, eine Olympiade nannte.



Empfang eines olympischen Siegers in seiner Vaterstadt. Zeichnung von H. Leutemann.

Das erste Jahr der ersten Olympiade wurde auf das Jahr 776 v. Chr. fest gesetzt. Um den richtigen Anfangspunkt der griechischen Aera zu bestimmen, hätte man die Zeit der Gründung der olympischen Spiele ermitteln müssen. Da dies jedoch nicht möglich war, so begnügte man sich damit, bis zu der Feier zurück zu gehen, bei welcher man zuerst die Namen der Sieger aufgeschrieben hatte, was im Jahre 776 v. Chr. geschehen war.

Die übrigen öffentlichen Spiele hatten geringere Bedeutung, theils weil sie weniger besucht wurden, theils weil sie eine mehr provinzielle Tendenz haben mochten. Wir erwähnen von ihnen nur die Pythischen, die Isthmischen und die Nemeischen Spiele.

Die Pythischen Spiele wurden bei Delphi dem Apoll zu Ehren gefeiert, und führten ihren Namen von der dort thronenden Pythia. Sie fanden zuerst alle neun, später alle fünf Jahre statt und gaben zunächst den Künsten der Musik Gelegenheit, sich zu produziren. Die Sieger erhielten Anfangs einen Kranz von Eichen-, später von Lorberzweigen.

Die Isthmischen Spiele, zu Ehren des Poseidon auf dem korinthischen Isthmos gefeiert, fanden im Herbst jedes dritten, später jedes fünften Jahres statt. Der Preis bestand in einem Fichten- oder Epheukranz.

Die Nemeischen Spiele, in jedem dritten Jahre bei Nemeä gefeiert, wie man sagt zu Ehren des Herakles wegen seines Sieges über den nemeischen Löwen. Die Sieger bei diesen Spielen erhielten als Preis einen Epheukranz.

Bei dem Feste der Panathenäen fanden ebenfalls Wettkämpfe, Pferderennen und Fackellauf statt; auch trugen Rhapsoden die homerischen Gesänge in der echten Gestalt und dem gereinigten Texte vor. Dieses Fest war das Hauptfest der Athene in Athen. Seine Einführung wurde dem Theseus zugeschrieben; nach Anderen dem Erechtheus, Sohn des Kekrops. Die kleinen Panathenäen wurden jedes Jahr, die großen alle vier Jahre um die Mitte des August (im attischen Monat Hekatombäon) gefeiert.

Bei den großen Panathenäen strömte alles Volk von ganz Attika nach Athen. Das golddurchwirkte safranfarbige Gewand (Peplos), welches die Frauen zur Bekleidung des alten Bildes im Burgheiligthum gewebt hatten, wurde in festlichem Aufzuge in die Akropolis getragen. Der Prozession voran gingen Priester mit den Opferthieren; diesen folgten die in Athen ansässigen Fremden (Metöken) mit Opfergeräthen, dann Bürgerstöchter mit dem Erntekranz, Körben mit der heiligen Gerste, Honig, Opferkuchen auf dem Kopfe u. s. w., wobei ihnen die Töchter der Metöken Sonnenschirme über den Kopf hielten. Der Peplos war an dem Mastbaume eines auf Rädern bewegten Schiffes befestigt, welches sich in der Mitte des Zuges befand. Dann kamen Musikcorps, dann die erwachsene Jugend zu Fuß und zu Pferd, bekränzt oder bewaffnet und Lieder zu Ehren der Göttin singend. Darauf kamen Greise mit Oelzweigen in den Händen. Ihnen folgten die Kränze für die Sieger in den Wettkämpfen und diesen die Rennwagen und Rennpferde. Den Schluß bildeten die jungen Leute, welche zu den beiden ersten Steuerklassen gehörten, zu Pferde. Den Schluß des ganzen Festes bildete eine Hekatombe auf der Akropolis und ein Festschmaus mit allen möglichen Vergnügungen. Peisistratos, welcher sich von der Pallas Athene besonders begünstigt glaubte, zeigte seine Dankbarkeit dadurch, daß er die Feier dieses Festes mit größerem Glanz als früher feiern ließ.





Italien.



talien, von den Griechen Hesperien, „Abendland“ genannt, die schöne und blühende Halbinsel, welche sich nördlich an die Alpen lehnt, hat in diesen und den vier Meeren, von welchen es umflossen wird, seine natürlichen Grenzen. Jene Meere sind im Westen das Ligurische und Thyrrenische, im Osten das Adriatische und Jonische.

Gebirge: Zweige der Alpen ziehen sich durch das obere Italien und längs des Ligurischen Meeres hin, wo sie alsdann Seealpen heißen. An diese schließt sich der große, Apenninen genannte Gebirgszug, welcher die ganze Halbinsel von Norden nach Süden durchzieht, in zwei Hälften scheidet und in den Gegenden, die er durchzieht, verschiedene Lokalnamen annimmt.

Flüsse: Der Hauptfluß des oberen Italiens und der größte des ganzen Landes ist der Padus (Po). Er entspringt auf dem Alpenberge Vesulus (Viso), durchfließt das obere Italien von Westen nach Osten und ergießt sich in sieben Mündungen ins Adriatische Meer. Von den vielen Flüssen, welche derselbe in seinem Laufe aufnimmt, nennen wir als linke Nebenflüsse: die Duria (Dora), Ticinus (Tessino), Addua (Adda), Ollius (Oglio), Mincius (Mincio); als rechte: den Tanarus (Tanaro), Trebia (Trebbia) und den Rhenus (Reno).

Außer dem Padus finden wir im oberen Italien noch die Athesis (Etsch), welche sich ebenfalls ins Adriatische Meer ergießt.

Die übrigen Flüsse Italiens sind der Natur des Landes nach nur Küstenflüsse, die auf den Apenninen entspringen und sich nach kurzem westlichen oder östlichen Lauf ins Meer ergießen. Unter ihnen nennen wir den Arnus (Arno) und den Tiber (ital. il Tevere) mit seinen 42 Nebenflüßchen, darunter Nar (Nera) und Anio (Teverone oder Aniene); ferner den Liris (Garigliano); den Volturnus (Volturno), Silarus (Selni) und die Flüßchen Aufidus, Frento und Rubico (Pisatello?).

Seen: Das obere Italien ist an Seen am reichsten. Hier finden wir die Seen Verbanus (Lago Maggiore), Larius (L. di Como), Sevinus (L. d'Iseo) und Benacus (L. di Garda). Im übrigen Italien sind zu merken der (jetzt nicht mehr vorhandene) Trasimenische, der Vulsinische und Fucinische See.

Die Eintheilung Italiens richtete sich nach den politischen Zuständen des Landes und war daher zu verschiedenen Zeiten verschieden. Für die erste Geschichte Roms halten

wir die Eintheilung fest, nach welcher Italien zunächst zerfiel in Gallien diesseit der Alpen (Gallia cisalpina), das eigentliche Italien und Groß-Griechenland.

I. Gallien diesseit der Alpen.

Dieser Theil Italiens, der nördliche oder obere, erstreckte sich von den Alpen bis zum Anfange der Apenninen und bis zum Flusse Rubico. Die Völkerschaften, welche ihn bewohnten, waren größtentheils gallischen Ursprungs. Das Land zerfiel zunächst in drei Theile: 1) Ligurien, 2) Gallien jenseit des Padus (Gallia transpadana), 3) Gallien diesseit des Padus (Gallia cispadana).

1. **Ligurien.** Es umfaßte den ganzen westlichen Theil des Cisalpinischen Galliens und wurde von folgenden Völkerschaften bewohnt: **Vediantier** (mit ihrer Hauptstadt Cemelium), **Vagiennier** (Hauptst. Augusta Vagiennorum), **Tauriner** (Hauptst. Augusta Taurinorum), **Segusianer** (Hauptst. Segusio), **Salassier**, **Lepontier** (Hauptst. Oscela), **Libicier** (Hauptst. Vercellä).

Außer den genannten Städten haben wir in Ligurien noch folgende zu merken: Nicäa, Vada Sabatia, Genua, Portus Delphini, Portus Lunä, Pollentia, Alba Pompeja, Asta, Forum Fulvii, Industria, Dertona, Iria.

2. **Gallien jenseit des Padus** (Po). Es umfaßte alles Land des übrigen Cisalpinischen Galliens, welches nördlich vom Padus liegt. Die Völker, welche hier wohnten, waren folgende: **Onobrier** (mit den Städten: Comum, Bergomum, Forum Licinii), **Insubrier** (Städte: Mediolanum, Laus Pompeja, Forum Intuntorum); **Lävier** (Städte: Novaria, Ticinium); **Cenomaner** (Städte: Brixia, Cremona, Mantua, Verona); **Euganeer** (Städte: Sabium, Voberna, Edrum, Vannia); **Veneter** (Städte: Patavium, Vicetia, Ateste, Forum Allieni, Tarvisium, Ceneta, Aquileja, Forum Julii, Tergesta).

3. **Gallien diesseit des Padus** (Po). Es enthielt das Land südlich vom Po bis zu den Apenninen und dem Rubico, und wurde bewohnt von den Völkern: **Boier** (mit den Städten Placentia, Parma, Mutina, Bononia); **Ligoner** (Städte: Ravenna, Forum Cornelii, Faventia, Solona, Forum Livii, Forum Popilii, Cäsena).

II. Das eigentliche Italien

erstreckte sich von den Apenninen und dem Rubico bis zu den Flüssen Silarus und Frento. Die hier wohnenden Völker waren aus gallischen, griechischen, zum Theil auch iberischen Stämmen gemischt.

Das eigentliche Italien zerfiel in folgende Landschaften: 1) Etrurien, 2) Umbrien, 3) Picenum, 4) Samnium, 5) Latium, 6) Campanien, in Bezug auf deren Lage wir auf die Karte verweisen.

1. **Etrurien.** Es wurde von den Etruskern bewohnt, welche sich in 12 verschiedene Stämme schieden, deren jeder eine eigene Hauptstadt hatte. Die Namen derselben waren folgende: Volsinii, Clusium, Perusia, Cortona, Aretium, Falerii, Volaterrä, Vetulonium, Rousellä, Veji, Tarquinii und Cäre. Außer diesen Städten haben wir in Etrurien noch zu merken, an der Küste: Pisä, Portus Herculis, Liburni, Populania, Telamon, Casa, Centumcellä, Alsium; und im Innern des Landes: Nepete, Sutrium, Falerii Faliscorum, Fanum Voltumnä, Hortanum, Herbanum, Suana, Saturnia, Senä Juliä, Florentia, Fäsulä, Pistoria, Luca.

2. **Umbrien.** Bewohner waren die **Senoner** mit den Städten: Ariminum, Pisaurum, Fanum Fortunä, Sena Gallica; und die **Umbrier** mit den Städten: Urbinum, Hortense, Sentinum, Inguvium, Mevania, Spoletium, Tifernum, Nuceria, Camellaria, Asisium, Interamna, Narnia, Ocriculum.

3. **Picenum.** Dieser von den **Picentern** bewohnte Landstrich enthielt die Städte: ncona, Castrum Novum, Castellum Truentinum, Auximum, Septempeda, ollentinum, Firmum Picenum, Asculum Picenum, Atria.

4. **Samnium.** Diese Landschaft wurde von einer Menge Völker bewohnt, unter nen das der **Samniter** das wichtigste ist. Ihnen gehörten die Städte: Bovianum, esernia, Sepinum, Allifä und Telesia. Außer den Samnitern finden wir hier ch folgende Völker: **Vestiner** (Städte: Angulus, Pinna, Avia); **Marruciner** (mit r Stadt Teate); **Pelignier** (Städte: Corfinium, Sulmo); **Marser** (Städte: Alba ucentia, Marubium); **Frentaner** (Städte: Ortona, Anxamum, Histonium); **irpiner** (Städte: Beneventum, Equus, Tuticus, Abellinum, Compsa).



Gegend um Alba Longa.

5. **Latium.** Auch diese Landschaft wurde von vielen Völkern bewohnt, unter denen ieder das der **Latiner** (Lateiner) das wichtigste ist. Ihnen gehörten die Städte: Rom, Tibur, Präneste, Gabii, Tusculum, Aricia, Lanuvium, Alba Longa, avinium, Laurentum, Ostia, Antemnä. Außer den Latinern finden wir hier noch lgende Völker: **Sabiner** (mit der Stadt Cures, später Reate); **Rutuler** (Stadt: rdea); **Aequier** (Städte: Subiaci und Carseoli); **Hernicier** (Städte: Alatrium, erulä, Ferentinum); **Volscer** (Städte: Antium, Circäum, Terracina); **Auso-ier** (Städte: Cajeta, Fundi, Formiä).

6. **Campanien.** In diesem von den Campanern bewohnten kleinen, aber höchst reizenden nd fruchtbaren Lande lagen folgende Städte: Liternum, Baja, Misenum, Neapolis, erculaneum, Pompeji, Surrentium, Capua, Stabiä, Nola. Die beiden Städte alernum und Picentia waren Pflanzstädte der Picenter (hier Picentiner genannt).

III. Großgriechenland.

Der Theil der Halbinsel, welcher sich vom eigentlichen Italien bis zur Südspitze des Landes erstreckte, hieß **Großgriechenland**, weil er mit griechischen Pflanzstädten überfüllt war, und die Bewohner fast durchgängig griechische Völkerstämme waren. Es bestand aus den Landschaften: 1) Apulien, 2) Calabrien, 3) Lucanien, 4) Bruttien.

1. **Apulien.** Städte: Teanum Apulum, Geryon, Sipuntum, Luceria, Aequulanum, Arpi, Asculum Apulum, Venusia, Acherontia, Canusium, Cannä, Salapia, Rubi, Barium.

2. **Calabrien.** Städte: Brundusium, Hidruntum, Castrum Minervä, Callipolis, Tarentum, Neritum, Aletium.

3. **Lucanien.** Städte: Pästum, Velia, Burentum, Metapontum, Heraklea, Sybaris, Potentia, Grumentum.

4. **Bruttien.** Städte: Cerilli, Clampetia, Temsa, Terina, Lametia, Scylläum, Rhegium, Locri, Caulonia, Scylatium, Croto, Petilia, Ruscianum.

Auf dieser schönen Halbinsel Italien wohnten in den ältesten Zeiten eine Menge Völkerschaften, von denen man aber wenig mehr weiß als ihre Namen. Die drei wichtigsten Völker, die es lange vor der Erbauung Roms beherrschten, sind die Etrusker, Latiner und Samniter.

Etrurien, griechisch Tyrrhenia, lag am Tyrrhenischen Meer; das Flüßchen Mara trennte es von Ligurien, die Apenninen vom Cispadanischen Gallien, und der Tiber von dem Lande der Umbrier, Sabiner und Lateiner. Die Einwohner waren ein Mischvolk, welches aus umbrischen Ureinwohnern, Abkömmlingen der unter Tyrrhenus ausgewanderten Lydier (s. S. 277) und den von Norden her, wahrscheinlich aus Rhätien eingewanderten Rasenen bestand. Dazu mögen noch Einwanderer aus Großgriechenland gekommen sein, und so erklärt sich in den Einrichtungen, der Religion und Kultur die Mischung von chaldäischen Elementen mit griechischen, ebenso ihre eigenthümliche Sprache und Schrift, die man bis jetzt noch nicht entziffert hat.

Das Volk hatte Anfangs eine rein monarchische Verfassung. Sehr bald aber wurde das Königthum abgeschafft, und die Republik trat an seine Stelle. Das ganze Land bildete zwölf von einander unabhängige Freistaaten, Lucumonien genannt, die sich aber bei größeren politischen Ereignissen, z. B. bei Kriegen, vereinigten, und alsdann einen gemeinsamen Anführer wählten. Dieser Anführer erhielt für die Zeit seines Amtes unumschränkte Gewalt, zum Zeichen deren ihm jeder Freistaat, über dessen Truppen er gebot, einen Vollzieher der Strafbefehle zusandte. Diese vollziehenden Beamten hießen Liktoren und trugen als Amtszeichen ein Bündel von Stäben, aus deren Mitte ein Beil hervorragte. Dergleichen Zeichen der Gewalt über Leben und Tod führten den Namen Fasces.

Die Etrusker zeichneten sich schon in den frühesten Zeiten durch einen hohen Grad der Kultur aus, und diese wurde noch vermehrt durch griechische Einwanderer, welche ihren Weg nach Etrurien nahmen und durch ihre Verbindung mit Korinth. Städtebau, Ackerwirthschaft, Musik und bildende Kunst scheinen die Hauptfächer der etrurischen Kultur gewesen zu sein, obgleich die schönsten Erzeugnisse der Bildnerei den eingewanderten Griechen zugeschrieben werden. Die ältesten etruskischen Werke verrathen ihren asiatischen Ursprung. Sie wandten sich mehr der dekorativen Kunst als der Skulptur zu, doch existiren von ihnen noch werthvolle Erzgüsse. Etrurische Vasen, verziert mit gravirten Zeichnungen werden noch von Kunstkennern geschätzt.

In der Baukunst waren sie in mancher Hinsicht den älteren Griechen voraus, und diese Kunst entwickelte sich in einer von der griechischen abweichenden Weise.

Der ernste, melancholische und schwärmerische Charakter des Volkes hatte sich auf eine emsige Ausbildung des religiösen Formenwesens gelenkt, und die Folge eines solchen stets verderblichen Strebens war die Einwurzelung des Aberglaubens.



Etruskische Kunstgewerbsthätigkeit.

Neben den vielen Opfern, Festen und Ceremonien, mit welchen man den Göttern zu dienen glaubte, ging die Wahrsagerkunst ihren unheilvollen Gang; denn die Priester ließen dieses leichteste aller Mittel, um ein Volk zu lenken, nicht unbenutzt. Keine Handlung des öffentlichen Lebens durfte unternommen werden, ohne daß die Priester den Willen der Götter aus dem Fluge der Vögel, dem Schlängeln der Blitze, den Eingeweiden der Opferthiere oder dergleichen

verkündet hatten. Von ihnen war die Weissagekunst in ein förmliches System gebracht worden, und da Etrurien für ganz Italien als der Sitz der Bildung galt, so war es kein Wunder, daß neben vielem Vortrefflichen auch jene unheilvolle Priesterkunst auf die Römer überging. Unter den heiligen Büchern der Etrusker stand das dem Dämon Tages zugeschriebene obenan. Er hatte den Lucumonen die Götter- und Opferlehre verkündet. Diese Götter, die im Norden wohnen sollten, zerfielen in zwei Ordnungen: die obere und verhülltere, Ansar genannt und die Complices, die den Rath der 12 Consentes bildeten, an deren Spitze Tinea (Jupiter) stand.

Samnium wurde von einem den Sabinern, Pelignern, Marsern und anderen unter dem Namen Sabeller zusammengefaßten Stämmen entsprungenen Volke, den Samnitern, bewohnt. Sie waren kriegerisch und freiheitsliebend, wohnten in offenen Dörfern, die in Kantone vereinigt waren und eine Art Eidgenossenschaft bildeten.

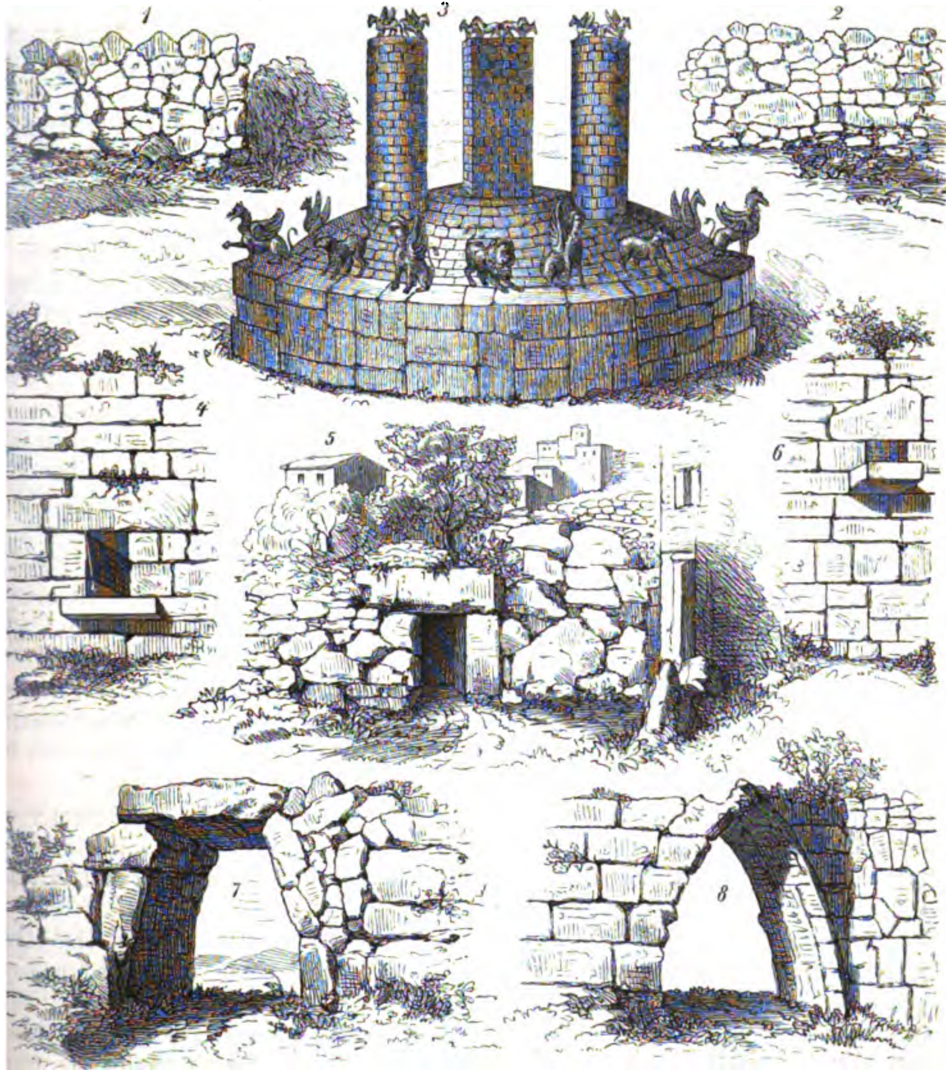
Latium. Dies Land, der Mutterschoß Roms, von dem es auch seine Sprache, die lateinische, empfing, wurde von mancherlei Völkern bewohnt, die theils griechischen, theils gallischen Ursprungs waren, zum Theil aber auch gern Urbewohner sein mochten. Häufige Einwanderungen und Vertreibungen lassen endlich diejenigen Völker als Bewohner Latiums zurück, welche wir schon in der Geographie als solche bezeichneten. Sie lebten unter Königen, deren Namen, wie Saturnus, Janus und Picus, ganz der Fabel angehören. Unter dem Könige Faunus erwähnt die Sage einer griechischen Einwanderung durch Evander, der mit einer Schar Arkadier nach Latium kam, die Stadt Pallantium baute und neben milderen Sitten und sanfteren Religionsgebräuchen auch die Buchstabenschrift ins Land brachte.

Als der Sohn und Nachfolger des Faunus wird Latinus genannt, von welchem die unter seinem Scepter stehenden Völker den gemeinsamen Namen Latiner oder Lateiner erhielten, so daß seit dieser Zeit das von ihnen bewohnte Land den Namen Latium führte.

Der Sage zufolge soll während der Regierung des Königs Latinus eine Schar Trojaner, die sich nach der Zerstörung Troja's aus ihrem Vaterlande geflüchtet hatten, in Latium gelandet sein, und zwar unter der Anführung des uns schon bekannten Aeneas. Nach den weiteren Angaben der Ueberlieferung hatte Latinus, welcher sich gerade mit den Rutulern im Kriege befand, Anfangs die Absicht, die trojanischen Fremdlinge aus seinem Lande zu vertreiben. Als er sich aber im Kampfe mit ihnen überzeugte, daß sie tapfere, muthige und treffliche Leute waren, verband er sich mit ihrem Anführer Aeneas, und dieser leistete ihm im Kriege gegen die Rutuler so gute Dienste, daß er ihm sein einziges Kind Lavinia zum Weibe gab. Auf diese Weise kam Aeneas nach seines Schwiegervaters Tode in den Besitz des Thrones von Latium, und er regierte sein Land so vortrefflich, daß man ihm nach seinem Tode unter dem Namen Jupiter Indiges göttliche Verehrung erwies. Dem Aenas schreibt man die Einführung des Vestadienstes zu, welcher Göttin zu Ehren beständig ein Feuer unterhalten werden mußte. Diesen Dienst versahen Jungfrauen, Vestalinnen, welche das Gelübde ewiger Keuschheit ablegen mußten, auf dessen Uebertretung der Tod stand.

Aeneas folgte sein Sohn Ascanius, auch Julus genannt, der ihm schon in Troja geboren worden, und der seines Vaters Begleiter nach Latium gewesen war. Aber Aeneas hatte auch sein schwangeres Weib Lavinia hinterlassen. Da diese nun den Ehrgeiz ihres Stiefsohnes fürchtete, so floh sie vor ihm in die Wälder, wo sie einen Sohn gebar, welcher Aeneas Silvius genannt wurde. Kaum hatte der edelherzige Ascanius dies erfahren, als er Mutter und Sohn aufsuchen ließ, und die Krone von Latium ihrem rechtmäßigen Erben übergab. Er selbst wollte sich ein eignes Königreich gründen und erbaute zu diesem Zwecke eine neue Stadt, die er Alba Longa nannte. Sie erhob sich bald zur wichtigsten in ganz Latium. Da aber die Lateiner eine Zersplitterung ihres Landes in zwei verschiedene Königreiche nicht gut heißen wollten, so kam auf gütlichem Wege eine

bereinkunft zu Stande, wodurch **Aeneas Silvius** alleiniger König wurde und **Alba** **nga** zu seiner Residenz machte. Gegen vier Jahrhunderte regierten dort seine Nach-mmen im ungestörten Besitze ihrer Macht, bis der König **Procas** den Thron seinem ern Sohne **Numitor** hinterließ.



Mauern und Ueberreste altitalienischer Bauten.
. Mauerwerk zu Bovianum; 2. zu Lista; 3. die Cucumella; Grabhügel bei Vulci; 4. und 6. Mauer zu Volterrä; 5. zu Olivano; 7. zu Signia; 8 zu Arpium.

Dieser fand in seinem jüngern Bruder **Amulius** einen Nebenbuhler um die Herr-schaft des Reiches, und die Folge dieses Bruderzwistes war, daß Amulius den Numitor om Throne stieß und dessen Familie auszurotten beschloß, um vor einem Rächer gesichert u sein. Deshalb tödtete er des Numitor einzigen Sohn **Egestus** und verdammte dessen Schwester **Rhea Silvia** zum Dienste der Vesta, wodurch sie zum Gelübde ewiger Jung-rauschaft verpflichtet wurde.

Aber trotz dieses Gelübdes wurde Rhea Silvia schwanger, und gebar in dem Zwil-ingspaare **Romulus** und **Remus** die künftigen Gründer **Roms**. Die Jugendgeschichte ieses berühmten Zwillingspaares gehört zwar ganz der Sage an; allein wegen der großen

Wichtigkeit, welche die von ihnen gegründete Stadt für die Weltgeschichte hat, verweilen wir gern bei der sagenhaften Geschichte ihres Jugendlebens.

Wer eigentlich der Vater jener Zwillingsbrüder gewesen, darüber lautet auch die Sage verschieden. Einige behaupten, Amulius selbst habe seine Nichte Rhea Silvia verführt, um sie dadurch zu Grunde zu richten. Andere schreiben dem Gotte Mars die Vaterschaft zu, um Romulus und Remus als Halbgötter zu bezeichnen. Noch Andere sprechen von einem Krieger, dem sich die wider ihren Willen zur Vestalin gemachte Rhea Silvia ergeben habe.

Wie dem auch sei, genug Rhea Silvia fühlte sich schwanger und wurde von Amulius in der strengsten Haft gehalten. Als sie von den zwei Brüdern entbunden war, malte Amulius dem Volke das Verbrechen seiner Nichte mit so grellen Farben, daß Mutter und Kinder zum Tode verurtheilt wurden. Dies Urtheil ward bei Rhea Silvia in ewigen Kerker verwandelt. Das Zwillingspaar aber sollte ertränkt werden. Deshalb wurden die Kinder in eine Mulde gethan und am Fuße des Berges Palatinus dem damals übergetretenen Tiber anvertraut. Aber das Wasser fiel schnell, die Mulde blieb an einer Baumwurzel hängen, und hier geht die Sage so weit, daß sie einer säugenden Wölfin die Errettung und Ernährung der Zwillinge zuschreibt, bis sie von Faustulus, dem Oberhirten des Königs, aufgefunden und zu sich genommen wurden. Diese ganze Sage von der Wölfin soll nach späteren Ermittelungen darauf beruhen, daß Acca Laurentia, des Faustulus Weib, welche die Kinder säugte, wegen ihrer Sinnlichkeit und Lüderlichkeit den Beinamen Lupa (Wölfin) führte.

Von Faustulus erhielten die beiden kleinen Knaben die Namen Romulus und Remus und eine ihrer Abkunft würdige Erziehung, denn der Oberhirt des Königs war über die Abstammung seiner beiden Findlinge sehr wohl unterrichtet. Romulus und Remus wuchsen zu kräftigen Jünglingen heran und zeichneten sich durch Muth und Klugheit vor allen übrigen Hirten vortheilhaft aus.

Einst entspann sich ein Streit zwischen den Hirten des Numitor und denen des Amulius, wobei die beiden Brüder auf Seiten der Letzteren standen. Die Folge dieses Streites war, daß Remus gefangen und vor Numitor gebracht wurde, und dies führte ihn zu der Entdeckung, daß Romulus und Remus seine Enkel seien.

Nachdem sie die Gewaltthat erfahren hatten, welche Amulius ihrem Großvater angethan, beschlossen sie den Untergang des Thronräubers. Das Landvolk wurde zur Empörung aufgerufen, Amulius überfallen und getödtet, und Numitor bestieg den ihm von seinen Enkeln wieder eroberten Thron Alba Longa's.

Aus Dankbarkeit willfahrte Numitor dem Wunsche der beiden Brüder, eine eigene Stadt zu bauen, und schenkte ihnen dazu das von mehreren Hügeln bedeckte, an dem Tiber gelegene Land, in welchem sie erzogen worden waren.

Romulus und Remus versammelten nunmehr viele Bewohner des lateinischen Gebiets und besonders die Abkömmlinge der Trojaner um sich, und legten so (21. April 753 v. Chr.) durch den Bau vieler, aber größtentheils unansehnlicher Häuser den Grund zu dem nachmals so allmächtigen Rom.





Rom.

Unter den Königen.

(753—509 v. Chr.)



Indem uns die Geschichte das Bild der einstigen Weltherrscherin, der stolzen Roma, entschleiert, sehen wir den in der Weltgeschichte einzigen Fall, wie in der kurzen Zeit von wenigen Jahrhunderten aus den Bewohnern einiger kleinen Hütten ein Volk ersteht, das drei Erdtheile unter sein Schwert beugt und ein Reich gründet, welches die ganze bekannte Welt umfaßt.

Und wenn man nun fragt, wodurch Rom geworden, was es gewesen, so müssen wir antworten: Zum Theil durch die Launen des Schicksals, vorzüglich aber durch die Wohlthat einer freien Verfassung, durch die Kraft der Volksherrschaft, durch den Segen der Republik. Die Geschichte wird lehren, daß diese Antwort die richtige ist.

Das ganze erste Jahrhundert und mehr der römischen Geschichte gehört der Sage an, und dies ist auch der Fall mit den näheren Umständen bei der Gründung der Stadt; allein aus den schon angeführten Ursachen dürfen wir dieselben nicht übergehen.

Die beiden Brüder, heißt es, veruneinigten sich gleich Anfangs über die Wahl des Bauplatzes. Romulus stimmte für den palatinischen, Remus für den aventinischen Hügel. Eben so uneinig waren sie über den künftigen Namen der Stadt, denn Jeder wollte sie nach seinem eigenen Namen benannt wissen. Auf den Rath ihres Großvaters überließen sie die Entscheidung den Göttern: Wer von Beiden zu einer bestimmten Zeit den ersten Flug oder die größte Zahl Adler erblicken würde, dem sollte die Entscheidung aller Fragen überlassen bleiben.

Remus sah zuerst sechs Adler fliegen, bald darauf Romulus aber zwölf. Der Wille der Götter war also wieder zweifelhaft, und darüber entspann sich zwischen beiden Brüdern ein Streit, welcher damit endete, daß Romulus den Remus erschlug.

Nach einer andern Erzählung soll dieser Todtschlag erst später stattgefunden haben, als die Mauern der Stadt bereits gestanden. Remus soll nämlich über die Niedrigkeit dieser Mauern gespottet haben, und zugleich — um seinen Spott noch wirksamer zu machen — hinüber gesprungen sein, worüber Romulus so wüthend wurde, daß er seinen Bruder todt schlug und dabei ausrief: „Das hinfort Jedem, der über meine Mauern springen wird!“

Wie dem auch sei, genug, Romulus blieb Herr über die Gründung der Stadt, die er auf dem palatinischen Hügel anlegte und nach seinem Namen Rom benannte.

Eine Menge Feierlichkeiten gingen der Grundlegung der neuen Stadt voraus. Nachdem den Göttern geopfert worden war, erklärte Romulus den Adler für das Wappenzeichen seiner Pflanzstadt. Hierauf wurde der Umfang der Stadt abgesteckt, also zugleich der Weg bezeichnet, welchen die Mauer nehmen sollte. Zu diesem Ende ließ Romulus einen Stier und eine Kuh an einen Pflug spannen, und durch die Furche, welche derselbe zog, die Stadtmauer anzeigen. Wo ein Thor stehen sollte, ward keine Furche gezogen, sondern der Pflug aufgehoben und weiter getragen, nnd so kommt von dem lateinischen Worte portare (tragen) die römische Benennung porta, das Thor.

Alles Volk folgte dem Pfluge und warf die Erdschollen, welche derselbe heraushob, nach der Stadtseite hinein. Die beiden Thiere, durch deren Zusammenziehen im Joche das Bild der Ehe als Mittel zur Bevölkerung ausgedrückt werden sollte, wurden nach vollbrachter Arbeit den Göttern geopfert.

Nach diesen und mehreren anderen Ceremonien begann der Bau der Häuser, die freilich sehr unansehnlich ausfielen und ganz füglich als bloße Hütten zu betrachten sind, deren Zahl sich nicht über 1000 belief. Und dennoch ging von diesen Hütten die Weltherrschaft aus!

Da Remus todt war, so verblieb die alleinige Oberherrschaft über das aus nur 3300 Männern bestehende Pflanzvolk dem Romulus, in welchem wir daher auch den ersten König von Rom kennen lernen. Er war es geworden auf den Wunsch des Volkes; denn er dachte vernünftig genug, um diesem selbst die Bestimmung seiner Verfassung zu überlassen. Das Volk hatte sich für die Wahlmonarchie entschieden, und so sehen wir Romulus als das Oberhaupt eines kleinen Reiches, dessen Eigenthümlichkeit schon darin bestand, daß es Staat geworden, noch ehe es Volk gewesen war.

Romulus war ein Mann, wie der junge Pflanzstaat ihn brauchte, um dereinst in der Weltgeschichte eine Rolle zu spielen: klug, kräftig und seines Zieles sich bewußt. Seine erste Sorge war die Vermehrung der Bevölkerung. Der gewöhnliche Weg dazu durch Ehen selbst bei Vielweiberei dauerte zu lange; ein Menschenalter hindurch durfte Rom nicht das kleine Städtchen bleiben, das es war. Romulus erwählte ein gewagteres, aber viel schnelleres Mittel: er erklärte Rom für eine Freistatt (Asyl) für Verfolgte und Unterdrückte aller Länder und Völker. Und siehe da, es dauerte nicht lange, so strömten von allen Seiten herbei Geächtete, böse Schuldner, flüchtige Sklaven, Mörder, Diebe und Gesindel aller Art. Und doch mochte die Mehrzahl dieses Volks von dem Wunsche beseelt sein, unter einer freien Verfassung und schützenden Gesetzen ein ehrbares Staatsbürgerleben zu führen, wozu ihnen in der Heimat die Gelegenheit verschlossen war; denn nirgends finden wir Nachrichten von Exzessen, zu welchen dies zusammengelaufene Volk Veranlassung gegeben. Es ist in der Regel eine unfreie und mangelhafte Verfassung, welche die Schuld trägt an der Mehrung der Verbrecher.

Romulus mochte dem herbeiströmenden Gesindel Anfangs selbst gemißtraut haben, denn er wies ihnen ihren Wohnplatz auf dem saturninischen Hügel an. Allein bald darauf baute er daselbst zur Beschützung der Stadt eine feste Burg, umzog den Hügel mit der Ringmauer Roms und machte die Bewohner jener Verbrecherkolonie zu wirklichen Bürgern.

Aber Romulus sah auch, daß es seinem jungen Staate an dem Hauptmittel zur Fortpflanzung fehlte, an Weibern. Nachdem seine Bewerbungen um gegenseitige Heirathen von den benachbarten Völkern mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen worden waren, beschloß er daher, seine Bürger durch Gewalt und List in den Besitz von Frauen zu bringen. Zu diesem Zwecke ließ er ein großes Fest ausrufen, welches mehrere Tage lang mit Kampfspielen aller Art gefeiert werden sollte. Was Romulus erwartet hatte, traf ein. Viele Männer, Weiber und Töchter aus den benachbarten Ländern, besonders aus dem Volke der Sabiner, fanden sich als Zuschauer ein. Am letzten Tage des Festes nun stürzten auf ein verabredetes Zeichen die Römer mit blanken Schwertern unter die zahlreichen

Zuschauer, raubten sich auf diese Weise gegen 700 Mädchen und schleppten sie als Eheweiber in ihre Häuser. — Diese unter dem Namen des Sabinerinnen-Raubes bekannte Gewaltthätigkeit rief viele der Nachbarvölker Roms gegen den jungen Staat in die Waffen.



Raub der Sabinerinnen.

Während nun die Sabiner es vorzogen, durch friedliche, aber nichtsfruchtende Unterhandlungen die Auslieferung ihrer geraubten Töchter zu bewirken, standen die Bewohner von Cenina, Crustuminium und Antemnä zum offenen Kriege gegen die Römer auf. Romulus besiegte zuerst die Ceninenser, indem er deren König Acron im Zweikampfe erschlug.

Die Besiegung des Königs Acron ist besonders deshalb von Interesse, weil sie die Veranlassung wurde zur Entstehung der römischen Feldherrntriumphe. Romulus hatte nämlich gelobt, dem Jupiter die Rüstung seines Gegners zu weihen, wenn er denselben besiege. Als nun Acron von des Romulus eigener Hand gefallen war, ließ dieser eine große Eiche fällen, sie zu einem Rüstunghalter zurichten und hing an ihr mit eigner Hand Acron's Waffen und Rüstung auf. Sodann schmückte er sein Haupt mit einem Lorberkranze, ergriff die Trophäe und schritt damit majestätisch einher, während das Kriegsvolk Siegeslieder anstimmte. Diese Ceremonie wurde der Ursprung und das Vorbild der römischen Triumphzüge. Jupiter erhielt von der ihm geweihten Rüstung des Erschlagenen den Beinamen Feretrius (von ferire, schlagen), und die Rüstung, welche ein Feldherr dem andern eigenhändig abgenommen, nannte man seit der Zeit Spolia opima, von spolium, die Beute, und opus, die Großthat.

Die Stadt Cenina wurde zerstört; aber ihre Bewohner versetzte Romulus nach Rom, wo er ihnen gleiche Rechte mit den ältesten Bürgern einräumte, sie also zu Römern machte, ein Schicksal, welches auch die Bewohner von Crustuminium und Antemnä traf, nachdem sie besiegt und ihre Städte zerstört worden waren.

Durch dieses Verfahren trug Romulus unglaublich viel zur Vergrößernug und Befestigung seines jungen Staates bei; ja es wurden durch die milde und freie Sinnesart des Römerkönigs selbst mehrere kleine Völkerscharen zur freiwilligen Einwanderung nach Rom bewogen. Von jeher richtete sich der Zug nützlicher Bürger dahin, wo Recht, Gesetz und Freiheit herrschten.

Unter solchen Einwanderungen erwähnen wir vor allen die des etruskischen Feldherrn Cölius. Er führte die ihm untergebenen Scharen nach Rom und baute sich dort auf einem dritten Hügel an, der nach seinem Namen der Cölische genannt wurde.

Endlich standen auch die Sabiner zum Kriege gegen Rom auf. Mit 25,000 Mann zu Fuß und 1000 zu Pferde rückte ihr König Titus Tatius gegen Romulus, der ihm trotz der von seinem Großvater Numitor erhaltenen Unterstützung nur 20,000 Mann Fußvolk und 800 Reiter entgegen stellen konnte. Durch Verrath gelang es den Sabinern, Roms feste Burg auf dem Saturninischen Hügel einzunehmen.

Den Befehl in derselben führte der Römer Spurius Tarpejus, und seine eigene Tochter Tarpeja war es, die sich durch die goldenen Zierrathen, welche die Sabiner am linken Arme trugen, zu dem Verrathe verlocken ließ. Als sie nämlich einst die Burg verließ, um Wasser zum Opfer für die Götter zu holen, versprach sie den Sabinern, ihnen die Festung zu öffnen, wenn sie ihr das schenken würden, was sie am linken Arme trügen. Die Sabiner versprachen es, und Tarpeja ließ sie heimlich in die Burg. Aber sie entging der wohlverdienten Strafe nicht. Denn die Sabiner, selbst empört über den schändlichen Verrath, warfen nach Einnahme der Burg ihre schweren Schilde, die sie gleichfalls am linken Arme trugen, auf die Verrätherin, so daß diese von der Last ihres Lohns todtgedrückt wurde.

Von dem Verrathe der Tarpeja bekam der Saturninische Hügel den Namen des Tarpejischen; und selbst später, als man ihn den Capitolinischen nannte, behielt die steilste Stelle desselben noch den Namen des Tarpejischen Felsens, von welchem später Staatsverräther herabgestürzt wurden.

Durch diesen Verrath wäre Rom vielleicht verloren gewesen, wenn nicht die geraubten sabinischen Frauen, die zum Theil schon Mütter waren, eine Versöhnung zwischen den Römern und Sabinern herbeigeführt hätten. Denn nicht achtend die Gefahr, stürzten sie sich zwischen die kämpfenden Männer und beschworen dieselben, einen Kampf aufzugeben, der sie — wie auch sein Ausgang sei — unglücklich machen müsse; denn entweder verlören sie dadurch ihre Verwandte und Brüder oder die Väter ihrer Kinder.

Die Versöhnung, welche auf diese Weise zwischen den Römern und Sabinern zu Stande kam, führte später zu einer innigen Verschmelzung der beiden Völker. Fürs erste

wurden über die Vereinigung derselben folgende Punkte festgesetzt: Romulus und Titus Tatius regieren gemeinschaftlich und haben ihren Sitz in Rom, der Erstere auf dem Palatinischen, der Letztere auf dem Tarpejischen Hügel; die Sabiner werden Bürger der Stadt. Diese behält den Namen Rom, und jeder Bürger heißt Römer, das gesammte Volk aber führt den Namen der Quiriten.



Numa Pompilius bei der Nymphe Egeria.

Der Name Quiriten, welcher bis dahin nur den Sabinern gehörte, soll von ihrer Hauptstadt Cures herstammen. Nach Anderen aber ist es eine Ableitung von Quirinus, dem Namen einer sabinischen Gottheit, welche wahrscheinlich gleichbedeutend war mit dem griechischen Kriegsgotte Ares und dem römischen Mars.

Die gemeinschaftliche Regierung dauerte nur fünf Jahre, indem Titus Tatius nach Ablauf dieser Zeit schon seinen Tod fand, und dem Romulus die Alleinherrschaft hinterblieb. Dieser führte während und nach der gemeinschaftlichen Regierung glückliche Kriege

gegen die benachbarten Völker, namentlich gegen die Bewohner der Stadt Cameria und gegen die Fidenater und Vejenter. Dadurch wurde das römische Gebiet außerordentlich vergrößert, und gewiß würden wir Romulus auf einer noch höhern Stufe geschichtlicher Größe sehen, wäre er nicht zuletzt hochmüthig, eigenmächtig und despotisch geworden. Mit dieser Aenderung seines Charakters schwand sein Glück und sein Ruhm; unbekannt sind seine ferneren Handlungen, und die Geschichte ist selbst über die Art seines Todes im Dunkeln.

Einige nehmen an, Romulus sei wegen seines despotischen Handelns heimlich ermordet worden. Die Sage über seinen Tod lautet dahin, daß er einst in einer Ebene vor der Stadt eine Heerschau gehalten, als plötzlich ein starkes Gewitter mit Regen und Hagel entstanden sei, welches alles Volk auseinander getrieben. Als das Wetter sich wieder aufklärte, und die Zerstreuten zusammen traten, war Romulus verschwunden. Um das Volk, welches die Wahrheit ahnen mochte, zu beruhigen, gab man vor, Romulus sei während des Gewitters, von einer Flamme umgeben, in den Himmel entführt worden, woher er als Sohn des Mars stamme. Bald darauf erschien auch ein angesehener Rathsherr, Namens Julius Proculus, und erzählte, daß Romulus ihm in vergrößerter Gestalt und mit glänzender Rüstung angethan, erschienen sei und zu ihm gesprochen habe: „Geh zu den Römern und sag' ihnen, wenn sie Klugheit und Muth sich bewahren, werden sie zur höchsten menschlichen Macht gelangen. Ich aber werde als ihr Schutzgott Quirinus über sie wachen!“

Nach einer zwischen den Römern und Sabinern getroffenen Uebereinkunft hatten die Ersteren zum Nachfolger des Romulus einen Mann aus dem Stamme der Letzteren zu wählen. Die Wahl fiel auf den durch Milde und Weisheit gleich ausgezeichneten Schwiegersohn des Titus Tatius, den würdigen Numa Pompilius.

Glücklich das Reich, dessen König ein Philosoph ist; und Numa war es. Sein für Rom so segensreiches Wirken gehört ganz der Kulturgeschichte an, da der weise König, dessen Sinn ohnedies dem Frieden zugewandt war, recht wohl erkannte, daß dem jungen Staate für jetzt nichts heilbringender sein konnte, als Befestigung seiner Macht nach innen, also vor allen Dingen Regelung seiner religiösen und bürgerlichen Verfassung. Und für dies Ziel lebte und wirkte Numa. Die Sage berichtet, daß Numa, der früher als einfacher Bürger in Cures lebte, bei seinen Streifereien durch Berg und Thal die Freundschaft einer Quellennymphe Namens Egeria gewann, mit welcher er auch als König oftmals nächtliche Zusammenkünfte hatte. Sie stand ihm mit ihrem weisen Rathe bei und offenbarte ihm die Geheimnisse und den Willen der Götter. Sie sagte ihm, daß Jupiter der blutigen Opfer und namentlich der Menschenopfer nicht bedürfe, und so wurden ihm denn statt der letzteren zuweilen Thiere, meist aber Symbole geopfert, wie Zwiebeln, Haare und Sardellen.

Des Numa Nachfolger, Tullus Hostilius, ein kriegslustiger Mann, erschien zur rechten Zeit auf dem Throne, um das nun hinlänglich erstarkte Volk in einem längern Frieden nicht erschlaffen zu lassen. Er beschloß, die Römer zu neuen Siegen zu führen, nachdem er sich zuvor die Liebe des Volkes dadurch gewonnen, daß er viele Ländereien, die bisher Krongut waren, unentgeltlich an solche Bürger vertheilte, welche noch kein Landeigenthum besaßen.

Ein Anlaß zum Kriege fand sich bald. Alba Longa, die Mutterstadt Roms, war auf das schnelle Aufblühen des letzteren eifersüchtig. Dadurch entstanden gegenseitige Reibungen, und endlich ein förmlicher Krieg. Alba Longa und Rom sahen ein, daß beide Staaten nicht länger neben einander bestehen konnten. Nur einer von beiden durfte existiren: und so kam man denn überein, daß über die Frage, welcher Name der beiden Staaten aus der Geschichte verschwinden müsse, nicht ein Krieg, sondern ein Kampf zwischen einigen Auserwählten beider Parteien entscheiden solle. Demzufolge wählte man aus jedem der beiden gegenüber stehenden Heere drei Kämpfer, und stellte fest, daß der Theil, dessen Fechter unterliegen würden, sich der siegenden Partei unbedingt unterwerfen solle.

Die Wahl jedes der feindlichen Heere fiel auf drei Brüder. Auf albanischer Seite waren es die drei Söhne des Curiatius, auf römischer die drei Söhne des Horatius, und daher nennt man den Kampf, welcher sich jetzt unter den sechs Streitern um das Los der beiden Staaten entspann, den Kampf der Horatier und Curiatier.

Die zu Kämpfern erwählten sechs Jünglinge sollen nach der freilich sehr fabelhaft klingenden Ueberlieferung genaue Verwandte gewesen sein. Es heißt darüber: Saquinius, ein Bürger von Alba Longa, hatte zwei Töchter. Die eine derselben verheirathete er an einen Albaner, Namens Curiatius, die andere an Horatius, einen römischen Bürger. Beide Schwestern kamen an einem und demselben Tage nieder, jede mit drei Söhnen, und diese sechs Jünglinge waren es, welche auserwählt wurden, das Schicksal der beiden Staaten zu entscheiden.



Auszug der Horatier. Nach David.

Der Kampf fand mit allen Feierlichkeiten großer Staatshandlungen im Angesichte der beiden gegenüber stehenden Heere statt. Nachdem sich die Kämpfer vor dem Beginn des Streites mit dem Zeichen der aufrichtigsten Freundschaft umarmt und so der Bruderliebe den letzten Tribut gezollt hatten, machte mit dem Signal zum Kampfe die Vaterlandsliebe ihre blutigen Rechte geltend.

Die Streiter stürzten sich aufeinander. Lange fochten sie mit gleicher Erbitterung und gleichem Glück. Endlich sank ein Römer zu Boden, und bald darauf ein zweiter. Ein Jubelgeschrei ertönte vom albanischen Heere, während die Römer mit finsteren Blicken auf den letzten ihrer Kämpfer, den einzigen Träger ihrer Hoffnung, schauten. Aber dieser stand noch unverwundet und in frischer Kraft da, während die drei Albaner aus vielen Wunden bluteten, so daß der eine von ihnen sich kaum aufrecht erhalten konnte.

Jetzt auf einmal ergriff der Römer die Flucht, nicht aus Feigheit, sondern aus List; er wollte sich verfolgen lassen, indem er voraus sah, daß die Feinde dabei im Verhältniß ihrer schwereren oder leichteren Wunden sich vereinzeln würden. Kaum sah er seine List gelungen, so wandte er sich um und stürzte mit ungeschwächter Kraft auf den nächsten der ihn verfolgenden Albaner. Dieser fiel. Die Römer schöpften Hoffnung. Jetzt rannte der muthige Horatier seinem zweiten Feinde entgegen, und unter dem weithin tönenden Jubelrufe

der Römer sank auch dieser zu Boden. Der Sieg war gewonnen; denn als endlich auch der schwer verwundete dritte Curiatier heran keuchte, wurde er mit leichter Mühe zur Erde gestreckt.

Der Jubel der Römer brach in Begeisterung aus für den glücklichen Sieger. Man lief herbei, umarmte ihn und führte ihn im Triumphe nach der Stadt, die er gerettet hatte. Am Thore begegnete ihm seine Schwester, welche mit einem der gefallenen Curiatier verlobt war. Als sie nun in der Trophäe ihres Bruders auch den Waffenrock erblickte, den sie ihrem Bräutigam selbst gefertigt hatte, konnte sie ihren Schmerz nicht zurück halten und rief laut trauernd den Namen des gefallenen Geliebten. Darüber aber ergrimmte der patriotische Sinn des Bruders, dessen Herz noch trunken war von Stolz und Siegesruhm. Wuthentbrannt rief er seiner Schwester entgegen: „Fahre hin zu deinem Bräutigam mit der unzeitigen Liebe, die der Brüder vergißt, der todten und des lebenden, die da vergißt des Vaterlandes! Und so fahre jede Römerin hin, die einen Feind betrauert!“ — Mit diesen Worten stieß er ihr sein Schwert in die Brust.

Trotz seiner Verdienste um den Staat waren die Richter so gerecht, den Schwestermörder zum Tode zu verurtheilen, wie das Gesetz es gebot. Erst als er an das Volk appellirte, wurde von diesem die Strafe des Todes in die des Joches verwandelt, einer Strafart, von der wir später reden werden.

Alba Longa begab sich unter die Herrschaft Roms. Aber nur mit Mißmuth ertrugen die Albaner das römische Scepter, und ihr Feldherr Fuffetius schmiedete heimlich Pläne, dasselbe zu brechen. Zu diesem Ende reizte er die Vejenter und Fidenater zum Kriege gegen Rom auf, indem er ihnen versprach, während der Schlacht zu ihnen überzugehen. Tullus Hostilius entdeckte die Verrätherei erst im Kampfgewühl, als Fuffetius den Befehlen des Königs entgegen sich mit seinen Scharen unthätig zurückzog, um abzuwarten, auf welche Seite sich der Sieg neigen würde, und diese Bewegung nach den Feinden zu den Muth derselben erhöhte. Aber die Klugheit des römischen Königs gab ihm bald ein Mittel an, den Verrath zu seinem Vortheile zu benutzen. Mit lauter Stimme, so daß beide Heere es vernehmen konnten, rief er: „Muth, Römer! Seht die Albaner: auf meinen Befehl ziehen sie dorthin, um sich unter die Feinde zu stürzen!“

Bei diesen Worten wähnte sich das feindliche Heer vom albanischen Feldherrn getäuscht. Es entsank ihm der Muth und die Römer erfochten einen glänzenden Sieg.

Umsonst zeigte Fuffetius beim Verfolgen der Feinde den größten Eifer, um seinen Verrath zu bemänteln. Eine schreckliche Strafe ereilte ihn am folgenden Tage; denn auf Tullus' Befehl wurde er von Pferden lebendig zerrissen. Seine Mitverschworenen erlitten eine weniger grausame Todesstrafe.

Auch Alba Longa mußte büßen, was sein Feldherr verbrochen hatte; denn Tullus Hostilius wollte jeden ferneren Versuch zur Empörung in der Wurzel ersticken. Deshalb ließ er jene Stadt von Grund aus zerstören und ihre Bewohner nach Rom führen, wo ihnen der Cölische Hügel zum Wohnsitz angeboten wurde.

Dadurch und durch glückliche Kriege gegen die Sabiner und Lateiner wuchs die Macht Roms zu einer solchen Höhe, daß alle benachbarten Völker mit ernstlicher Besorgniß für ihre Existenz erfüllt wurden. Zum Glück für sie fiel Tullus in der letzten Periode seines Lebens einer religiösen Schwärmerei anheim, die seinen kriegerischen Sinn gänzlich vernichtete; und sein Nachfolger Ancus Marcius (640 v. Chr.) trat zu sehr in die Fußstapfen seines Großvaters Numa Pompilius, als daß er Kriege geführt hätte, welche nicht von der Nothwendigkeit geboten wurden.

Der neue König richtete seine Regierungssorgen vor allen Dingen der innern Macht des Staates und den Segnungen des Friedens zu. Viele öffentliche Bauten verdankt Rom dem Ancus, z. B. eine hölzerne Brücke über den Tiber, das erste Bauwerk dieser Art: ein großes Gefängniß; ferner den Hafen von Ostia, durch welchen er der Stadt die Quellen

des Handels eröffnen wollte; endlich noch zur Befestigung Roms eine Citadelle auf dem jenseit des Tiber gelegenen Berg Janiculus, welcher in die Ringmauer der Stadt gezogen wurde. Die Waffenruhe, zu welcher die Römer durch die Friedensliebe des Ancus verurtheilt waren, erregte bei den benachbarten Völkern den Glauben, Rom sei schwach und feige geworden. Darum hielten sie die Zeit für günstig, den früher so gefürchteten Staat mit Krieg zu überfallen. Sabiner, Fidenater, Vejenter und Volscer traten gegen Rom in die Waffen. Aber Rom bewies ihnen, daß es durch die Zeit der Ruhe und unter dem Segen einer emsigen Regierung nur um so kräftiger geworden sei. Die aufgestandenen Völker wurden besiegt, und Ancus vergrößerte mit ihren Bewohnern die Stadt aufs Neue, so daß wieder ein neuer Hügel, der Aventinische, angebaut werden mußte.

Lucius Tarquinius (620 v. Chr.), mit dem Beinamen Priscus (der Alte) zur Unterscheidung von dem spätern gleichnamigen Könige, folgte auf Ancus Marcius, der ihn zum Vormunde seiner beiden Söhne ernannt hatte, welche aber bei der Wahl übergangen wurden, weil man den Tarquinius des Thrones für würdiger hielt. Denn nicht der blinde Zufall der Geburt durfte über den Thron eines aufstrebenden Staates entscheiden, sondern das Verdienst. Ueber die Abstammung des Lucius Tarquinius erzählt man Folgendes:

Demaratus, ein reicher Kaufmann von Korinth, hatte diese seine Vaterstadt wegen innerer Zwistigkeiten, die in derselben herrschten, verlassen und sich nach Etrurien begeben, wo er sich in Tarquinii ankaufte. Hier heirathete er und hinterließ einen Sohn, Namens Lucumo, der sich mit Tanaquil, einem Mädchen aus einem der edelsten etruskischen Geschlechter, vermählte. Diese Tanaquil war außerordentlich ehrgeizig und konnte es nicht ertragen, daß ihr Gatte als Fremder in Tarquinii keinen Einfluß auf die öffentliche Verwaltung erlangen konnte. Sie bewog ihn daher, nach Rom zu ziehen, wo das Verdienst galt, ohne Rücksicht auf Herkunft und Vaterland. Als Beide auf einem offenen Wagen nach Rom fuhren und in die Nähe des Berges Janiculus kamen, flog ein Adler hernieder, nahm den Hut vom Haupte des Lucumo und schwebte mit großem Geschrei über dem Wagen; dann senkte er sich nieder und setzte den Hut wieder auf Lucumo's Haupt. Tanaquil, als Etrurierin sehr abergläubisch, war über dieses Zeichen ganz außerordentlich erfreut und verkündete ihrem Gatten in Rom ein glänzendes Schicksal.

Dort angekommen, wollte Lucumo einen römischen Namen annehmen und nannte sich daher Lucius und von seiner Vaterstadt Tarquinii Tarquinius. Seine glänzenden persönlichen Eigenschaften, womit er zugleich eine verschwenderische Freigebigkeit zu verbinden wußte, gewannen ihm die Liebe der Römer und das Vertrauen des Ancus Marcius in einem solchen Maße, daß dieser ihn zum Vormunde über seine beiden unmündigen Söhne ernannte.

Die Stimme des Volkes hatte wie immer so auch hier den rechten Mann getroffen; denn Tarquinius vereinigte in sich die Verdienste eines Numa und eines Tullus. Gleich der erste Krieg, den er mit den unruhigen Lateinern führen mußte, bewies diesen, daß das römische Königsschwert in guten Händen war; denn sie wurden gänzlich besiegt und mußten Roms Oberherrschaft anerkennen. Ein gleiches Schicksal hatten die Etrusker, deren zwölf Lucumonien sich zum Kriege gegen Tarquin vereinigt hatten, aber dem mächtigen Arme des Volkskönigs dennoch nicht gewachsen waren.

Zum Beweise, daß die Etrurier den Tarquinius als ihren Oberherrn anerkannten, schickten sie ihm die unter ihnen gebräuchlichen Kennzeichen der königlichen Würde: eine goldene Krone, einen Thron von Elfenbein, ein Scepter mit einem Adler auf der Spitze, einen mit Gold gestickten Rock, der zugleich mit Bildern von Palmzweigen geziert war, und ein mit Blumen allerlei Art gesticktes Purpurgewand. Das Volk erlaubte dem Tarquin diese Zierrathen zu tragen, und bei seinem Triumphe erschien er mit denselben bekleidet auf einem vergoldeten, von vier Pferden gezogenen Wagen, der von zwölf Lictoren mit den Zeichen ihrer Amtswürde begleitet wurde.

Diese Zeichen königlicher Würde blieben seit jener Zeit bei den Römern im Gebrauch.

Die Zeit der Ruhe, welche Rom nach diesen glücklichen Kriegen genoß, verwandte Tarquin zur Begründung zweckmäßiger Verfassungseinrichtungen und zur Aufführung nützlicher Bauten. In Hinsicht der letzteren Wirksamkeit verdankt Rom diesem Könige die Verschönerung seines Forum (Marktplatz), auf welchem die öffentlichen Versammlungen abgehalten wurden, den Bau des berühmten Jupitertempels auf dem Tarpejischen Hügel; die Anlage des Circus maximus und die Erbauung jener großen Abzugskanäle, welche unter dem Namen der Kloaken die Bewunderung aller Zeiten erregt haben, denn noch heute stehen diese Gewölbe unversehrt, und zwei Jahrtausende sind nicht vermögend gewesen, einen ihrer Steine aus seinen Fugen zu bringen.

Der Circus maximus (großer Kreisplatz) war eine zu öffentlichen Kampfspielen und Leibesübungen eingerichtete große runde Rennbahn. Rings umher liefen amphitheatralisch erbaute Bänke als Sitze für die Zuschauer, und der Umfang dieses Circus war so groß, daß er gegen 200,000 Menschen faßte.

Zwischen den Hügeln, auf denen Rom stand, bildeten sich nämlich in den Thälern durch Regengüsse 2c. stehende Sümpfe, welche die Straßen völlig grundlos machten, und deren Ausdünstungen die Luft verpesteten. Tarquin faßte daher den Plan, dieses Wasser, wie auch allen Unrath, durch unterirdische Kanäle aus der Stadt in den Tiber zu leiten. Das Werk war nicht klein, denn diese Kanäle mußten gewölbt und so stark gebaut werden, daß sie die größten Häuser tragen konnten. Sie waren so hoch und so breit, daß ein völlig beladener Heuwagen hindurch fahren konnte. Der Bau war mit den größten Schwierigkeiten verbunden, aber der König überwand sie mit Geld und Geschicklichkeit. Die Kosten müssen ungeheuer gewesen sein, denn in spätern Zeiten erhielt derjenige, welcher die Reinigung übernahm, dazu vom Staate nicht weniger als tausend Talente oder gegen zwei Millionen Mark.

Ein glücklicher Krieg, welchen Tarquin gegen die Sabiner geführt hatte, war die Veranlassung zu einem neuen Bau geworden; denn der König hatte in der letzten Schlacht desselben den drei Gottheiten Jupiter, Juno und Minerva die Aufführung eines großen gemeinschaftlichen Tempels gelobt. Der Grund zu demselben wurde auf dem tarpejischen Berge gelegt, und so entstand das nachmals so berühmte Capitol.

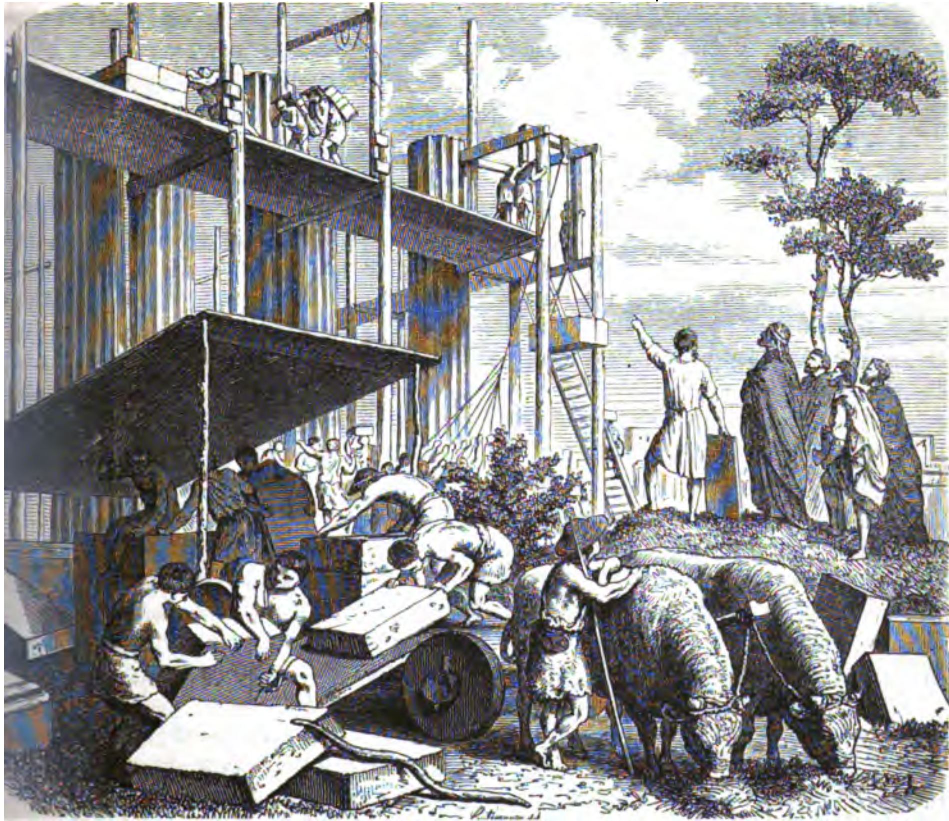
Der Name Capitol soll sich von folgender Sage herschreiben:

Beim Aufgraben des Erdreichs, in welches der Grundstein zum Tempel gelegt werden sollte, fanden die Werkleute den Kopf eines dort seit längerer Zeit beerdigten Menschen. Dieser Kopf hatte der Verwesung widerstanden, denn das Blut und die Gesichtszüge desselben waren so frisch, als wenn der Mensch eben erst gestorben wäre. Die Zeichendeuter (Auguren) legten diesen merkwürdigen Fund dahin aus: daß Rom dereinst das Haupt von ganz Italien werden solle. Da nun der Mensch, dem der gefundene Kopf gehört, den Namen Tolus geführt hatte: so gab man dem Berge zum Andenken an das vielverheißende Wunderzeichen den Namen Capitolinus, aus einer Zusammensetzung von caput (der Kopf) und Tolus.

Das Lebensende des Tarquin war eben so schrecklich wie unverdient. Er wurde in einem Alter von fast achtzig Jahren auf Anstiften der beiden Söhne des Ancus Marcius erschlagen, da diese in ihm das Hinderniß sahen, welches sie von dem römischen Königsthrone entfernt hielt. Die beiden Söhne des Ancus Marcius hatten ihren früheren Vormund von jeher mit Neid auf dem Throne gesehen, dessen Besitz, wie sie fälschlich wähnten, ihnen zustand. Immer hofften sie auf den Tod des Tarquin, wiewol vergebens. Endlich verloren sie die Geduld und beschlossen, den so sehr gewünschten Tod des greisen Königs gewaltsam herbeizuführen. Sie dungen zwei Mörder, welche als Holzhauer verkleidet, mit Beilen auf den Schultern, in die Nähe des königlichen Palastes gingen und dort verabredetermaßen einen Streit mit einander anfingen. Was sie beabsichtigten, geschah. Der König, dem es oblag, Streitigkeiten in seiner Nähe persönlich zu

entscheiden, ließ Beide vorführen, und forderte sie auf, ihm die Ursache ihres Zwistes vorzutragen. Während nun der König die erfundene Geschichte des einen Mörders aufmerksam anhörte, versetzte ihm der andere mit dem Beile einen tiefen Hieb in den Kopf, ließ das Mordwerkzeug in der Wunde stecken und entfloh.

Die beiden Söhne des Ancus hatten das Ziel ihrer Blutthat nicht erreicht. Sie mußten fliehen, während Tanaquil, die Gattin des erschlagenen Königs, die Bestürzung des Augenblicks benutzte, um ihrem Schwiegersohne Servius Tullius die Krone zu sichern.



Tempelbau auf dem Aventinus. Zeichnung von H. Leutemann.

Dieser Servius Tullius war nach einer freilich unverbürgten Ueberlieferung der Sohn ines in Tarquin's Diensten stehenden gefangenen Weibes aus der Stadt Corniculum. Sein Vater ist unbekannt. Die Sage erzählt, daß als Kind ihm einst im Schlafe ein feuriger Schein das Haupt umkränzt habe, der beim Erwachen verschwunden sei. Die in Zeichendeutung erfahrene Tanaquil habe dies dahin erklärt, daß dem kleinen Servius eine glänzende Zukunft bevorstehe. Vielleicht durch diese Prophezeiung, vielleicht auch durch seine atürlichen Anlagen erwarb sich der Knabe die Liebe des Königspaars in einem solchen Grade, daß er wie das eigene Kind betrachtet und erzogen wurde und später eine Tochter Tarquin's zum Weibe erhielt.

Nach einer andern, wahrscheinlicheren Erzählung war Servius ein etrurischer Anführer, er sich in Rom niederließ und dort auszeichnete.

Tanaquil hatte ihren Liebling zum Nachfolger ihres Gatten ausersehen. Als daher Tarquin ermordet worden war, ließ sie sogleich den Palast schließen und gab Befehl, Niemand einzulassen. Sodann trat sie ans Fenster und erklärte dem dort versammelten Volke:

daß die Wunde des Königs nicht tödlich sei, daß derselbe in kurzer Zeit genesen werde und den Römern beföhle, während seiner Krankheit dem Servius Tullius zu gehorchen. Am zweiten Tage darauf gab dieser, mit allen Zeichen königlicher Würde bekleidet, öffentliches Gehör, und in kurzer Zeit wußte er sich die Liebe des Volkes so sehr zu gewinnen, daß Tanaquil nichts zu wagen glaubte, wenn sie den Tod Tarquin's als eben erst erfolgt verkündete und ihren Schwiegersohn als künftigen König bezeichnete. Die Erlistung der Krone war gelungen, diesmal zum Heile des Staats.

Servius Tullius (570 v. Chr.), ein Schwiegersohn des vorigen Königs, folgte demselben also auf dem Throne. Wenn er auch die Erhebung zum Könige seiner in Intriguen erfahrenen Schwiegermutter Tanaquil verdankte und die Krone angenommen hatte, so war Servius Tullius doch theils zu rechtlich, theils zu klug, um einen erschlichenen Thron ohne Genehmigung des Volkes zu behaupten, und ging sein erstes Streben ganz dahin, sich dessen Liebe zu erwerben, um gewiß zu sein, bei einer wirklichen Wahl, der er sich freiwillig zu unterwerfen beschloß, nicht übergangen zu werden. Zu diesem Ende nahm er die geringere Volksklasse (die Plebejer) gegen die vornehmere (die Patrizier) in Schutz, indem er nicht allein ihre Schulden bezahlte, sondern auch das Versprechen ablegte, die den Feinden entrissenen Ländereien unter die Plebejer zu vertheilen. Servius Tullius aber versprach nicht blos, er hielt auch sein Versprechen, und leider ist der Geschichtschreiber in der Lage, eine solche Sinnes- und Handlungsweise, die als eine Pflichterfüllung eigentlich keinen besonderen Werth haben sollte, ausdrücklich als musterhaft hervorzuheben. — Ueberhaupt, obgleich Rom das große, aber bei einer Wahlmonarchie nicht seltene Glück hatte, in seinen Königen fast lauter tüchtige Männer zu sehen, war Servius Tullius vielleicht von allen jenen Herrschern der würdigste, wovon wir uns besonders in der Kulturgeschichte noch überzeugen werden.

Friedliebend und ganz in die Fußstapfen des vortrefflichen Numa tretend, führte er nur dann Krieg, wenn die Nachbarvölker ihn dazu zwangen. Dies geschah von Seiten der Vejenter und einiger anderen etrurischen Stämme. Nachdem er dieselben glücklich besiegt hatte und ihm dafür von dem Volke ein Triumph zuerkannt worden war, hielt er es an der Zeit, sich rechtsgiltig zum König wählen zu lassen, und er hatte die Freude, trotz der Einwendungen und Intriguen vieler Patrizier, seine Wahl vom Volke durchsetzen zu sehen.

Stets die Segnungen des Friedens im Auge habend, beschloß er, eine freundschaftliche Vereinigung der benachbarten sabinischen, latinischen und sonstigen Völkerschaften mit Rom zu bewirken. Noch bedurfte es dazu bei den wenig kultivirten Völkern des Bindemittels religiöser Formen, welche von jeher als Lückenbüßer für mangelnde Bildung dienten. Darum veranlaßte Servius Tullius jene Völkerschaften zu einem gemeinschaftlichen Tempelbau, und so entstand der große Dianatempel auf dem Aventinischen Hügel. Ein alljähriges gemeinsames Opferfest, verbunden mit einem dabei abzuhaltenden Markte, sollte dazu dienen, die bewirkte Einigkeit dauernd zu erhalten.

Auch das Lebensende des würdigen Servius Tullius war ein höchst tragisches. Er wurde von seinem eigenen Schwiegersohne ermordet, und dieser bestieg über des Vaters Leiche hinweg mit Gewalt den römischen Thron.

Der erschlagene Tarquinius Priscus hatte zwei Söhne, nach Anderen zwei Enkel, hinterlassen, welche die Namen Lucius und Aruns Tarquinius führten. An diese Beiden hatte Servius Tullius seine zwei Töchter, beide Tullia genannt, verheirathet, aber mit so weniger Berücksichtigung der gegenseitigen Charaktere, daß der wilde und ehrgeizige Lucius die sanfte ältere Tullia, der friedliche, gutmüthige Aruns dagegen die herrschsüchtige, ungestüme jüngere Tullia, zur Gattin erhielt. Die nächste Folge davon waren zwei unglückliche Ehen. Lucius Tarquinius verachtete sein Weib wegen ihrer Sanftmuth nicht minder, als die jüngere Tullia ihren Mann Aruns Tarquinius. Unzufrieden mit dessen Mangel an Muth und Feuer, schloß sie sich an Lucius an, und bald war die Verbindung der beiden

gleichgestimmten Seelen so vertraut, daß sie die Fesseln der Ehe, in denen sie lebten, durch Bluttat sprengten. Lucius brachte sein Weib, Tullia ihren Mann ums Leben, und über den Leichnamen der beiden Ermordeten reichten sich die Verbrecher die Hand zum Ehebunde.

Der greise Servius Tullius mußte die Schandthat ungeahndet lassen, denn der Anhang, welchen sich die neuen Gatten unter den Patriziern erworben hatten, war groß genug, um dem alten Könige Besorgniß einzuflößen. Deshalb wollte er das Unheil, das dem Staate von Seiten der Verbundenen drohte, dadurch abwenden, daß er die Königswürde freiwillig niederlegte und eine republikanische Verfassung einführte; aber noch ehe er diesen Schritt ausführen konnte, sank er schon unter den Streichen seiner barbarischen Verwandten.



Tarquinius Superbus entledigt sich seines Schwiegervaters Servius Tullius.

Unterstützt von seinem Anhange, klagte nämlich Lucius Tarquinius den König vor dem versammelten Senate als Thronräuber an, indem er den königlichen Sitz einnahm und eine heftige Rede gegen die Regierung des Servius Tullius hielt, worin er denselben mit Schmähungen aller Art überhäufte, ihn einen Sklaven, Kronräuber, Plebejerfreund und dergleichen nannte. Der greise König eilte bei der Nachricht von diesem Angriffe unter geringer Bedeckung in den Senat und stellte den Uebermüthigen zur Rede. Es entspann sich ein heftiger Streit, den Niemand aus der Versammlung zu stören die Kühnheit hatte, der aber endlich damit endete, daß Tarquinius den greisen König ergriff und ihn die Treppe hinab auf den Markt stürzte. Hart verwundet, wollte sich der unglückliche Greis mit Hülfe einiger Freunde nach Hause schleppen; aber Tarquin's gedungene Mörder ereilten ihn und streckten ihn völlig zu Boden.

Und nun erzählt uns die Ueberlieferung eine Schandthat, die in der an Freveln so reichen Weltgeschichte nicht Ihresgleichen hat: Tullia, die Tochter des gemißhandelten

und ermordeten Königs, die Hauptanstifterin all des Unheils, hatte die Nachricht von der Vollendung des Bubenstücks nicht erwarten können. Mitten durch den Tumult fuhr sie in den Senat und begrüßte dort ihren Gatten frohlockend als König. Dieser hatte noch so viel menschliches Gefühl, daß ihm die Freude des teuflischen Weibes lästig war. Er hieß sie zurückkehren. Tullia gehorchte. Da nun, als ihr Wagen durch eine enge Straße kam, welche die „gute Gasse“ hieß, hielt der Wagenlenker entsetzt seine Pferde an. „Warum hältst du?“ fragte Tullia. — „Herrin“, erwiederte der Führer, „dort liegt der noch athmende Körper Eures Vaters!“ — Tullia gerieth über die Säumniß in Zorn; sie ergriff einen im Wagen stehenden Fußschemel, schlug ihn dem Rosselenker gegen den Kopf und rief: „Vorwärts! und fürchte dich nicht, über einen Leichnam zu fahren!“ — Der Mann gehorchte; die Räder des Wagens rollten über die Leiche des Erschlagenen dahin, so daß das heraussprudelnde Blut die Kleider der unnatürlichen Tochter bespritzte. Die Straße, in welcher jene Schandthat geschah, erhielt fortan den Namen „verruchte Gasse“ (vicus sceleratus).

Lucius Tarquinius (530 v. Chr.), dem die Geschichte zur Unterscheidung von dem früheren gleichnamigen Könige und zur Bezeichnung seines stolzen, herrschsüchtigen Charakters den Beinamen Superbus (der Uebermüthige) gegeben hat.

Diesem Beinamen entsprechend, war auch die Regierung dieses letzten der römischen Könige eine Kette von Ungerechtigkeiten, Grausamkeiten und Willkürlichkeiten, obgleich sich nicht verkennen läßt, daß auch viele seiner Handlungen einzig auf die Vergrößerung der Staatsmacht gerichtet waren. Er war ein unwürdiger, despotischer, aber wenigstens kein schwacher Regent.

Von jeher haben Despoten in der öffentlichen Besprechung der Staatsangelegenheiten ihren gefährlichsten Feind gesehen und verfolgt. Was heutzutage die freie Presse ist, das waren zu jener Zeit die öffentlichen Volksversammlungen: der Tummelplatz der Ideen. — Die erste Handlung Tarquin's war also auf die Vernichtung dieses Feindes gerichtet. Er verbot die öffentlichen Volksversammlungen, um nun, dem Sonnenlicht der Oeffentlichkeit entzogen, seine Eigenmacht im Dunkeln ungehindert walten zu lassen.

Alle seine Regierungshandlungen geschahen ohne Zustimmung und ohne Befragen des Senats; ja er ließ diesen Regierungskörper durch Mordthaten völlig dezimiren, ohne an die Stelle der beseitigten Mitglieder neue wählen zu lassen. Die Folge davon war, daß die meisten Senatoren die Stadt verließen, sich nach Gabii flüchteten und so dem Tarquin völlig freie Hand gaben, nach Gutdünken zu schalten und zu walten. Tarquin benutzte die Gelegenheit dazu nach Kräften. Wer ihm durch Einfluß oder Reichthum irgend im Wege stand, wurde hingerichtet und die Masse des Volkes durch Frohnarbeiten beschäftigt, auf welche Weise mehrere neue Tempel entstanden und die Vollendung des Kapitols und der Kloaken bewerkstelligt ward.

Despoten sind furchtsam; sie erblicken in jedem Winkel einen Rächer der verletzten Volksrechte. Um seine Person gegen Einzelne solcher Rächer zu sichern, umgab sich Tarquin mit einer starken Leibwache; um sich gegen einen Aufstand des Volkes zu schützen, schloß er Bündnisse mit benachbarten Fürsten und Völkern. So entstand unter Anderm der sogenannte Lateinische Bund, welcher 47 Städte umfaßt haben soll.

Als die wichtigste Kriegsthat Tarquin's heben wir unter mehreren glücklichen Kriegen mit den Nachbarvölkern die Eroberung der Stadt Gabii hervor, dessen Bewohner von den dorthin geflüchteten Patriziern zum Kriege gegen Rom beredet worden waren. Derselbe blieb sieben Jahre lang ohne irgend einen Erfolg, bis es endlich dem Sextus Tarquinius, einem Sohne des Königs, durch List und Verrath gelang, die Stadt Gabii in die Hände Roms zu bringen.

Es war nämlich zwischen Sextus und dem Könige die Verabredung getroffen worden, daß der Erstere den Letzteren beleidigen und Dieser Jenen dafür mit Ruthen peitschen

lassen sollte. Was man von dieser Komödie gehofft hatte, traf ein. Die Bewohner von Gabii boten dem Sextus ihre Stadt als Asyl an. Scheinbar zögernd und erst nachdem er sich das feierliche Versprechen hatte geben lassen, ihn niemals an Tarquin auszuliefern, ging Sextus auf den Vorschlag ein. In Gabii zeigte er sich so sehr als ein Feind seines königlichen Vaters, daß die Gabenter ihm unbedingtes Vertrauen schenkten und ihm eine Stelle im Heere übertrugen. Noch aber war es für Sextus nicht an der Zeit, seine Maske abzulegen, und Tarquin unterstützte ihn in seiner Rolle dadurch, daß er ihm absichtlich alle römischen Krieger und Feldherren preisgab, deren er sich selbst entledigen wollte. So konnte es nicht fehlen, daß Sextus endlich zum Oberfeldherrn von Gabii ernannt wurde. Jetzt kam es nur noch darauf an, zu erfahren, auf welche Weise er die Stadt am besten überliefern könne. Zu diesem Ende sandte er einen Sklaven an seinen Vater mit der Anfrage: was er thun solle? Tarquin, zu vorsichtig, um dem Sklaven eine mündliche oder schriftliche Antwort anzuvertrauen, ließ sich denselben im Garten vorführen und schlug hier, ohne ein Wort zu sprechen, mit einem Stocke die höchsten Mohnköpfe ab. Der Sklave hinterbrachte dem Sextus, was der König gethan, und Sextus verstand den geheimen Sinn dieser Zeichenantwort nur zu gut.

Unter dem auch schon damals beliebten Vorwande, eine geheime Verschwörung entdeckt zu haben, ließ er die vornehmsten Gabenter hinrichten und in dem dadurch entstandenen Wirrwarr den Römern die Thore von Gabii öffnen.

Tarquin behandelte die Bewohner aus Klugheit mit großer Milde und schloß mit ihnen sogar ein enges Freundschaftsbündniß.

Die despotische Handlungsweise Tarquin's mußte endlich seinen eigenen Thron untergraben; denn ein starkes, freiheitbewußtes Volk kann es nicht lange dulden, daß die Laune eines Einzelnen mit den heiligsten Menschengütern ein muthwilliges Spiel treibt. Unter den vielen Männern, welche im Stillen über den Umsturz der Despotie brüteten, nennen wir vorerst Lucius Junius, einen Verwandten Tarquin's, Sohn eines der ermordeten Patrizier, und den Verfolgungen des Königs nur dadurch entgangen, daß er sich blödsinnig stellte, woher er den Namen Brutus erhielt; Publius Valerius, welcher sich später den Namen Publicola erwarb, und Lucius Tarquinius Collatinus.

Während sich Tarquin (510 v. Chr.) in einem Kriege gegen die Rutuler befand und deren Stadt Ardea belagerte, gab Sextus einst seinen Brüdern und Verwandten, worunter sich auch Collatinus befand, ein großes Gastmahl. Während desselben erhob sich unter den Gästen ein Streit über die Vorzüge ihrer Weiber. Um diesen Streit zu entscheiden, beschloß man in der Weinlaune, sogleich aufzubrechen, um die Frauen zu überraschen und sich zu überzeugen, welche derselben man am würdigsten beschäftigt finden würde, um ihr sodann den Preis zuzuerkennen. Zuerst ging es nach Rom. Die königlichen Schwiegertöchter vertrieben sich die Zeit mit Lustbarkeiten aller Art. Hierauf eilte man nach Collatia, dem Wohnorte des Collatinus. Lucretia saß unter ihren Mägden und spann. Man sprach ihr den Preis zu und kehrte ins Lager zurück.

Aber die Liebenswürdigkeit des schönen Weibes hatte in dem Herzen des sinnlichen Sextus den Stachel des Verlangens zurückgelassen. Er brannte nach ihrem Besitz. Daher begab er sich an einem der folgenden Tage unter irgend einem schicklichen Vorwande allein nach Collatia, wo er als Verwandter gastfreundlich aufgenommen wurde. In der Nacht überfiel er Lucretia und flüsterte ihr zu, als sie Hülfe rufen wollte: „Schweige, Lucretia, ich bin Sextus Tarquinius. Ich habe Waffen und du bist des Todes, wenn du rufst!" — Die Furcht vor dem Tode würde das muthige Weib nicht abgehalten haben, nach Hülfe zu rufen; allein der Elende drohte, einen Sklaven zu tödten und ihn nackt neben ihr Lager zu legen, so daß ihr Mann glauben müsse, sie sei im Ehebruch mit einem Sklaven betroffen worden. Die Furcht, von ihrem Manne verkannt zu werden, schloß ihr den Mund, und die Schandthat wurde vollbracht.

Doch nun stieg ein heldenmüthiger Entschluß auf in dem Busen des geschändeten Weibes. Sie sandte Boten an ihren Mann in das Lager und an ihren alten Vater nach Rom mit der Aufforderung: eilig zu kommen, jeder von einem Freunde begleitet, denn es habe sich Schreckliches begeben. Der alte Lucretius kam in Begleitung des Valerius, und Collatinus in Begleitung des Brutus. — Lucretia klagte den Räuber ihrer Ehre an, und als man ihr Rache gelobt, stieß sie sich einen verborgen gehaltenen Dolch in die Brust. Bei diesem Anblick warf Brutus seine Maske ab. Er zog das blutige Messer aus der Wunde und, seine Freunde zu gleichem Eide treibend, schwor er: nicht eher zu ruhen, als bis Tarquinius und sein Haus verjagt und das Königthum vernichtet sei.

Das Blut, das von dem Dolche rann, womit sich das hochherzige Weib den Tod gab, fiel glühend in die Herzen der Patrioten und gab das Signal zur Vertreibung Tarquin's, zur Abschaffung der Königswürde und zur Gründung der römischen Republik.

Brutus, seinen verstellten Blödsinn ablegend, trat öffentlich an die Spitze der Vaterlandsfreunde. Er rief das Volk zusammen, zeigte ihm die blutige Leiche der geopferten Lucretia, schilderte die Tyrannei des Königs und seines Hauses, erzählte die letzte Schandthat des Sextus, und als nun das ganze Volk wuthentbrannt nach Rache schrie, da sprach Brutus den Bannfluch über das Königthum aus.

Tullia, die Gattin des Königs, war geflohen. Als Tarquin bei der Nachricht von dem Aufstande nach Rom eilte, fand er die Thore der Stadt verschlossen. Das Heer, von Brutus überredet, sagte sich von dem Könige los; er mußte mit seinen Söhnen nach Gabii fliehen, und Rom war frei. Einigkeit des Volkes hatte es ohne Blutvergießen aus den Ketten der Sklaverei erlöst.

Kulturgeschichte.

Verfassung. Der erste Blick, welchen wir auf die Kulturgeschichte der späteren Weltbeherrscherin werfen, muß einer Betrachtung der römischen Verfassung gelten; denn von den Staatsverfassungen aller Länder, Griechenland selbst nicht ausgenommen, ist die Roms ohne allen Zweifel die wichtigste und interessanteste, und vielleicht hat auch kein Staat der Welt so sehr für seine Verfassung gelebt und gewirkt, wie Rom für die seinige. Roms Verfassung war das Rückenmark seines Staatskörpers.

Leider befinden wir uns in dieser Beziehung während des gegenwärtigen Zeitraums in einem undurchdringlichen Dunkel, denn wir sehen uns durch die Ueberlieferungen über Roms älteste Verfassung in ein Labyrinth von Möglichkeiten, Lücken und Widersprüchen geführt. Nur hin und wieder blitzt ein Lichtstrahl durch die Nacht, und so wollen wir es denn versuchen, ein möglichst klares Bild der römischen Verfassung zu liefern, bemerken aber dabei, daß man die einzelnen Angaben nicht so scharf und schroff nehmen darf, wie wir der Klarheit wegen genöthigt sind, sie mitzutheilen.

Als Stifter der römischen Verfassung betrachtet man den Gründer der Stadt, Romulus. Gewiß war die Persönlichkeit dieses klugen und kräftigen Mannes ausreichend, sein kleines Volk zu regieren; allein er war vernünftig genug, einzusehen, daß unter seinen Nachfolgern auch Leute sein könnten, denen die Fähigkeit zu einer guten Regierung fehlen möchte, und daß man die Wohlfahrt eines Volkes solchen Zufällen nicht preisgeben dürfe. Deshalb stellte er den Grundsatz fest: das Volk habe sich selbst zu regieren und den Vorstand seiner Regierung, den König, zu wählen. Nach diesen Grundzügen war die Verfassung des Romulus eine republikanische mit monarchischen Formen; Rom war eine konstitutionelle Wahlmonarchie.

Ursprünglich wurden aus dem gesammten Volke 100 Männer erwählt, welche den regierenden Senat bildeten und Väter (patres) genannt wurden, woher sich der Name Patrizier schreibt, den die Nachkommen dieser Patres annahmen.

Das ganze Volk war in drei Theile getheilt, welche Tribus hießen und deren jedem ein Tribun vorstand. Die Namen der Tribus waren: Ramnes, Tities und Luceres. Ueber das eigentliche Wesen dieser Tribus ist man eben so wenig im Klaren, wie über den Ursprung der Namen. Nach Einigen waren die Tribus eine Eintheilung nach Völkerstämmen, derart, daß zu den Ramnes die ersten Gefährten des Romulus, zu den Tities der sabinische, und zu den Luceres der etrurische Stamm gehörten. Nach Anderen bezog sich jene Eintheilung auf den Stand der Bürger, so daß Ramnes die Krieger=, Luceres die Priester= und Tities etwa die erwerbende Klasse, der sogenannte dritte Stand, waren. Jeder Tribus zerfiel in 10 Kurien, deren Anführer Kurionen hießen, und jede Kurie wieder in zehn Dekurien, deren Vorsteher Dekurionen genannt wurden. — Die Tribunen, Kurionen und Dekurionen durften ebenso wie der Senat nur aus den Patriziern gewählt werden; diese nur übten das Stimmrecht in den Kurien aus, so daß also die Regierungsgewalt in den Händen eines erblichen Standes lag; und in diesem Systeme, wo der Zufall der Geburt über die Fähigkeit zur Regierung entscheidet, müssen wir den Hauptmangel der alten römischen Verfassung sehen.

Den Nichtpatriziern blieben zwei Wege, um ihre Stellung im Staate zu begründen. Entweder lebten sie als freie, aber an der Regierung nichtbetheiligte Bürger, hießen Plebejer und bildeten in ihrer Gesammtheit die Plebs; oder sie begaben sich zu einem Patrizier in ein Unterthänigkeits= und Schützlingsverhältniß. In diesem Falle hießen sie Klienten (Schutzbefohlene) und ihre schützenden Oberhäupter Patrone (Väter). Der Patron bildete mit seinen Klienten ein Geschlecht (gens), und jeder Klient war verbunden, dem Familiennamen seines Patrons den seinigen als Geschlechtsnamen beizufügen.

Aus diesem Umstande erklärt sich denn auch der dreifache Name eines Römers. Der erste jener Namen war der Personenname, entsprechend unseren Vor= oder Taufnamen, der zweite war der Familienname, entsprechend unserm heutigen Zu= oder Vaternamen, der dritte war der Geschlechtsname. Zu allen diesen kam häufig auch noch ein Beiname, welcher eine hervorstechende Eigenschaft des Geistes oder des Körpers bezeichnete, wie wir z. B. sagen Karl der Große. Denn in dem Namen Quintus Fabius Maximus Cunctator ist Quintus der Personenname, Fabius der Familienname, Maximus der Geschlechtsname und Cunctator (der Zauderer) der Beiname. Oft wurde auch der Träger eines solchen Beinamens Stifter eines neuen Geschlechts, in welchem Falle alsdann der Beiname sich als Geschlechtsname forterbte, wie z. B. bei Brutus.

Die Personennamen erscheinen in der Regel blos mit einem oder ein paar einzelnen Buchstaben angezeigt, und es bedeutet alsdann: A. Aulus; C. Cajus, Cäsar, Cassius; Cl. Claudius; Cn. Cnejus; D. Decimus, Decius; E. Ennius; J. Julius; L. Lucius; M. Marcus, Manlius; P. Publius; Q. Quintus; S. Sextus; T. Titus; Tb. Tiberius und V. Valerius.

Das Verhältniß des Patrons zu seiner Klientel entsprach wol am ehesten dem eines Hausvaters zu seinen Hausgenossen. Die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Patrone und Klienten waren vorzüglich folgende: Der Patron hatte sich aller Angelegenheiten seiner Klienten anzunehmen, er mußte sie vor Gericht vertreten, für ihre und ihrer Kinder Existenz die nöthige Sorge tragen und deren Wohl auf jede Weise befördern; daher denn auch die Klienten häufig die Pächter der Ländereien ihrer Patrone waren. Für alle diese Dienste hatten die Klienten die Pflicht, ihren Patronen alle möglichen Unterstützungen angedeihen zu lassen, ihnen mit Geld auszuhelfen, sie oder ihre Kinder aus der Gefangenschaft loszukaufen, die Kosten ihrer öffentlichen Aemter zu tragen, zum Heirathsgute ihrer Töchter beizusteuern u. dergl. — Unter einander durften die Klienten eines Patrons eben so wenig prozessiren wie gegen ihren Patron selbst, und es stand auf der Uebertretung dieser Vorschrift die Strafe des Hochverraths. Jeder hatte das Recht, den Verbrecher todtzuschlagen.

Einen Zwischenstand zwischen Patriziern und Plebejern bildeten die **Ritter**. Ihren Ursprung leitet man gewöhnlich von 300 Männern her, die sich Romulus aus dem ganzen Volke (100 aus jedem Tribus) für den Dienst zu Pferde auserwählt, **Celeres** (Eilboten) genannt, und in drei **Centurien** (eine Anzahl von Hundert) getheilt hatte. Die Ritter stimmten in den Kurien mit den Patriziern.

Die Regierung des alten römischen Staats wurde also ausgeübt von dem **Könige**, den das gesammte Volk zu wählen hatte, von dem **Senate**, dessen Mitglieder nur aus den Patriziern gewählt werden durften, und den **Kurien**, worin nur Patrizier stimmten.

Der König galt als oberste Magistratsperson. Er hatte das Recht, den Senat und die Kurien zu berufen, dort Vorschläge zu machen und die gefaßten Beschlüsse zu bestätigen. Alle Rechtstreitigkeiten wurden zu seiner Entscheidung gebracht; es stand ihm aber frei, dieselben an den Senat zu verweisen. Erst **Servius Tullius** dachte vernünftig genug, dem Senate das ganze Richteramt, mit Ausnahme der Staatsverbrechen, abzutreten. Eine weitere Befugniß des Königs bestand in der Verwaltung der öffentlichen Gelder. Im Kriege hatte er den Oberbefehl mit unumschränkter Gewalt. — Wenn ein König starb, so fiel bis zur Zeit einer neuen Wahl die königliche Macht dem Senat anheim. Diese Regentschaftszeit des Senats hieß Zwischenregierung (interregnum), und derjenige der sich ablösenden Senatoren, welchem für den Augenblick die Ausübung der königlichen Macht zustand, Zwischenkönig (interrex).

Der **Senat** hatte die Verpflichtung, über alle an ihn gebrachten Vorschläge zu beschließen, die ihm zugewiesenen Rechtsfälle zu entscheiden und die Befugniß, die Beschlüsse der Kurien zu bestätigen. Er traf seine Entscheidungen nach Stimmenmehrheit.

Die **Kurien** hatten das Recht, Gesetze einzuführen und abzuändern, über Krieg und Frieden zu beschließen und alle obrigkeitlichen Personen zu wählen; allein die Rechtsgiltigkeit ihrer Beschlüsse hing erst von der Bestätigung derselben durch den Senat ab.

Dies sind in ungefähren Umrissen die Grundzüge der altrömischen Verfassung, wie sie sich indeß kaum bis auf Servius Tullius erhalten hat. Denn der schnelle und bedeutende Anwuchs der Bürger Roms machte sehr bald eine Aenderung der Zahlenverhältnisse in der Verwaltung nöthig. So wurde die Anzahl der Senatoren bald nach Romulus auf 200 vermehrt, und schon L. Tarquinius Priscus mußte sie auf 300 erhöhen. Da endlich auch durch die vielen Eingewanderten die Zahl der Plebejer in einem zu großen Mißverhältnisse gegen die Patrizier anwuchs, so waren namentlich die aus plebejischem Stamme entsprossenen Könige L. Tarquinius Priscus und Servius Tullius darauf bedacht, die Verfassung dahin abzuändern, daß auch den Plebejern ein Recht auf die Regierung zustehe.

Natürlich stießen sie bei diesem Streben auf den Widerstand der Patrizier. Tarquin erfuhr dies schon, als er sein Werk dadurch vorzubereiten suchte, daß er den bestehenden drei Rittercenturien drei andere aus Plebejern zusammengesetzte zur Seite stellen wollte.

Der Augur **Attus Navius** suchte ihn mit aller Macht an diesem Vorhaben zu hindern und behauptete, daß die durch ein Augurium eingeführte Institution der drei Rittercenturien nur durch ein anderes Augurium umgeformt werden könne. Tarquin war jedoch vorurtheilsfrei genug, um einzusehen, daß die patrizischen Auguren ein neues Augurium nur gegen seine Absicht ausfallen lassen würden. Deshalb beschloß er, das öffentliche Ansehen der Auguren zu vernichten, indem er zeigen wollte, wie wenig unfehlbar der Ausspruch derselben sei. Demzufolge — so erzählt die Sage — ließ er den Navius auf den Markt berufen, und redete ihn dort vor dem versammelten Volke an: „Wahrsager, kannst du durch deine Kunst entdecken, ob Dasjenige, was ich jetzt denke, geschehen kann oder nicht? Gehe hin und frage deine Vögel um Rath." Der Augur ging und kam bald zurück. „Ja, Tarquin, meine Kunst sagt mir, es könne geschehen, was du in Gedanken hast." Nun zog der König einen Kieselstein und ein Schermesser unter seinem Rock hervor und sagte: „Ich dachte, ob es möglich sei, diesen Kieselstein mit diesem

Schermesser zu zerschneiden. Ich habe dich in deinem eigenen Betruge gefangen; wenn du, was an und für sich unmöglich ist, vollziehen kannst, so thue es!" Der König triumphirte zu früh, der Augur verstand sich auf seine Taschenspielerkunst. Ohne zu erschrecken, nahm er dem Könige Stein und Messer ab und durchschnitt den ersteren mit großer Leichtigkeit. Tarquin mußte sich für besiegt, wenigstens für überlistet bekennen und sich damit begnügen, die Kopfzahl jeder Rittercenturie durch Plebejer auf das Doppelte zu erhöhen. Erst dem würdigen Servius Tullius gelang es, die von Tarquin beabsichtigte Reform ins Leben zu rufen.



Rom unter den Königen.

Alle Ländereien waren bisher Staatseigenthum und den Patriziern zur Nutznießung übergeben, während die Klienten es als Pächter bewirthschafteten. Servius Tullius begann seine Reform damit, daß er — seinem Versprechen gemäß — die seither besitzlosen Plebejer mit Landeigenthum versah, indem er die eroberten Ländergebiete in Erblosen unter sie vergab. Sodann theilte er die Plebs nach Maßgabe ihrer Wohnplätze in dreißig Tribus, um diese den dreißig Kurien der Patrizier entgegen stellen zu können. Da indeß mit dieser Einrichtung für die Regierungsrechte der Plebejer noch nichts gewonnen war, so vereinigte er, ohne die patrizischen Kurien zu vernichten, die ganze Nation zur Abstimmung in den neugegründeten Centurien. Er theilte nämlich die gesammte römische Bürgerschaft nach Maßgabe des **Vermögens** in sechs Klassen, deren jede eine Anzahl Centurien erhielt. Jede dieser Centurien nun hatte in der neuerrichteten Volksversammlung (**comitia centuriata**) **eine** Stimme.

Unter Centurien darf man hier nicht die eigentliche Bedeutung des Wortes suchen, denn die Anzahl der zu einer Centurie zählenden Bürger war sehr verschieden. Da die Masse des Vermögens einer Klasse das Maß gab für die Eintheilung, so erklärt es sich, wie die erste Klasse die größte Anzahl Centurien enthält, nicht minder auch, wie zur Bildung einer Centurie der reicheren Klassen weniger Bürger erforderlich waren, als zur Bildung einer Centurie der ärmeren Klassen.

In jeder Klasse hatte man noch in gleicher Anzahl zu unterscheiden ältere und jüngere Centurien. Zu den letzteren gehörten die Männer von 17 bis 46 Jahren, welche verbunden waren, ins Feld zu rücken; zu den älteren Centurien aber gehörten die Bürger eines höheren Alters, bestimmt, zur Vertheidigung der Stadt zurückzubleiben.

Zur Aufnahme in die erste Klasse gehörte ungefähr ein Vermögen von 100,000 As (6396 Mark); doch wurden sämmtliche Ritter ohne Rücksicht auf ihr Vermögen zu der ersten Klasse gerechnet. Die Glieder dieser Klasse hießen vorzugsweise classici, und daher schreibt sich die Bedeutung der Worte „Klassiker“ und „klassisch“, welche zur Bezeichnung der vorzüglichsten Menschen, Werke und Ideen gebraucht werden. — Die erste Klasse enthielt außer ihren 80 gewöhnlichen Centurien noch 18 Rittercenturien, so daß sich die Abstimmungskraft dieser Klasse auf 98 Stimmen belief. Diese Bürger der ersten Klasse dienten im Kriege (außer den zu Pferde kämpfenden Rittern) als das am schwersten und besten bewaffnete Fußvolk. Die Waffen derselben bestanden in Bein- und Brustharnisch, Helm, rundem Schild, Schwert und Speer.


Jupiterhaupt von Otricoli.

Zweite Klasse. Vermögen: 75,000 As (4800 Mark). Anzahl der Centurien: 20 nebst 2 Centurien Schmiede und Zimmerleute, welche dieser Klasse, wahrscheinlich auch ohne Rücksicht auf ihr Vermögen, zugetheilt waren. Bewaffnung: Beinharnisch, Helm, eine andere Art Schild, Schwert und Speer.

Dritte Klasse. Vermögen: 50,000 As (3198 Mark). Anzahl der Centurien 20. Bewaffnung: Helm, Schild, Schwert und Speer.

Vierte Klasse. Vermögen: 25,000 As (1599 Mark). Anzahl der Centurien: 20 nebst 2 Centurien Hornbläser und sonstige Kriegsmusikanten, welche dieser Klasse wol ebenfalls ohne Rücksicht auf das Vermögen zugetheilt waren. Bewaffnung: Schild, Schwert und Speer.

Fünfte Klasse. Vermögen: 11,000 As (798 Mark). Anzahl der Centurien 30. Bewaffnung: Speer und Schleuder.

Zur sechsten Klasse gehörten diejenigen Bürger, deren Vermögen geringer war als die Norm der fünften Klasse. Sie hießen Proletarier, waren nicht in Centurien getheilt, sondern hatten in der Volksversammlung nur eine Stimme, waren aber auch bis auf ein Geringes von den Steuern und vom Kriegsdienste gänzlich befreit. Zu ihnen gehörten außer den ärmeren Plebejern fast die meisten Klienten.

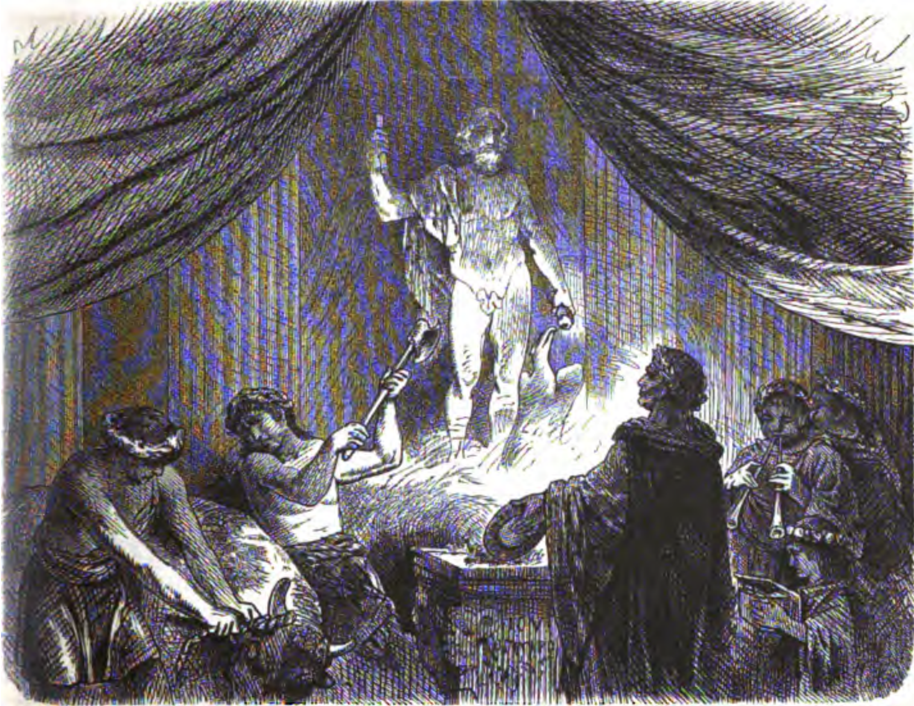
Um seiner Verfassungsreform durch eine religiöse Feierlichkeit die Weihe zu geben, versammelte Servius Tullius das ganze Volk auf dem Marsfelde, einer Ebene zwischen der Stadt und dem Tiber, welche von Romulus dem Kriegsgotte geweiht und nach demselben benannt worden war. Hier wurde das neue Institut proklamirt und der Lua, Göttin der Aussöhnung, Opfer gebracht. Danach hieß diese Feierlichkeit, welche sich alle fünf Jahre wiederholte und bei welcher eine neue Vermögensschätzung (census) vorgenommen wurde, Lustrum, woher es kommt, daß man mit diesem Worte einen Zeitraum von fünf Jahren bezeichnet.

Wenn durch diese Einrichtung (wobei die erste Klasse alle in mehr Centurien, also auch mehr Stimmen erhielt, als alle übrigen zusammen) die reicheren Bürger einen größeren Antheil an der Regierung erhielten als die ärmeren, so darf man nur die damaligen Verhältnisse ins Auge fassen, um diese Maßregel gerecht zu finden.

Die Rechte der Staatsbürger auf die Regierung mußten sich nach den Diensten richten, die sie dem Staate leisteten. Da diese Dienste nun damals in nichts Anderem bestanden, als dem Steuerbeitrage und dem Kriegsdienste, wozu sich ein Jeder aus eigenen Mitteln

bewaffnen mußte, so konnten die Reichen, die außerdem auch viel höher besteuert wurden, dem Staate mehr Dienste leisten als die Armen, hatten also auch mehr Rechte auf die Regierung als diese.

Gar kein Recht auf die Regierung hatten also nur die eigentlichen Kriegsgefangenen. Sie dienten den Römern als Sklaven. Allein Servius Tullius erließ Verordnungen, wodurch ihnen Gelegenheit gegeben wurde, sich durch treue Dienste die Freiheit zu verdienen. Dann blieb ihnen die Wahl, in ihre Heimat zurückzukehren oder in Rom zu bleiben. Alle Diejenigen, welche das Letztere wählten, theilte Servius Tullius in vier Stämme. Sie hießen, zur Unterscheidung von Patriziern, Plebejern und Klienten, Liberti (Freigelassene), stimmten zwar nicht in den Centurien, hatten aber sonst alle Rechte römischer Bürger.



Jupiteropfer. Zeichnung von Hermann Vogel.

Wol war durch die Reform des Servius Tullius die politische Gleichheit unter den Bürgern Roms hergestellt; aber es war nicht zu vermeiden gewesen, daß die Patrizier noch einer Menge Vorrechte genossen. So stimmten sie nach wie vor für sich allein in den Kurien; aus ihnen allein wurde der Senat ergänzt und die höhere Priesterschaft erwählt; nur sie versahen die höchsten öffentlichen Aemter, und jede Heirath zwischen Patriziern und Plebejern war aufs Strengste verpönt. Mißverhältnisse in der Besteuerung und diese Vorrechte waren es vorzüglich, welche den Grund legten zu den späteren langen Streitigkeiten zwischen Patriziern und Plebejern, Streitigkeiten, welche einen großen Theil der römischen Jahrbücher füllen.

Religion. Mehr als bei irgend einem andern Volke war bei den Römern die Religion ein politisches Institut. Romulus und besonders Numa Pompilius hatten den Grund zu dieser Erscheinung gelegt, indem sie einsahen, daß es ihrem an Kultur noch so armen und aus allerlei Stämmen zusammengewürfelten Volke an einem mächtigen nationalen Bindemittel nicht fehlen durfte. Und was hätte sich hierzu besser geeignet als die

Religion, welche das Gemüth des rohen Menschen mit einer Furcht vor übermenschlichen Wesen erfüllt?! — So war die römische Religion ein Nationalinstitut geworden, ein Pfeiler der Verfassung; und daher erklärt sich denn auch die eigenthümliche Religiosität der alten Römer: Alle Verbrechen gegen den Staat galten auch als Verbrechen gegen die Götter, also als Sünden. Weder eine öffentliche Staatshandlung noch ein Privatgeschäft wurde ohne Anrufen oder Befragung der Götter unternommen; alle Lasten wurden den Bürgern im Namen der Religion auferlegt, und jede Staatsbürgerpflicht galt auch für eine religiöse. Daher erhielt die römische Religion, trotzdem sie sich die Götterbegriffe der Griechen aneignete, in der Ausübung und der Vorstellung der Römer einen durchaus starren, ernsten, kalten Charakter.

Obgleich schon Romulus die Verehrung mehrerer, besonders griechischer Götter angeordnet und zu ihrem Dienste 60 Priester erwählt hatte, so wurde doch der eigentliche Kultus erst durch den weisen Numa festgestellt und die Religion von ihm in ein förmliches System gebracht, so daß sie die Gestalt erhielt, in welcher wir sie durch das Folgende kennen lernen werden. Diese Bemühungen des Numa sind es vorzüglich, welche ihm einen Ehrenplatz unter den römischen Königen anweisen, und wenn man bedenkt, mit welchem Volke er es zu thun hatte und in welcher Zeit er wirkte, so wird man auch bei der vernünftigsten Weltanschauung nicht umhin können, ihm jenen Ehrenplatz zuzusprechen. Denn wenn auch gebildete Nationen keiner Religionsformen bedürfen, einem rohen Volke sind sie unumgänglich nothwendig.


Janusbüste.

Die römischen Gottheiten waren zum größten Theile die griechischen, nur mit veränderten Namen. Die römischen Namen der griechischen Gottheiten waren folgende:

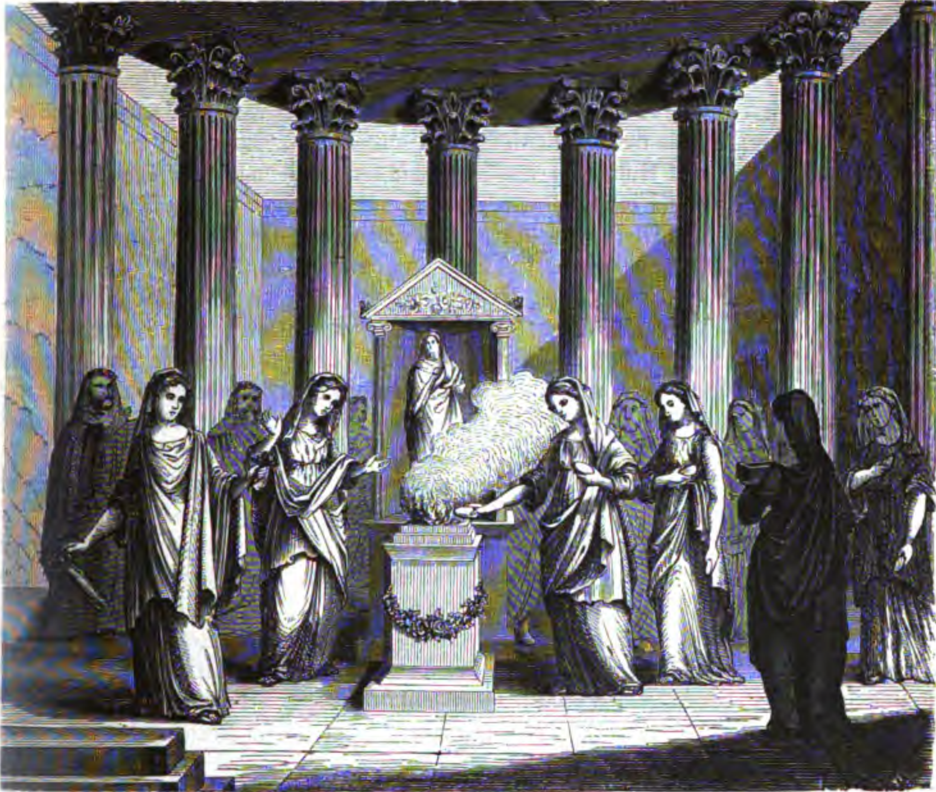
Jupiter (Zeus), Juno (Here), Neptun (Poseidon), Mars (Ares), Ceres (Demeter), Vesta (Hestia), Minerva (Athene), Vulcan (Hephästos), Mercur (Hermes), Apollo (Apollon), Diana (Artemis), Venus (Aphrodite), Pluto (Hades), Bacchus (Dionysos), Sol (Helios), Luna (Selene), Aurora (Eos), Amor (Eros), Fortuna (Tyche). Außerdem die Furien (Erinnyen), die Grazien (Charitinnen), die Parzen (Mören).

Jupiter war der höchste Gott; aber er erscheint außer seinem ursprünglichen Begriffe bei den Römern noch mit besonderen Eigenschaften, in welchem Falle er die entsprechenden Beinamen erhält. So lernten wir bereits einen Jupiter Feretrius kennen; so verehrten die Römer einen Jupiter Terminus (Gott der Grenzen), einen Jupiter Latialis (zum Andenken an den Lateinischen Bund), einen Jupiter Capitolinus (der auf dem Kapitol verehrte) ꝛc. Andere Gottheiten, wie die Bona Dea (gute Göttin), Bona Fides (Göttin der Treue), Aeneas, Quirinus, Lars (Hausgott), Lua (Göttin der Versöhnung), Janus stammten aus Latium oder Etrurien.

Janus, eine etrurische Gottheit, Patron der Kriegs- und Friedensschlüsse, und eben deswegen einer der wichtigsten römischen Götter, wurde abgebildet mit zwei Gesichtern, einem Jünglings- und einem Greisengesicht. Geheiligt waren ihm alle Thüren, die Straßendurchgänge und der erste Tag und Monat des Jahres, daher letzterer den Namen Januarius führte.

Numa Pompilius hatte dem Janus in Rom einen großen Tempel erbaut, dessen Thüren stets verschlossen und nur während eines Krieges geöffnet waren. Der Kriegssinn der Römer aber hatte die offenen Thüren des Janustempels zur Regel, die verschlossenen zur Ausnahme gemacht. Sie führten beständig Krieg, so daß der Janustempel nur während der Regierung des Numa und später nur noch zweimal geschlossen war.

Die Ausübung des Götterdienstes lag wie bei den anderen Völkern den Priestern ob, die aber in Rom keine erbliche Kaste bildeten, sondern, größtentheils wol aus Patriziern, gewählt wurden. Da das Priesterthum nur als ein bürgerlich-religiöses Amt galt, so machten sie keinen besonderen Stand aus, sondern konnten nebenbei noch andere Aemter verwalten. Nach der Verschiedenheit ihrer priesterlichen Verrichtungen erhielten sie verschiedene Namen.



Tempeldienst der Vestalinnen.

Die Curiones waren die besonderen Priester jeder Kurie; die Flamines Priester zum Dienste einzelner besonderen Götter. Auguren hießen die Zeichendeuter und Wahrsager, welche den Willen der Götter aus verschiedenen Zeichen auszulegen hatten; Feciales diejenigen Priester, deren Amt es war, für die dem Staate von anderen Völkern zugefügten Beleidigungen Genugthuung zu fordern und ihnen, im Fall die Genugthuung versagt wurde, den Krieg zu verkündigen.

Viele der religiösen Anschauungen und darauf begründete Einrichtungen stammten aus Etrurien, welches, wie wir erwähnt haben, von einem Mischvolk bewohnt wurde, über dessen einzelne Bestandtheile mehr oder weniger wahrscheinliche Vermuthungen aufgestellt werden, die sich hauptsächlich auf sprachliche Aehnlichkeiten begründen. Namentlich sind es die Rasenen, welche eigenthümliche Göttervorstellungen und besondern Aberglauben aus ihrer nordischen Heimat mitbrachten und deren Ursprung man in den religiösen Vorstellungen der Germanen finden will. Unter diesen Rasenen herrschte der Glaube, daß die höchsten verborgenen Mächte ihren Willen durch besondere Zeichen den Menschen zu erkennen gäben, und die Auslegung dieser Zeichen wurde eine priesterliche Wissenschaft. Schon Romulus hatte die Zeichendeuterei in Rom eingeführt, indem er jeder Tribus

einen Augur zutheilte. Die Zeichendeutung selbst nannte man **Augurium**, und es gab fünf verschiedene Arten solcher Augurien: 1) Aus den Erscheinungen am Himmel, als Donner, Blitz, Kometen und anderen Luftzeichen. 2) Aus den Vögeln, woher sie den Namen Auspices führen, von den lateinischen Worten Avis (Vogel) und conspicio (beobachten). Man wahrsagte aus dem Gesange oder aus dem Fluge der Vögel. Um beide Arten von Augurien zu nehmen, stieg der Augur auf einen erhabenen Ort, nahm den Augurstab (an der Spitze gleich einem Bischofsstabe gekrümmt) und bezeichnete mit demselben die vier **Templa** oder Viertheile des Himmels. Dann wendete er sich gegen Osten und wartete so auf das Zeichen (**Omen**), welches von keiner Bedeutung war, wenn es nicht durch ein darauf folgendes ähnliches bestätigt wurde. 3) Aus Vögeln (junge Hühner), die man zu diesem Zwecke in Käfigen hielt. Sie wurden auf folgende Weise befragt: Morgens früh ließ der Augur unter feierlichen Vorbereitungen und Schweigen den Käfig öffnen und warf eine Hand voll Futter hinein. Wenn die jungen Hühner nicht begierig fraßen, ihr Futter mit den Flügeln verstreuten, aus den Schnäbeln einen großen Theil zur Erde fallen ließen oder gar nicht fressen wollten, so war das ein böses Omen. Fand von dem Allen das Gegentheil statt, dann war das Beste zu erwarten. 4) Die vierte Art war von größeren Thieren hergenommen, von Wölfen, Ziegen, Füchsen, Eseln, Kühen, Hasen, auch Wieseln und Mäusen. Erschienen sie an einem ungewöhnlichen Orte, kreuzten den oder jenen Weg 2c., so hatte das etwas zu bedeuten. 5) Die fünfte Art der Augurien war von Dem hergenommen, was man dirae oder ungewöhnliche Begebenheiten nannte, die irgend einer Person zustießen, z. B. wenn Jemand stolperte, ungewöhnliche Stimmen hörte, irgend einem Thiere begegnete 2c.

Jeder Augur konnte eigene Beobachtungen anstellen, aber die Beurtheilung der Omen wurde der Entscheidung der ganzen Augurenversammlung überlassen.

Eine eigene Art der Auguren waren die **Haruspices**. Sie hatten die geweihten Opfer zu betrachten und aus denselben das Gedeihen eines Unternehmens herauszufinden. Sie beobachteten die Thiere vor dem Opfer und wenn sie aufgeschnitten waren, sowie die Beschaffenheit des zum Opfer gebrauchten Weihrauchs, Wassers oder Mehls 2c. Ein böses Omen war es, wenn sich die Opferthiere sträubten oder sehr brüllten. Auf die Farbe und Beschaffenheit der inneren Theile kam viel an. Doppelte Lebern, kleine Herzen oder gar kein Herz waren böse Omina. Auch aus den Flammen, dem Rauch u. dergl. wurden Deutungen genommen.

Eine andere Art Priester hatte für die Aufbewahrung der **sibyllinischen Bücher** Sorge zu tragen; sie hießen je nach ihrer Anzahl, die Anfangs sich auf zwei beschränkte, später aber auf zehn und endlich auf fünfzehn vermehrt wurde, **Duumvirn** (Zweimänner), **Decemvirn** (Zehnmänner) 2c.

Ueber die **sibyllinischen Bücher**, welche mit großer Sorgfalt auf dem Kapitol aufbewahrt wurden, hat sich folgende Sage erhalten:

Während der Regierung Tarquin's kam ein unbekanntes Weib an den Hof des Königs und bot ihm neun Bücher zum Verkauf an. Der Preis, den sie forderte, war außerordentlich hoch, und der König jagte das närrische Weib fort. Dieses verbrannte darauf drei von den Büchern, kehrte zurück und forderte dasselbe Geld für die sechs. Sie wurde abermals mit Spott weggejagt. Sie verbrannte hierauf wieder drei und verlangte für die noch übrigen so viel wie für alle neun. Dies Verfahren befremdete den König, und er ließ die Auguren die Bücher untersuchen. Diese fanden, daß es die Orakel der Sibylle von Cuma, einer durch ihre Weisheit berühmten Wahrsagerin, waren, und thaten den Ausspruch, daß diese Bücher von unschätzbarem Werthe seien. Tarquin bezahlte die ganze Summe. Das Weib verschwand. Nun bestellte der König zwei Männer höheren Standes, welche **Duumvirn** genannt wurden, zu Verwahrern der Bücher, und befahl, daß sie in einem Tempel des Jupiter Capitolinus aufgehoben werden sollten, sobald dies Gebäude

fertig sein würde. Als der Tempel später verbrannte, gingen sie mit zu Grunde. Wenn die Stadt in Gefahr war, mußten die beiden Duumvirn die sibyllinischen Bücher um Rath fragen. Dies geschah wahrscheinlich, wie man zu alter Zeit die Bibel als Orakel benutzte, durch Aufschlagen einer Stelle ꝛc. Die Bücher selbst enthielten weise Sprüche und waren wahrscheinlich griechischen Ursprungs. Ihr Inhalt wurde mit der größten Sorgfalt geheim gehalten. — Noch haben wir hier der weiblichen Priester zu gedenken, welche unter dem Namen der Vestalinnen bekannt sind. Es waren dies Jungfrauen der Vesta, denen die Bewachung des ewigen Feuers (Sinnbild der Naturwärme) oblag, und die das Gelübde der Keuschheit ablegen mußten.



Larenopfer. Zeichnung von Hermann Vogel.

Zu Vestalinnen wurden nur Jungfrauen aus edlen Familien, und zwar von den Pontifices, erwählt. Zuerst beschränkte sich ihre Anzahl auf vier, Tarquinius Priscus vermehrte sie auf sechs. Ihr Amt, das sie in der Regel mit dem zehnten Lebensjahre antraten, dauerte 30 Jahre. Nach Verlauf dieser Zeit war es ihnen freigestellt, auszuscheiden und ein Ehebündniß zu schließen, wozu es natürlich in den meisten Fällen zu spät war.

Für die verbrecherischen, d. h. unkeuschen Vestalinnen grub man an einem Thore der Stadt in einem Hügel eine Höhle. In dieselbe setzte man ein Bett und einen Tisch mit einem kleinen Vorrathe von Milch, Oel, Brot und Wasser. Eine brennende Lampe erleuchtete das düstere Gewölbe. Die Verurtheilte wurde tief verschleiert in einer Sänfte durch die Stadt nach der Höhle getragen. Nachdem der Pontifex Maximus hier einige Gebete gesprochen hatte, mußte das unglückliche Opfer des Religionswahnsinns eine Leiter hinabsteigen, auf welcher sie in den unterirdischen, schauervollen Raum gelangte. Es war ihr Grab; denn der grauenhafte Schacht, welcher mit einer Thür verriegelt wurde, auf

die man Erde warf, öffnete sich für sie nie wieder! Sie wurde lebendig begraben. Da… aber genossen auch die Vestalinnen einer außerordentlichen Achtung.

Im höchsten Ansehen jedoch standen die Pontifices, nämlich diejenigen Prie… denen die Verwaltung und Ueberwachung der gesammten religiösen Gesetzgebung ob… und die somit gewissermaßen als die Inspektoren der Priesterschaft zu betrachten … Ihr Vorsteher hieß der Pontifex Maximus, und sein Amt galt für eines der … im Staate.

Eine wichtige Stelle im religiösen Glauben der italischen Völker nahmen die Gei… und Dämonen ein, und unter ihnen die Genien oder Schutzgeister, die jedem Mens… als Rathgeber und Helfer beigegeben waren. Vertrauter indessen war man mit … Laren und Penaten, die verklärten Geister verstorbener Familienglieder. Von die… glaubte man, daß sie noch immer an dem Schicksale des Hauses und der Familie … nähmen. Die geschnitzten Bilder dieser Laren waren im Atrium über dem Herde, … heiligsten Stätte des Hauses, aufgestellt. Ihnen vertraute man seine Sorgen, verehrt… betend und brachte ihnen bei Geburtstagen und anderen festlichen Gelegenheiten Ga… und Opfer. Den Laren und Penaten gegenüber standen die Geister der Bösen, die … Larven und Lemuren nannte und die ohne Ruhe und Rast umherschweifend ged… wurden. Manen nannte man aber die Seelen der Gestorbenen, welche in der Nähe ih… Körper schattenhaft weiterlebten und von den Hinterbliebenen mit Speise und Trank … sehen wurden.

Was sich sonst noch über die religiösen Gebräuche sagen läßt, werden wir im folg… den Zeitraume Gelegenheit haben, vorzuführen, eben so wie dort auch die übri… Zweige der römischen Kulturgeschichte ihre Beleuchtung finden werden.



Die heiligen Hühner (nach einem römischen Basrelief).



Zweiter Zeitraum.

Von Errichtung des Persischen Weltreichs bis auf Alexander den Großen.

Das Persische Weltreich.



Mit diesem Zeitraum tritt die Geschichte in die Phase der Weltreiche und die kleine Landschaft Persis ist es, aus welcher das erste derselben hervorgeht. Wir lernten Persis als einen Theil des großen Medischen Reichs kennen, dem Kyros ein Ende machte, allein wir sagten nichts, weder über die Beschaffenheit des Landes noch über seine Bewohner.

Die Perser waren wie die Meder Arier. Wir haben schon (S. 5) gesehen, wie verschiedene Stämme der arischen Völker nach verschiedenen Richtungen auszogen, sich neue Wohnsitze zu suchen, und die Schicksale derjenigen kennen gelernt, die sich zuerst am Euphrat und Tigris und an den Ufern des Indus und im Pendschab niederließen. Wie sehr sich auch die Völker arischen Stammes durch die Natur ihrer neuen Heimatländer, durch die Vermischung mit anderen Völkern und andere Einflüsse veränderten, so erkennt man ihre Zusammengehörigkeit doch noch nach Jahrtausenden theils durch ihre körperliche Erscheinung und vorzüglich in den Wurzeln ihrer verschiedenen Sprachen, welche uns zugleich als Anhaltpunkte dienen, den Kulturzustand der Arier vor ihrer Trennung zu beurtheilen.

Einige ihrer Stämme ließen sich auf dem nördlichen Abhange des Hindukusch und in den Thälern des Murghab und Zarefschan nieder. Sie verdrängten hier wahrscheinlich andere vor ihnen dort angekommene stammverwandte Völker, denn als das Stammland der am Euphrat und Tigris sich ausbreitenden Kuschiten wird Baktriana angegeben. Auch Meder und Perser zogen nach ihnen von dort aus. Es sprechen dafür ihre alten Sagen wie auch der Umstand, daß selbst die späteren persischen Könige Baktrien gewissermaßen als ihr Mutterland betrachteten.

Sicher ist es, daß schon zu derselben Zeit, in welcher die Arier im Pendschab saßen, am nördlichen Abhange des Hindukusch geregelte Gemeinwesen arischer Völker bestanden, die schon etwa in der Mitte des zweiten Jahrtausends ein mächtiges Königreich bildeten; denn die ältesten Sagen nennen das Land Bakhdhi (persisch Bakhtris), was so viel als

„Sitz des Königthums“ bedeutet. Auch in der Ninossage wird erzählt, daß dieser fabelhafte König die reiche und feste Hauptstadt dieses Landes, Baktra, mit Hülfe der Semiramis einnahm.

Von der alten Geschichte dieses Königreichs wissen wir indessen wenig mehr, als daß dessen Herrscher schon in sehr früher Zeit mächtig waren und sie über ein sehr tapferes und in der Kultur vorgeschrittenes Volk herrschten. Für uns ist Baktrien hauptsächlich wichtig als das muthmaßliche Vaterland des großen Propheten und Religionsstifters Zarathustra (Zoroaster), von dessen Wirken wir in der Kulturgeschichte weitläufiger reden werden.

Wir haben schon früher erwähnt, daß die Perser ohne besondere Mühe die turanischen und kuschitischen Stämme vertrieben, welche sie in dem Lande östlich vom Königreiche Elam vorfanden, und sich dort niederließen. Der schlecht bewässerte Landstrich am Ufer des Persischen Meerbusens ist unfruchtbar. Vom Meere aus erhebt sich das Land, welches von verschiedenen Höhenzügen durchschnitten ist. Das nördliche Hochland Persiens ist ein herrliches Alpenland, dessen Natur selbstverständlich ein sehr verschiedenes Klima mit sich bringt. An manchen Stellen rauh, kahl und unfruchtbar, fehlt es doch nicht an schönen Alpenwiesen, Wäldern und lieblichen Thälern, in welchen neben einer herrlichen Baumwelt auch verschiedene Getreidearten gedeihen.

Von den Flüssen, welche sich in Persien vorfinden, durchbrechen nur der Oroatis (Tab), Araxes (Bendamir) und der Kyros (Kurab) die Gebirge und ergießen sich in den Persischen Meerbusen. Die anderen Flüsse verlieren sich meistens in Seen oder Sümpfen.

Die Thäler der eben genannten drei Flüsse sind jedoch ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit wegen berühmt. Es herrscht dort ein ewiger Frühling und das ganze Land ist ein Frucht- und Blumengarten. Die Thäler von Schiras nennt man den „Rosengarten“ Irans.

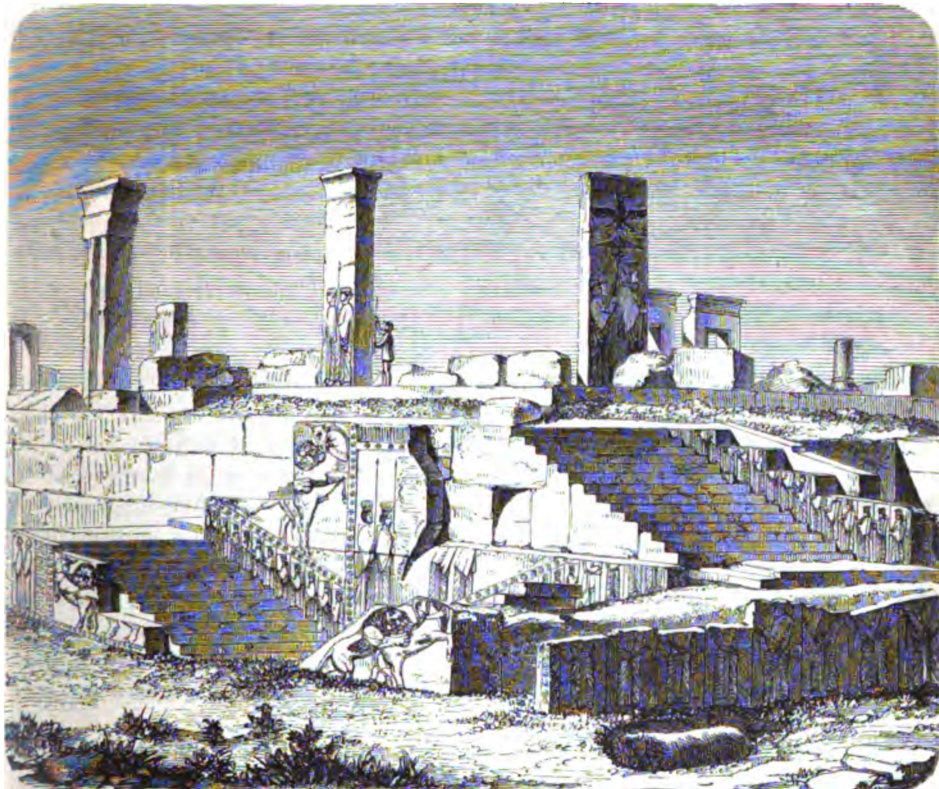
Dieses Gebirgsland wurde von verschiedenen Stämmen bewohnt, die für sich abgesonderte Gemeinwesen bildeten, und unter ihnen nahmen die Pasargaden, Maraphin und Maspier den vorzüglichsten Rang ein. Die Pasargaden waren der vornehmste Stamm und aus ihm ging die Familie der Achämeniden hervor, welcher die Könige von Persien entsprungen sind. Diese Könige herrschten indessen nicht despotisch über die anderen Stämme der Perser. Sieben derselben bildeten gewissermaßen einen Bund, an dessen Spitze als erblicher König das Oberhaupt der Pasargaden aus dem Stamme der Achämeniden stand. Die Fürsten der anderen sechs Stämme bildeten seinen Beirath und standen seinem Throne am nächsten.

Diese Könige der Perser standen in einem gewissen Abhängigkeitsverhältniß zu den Königen von Medien, welches Verhältniß mit dem Wachsen der medischen Macht eine wirkliche Vasallenschaft wurde.

In der in einer alten Inschrift vorgefundenen Stammtafel des Königs Dareios wird der Vater des Kyros, der ältere Kambudschija (Kambyses), als König von Persien und Enkel des Achämenes (Hakhamanus) angeführt. Kyaxares und Astyages betrachteten zwar diese Könige als ihre Statthalter; allein daß sie sich trotzdem für vollgiltige Könige hielten, war orientalischer Brauch. Auch die Könige von Babylon blieben erbliche Könige, trotzdem daß sie Vasallen Assyriens waren.

Die alte Hauptstadt Persiens war Pasargadä, welche später von Kyros bedeutend vergrößert, verschönert und befestigt wurde. Persepolis am Araxes, die spätere Hauptstadt Persiens, wurde erst von Dareios angelegt. Nach der Unterwerfung Mediens blieb wol zunächst Ekbatana die Hauptstadt des vereinigten Reiches, von deren Pracht die alten Schriftsteller nicht genug zu rühmen wissen. Diodor giebt ihren Umfang auf 250 Stadien an (über 6 deutsche Meilen) und der Umfang des Palastes betrug allein 7 Stadien. Er war zwar nur aus Cedern- und Cypressenholz gebaut; allein man sah kein Holz, da dasselbe überall mit Silberblech umgeben war, ja die Säulen und Gemächer im Innern

sogar mit Goldblech. Die Bedachung bestand ganz aus silbernen Ziegeln. Auch die Säulen, welche rings um einen Tempel standen, waren ganz mit Gold bekleidet. Diesen überreichen Schmuck erhielt die Stadt wahrscheinlich erst später, als man über die unermeßliche Beute verfügen konnte, die man in Ninive, Babylon und anderen Städten Assyriens machte. Die Königsburg war von siebenfachen Mauern umgeben, welche an Höhe und Dicke denen Babylons nichts nachgaben.



Ruinen des Palastes des Xerxes zu Persepolis.

Die Jugendgeschichte der Stifter von Religionen oder großen Reichen ist stets von Fabeln umhüllt, und wie wir bereits gesehen haben, machte die des Kyros davon keine Ausnahme. Als dieser zur Herrschaft gelangte, mußte ihm vor allen Dingen daran liegen, die mächtigen und stolzen Meder mit ihrer veränderten Stellung zu versöhnen. Er behandelte den gefangenen Astyages mit großer Milde und machte ihn, wie erzählt wird, zum Statthalter einer Provinz und seine Tochter Amytis zu seiner Gemahlin, welche Politik die kriegerischen Baktrer bewogen haben soll, sich ihm freiwillig zu unterwerfen, obwol sie bereits im Anzuge waren, die Rechte ihres Oberherrn Astyages zu vertheidigen. Kyros hatte indessen noch eine andere Gemahlin, Kassadane, die Tochter des persischen Fürsten Pharnaspes, die ihm zwei Söhne gebar: Kambudschija (Kambyses) und Bardiga, welchen Letzteren die griechischen Geschichtschreiber Smerdis, Tanyoxarkes und Tanaxares nennen.

Es war natürlich, daß Kyros die Perser bevorzugte, deren Tapferkeit er seinen Thr. verdankte. Sie bildeten den Kern seines Heeres und aus ihnen wählte er seine Heerführe. und Statthalter eroberter Länder. Die Perser allein von allen Unterthanen des Reichs hatten dem Könige keine Abgaben zu bezahlen, und es wird erzählt, daß jedesmal, wenn er nach Persien kam, er jeden Perser und jede Perserin mit einem Goldstück beschenkte.

Die Freigebigkeit und Milde dieses bedeutenden Mannes war außerordentlich groß. Sie zeigte sich überall, nicht nur gegen seine ersten Unterthanen, die Perser und Meder, sondern auch gegen alle von ihm unterworfenen Völker, denen er niemals einen festen Tribut auflegte, sondern die Höhe desselben von ihnen selbst bestimmen ließ. Kyros war überhaupt einer der besten, weisesten, tapfersten und wohlwollendsten Monarchen, welche die Geschichte kennt, wenn auch die Schilderungen, welche Xenophon von ihm macht, und die Preishymnen der Juden übertrieben sein mögen.

Von den ersten acht Regierungsjahren des Kyros wissen wir wenig mehr, als daß er während derselben hauptsächlich mit Unterwerfung der Völker beschäftigt war, welche zum Medischen Reiche gehört hatten, aber seine Herrschaft nicht anerkennen wollten. Unter diesen waren hauptsächlich die Baktrer, Armenier und Saken, ein skythischer Volksstamm, dessen berühmte Königin Zarinäa einst dem medischen Könige Kyaxares viel zu schaffen gemacht hatte, und von welcher die Geschichtschreiber Heldenthaten berichten, welche sie der Semiramis gleichstellen.

Im Jahre 549 v. Chr. hatte Kyros endlich seine Herrschaft wieder bis an den Halys im Westen ausgedehnt, wodurch er der Nachbar des Lydierkönigs Krösos wurde.

Die Veränderungen in Medien hatten die Herrscher von Lydien und Babylon nicht wenig beunruhigt, wie das wol ganz natürlich war; denn an die Stelle des ihnen verwandten und befreundeten Astyages trat nun ein kriegerischer und eroberungslustiger Fremder. Hätte Nebukadnezar noch gelebt, so würde er sicher sogleich dem Kyros feindlich entgegen getreten sein, denn Babylon hatte von der Eroberungslust desselben am meisten zu fürchten; allein zur Zeit, als Astyages fiel, herrschte in Babylon ein Knabe, von dem man kräftiges Handeln nicht erwarten konnte. Von Krösos hätte man allerdings erwarten können, daß er seinen Schwager Astyages unterstützte; allein er war ein unentschlossener Mann, der wol Lust hatte, Astyages' Recht zu vertheidigen und dem Ehrgeiz des Kyros Schranken zu setzen, aber erst allerlei Bedenken zu beseitigen hatte, ehe er zu einem Entschluß kommen konnte. Wie er die Zeit mit Befragen von Orakeln vergeudete, und wie er sich dann zu einem übereilten Kriege verführen ließ, ohne seine Bundesgenossen abzuwarten, und wie er geschlagen und gefangen wurde, haben wir in der lydischen Geschichte (S. 280) gesehen.

Obwol Kyros sehr wohl wußte, daß Krösos sich rüstete, so kam ihm dessen Angriff doch eben so unerwartet als ungelegen. Er war noch anderweitig beschäftigt und konnte erst im Herbste Krösos entgegengehen, der schon am Anfange des Frühjahrs in Kappadokien eingerückt war. Um demselben Schwierigkeiten im Rücken zu bereiten, hatte er die ionischen Städte aufgefordert, von Krösos abzufallen, allein eine abschlägige Antwort erhalten. Hätte Krösos energisch gehandelt und wäre König Nabonetes, der seit 555 v. Chr. den Thron von Babylon bestiegen hatte und ein Bundesgenosse des Krösos war, mit einer Armee auf der Rückzugslinie des Kyros vorgerückt, so wäre das Lydische Reich wahrscheinlich gerettet worden. Von Alledem geschah nichts. Der Rückzug des Krösos nach der unentschiedenen Schlacht im Lande der Ptherier im Halysthale kam Kyros höchst unerwartet; allein er benutzte diesen groben Fehler des Gegners in glänzender Weise. In dem ausgeraubten Kappadokien konnte er nicht überwintern, und daß er im Frühjahr außer mit den Lydiern auch noch mit Babyloniern, Aegyptern und Lakedämoniern zu kämpfen haben würde, war ihm durch einen gewissen Eurybates von Ephesos verrathen worden. Wären die ionischen Städte, als Kyros vor Sardes lag, ihrem Oberherrn zu Hülfe gekommen, so würde Kyros wahrscheinlich bis zum Frühjahr aufgehalten worden sein und der Krieg eine andere Wendung genommen haben.

Der Fall von Sardes und der Sturz des mächtigen Lydierkönigs erregte unter den Griechen das allergrößte Aufsehen und große Theilnahme. Besonders groß war aber der Schrecken in den ionischen Städten, die nun die Oberhoheit des milden Krösos, welche sie

kaum gemerkt hatten, mit der eines Mannes vertauschen sollten, der einem Volke angehörte, dessen Namen sie kaum kannten. Die ionischen Städte beeilten sich nur, Kyros ihre Unterwerfung unter denselben Bedingungen anzubieten, die ihnen Krösos bewilligt hatte, nämlich Anerkennung der Oberhoheit und Tribut. Kyros hatte indessen ihre ablehnende Antwort nicht vergessen; er hielt es für nöthig, ihnen auf etwas eindringlichere Weise politische Klugheit einzuschärfen, und schlug ihr Anerbieten ab, machte jedoch klugerweise eine Ausnahme mit der mächtigen Stadt Milet, wodurch er dem ionischen Städtebund seine Hauptwiderstandskraft nahm.



König Kyros. Nach W. Camphausen.

Demselben kam indessen ein Ersatz durch die äolischen Städte, welche ihnen ihre Hülfe anboten. Die Verbündeten kamen nun überein, eine Gesandtschaft nach Sparta zu senden und um die Hülfe dieses Staates zu bitten, der schon alle Vorbereitungen zu dem Kriege im Bunde mit Krösos getroffen hatte. Da aber Sardes bereits gefallen war, so hielten es die Spartaner nicht für der Mühe werth, einen Kriegszug für ihre ionischen Stammgenossen zu unternehmen; sie begnügten sich damit, einen Gesandten an Kyros zu senden, der diesem die Rache Sparta's verkünden mußte, wenn er es wagen sollte, eine griechische Stadt anzugreifen. Kyros fertigte eine solche anmaßende Botschaft ab, wie sie es verdiente. Nach Diodor sagte er: „Er werde die Tapferkeit der Spartaner kennen lernen, wenn er einen seiner Knechte zur Unterwerfung von Hellas absende."

Keinenfalls war es Folge dieser spartanischen Drohung, welche Kyros abhielt, die griechischen Städte sogleich zu strafen; jedenfalls waren es andere Ursachen, die ihn bewogen, mit seinem Heere den Rückweg nach Ekbatana anzutreten, nachdem er die Statthalterschaft in Lydien und die Regierung des Landes angeordnet hatte. Er hatte jedoch kaum das Land verlassen, so brach eine Empörung in Lydien aus, welcher sich die ionischen Städte anschlossen. Kyros sandte unter dem Oberbefehl des Meders Mazares einen Theil seiner Armee zurück; der schlecht organisirte Aufstand der Lydier wurde leicht besiegt und auch einige der griechischen Städte, darunter Phokäa, wurden von Mazares eingenommen. Als dieser Feldherr an einer Krankheit starb, folgte ihm Harpagos im Oberbefehl, dem es bis 548 v. Chr. gelang, ganz Kleinasien völlig zu unterwerfen.

Kyros sah die bedeutenden Schwierigkeiten ein, die griechischen Städte von Persien aus zu regieren, besonders da es ihm noch an einer eigenen Seemacht fehlte. Garnisonen in diese Städte zu legen, war auch mißlich, und er beschloß, einen andern Weg einzuschlagen, sie in Unterwürfigkeit zu erhalten. Er begünstigte das Streben einzelner Männer in diesen Städten, sich die Oberherrschaft in denselben zu verschaffen, sich der That, wenn auch nicht dem Namen nach, zu deren Fürsten zu machen. Dieses Mittel zeigte sich sehr wirksam, denn die Tyrannen hüteten sich wohl, es mit ihrem Schutzherrn zu verderben. Uebrigens wurde nur an einigen Städten Strenge geübt, die anderen behandelte Kyros mit großer Milde. Er ließ ihnen ihre Verfassungen und sonstigen Einrichtungen und selbst den Tribut, den sie zu zahlen hatten, durften sie selbst bestimmen.

Mit Lydien verfuhr Kyros anders und wie gesagt wird, auf den Rath des Krösos, welcher seine Lydier vor einem härteren Lose bewahren wollte. Das Volk wurde gänzlich entwaffnet, sogar die Kriegspferde wurden weggeführt, alle kriegerischen Uebungen verboten und dafür Handel, Gewerbe und alle friedlichen Künste sehr befördert. Die Lydier, immer ein lebenslustiges, genußsüchtiges Volk, entwöhnten sich dadurch der Kriegsgelüste und wurden bald eben so berühmt durch ihre Weichlichkeit und Ueppigkeit, wie sie es früher wegen ihrer Kriegstüchtigkeit gewesen waren.

Manche Geschichtschreiber sagen, daß Kyros sogleich von Kleinasien gegen Babylon zog. Er mag gegen diesen Verbündeten des Krösos Krieg geführt haben; allein den entscheidenden Feldzug unternahm er erst viel später, nachdem Kleinasien gänzlich unterworfen war, im 17. Regierungsjahre des Nabonetes, 539 v. Chr.

Wir haben gesehen, mit welcher Sorgfalt Nebukadnezar Babylon nicht allein verschönerte, sondern auch befestigte; sowol er als seine Nachfolger sahen voraus, daß die Freundschaft mit Medien einmal in das Gegentheil umschlagen werde, und trafen daher ihre Vorbereitungen. Was die babylonischen Könige fürchteten, hofften die Juden, und als vollends Kyros dem Medischen Reiche ein Ende machte, verkündeten die jüdischen Propheten den nahen Fall Babylons mit Jubel. Kyros, der ihnen weniger Götzendiener schien als die Babylonier, wurde von ihnen als das Werkzeug Jehovah's betrachtet, Israel an seinem Unterdrücker zu rächen.

Im Frühjahr 539 v. Chr. rückte Kyros in Babylonien ein. Der Erfolg dieses ersten Jahres war nicht bedeutend und beschränkte sich darauf, daß er nahe der Mündung des Diala (Diyaleh oder Gyndes) den Uebergang über den Tigris bewerkstelligte und diesen wichtigen Punkt seiner Rückzugslinie in Besitz behielt.

Als Grund seines langen Aufenthaltes erzählen die Griechen eine eben so unwahrscheinliche als kindische Geschichte. Als das Heer des Kyros am Ufer des sehr angeschwollenen Gyndes angekommen sei, habe sich eines der weißen, der Sonne geheiligten Rosse in den Fluß gestürzt, sei von der Strömung fortgerissen worden und ertrunken. Kyros sei über die Widerspenstigkeit des Flusses so zornig geworden, daß er gelobt habe, den Fluß so klein zu machen, daß Weiber ihn durchwaten könnten, ohne sich das Knie zu netzen. Zu diesem Ende habe er 360 Gräben graben und den Fluß dadurch ableiten lassen.



Einnahme von Babylon.

Was eigentlich Grund zu dieser Erzählung gab, wissen wir nicht; allein sicher ist, daß Kyros erst 538 im Frühjahr vorrückte und die ihm entgegen kommenden Babylonier schlug. Nabonetes, dem vielleicht der Rückweg nach Babylon abgeschnitten war, zog sich nach dem nahegelegenen, gleichfalls festen Borseppa zurück, welches Kyros eben so wol wie Babylon belagerte.

Die Babylonier konnten wol der Belagerung spotten, denn sie waren hinreichend mit Lebensmitteln versehen und ihre breiten und tiefen Wassergräben schützten den Zugang zu den ungeheuer hohen Mauern, zu denen hinauf kein wirkungsvoller Pfeil reichte. Der kluge Kyros hatte diese Schwierigkeiten wohl erwogen; er studirte genau die Terrainverhältnisse und sah die Möglichkeit ein, einen Zugang zur Stadt dadurch zu öffnen, daß er an einem bestimmten Theil derselben den Fluß ableitete. Zu diesem Ende mußte er sich der Stadt Sepharvaim (das alte berühmte Sipara) bemächtigen, neben welcher Nebukadnezar (s. S. 308) das wundervolle Reservoir hatte ausgraben lassen; ebenso mußte er die am Euphrat gelegene Stadt Agranis nehmen, wo der Kanal Nahr Malka einmündete. Die Vorbereitungen mußten sorgfältig getroffen und so eingerichtet werden, daß die Babylonier die Absicht derselben gar nicht merkten, denn wenn das Wasser des Flusses nicht schnell abgeleitet werden konnte, so nützte die ganze Vorarbeit nichts und der Plan mißlang.

Zur Ausführung des kühnen Unternehmens wählte Kyros eine Nacht, an welcher die Babylonier ein großes Fest feierten und an nichts weniger dachten als an Kyros, von dem sie in letzter Zeit überhaupt nicht eben viel bemerkt hatten. Dies mochte noch dazu beitragen, daß sie nachlässiger in der Bewachung und besonders solcher Stellen waren, die sie durch den Fluß hinlänglich geschützt glaubten. Kyros hatte sicher Erkundigungen eingezogen und wußte, daß die zum Flusse führenden Pforten des Nachts nicht geschlossen wurden. Während die Babylonier tanzten und zechten, setzte Kyros sein Werk in Bewegung und hielt seine Truppen bereit. Der Fluß fiel schnell, und als das Wasser den Leuten bis nur an den halben Schenkel reichte, drang eine auserlesene Heeresabtheilung hindurch und durch die offenen Wasserpforten in die Stadt. Babylon war genommen, ehe seine in der Mitte der Stadt wohnenden Einwohner eine Ahnung davon hatten, was bei der Größe derselben sehr erklärlich ist.

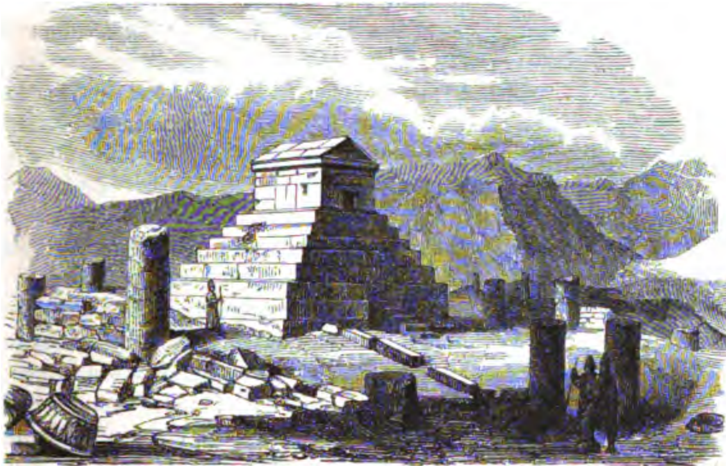
Kyros sorgte gleich dafür, bekannt machen zu lassen, daß Niemand ein Leides geschehen solle, der sich in seinem Hause halte. Kyros handelte anders als die assyrischen Könige. Er zerstörte weder die Paläste und sonstigen Bauwerke, noch die Befestigungen: Er legte in die Stadt und deren Burgen starke Besatzungen unter zuverlässigen Befehlshabern. Die Einnahme von Borseppa und Gefangennahme des Nabonetes folgte bald darauf. Kyros behandelte den gefangenen König mit seiner gewöhnlichen Milde und schickte ihn nach Karamanien, wo er sein Leben in Ruhe beendete.

Das biblische Buch Daniel nennt den König von Babylon Belsazar und Sohn des Nebukadnezar und läßt Babylon nicht von Kyros, sondern von Dareios belagern. Belsazar habe ein großes Fest gefeiert. Plötzlich sei an dem Kalk der Wand eine Inschrift erschienen, welche die Weisen Babels nicht hätten lesen können. Da sei Daniel gerufen worden, ein Jude, der schon Nebukadnezar's Träume ausgelegt; er habe die hebräischen Worte: Mene, Tekel, Peres (gezählt, gewogen, getheilt) dahin gedeutet, daß Belsazar's Regierung gezählt, daß sein Herz gewogen und zu leicht befunden und sein Reich an die Meder und Perser vertheilt werden würde. „Aber in derselben Nacht ward Belsazar, der Chaldäerkönig, getödtet und Dareios, der Meder, erhielt das Königreich.“ — Das Buch Daniel wurde erst gegen 167 v. Chr. geschrieben und mag als ein Beweis von der Unzuverlässigkeit mancher in der Bibel enthaltenen Schriften dienen, an deren Wahrheit zu zweifeln lange Zeit hindurch als ein Verbrechen gestraft wurde!

Die dem Chaldäischen Reich untergebenen Länder unterwarfen sich darauf ohne besondere Gewaltanwendung der Herrschaft des Kyros, namentlich Syrien und Phönikien.

Das letztere Land, in welchem nun wieder Sidon Tyros den Rang abgewann, hatte von diesem Wechsel der Herrschaft nicht unbedeutenden Vortheil.

Einer der ersten Gnadenakte des Kyros war die Erlaubniß zur Rückkehr der Juden in ihre alte Heimat. Kyros befahl auch, daß ihnen die goldenen und silbernen Tempelgeräthschaften wieder gegeben würden, die Nebukadnezar aus Jerusalem entführt und im Tempel des Bel aufgestellt hatte. Wir wissen, daß schon Sargon vor beinahe 200 Jahren Juden nach Medien verpflanzte; Andere waren unter Jechonja und Zedekia nach Babylonien gebracht worden. Viele von diesen blieben in ihrer neuen Heimat, aber 42,360 Freie und 7337 hebräische Knechte mit einem entsprechenden Troß von Kameelen, Pferden u. s. w. zogen unter der Führung von Serubabel, einem Enkel Jechonja's, und des Hohenpriesters Josua zurück nach Jerusalem (537 v. Chr.). Man sammelte Geld zum Wiederaufbau des Tempels und begann denselben im Jahre 536 v. Chr. Die Samariter boten ihre Hülfe an; allein sie wurden zurückgewiesen, und darüber erzürnt, dachten sie den Bau zu hindern.



Grab des Kyros.

Der alte Streit zwischen Israel und Juda lebte wieder auf. Die Gefangenschaft hatte die Juden stolz auf ihre Leiden und noch unduldsamer als früher gemacht. Die Samariter klagten bei Kyros, und dieser, der keinen Streit unter seinen Völkern haben wollte, verbot die Ursache, den Weiterbau des Tempels.

Von den folgenden Thaten und dem Lebensende des großen Kyros haben wir leider nur sehr unvollkommene und einander widersprechende Nachrichten. Im Norden hatte er sein Reich bis an den Kaukasus ausgedehnt, um Armenien gegen die Einfälle der zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer wohnenden barbarischen Völker zu schützen. Karamanien im Osten von Persien hatte er unterworfen und ebenso die Gedrosier und Gandarer, wodurch der Indus die südöstliche Grenze seines Reiches wurde.

Auf einem dieser Feldzüge gerieth er in der Gedrosischen Wüste in Noth und verlor einen großen Theil seines Heeres. Aus dieser Bedrängniß, heißt es, sei er durch das Volk der Ariaspen befreit worden, die ihm 30,000 Wagen mit Lebensmitteln zuführten.

Die Parther, Hyrkanier, Margianer und Baktrier im Nordosten waren Kyros unterthan und ebenso deren Nachbarn die Saken und Chorasmier am untern Oxos. Selbst das Land zwischen Oxos und Jaxartes, Sogdiana, wurde von ihm erobert, und er erbaute hier sechs Burgen und eine Festung, um das Land gegen die Einfälle der benachbarten kriegerischen Völker zu schützen. Unter ihnen werden die Derbikker genannt und die Saken; ferner jenseit des Jaxartes die Massageten und Jessedenen; sämmtlich streitbare Nomadenvölker mit rohen Sitten. Sowol die Massageten als die Derbikker hatten

merkwürdige Gebräuche. Die Massageten hatten Waffen von Bronze und daraus waren auch die Panzer der Pferde gemacht, während das Gebiß und der Putz des Zaumzeuges von Gold war. Silber und Eisen hatten sie nicht. Sie kämpften zu Pferde und zu Fuß mit Bogen, Lanze und Streitaxt. Jeder heirathete ein Weib, allein sie gebrauchten die Weiber gemeinschaftlich. Wer Gefallen an einer Frau fand, hing seinen Köcher an ihren Wagen, zum Zeichen, daß der Platz besetzt war. Sehr alte Leute wurden von ihren Verwandten getödtet, ihr Fleisch zusammen mit Hammelfleisch gekocht und verspeist. An Krankheiten Gestorbene wurden begraben und nicht geschlachtet, was als ein Glück betrachtet wurde. Die Derbikker hatten ähnliche Sitten.

Im Kriege gegen diese wilden Völkerschaften, die übrigens der Beschreibung nach Arier gewesen sein können, heißt es, sei Kyros umgekommen; Herodot sagt gegen die Massageten, und Ktesias gegen die Derbikker. Beide Erzählungen verdanken ihren Ursprung augenscheinlich alten, theils medischen, theils persischen Dichtungen. Die Erzählung des Herodot ist die, welche früher den meisten Glauben fand. Sie ist ganz in der Kürze folgende: Ueber die Massageten herrschte nach ihres Mannes Tode die Königin Tomyris. Kyros habe sie zur Gemahlin begehrt; allein da sie wol gewußt, daß er mehr nach ihrem Lande als nach ihrer Person trachtete, habe sie ihn abgelehnt. Darauf sei Kyros mit einem Heer über den Fluß gegangen (Herodot sagt Araxes, aber es war wol der Jaxartes), schlug die Massageten und nahm den Sohn der Königin, Spargapises, gefangen, der sich in der Verzweiflung tödtete. In der nun folgenden, äußerst erbitterten Schlacht hätten die Massageten endlich gesiegt und unter den Todten habe sich Kyros selbst befunden. Die Königin ließ dem Leichnam den Kopf abschneiden und in einen mit Menschenblut gefüllten Schlauch stecken, damit er, wie sie ihm gedroht, sich an Blut sättigen könne.

Nach Diodor wurde Kyros von der Tomyris gefangen und gekreuzigt. Ktesias läßt ihn in einem Kriege gegen die Derbikker verwundet werden und drei Tage darauf sterben, während Xenophon behauptet, daß er ruhig auf seinem Lager und von seinen Freunden umgeben gestorben sei.

Zweihundert Jahre später sahen Begleiter des großen Alexander das einfache Grab des Kyros im königlichen Garten zu Pasargadä. In demselben stand ein Ruhebett mit Füßen von getriebenem Gold mit Purpurdecken und Teppichen bedeckt. Auch kostbare Kleider, Waffen und Schmuckgegenstände lagen dort, und in der Mitte des Ruhebettes stand der mit einem Deckel bedeckte Sarg. Die Inschrift des Grabmals sagte in persischer Sprache: „O Mensch, ich bin Kyros, des Kambyses Sohn, der den Persern die Herrschaft gründete und Asien beherrschte, neide mir dieses Denkmal nicht."

Noch heute sieht man bei der persischen Stadt Murghab unter anderen Trümmern ein einfaches, von den schönsten weißen Marmorquadern auf sieben Stufen erbautes oblonges Gebäude, welches von Säulenschaften und Pilastern umgeben ist. Auf einem fünf Meter hohen Pfeiler sieht man eine viergeflügelte Gestalt, die wahrscheinlich den Genius des Königs (Fravaschi) darstellt, mit dem Gesicht des Kyros, denn die Säule trägt in Keilschrift folgende Inschrift: „Adam Kurus Khsajathija Hakhamanisija", d. h.: „Ich bin Kurus, der König, Achamenide." —

Kyros hatte 29 Jahr regiert. „Ein Feldherr von raschem Entschluß und zähem Willen, hat er es verstanden, auch Mißerfolgen zu begegnen und der schwersten Aufgabe Herr zu werden. Haben andere Kriegsfürsten des Orients weitere Eroberungen und in kürzerer Zeit vollbracht als Kyros, keiner hat der Herrschaft, die er gewonnen, die Dauer zu geben verstanden, die Kyros seinem Reich hinterlassen hat. Er besaß nicht nur das scharfe Auge des Feldherrn, sondern auch sichern politischen Blick und ungewöhnliche Einsicht in die Interessen, die Motive, die Handlungsweise der Gemeinwesen, der Völker, die ihm der Sieg in die Hand gegeben hatte. Von den Herrschern des Orients ist ihm keiner gleich und nur einer ist ihm nahe gekommen, der zweite Nachfolger auf dem von ihm

gegründeten Thron." Die Perser konnten diesem großen Könige kein besseres Denkmal setzen als dadurch, daß sie ihm allgemein den Titel „Vater" gaben.

Den Thron des großen Persischen Reiches bestieg nun des Kyros ältester Sohn **Kambyses** (Kambudschija) 529—522. Nach den Verfügungen des verstorbenen Königs wurde der jüngere Bruder Statthalter mehrerer fernen Provinzen, die keine Abgaben zu zahlen hatten.

Kambyses, heißt es, hatte nicht die Erziehung erhalten, wie sie sonst vornehmen persischen Knaben zutheil wurde. Während der häufigen Abwesenheit des Kyros blieb er den Frauen überlassen, die dem Thronerben des mächtigen Reichs allen Willen ließen. Er wurde dadurch ein stolzer, jähzorniger und selbstwilliger Mann. Es heißt auch, daß er an der fallenden Sucht (Epilepsie) litt und dem Genuß des Weines zu sehr ergeben war.

Kyros hatte keine Zeit finden können, Aegypten für das Bündniß zu strafen, welches es mit Krösos gegen ihn gemacht hatte, und König Ahmes (Amasis) fühlte sich nicht veranlaßt, den mächtigen Kyros heraus zu fordern. Als jedoch Kyros Gaza nahm und sein Reich bis zum Bach Aegyptens ausdehnte, fand er es doch für gut, sich auf einen möglichen Angriff vorzubereiten. Zu diesem Ende unterwarf er sich die reiche Insel Kypros und unterhielt nach dem Falle Babylons freundschaftliche Verbindungen mit dem Tyrannen oder Fürsten von Samos, Polykrates, der sich 536 v. Chr. die Herrschaft über diese Insel verschafft hatte. Die Seemacht dieser Inseln konnte der phönikischen allenfalls die Wage halten.



Persischer König. Relief aus Murghab.

Kambyses hatte sicher gleich bei seinem Regierungsantritt die Absicht, Aegypten anzugreifen, denn die von Amasis getroffenen Maßregeln waren ihm nicht entgangen; allein er hatte mehrere Jahre damit zuzubringen, aufrührerische Völker zu unterwerfen, welche, wie bei jedem orientalischen Thronwechsel, ihre Freiheit zu erringen strebten. Andererseits hielt ihn vielleicht auch das Mißtrauen gegen seinen Bruder im Lande, welches ihm auf irgend eine Weise eingeflößt worden war. Dieser Bruder Bardija war sehr berühmt wegen seiner Kraft und Geschicklichkeit und scheint wegen seiner Liebenswürdigkeit sehr beliebt gewesen zu sein. Um dieser Sorge los zu werden, ließ ihn Kambyses aus dem Wege schaffen; allein von seinem Tode waren nur die Thäter unterrichtet und die Perser glaubten, daß Bardija in Baktrien, oder irgend wo anders in seiner Statthalterschaft lebe.

Obwol es keines besonderen Grundes zur Kriegserklärung gegen Aegypten bedurfte, da ein solcher bereits in dem Bündniß des Ahmes mit Krösos vorhanden war, so erzählen doch die Perser, daß Kambyses einen neuen Vorwand gesucht habe. Zu diesem Ende verlangte er von Ahmes dessen Tochter zur Frau, in der Erwartung, daß ihm dieselbe abgeschlagen werden würde. Dies habe Ahmes nicht zu thun gewagt, ihm aber statt seiner eigenen die Tochter des vorigen Königs Uhabra (Hophra), Namens Nitetis, untergeschoben. Als Kambyses dieser Betrug durch Nitetis entdeckt wurde, war der Vorwand zum Kriege gefunden. Daß diese Geschichte eine Fabel ist, geht schon aus dem Umstand hervor, daß Uhabra (Hophra) bereits 470 v. Chr. gestorben war und eine Tochter von

ihm wenigstens vierzig Jahre alt sein mußte. Die Zusendung einer so überreifen Jungfrau an den großen Perserkönig würde Ahmes wol nicht gewagt haben, es sei denn, daß er eine Kriegserklärung herbeiführen wollte.

Die nächste Sorge des Perserkönigs war es, die Gefahr eines Angriffs von Syrien abzuwenden und sich selbst eine Flotte zu schaffen. Zum ersten Mal daher erging an die phönikischen und kleinasiatisch-griechischen Städte die Aufforderung, Schiffe zum Kriege zu stellen und im Hafen von Akko die Flotte zu sammeln.

Als die kyprischen Städte und Polykrates von Samos davon Nachricht erhielten, sahen sie sogleich die Gefahr ein, welche ihnen daraus erwuchs, wenn sie auf der Seite des ägyptischen Königs blieben. Da sie keine Lust hatten, sich für denselben aufzuopfern, so wechselten sie unbedenklich die Farbe und traten auf die Seite des mächtigen Perserkönigs, dem Polykrates 40 trefflich ausgerüstete Kriegsschiffe sandte.

Im fünften Jahr seiner Regierung brach Kambyses mit einer Armee gegen Aegypten auf. Wir haben gesehen, daß assyrische Heere diesen Weg häufig machten, allein seit ihrer Zeit waren die vor Aegypten liegende Wüste und Salzsümpfe eben durch diese häufigen Durchmärsche völlig entvölkert worden und nur von Beduinenstämmen durchstreift, welche auf Karawanen lauerten, die sie plündern konnten. Die Entfernung zwischen Jenysos, dem letzten syrischen Orte, und dem See Serbonis, wo die ersten ägyptischen Vorposten standen, betrug zwar nur gegen zwölf Meilen, allein auf dieser Strecke gab es keinen Tropfen Wasser, und ohnedies brauchte eine große Armee wenigstens drei bis vier Tage, um sie zurückzulegen.

Diese Schwierigkeit überwand Kambyses, indem er den Rath des Griechen Phanes von Halikarnaß befolgte, eines Anführers der ägyptisch-griechischen Soldtruppen, der desertirt und zu den Persern übergegangen war, weil ihn Ahmes beleidigt hatte. Er rieth dem Könige durch Geld den Beistand der Edomiter und Midianiter zu erkaufen, welche genügend Wasser herbeischafften, Menschen und Thiere vor dem Verschmachten zu retten.

Ehe Kambyses Aegypten erreichte, war Ahmes gestorben und ihm sein Sohn Psametich III. (der Psamenit Herodot's) gefolgt. Dieser erwartete die Perser bei Pelusion. Als beide Heere sich schlachtbereit gegenüber standen, fand eine gräßliche Scene statt. Die ägyptisch-griechischen Truppen, empört über den Verrath des Phanes, schlachteten vor dessen Augen die Kinder desselben, welche er in Aegypten zurückgelassen hatte, vermischten deren Blut mit Wein und tranken ihm dieses Gemisch höhnend zu. Die Schlacht wurde mit ungeheurer Erbitterung geschlagen, und es sollen nicht weniger als 50,000 Aegypter und 20,000 Perser gefallen sein; allein die Perser siegten. Ein Theil der geschlagenen Armee warf sich in Pelusion hinein, während Psametich sich nach Memphis zurückzog. Während Kambyses Pelusion belagerte und nach tapferer Gegenwehr einnahm, sandte er eine milesische Triere mit einem persischen Herold nach Memphis, diese Stadt zur Uebergabe aufzufordern. Die Einwohner waren darüber so wüthend, daß sie den Herold und die ganze Schiffsmannschaft buchstäblich in Stücke rissen. Diese Stadt wurde indessen nach kurzem Widerstande genommen und Psametich III. gefangen.

Das aus sieben Persern bestehende Gericht entschied, daß für jeden Ermordeten zehn vornehme Aegypter hingerichtet werden sollten, welches Urtheil auch vollzogen wurde. Der Stadt Memphis wurde weiter kein Schaden zugefügt, denn Kambyses befolgte genau die weise Politik seines Vaters Kyros. Auch Psametich wurde von ihm mit Milde behandelt und mit 6000 von ihm ausgewählten Aegyptern nach Susa geschickt, und Kambyses würde (wie selbst Herodot zugiebt) ihn wahrscheinlich zum Satrapen von Aegypten ernannt haben, denn die Perser ehrten die Abkömmlinge der Könige, wenn er sich nicht in eine Verschwörung gegen ihn eingelassen hätte, die entdeckt wurde. Er wurde nun zum Tode verurtheilt und mußte dann Stierblut trinken, eine in alten Zeiten nicht ungewöhnliche Todesstrafe.

Herodot, der seine Nachrichten von ägyptischen Priestern erhielt, die von dem verhaßten Eroberer natürlich nur Nachtheiliges berichteten, erzählt Folgendes: Um die Seelenstärke des Psametich zu erproben, oder um ihn in ausgesuchter Weise zu quälen, habe er dessen Tochter und andere vornehme ägyptische Mädchen in Sklaventracht und mit Wassereimern bei dem gefangenen Könige und den anderen Vätern vorüber geschickt. Alle hätten über diesen schmachvollen Anblick gejammert, nur Psametich habe schweigend zur Erde gesehen. Darauf wurden die 2000 Verurtheilten, darunter der Sohn des ägyptischen Königs, mit Stricken um den Hals und Gebissen im Munde bei ihnen vorüber zur Hinrichtung geführt. Psametich habe auch bei diesem Anblick keinen Seufzer ausgestoßen; als er aber einen alten Freund und Tischgenossen in schlechter Tracht bei den Soldaten betteln sah, habe er laut geweint. Darüber verwundert, fragte Kambyses nach dem Grunde dieses seltsamen Betragens, und Psametich habe geantwortet: „Mein häusliches Unglück war zu groß für Thränen; allein das Leiden des Freundes war der Thränen werth, da er auf der Schwelle des Greisenalters aus großem Reichthum an den Bettelstab gekommen ist.“ Der anwesende Krösos, wahrscheinlich an sein eigenes Schicksal denkend, habe geweint, und auch Kambyses, von Rührung ergriffen, habe den Sohn begnadigen wollen; allein er sei bereits hingerichtet gewesen.

Bald darauf wurde auch Sais eingenommen, und damit fiel ohne weiteren Kampf ganz Aegypten dem Sieger in die Hände. Das Reich der Pharaonen hatte ein Ende. — Kambyses, durchaus seines Vaters Politik getreu, setzte sich einfach an die Stelle des ägyptischen Königs und machte gar keine Veränderungen, außer daß er die Festungen und einige andere Punkte mit persischen Garnisonen versah. Er ließ selbst die Kriegerkaste unvermindert bestehen und achtete überall die Religion der Aegypter, wie vor ihm Kyros die der Babylonier und Israeliten geachtet hatte. In Sais waren persische Truppen in den Tempel der Neith gedrungen, in dessen Vorhallen sich Ahmes sein Grab bereitet hatte. Kambyses ließ augenblicklich die Soldaten aus dem Heiligthum entfernen und den Tempel reinigen. Die Wittwe des Ahmes, Ladike, sandte er ungekränkt in ihre Vaterstadt Kyrene zurück. Mit dieser Handlungsweise stimmt die Erzählung von Herodot wenig überein, nach welcher er die Mumie des Ahmes, gegen den er sehr erbittert war, aus dem Sarge nehmen, dieselbe verstümmeln und beschimpfen und endlich verbrennen ließ. Eben so wenig wahr erscheint es, daß er die ägyptischen Götter in den Tempeln verhöhnte und die Gräber anderer Aegypter entheiligte. Im Gegentheil, er ließ sich nicht nur in der ägyptischen Religion unterrichten, sondern auch, als Pharao, durch den Priester Utsa-Hor-Sun in die Geheimnisse des Osiris einweihen.

Nicht nur die Aegypter, sondern auch die benachbarten Libyer, Barkaer und Kyrener hielten es für gerathen, sich dem Kambyses freiwillig zu unterwerfen. Er wurde dadurch Nachbar der Karthager und fühlte Lust, deren reiches Land ebenfalls seiner Herrschaft zu unterwerfen. Seine Eroberungslust ging aber weiter. Erstlich wollte er die Oase Siwah mit ihrem Tempel des Ammon in Besitz nehmen, um hier einen militärischen Posten zu errichten, von dem aus er Libyer, Barkaer und Kyrener in Unterwürfigkeit halten konnte. Endlich strebte er nach dem Ruhm, das halb sagenhafte Aethiopien zu erobern und von dort aus weiter in Afrika vorzudringen.

Den Plan gegen Karthago mußte er aufgeben, da die Phönikier, welche den größten Theil seiner Flotte lieferten, sich entschieden weigerten, gegen ihre Tochterstadt feindlich vorzugehen, und er das mit den Griechen allein nicht unternehmen konnte, so gern diese wol bereit gewesen wären, ihrer Handelsnebenbuhlerin zu schaden.

Um Aethiopien auszukundschaften, ließ Kambyses Leute von der Insel Elephantine kommen — „Fischesser“ — welche ägyptisch und auch die Sprache der Aethiopier verstanden. Diese sandte er mit Geschenken und Botschaft an den König derselben, ihm zu verkünden, daß der mächtige Perserkönig sein Freund und Genosse zu werden wünsche.

Die in Aegypten herrschende Unwissenheit über Aethiopien ist eigentlich erstaunlich, da wir aus der Geschichte Aegyptens wissen, welche Rolle die Aethiopier einst in diesem Lande spielten, und daß eine äthiopische Dynastie einst über ganz Aegypten herrschte.

Früher nahm man an, daß die Kultur Aegyptens von Aethiopien hergekommen sei; jetzt wissen wir, daß gerade das Umgekehrte stattfand, und daß Aethiopien, und zwar verhältnißmäßig spät, vom unteren Nil her kultivirt wurde. Allerdings reichte ägyptischer Einfluß schon zur Zeit der Amenemhat (12. Dynastie) bis Napata und darüber bis zum Lande der Gallas, und die Aegypter eröffneten in Nubien vernachlässigte Goldbergwerke; allein ein äthiopisches abgesondertes Reich entstand erst viel später unter der 21. Dynastie, wo die nach Nubien verbannten Priester des Ammon Ra ein Reich gründeten, zu welchem die Provinzen gehörten, welche die Usortosen vor 2000 Jahren erobert hatten. Die Hauptstadt dieses Reiches war Napata, welches ganz und gar nach dem Muster von Theben gebildet und von Priesterkönigen regiert wurde. Dieses Reich Napata reichte von den abessinischen Gebirgen bis zum zweiten Katarakt. Im Nilthal selbst, von Syene bis zum Einfluß des Tacazzeh, war die Bevölkerung ägyptisch. In den Gegenden des oberen Nil wohnten indessen verschiedene Völker unter einander. Hier finden wir Semiten, die Nachkömmlinge der in uralter Zeit eingewanderten Kuschiten, ferner Völker, die den Berbern verwandt scheinen, und schwarze Stämme. Unter der 23. Dynastie dehnte sich das Reich von Napata bis nach Abydos (Elephantine) aus.

Wir haben (s. S. 103) gesehen, wie die Fürsten des Delta den unglücklichen Gedanken faßten, die Hülfe des Aethiopierkönigs Piankhi-Meïamun gegen Tawnekht von Sais anzurufen, und wie das Land von den Mündungen des Nil bis zu den Quellen des blauen Nil unter der Herrschaft der Könige von Aethiopien (Napata) stand.

Seit Nuat-Meïamun, der äthiopische König, Aegypten verließ, (s. S. 105), oder seit den Zeiten Psametich's I. und II. war aller Verkehr zwischen Aethiopien und den Völkern Asiens abgebrochen. Das Land zwischen dem ersten und zweiten Katarakt, welches unter der 18. und 19. Dynastie gut bevölkert war, hatte sich in eine Wüste verwandelt; die Städte und Tempel lagen in Ruinen, die schon halb im Sand begraben waren. Jenseit des zweiten Kataraktes begann das Reich Napata, welches in zwei Theile wie Aegypten eingetheilt war. In dem To-Qens genannten fand man, aufwärts den Fluß gehend, die Städte Pnubs, Dengur (Dongola), die Hauptstadt Napata auf dem heiligen Berge (Duuab, heute Gebel-Barkal), Astamuras da, wo der ebenso genannte Fluß, der heute Tacassi heißt, in den Nil fließt, und endlich Berua, das Meroë der alten Geographie, von dem so wunderbare Dinge erzählt wurden. Ueber Meroë hinaus begann das Land Alo (Aloah), welches sich längs des Blauen und Weißen Nil bis an die großen Ebenen von Sennar erstreckte.

An der Südgrenze des Landes Alo wohnten die Asmakh, die Abkömmlinge der ägyptischen Soldaten, die unter Psametich I. ausgewandert waren (s. S. 106). In dem Lande zwischen Darfur, Abessinien und dem Rothen Meere wohnten halb wilde Völker semitischer Rasse, Neger u. s. w. Südlich von Meroë, zwischen dem Blauen Nil und dem Tacassi wohnten die Rehrehsa, und zwischen dem Blauen Nil und dem an das Rothe Meer grenzenden Gebirge die Madi oder Matiti.

Zur Zeit als Kambyses regierte, oder ungefähr, herrschten in Napata Horsiatew und Nastoseam, welche eine Masse dieser wilden Stämme unterworfen und vereinigt hatten. Napata war, wenigstens dem Namen nach, ein Wahlkönigreich. Die Königswahl fand im Tempel und unter der Oberaufsicht der Priester statt, von Abgeordneten des Volkes, die indessen von den Obrigkeiten, den Gelehrten, Soldaten und Beamten des Palastes erwählt waren. Alle Mitglieder der königlichen Familie wurden in diesem Tempel des Ammon der Bildsäule des Gottes gegenüber gestellt, welche durch ein vorher bestimmtes Zeichen den Erwählten bestätigte, oder verwarf. Das heißt die Priester wählten den König, und ohne ihren Willen durfte er weder Krieg führen noch irgend sonst etwas Wichtiges thun.

War er ungehorsam, oder machte nur Miene einen Willen zu haben, so erhielt er den Befehl, sich umzubringen. Nicht weniger streng war das Gesetz gegen das Volk, besonders in Bezug auf die Religion; die kleinste Abweichung wurde als Ketzerei mit dem Tode bestraft. Mitleid kannten diese Priester nie.

Am Ende des 7. Jahrhunderts versuchten es einige Priester, Neuerungen einzuführen, und namentlich die, das Fleisch der Opferthiere roh zu verzehren. Der König ließ alle, die dieser Ketzerei anhingen, lebendig verbrennen. Dieselbe erhielt sich indessen bis auf die neueste Zeit, und rohes Kuhfleisch und Meth dazu sind wahrscheinlich noch jetzt ein Lieblingsgericht der Abessinier, waren es wenigstens noch vor 30—40 Jahren, im Königreiche Schoa.



Kriegsrath beim persischen König. Zeichnung von H. Leutemann.

Abgeschnitten von Aegypten, waren es die Aethiopier noch mehr von den anderen Völkern, und es wurden über sie die wunderbarsten Gerüchte verbreitet. Es hieß, sie seien größer und schöner, als alle anderen Menschen; sie würden wenigstens 120 Jahre alt und in ihrem Lande gäbe es eine Quelle, deren Wasser ihnen bis ins höchste Alter Jugendfrische verlieh. Bei ihrer Hauptstadt auf einer Wiese seien beständig zubereitete Speisen und Getränke aufgestellt für Jeden, der sie genießen wolle. Gold sei dort so gemein, daß sogar die Fesseln der Gefangenen davon gemacht seien; allein das Kupfer sei selten.

Wir können uns daher nicht über die Erzählung des Herodot von dem Feldzuge des Kambyses gegen die Aethiopier wundern. Dieser erzählt, daß der König der Aethiopier sehr wohl die Absicht des Perserkönigs erkannt und über dessen Geschenke gelacht habe; nur der Wein habe ihm geschmeckt. Er habe Kambyses einen Bogen geschickt (von Palmenholz und vier Ellen hoch) und sagen lassen: Wenn die Perser diesen Bogen leicht spannen können, möchten sie mit Uebermacht gegen die Aethiopier zu Felde ziehen; wenn aber nicht, so

möchten sie den Göttern danken, daß es den Aethiopiern nicht in den Sinn käme, zu ihrem Lande noch ein anderes hinzu zu erobern.

Kambyses sei wüthend über diese Antwort gewesen und mit einem Heer gegen Aethiopien aufgebrochen, ohne hinreichende Sorge für die Verpflegung der Armee auf dem Marsche zu treffen. Er hätte den Nil hinaufgehen können, allein er habe den kürzeren Weg durch die Wüste gemacht. Ehe das Heer den fünften Theil des Marsches zurückgelegt hätte, seien die Lebensmittel schon zu Ende gewesen. Solange die Soldaten noch Gras gefunden, hätten sie davon gelebt; als sie aber in die Sandwüste gekommen, hätten sie endlich beschlossen, den zehnten Mann zu schlachten und sich davon zu ernähren. Da Kambyses fürchtete, auf diese Weise seine ganze Armee zu verlieren, so entschloß er sich zur eiligsten Rückkehr.

Sein Feldzug nach der Oase Siwah sei noch unglücklicher ausgefallen. Er habe 50,000 Mann zur Eroberung derselben von Theben abgesandt, diese seien zwar bis zur Insel der Seligen (die Oase Charizeh) gekommen, die noch 100 Meilen von der Oase Siwah entfernt ist. Auf dem Marsch dorthin seien diese 50,000 Mann beim Frühstück von einem Sandsturm überfallen worden und sämmtlich umgekommen.

Daß die zur Einnahme von Siwah abgeschickte Armee diese Oase nicht erreichte und von einem Unglück betroffen wurde, ist schon möglich, denn noch vor 70 Jahren ist es vorgekommen, daß eine Karawane von 2000 Köpfen von einem Sandsturme begraben wurde; allein 50,000 Mann begraben zu lassen, erfordert einen starken Glauben. Die Oase Charizeh blieb indessen eine Militärstation der Perser.

Was den Zug nach Aethiopien anbetrifft, so ist es geradezu abgeschmackt, einem Sohn des Kyros zuzutrauen, daß er ein so großes Kriegsunternehmen ohne alle Vorbereitungen angetreten, und daß er den beschwerlichen Landweg der Wasserstraße nilaufwärts vorgezogen haben sollte. Was die ägyptischen Könige oftmals vor ihm gethan, konnte er wol auch vollbringen. Nach Strabon und Diodor erreichte er Meroë, und Letzterer behauptet sogar, daß Kambyses es gegründet habe, was indessen ein Irrthum ist. Ja Herodot selbst macht Angaben, aus denen sich schließen läßt, daß er weit über Meroë hinaus bis in das Negerland gedrungen sei. Daß ihn oder einen Theil seiner Armee bei dem Rückzüge aus diesen fernen Gebieten in der Wüste ein Unglücksfall betraf, wie ihn Herodot die Truppen auf dem Wege nach der Oase erleiden läßt, wird wahrscheinlich dadurch, daß noch nach 500 Jahren sich die Sage erhalten hatte, daß das Heer des Kambyses in Sandhügeln 20 Meilen oberhalb Premnis am Nil verschüttet worden sei. Daß aber Kambyses in der Nähe von Premnis war, scheint dadurch bewiesen, daß der Platz noch ungefähr am Anfang unserer Aera „Markt des Kambyses“ genannt wurde. Wir dürfen also wol annehmen, daß, wenn auch Unglücksfälle den König auf seinem Zuge betrafen, sein Zweck erreicht und wenigstens Napata mit seinem Gebiet dem Persischen Reich einverleibt wurde.

Herodot erzählt uns ferner, daß Kambyses durch die ihm zugestoßenen Unglücksfälle in die allerschlechteste Laune versetzt und geradezu ein sinnloser Wütherich geworden sei. Während seiner Abwesenheit war der Apis gestorben und gerade bei seiner Rückkehr jubelte ganz Aegypten, denn es hatte sich ein neuer „Gottstier“ offenbart. Als der König vor Memphis ankam, feierte man gerade das Gotterfindungsfest, allein der mißtrauische Kambyses glaubte, man juble über seine Niederlage. Als man ihm den Grund des Festes erklärte, befahl er den Gott vorzuführen. Nun habe er das Schwert gezogen, es dem Apis in den Leib stoßen wollen, ihn aber in den Schenkel getroffen und lachend zu den entsetzten Priestern gesagt: „Ihr Elenden, sind das Götter, welche Blut und Fleisch haben und das Eisen fühlen? Solcher Gott ist der Aegypter werth. Ihr sollt mich aber nicht ungestraft zum Gespött machen.“ Er ließ die Priester auspeitschen und befahl Jeden zu tödten, der feiernd getroffen würde. Der Gottstier verendete und die

riester begruben ihn heimlich. Obwol auch andere griechische Schriftsteller behaupten, aß Kambyses, die ägyptischen Götter verhöhnt, ihre Gräber verunehrt und ihre Tempel rstört habe, so wird doch die Unwahrheit dieser Beschuldigungen durch die ägyptischen nschriften bewiesen. In den Apisgräbern bei Memphis sieht man auf einer Grabsäule en König Kambyses in Anbetung vor dem Apis. Die Inschrift sagt: im Jahre vier, n Monat Epiphi, unter der Herrschaft des Kambyses (Kambathet), des Ewiglebenden, i der Gott in dem Sitze, den der König ihm gemacht, hierher gebracht worden.



Kambyses tödtet den Apis. Zeichnung von Hermann Vogel.

Ein zweiter Apis wurde am 28. Tybi im fünften Jahre der Regierung des Kambyses eboren, wie eine andere Inschrift sagt.

Eine dritte Inschrift, welche sich auf der Statue des Aegypters Uzahorsun (oder lzahorenpries), eines hohen Beamten, befindet, die gegenwärtig im Vatikan zu Rom ist, nthält Folgendes: „Seine Heiligkeit (so wurde Kambyses als König von Aegypten geannt) befahl, den Tempel der Neith zu reinigen und der Neith, der großen Mutter der ötter, welche in Sais wohnen, die heiligen Gaben zu bringen wie zuvor. Und seine eiligkeit befahl, alle großen und kleinen Feste zu feiern, wie dies zuvor geschehen war. — Seine Heiligkeit vollzog alle Gebräuche im Tempel der Neith. Er opferte eine Spende

für den Herrn der Ewigkeit (Osiris) in der inneren Kammer des Tempels der Neith, w alle Könige zuvor gethan hatten u. s. w. — Ich habe die Priester wieder eingese ihre alte Würde und habe ihnen auf Befehl des Königs reichen Besitz zu vollem Eig thum für immer gegeben."

Diese unverdächtigen Beweise widerlegen die Berichte der Griechen, welche dem Ka byses feindlichen Quellen entstammen und für deren Unwahrheit die griechischen Geschi schreiber nicht verantwortlich zu machen sind, so leichtsinnig sie auch sonst mit der Geschic fremder Völker umgehen.

Den Bogen, welchen der Aethiopierkönig dem Kambyses sandte, erzählt Herod konnte kein Perser spannen; nur allein des Königs Bruder Smerdis (Bardija), der nach Aegypten begleitet hatte, konnte ihn zwei Finger breit biegen. Dies und ein Tra habe des Kambyses Eifersucht und Mißtrauen erregt. Er habe Smerdis nach Hause g schickt und später seinen Vertrauten Prexaspes abgesendet, ihn zu ermorden, was ders gethan habe. Es wird ferner erzählt, daß Kambyses gegen die persische Sitte ih beiden Schwestern geheirathet und die eine, als sie hochschwanger war, im Zorn über e Aeußerung mit dem Fuße getreten habe, woran sie gestorben sei.

Einst habe Kambyses, erzählt Herodot ebenfalls, zwölf der vornehmsten Perser we eines unbedeutenden Vergehens bis an den Hals in die Erde graben lassen. Von Kröf deshalb getadelt, habe er denselben tödten wollen. Die Umgebungen des Königs, d seine Art und Weise kannten, hätten den Krösos weggebracht und verborgen. Am ander Tage habe er nach Krösos gefragt und sei froh gewesen, diesen am Leben zu sehen, all dessen ungehorsame Retter habe er hinrichten lassen.

Ein andermal fragte Kambyses den Prexaspes, was die Perser von ihm sagt Derselbe antwortete, daß sein Lob aus aller Mund erschalle, fügte aber unbedachter We hinzu, man meine, er wäre dem Weine zu sehr ergeben. „Ich verstehe", antwort Kambyses, „man glaubt, der Wein beraube mich meiner Sinne. Laß einmal sehen, ob d Volk Recht hat. Dort in der Ecke des Saales steht mein Mundschenk, dein Soh Wenn ich ihn mit diesem Pfeile gerade ins Herz treffe, so mußt du gestehen, daß u die Perser verleumden; fehle ich, so will ich zugeben, daß sie die Wahrheit sprechen." D mit nahm Kambyses Bogen und Pfeil, zielte auf den Sohn des Höflings und traf ih richtig mitten ins Herz.

Ein anderes Beispiel von der Grausamkeit des Königs, welches Herodot erzählt, u vielleicht das einzige wahre, ist folgendes: Ein persischer Richter Namens Sisamnes ha sich zu einem ungerechten Urtheile bestechen lassen. Der Richter ward zur Strafe erdro seiner Leiche die Haut abgezogen und diese Haut wurde ausgespannt über dem Richterst auf welchem Oranes, der Sohn und Nachfolger des verurtheilten Richters, Recht zu spre hatte. Wahrlich, eine eindringliche Warnung für den Sohn und alle übrigen Richt

Der Grund, weshalb wir hier diese Fabeln erzählen, ist, daß sie allgemein bekan sind und uns in den Schulen als Geschichte vorgetragen wurden.

Nach dem Gesagten ist es unnütz, die Wahrheit oder Unwahrheit dieser Geschicht zu untersuchen. Eine Beschuldigung ist indessen wahr: Kambyses hatte vor seinem Au bruche nach Aegypten seinen Bruder Bardija umbringen lassen. Diese Thatsache wir durch seinen Nachfolger Dareios auf einer Inschrift bestätigt; in derselben heißt e „Kambudschija, der Sohn des Kurus, war von unserem Geschlechte, war vorher hi König. Dieser Kambudschija hatte einen Bruder, Bardija mit Namen, von gleichem Va und gleicher Mutter wie Kambudschija. Eines Tages tödtete Kambudschija jenen Bardija. A Kambudschija den Bardija getödtet, wußte das Volk nicht, daß Bardija getödtet war. D rauf zog Kambudschija gegen Aegypten. Als Kambudschija nach Aegypten gezogen wa wurde das Volk aufrührerisch, und die Lüge nahm zu, sowol in Persien als in Med und den übrigen Provinzen. Da war ein Mann, ein Magier, Gaumata mit Nam

von Pisijauvada aus lehnte er sich auf, vom Gebirge Arakadris, das dort ist. Es war im Monat Vijakhna, am vierzehnten Tage, als er sich auflehnte. Er log gegen die Leute: ich bin Bardija, Sohn des Kurus, Bruder des Kambudschija. Darauf wurde das ganze Reich aufrührerisch gegen Kambudschija; es trat zu jenem über, sowol Persien als Medien und die übrigen Provinzen. Er eignete sie sich an, er war König, er ergriff die Herrschaft. Im Monat Garmagada, am neunten Tage, da war es, da ergriff er die Herrschaft. Darauf starb Kambudschija, indem er sich selbst tödtete."

Diese Inschrift erzählt kurz und unzweifelhaft wahr die Geschichte. Die vierjährige Abwesenheit des Kambyses entfremdete ihn seinen Unterthanen. Beliebt wie Kyros war er bei den Persern nie; jenem gaben sie den Beinamen „Vater", diesem „Herr". Der Brudermord mag dem Könige Gewissensbisse verursacht und er versucht haben, sie mit Wein zu übertäuben. Jähzornig von Natur, mag er im Rausche es noch mehr gewesen sein und manche rasche That verübt haben; allein in Bezug auf sein Verfahren gegen die besiegten Aegypter kann man ihm nichts vorwerfen; er bestrebte sich im Geiste seines Vaters zu handeln.

Als Kambyses die Nachricht von dem Aufstande des Gaumata erhielt, der sich für Bardija ausgab, ernannte er einen Satrapen für Aegypten und wollte nach Persien eilen, den Betrüger zu entlarven. Das konnte er aber nur, wenn er sich als Brudermörder bekannte, und dann fragte es sich noch, ob man nicht glauben würde, daß er dies nur thue, um diesen Bruder zu verdrängen. Gewissensbisse über den veranlaßten Mord mögen dazu gekommen sein und ihn zu dem Entschlusse geführt haben, seinem Leben ein Ende zu machen. Herodot erzählt, daß er, als er zu Pferde stieg, sich mit seinem Dolche zufällig im Schenkel verwundete, „gerade an der Stelle, wo er den Apis getroffen hatte". Dieser Unglücksfall sei an einem Orte geschehen, „der Egbatana hieß, und als Kambyses dies erfuhr, wußte er, daß sein Schicksal erfüllt sei" (das ist des Geschichtschreibers Herodot Steckenpferd!); denn ein Orakel hatte ihm verkündet, daß er in Egbatana sterben werde, wobei er natürlich an seine medische Hauptstadt dachte. An dieser Wunde sei der König nach zwanzig Tagen gestorben.

Wir glauben mehr dem Dareios. Ehe er starb, gestand Kambyses den Brudermord den persischen Fürsten und forderte sie auf, gut zu machen, was er gefehlt habe. So starb Kambyses, nachdem er sieben Jahre und fünf Monate regiert hatte.

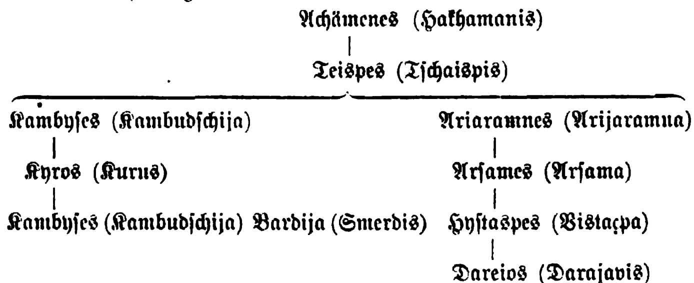
Der falsche Bardija (Smerdis). Die Geschichte vom „falschen Smerdis", wie sie Herodot erzählt, ist offenbar aus altpersischen oder medischen Gedichten in griechischer Weise zusammengestellt. Wir führen sie nur ganz in der Kürze an: Die vornehmen Perser glaubten nicht, daß das Geständniß des Kambyses auf Wahrheit beruhe, sondern nur aus Haß gegen den Bruder gemacht worden sei, und wurden in dieser Ansicht bestärkt dadurch, daß Prexaspes leugnete, den Mord begangen zu haben, weil er die Rache dafür fürchtete, daß er (wenn auch im Auftrage des Königs) einen Sohn des Kyros getödtet. Die persischen Fürsten hielten daher den Usurpator für den wirklichen Smerdis. Um sich bei dem Volke beliebt zu machen, habe dieser für drei Jahre die Abgaben erlassen.

Der Betrug sei endlich durch Otanes entdeckt worden. Die Tochter desselben sei des Kambyses Weib gewesen, und wie der ganze übrige Harem in den Besitz des Smerdis übergegangen. Otanes wollte wissen, ob der neue König der wahre Bruder des Kambyses sei, oder der ihm gleichnamige und ähnlich sehende Magier Smerdis, dem einst Kyros wegen eines Verbrechens hatte die Ohren abschneiden lassen. Durch die Tochter erfuhr Otanes, daß der König keine Ohren habe, also ein Betrüger sei; sie hatte dies, als sie bei demselben schlief, entdeckt.

Otanes habe darauf das Geheimniß fünf anderen vornehmen Persern mitgetheilt und auch dem Dareios, dem Sohne des Hystaspes, welcher Vorsteher von Persien war, der aber die Sache bereits wußte. Der Mord des Usurpators wurde beschlossen, da auch Gobryas, der Schwiegervater des Dareios, diesem darin beistimmte, daß man schnell

handeln und nicht viel vorsichtig bedenken müsse, wie Otanes wollte. Die sieben angesehenen Männer kamen leicht durch die Wachen des Palastes; allein die Verschnittenen an der Thür widerstanden und wurden niedergestoßen. Man drang in das königliche Gemach, wo der falsche Smerdis und der andere Magier, sein Gehülfe, sich befanden. Nach kurzem Kampfe wurde der Betrüger von Dareios getödtet. Man schnitt den Magiern die Köpfe ab, zeigte sie dem Volke, welches, empört über den gespielten Betrug, viele Magier ermordete." So weit Herodot.

Die Perserfürsten haben schwerlich an dem Geständnisse des Kambyses gezweifelt und wußten daher, daß der sich für dessen Bruder ausgebende Mann ein Betrüger war. Da dieser aber von den Persern und Medern für den richtigen Bardija gehalten wurde, so mußte man mit Behutsamkeit verfahren. Der Usurpator hielt sich in Medien auf, erstlich weil er dort im schlimmsten Falle mehr Unterstützung bei den Magiern fand, und dann auch, weil man in Persien den richtigen Bardija genau kannte. Hystaspes und Dareios waren aber die natürlichen Oberhäupter einer Verschwörung, denn Hystaspes war, da Kambyses weder einen Sohn noch eine Tochter hatte, unstreitig der Thronerbe, wie sich aus folgender Stammtafel ergiebt:



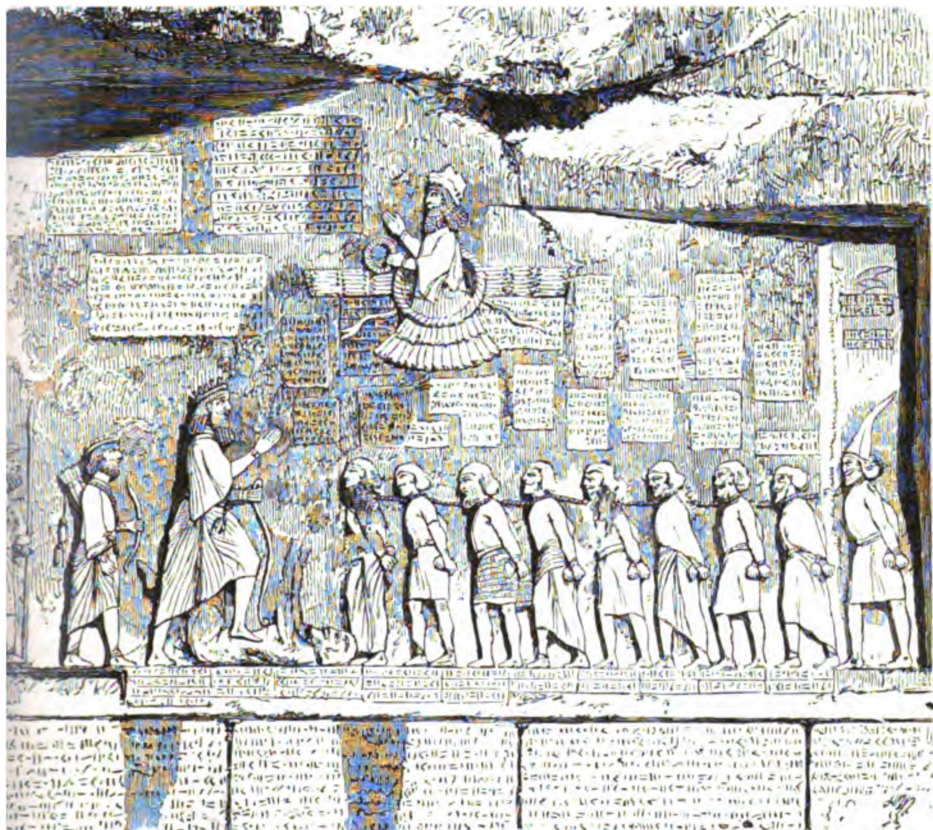
Ein offenes Auftreten gegen den Usurpator würde nur einen Krieg zwischen Medien und Persien erzeugt haben; war aber der angebliche Bruder des Kambyses beseitigt, so war es leicht, dem rechtmäßigen Erben Anerkennung zu verschaffen.

Wollte der falsche Bardija für einen Achämeniden gelten, so konnte er den sieben persischen Fürsten nicht die Vorrechte derselben verweigern. Dazu gehörte die ihnen zu tragen gestattete königliche Tiara und das Recht, zu jeder Zeit unangemeldet in den Palast des Königs zu gehen. Mißglückte die kühne That, so war allerdings das Leben der Verschwörer verloren; allein dann galt es noch immer, die Waffen entscheiden zu lassen und den rechtmäßigen Erben zum Throne zu verhelfen, denn Dareios hatte bereits drei Söhne von seiner Gemahlin, der Tochter des persischen Fürsten Gobryas.

Dareios selbst berichtet den Hergang der Sache in einer Inschrift wie folgt:

„Mein Vater war Vistaçpa, des Vistaçpa Vater Arsama, des Arsama Vater Arijaramna, der Vater des Arijaramna Tschaispis, des Tschaispis Vater Hakhamanis (siehe oben). Von Alters her waren wir Könige. Dieser Gaumata log. Er sprach: Ich bin Bardija, der Sohn des Kurus, ich bin König. Es war Niemand, weder ein Perser, noch ein Meder, noch einer von unserm Geschlecht, der dem Gaumata, dem Magier, die Herrschaft entrissen hätte. Das Volk fürchtete ihn wegen seiner Härte: er möchte viele Leute tödten, die den Bardija gekannt hatten, damit man nicht erkenne, daß er nicht Bardija, der Sohn des Kurus, sei. Niemand wagte etwas gegen Gaumata, den Magier, zu unternehmen, bis ich kam. Danach rief ich Auramazda um Hülfe an; Auramazda gewährte mir Beistand. Es ist eine Burg, Çikathauvatis mit Namen, in der Landschaft Niçaja in Medien, dort tödtete ich mit ergebenen Männern jenen Gaumata, den Magier, und Die, welche seine vornehmsten Anhänger waren. Im Monat Bagajadis, am zehnten Tage, da war es. Ich tödtete ihn, ich nahm ihm die Herrschaft ab. Durch die Gnade Auramazda's wurde ich

König, Auramazda übergab mir das Reich. Die Herrschaft, die unserm Stamm entrissen war, stellte ich wieder her. Was hinweggebracht war, brachte ich wieder herbei, wie es früher war. Durch die Gnade Auramazda's habe ich das gethan. Ich habe gearbeitet, bis ich dieses unser Geschlecht wieder an seinen Platz gestellt hatte. Wie es früher war, als Gaumata, der Magier, unser Geschlecht noch nicht beraubt hatte, so bewirkte ich es wieder.



Inschrift von Bisutun. Der falsche Smerdis vor Dareios I.

„Dies sind die Männer, welche damals dort waren, als ich Gaumata, den Magier, der sich Bardija nannte, tödtete; damals halfen diese Männer mir als meine Anhänger: Vindafrana (Herodot nennt ihn Jetaphernes), der Sohn des Vajaspara, ein Perser; Utana (Otanes), der Sohn des Thukhra, ein Perser; Gaubaruva (Gobryas), der Sohn des Mardunija, ein Perser; Vidarna (Hydarnes), der Sohn des Bagabigna, ein Perser; Bagabukhsa (Megabyzos), der Sohn des Daduhja, ein Perser; Ardumanis, der Sohn des Vachuka, ein Perser."

So endete die Herrschaft des Gaumata, neun Monate nach seinem Aufstande und sieben nach dem Tode des Kambyses im Jahre 522 v. Chr.

Dareios I. (521—485 v. Chr.) Der Vater des Dareios, Hystaspes, welcher der eigentliche Thronerbe war, folgte wahrscheinlich dem Beispiele, welches ihm der Vater des Kyros gegeben hatte, und überließ seinem jungen und kräftigen Sohne den Thron. Er selbst nahm noch unter der Regierung dieses Sohnes eine bedeutende Stellung ein und zeichnete sich in derselben auch ganz besonders aus.

Herodot und andere griechische Geschichtschreiber lassen Dareios nicht so ohne Umstände auf den Thron gelangen. Nach langen Debatten zwischen den sieben Fürsten

Persiens über die Verfassung (Debatten, welche offenbar Erfindung sind) seien dieselben übereingekommen, Denjenigen unter ihnen zum König zu wählen, dessen Pferd am andern Morgen in der Vorstadt beim Aufgange der Sonne zuerst wiehern werde. Der Stallmeister des Dareios habe nun folgende List gebraucht. Am Abend vor dem Entscheidungsmorgen habe er am Eingange der Vorstadt den Hengst des Dareios zu einer Stute geführt. Als die Fürsten am andern Morgen der aufgehenden Sonne entgegen ritten und an die Stelle kamen, wo der Hengst am Abend zu der Stute geführt war, begann derselbe laut zu wiehern. Herodot läßt auch noch Zeus mitreden, denn in demselben Augenblicke, sagt er, donnerte und blitzte es. Die Fürsten sprangen sogleich von den Pferden und begrüßten den Dareios als ihren König.

Als Dareios die Regierung antrat, war er 36 Jahre alt. Daß er ein entschlossener kräftiger Mann, hatte er bewiesen, und das Persische Reich bedurfte eines solchen. Während der langen Abwesenheit des Kambyses hatten sich die Satrapen wahrscheinlich allerlei Bedrückungen erlaubt, da sie Niemand kontrolirte; und Gaumata hatte sich während seiner kurzen Regierung durch Erlaß aller Steuern und milde Behandlung sehr beliebt gemacht. Mit dem neuen Herrscher aus dem Hause der Achämeniden war aber zu erwarten, daß die alte Ordnung wieder hergestellt würde, und man war mit dem Wechsel weder in Susa, noch in Babylon, noch in Medien sehr zufrieden; kurz überall gährte es.

Auch die persischen Fürsten, welche dem Dareios auf den Thron geholfen und Theil an der Ermordung des Gaumata gehabt hatten, gründeten, scheint es, darauf Ansprüche, welche sich mit dem Ansehen des Königs nicht vertrugen. Der Eine derselben, Vindafrana (Jetaphernes), der bei jener Gelegenheit im Kampfe ein Auge eingebüßt hatte, mochte denken, daß er sich deshalb mehr herausnehmen könne als ein Anderer. Als er einst mit Dareios zu sprechen hatte, wollte man ihn nicht einlassen, weil der König bei einem Weibe sei. Der Fürst glaubte es nicht, sondern meinte, man wolle ihm nur die ihm rechtmäßig zukommende Ehre vorenthalten, und wurde wüthend. Er hieb dem Thürsteher und Anmelder Nase und Ohren ab, reihte sie auf seinen Zaum und hing sie als Zierrath seinem Pferde um den Hals.

Als Dareios erkundet hatte, daß die anderen Fürsten bei dieser Beleidigung des Königs nicht mit betheiligt waren, beschloß er zu zeigen, daß er die Geringschätzung der königlichen Würde an Jedem zu rächen wisse. Vindafrana mit seiner ganzen Familie wurde verhaftet und hingerichtet. Der Gattin des Vindafrana gelang es indessen, ihren Bruder und ihren ältesten Sohn frei zu bitten.

Der Satrap von Kleinasien Orontes hatte sich große Eigenmächtigkeiten erlaubt. Um Samos zu gewinnen, hatte er den Polykrates nach Magnesia gelockt und dort kreuzigen lassen. Er erklärte sich für Gaumata und mißhandelte den Boten des Dareios. Ein Krieg war mißlich; das Beispiel Kleinasiens konnte ansteckend wirken. Dareios zog daher einen andern Weg vor. Er verurtheilte Orontes zum Tode und forderte Freiwillige auf, das Urtheil zu vollstrecken. Es meldeten sich dreißig. Das Los traf Bagäos, den Sohn des Orontes. Er handelte kühn und entschlossen. Als er sah, daß die persische Besatzung der Burg von Sardes dem Könige Dareios Ehrfurcht zollte, las er ihr das Schreiben des Königs vor, welches befahl, Orontes zu tödten, worauf dieser Befehl sogleich von der Besatzung vollzogen wurde.

Susiana war die erste Provinz, welche sich unter der Führung eines Mannes Namens Atrina empörte, und diesem Beispiele folgte sehr bald Babylon (520). Der Anführer des Aufstandes war ein Babylonier Naditabira, welcher sagte, er sei Nabukadratschara (Nabukudurussur), Sohn des Nabunita (Nabonetes). Der Aufstand in Susiana wurde unterdrückt und Atrina hingerichtet; allein Babylon ward nicht so leicht bezwungen.

Den Gang der Begebenheiten erfahren wir am besten in der Kürze durch die Inschrift des Dareios, die wir schon mehrmals angeführt haben, und die uns zuverlässiger

scheint als jede griechische Nachricht; denn Lügen war bei den Persern eines der verabscheuungswürdigsten Verbrechen, und wir können nicht annehmen, daß ihr König in Stein gelogen haben sollte! Die Inschriften assyrischer Könige mochten es mit der Wahrheit nicht so buchstäblich nehmen, wenigstens gefallen sie sich in pomphaftem Selbstlob und offenbaren Uebertreibungen, während die des Dareios durch ihre Einfachheit sich auszeichnen. Es heißt darin also: „Darauf zog ich nach Babylonien gegen jenen Naditabira, der sich Nabukadratschara nannte. Das Heer des Naditabira hielt den Tigris, dort stellte es sich auf mit Schiffen; die Gesammtmacht hielt den Tigris besetzt. Auramazda brachte mir Beistand; durch die Gnade Auramazda's setzte ich über den Tigris, dort schlug ich das Heer des Naditabira sehr. Am 27. des Monats Atrijadija (am 26. des Monats Kislev) da war es, da lieferten wir die Schlacht. Nunmehr zog ich gegen Babylon. Als ich gegen Babylon herankam, da ist eine Stadt mit Namen Zazana am Euphrat, dorthin war dieser Naditabira, der sich Nabukadratschara nannte, mit dem Heere gegangen, mir eine Schlacht zu liefern. Nunmehr lieferten wir die Schlacht. Auramazda brachte mir Beistand, durch die Gnade Auramazda's schlug ich das Heer des Naditabira sehr. Der Feind wurde in das Wasser getrieben, das Wasser riß ihn fort, am zweiten Tage des Monats Anamaka, da lieferten wir die Schlacht. Hierauf ging Naditabira mit seinen getreuen Kriegern (mit wenigen Leuten) nach Babylon, dann ging ich nach Babylon. Durch die Gnade Auramazda's nahm ich Babylon ein und jenen Naditabira gefangen. Hierauf tödtete ich jenen Naditabira zu Babylon. Während ich in Babylonien war, wurden von mir abtrünnig diese Provinzen: „Persien, Susiana, Medien, Assyrien, Armenien, Parthien, Margiana, die Sattagyden, die Saken."


Persischer König auf seinem Thron. Relief aus dem Thronsaal des Dareios.

Herodot erzählt uns auch von dieser Belagerung und Einnahme von Babylon eine Geschichte, in der, wie gewöhnlich, Wahrheit reichlich mit Dichtung gemischt sein wird. Babylon habe sich schon seit langer Zeit zum Aufstand vorbereitet. Unter diesen Vorbereitungen zur Vertheidigung finden wir auch die barbarische Maßregel, durch welche zur Ersparung der Lebensmittel sämmtliche Weiber, Kinder und Greise umgebracht wurden. Nur ein Weib oder eine Magd zur Besorgung des Hauswesens blieb in jeder Familie verschont. Man hatte sich zu einem Kampfe auf Leben und Tod gerüstet.

Ein ganzes Jahr und sieben Monate, heißt es, habe Dareios bereits vor Babylon gelegen und noch keine Fortschritte gemacht, als ein treuer Diener durch seine unerhörte Aufopferung ihm zur Einnahme der Stadt verhalf.

Zopyros, ein Sohn des Megabyzos, hatte infolge eines Zufalles, der ihm eine Mahnung des Himmels schien, den Entschluß gefaßt, sich für die Einnahme von Babylon zu opfern. Die Babylonier hatten nämlich den Persern spottend zugerufen: „Was liegt

ihr hier, ihr Perser? Geht nach Hause, denn Babylon werdet ihr nur einnehmen, wenn einmal die Maulesel gebären!" Als nun bald darauf eine Mauleselin des Zopyros wirklich ein Junges bekam, sah dieser darin eine Aufforderung für sich, für die Einnahme der belagerten Stadt zu wirken, und führte folgenden Plan aus:

Er schor sich nach Sklavenart sein Haupt kahl, schnitt sich Ohren und Nase ab und geißelte sich den Rücken blutig. In diesem Zustande ging er zu Dareios und entdeckte diesem sein Vorhaben. Er wollte nämlich nach Babylon fliehen, dort vorgeben, Dareios habe ihn also gemißhandelt, durch die heftigsten Reden gegen diesen das Vertrauen der Babylonier erwerben und es so weit bringen, daß man ihm einen Theil des Heeres übergebe. Dann wollte er mit diesem drei Ausfälle gegen Dareios machen, und der König solle ihm dabei die schlechtesten Truppen entgegenstellen, damit Zopyros sie ohne Mühe schlagen könne. Dann, wenn er dadurch das volle Vertrauen der Babylonier erworben, werde er dem Dareios die Thore öffnen.

Der Plan gelang vollständig. Dareios nahm Babylon ein; aber der Preis, um welchen er den Sieg erkauft, schien dem Könige fast zu groß und wehmüthig rief er nach der Einnahme aus: „Ich wollte zehn Babylons opfern, wenn ich dadurch dem edlen Zopyros die verlorenen Glieder wieder geben könnte!"

Um diesen für das gebrachte Opfer einigermaßen zu entschädigen, gab ihm Dareios die Statthalterschaft von Babylon und alle Einkünfte der Provinz für die ganze Zeit seines Lebens.

Der falsche Nebukadnezar wurde mit 3000 angesehenen Babyloniern gepfählt. Die Mauern und die Thore der Stadt wurden niedergerissen, sonst aber dieselbe den Babyloniern wiedergegeben. Da sie keine Weiber hatten, so gab Dareios den benachbarten Völkern auf, jedes eine Anzahl Weiber, im Ganzen 50,000, nach Babylon zu schicken.

Daß sich Zopyros bei der Belagerung ausgezeichnet haben muß, geht wol aus der ihm ertheilten Belohnung hervor, die er noch unter des Dareios' Nachfolger Xerxes behielt, bis er in einem zweiten Aufstande der Babylonier das Leben verlor.

Daß auch die Belagerung lange dauerte, geht schon aus der oben erwähnten Inschrift hervor, denn während derselben fielen alle genannten Provinzen ab. Persien war in der höchsten Gefahr zu zerfallen, und es ist nicht so unwahrscheinlich, daß diese Gefahr einem edlen Perser den Gedanken einer Aufopferung eingegeben haben könne, wie ihn Zopyros nach Herodot ausführte. Das aus Medern und Persern bestehende Heer blieb dem Dareios treu, während sich ihre Länder empörten. In Medien, Armenien und Assyrien erkannte man einen Fravartis (Phraortes) als König an, der von Uvakhschathra (Kyaxares) abstammen wollte und als König den Namen Khschatrita annahm.

In Elam hatte man abermals einen Perser Namens Martija zum Könige gemacht, unter dem Namen Ummar (oder Imani), und in Persien trat wieder ein Pseudo-Bardija auf. Genüge es zu sagen, daß alle diese Aufstände durch Dareios selbst oder seine Feldherrn besiegt wurden. In der Inschrift lesen wir: „Nachdem die Könige abtrünnig geworden, da lieferte ich 19 Schlachten; neun Könige nahm ich gefangen: den Gaumata, den Atrina, den Naditabira, den Martija, den Farvartis, den Tsihitratakhma, den Frada, den Vahzagdata, den Arakha." Dieser Arakha stand an der Spitze eines neuen Aufstandes in Babylonien und gab sich ebenfalls für einen Sohn des Nabonetes aus. Zugleich mit den Babyloniern hatten sich auch die Elamiten wieder empört.

Endlich, 518 v. Chr., war Dareios I. wieder wirklicher König des Reiches. Er hatte es sich neu erobern müssen. Zum Gedächtniß an diese schwere Zeit und seinen Sieg ließ er im Choaspesthale in Medien ein großes Stück einer ungeheuren Felswand glätten und poliren und ein Relief mit Inschriften in Keilschrift einhauen. Am Fuß des Felsens, wo eine Quelle sprudelt, ließ er ein „Paradies", das heißt einen schönen Garten anlegen, welcher 12 Stadien im Umfange hatte.

Das Relief zeigt den König Dareios mit einem Gewande, welches vorn über die Kniee herunter bis auf die halbe Wade reicht. Auf dem Kopf mit langem Haar trägt er einen einfachen Reif mit Zinken, an den Armen Ringe, und sein Bart ist wohl gekräuselt. Hinter ihm steht ein Bogen- und ein Lanzenträger. Mit dem rechten Fuß tritt der König auf einen am Boden liegenden Mann, den die Unterschrift als den Betrüger und Lügner Gaumata kennzeichnet. Dem Dareios gegenüber stehen hinter einander neun baarhäuptige gebundene Könige in verschiedenen Trachten; der eine hat eine spitze Mütze auf. Unter ihnen stehen ihre Namen.

Ueber dem ganzen Bilde schwebt Auramazda, ein ernster Greis mit langem Haar und Bart, sichtbar bis an die Kniee und in einem geflügelten Ringe. Am Schluß der Inschrift heißt es: „Was ich gethan habe, habe ich durch Auramazda's Gnade gethan. Auramazda brachte mir Beistand und die anderen Götter, welche es giebt, weil ich nicht feindselig, weil ich kein Lügner und nicht übermüthig war. Du, der du diese Inschrift lesen wirst, möge sie dir, was ich gethan habe, verkünden. Halte es nicht für eine Lüge. Diese Länder, welche mir abtrünnig wurden, die Lüge hat sie abtrünnig gemacht. Du, der du nachher König sein wirst, wahre dich sehr vor der Lüge. Den Menschen, der Lügner sein wird, den strafe streng, wenn du denkst: mein Land soll unversehrt sein. Du, der du nachher diese Tafel siehest, zerstöre sie nicht. Bewahrst du sie, so lange du lebst, so möge Auramazda dir günstig, dein Geschlecht möge zahlreich sein, du lange leben, und Auramazda möge gelingen lassen, was du unternimmst. Zerstörst du diese Tafel, so möge Auramazda dich schlagen, dein Geschlecht zu Grunde gehen, und was du thust, das möge Auramazda vereiteln."

Nachdem nun Dareios die verschiedenen Empörungen besiegt hatte, theilte er sein ungeheures Reich in Satrapien und regelte die Verwaltung, wovon wir in der Kulturgeschichte Näheres berichten werden. Ueber diese Anordnungen gingen mehrere Jahre hin, und wenn es auch in dem ungeheuern Reiche nie an Krieg fehlte, so dachte doch Dareios erst ungefähr zwischen den Jahren 515 und 512 daran, sein Reich noch weiter auszudehnen. Wir haben gesehen, daß es schon unter Kyros bis an den Indos reichte. Das Pendschab lag einladend vor ihm da. Er nahm das Land ein, vereinigte es mit seinem Reiche und sandte Kundschafter aus, um die Gebiete weiter südlich untersuchen zu lassen. Warum er nicht weiter nach dem Ganges vordrang, wissen wir nicht.

Es wurde in Peukehla eine Flotte gebaut und unter dem Befehl eines Griechen, Skylax aus Karyanda in Karien, fuhr dieselbe den Indos hinunter bis zur Mündung; man unterwarf auf dieser Fahrt die dem Ufer nahe wohnenden Stämme. Im Meer angekommen, segelte die Flotte nach Westen, umschiffte Arabien und kam nach 30 Monaten an der Nordwestspitze des Arabischen Meerbusens bei Heroonpolis an. Die Erfahrungen dieser Expedition benutzend, unterwarf Dareios das nördliche Indien vom rechten Ufer des Indos an bis zu der Region des Himalaja.

Was Dareios bewog, den Osten fallen zu lassen und seine eroberungssüchtigen Augen nach Norden und Westen zu richten, wissen wir nicht. Zuerst ließ er den Otanes die Insel Samos einnehmen, wo ein Freund des von dem Satrapen von Lydien beseitigten Polykrates herrschte. Dieser mußte sich ergeben; allein sein thörichter Bruder beging eine Verrätherei gegen die auf den Vertrag bauenden Perser, und Otanes, wüthend darüber, ließ die Stadt verbrennen, wobei auch der Tempel der Hera, nach dem zu Ephesos das größte Bauwerk der Hellenen, sehr beschädigt wurde. Die Herrschaft über Samos erhielt Syloson, ein Bruder des Polykrates, von Letzterem verbannt; er hatte einst in Aegypten dem jungen Prinzen Dareios einen rothen Mantel geschenkt, welchen derselbe ihm erst abkaufen wollte. Dieser Dienst, an welchen er den mächtigen König der Könige zu erinnern wußte, trug ihm die Herrschaft ein. Es mag dies schon vor dem indischen Zuge gewesen sein. Es ist sehr schwierig, die Reihenfolge der Thaten des Königs zu bestimmen.

Mag sein, daß es Dareios reizte, die Völker zu unterwerfen, welche der große Kyros nicht hatte unterwerfen können, oder vielleicht bewog ihn auch dazu das Verlangen, sein Reich nach Norden hin besser zu sichern. Er beschloß einen Feldzug gegen die Skythen.

Waren diese besiegt, dann konnte er mit mehr Sicherheit seinen Plan gegen Europa verfolgen. Zunächst sandte er den Satrapen von Kappadokien aus, um die Nordküste des Schwarzen Meeres etwas genauer zu untersuchen. Dieser brachte eine Anzahl Gefangene mit, welche Auskunft über die Beschaffenheit des nördlich gelegenen Landes und der Völker dort geben mußten.

Skythen. Welche Landstrecken die alten Völker unter dem Namen Skythien begriffen, haben wir schon früher angedeutet. Wie alle die unbekannten Länder südlich von Aegypten Aethiopien genannt wurden, so hießen diejenigen, welche sich nördlich von Mittelasien und zwischen dem Pontos Euxeinos und dem Kaspischen Meere nach Norden erstreckten, im Allgemeinen Skythien, und die dort wohnenden wilden und kriegerischen Völkerstämme Skythen. Die Zahl dieser Völkerstämme war außerordentlich groß, und die geopraphische Lage ihrer Wohnplätze so unbestimmt, daß wir uns damit begnügen, nur einige der vorzüglicheren Skythenstämme namentlich aufzuführen:

Die Kallipiden und Alazoner, zunächst dem Borysthenes (dem heutigen Dnjeprfluß) wohnend, trieben neben der Viehzucht auch einigen Ackerbau.

Die ackerbauenden Skythen, nördlich von den vorigen, scheinen, wie ihr Name andeutet, sich ausschließlich mit Feldbau beschäftigt zu haben.

Die Androphagen (Menschenfresser) bewohnten die nordöstlichsten Gegenden vom Borysthenes und zeichneten sich durch Rohheit und Wildheit vor allen übrigen skythischen Völkern aus.

Die Wanderskythen, nördlich von der Halbinsel Tauros, galten als ein wildes Nomadenvolk, das weder pflügte noch säete.

Die königlichen Skythen, die Gegenden am Tanaïs (dem heutigen Donfluß) bewohnend, bildeten den angesehensten und zahlreichsten Skythenstamm. Sie betrachteten alle übrigen Stämme als ihnen untergeben und dienstbar.

Schon oft hatten sich die Skythen in verheerenden Zügen über Klein- und Mittelasien ergossen, wovon wir in der früheren Erzählung bereits Kunde gegeben. Diese Streifereien, verbunden mit dem jetzt Angeführten, lassen uns die Skythen als ein durchaus rohes, wildes und kriegslustiges Volk erscheinen, bei dem keine Art Kultur Eingang finden konnte. Selbst die Religion desselben scheint sich hauptsächlich auf die rohe Verehrung eines Kriegsgottes beschränkt zu haben, dem man in jedem Gau eine Art Altar errichtete. Man warf nämlich eine Menge Reisbündel zusammen, daß sie einen viereckigen, auf drei Seiten steilen, auf der vierten aber schrägen Haufen bildeten, und steckte auf die obere ebene Fläche desselben ein altes eisernes Schwert als Sinnbild des Kriegsgottes auf. Diesem eigenthümlichen Götzen brachte man alljährlich Opfer von Vieh, besonders waren Pferde hierzu bestimmt.

Die Sitten der Skythen entsprachen natürlich ihrem wilden Kriegerleben. Feinde zu erschlagen, war ihr einziger Lebenszweck, und die Zahl der Erschlagenen war der Maßstab für Ehre, Ansehn und Würde. Der hundertste Mann aller Gefangenen wurde geopfert. Wer sich der Gefangenschaft widersetzte, wurde niedergehauen, und sein der Haut beraubter Schädel mußte entweder als Trinkgeschirr oder als Zierrath für das Zaumzeug des Siegers dienen. Wenn ein Skythe den ersten Feind erlegte, so mußte er von dessen Blute trinken. Alle Köpfe, welche die Krieger den getödteten Feinden abgeschlagen hatten, mußten dem Könige überbracht werden, und nach der Zahl der von Jedem überbrachten Schädel wurde sein Antheil an der Beute bestimmt. Wer nur einen Kopf überbrachte, blieb ausgeschlossen von der Theilung. Alljährlich wurde ein Fest gefeiert, an welchem alle Skythen eines Gaues Theil nahmen; aber nur Diejenigen, welche einen Feind erschlagen

hatten, genossen die Ehre, aus dem Weinkruge zu trinken, welchen der Vorsteher des Gaues spendete; die übrigen mußten, jeder Ehrenbezeigung ledig, bei Seite sitzen.

Eine eigene Förmlichkeit beobachtete das Volk bei der Abschließung eines Bündnisses. Jeder der Verbündeten ritzte sich die Haut auf, ließ einige Tropfen seines Blutes in einen gemeinschaftlichen Napf mit Wein fließen, tauchte sein Schwert in diese Mischung und trank hierauf davon unter Hersagung gewisser Gebetformeln. Damit war das Bündniß besiegelt.

Den eigenthümlichsten und zugleich rohesten Gebrauch, eine abscheulichere Barbarei, als die Wittwenverbrennung der Inder, finden wir bei dem Begräbnisse der skythischen Könige. Der Gestorbene wurde einbalsamirt und mit Wachs überzogen. Die Leiche wurde sodann durch alle Gauen, über die der Verstorbene geherrscht hatte, umher geführt, und Jeder, welcher den Trauerzug sah, mußte sich Stirn und Nase zerfleischen und einen Pfeil durch die linke Hand stoßen. Alsdann wurde der Leichnam begraben, und mit ihm zugleich auch eine der Frauen, der Mundschenk, der Koch, der Stallmeister und die übrigen nächsten Diener des gestorbenen Königs. Aber an diesen Opfern war es der königlichen Leiche nicht genug. Ein Jahr nachher wurden noch fünfzig der besten Diener des Königs und fünfzig seiner schönsten Pferde erdrosselt, um — ausgestopft zu werden und als Reiterstatuen im Kreise das Grab des Verstorbenen zu umstehen.



Skythen.

Zu diesem Kriegszuge gegen die Skythen bestimmte Dareios eine Landarmee von 700,000 Mann, die ionischen Städte und Inseln aber mußten 600 Dreiruderer liefern, deren Besatzung gegen 120,000 Mann betrug, von den Fürsten selbst oder deren Söhnen befehligt, da Dareios sich ebenfalls an die Spitze seiner Armee gestellt hatte.

Die Baumeister von Samos waren berühmt, und **Mandrokles** übernahm es, den Bosporos zu überbrücken. Die gegen tausend Schritt lange Schiffbrücke gelang vollkommen, und die Armee, die gewiß mit dem Troß eine Million zählte, betrat den europäischen Boden. Das Jahr läßt sich schwer bestimmen. Wir finden 513, aber auch 508 v. Chr. angegeben. Die Flotte mußte in den Ister (Donau) einlaufen und dort eine Brücke schlagen, während das Landheer durch Thrakien über den Balkan ging. Die Völker und Städte auf dem Wege unterwarfen sich der ungeheuern Macht, nur das Volk der Geten zwischen Balkan und Donau leistete Widerstand.

Der ganze Feldzug des Dareios, wie ihn Herodot erzählt, der jemalig die Sagen der betheiligten Völker wiederholt, wimmelt von solchen Unwahrscheinlichkeiten und taktischen Unmöglichkeiten, daß wir darüber hinweggehen und nur das anführen wollen, was sich mit einiger Sicherheit sagen läßt.

Als Dareios die Donau überschritten hatte, soll er den Befehl gegeben haben, daß die Brücke abgebrochen werde und die Flotte nach Hause segeln solle, wenn er in sechzig Tagen nicht zurückgekehrt sei. Die Skythen hielten es nicht für zweckmäßig, Stand zu halten; sie wichen überall zurück, nahmen ihr Vieh mit, verdarben die Brunnen und

verwüsteten das Land. Dareios drang weit in das heutige Rußland ein; daß er aber wie Herodot behauptet, bis an die Wolga gekommen, ist wahrscheinlich nur Sage.

Das Weichen der Skythen verleitete den König Anfangs zu dem Glauben, sie würden sich einer Aufforderung zur Unterwerfung sogleich fügen. Er sandte ihnen deshalb einen Boten mit dem Ansinnen, ihm zum Zeichen ihrer Unterwerfung unter das persische Scepter Erde und Wasser zu übersenden. Der Skythenkönig lachte über die Aufforderung, versprach andere Geschenke für den Dareios und übersandte ihm auch wirklich einen Vogel, eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile. Der Perserkönig deutete diese Zeichen auf die Bereitwilligkeit der Skythen, sich ihm zu unterwerfen; allein Gobryas legte den Sinn dieser Sendung dahin aus: „Wenn ihr Perser nicht Vögel werdet und in die Wolken flieget, oder nicht Mäuse werdet und in die Erde kriecht, oder nicht Frösche werdet und in die Sümpfe springt, so werdet ihr von diesen Pfeilen erlegt werden!“

Dareios sah ein, daß dieser Sinn der skythischen Geschenke wol der richtige sei und ließ sein Heer umkehren.

Glücklicherweise fand er die Brücke über den Ister noch nicht abgebrochen. Zwar waren die 60 Tage bereits vorüber und die Skythen, deren Reiter auf anderen Wegen vor Dareios an die Brücke gekommen waren, hatten die Jonier zu überreden gesucht, die Brücke abzubrechen, damit die Perser vernichtet und die Jonier frei werden könnten; allein die Ueberredungskunst des Unterstatthalters von Milet, Histiäos, erhielt dem Dareios diese jetzt so wichtige Brücke, indem er den übrigen Unterstatthaltern auseinander setzte, daß sie alle nur unter persischem Schutze in ihren Städten herrschten, und daß diese Herrlichkeit sogleich ein Ende haben würde, sobald die Jonier sich befreiten und die Republik einführten. Die von Kyros beobachtete Politik trug hier ihre Früchte.

Nachdem Dareios die Brücke passirt hatte, zog er geradeswegs heimwärts. Indessen ließ er noch ein Heer von 80,000 Mann unter dem Feldherrn Megabyzos in Thrakien zurück mit dem Auftrage, dies Land sowie das benachbarte Makedonien den persischen Waffen zu unterwerfen. Megabyzos war ganz der Mann für die Lösung einer solchen Aufgabe. Er wurde von Dareios vor allen anderen Persern geschätzt und ausgezeichnet, was folgende Anekdote beweist:

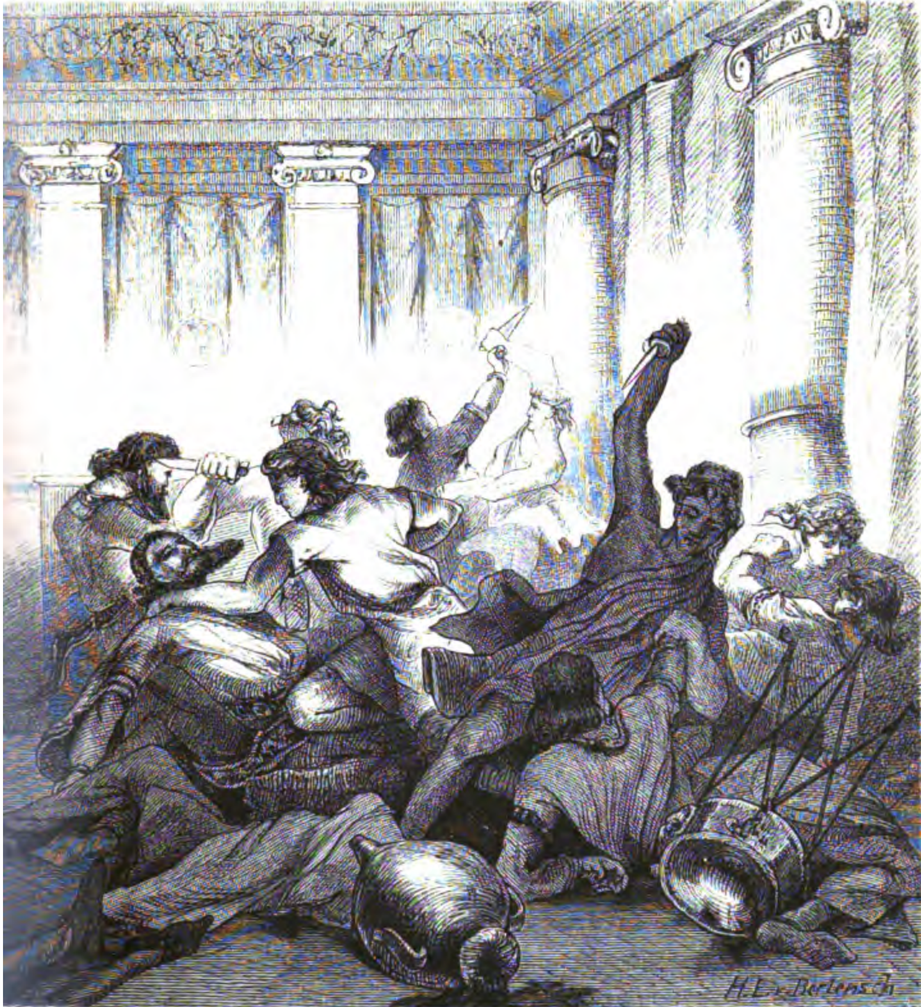
Als Dareios einst Granatäpfel aß und den ersten derselben öffnete, fragte ihn sein Bruder: welches Ding er wol so viel mal haben möchte, wie der Granatapfel Kerne enthielt. Dareios antwortete: „So viele Megabyzos! Das würde mir lieber sein, als wenn mir ganz Hellas unterthan wäre!“

Das große Thrakien beugte sich dem persischen Scepter; und obgleich die Gesandten, welche Megabyzos zu dem Könige Amyntas von Makedonien abgeschickt hatte, um Erde und Wasser von ihm zu begehren, dort umgebracht wurden, so folgte doch Makedonien dem Beispiele der Unterwerfung.

Die Gesandtschaft nach Makedonien hatte aus sieben vornehmen Persern bestanden. Der furchtsame Amyntas hatte sie an seinem Hofe mit aller Auszeichnung aufgenommen, aber sein Sohn Alexander schien sie als Unterjocher zu hassen, und er war es auch, durch dessen meuchelmörderische Pläne sie ihren Untergang fanden.

Als nämlich die Gesandten eines Abends beim üppigen Mahle saßen und die Macht des Weines empfanden, verlangten sie die Gesellschaft der Frauen des Hofes. Amyntas gewährte den Wunsch, obgleich dieser gegen die Sitte des Landes verstieß. Die Frauen kamen, nahmen den persischen Gesandten gegenüber Platz, wurden aber von den Wein- und Liebeberauschten sehr bald den zudringlichsten Liebkosungen ausgesetzt. Dies empörte den jungen Alexander, und in seinem Kopfe stieg der Plan auf, den Zustand der Gesandten zu ihrem Verderben zu benutzen. Er wußte seinen ängstlichen Vater zu entfernen, und wandte sich alsdann zu den Trunkenen mit den Worten: „Diese Weiber, ihr Perser, werden euch ganz zu Diensten sein, sobald sie sich erst gebadet haben. Dies erlaubt

hnen, und wenn sie wieder zurückkehren, werden sie sich eurer Liebe überlassen." — Die Perser waren mit dem Vorschlage zufrieden, und die Weiber entfernten sich. Alexander sammelte nun schnell eine Anzahl ganz junger Männer, versah sie mit Dolchen, kleidete sie in weibliche Gewänder und führte sie so den berauschten Persern zu. Diese ahnten in ihrer Trunkenheit nichts von dem Betruge und überließen sich dem Ausbruche ihrer Zärtlichkeit.



Persische Gesandte, überfallen von den Makedoniern in Weiberkleidern.

Aber kaum hatte jeder Perser sein vermeintes Liebchen im Arm, als er, von dem Dolche desselben getroffen, todt zur Erde fiel. Die Dienerschaft der Gesandten theilte darauf das Los ihrer Herren; von der ganzen persischen Gesandtschaft blieb Niemand am Leben. Durch Bestechung gelang es, den Gesandtenmord vor Dareios geheim zu halten.

Am Hofe des Polykrates hatte ein geschickter Arzt aus Kroton, Namens Demokedes, sich ärztlichen Ruf erworben. Als Orontes den Polykrates ermordete, behielt er den Arzt im Gefängniß in Sardes. Dareios hatte sich einst den Fuß verrenkt und die ägyptischen Aerzte verschlimmerten das Uebel. Er ließ den Griechen holen; dieser heilte ihn bald und später auch die Königin Atossa von einem Brustgeschwür, so daß er in hohe Gunst kam.

Er sehnte sich aber nach seiner Heimat und flößte Atossa den Wunsch ein; von hellenischen Frauen bedient zu werden. Sie bewog Dareios, auf einen Feldzug gegen Griechenland zu denken und sandte fünfzehn edle Perser mit Demokedes ab, welche die Küste von Hellas ausforschten. Demokedes entwich nach Kroton, aber die Perser kamen, nach allerlei Abenteuern in Unteritalien, zurück nach Asien und erstatteten Bericht.

Die Griechen sollten dem Dareios bald noch eine bessere Ursache zum Kriege liefern, als es das Gelüst der Königin nach griechischen Sklavinnen war, und diese Veranlassung war der *Aufstand der Jonier* (504 v. Chr.), der die ganze Aufmerksamkeit des Perserkönigs in Anspruch nahm.

Anstifter des Aufstandes waren der uns schon bekannte *Histiäos* von Milet und dessen Schwiegersohn und Stellvertreter in der Unterstatthalterschaft jener Kolonie, *Aristagoras*. Beide hatten einen Grund zur persönlichen Unzufriedenheit mit dem persischen Scepter; Beide fanden Mittel, sich mit einander zu verständigen, und das Werk wurde nun mit gemeinschaftlichem Eifer betrieben.

Für den Dienst, welchen Histiäos dem Dareios durch Erhaltung der Isterbrücke geleistet, hatte dieser ihm eine Gnadenbezeigung versprochen. Histiäos erbat sich einen thrakischen Landstrich am Flusse Strymon, wo er eine ihm zugehörende Stadt erbauen wollte. Dareios gewährte die Bitte. Als ihm aber Megabyzos vorstellte, wie gefährlich es für das Persische Reich werden könne, wenn jener Grieche die Mündung des bedeutenden Flusses beherrsche und sich eine eigene Seemacht bilde, da gereute den Dareios seine Zusage, und um derselben überhoben zu sein, berief er den Histiäos an seinen Hof nach Susa unter dem Vorwande, er bedürfe des Rathes und beständigen Umganges eines so treuen Freundes, als welchen Histiäos sich bewiesen habe. Letzterer folgte dem Rufe, sah aber bald ein, daß er trotz der zuvorkommendsten Behandlung am Hofe zu Susa nichts sei, als ein Gefangener. Jetzt dachte er daran, seine Landsleute, die Jonier, zu einem Aufstande zu veranlassen, theils um sich dadurch an Dareios zu rächen, theils in der Hoffnung, dieser werde ihn zur Stillung des Aufruhrs nach Kleinasien senden und ihm dadurch freie Hand geben.

Um dieselbe Zeit war auch in Aristagoras, welcher nach der Abberufung des Histiäos zu dessen Stellvertreter in Milet ernannt worden war, die Idee aufgestiegen, die Jonier zu rebelliren. Aristagoras hatte nämlich des Dareios Bruder, *Artaphernes*, welcher um jene Zeit Satrap zu Sardes war, zu einem Kriegszuge nach der Insel Naxos beredet und war von diesem nach dem unglücklichen Ablauf des Zuges zur Erstattung der aufgewendeten Kosten verurtheilt worden. Da er nun nicht im Stande war, diese Kosten zu decken, so sah er in einer Empörung der Jonier das einzige Mittel, sich aus seiner mißlichen Lage zu reißen. — So war in den beiden getrennt lebenden Männern der Entschluß reif geworden, die Fahne des Aufruhrs zu erheben.

Um dem Aristagoras den Aufruf zur Empörung so geheim und sicher wie möglich zukommen zu lassen, ließ Histiäos seinem treuesten Sklaven das Haar abscheren und ätzte auf dem kahlen Schädel desselben den Aufruf ein. Als nun dem Sklaven das Haar wieder gewachsen war, sandte er ihn dem Aristagoras zu mit dem Auftrage, dem Sklaven eigenhändig das Haar zu scheren. Aristagoras that dies, und fand, was er zu finden längst gewünscht. Der Aufstand der Jonier war beschlossen.

Der eigenen Kraft der Jonier mißtrauend, waren die Leiter des Aufstandes darauf bedacht, sich die Unterstützung der europäischen Griechen, und namentlich Sparta's und Athens zu sichern. Aristagoras unternahm zu diesem Zwecke eine Reise nach dem Peloponnes. Zuerst suchte er den König *Kleomenes* von Sparta für den Plan einer Befreiung der Jonier zu gewinnen. Er wurde aber abgewiesen, trotzdem er alle Künste der Ueberredung angewendet hatte, um den Kleomenes für die Sache der Freiheit zu gewinnen. Er hatte eine eherne Tafel mitgebracht, auf welcher eine Karte der ganzen damals bekannten Erdoberfläche eingegraben war. Mit Hülfe dieser Karte bewies er dem Kleomenes

die ungeheure Größe des Persischen Reiches und malte ihm den Reichthum der dazu gehörenden Länder mit den lockendsten Farben. „Nehmt ihr aber Susa, ihr Spartaner", fügte er hinzu, „dann könnt ihr wol mit Zeus selbst im Reichthume wetteifern." — Alles dies konnte den Kleomenes indeß nicht bestimmen, sich der Sache des Aufstandes anzunehmen. „Wie viel Tagereisen ist es vom Meer der Jonier bis zum Könige der Perser?" fragte er den Aristagoras. „Ein Weg von drei Monaten", antwortete dieser, ohne das Unkluge dieser Angabe zu bedenken. „Nun denn, Gastfreund von Milet", entgegnete Kleomenes, „so verlaß Sparta vor Sonnenuntergang, denn dein Antrag ist den Lakedämoniern nicht angenehm und vortheilhaft, weil du sie einen drei Monate langen Weg vom Meere abführen willst."

Trotz dieses bestimmten Bescheides gab Aristagoras seinen Plan nicht auf, Sparta für den Aufstand zu gewinnen. Er baute dabei auf die Gewalt der Bestechung, nahm einen mit Wolle umwundenen und bekränzten Stab, wie ihn Herolde und Schutzflehende trugen, begab sich abermals ins Haus des Kleomenes, der gerade seine achtjährige Tochter Gorgo bei sich hatte, und bot dem spartanischen Könige für seinen Beistand 10, 20, 30 und endlich sogar 50 Talente. Vielleicht — doch wer kann ins Herz des Menschen sehen? — hätte sich Kleomenes doch durch dieses ansehnliche Gebot bestimmen lassen; denn er zauderte einen Augenblick mit der Antwort. Da brach die kleine Gorgo das verhängnißvolle Schweigen mit den Worten: „Vater, der Fremde wird dich bestechen, wenn du ihn nicht stehen lässest!" Dieses naive Orakel bestimmte den König, bei seinem ersten Entschlusse fest zu bleiben, d. h. die Sache der Freiheit nicht zu führen. Aristagoras mußte Sparta ohne Hoffnung auf dessen Beistand verlassen, und ging nach Athen. Hier, wo ein freiheitliebendes und freiheitgewohntes Volk das Scepter führte, fand sein Antrag um so eher ein bereitwilliges Ohr, als die Athener gegen die Perser noch einen besonderen Groll hegten. Der von ihnen früher vertriebene Hippias war nämlich zu Artaphernes nach Sardes geflohen und hatte dort eine freundliche Aufnahme gefunden. Die Athener ahnten nichts Gutes aus dieser Freundschaft ihres vertriebenen Tyrannen mit dem persischen Satrapen und verlangten von Letzterem, er solle den aus Athen Verjagten von sich entfernen. Artaphernes aber erwiederte auf dieses allerdings ungebührliche Verlangen, er werde es nicht erfüllen, er gäbe vielmehr den Athenern den Rath, wenn sie mit ihm in Frieden leben wollten, den Hippias wieder aufzunehmen. Diese Antwort hatte die Athener so sehr erbittert, daß sie mit Freuden die Gelegenheit ergriffen, den Persern zu schaden. Aristagoras hatte also in Athen leichtes Spiel, und sehr bald brachte er es dahin, daß ihm zwanzig athenische Kriegsschiffe zugesagt wurden, denen die Stadt Eretria auf der Insel Euböa noch fünf andere hinzufügte.

Jetzt brach der Aufstand aus. Aristagoras hatte das Volk für die Sache der Freiheit dadurch zu entflammen gewußt, daß er seiner Tyrannis über Milet entsagte, die Regierung den Händen der Bürger zurückgab und die Unterstatthalter der übrigen ionischen Städte zu einer gleichen Handlungsweise überredete. Ganz Jonien trat gegen die Perser in die Waffen, sobald die athenisch-eretrische Flotte an der kleinasiatischen Küste angekommen war. Das erste Unternehmen der Freiheitskämpfer war gegen Sardes gerichtet, welche Stadt von ihnen mit leichter Mühe eingenommen wurde und hierbei, wiewol nur infolge einer Unvorsichtigkeit, gänzlich abbrannte. Kein Haus blieb von der Flamme verschont bis auf das feste Schloß, wohin sich Artaphernes zurückgezogen hatte.

Die ganze Empörung der Jonier hatte den Dareios nicht so sehr gegen die den Aufstand unterstützenden Athener erbittert, wie es die Verbrennung von Sardes that. Als er die Nachricht von diesem Ereignisse erhielt, faßte er den festen Entschluß, Griechenland mit Krieg zu überziehen, und besonders an den Athenern seine Rache zu nehmen. Damit nun die Zeit diesen Entschluß nicht aus seinem Gedächtnisse verwische, befahl er einem seiner Diener, ihm täglich bei der Mittagstafel laut zuzurufen: „Herr, gedenke der Athener!"

Die Perser und Lydier hatten sich bald zur Gegenwehr gerüstet, und ihre Macht erschien den Athenern so bedeutend, daß sie eiligst nach Hause zogen, während der Aufstand immer weiter um sich griff und sämmtliche griechische Städte erfaßte. Histiäos, welcher von Dareios, wie er richtig vorausgesehen, zur Dämpfung der Unruhen nach Sardes abgesandt worden, wurde bei seiner Ankunft daselbst von Artaphernes sogleich durchschaut. „Du hast den Schuh gemacht", sprach dieser zu ihm, „und Aristagoras hat ihn angezogen." Dies veranlaßte den Histiäos, Sardes sogleich zu verlassen und sich offen für den Aufstand auszusprechen.

Dennoch gelang es den persischen Feldherren, und besonders den Bemühungen des Artaphernes, die Aufständischen in mehreren Gefechten zu schlagen. Als nun in einem derselben Aristagoras geblieben und in einem andern Histiäos den Persern in die Hände gefallen war, da beschlossen die Jonier, den Krieg zu Lande aufzugeben, sich blos auf die Vertheidigung von Milet zu beschränken und sich im Uebrigen auf die Unternehmungen ihrer Flotte zu verlassen. Diese aber war durch persische Bestechungen auf hundert Segel zusammen geschmolzen; sie konnte also der persischen Macht nicht lange widerstehen und mußte es geschehen lassen, daß Milet zu Lande und zu Wasser hart belagert wurde. Keinen Entsatz hoffend, erlag diese schöne und reiche Stadt endlich der Uebermacht. Sie wurde eingenommen und bis auf den Grund zerstört. Mit ihrem Falle hatte der so muthig begonnene Aufstand der Jonier sein trauriges Ende erreicht.

Histiäos war gefangen nach Sardes geschickt worden, wo ihn Artaphernes, welcher Dareios' Milde fürchtete, sogleich hinrichten ließ. Sein Körper wurde ans Kreuz genagelt, seinen Kopf aber ließ Artaphernes einsalzen und so dem Dareios übersenden. Dieser war über die strenge Justiz seines Bruders erzürnt, „denn" — so sprach er, und seine Worte mögen in den Herzen der Fürsten ein Echo finden — „Histiäos war ein Rebell, aber er hat dem Reiche einst einen wichtigen Dienst geleistet; und das darf ein König nie vergessen!"

Seit Eroberung von Milet (495) war Dareios vornehmlich mit kriegerischen Unternehmungen gegen Griechenland beschäftigt, nachdem er dem Persischen Reiche nicht allein die größte Ausdehnung gegeben, die es jemals besessen, sondern es auch zu der höchsten Stufe historischer Bedeutung erhoben hatte, auf welcher es jemals gestanden. Mit seinem Tode, der ihn nach einigen mißglückten Zügen gegen Griechenland unter erneuten Rüstungen hinwegraffte, ging das große Weltreich dem Verfalle entgegen. Auf diese Unternehmungen gegen die griechischen Staaten werden wir in der Geschichte Griechenlands ausführlich zurückkommen. Hier ist noch zu erwähnen, daß kurz vor Dareios' Ableben ein Aufstand in Aegypten ausbrach, welches von ihm stets mit großer Rücksicht behandelt worden war. Schon bei seinem Regierungsantritte hatte Dareios den schon früher erwähnten Aegypter Uzahagasua damit beauftragt, Ordnung im Lande herzustellen. Dieser Beamte bestätigt, daß Dareios „Allen gegeben, was das Recht eines Jeden verlangte; er habe Alle in die Rechte und in die Grenzen ihrer Güter, wie letztere verzeichnet waren, eingesetzt; die Dienste aller Götter und ihrer Wohnungen seien nach dem Willen Seiner Heiligkeit hergestellt, die Darbringungen und Feste gehalten und gefeiert worden." Dieses „Herstellen" scheint eine Störung vorauszusetzen, die vielleicht bewirkt war durch den Satrapen Aryandes, den Dareios, heißt es, wegen seiner Gewaltthätigkeiten in Aegypten hinrichten ließ. Er sei damals selbst nach Aegypten gegangen, um Ordnung herzustellen, und zufällig nach dem Tode eines Apis angekommen. Dieser Apis starb 518 v. Chr. und wurde mit allen Ehren beigesetzt; ja Dareios soll Demjenigen hundert Goldtalente versprochen haben, der einen neuen Apis entdecken würde. Die erwähnte Empörung fand nun 486 v. Chr. statt und ging von einem Manne Namens Khabbasch aus, der wahrscheinlich von Psametich abstammte. Durch derartige vorübergehende Zwischenfälle ließ sich indessen Dareios von seinen Rüstungen gegen Griechenland, über welchen ihn, wie schon erwähnt, der Tod ereilte, nicht abhalten. Vor seinem Tode hatte er übrigens noch Veranlassung gefunden, die Erbfolge

zu regeln. Ehe er König wurde, hatte er bereits von der Tochter des Gobryas drei Kinder, deren ältestes, Artabanes, als Thronerbe galt; allein des Königs einflußreiche Gemahlin Atossa wußte ihm zu beweisen, daß Khschyarscha (Xerxes), ihr Sohn, der im Purpur, also zur Zeit, nachdem Dareios den Thron bestiegen, geboren war, der geeignetere Thronerbe sei und durch sie von Kyros stamme. So wurde denn Xerxes, der schönste und stattlichste Mann unter allen Persern, Beherrscher des damals mächtigsten Reiches.

Xerxes (486—465 v. Chr.) der Sohn und Nachfolger des Dareios, hat seinen Namen in der Geschichte vornehmlich den ungeheueren und doch so vergeblichen Anstrengungen zu verdanken, die er zur Besiegung Griechenlands machte. Seine ganze Regierungszeit ist erfüllt mit den Ereignissen der großen persisch-griechischen Kriege, die sein Vater Dareios begonnen hatte, und die er selbst so unglücklich fortführte. Nach dem für die Perser entmuthigenden Ausgange dieser Kriegszüge, welche die Kraft des Weltreiches brachen, ergab sich der von seinem Schicksal niedergedrückte Xerxes den entnervenden Genüssen des Harems. Die Weiber bemächtigten sich der königlichen Puppe und machten ihren unheilsamen Einfluß geltend. Alle Erbärmlichkeiten einer Serailregierung traten am Hofe von Susa auf und bildeten eine fortlaufende Kette von Schandthaten. Auch das letzte Glied derselben fehlte nicht: Xerxes selbst fiel als ein Opfer des Meuchelmordes, indem er von Artabanos, dem Hauptmanne seiner Leibwache, erschlagen wurde.

Während seiner Regierung empörte sich Babylon abermals, allein Megabyzos, des Zopyros Sohn, eroberte die Stadt und behandelte sie sehr strenge. Der Tempel des Bel ward geplündert, und ein Theil der Bevölkerung als Sklaven verkauft (581 v. Chr.). Wie unheilvoll es ihm in Europa erging, werden wir in der griechischen Geschichte sehen.

Artaxerxes I. (465—424 v. Chr.), sein Sohn und Nachfolger, welcher in der Geschichte den unterscheidenden Beinamen Longimanus (Langhand) führt, setzte den Kampf gegen Griechenland mit nicht größerem Glücke fort als sein Vater. Dazu kam noch ein Aufstand, welcher in Aegypten zur Erringung der Freiheit ausbrach und an der Hülfe der Athener einen so mächtigen Beistand fand, daß die Kraft des Persischen Reiches sich völlig erschöpfte. Zwar gelang es den Feldherren des Artaxerxes das Scepter des Despoten von Neuem über das empörte Land zu legen; allein die erforderlichen Anstrengungen hatten Artaxerxes die Schwäche seines Schwertes zu sehr vor Augen gebracht, als daß er nicht hätte fürchten müssen, es in einem ferneren Kampfe mit den siegreichen Griechen zerbrechen zu sehen. Deshalb gab er dem Drange der Umstände nach und erkannte als Preis des Friedens mit Griechenland die Freiheit der Jonier an (449 v. Chr.).

Hatte Artaxerxes den Schmerz erleben müssen, daß die Kraft seines großen Reiches an dem Heldenmuthe eines kleinen Volkes scheiterte, so erlebte er dafür noch den Trost, seinen Feind sich selbst zerfleischen zu sehen. Der unglückselige Peloponnesische Krieg, welcher Griechen gegen Griechen in die Waffen rief, brach noch vor seinem Lebensende aus. Sparta und Athen, die beiden sich feindlich gegenüberstehenden Mächte, bewarben sich jede um den Beistand des früher von ihnen gedemüthigten Perserkönigs; aber ehe sich dieser noch entschieden hatte, wem er seine Hülfe zuwenden solle, starb er.

Dareios II. (423—404 v. Chr.), sein Nachfolger, welcher den Beinamen Nothos (Bastard) führt, weil er dem Artaxerxes von einem seiner Kebsweiber geboren worden war, hatte sich durch Ermordung der beiden ehelichen Söhne seines Vaters den Weg zum Throne gebahnt. An dem Peloponnesischen Kriege nahm er dadurch Antheil, daß er den Spartanern Hülfe leistete. Aber das Persische Reich konnte sich nicht wieder erheben. Die besiegten Länder Lydien, Medien und Aegypten versuchten es, das persische Joch abzuwerfen, und wenn sie auch endlich von Neuem unterjocht wurden, so hatte dies doch nur durch die Mithülfe griechischer Hülfsvölker bewerkstelligt werden können, und wir sehen seit dieser Zeit den Kern des persischen Heeres aus griechischen Miethstruppen bestehen. Der Geist des Kyros war für immer aus dem persischen Kriegerstaate gewichen.

Artaxerxes II. (404—362 v. Chr.). Unter ihm, des Dareios Sohne, der wegen seines guten Gedächtnisses den Beinamen Mnemon (eingedenk) führte, suchte sich das Reich noch einmal aufzuraffen. Vielleicht hätten seine Herrschergaben hingereicht, das sinkende Staatsgebäude für einige Zeit zu stützen, wenn er nicht genöthigt worden wäre, seine ganze Kraft zur Unterdrückung eines großen Aufstandes zu verwenden, den sein Bruder Kyros leitete. Dieser, welcher schon unter seinem Vater Dareios Satrap von Lydien gewesen war, gab den Einflüsterungen seiner ihn leidenschaftlich liebenden ränkevollen Mutter Parysatis nach, welche verlangte, er solle seinen älteren Bruder vom Throne stoßen. Um seinen Zweck sicherer zu erreichen, forderte er von den Spartanern, die er im Peloponnesischen Kriege mit Geld unterstützt hatte, Hülfstruppen, und diese ließen sich zu einer solchen Erkenntlichkeit für den früher erhaltenen Beistand bereit finden. Sie sandten dem Kyros unter der Anführung des Klearchos 13,000 Peloponnesier, welche nun den Kern eines 100,000 Mann starken Heeres ausmachten, mit dem Kyros seinen Bruder angriff. Bei Kunaxa in Babylonien kam es (401 v. Chr.) zu einer Schlacht, in welcher Artaxerxes dem Heere des Kyros 900,000 Mann entgegen stellte. Einer solchen Uebermacht mußte Letzterer natürlich unterliegen. Kyros selbst fand in der Schlacht seinen Tod und sein ganzes Heer wurde zerstreut. Was nicht unter dem Schwerte der Sieger fiel, ging zu ihnen über. Nur die Griechen unter Klearchos blieben unbesiegt, und obgleich dieser selbst fiel und ihre Zahl auf 10,000 zusammengeschmolzen war, so zogen sie doch unter Xenophon, ihrem selbst gewählten Anführer, stets kämpfend, nie fliehend zurück. Mitten durch die unzähligen Scharen der Perser, durch feindliche, unbekannte Länder mit beschwerlichen Straßen, Hindernisse aller Art besiegend, führte Xenophon seine 10,000 Griechen den 500 Meilen langen Weg nach dem Vaterlande zurück. Dieser Rückzug der Zehntausend, oder wie er gewöhnlicher mit dem griechischen Worte Anabasis genannt wird, ist von dem auch als Geschichtschreiber ausgezeichneten Xenophon selbst beschrieben worden und gilt in der alten Kriegsgeschichte als das Bewundernswertheste, was sie aufzuweisen hat. — Den Antheil, welchen Artaxerxes II. an dem griechischen Bürgerkriege nahm, werden wir in der Geschichte desselben kennen lernen. Der Nachfolger des Artaxerxes war sein Sohn.

Artaxerxes III. Ochos (362—338 v. Chr.). Er hatte sich durch Ermordung aller Prinzen und Prinzessinnen von königlichem Blut auf dem gewaltsam erstiegenen Throne zu befestigen gesucht und führte das Scepter mit einer Grausamkeit, die in Persien unerhört war. Aegypten und Phönikien, die zunehmende Schwäche des Persischen Reiches erkennend, erhoben sich mit aller Macht gegen das verhaßte Joch. Aber Ochos rückte den Aufständischen in Person entgegen und erlebte die Freude, das mächtige Sidon durch Verrath des Anführers Tennes in seine Hände gelangen zu sehen. Der grausame Despot ließ die Stadt niederbrennen und die Einwohner, welche der anbefohlenen Metzelei entgingen, als Sklaven verkaufen. Als der Aufstand in Phönikien besiegt war, ging Ochos nach Aegypten, welches wir beim Tode des Dareios I. verließen.

Die Empörung des Khabbasch (s. S. 448) war von den Persern leicht unterdrückt worden; der sogenannte König verschwand, man weiß nicht wohin. Xerxes ließ die erblichen ägyptischen Fürsten an der Spitze ihrer Staaten (Nomen) und das war eine mächtige Stütze für Empörungen. Im Jahre 463 v. Chr. versuchte ein Sohn Psametich's, Inaros, Fürst von Marea, noch einmal sein Glück. Die Griechen standen ihm bei und sandten 200 Schiffe. Inaros tödtete selbst den Satrapen Akhemenes, Bruder des Artaxerxes; allein das Glück hielt nicht an. Inaros kam um und die Perser unterdrückten den Aufstand; doch Thannyras, der Sohn des Inaros, der sich unterwarf, erhielt zum Lohn das Königreich seines Vaters; der Aegypter Amyrtäos, welcher auf Seite des Inaros gewesen, flüchtete sich in die Sumpfgegend an der Küste.

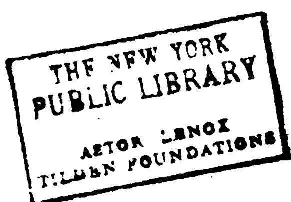
Sein Enkel, der auch Amyrtäos hieß, wurde 404 v. Chr. beim Tode des Dareios II. vom größten Theil Aegyptens anerkannt und gründete die 28. Dynastie, die mit ihm



 Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Rückzug der Zehntausend unter Xenophon.

Zeichnung von Hermann Vogel.



anfing und endete und nur sechs Jahre dauerte. Seine Stelle nahm Naiwaurud (Nephorites) ein, der das Befreiungswerk vollbrachte und die 29. Dynastie (399 v. Chr.) gründete. Sein Nachfolger ward 393 v. Chr. Hakori. Dieser nahm Theil an dem Aufstand der Griechen von Kypros unter Befehl des Tyrannen von Salamis, Evagoras, und bereitete nach dessen Besiegung das Land zur Vertheidigung vor. Er starb 382 und seine beiden Nachfolger schon im nächsten Jahr. Nun folgte ein Fürst von Sybennytas, Nakht-Hor-Heb (Nekbanbes I.), Gründer der 30. Dynastie, welcher die Perser bei Mendes schlug; deren Führer Pharnabazos mußte sich nach Syrien zurückziehen und der Athener Iphikrates, der ihm beigestanden hatte, nach Athen. Aegypten war für ein Vierteljahrhundert befreit. — Nakht-Hor-Heb starb 364 und ihm folgte Takho (Tachos), der eine Armee von 90,000 Mann und 200 Schiffe hatte. Mit ihm war der alte Spartanerkönig Agesilaos, allein statt diesem das Kommando zu geben, nahm er es selbst und beleidigte den König, der sich gegen ihn erklärte, und die Armee zwang ihn, zum Lager der Perser überzugehen (361 v. Chr.). Schon als er auf seinem Zuge nach Phönikien war, hatte sich in Aegypten ein Anverwandter, Nakhtnebew (Nektabenes II.), 361 zum Könige gemacht. Dieser ließ die altägyptischen Monumente wieder herstellen und neue schaffen, welche als Meisterstücke saitischer Kunst gelten; er war auch ein großer Magier, allein sonst kein Hexenmeister, denn als Ochos ihn in Pelusion belagerte, floh er, ohne eine Schlacht zu wagen, nach Memphis und von dort nach Aethiopien, wohin er sein Geld mitnahm.

Aegypten war wieder unterworfen. Ochos verhängte ein furchtbares Strafgericht über das Land, welches die Kühnheit gehabt hatte, seine Freiheit erkämpfen zu wollen. Alle Grausamkeiten, welche dem Kambyses auf ägyptischem Boden fälschlich nachgesagt wurden, verübte Ochos ungerächt; aber als er die Tempel beraubte und mit eigener Hand den Apis erstach, da erstand dem beleidigten Gotte ein Rächer. Bagoas nämlich, ein ägyptischer Verschnittener, hatte sich zum Günstlinge des Ochos aufgeschwungen, seit er Letzterem das Leben gerettet und andere wichtige Dienste geleistet hatte. Empört über die Schändung seiner Götter, brachte er die Leibwache auf seine Seite, und Ochos wurde vergiftet. Der racheburstige Bagoas schickte ihm alle seine Söhne in das Grab nach, herrschte eine Zeit lang eigenmächtig in dem zerrütteten Reiche und setzte endlich den einzigen noch übrigen Sprossen des Geschlechtes Hystaspes, einen in Dunkelheit lebenden Mann, Namens Kodomannos, auf den persischen Thron. Dieser nahm als König den Namen Dareios III. an, erfreute sich aber seiner Regierung nicht lange. Dareios Kodomanos verlor im Kriege mit Alexander von Makedonien Reich und Leben (330 v. Chr.) und Persien hörte auf, in den Reihen selbstständiger Reiche zu stehen.

Kulturgeschichte.

Religion. Die Religion der ostarischen Völker war ursprünglich dieselbe, wie die ihrer Stammgenossen, als diese im Pendschab wohnten. Wie sich allmählich im Laufe der Zeit ihre Sprache veränderte und aus dem Sanskrit die Zendsprache entstand, so veränderten sich auch die Namen der Naturgötter (Ima zum Beispiel wurde Jama) und endlich mehr oder weniger diese selbst, eben weil sie Naturgötter und die Naturen Baktriens und Indiens verschieden waren. Ja, der Sprachgebrauch und der verschiedene Gang der Entwicklung kehrte sogar manchmal die ganze Vorstellung, die sich an Namen knüpfte, um. Die Diva, die Lichtgötter der Inder, wurden später, wie wir sehen werden, als Daeva die Dämonen der Finsterniß in Baktrien.

Die Priester entstanden in Baktrien in derselben Weise, wie sie in Indien entstanden waren. Sie gaben den schwankenden Religionsbegriffen eine bestimmte Form, regelten die Opferceremonien und das Leben des Volkes durch Gesetze, die sie, wie es alle Religionsstifter oder deren nachfolgende Priester thaten, als direkt von der Gottheit empfangen darstellten, wodurch sie zugleich als Vermittler mit derselben ihren Einfluß sicherten.

Eben so wie bei den Indern, finden wir auch bei den Ariern in Baktrien ursprüng... die Idee eines mächtigen, einzigen Gottes; allein wir haben auch gesehen, wie dieser höch... Gott bei den Indern gewissermaßen verhüllt wurde durch die Menge der Untergötter welche doch nur die verschiedenen Kräfte personifizirten, wodurch Gott sich in der Na... darstellt. Eben so wie in Aegypten, sah man vor Göttern endlich Gott nicht. Ueber di... Gehülfen, die man dem allmächtigen Gott zu geben für gut fand, vergaß man den Meist...

In Baktrien, wo die Sonne das Gehirn der Menschen nicht so sehr erhitzt wie ... Indien, trat nicht ganz dasselbe ein; während Gott in Indien hinter einer Götterwel... verschwand, trat der Glaube an ihn in Baktrien mehr und bestimmter hervor, und man verehrte ihn unter dem Namen **Ahura-Mazda**. Ahura heißt einfach **Herr** und Maz... der **Weise**, Vielwissende, so daß Ahura-Mazda (oder Auramazda) füglich mit den Wor... der allweise oder auch der **allmächtige Herr** übersetzt werden kann. Aus diesem Name... ist später das persische Wort **Ormuzd** hervorgegangen. Daneben bestanden im Volk di... altgewohnten Untergötter, wenn sie sich auch nicht so vermehrten wie in Indien.

Was dort die Brahmanen predigten, lehrte in Baktrien **Zarathustra** oder Zerdusch... den die Abendländer **Zoroaster** nennen. Er legte in dem Buche **Zend-Avesta** die Grund... lehren der Religion ungefähr in derselben Weise nieder, wie das in Indien durch die Veden geschah, die später durch die Priester in das Gesetzbuch des **Manu** umgeformt wurden... welchem Schicksal das Zend-Avesta eben so wenig entging, wie die ursprünglichen Gese... bücher der Aegypter oder der Israeliten.

Das Zend-Avesta soll ursprünglich 21 Abschnitte, jeden von 200 Seiten enthalten haben und dann auf 1200 Kuhhäuten, die durch goldene Bänder zusammengehalten waren mit goldener Schrift überschrieben und in der Stadt Persepolis verwahrt worden ... Diese Bücher, sagt die persische Tradition, wurden durch Alexander den Großen ver... nichtet; allein dies ist eine Unwahrheit; ihre Zerstörung geschah erst durch den Fanatis... mus der mohammedanischen Herrscher. In der Mitte des vorigen Jahrhunderts fand ... junger Franzose, Anquetil Duperron, drei Bruchstücke des Zend-Avesta auf: diese Bruchstücke heißen das **Vendidad Sadeh**, das **Yescht Sadeh** und das **Bundehesch** Die beiden ersten Fragmente sind in der alten Zendsprache geschrieben, die schon, eben ... wie das Sanskrit, frühzeitig außer Gebrauch kam; das Bundehesch dagegen ist in de... Mittelpersischen geschrieben, welches Pehlevi heißt und zur Zeit der Sassaniden (dritte... Jahrhundert n. Chr.) im Gebrauch war.

Das Buch des Zoroaster hat, wie schon angedeutet, das Schicksal aller sogenannten heiligen Bücher gehabt: sie sind verstümmelt und je nach den Absichten der Priester um... ändert worden, so daß es oft schwierig ist, daraus zu beurtheilen, was das Original eigentl... enthalten hat. Wenn wir aus jenen drei Bruchstücken auch nicht die Schrift Zoroasters selbst kennen lernen, so machen sie uns doch mit dem Geist seiner Religion bekannt.

Wann Zoroaster lebte und wirkte, weiß man nicht. Einige griechische Schriftstell... behaupteten, er habe sechs- oder siebentausend Jahre vor Alexander gelebt; Plinius ... tausend Jahre vor Moses und der Lydier Xanthos behauptet, daß er sechshundert Jahr v... Dareios I. gelebt habe, was der Wahrheit wol am nächsten kommen mag. Jedenfalls lebte und schrieb er, ehe es noch ein Medisches Reich gab, etwa um 1100 oder 1000 v. Chr.

Die Legende sagt, daß er aus dem königlichen Stamme der Baktrier geboren und von Gott bereits vor seiner Geburt zum Reformator der Welt bestimmt worden ... Schon als Kind und als Jüngling kämpfte er fortwährend gegen die Dämonen; er besiegte sie stets und ging aus jedem Kampf geläuterter hervor. Als er 30 Jahr alt war, erschien ihm ein hoher Genius, Vohu-Mano, und führte ihn vor Ahura-Mazda. Gott forderte ihn auf, Fragen zu stellen. Er fragte: „Welches ist das beste Geschöpf der Erde?" und erhielt zur Antwort: Derjenige, dessen Herz rein ist, ist der beste Mensch. Nun wünschte er die Namen und die Geschäfte jedes der Engel kennen zu lernen und die Natur und d...

Attribute des bösen Prinzips. Er schritt durch ein Flammengebirge und ließ sich in den Leib geschmolzenes Metall gießen, ohne Schmerz zu empfinden. Darauf empfing er aus den Händen Gottes die Avesta, das Buch des Gesetzes, und wurde auf die Erde geschickt. Er begab sich nach der Hauptstadt Balkh zu Vistaçpa (Hystaspes), Sohn des Aurvataçpa, der damals über Baktriana herrschte, und forderte hier die Weisen des Hofes heraus, mit ihm zu disputiren. Dreißig zu seiner Rechten und dreißig zu seiner Linken versuchten ihn drei Tage lang zu bekämpfen und zu verwirren. Als sie sich für besiegt erklärt hatten, verkündete Zarathustra, daß er von Gott komme, und begann dem König die Avesta vorzulesen. Die Weisen verfolgten ihn und klagten ihn der Gottlosigkeit und der Magie an, allein er besiegte sie durch seine Beredsamkeit und durch Wunder. Vistaçpa, die Königin und deren Sohn glaubten an ihn und der größte Theil des Volkes folgte diesem Beispiel. Er lebte darauf noch lange, hochgeehrt wegen seines reinen, heiligen Lebens. Nach Einigen wurde er vom Blitz erschlagen, nach Anderen von einem turanischen Soldaten in Balkh getödtet. Manche wollen ihn für eine mythologische Person halten; allein wir haben dazu eben so wenig Grund wie bei Moses, Jesus oder Mohammed.

Die Bekenner der Lehre Zoroaster's beten nur einen Gott an, den oben genannten Auramazda (im Zend Ahura-Mazda), „der Himmel und Erde, der das Gute für die Menschen erschaffen." Er selbst ist unerschaffen, hat aber Alles durch das Wort hervorgerufen, sowol Stoff als Geist. Er ist ein Geist und unsichtbar und wird manchmal „der heilige Geist" (Çpentamainju) genannt. Von Anfang an hat er sich als Ausführer seines Willens sechs Geister höherer Ordnung, die Amescha-çpentas (Amschaspands) zugesellt, die „Unsterblichen": Vohu-Mano, der gute Geist; Aschavahista, der sehr Reine; Khschathra-Vairya, das wünschenswerthe Königreich; Çpenta-Armaiti, die vollkommene Weisheit; Haurvatat, die Gesundheit, und Ameretat, die Unsterblichkeit. Nach diesen folgen in der Rangordnung die Yazatas (Izeds), die durch das ganze Weltall verbreitet sind, um über die Erhaltung und das Wirken seiner Organe zu wachen: Der Geist der Sonne Mithra; der Wind Vayou, die Genien des Wassers, Feuers, der Luft und der Sterne. Ihnen wieder folgen die Fravaschi (Frohar oder Feruer): sie sind die Schutzgeister. Nicht nur jeder Mensch, sondern auch die Yazatas, ja Auramazda selbst hat seinen Fravaschi, der über seine Erhaltung wacht. Nach dem Tode eines Menschen bleibt sein Fravaschi im Himmel als eine Art unabhängiger Geist, der desto mächtiger ist, je reiner und tugendhafter der ihm anvertraute Mensch war.

Gott schuf die Welt und wollte sie gut machen, und sie war gut; aber als er den Stoff aus dem Nichts erschuf und die ihn bewegenden Kräfte hervorrief, entstanden Wirkungen und Gegenwirkungen, und so erschien Agramainyus (Ahriman) der Zerstörer. Während sich Auramazda in Allem offenbaret, was lichtvoll, gerecht und tugendhaft ist, gilt Ahriman als Urheber alles Dunkeln, Bösen, Ungerechten, Lasterhaften, Todten, Ekelhaften. Das Verlangen, die Harmonie des Weltalls zu stören, machte diese böse Macht zum Schöpfer. Den sechs Amscha-çpentas stellte er sechs starke böse Geister entgegen: Akamana, der böse Geist, Andra, der Ausstreuer von Aergerniß und Sünde; Kauru, welcher die Könige zur Tyrannei anreizt und die Menschen zu Mord und Diebstahl verführt; Naonhaihya, Täuru und Zairika. Den Yazatas stellte er die Dävas (Devs oder Drudscha) entgegen, welche sich dem regelmäßigen Gange der Natur widersetzen.

Ahriman ist der Schöpfer aller schädlichen Thiere und Pflanzen, und auf den Menschen eifersüchtig, sucht er ihn überall zu verunreinigen und schlecht zu machen. Vor dem Erscheinen Zoroaster's verkehrten seine männlichen Geschöpfe, die Yatus, und die weiblichen, Pairikas oder Peris, mit den Menschen und vermischten sich mit ihnen, allein Zoroaster zerstörte ihre Körper und verwehrte es ihnen, sich anders als unter Thierform darzustellen. Ihre Macht wird jedoch erst am Ende der Zeiten gänzlich gebrochen sein, wenn drei von Zoroaster stammende Propheten kommen, drei neue Gesetzbücher bringen und das Heil

vollenden werden. Die Finsterniß wird dann dem Licht, der Tod dem Leben und das Böse dem Guten weichen. Ahriman selbst wird die Oberhoheit Auramazda's anerkennen und Vollkommenheit wird im Weltall herrschen. Bis dieses letzte Ziel erreicht sein wird, besteht ein unaufhörlicher Kampf um die Herrschaft über Erde und Menschen zwischen den Geistern des reinen Lichtreiches auf der einen und dem Fürsten der Finsterniß mit seinen Geschöpfen auf der andern Seite. Während Ormuzd durch die leuchtende Sonne und den befruchtenden Regen die Saatfelder und Fruchtbäume gedeihen läßt, sendet Ahriman Stürme, Frost und versengende Wüstenglut; während Ormuzd durch seine Feruers die Menschen zur Sittenreinheit und Tugend leitet, sucht Ahriman durch seine Dävas die menschlichen Herzen für unlautere Gesinnung, Lüge und Unsittlichkeit zu werben.

Die Pflicht des Menschen ist es deshalb, nach Reinheit zu trachten und stets dem Einfluß der Dävas zu widerstreben. Das aber thut er, wenn er überall den Einflüssen Ahriman's entgegen tritt; wenn er die unfruchtbare Erde fruchtbar macht, schädliche Thiere vertilgt, seinen Körper vor Unreinigkeit bewahrt u. s. w. Aber ebenso und noch mehr muß der Mensch darauf bedacht sein, sein Herz rein zu halten durch gute Gedanken, gute Werke und fleißige Arbeit. Er muß vor allen Dingen wahr sein, denn die Lüge ist das größte Verbrechen. Schuldenmachen, weil es zum Lügen führt, muß vermieden werden; Diebstahl und Betrug sind schändlich, und noch schändlicher sind Verläumdung oder das Lehren eines falschen Gesetzes.

Hiernach erscheint die Lehre Zoroaster's als eine aus dem Lichtdienst entwickelte und in sittlichen Zwecken gipfelnde Naturreligion, deren äußerer Kultus sich wesentlich um die Verehrung der Sonne und um den Dienst des Feuers, als irdischen Abglanzes der himmlischen Lebenskraft, bewegt. Aus solcher Auffassung erklären sich die zahlreichen symbolischen Verknüpfungen in dieser Religion, die Gesetze der Reinigung, auf die wir nachher besonders eingehen werden, und die oft auffälligen Beziehungen, welche mit fast allen Erscheinungen und Geschöpfen der Natur, insbesondere auch mit gewissen Thieren verbunden werden.

Zu den geachtetsten Thieren gehörte nicht nur die Kuh, sondern auch der Hahn und vor Allem der Hund. Im Vendidad sagt Auramazda: „Ich habe den Hund geschaffen mit eigenen Kleidern und seinen eigenen Schuhen, mit scharfem Geruch und scharfen Zähnen, anhänglich an den Menschen und bissig gegen den Feind, zum Schutz für die Herden. Nicht kommt zum Dorfe, zu den Hürden ein Dieb oder ein Wolf und trägt unbemerkt fort, wenn der Hund gesund, wenn er bei guter Stimme, wenn er bei den Herden ist. Nicht würden die Häuser fest auf der Erde stehen, wenn die Hunde der Dörfer und Herden nicht wären. Der Hund ist geduldig, zufrieden und mit kleinen Broten begnügt wie ein Priester; er geht vorwärts und ist vor und hinter dem Hause wie ein Krieger; er schläft nicht so lange wie der Ackerbauer, er ist schmeichelnd wie ein Kind und freundlich wie eine Buhlerin.“ Die gute Behandlung des Hundes wird zur strengen Pflicht gemacht. Hunde schlecht zu füttern, wird ebenso bestraft, als ob man „vornehmen Männern schlechte Speise vorsetze.“ Für trächtige Hündinnen soll wie für schwangere Frauen gesorgt werden. Es ist schon eine Sünde, hinter einer trächtigen Hündin in die Hände zu klatschen (um sie zu schrecken), und wer sie gar schlägt, soll vierhundert Hiebe haben. Junge Hunde, die bei Jemand geworfen werden, muß er sechs Monate verpflegen. Kranke Hunde müssen eben so mit Arznei versehen werden wie reiche Männer. Wer aber einen Wasserhund tödtet, begeht ein ungeheures Verbrechen, welches zunächst mit 10,000 Hieben und noch zahleichen anderen schweren Bußen bestraft wird. Wer solche Sühne nicht giebt, wird in die Wohnung der Drudsch kommen und „nicht eher wird von seinem Wohnsitze die Hitze weichen, welche der Weide schädlich ist, bis er für die fromme Seele des Wasserhundes drei Tage und drei Nächte hindurch Opfer gebracht hat am brennenden Feuer mit gebundenen Ruthen, mit erhobenem Haoma.“

Auch der Hahn, der Vogel Parodarsch, welcher den Anbruch der göttlichen Morgenröthe verkündet, stand hoch in Ehren. Bei seinem Schrei entflohen die Drudscha. Ebenso nahm der, dem Ormuzd geweihte Simurg, d. i. der Adler, einen hohen Rang ein und wurde das Feldzeichen der persischen Könige.

Die Reinlichkeitsgesetze waren fast eben so streng wie bei den Brahmanen. Die Seele des Menschen, heißt es, ist rein geschaffen, aber in den Körper hat Ahriman unreine Theile hineingebracht. Dieser Schmuz besteht im Speichel, den Exkrementen, Ausschlägen u. s. w., in Allem was übel riecht oder was vom lebendigen Körper entfernt wird, wie Haare und Nägel, sobald sie abgeschnitten sind. Sie müssen zehn Schritt von den reinen Männern, zwanzig vom Feuer, dreißig vom Wasser, fünfzig von dem heiligen Ruthenbündel entfernt und unter besonderen Sprüchen unterhalb des Hauses vergraben werden. Der Speichel galt für sehr unrein und deshalb nahten sich die Priester dem Feuer nur mit verhülltem Munde. Auch für die Verrichtungen der Nothdurft gab es ganz besondere Vorschriften. „Wer den Urin mit vorgestrecktem Fuß läßt", heißt es im Gesetz, „macht die Drudsch schwanger", so daß sie neue Unholde gebären. Frauen waren zu gewissen Zeiten höchst unrein. Eine Wöchnerin war drei Tage unrein und mußte dann ihren Leib mit Wasser und Kuhurin waschen. Die eine Fehlgeburt gemacht hatte, war aber ganz besonders unrein, und die Vorsichtsmaßregeln gegen Verunreinigung durch sie währten lange und waren hart. Das erste, was sie genießen durfte, war Asche und Kuhurin, drei, sechs, dann neun Tropfen. Wer sich den vorgeschriebenen Reinigungen und Bußen unterzog, sei es für Verunreinigung der Seele oder des Körpers, durch unreine Handlungen der war wieder rein wie zuvor.

Die kräftigste Reinigung war die Reinigung der neun Nächte, die aber nur durch einen Priester vollzogen werden durfte, der das Gesetz genau kannte, die Wahrheit redete und das heilige Wort hersagen konnte. Es war das eine sehr umständliche Ceremonie, wobei viel Wasser, Erde und Kuhurin verwendet wurde. Sie war auch kostspielig, denn wenn der Reiniger (der Priester) unzufrieden hinweg ging, so hieß es, es fahre der Geist der Unreinigkeit wieder in die Gereinigten und sie wären für immer unrein. Man sieht, die Priester gaben ihren Ablaß nicht ohne Gegenleistung.

Stirbt ein Mensch, so bemächtigt sich seiner sogleich das Todtengespenst, die Drudsch-Naçu, und springt auf Jeden, der den Leichnam berührt oder ihm nahe kommt. Stirbt ein Hund in einem Hause, so kommt sogleich von Norden her die Drudsch-Naçu in Gestalt einer Fliege. Dagegen helfen Gebete und Beschwörungsformeln. Neun Tage im Winter und dreißig im Sommer durfte kein Feuer auf dem Herde des Hauses angezündet werden, in welchem ein Mensch oder Hund gestorben war.

Die Leichen durften weder begraben noch verbrannt werden, weil dadurch Erde und Feuer verunreinigt würden. Unter allerlei Vorsichtsmaßregeln mußten sie nackt und mit dem Gesicht der Sonne ausgesetzt, an einem besonderen trockenen und hohen Ort auf einer Unterlage von Steinen hingelegt und mit schweren Gewichten befestigt werden. Hier auf diesem Begräbnißplatz — Dakhma — wurde der Leichnam den Hunden und Raubvögeln überlassen. War die Spur des Leichnams verschwunden, dann sollte der Boden wieder geebnet werden. Wer nur ein solches Grab ebnete, erhielt Ablaß für alle Sünden.

Zu Kyros Zeit scheinen diese Gesetze noch nicht in der Strenge angewendet worden zu sein, da sein Leichnam in einem Sarge lag. Die Gräber anderer Könige fand man auf hohen Felsen. Es waren oben offene Kammern und man fand auch keine Leichname darin.

Wir haben nur einige Beispiele von Reinigungsvorschriften anführen wollen und können uns nicht weiter darauf einlassen, denn es giebt ihrer eine unendliche Menge. Alle diese Gebräuche kann man noch heute mit einigen Abänderungen bei den Parsen oder Gebern finden, den jetzt hauptsächlich in Bombay lebenden Abkömmlingen von Anhängern des Zoroaster, welche zur Zeit der mohammedanischen Herrscher nach Indien auswanderten.

Ueber das Schicksal der Seele glaubte man Folgendes: Drei Tage bleibe sie noch in der Nähe des Körpers, am Morgen des vierten gehe sie an den Ort des Gerichts. Der Genius Raschnu wäge die guten und bösen Handlungen ab und spreche die Seele frei oder verdamme sie je nach dem Resultat der Probe. Die Verdammten fielen in den Abgrund und würden die Sklaven Angro-Mainyus (Ahriman's); die Gerechten bringe der Engel Çvarscha über die Brücke Cinvat, die über die Hölle hinweg ins Paradies führe. Dort empfinge sie Vohu-Mano und bringe sie an den Thron Auramazda's, der ihnen den Ort anweise, wo sie bis zur Auferstehung des Fleisches bleiben.

Das Gesetz des Zoroaster verlangte nicht von seinen Anhängern zur Erreichung des Himmels die gänzliche Ertödtung aller körperlichen Neigungen und Bedürfnisse, wie das der Brahmanen. Auch begünstigte es keineswegs die träumerische Faulenzerei und Nabelbeschauung, im Gegentheil machte es an deren Stelle Arbeit und energische Thätigkeit zur Tugend. Die Religion war praktischer und was sie verlangte, konnte von Menschen geleistet werden. Wo die Aufgaben zu hoch gestellt waren und nicht erfüllt wurden, halfen die Priester; sie verhalfen durch Beschwörungen und von ihnen geleitete Ceremonien zur vollständigeu Reinigung; gegen eine Erkenntlichkeit verschafften sie Ablaß.

Auramazda galt als ein Geist und man machte sich von ihm keine Bilder. Wenn wir auf der Felswand von Babistan über der Figur des Dareios Auramazda unter der Gestalt eines alten Mannes schweben sehen, so war das eben nur eine sinnbildliche Darstellung und kein Götzenbild. In unseren Bibeln und auf den Bildern christlicher Künstler sehen wir ja auch häufig den Christengott oder auch Jehovah als alten Mann in Wolken schweben.

Tempel hatten die Arier Baktriens auch nicht. Man brachte Gott Opfer, gab ihm aber davon nichts zu essen. Man nahm vernünftiger Weise an, daß er mit der Seele der Thiere zufrieden sei; das Fleisch aßen die Opfernden selbst und die Priester aßen mit.

Das Göttergetränk Soma kennen wir von Indien her; wir finden es in der Avesta als Haoma wieder und auch mitunter als Genius, der seinen Verehrern Kraft und Sieg über die Feinde verleiht.

Es gab schon vor Zoroaster in Baktrien Priester, Athrava; aber sie erlangten nicht die Stellung der Brahmanen in Indien. Als die Reform des Zoroaster zu den stammverwandten Persern und besonders Medern kam, erfuhr sowol die Religion selbst wie auch die Stellung der Priester eine Aenderung. Medien war von turanischen Völkerschaften bewohnt, als die Arier es in Besitz nahmen. Sie wurden nicht gänzlich vertrieben, sondern vermischten sich mit den Einwanderern und ihre höhere Kultur hatte Einfluß auf dieselben.

Wir haben schon früher von der turanischen Religion und deren Verschmelzung mit der kuschetischen geredet und angegeben, was von der turanischen übrig blieb. Als dann später die Arier das Land einnahmen, bildeten die Magusch (Magier) einen angesehenen Stand, obwol keine eigentliche abgeschlossene Priesterkaste. Sie waren die Träger und Bewahrer der Wissenschaft und wußten die Götter durch allerlei Beschwörungen, Amulette und sonstige „magische" Mittel zu zwingen. Sie erlangten auch bald bei den Eroberern eine einflußreiche Stellung, und als die Reform nach Medien kam, gingen die Funktionen der Athrava auf sie über. Sie wußten sich in dieser Stellung zu befestigen und zu Vermittlern zwischen Gott und den Menschen zu machen und nahmen ungefähr dieselbe Stellung ein, wie die römisch-katholischen Priester im Mittelalter, ohne indessen ganz deren Macht zu haben. Sie durften indessen bei keinem Opfer fehlen, sangen heilige Lieder und sprachen bestimmte Formeln aus, denen man besondere Kraft zuschrieb; ja sie exorcisirten die bösen Geister, die Daeva, ganz in derselben Art, wie das bei den Christen sonst geschah und, wenn auch in modifizirter Weise, noch heute geschieht. Man sagt ihnen auch ein sehr lüderliches Leben nach, welches sie im Geheimen getrieben hätten, allein da wir hiervon keine besonderen Beweise haben, so mag dies wol Verleumdung sein.

Es war natürlich, daß die Magier ihre religiösen Vorstellungen in die Zoroaster's inzuführen suchten, was ihnen auch einigermaßen gelang, mehr noch bei den Medern als ei den Persern. Sie kultivirten ganz besonders die Verehrung des Feuers, und das eilige Feuer wurde von ihnen den persischen Königen vorgetragen. Bald gab es auch ei den Persern besondere Altäre, auf denen das heilige Feuer von Magiern unterhalten urde. Bei den Opfern erschienen sie in langen, weißen Gewändern, mit der Tiara auf em Kopf und dem Schlangenstab in der Hand, dem Khrafstödter.



Magier, Priester der Perser.

Es sollen auch die Magier die Gottvorstellung des Zoroaster modifizirt und den luramazda gewissermaßen eine Rangstufe herabgesetzt haben. Er sei nicht, lehrten sie, er unerschaffene Schöpfer des Stoffes, sondern nur der Ordner desselben (Demiurg), und owol Auramazda als Angramainyus ging aus von einem als Ewigkeit — Zrvan-Aka-ana — bezeichneten Etwas. Der Sinn soll wol sein, daß die Materie, der Stoff, von Ewigkeit her gewesen, und daß durch die Wechselwirkung der verschiedenen Kräfte das Gute nd das Böse zugleich entstand, deren Repräsentanten eben Auramazda und Angramainyus aren; eine Vorstellung, die wir nur als einen Fortschritt bezeichnen können und die in ewissem Sinne mit neueren Anschauungen übereinstimmt.

Als Persien das herrschende Land wurde und die Macht seiner Könige sich über ganz Asien ausbreitete, veränderte sich auch die ursprüngliche Einfachheit des persischen Volkes. Die durch persische Tapferkeit und Kraft unterjochten üppigen und prachtliebenden Babylo-ier und Lydier unterjochten die persische Kraft allmählich durch ihre Ueppigkeit und Prachtliebe, ohne indessen den Grundcharakter der Perser ganz verwischen zu können. —

Es kommt uns hier weniger darauf an, anzugeben, welche Gesetze und Vorschriften das Avesta enthielt und was die Baktrer davon bewahrten, sondern mehr, zu berichten, wie sich diese Gesetze allmählich unter den Persern entwickelten.

Von der Religion haben wir bereits geredet. Häusliches Leben und Gesetze hängen damit zusammen; allein wir wissen nicht übermäßig viel davon. In alten Zeiten waren die Perser ein sehr einfaches, kräftiges Jäger- und Kriegervolk, welches sich in Felle kleidete und ein rauhes Leben führte. Nach Besiegung der Meder nahmen sie aber bald deren reiche und üppige Kleidung an und fanden Gefallen am Luxus. Sie trugen nicht nur prachtvolle Kleider und Geschmeide, hatten kostbare, weiche Teppiche und schöne Häuser, sondern liebten auch Pomaden und Wohlgerüche, salbten ihre wohlgepflegten Haare und Bärte und verschmähten es nicht, sich durch Schminken und durch falsches Haar zu verschönern — was auch das Gesetz des Avesta gegen solche Greuel sagen mochte. Es scheint, die Perser kehrten sich nicht viel mehr an die Vorschriften des Avesta, als die heutigen unter uns lebenden Juden an die Bücher des Moses. Eins rühmt man ihnen indessen durch das ganze Alterthum nach: ihre Wohlanständigkeit und ihren Abscheu vor Lüge und Wortbruch. Die Tafeln der Reichen waren wohl versehen und besonders üppig war der Nachtisch. Den Wein liebten sie sehr, und Herodot erzählt, daß sie beim Wein die wichtigsten Dinge und Pläne besprachen, sie aber vor der Ausführung nüchtern überlegten. Das war auch sehr vernünftig, denn der anregende Wein erweckt geniale Gedanken in dem, in welchem der Genius schlummert, und bringt die Dummheit der Dummen ans Licht: „In vino veritas“.

Der Perser hatte nur eine rechtmäßige Frau; allein die Zahl der Beischläferinnen war nicht beschränkt. Viel Kinder zu haben galt als großes Verdienst, und wer besonders viel hatte, empfing Geschenke vom Könige. Das Avesta begünstigte Ehen unter nahen Verwandten. Selbst die Ehe unter Geschwistern war statthaft und Kambyses hatte seine Schwestern zu Frauen. Den Magiern sagte man sogar nach, daß sie ihre Töchter heiratheten. Frauen einer andern Religion durfte man nicht nehmen; aber Standesunterschied hatte keinen Einfluß. Die Frauen waren nicht so gut gestellt wie in Aegypten, sie wurden bewacht und durften sich nicht frei bewegen; allein sie hatten andererseits wieder oft nur zu viel Einfluß. Die Mutter des Königs hatte selbst den Vorrang vor diesem; die rechtmäßige Königin wurde knieend von den Nebenfrauen bedient und ihre Kinder allein waren zur Erbfolge berechtigt.

Bis zum siebenten Jahre blieb der Knabe unter der Obhut der Frauen. Dann wurde er mit der heiligen Schnur umgürtet und für seine Handlungen verantwortlich. Dieser Gürtel ward als eine Art Talisman gegen die Daeva's betrachtet. Die Söhne der Vornehmen wurden in besonderen Erziehungshäusern bis zu ihrem zwanzigsten Jahre in der Religion, Tugend und Gesetz und in allen Leibesübungen unterrichtet. Die Liebe zu den Thieren, zum Feldbau, zu Gärten und Bäumen wurde gepflegt. Einem schönen Platanenbaum in Lydien ließ Xerxes Goldschmuck anlegen und bestellte einen eigenen Wächter für ihn, der ihn pflegen und schützen mußte.

Verfassung und Verwaltung. In einem despotischen Staate kann von einer Verfassung eigentlich nicht die Rede sein. Der König von Persien war unumschränkter als die Könige Aegyptens und Indiens. Er galt als Stellvertreter Auramazda's auf Erden und seine Handlungen wurden nicht bestimmt durch Brahmanen oder Priester; die Magier waren seine unterthänigen Diener und die brauchbarsten Stützen des Despotismus. Der Perserkönig konnte thun, was er wollte. Außer den persischen Fürsten hatte ihm gegenüber Niemand Vorrechte. Sie allein durften unangemeldet durch das Heer der Diener in den Palast und vor den König treten, was jedem Andern den Kopf gekostet haben würde, und ihn küssen. Der König zeigte sich selten, und wenn es geschah, immer in voller Pracht, im Purpurgewand mit eingewirktem Weiß, goldenem Gurt, hoher blau und weißer Tiara, safrangelben Schuhen und mit Edelsteinen geschmücktem Schwert. Bei Prachtzügen

schritten voran die Magier mit dem heiligen Feuer, dann kam der mit acht weißen Pferden bespannte Wagen des Sonnengottes, hierauf der des Königs; hinter Letzteren die vornehmsten Fürsten im köstlichsten Schmuck.

Der König speiste gewöhnlich allein; aber in den Nebensälen aßen die „Verwandten“, Leibwache, Hofbeamten und „Tischgenossen“, täglich nicht weniger als 15,000 Menschen.

Die Könige hatten je nach der Jahreszeit verschiedene Residenzen und dahin folgte der ganze ungeheure Hof, dessen Erhaltung der Provinz zur Last fiel. Dareios liebte Susa, welches von ihm sehr verschönert wurde, und ebenso Persepolis, wo die „Königsburg“ und Stadt an Pracht dem alten Ekbatana nichts nachgaben, und deren Ruinen noch heute bewundert werden. Einmal, gewöhnlich nach der Krönung, mußte der König in Persepolis sich aufgehalten haben.

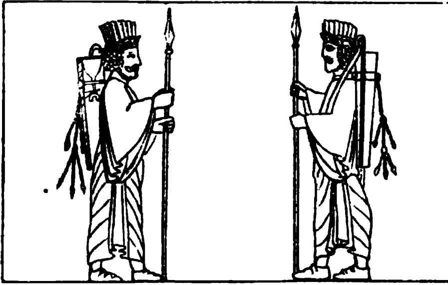
Heerwesen. Jeder waffenfähige Mann des wenigstens 80 Millionen Einwohner enthaltenden Reiches war zum Kriegsdienst verpflichtet, wenn dazu aufgerufen. Die stehende Armee, in welcher die Perser den ersten Rang einnahmen, und nächst ihnen Meder, Saken und Baktrer, lagen in Festungen oder befestigten Lagern. Für ihre Erhaltung sorgte die Provinz. Das Heer war in Bataillone zu 1000 Mann eingetheilt, dieses in Compagnien zu 100 Mann und in Korporalschaften zu 7 oder 10 Mann. Ein Armeecorps von 10,000 wurde stets von einem vornehmen Perser befehligt. In der Umgebung des Königs befand sich die 10,000 Mann starke Schar der „Unsterblichen“, so genannt, weil jede Lücke sogleich wieder ausgefüllt wurde. Die eigentliche Leibwache bestand aus 2000 Reitern und 2000 Lanzenträgern, die kostbarer gekleidet und bewaffnet waren als die übrigen Soldaten. Die Ausrüstung eines Soldaten lernen wir aus dem Vendidad kennen; sie bestand aus Panzer, Helm, Gürtel und Beinschienen, einem Bogen mit 30 Pfeilen, einer Schleuder mit dreißig Steinen und einem Schwert, einer Keule und einer Lanze. Das änderte sich später; man hatte ganz gepanzerte Reiter, leichte Reiter, Bogenschützen, je nach Bedürfniß.

Im Felde war der König in der Mitte der Armee in vollem königlichen Waffenschmuck auf seinem Wagen, bewehrt mit Bogen und Pfeilen. Um ihn die Unsterblichen; vor ihm der Sonnenwagen und neben ihm die Reichsfahne, die einen goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln zeigte.

Nachdem Dareios I. die Kronprätendenten und Empörungen besiegt hatte, von denen wir in der Geschichte berichtet haben, ordnete er die Verwaltung seines ungeheuren Reiches, welches von Ephesos bis zum Hindukusch 600 und von Memphis bis Sogdiana 500 deutsche Meilen Ausdehnung hatte. Er theilte das ganze Reich in 20 Satrapien und stellte an die Spitze einer jeden einen angesehenen Perser, „Verwandten“ oder „Tischgenossen“, mit königlicher Gewalt, der nur allein von ihm, dem Großkönig, abhing. Dieser Satrap hatte sich natürlich der Reichspolitik zu fügen, welche bereits Kyros eingeführt und die sich vortrefflich bewährt hatte. Dareios ließ den unterworfenen Völkern ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche und selbst die Verwaltung ihrer Gemeinwesen; er stellte sich einfach an die Stelle des von ihm besiegten Fürsten. Er verfuhr in dieser Beziehung mit ganz besonderer Sorgfalt, die vorzüglich auch von den Aegyptern anerkannt wurde; Letztere nennen ihn unter ihren großen Gesetzgebern.

Wenn nun auch der Satrap mit dem Ansehen eines Königs bekleidet war, seinen Hof wie ein solcher hielt und sogar das Recht hatte, Silbermünzen mit seinem Namen und Bildniß prägen zu lassen, ein Recht, welches auch den Fürsten in den Satrapien nicht genommen wurde, so hatte doch Dareios Maßregeln getroffen, den Satrapen zu überwachen und ihn an Empörungen oder zu großer Bedrückung der Unterthanen zu verhindern. Er richtete einen Polizeistaat ein, welcher freilich alle Mängel eines solchen hatte, allein doch für die Unterthanen unendlich besser war als die Zustände unter assyrischer Herrschaft oder wie sie selbst heute noch im Orient herrschen.

Dem Könige zur Seite stand ein sehr hoher Beamter, welcher „das Auge" des Königs genannt wurde, eine Art von Reichspolizeiminister. Dieser hatte seine „Ohren" überall, d. h. Beamte oft in unscheinbaren Stellungen, kurz Spione, ohne welche eben eine unumschränkte Despotie nicht sein kann. Dieses Auge des Königs reiste, ohne sich vorher anzukündigen, in diese oder jene Satrapie und überzeugte sich von dem Zustande derselben. Aehnliche Reisen machte auch der König jährlich selbst. Wehe dem Satrapen, welcher die Intentionen der Regierung nicht ausführte oder gar Empörungsgelüste hatte! Er wie jeder fehlende Beamte wurde mit großer Strenge, ja mit Grausamkeit bestraft. Er wurde entweder öffentlich gerichtet oder, wo es zweckmäßig erschien, verschwand er spurlos.


Leibwache.

Jedem Satrapen war ein „Schreiber" des Königs beigegeben. Dieser hatte alle Befehle desselben zu empfangen und dem Satrapen mitzutheilen; durch seine Hände ging Alles und er machte seine Berichte. Auch das Kommando der Truppen in der Satrapie war einem vom Satrapen unabhängigen General übergeben. Selbst die Befehlshaber kleiner Festungen waren von dem Könige selbst ausgewählt.

Um die Verwaltung und polizeiliche Uebermachung, wie auch militärische Operationen und Handel und Verkehr zu erleichtern, sorgte Dareios für die Anlage trefflicher Straßen durch sein ganzes Reich, die alle mit Susa verbunden waren. Die Beschreibung dieses großartigen Straßennetzes ist verloren gegangen; allein Herodot hat uns die Straße beschrieben, welche vom Griechischen Meer nach Susa führte und 351 Meilen lang war. Alle drei bis vier Meilen waren Stationen mit trefflichen Wirthshäusern angelegt, bei denen sich, selbst in wüster oder kahler Gegend, schattige Gärten befanden. Bei diesen Stationen und an solchen Punkten, die nicht umgangen werden konnten, wie z. B. an den Fähren der zahlreichen Flüsse, waren Kastelle mit Wachtposten und Polizeibeamten, welche die Pässe revidirten und auch die durch Boten passirenden Briefe untersuchten. Auf diesen Stationen mußten stets Pferde und Reiter zur Beförderung königl. Befehle und Dienstsachen bereit sein. Die Griechen sagten, diese persischen Postreiter „flögen schneller als Kraniche".


Krieger.

Jedem Befehl an den Satrapen war das königliche Siegel beigedruckt; das des Dareios zeigt ihn selbst mit der Tiara, stehend auf seinem Wagen. Ein von seinem Pfeil erlegter Löwe liegt unter den Füßen der Pferde. Ein zweiter Löwe hat bereits zwei Pfeile im Leibe und der König schießt eben den dritten auf ihn ab. Seitwärts ist eine Dattelpalme und über dem Könige schwebt Auramazda. Dabei steht in drei Sprachen: „Ich bin Dareios, der große König".

Nächst dem Großpolizeiherrn oder Premierminister waren die wichtigsten Beamten des Reiches die sieben Oberrichter, welche über die väterlichen Bräuche zu wachen hatten, ferner der „Köcherträger", der „Lanzenträger", „Oberstabträger", „Oberjägermeister", kurz die ganze Hofmeisterei, wie wir sie noch heute bei europäischen Kleinkönigen sehen und die sie, wie auch die Polizeiwissenschaft, dem persischen Großkönig abgesehen haben. — Zur Erleichterung des Handels und noch mehr zur besseren Regulirung des Steuer-

wesens, welches durch die unendlich verschiedenen Münzen im großen Reiche erschwert wurde, schuf Dareios eine Reichsmünze. Zahlungen an die Regierung wurden nur in dieser angenommen; Provinzialmünzen wurden gewogen und nach dem Metallwerth berechnet. Zum Grund seiner Münzordnung legte Dareios das babylonische Goldtalent von 50½ Pfund, an Werth etwas über 60,000 Mark. Aus einem solchen Talent prägte man 3000 Goldstücke, die von den Griechen Dareiken genannt wurden und etwa 20 Mark werth waren Für die Silbermünzen bildete das schwere babylonische Talent von 67⅓ Pfund die Basis. Das Gold hatte den 13½fachen Werth des Silbers. Aus einem Talent Silber wurden 3000 Münzen geschlagen, wovon jede 5,60 Gramm wog. Ein solcher „Stater“ oder Silberdareike war daher unseren Zweimarkstücken gleich. Die Münzen trugen das Bildniß des Königs in knieender Stellung, in langem Kleide mit Kaftan darüber, mit der Tiara, reichem Haar und Bart; in der rechten, gesenkten Hand hält er eine Waffe, zuweilen auch in der Linken einen Bogen oder auf Silbermünzen einen Pfeil. Für Syrien ließ der König noch besonders 28 Gramm schwere große Silbermünzen schlagen.


Beamte, Hofleute u. s. w.

Kyros hatte es den Provinzen überlassen, ihre Tribute selbst zu bestimmen; Dareios führte eine andere Ordnung ein. Er erhob eine Grundsteuer, die sich nach dem Umfange, aber auch nach der Bodenbeschaffenheit der Satrapie richtete. Diese Steuer war nun wieder auf die innerhalb der Satrapie liegenden politischen Gemeinschaften in billiger Weise vertheilt. Nach schweren Kriegen wurden neue Abschätzungen vorgenommen. Die niedrigste Grundsteuer zahlte die siebente Satrapie, die der Gedrosier, Gandarer u. s. w. am Südufer des Kabul; der Betrag war etwa 1 Million Mark (170 Silbertalente). Die höchste Grundsteuer zahlte die Satrapie Babylon, nämlich 6 Millionen Mark. Die gesammten Einkünfte dieser reichen Satrapie schätzt Herodot auf täglich einen vollen Scheffel Silber. Die ganze Grundsteuer des Reiches betrug ungefähr 48 Millionen Mark. Dazu kam aber noch der Goldstaub aus Indien, nach Herodot's Angabe 360 Talente Gold, also 21,600,000 Mark. Außerdem gab es noch innerhalb des Reiches Lokalabgaben für Benutzung von Schleußen, Fischerei (die in einem ägyptischen Kanal brachte allein jährlich beinahe 1½ Millionen Mark Pacht) und andere Dinge. Ferner mußten manche Provinzen Naturalien neben der Grundsteuer liefern, wie Pferde, Schafe, Getreide u. s. w. Auch für den Gebrauch des Hofes lieferte jede Satrapie das Beste, was sie hatte. Babylon stellte 500 verschnittene Knaben jährlich; Chalybon (Helbon) in Syrien lieferte Wein, Kolchis kaukasische männliche und weibliche Sklaven, alle fünf Jahre 100 Knaben und 100 Jungfrauen, die Araber 1000 Talente Weihrauch u. s. w.


Hofleute, Stabträger u. s. w.

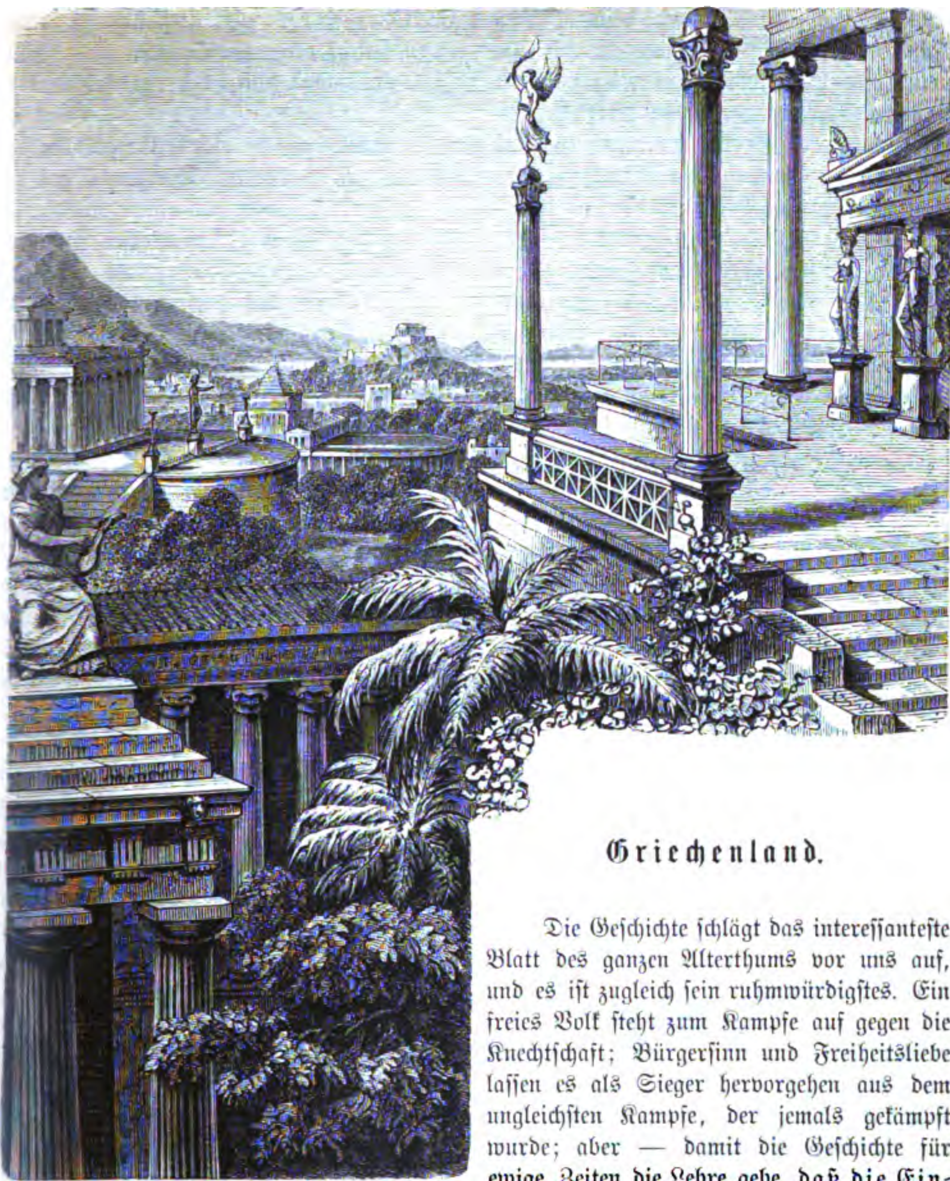
Außerdem hatten aber die Unterthanen noch die Armee zu ernähren, den Hof des Königs und der Satrapen zu erhalten, ebenso die Gestüte, z. B. die berühmten von Nisäa

in Medien, wo 150,000 Pferde weideten, oder in Babylon, wo der König 800 Hengste und 16,000 Stuten hielt (wozu aber die Kriegspferde nicht gerechnet wurden). Vier babylonische Dörfer hatten allein für die Verpflegung der königlichen indischen Hunde zu sorgen. — Die Unterhaltung des königlichen Hofes kostete jährlich etwa 66 Millionen Mark. Das war kein Wunder; die Fortschaffung des Hofes auf Reisen erforderte 1200 Kameele außer den Wagen. Mit der Feldequipage des letzten Dareios wurden 277 Köche, 29 Topfköche, 13 Milchspeisenbereiter, 17 Getränkebereiter, 70 Kellerbeamte, 40 Salbenmacher und 46 Kranzflechter gefangen genommen! Nach angestellten Berechnungen beliefen sich die von den persischen Unterthanen im Ganzen zu zahlenden Regierungsabgaben auf das Dreifache der Grundsteuer, also auf ungefähr 144 Millionen Mark, was in der That eine sehr mäßige Summe ist, wenn man bedenkt, daß sie von mehr als 80 Millionen Menschen gezahlt wurde. Persien, welches zu keiner Satrapie gehörte, zahlte gar keine Steuer. Die Achämeniden vergaßen nicht, daß die Perser ihnen dies große Reich erobert hatten. Das Geschenk, welches ihnen Kyros bei jedesmaligem Besuch zu geben pflegte, wurde durch Dareios zu einer gesetzlichen Verpflichtung gemacht.

Daß die trefflichen Landstraßen, die Sicherheit derselben, die Reichsmünze und andere gute Einrichtungen dem Handel sehr günstig waren, kann man sich wol denken, und um so mehr, als derselbe durch das ganze große Reich hindurch frei war von allen Zöllen und Belastungen. Dareios erleichterte den Seehandel außerordentlich dadurch, daß er ein Werk, welches Ramses II. und Neko schon vor ihm versucht hatten, vollendete, nämlich einen Kanal, welcher den Nil mit dem Rothen Meere verband. Der Kanal mündete etwas oberhalb Bubastis in den Nil und war in Vogelfluglinie 25 Meilen lang und gegen $37\frac{1}{2}$ Meter breit. Die Spuren dieses Werkes sind noch zu erkennen und Denksäulen mit Inschriften kennzeichnen dasselbe als eine Schöpfung des Dareios.

Der Ackerbau und Gartenbau genoß durch die Perser eine ganz besondere Pflege. Ihre Gärten, sogenannte Paradiese, sind berühmt und die Kultur der Wälder war den Satrapen vornehmlich ans Herz gelegt. Bei den Palästen der Großen fanden sich überall herrliche Parks, und wir haben erwähnt, daß selbst die Poststationen meist mit Gartenanlagen versehen waren.

Wenn wir den Staat, wie ihn Dareios einrichtete, mit dem der assyrischen Könige vergleichen und mit solchen, wie wir sie heute noch in Asien erblicken, so müssen wir gestehen, daß die Perserkönige, vor Allem aber Dareios, der das Werk des Kyros vollendete, eine dankbare Erinnerung in der Geschichte verdienen. Ihre Despotie, obwol die unumschränkteste, war die wohlwollendste von allen. Wenn trotzdem das große Persische Reich in sich zerfiel und die jungen Blüten, welche der kräftige und verständige Despotismus des Dareios hervorrief, allmählich dahinsiechten, anstatt nutzbringende Frucht zu tragen, welche das Volk kräftigt, so lag das nicht an dem guten Willen der persischen Könige, sondern in der Despotie selbst, welche von vornherein einen um sich fressenden Keim der Fäulniß in sich trägt. Die ganze Geschichte lehrt, daß alle Despotie zu Erschlaffung, sittlichem Verderben und materiellem Ruin der Völker führt. Wahre Kultur und was mit ihr zusammenhängt und von ihr abhängt, kann nur in der Freiheit gedeihen. Wie schnell belebend diese selbst auf Volkskörper wirkt, die durch den Despotismus fast zerdrückt waren, werden wir im Verlauf der Geschichte mehrmals wahrzunehmen Gelegenheit haben, z. B. an dem kleinen Holland, welches sich trotz eines 80jährigen Krieges gegen die damals größte Macht der Welt aus einer kaum beachteten Provinz zu einer der mächtigsten und reichsten Handelsnationen der Welt erhob. Dauernd gedeihen nur in der Freiheit Wissenschaften, Künste und der wichtige, praktische Kultur fördernde Handel.



Griechenland.

Die Geschichte schlägt das interessanteste Blatt des ganzen Alterthums vor uns auf, und es ist zugleich sein ruhmwürdigstes. Ein freies Volk steht zum Kampfe auf gegen die Knechtschaft; Bürgersinn und Freiheitsliebe lassen es als Sieger hervorgehen aus dem ungleichsten Kampfe, der jemals gekämpft wurde; aber — damit die Geschichte für ewige Zeiten die Lehre gebe, daß die Einheit einer Nation die einzige Bürgschaft ihrer Freiheit ist — so sehen wir jenes siegreiche Volk unmittelbar darauf einer fremden Macht unterliegen, weil es — das Band seiner Einheit zerriß!

Von einer Geschichte der einzelnen griechischen Staaten ist in diesem Abschnitte keine Rede, denn das ganze Griechenland steht in einem langen furchtbaren Kampfe. Wohin unser Ohr spähet, es vernimmt nur das Getöse der Waffen. Kriege und deren Veranlassung, Schlachten und Friedensunterhandlungen, das sind die einzigen Thatsachen, wovon die Geschichte Griechenlands in diesem Zeitraume zu berichten hat.

Das Persische Reich, furchtgebietend durch Länder- und Menschenmassen, und die Staaten Griechenlands, groß durch Einheit und Freiheitssinn, stießen an einander, als der Aufstand der Jonier unterdrückt war. Dareios I. hatte den Athenern Rache geschworen für den Beistand, den sie den Joniern geleistet hatten. Rache an den Athenern aber hieß

Rache an ganz Griechenland; denn von dem Einheitssinne der Griechen ließ sich erwarten, daß sie die Unterjochung eines ihrer im Herzen von Hellas gelegenen Staaten nicht theilnahmlos ansehen würden. Die Freiheit von ganz Griechenland schien bedroht, sobald das persische Scepter über Athen herrschte.

Dareios hielt die Besiegung der Griechen für leichter als sie war. Er glaubte, es bedürfe dazu keines andern Mittels, als der Absendung eines Heeres. Demgemäß gab er seinem Schwiegersohne Mardonios den Auftrag, mit einer Flotte und einem Landheere nach Griechenland zu ziehen (492 v. Chr.); auch war das Glück diesem Perser Anfangs wirklich günstig, denn das Landheer, welches über den Hellespont gesetzt worden, drang siegreich durch Thrakien und unterwarf Makedonien der persischen Herrschaft. Endlich aber erlitt es durch die Bryger, eine thrakische Völkerschaft, so empfindliche Niederlagen, daß Mardonios sich zum Rückzuge gezwungen sah, zumal auch die Flotte inzwischen das Unglück gehabt hatte, beim Umsegeln des Vorgebirges Athos von einem Sturme überfallen und vernichtet zu werden, so daß 300 Schiffe und 20,000 Mann in den Wellen ihren Untergang fanden.

Dareios war so ungerecht, das Unglück seiner Waffen deren Führer Schuld zu geben: er beschloß, seine Heere unter anderen Feldherren zum zweiten Male über den Hellespont zu schicken. Vorher aber sandte er Herolde an die griechischen Staaten mit der Aufforderung, ihm zum Zeichen der Unterwerfung Erde und Wasser zu übersenden; und so groß war in Hellas die Furcht vor dem persischen Despoten, daß die meisten Inseln und einzelne Staaten des Festlandes keinen Anstand nahmen, dies Begehren zu erfüllen. Nur Eretria, Sparta und Athen antworteten auf jene Anforderung des Perserkönigs mit einem noch schneidenderen Hohn, als es vormals die Skythen gethan.

In Sparta wurden die persischen Herolde von den Höhen des Taygetos in den Abgrund gestürzt mit dem lakonischen Spotte, sie möchten sich Erde und Wasser dort unten selbst holen. Aehnlich war ihr Empfang in Athen, wo man sie mit einer gleichen Bemerkung ins Wasser warf. Ja, die Schmach, welche in jener Aufforderung für Griechenland lag, erschien den Athenern so groß, daß ein junger Mann, Namens Themistokles, den Antrag stellen durfte, den Dolmetscher zu tödten, welcher die griechische Sprache zum Ausdrucke des persischen Ansinnens gemißbraucht habe. Und um so viel mehr stolz als gerecht waren die Athener, daß sie den Antrag mit Jubel aufnahmen und an dem unglücklichen Opfer der Pflicht vollstreckten.

Unter den Inseln, welche sich der persischen Aufforderung bereitwillig gefügt hatten, befand sich das reiche und mächtige Aegina. Athen gerieth über diese Vaterlandsverrätherei so in Wuth, daß es, die eigene Gefahr vergessend, die Aegineten mit Krieg überzog, und diesen nicht eher beendete, als bis die heranziehenden persischen Heere alle Sorge für den eigenen Staat in Anspruch nahmen. Der einzige, aber auch wichtige Vortheil, den Athen aus diesem Kriege gezogen, bestand in der hierdurch bewirkten Ausbildung seiner bis dahin gänzlich vernachlässigten Seemacht. Korinth hatte ihm Beistand geleistet, und von ihm lernten die Athener den Krieg zur See.

Dareios wüthete. Das kleine Griechenland hatte es gewagt, dem Weltbeherrscher zu trotzen; ein Schwertschlag sollte es vernichten. Datis, ein Meder, und Artaphernes, des Königs Brudersohn, erhielten den Oberbefehl über ein Heer, welches zunächst bestimmt wurde, Eretria und Athen zu zerstören und deren Bewohner als Sklaven nach Persien zu führen (490 v. Chr.). Das erste Ziel, die Zerstörung Eretria's, wurde vollständig erreicht. Denn obgleich die Eretrier von den Athenern kräftigen Beistand erhielten, so fanden sich unter den Bürgern von Eretria doch zwei Nichtswürdige, welche der Freiheit die Ruhe vorzogen und ihre Vaterstadt an die sie belagernden Perser verriethen. Eretria ward mit unmenschlicher Grausamkeit zerstört, und die Perser schickten sich an, Athen ein gleiches Schicksal zu bereiten.

Die Gefahr für Griechenland wuchs mit jedem Schritte, den die Perser auf hellenischem Boden vorwärts thaten. Das Ungewitter, welches über Hellas herauf zog, brachte alle Parteien schnell in das eine Ziel zusammen, die Freiheit des Vaterlandes um jeden Preis zu erhalten. Alle Parteiinteressen schwiegen. Griechenland war einig; es gab kein Sparta, kein Athen mehr; ganz Hellas erscholl von dem einstimmigen Rufe: Freiheit. Wie ein Zauber wirkte dieses Wort auf die Arme der griechischen Kämpfer, wovon die ewig denkwürdige Schlacht bei Marathon, die mit diamantenem Griffel auf die Tafeln der Geschichte geschrieben ist, ein glänzendes Zeugniß ablegte.

Marathon ist der Name einer Ebene, auf welcher zehntausend Griechen unter Führung des klugen und heldenmüthigen Miltiades über die Hunderttausend der Perser einen Sieg erkämpften, wie ihn die Kriegsgeschichte zu ihren seltensten Ereignissen zählt.

Die Gegend von Marathon war den Persern von Hippias, welcher sich bei ihren Anführern befand, zur Entscheidungsschlacht empfohlen worden, weil die dortigen Ebenen den Gebrauch der persischen Reiterei am besten gestatteten. Als die Perser dorthin rückten, blieb aus bestimmten Gründen der Versuch noch ohne Erfolg, die Spartaner zur Theilnahme an der Schlacht zu vermögen. Diese hatten ihre Hülfe zwar nicht verweigert, allein dieselbe wurde verspätet durch ein Gesetz, welches den Spartanern vor dem Vollmonde das Ausrücken zum Kriege verbot. Sie hatten versprochen, unmittelbar nach Ablauf dieser Frist zu erscheinen. So lange aber konnten die Athener nicht warten, denn die Gefahr ward mit jedem Tage dringender, und sie boten daher in der Eile alle ihre kriegsfähige Mannschaft auf; jede der zehn Phylen lieferte unter Anführung eines besondern Feldherrn ihre waffenfähigen Männer, außerdem wurden die Reihen derselben durch eine Menge bewaffneter Sklaven verstärkt. Was die Athener aber am meisten mit muthiger Hoffnung erfüllte, das war die Hülfe von 1000 Mann, welche ihnen die böotische Stadt Platää ohne alle Aufforderung zusendete. Dadurch ward das athenische Heer auf 10,000 Mann erhöht, welche von 10 Anführern befehligt waren. Dieser Umstand hätte jedoch, da er alle kriegerische Einheit vernichtete, den Griechen zum Verderben gereichen können, wenn sie nicht in Miltiades, einem der zehn Anführer, einen Mann besessen hätten, dessen Klugheit solchen Uebelstand beseitigte. Zuerst machte er seinen Einfluß dahin geltend, daß die Athener die von den Persern angebotene Schlacht überhaupt annahmen. Fünf der Feldherren stimmten nämlich dafür, fünf dagegen; die Stimme des Polemarchos sollte den Ausschlag geben, und Miltiades wußte es durch seine Ueberredungskunst dahin zu bringen, daß derselbe sich für die Schlacht entschied.

Da von den zehn Anführern jeder einen Tag lang den Oberbefehl führte, und man sehr wohl den hieraus entstehenden Nachtheil fühlte, so traten die fünf Feldherren, welche für die Schlacht gestimmt hatten, auf den Rath des Aristeides, eines der Strategen, ihren Kommandotag dem Miltiades ab. Jetzt wurde das Heer von dem großen Geiste dieses Mannes beseelt, und trotz der unübersehbaren persischen Reihen gab man sich der Hoffnung auf den Sieg hin.

Miltiades hatte mit dem Angriffe gewartet, bis sein eigentlicher Kommandotag gekommen, vermuthlich, damit sich keiner der übrigen Feldherren das Verdienst des Sieges auch nur der Form nach zuschreiben könne. Die Zeit bis dahin hatte er benutzt, um das Heer zu ordnen. Er machte die griechische Schlachtlinie so lang, wie die persische war, woher es denn kam, daß sie an Tiefe der persischen bedeutend nachstand. Die Flügel aber waren stärker besetzt; auf dem rechten kämpfte die Hauptmacht der Athener, auf dem äußersten linken standen die Platäer. Eine Entfernung von einer halben Stunde trennte die beiden Heere. Als das Zeichen zur Schlacht gegeben, griffen die Griechen an, indem sie im Laufen die persischen Reihen zu erreichen suchten. Die Perser waren über diese ungewöhnliche Angriffsart so bestürzt, daß ihre Flügel vor dem kühnen Laufe der Andringenden zurück wichen, während indeß die Mitte der Griechen durchbrochen wurde. Die persischen

Flügel wurden zersprengt, und erst hiernach richtete sich der Angriff gegen die Flanken der siegreich vorgedrungenen persischen Mitte. Auch diese mußte dem kühnen Arme der Griechen unterliegen, und die Niederlage des persischen Heeres wurde vollständig, zumal seine große Zahl in der engen Ebene eher hinderlich als förderlich wirkte.

Die Perser flohen eiligst auf ihre Schiffe, 6400 Todte auf dem Schlachtfelde zurück lassend, während der Verlust der Griechen nur 192 Mann betrug. Sieben der persischen Schiffe fielen den Griechen in die Hände, und bei dieser Gelegenheit war es, wo ein Athener, Namens Kynägeiodes, einen denkwürdigen Beweis von Heldenmuth lieferte. Er hatte eines der persischen Schiffe mit der rechten Hand erfaßt, um es aufzuhalten in dem Augenblicke, da es vom Ufer abstoßen wollte. Man hieb diese Hand mit dem Beile ab; da packte der Athener das Schiff mit der linken, und als das Beil auch diese Hand von dem Körper trennte, erfaßte der Held das Schiff mit den Zähnen so lange, bis unter dem Hiebe des Beils auch sein Haupt vom Rumpfe fiel.

Die Kunde von dem gewonnenen Siege versetzte Athen in einen Zustand ausgelassenen Entzückens. Ein Soldat hatte sie mit Aufopferung seines Lebens überbracht. Unmittelbar nach der Schlacht war er im schnellsten Laufe nach Athen geeilt, wo die Väter der Stadt auf dem Marktplatze in bangster Erwartung versammelt standen. In Schweiß gebadet langte der freiwillige Bote der Siegesnachricht dort an. „Freuet euch“, rief er aus, „wir haben gesiegt!“ Und als sei mit dieser Kunde das Ziel seines Lebens erreicht, so fiel er unmittelbar darauf todt zur Erde nieder.


Miltiades.

Bald nach der Schlacht trafen auch die Spartaner, 2000 Mann stark, auf der Walstatt ein. Ihr Gesetz hatte sie verhindert, an dem glänzendsten Siege Antheil zu nehmen, welchen die griechischen Jahrbücher aufbewahrt haben; und der Mißmuth über dies Geschick konnte nur durch den erfreulichen Anblick verscheucht werden, den ihnen die Masse der erschlagenen Perser gewährte. Laut rühmten die Spartaner die Tapferkeit ihrer Nebenbuhler und kehrten dann, nicht ohne geheimen Neid, wieder nach Hause zurück.

Die Athener aber verewigten den Sieg bei Marathon durch die Aufrichtung einer Statue der Nemesis (Rachegöttin) mitten auf der Walstatt. Der berühmte Bildhauer Pheidias meißelte diese Bildsäule aus demselben Marmorblock, welchen die Perser in ihrem trügerischen Siegesrausch selbst auf die Felder von Marathon geschafft hatten, um ihren Waffen dort eine Ehrensäule zu errichten.

Nach dem Verluste der Schlacht, in welcher auch Hippias gefallen sein soll, versuchten Datis und Artaphernes eine List, um die erlittene Scharte wieder auszuwetzen. Sie segelten eilig nach dem von aller Mannschaft entblößten Athen, um es durch einen Handstreich in Besitz zu nehmen. Doch Miltiades hatte ihre Absicht durchschaut und wußte dieselbe zu vereiteln. Er ließ den Aristeides mit tausend Mann zur Bewachung der Beute auf dem Schlachtfelde zurück, und eilte auf dem kürzeren Landwege nach der bedrohten Stadt, wo er noch zeitig genug mit seinen siegreichen Kriegern ankam. Da kehrten die Perser eilig um, verließen Griechenland und konnten ihrem Herrn keine anderen Trophäen mitbringen, als die gefangenen Eretrier, denen der großmüthige Dareios trotz seines neuerdings erlittenen Unfalls das Leben schenkte nebst der Erlaubniß, sich an einem seiner Lustorte anzusiedeln.

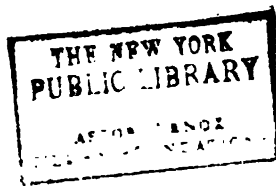
Die Freude der Athener über den errungenen Sieg glich einem Rausche; Miltiades, Aristeides und Themistokles theilten sich in die Lorbern, mit welchen das jubelnde Volk die rückkehrenden Helden begrüßte. Aber der schönste Kranz wurde dem Helden des Tages zu Theil. Sein Name lebte auf Aller Lippen, und Athen war stolz darauf, ihn erzeugt



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

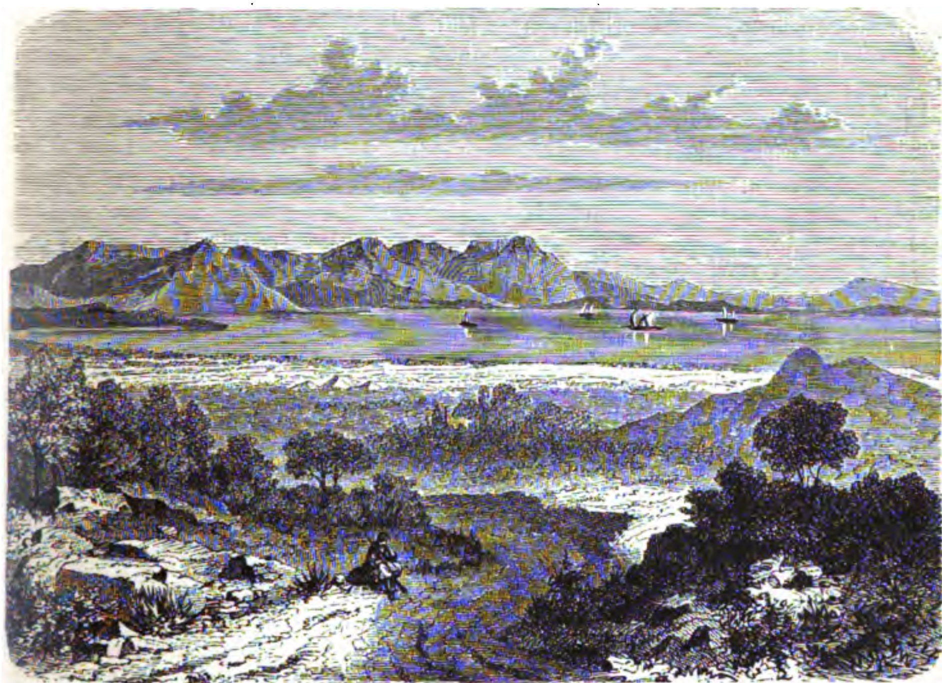
Flucht der Perser nach der Schlacht bei Marathon.

Zeichnung von Hermann Vogel.



zu haben. Miltiades war der Gott der Athener geworden. „Doch was ist die Dankbarkeit eines Volkes? Wahrlich oft ein minder sicheres Brot als die Dankbarkeit der Fürsten!" So rufen die Geschichtschreiber, indem sie auf das Lebensende des Helden von Marathon kommen, und wir werden gleich sehen, ob solcher Ausruf begründet ist.

Miltiades war ein großer und kluger Mann, aber auch so schwach, den über die Athener erlangten Einfluß zur Befriedigung persönlicher Anwandlungen zu mißbrauchen. Unter dem Vorwande, die Bewohner der Insel Paros dafür zu bestrafen, daß sie die Perser mit Schiffen unterstützt hatten, unter der Vorspiegelung, den Athenern Ruhm und Reichthum zu verschaffen, in Wahrheit aber, um eine persönliche Rache zu befriedigen, beredete er die Athener zu einem Kriegszuge (489 v. Chr.) gegen jene Insel.



Ebene von Marathon.

Man sagt, die Ursache, weshalb Miltiades zur Rache gegen Paros entflammt worden, habe in dem Hasse gegen einen einzelnen Bewohner jener Insel beruht, der ihn früher bei den Persern verdächtigt hätte. Darf es nun noch befremden, wenn nach dem gänzlichen Mißlingen dieses Kriegszuges die Stimmen der Vaterlandsfreunde sich gegen Miltiades erhoben, um ihn anzuklagen, daß er das Vaterland an seine Privatinteressen verrathen habe? Darf es befremden, wenn Athen seinen Helden, der nach dem Gesetze den Tod verdient hatte, statt dessen zu einer Geldstrafe von 50 Talenten (etwa 225,000 Mark) verurtheilte?

Miltiades befand sich allerdings nicht in der Lage, diese Summe zu bezahlen, und obschon er sich bei der Belagerung von Paros durch einen unglücklichen Sprung einen Schenkelbruch zugezogen, setzte man ihn doch, ungeachtet seiner Wunde, in Haft; der Brand schlug dazu, und der Sieger von Marathon hauchte im Gefängnisse seinen Geist aus. Nach dem Gesetz mußte darauf Kimon, der Sohn des Miltiades, die Gefangenschaft seines verstorbenen Vaters fortsetzen; er blieb jedoch nur kurze Zeit in Haft, da sich ein reicher Verwandter erbot, die dem Miltiades auferlegte Buße zu lösen.

Zu dem tragischen Schicksal, welches den Miltiades betraf, hatten gewiß seine Neider, unter denen die Geschichte vorzüglich den Xantippos nennt, mit beigetragen. Aber hatte

er diesen Neidern nicht Gelegenheit gegeben, sich gegen ihn erheben zu können? Gegen eine vollendete Tugend wäre selbst der allgewaltige Neid nicht aufgekommen; und daß eine Republik, unbeirrt durch persönliche Rücksichtnahme, der halben Tugend den Untergang bereitet, ist einer der Vorzüge, den nur selten andere Staatsformen mit ihr theilen.

Unter solchen Vorzügen finden wir auch den, daß der Verlust eines großen Mannes bald ersetzt wird. So geschah es in Athen. Miltiades war kaum gestorben, als sich auch schon zwei Männer erhoben, die in jeder Beziehung würdig waren, seine Nachfolger zu sein.

Aristeides, dessen Namen wir schon einigemal nannten, ist einer derselben. Er war ein Mann von hohem Geiste, patriotischem Werthe und unerschütterlicher Gerechtigkeit; der andere ist der mit Ehrgeiz und Energie des Willens so reich begabte Themistokles, dessen Name bald noch mehr gepriesen werden sollte, als der seines unglücklichen Vorgängers.

Themistokles war eine der eigenthümlichsten Erscheinungen in dem republikanischen Leben Athens. Der Hauptzug seines Charakters war Ehrgeiz, und schon als Knabe gab er so auffallende Beweise davon, daß einst sein Lehrer zu ihm sagte: „Junge, aus dir wird nichts Gewöhnliches, entweder etwas recht Gutes oder etwas sehr Schlimmes.“ — Alle sogenannte Bildung verschmähete er, und wenn man ihm in den feinen Zirkeln Athens darüber Vorwürfe machte, so pflegte er zu antworten: „Allerdings, aufs Lautenstimmen und Harfenklimpern verstehe ich mich schlecht; aber man gebe mir eine kleine unansehnliche Stadt, und man wird sich überzeugen, daß ich es verstehe, sie zu einer großen und angesehenen zu machen.“

Aus derselben Quelle, welcher diese Reden entsprangen, ging auch jede seiner Handlungen hervor. Ehrgeiz trieb ihn dazu, seine Geldmittel zu überschreiten, um es den vornehmen Athenern an Pracht und Aufwand gleich zu thun, und ganz besonders sich das Volk zum Freunde zu machen. Dies letztere Ziel sollte die erste Sprosse der Leiter werden, auf welcher Themistokles zum Lenker des Staats hinauf steigen wollte. Durch Freundlichkeit, Gefälligkeit und Freigebigkeit gelang es ihm auch bald, die Menge für sich zu gewinnen, und wenn Miltiades nicht gewesen wäre, so hätte Themistokles glücklich sein können. Aber der Ruhm dieses Mannes zehrte an seinem Herzen, und als ihn seine Freunde einst bekümmert fragten, welches Unglück ihn so sehr danieder beuge, antwortete er mit bewundernswerther Offenheit: „Das Siegesmal des Miltiades läßt mich nicht schlafen.“

Zwei so treffliche, aber in der Tiefe ihres Charakters so durchaus verschiedene Männer wie Aristeides und Themistokles mußten bei ihrem Streben nach der Leitung des Staats sich bald feindlich gegenüber treten; und wirklich sehen wir kaum das Volk sich um Beide scharen und in Parteien spalten, als auch schon die Feindseligkeiten zwischen Aristeides und Themistokles zum offenen Ausbruch kamen. Wenn Themistokles seinen Einfluß besonders in den Volksversammlungen geltend machte, so war Aristeides dagegen bemüht, in den Gerichtssälen die herrschende Stimme zu erhalten, und sein Gerechtigkeitssinn unterstützte ihn bei diesem Streben so sehr, daß er bald allgemein den ehrenden Beinamen „der Gerechte“ führte. Auf diese Weise wußte das Volk nie recht, für welchen der beiden ausgezeichneten Männer es sich entscheiden sollte, und dieser Zwiespalt, welcher dem Staate allerdings nur verderbenbringend sein konnte, veranlaßte den Aristeides einst zu dem merkwürdigen, echt patriotischen Ausspruche: „Es giebt kein Heil für Athen, wenn man nicht den Themistokles und mich in den Abgrund wirft!“ Die Folge dieses Parteistreites war schließlich, daß Aristeides durch den Ostrakismos auf zehn Jahre aus Athen verbannt wurde.

Später knüpften an diesen Akt der Verbannung einige Erzähler von Aristeides eine charakteristische Anekdote. Während der Verhandlungen auf dem Markte trat ein Bauer, der den Aristeides nicht persönlich kannte, an diesen heran mit der Bitte, ihm den Namen Aristeides auf die Scherbe zu schreiben, da er selbst des Schreibens ganz unkundig sei. Verwundert fragte der Gebetene: „Kennst du denn den Aristeides?“ — „Nein“, erwiederte

der Bauer. „Und hat er dir jemals etwas zu Leide gethan?“ — „Niemals“, antwortete der Gefragte: „aber es ärgert mich, daß er überall ganz allein der Gerechte heißt.“ Lächelnd und ohne ein Wort zu erwiedern, schrieb Aristeides seinen Namen auf die Scherbe und gab dieselbe dem Bauer zurück.

Als Aristeides hierauf verurtheilt ward und die Stadt verließ, hob er seine Hände gen Himmel und flehte zu den Göttern, sie möchten die Athener kein Schicksal treffen lassen, wodurch das Volk gezwungen würde, sich des Aristeides zu erinnern.



Aristeides und der Bauer. Nach M. Hillemacher.

Jetzt hatte Themistokles freie Hand. Seiner Meinung und seinem Wunsche zufolge war die Schlacht bei Marathon nichts als der Anfang einer Kette von Siegen, durch welche sein Name unsterblich werden sollte. Er hatte also nichts versäumt, die Athener unüberwindlich zu machen, und es sehr wohl erkannt, daß dies nur durch eine Herrschaft zur See möglich sei. Deshalb hatte er schon früher einen abermaligen Kriegszug gegen Aegina dazu benutzt, die Athener zum Bau einer Flotte von 200 Schiffen zu überreden; er war so der Schöpfer der athenischen Seemacht geworden. Die Athener waren über diese Neuerung, „welche ihnen Schild und Speer nahm und sie an die Ruderbänke fesselte“, — wie einige Redner sich ausdrückten — anfänglich sehr unzufrieden, bis die erste Seeschlacht ihnen bewies, daß Themistokles nicht allein zum Besten des Vaterlandes, sondern auch mit vieler Ueberlegung gehandelt hatte, als er ihnen das Meer unterthan machte. Jetzt fast am Ziele seines Strebens, hatte er für sich persönlich keinen andern Wunsch, als die Perser abermals gegen Griechenland aufbrechen zu sehen; — sein Wunsch wurde erfüllt.

Xerxes, welcher seinem Vater Dareios auf dem persischen Throne gefolgt war, hatte Anfangs wenig Lust gezeigt, den Kampf mit dem kleinen aber heldenmüthigen Griechenland wieder aufzunehmen. Die Einflüsterungen seiner Umgebung bestimmten ihn endlich doch dazu. Besonders bemüht, den Xerxes zu dem Kriege gegen Griechenland zu bereden, waren die Peisistratiden, welche die Hoffnung noch immer nicht aufgaben, den Thron Athens wieder zu gewinnen, und Mardonios, dessen dringendster Wunsch auf die Statthalterschaft von Hellas gerichtet war. Zum Ueberflusse erschienen auch noch Abgesandte einer thessalischen Herrscherfamilie, welche den Xerxes unter Beistandsversicherungen dringend aufforderten, in Griechenland einzufallen. So wurde Xerxes endlich zum Kriegszuge gegen die Griechen bestimmt; um aber des Sieges diesmal sicher zu sein, beschloß er eine Macht aufzubringen, die durch ihre Masse jeden Widerstand erdrücken müsse. So begannen denn die in der Geschichte ohne Beispiel dastehenden Rüstungen des Xerxes (485 v. Chr.), welche ununterbrochen fünf Jahre lang währten und ein Heer zu Stande brachten, wie es die Welt noch nicht gesehen hatte und kaum wieder sehen wird. Wir rechnen zu diesen Rüstungen alle Ereignisse, welche sich auf die Heeresmacht des Xerxes beziehen, bis zu dem Augenblicke, wo er an den Pforten von Hellas stand, und wollen alles dies hier zusammenfassen.

Zu dem großen Kriegszuge ward das ganze unermeßliche Perserreich aufgeboten. Sechsundfünfzig Völkerschaften der verschiedensten Art in Sprache, Sitte, Kleidung und Bewaffnung steuerten zu einem Heere bei, dessen freilich wol übertriebene Zahl mit Ausschluß des Trosses (Weiber, Kinder, Packknechte u. dgl.) auf $2^1/_2$ Millionen angegeben wird.

Seltsam war das Bild, welches dies gemischte Heer dem Auge des Beschauers vorführte. Neben den Persern, deren Kleidung und Bewaffnung wir schon kennen lernten, sah man Kissier mit Turbanen; Assyrer mit ehernen, seltsam geformten Helmen, Schilden, Spießen, Dolchen, Panzern und Keulen; Saker mit spitzen Bundhüten, Bogen, Dolchen und Doppelbeilen; Inder in Baumwollenkleidern, mit Bogen und Pfeilen bewaffnet: schwarze Inder, auf dem Kopfe Stirnhäute von Pferden mit Ohren und Mähnen: Kaspier in Flausröcken mit Bogen und Säbel; Aethiopier, den Leib halb weiß und halb roth gemalt, in Pardel- und Löwenfellen, mit drei Meter langen Bogen, Spießen mit geschärftem Gazellenhorn und beschlagenen Keulen; Paphlagonier mit ehernen Helmen, kleinen Schilden, Wurfsperen, Dolchen und mit Stiefeln bis zur Mitte des Schienbeines: Lydier, fast griechisch bewaffnet; Thraker mit Fuchspelzen auf dem Kopf; Moschier mit hölzernen Helmen; Sagartier nur mit Schlingen bewaffnet. Den Kern des Heeres bildeten die „Unsterblichen", wie schon erwähnt so genannt, weil die Gefallenen stets wieder ersetzt wurden, ein Corps von 10,000 Persern. Die Reiterei, welche zum Theil auf Kameelen kämpfte, war 80,000 Mann stark.

Ein nicht minder großartiges Gemisch bildete die über 1200 Schiffe starke Flotte des Xerxes, zu deren Aufbringung alle Küstenvölker aufgeboten waren, welche unter persischer Botmäßigkeit standen. In den Reihen dieser Kriegsfahrzeuge befehligte auch ein Weib, die Königin Artemisia von Halikarnaß in Karien. Sie leitete fünf karische Schiffe und machte sich um den Xerxes durch die besten Rathschläge verdient.

Die Gegend bei Kritalla in Kappadokien war zum Sammelplatze jenes unübersehbaren Heeres bestimmt. Von hier aus trat Xerxes, welcher die Landmacht in Person anführte, seinen Zug an, und zwar in folgender Ordnung: Voran zogen die Packknechte und das Lastvieh. Hierauf folgte die Hälfte des Heeres, aus den verschiedensten Völkern zusammengesetzt; nach einem großen Zwischenraume 1000 auserlesene persische Reiter, 1000 auserwählte persische Lanzenträger, 10 schön geschmückte Pferde aus der königlichen Stuterei zu Nisäa; der heilige Wagen, von acht weißen Pferden gezogen; der Wagen des Xerxes: 1000 Lanzenträger; ein aus den edelsten Persern bestehendes Gefolge; 1000 persische Reiter; das 10,000 Mann starke Corps der „Unsterblichen"; endlich 10,000 Reiter: und hierauf in einer Entfernung von 250 Schritten die zweite Hälfte des großen Heeres.

Der Zug hatte seinen Weg nach Kelänä in Phrygien genommen. Dort wohnte der reichste Mann des Alterthums, Namens Pythios. Er machte es sich zur Ehrensache, das zahllose Heer seines Gebieters zu bewirthen; ja er ging in seinem Eifer, sich dem Despoten gefällig zu erweisen, so weit, ihm all sein baares Geld zum bevorstehenden Kriegszuge als Geschenk anzubieten. Xerxes fragte ihn, wie hoch sich sein baares Vermögen belaufe, und als Pythios dasselbe auf 2000 Talente Silber und 4 Millionen weniger 7000 Dareiken (Goldstücke), zusammen etwa 63 Millionen Mark unseres Geldes, anschlug, erwiederte ihm der uneigennützige Xerxes, dessen Stolz es nicht dulden konnte, daß einer seiner Unterthanen ihn an Edelmuthe überträfe: „Ich freue mich über deinen Reichthum und deine Gesinnung, mache dich zu meinem Gastfreunde, schlage aber dein Geschenk nicht allein aus, sondern gebe dir noch die 7000 Dareiken, welche dir zu den 4 Millionen Goldstücken fehlen.“

So großmüthig sich Xerxes hier zeigte, so grausam verfuhr er gegen denselben Pythios, als dieser ihn, von der königlichen Güte aufgemuntert, bat, ihm den ältesten seiner Söhne zur Verwaltung des Vermögens von dem Kriegszuge frei zu lassen. Xerxes ergrimmte darüber, daß Pythios einen seiner Söhne von einem Zuge befreit wissen wollte, den der König selbst nebst allen seinen Verwandten mitmachte. „Wohlan“, sprach er zu dem flehenden Vater, „ich lasse dir drei Söhne zurück; aber dein liebster, der älteste, soll Jedem zur Warnung dienen, daß man sich der Ehre dieses Kriegszuges nicht entziehen dürfe.“ Und so wurde der älteste Sohn des unglücklichen Pythios mitten von einander gehauen und die Hälften seines Körpers zu beiden Seiten des Weges gelegt, so daß das ganze Heer durch diese schauderhafte Pforte hindurch marschiren mußte.

Nachdem Xerxes von hier aus nach Sardes gezogen war und dort überwintert hatte, richtete er seinen Zug nach Abydos, wo er die erste Musterung seines Heeres vornahm. Beim Anblick der unübersehbaren Scharen, welche vor seinem Antlitz vorüber zogen, füllte sich das Auge des allmächtigen Herrschers mit Thränen und wehmüthig rief er aus: „O wie jammert es mich, daß nach 100 Jahren von all diesen zahllosen Menschen kein einziger mehr am Leben sein wird!“ Er ahnte nicht, daß schon nach einem einzigen Jahre ein großer Theil derselben auf sein Geheiß dem Tode verfallen sein würde.

Von Abydos wälzte sich der Zug an den Hellespont, um diese Meerenge auf Schiffbrücken zu überschreiten, während die Flotte an dem Vorgebirge Athos vorüber Griechenland erreichen sollte. Xerxes, dem die Gefahr dieses sturmreichen Kaps von dem Zuge des Mardonios her bekannt war, hatte zur Vermeidung jener Gefahr ein Mittel erwählt, wie es nur in dem Gehirn eines Weltherrschers ersonnen werden kann. Die Landenge, welche den Berg Athos mit dem Festlande verband, war nur eine halbe Stunde breit, und leicht hätte man die Schiffe, wie das oft geschah, zu Lande darüber hinweg transportiren können. Doch einem Xerxes erschien dieser Ausweg viel zu kleinlich. Deshalb hatte er schon seit drei Jahren an der Durchstechung des Berges arbeiten lassen, und zugleich an denselben folgenden lächerlichen Drohbrief gerichtet: „Athos, du stolzer und aufgeblasener Berg, der du dein Haupt bis in die Wolken hebst, ich rathe dir, daß du nicht so verwegen seiest, Felsen und Steine, die nicht durchgehauen werden können, meinen Arbeitsleuten in den Weg zu legen. Wofern du dergleichen Widerstand wagst, will ich dich ganz niederhauen und geradezu ins Meer werfen.“ — Der mühsame Durchbruch gelang vollständig.

Nicht so gehorsam wie der Berg Athos erwies sich Anfangs der Hellespont, dessen thürmende Wogen alle Versuche, die beiden Schiffbrücken zu schlagen, vereitelten. Xerxes wurde wüthend, die Baumeister mußten mit ihren Köpfen büßen, was die Meereswellen verschuldeten; um aber auch diese nicht ungestraft zu lassen, gebot Xerxes, dem widerspenstigen Meere 300 Ruthenhiebe zu ertheilen, ein Paar Fesseln hinein zu werfen und ihm folgende Willensmeinung des Weltbeherrschers zu verkünden: „Du bitteres Wasser, dir legt der Gebieter diese Strafe auf, weil du ihn beleidigt, ohne daß er dir ein Leid gethan; und König Xerxes wird über dich gehen, du magst nun wollen oder nicht.

Mit Recht opfert dir kein Mensch als einem tückischen Salzstrome." — Das Meer beruhigte sich endlich und die beiden Brücken über den 875 Schritte breiten Hellespont kamen zu Stande; man hatte sie mit einem Geländer von Bretern und Erde versehen, um das Scheuwerden der Pferde zu verhindern. Nun begann Xerxes den Uebergang, nachdem er zuvor unter Verbrennung von Räucherwerk Gebete an die aufgehende Sonne gerichtet hatte.

Unter Geißelhieben, um sie zur Eile zu spornen, zogen die Truppen über die beiden Brücken; so groß war der Zug, daß der Uebergang in ununterbrochenem Marsche 7 Tage und 7 Nächte dauerte. Sein nächstes Ziel war die Ebene von Doriskos in Thrakien, wo Xerxes sein Heer abermals musterte; es war eine Streitmacht von 1,700,000 Mann, eine Zahl, welche mit dem Trosse und der 517,000 Mann starken Bemannung von gegen 1200 Kriegs- und 3000 Transportschiffen auf ungefähr $2^1/_2$ Millionen Seelen anwuchs. Die Zahlen werden sehr verschieden und übertrieben (sogar bis auf $4^1/_2$ Millionen) angegeben; allein es schien, als zöge ganz Asien gegen das kleine Griechenland in den Kampf.

Hier bei dieser Musterung ließ Xerxes den abgesetzten spartanischen König Demaratos, der sich in seiner Umgebung befand, zu sich bescheiden und fragte ihn, ob die Hellenen es wol wagen könnten, sich mit ihm zu messen, da sie nicht durch ein gemeinsames Band verbunden wären, wie die Perser in ihm, dem Könige besäßen. Demaratos fragte, ob Xerxes Wahrheit wolle oder Schmeichelei? Wahrheit! entgegnete dieser; und Demaratos sprach: „Die Griechen, o König, beseelt solch ein Geist, daß sie sich mit dir schlagen werden, und seien es ihrer auch nur Tausend; sie werden siegen oder sterben. Und was das Band betrifft, das ihnen in einem Könige fehlen soll, so haben sie ein weit festeres im Gesetz und in der Freiheit!" Xerxes lachte den Redner aus; bald aber erfuhr er, daß derselbe richtig geurtheilt hatte.

Der Zug ging durch Thrakien, Makedonien und Thessalien. Er war für die Länder nicht minder beschwerlich als für das Heer selbst. Dies mußte sich oft erst durch Niederschlagen der Bäume Wege bahnen durch die dichten Wälder, wo reißende Thiere das Lastvieh anfielen. Und jeder Ort, den das Schicksal traf, vom persischen Heere durchzogen zu werden, war für lange Zeit ruinirt, denn nur mit den größten Opfern konnte das aufgebracht werden, was ein so zahlloses Heer zum Lebensunterhalte bedurfte. So unter Mühseligkeiten aller Art, aber sie alle überwindend, rückte Xerxes gegen Hellas vor, und erst hier fand der übermächtige Despot Hindernisse, die sein Machtwort nicht hinweg zu räumen vermochte: ein tapferes, seine Freiheit vertheidigendes Volk von Helden.

Während Xerxes seine Rüstungen betrieb, hatten Sparta und Athen darauf Bedacht genommen, sich für den großen Freiheitskampf, der dem Vaterlande bevorstand, noch mehr vorzubereiten, als sie es an und für sich durch ihr kriegerisches Wesen bereits waren. Anfangs schienen diese Vorbereitungen nicht recht glücken zu wollen; denn Argos, welches sich mit Sparta in Zwist befand, konnte, man sagt durch persisches Gold bestochen, nicht zur Versöhnung gebracht werden; und auch die Unterhandlung mit Gelon, dem Tyrannen von Syrakus, welcher um Beistand ersucht wurde, zerschlug sich an dem Stolze Sparta's.

Gelon hatte eine Hülfsmacht von 200 Schiffen, 2000 Reitern, 20,000 Schwerbewaffneten und dabei die Lieferung alles während des Krieges nöthigen Korns versprochen, wenn man ihm dafür die Oberanführung der griechischen Heere überlasse. Eine solche Zumuthung konnte das stolze Sparta aber nicht ertragen; die spartanischen Gesandten erwiederten dem Gelon, daß sie gekommen seien, um Truppen, nicht aber um Feldherren zu suchen. Sparta befand sich seit einiger Zeit in großer Verlegenheit; denn es konnte durchaus kein günstiges Opferzeichen mehr erlangen. Die Priester erklärten dies für eine Strafe wegen der an den persischen Gesandten begangenen Verletzung des Völkerrechts (s. S. 464), und so beschloß man denn endlich, die begangene Sünde durch Auslieferung zweier Spartaner an den persischen König zu sühnen. Als die Patrioten in der Volksversammlung fragten, ob sich Jemand fände, der bereit sei, sich für das Wohl des Vater

landes zu opfern, traten die beiden Spartaner Sperthias und Butis hervor und boten sich als Sühnopfer an. Die beiden Helden gingen auch wirklich zum Xerxes ab und kamen auf ihrer Opferreise zuerst nach Sardes, wo Hydarnes, ein edler Perser, Statthalter war. Er wurde von der Absicht seiner Gäste gerührt, bewirthete sie freundlich und fragte sie: „Warum scheut ihr Lakedämonier euch vor der Freundschaft unseres Königs? Er schätzt wackere Männer und würde jeden Spartaner, wenn ihr euch unterwürfet, zum Herrn in Hellas machen.“ Darauf antworteten ihm die Spartaner: „Hydarnes, darüber kannst du nicht urtheilen; denn du weißt zwar, was es heißt, ein Knecht zu sein; aber du weißt nicht, was die Freiheit ist. Kenntest du sie, so würdest du uns rathen, nicht mit Lanzen, sondern mit Beilen für sie zu fechten.“

Als die beiden Reisenden nach Susa kamen, wo sich Xerxes noch aufhielt, wollte man sie zwingen, sich vor dem Könige in den Staub zu werfen. Allein sie weigerten sich, indem sie sagten, es sei in ihrem Vaterlande nicht Brauch, einen Menschen anzubeten; sie seien nicht hier, um zu knieen, sondern um ihre Köpfe als Rach- und Sühnopfer zu überliefern für die persischen Herolde, die in Sparta umgebracht worden. Xerxes, von so viel Männerwürde gerührt, erwiederte, er wolle sich nicht desselben Fehlers schuldig machen wie die Lakedämonier, entbinde diese daher von ihrer Schuld und wünsche den beiden edlen Männern glückliche Reise in die Heimat.

Nicht viel besser als um Sparta stand es um Athen, und wäre Themistokles nicht gewesen, so ist sehr die Frage, ob die griechische Freiheit nicht bei dem ersten persischen Schwertschlage vernichtet worden wäre. Aber das ist ein Segen republikanischer Verfassungen, daß sich in Ländern solcher Staatsform das Talent gewöhnlich leichter die Bahn bricht bis zu der Stelle, wo es im Stande ist, für das Vaterland zu wirken.

Wir haben schon gesehen, daß Themistokles den widerstrebenden Atheneern eine Seemacht aufgedrungen hatte. Jetzt war er darauf bedacht, den Krieg mit Aegina zu beendigen. Aber ein Haupthinderniß war noch aus dem Wege zu räumen: die trostlosen Sprüche des delphischen Orakels, welches seit einiger Zeit nichts als Unheil verkündete. Themistokles wußte die Pythia in sein Interesse zu ziehen, und so erhielt Athen auf einmal einen Spruch, der alle Herzen mit Hoffnung erfüllte und die Abneigung der Athener gegen die Schiffe völlig vernichtete.

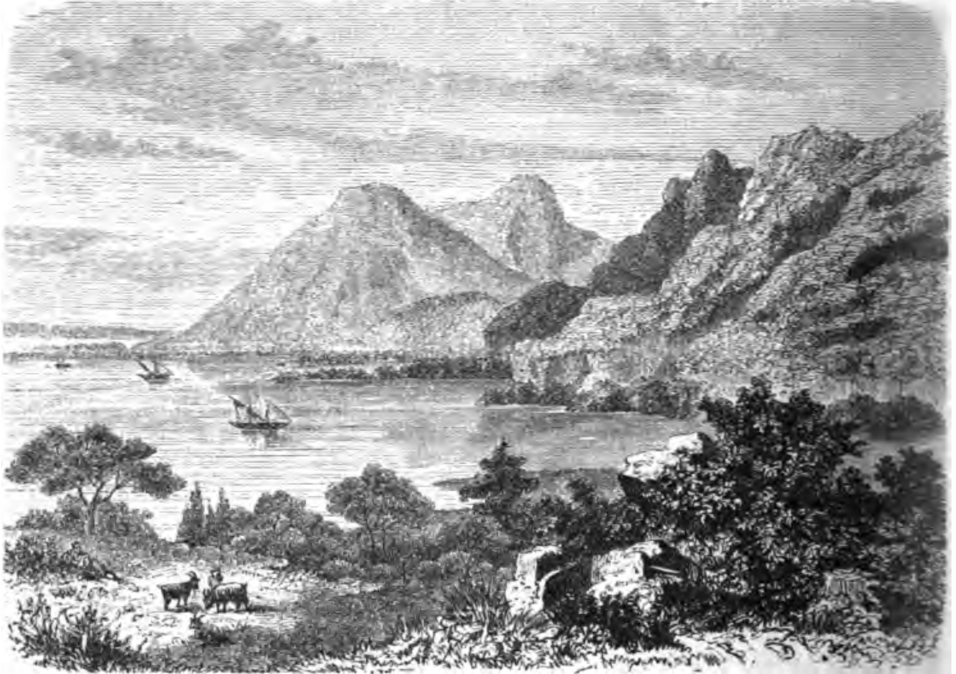
Der klug gefaßte Spruch lautete:

Pallas versucht umsonst, den Olympier Zeus zu versöhnen,
Bittet sie gleich mit emsigem Mund und kluger Besinnung.
Eins doch sag ich dir noch, ein Wort, das wie Eisen gestählt ist:
Siehe, wenn Alles dem Feind heimfällt, was die Marke des Kekrops
In sich faßt und die Bucht des heiligen Berges Kythäron,
Läßt der Tritongeborenen*) doch der waltende Gott Zeus
Ungestört die hölzerne Burg, dein Heil und der Kinder.
Harre drum nicht, bis die Reiter sich nah'n und die wogende Menge
Fußvolk, ruhig auf festem Land; — nein, weich', und den Rücken
Weise dem Feind; es kommt die Zeit, um die Stirne zu bieten! —
Göttliche Salamis, traun, du vertilgst die Söhne der Weiber,
Wenn Demeter sich nun zerstreuet oder sich sammelt.

Leonidas bei Thermopylä (480 v. Chr.). Unterdessen hatte sich der Spartanerkönig Leonidas mit einem Heerhaufen von 8000 Mann Peloponnesiern, unter ihnen 300 auserlesene Spartaner, nach Hellas aufgemacht, um den anrückenden Xerxes in seinem Laufe aufzuhalten. Zu diesem Zwecke besetzte er den einzigen von Thessalien nach Hellas führenden Weg, den von hohen Bergen gebildeten Engpaß von Thermopylä (Warmbrunn), so genannt von den dort vielfach entspringenden warmen Quellen. Hier erwartete der muthige Spartanerkönig das Herandringen der persischen Myriaden. Der Vortheil, den ihm die

*) Ein sehr alter Name der Pallas Athene.

Beschaffenheit des Engpasses gab, war unschätzbar, denn diese Beschaffenheit erlaubte dem Feinde nicht, seine Massen zu entfalten. Die Reiterei war gar nicht zu verwenden, und das Fußvolk konnte gegen den Paß immer nur in kleinen Abtheilungen vorrücken, die alsdann, von den griechischen Spießen und Schwertern empfangen, in kurzer Zeit vernichtet waren, wenn sie nicht, die Gefahr ihrer Stellung erkennend, scheu zurückwichen. So geschah es, daß 8000 Griechen eine Heeresmacht aufhielten, wie sie die Erde nie wieder erblickt hat. Xerxes sah ein, daß Alles, was man ihm vor der Schlacht von dem Heldenmuthe der Spartaner hinterbracht hatte, auf Wahrheit beruhte; und schon hier bei Thermopylä würde seine Macht gebrochen worden sein, wenn der Verrath sich nicht helfend an seine Seite gestellt hätte.



Umgegend von Thermopylä.

Ein elender Grieche, Namens Ephialtes, der sich von Xerxes eine große Belohnung versprach, wenn er ihm ein Mittel entdeckte, der griechischen Heldenschar Meister zu werden, verrieth den Persern einen Fußpfad über das Gebirge, auf dem er einen Theil des Heeres in der Nacht heimlich den Griechen in den Rücken zu führen versprach. Der schändliche Plan wurde ausgeführt; Leonidas sah sein kleines Heer am Morgen vorn und im Rücken zugleich angegriffen, und er erkannte sogleich das Schicksal, das seiner Heldenschar bevorstand. Er hätte sich noch über die ihm wohlbekannten Bergwege zurückziehen können; allein da Sparta ein Orakel besaß, welches dahin lautete, Sparta werde entweder von den Feinden zerstört werden oder einen seiner Könige im Kampfe verlieren, so war die Heldenseele des Leonidas keinen Augenblick zweifelhaft, welchen Entschluß sie zu fassen habe. Er ließ alle Bundesgenossen den Rückzug antreten und behielt nur seine 300 Spartaner bei sich, die vor Begierde brannten, den Heldentod zu sterben, aber auch den festen Entschluß faßten, ihr Leben so theuer wie möglich zu verkaufen. Mit seiner kleinen, aber löwenkühnen Schar erwartete nun Leonidas den Angriff der Perser. Ein Kampf begann, wie er hitziger vielleicht nicht wieder gesehen worden; denn man kämpfte nicht mehr um Hoffnungen, man kämpfte nur noch um den Tod, und nicht eher ruhten die Schwerter, als bis auch der letzte der Spartaner seine Heldenseele ausgehaucht hatte.

Nie, so lange es Geschichte giebt, war ein Sieg ruhmwürdiger, als diese Niederlage; aber nur die wahre Liebe für Vaterland und Freiheit war auch vermögend genug, um den todverachtenden Muth zu erzeugen, mit welchem die Spartaner bei Thermopylä kämpften. Der Name der Thermopylen glänzt in der Geschichte der Freiheitskämpfe als ein Stern erster Größe.

Zahlreich sind die Charakterzüge, welche uns die Geschichte von den Spartanern der Thermopylen aufbewahrt hat, und es wird von Interesse sein, einige derselben hier zusammen gestellt zu finden.



Leonidas und seine Gefährten zum Tode geweiht. Zeichnung von H. Leutemann.

Leonidas hatte die kluge Tochter des Kleomenes, Gorgo, geheirathet. Als er von ihr Abschied nahm, um nach Thermopylä zu ziehen, fragte sie ihn, ob er ihr nichts Besonderes zu sagen habe. „Wenn ich falle", antwortete Leonidas, „so heirathe einen tapferen Mann und gebäre ihm tapfere Kinder."

Daß die Peloponnesier nur 8000 Mann stark nach Thermopylä zogen, hatte seinen Grund in dem Umstande, daß gerade in jene Zeit die Feier der Olympischen Spiele fiel. Als zwei Ueberläufer im persischen Lager ankamen, wurden sie gefragt, was die Griechen machten. „Sie schauen den Wettkämpfen zu", war die Antwort. „Und um welchen Preis kämpft man dabei?" — „Um einen Kranz von Olivenblättern." — „O, Mardonios!" rief darauf ein vornehmer Perser gegen den Mann aus, welcher die vorzüglichste Triebfeder dieses Krieges war; „du thatest Unrecht, uns gegen Männer zu führen, die nicht um Schätze, sondern um Ehre kämpfen."

Als Xerxes dem Leonidas die Aufforderung zusandte, die Griechen sollten ihre Waffen ausliefern, gab dieser die Antwort: „Xerxes soll kommen, sie zu holen." Der Perserkönig wußte nicht recht, was er aus dieser Antwort machen solle. Er ließ deshalb den

Demaratos rufen und fragte ihn nach dem Sinne jenes Ausspruchs. Demaratos erwiederte: „Diese Leute, o König, haben sich zum Dienste ihres Vaterlandes dem Tode geweiht." — Als Xerxes sich von der Wahrheit dieses Ausspruches überzeugt hatte, ließ er dem Leonidas das Anerbieten machen, er solle Herr von Hellas werden, wenn er sich der Eroberung des Landes nicht widersetzen wolle. Doch Leonidas gab zur Antwort: „Wenn du, o Perserkönig, wüßtest, worin das Glück des Lebens besteht, so würdest du nicht nach dem trachten, was Anderen gehört. Ich will lieber für die Freiheit Griechenlands sterben, als über dasselbe herrschen."

Dem Spartaner Dinekes sagte ein Peloponnesier mit Besorgniß, es wären der Feinde so viele, daß ihre Pfeile die Sonne verfinsterten. „Desto besser", gab der Spartaner zur Antwort, „so werden wir im Schatten fechten."

Leonidas war einer der ersten seiner Schar, welcher den persischen Pfeilen erlag; aber um seinen Leichnam kämpften die Seinigen noch lange, bis sie diesen als Trophäe endlich den Feinden überlassen mußten. Und so erbittert war Xerxes gegen den spartanischen Königshelden, daß er, der doch so manches Zeichen von edler Gesinnung gegeben, der Leiche desselben den Kopf abschlagen und diesen als ein Wahrzeichen seines Zornes auf einen Pfahl stecken ließ.

Der Verräther Ephialtes wurde von der Nemesis ereilt. Xerxes hatte ihn unbelohnt gelassen, und als nun der Rath der Amphiktyonen einen Preis auf seinen Kopf setzte, floh er nach Thessalien, wo er umgebracht ward.

Während Xerxes bei Thermopylä mit ungeheuern Opfern einen kleinen Vortheil errang, erkämpfte auch seine Flotte in der

Seeschlacht bei Artemisium (480 v. Chr.) einen Sieg von allerdings nur zweifelhaftem Werthe. Artemisium lag bei dem durch seine Stürme gefährlichen Vorgebirge Sepias, und sein Hafen war das erste Ziel gewesen für die zahlreiche persische Flotte. Doch gerade die Menge ihrer Schiffe gereichte ihr zum Verderben, da der Hafen nicht im Stande war, sie alle aufzunehmen, und der größte Theil der Fahrzeuge daher genöthigt war, auf offener See zu ankern; denn als sich nun plötzlich ein heftiger Sturm erhob, zerstörte derselbe nicht weniger als 400 persische Schiffe. Trotz dieses Verlustes war aber die feindliche Flotte der aus 271 Segeln bestehenden griechischen Seemacht noch so überlegen, daß der spartanische Oberfeldherr Eurybiades ebenso wie auch der Anführer der korinthischen Schiffe, Adimantos, für einen Rückzug nach den peloponnesischen Küsten stimmte. Nur der Ueberredungskunst des Themistokles gelang es, die beiden Führer zur Annahme eines Kampfes zu bewegen, indem er das von den Bewohnern Euböa's ihm zugeschickte Geld zur Bestechung der Admirale verwendete. Drei Tage währte die Schlacht mit abwechselndem Glück, und obgleich die persische Seemacht durch erneute Stürme und die Tapferkeit der Griechen bedeutende Verluste erlitt, so war doch der Schaden, welcher auch die griechische Flotte getroffen, so beträchtlich, daß Themistokles endlich für den Rückzug stimmte, zumal auch die Kunde von dem Ausgange des Kampfes bei Thermopylä und von dem siegreichen Vordringen der Perser in das Herz von Hellas zu ihm drang.

Themistokles wollte den Feinden auch noch durch seinen Rückzug zu schaden suchen. Deshalb grub er auf dem Wege, den die ihm folgenden persischen Schiffe nehmen mußten, in die Felsen einen Aufruf an die Jonier ein, zu den Griechen überzugehen, oder — falls dies nicht möglich sei — im Treffen vorsätzlich zu entfliehen. Blieb dieser Aufruf von Seiten der Griechen auch unbefolgt, so bewirkte er doch wenigstens, daß die Perser diesen ihren Bundesgenossen mißtraueten; und schon dies war ein Gewinn für die Griechen.

Wirklich war Xerxes nach dem Durchbruch des Thermopylenpasses schnell vorwärts gedrungen, indem er mit seinem riesigen Heere die Landschaften Doris und Phokis überschwemmte und alle Ortschaften, die sein Heer durchzog, mit Feuer und Schwert verheerte. Immer gefährlicher für Attika, den Kern von Hellas, wurde das Vordringen der persischen

Macht, und schon stand sie vor den Thoren Athens, ja schon hatten die Perser diese Stadt eingenommen und verwüstet, als Themistokles Griechenlands Retter wurde.

Nachdem nämlich die griechische Flotte bei Artemisium zum Rückzuge genöthigt worden war, hatte sie sich in der Meerenge zwischen der Stadt Eleusis und der Insel Salamis festgesetzt, dort alle ihre noch zur Verfügung stehenden Hülfsschiffe herangezogen, und erwartete nun, über 380 Schiffe stark, die Ankunft der persischen Flotte.

Während letztere langsam heran ruderte, wirkte Themistokles für die Rettung der Athener vor dem Schwerte des persischen Landheeres. Sein scharfer Blick erkannte es sehr wohl, daß die einzige Hoffnung für seine Landsleute auf dem Meere ruhe, und er unternahm das schwierige Werk, sie zu bewegen, ihre Wohnungen, ihre Stadt, ihren heimatlichen Boden zu verlassen und zu ihm auf die Schiffe zu flüchten, um dort für die Freiheit Griechenlands zu kämpfen. Sein Plan gelang.

Eine kräftige Unterstützung bei der Ausführung seines Planes fand Themistokles in dem religiösen Glauben der Athener: Die große Schlange auf der Akropolis (Burg) von Athen, die als Wächter des Pallastempels und der Stadt galt, ließ die ihr dargebrachten Opferspeisen unberührt. Dies legten die Priester, von Themistokles zu solcher Deutung muthmaßlich veranlaßt, dahin aus, daß die Schutzgöttin der Stadt diese bereits verlassen und aufgegeben habe. Die Bewohner fanden sich dadurch bewogen, der verwaisten Vaterstadt Lebewohl zu sagen und ihre Zuflucht auf den von Themistokles bereit gehaltenen Schiffen zu suchen.

Die Macht der Perser durch eine entscheidende Seeschlacht mit einem Schlage zu vernichten, das war jetzt der einzige Gedanke des Themistokles. Die Meerenge zwischen der Insel Salamis und dem Festlande von Hellas, wo die griechische Flotte lag, schien zu einem Kampfe gegen eine an Zahl überlegene Seemacht wie geschaffen, denn die Vortheile der Thermopylen wiederholten sich hier. Themistokles bot daher in dem Rathe der Feldherren sein ganzes Ueberredungstalent auf, um die Führer der verschiedenen griechischen Flotten, an deren Spitze als kommandirender Admiral der Spartaner Eurybiades stand, zur Annahme der Schlacht gerade hier bei Salamis zu bewegen. Allein die Führer waren zwiespältiger Meinung; ein Theil derselben entschied sich für Themistokles, ein anderer stimmte für den Rückzug in die Gewässer des Peloponnes, weil man, in dem Fall einer Niederlage, in den peloponnesischen Landschaften vor den Persern sich noch am sichersten retten konnte.

Aber gerade den Gedanken an eine Niederlage wollte Themistokles in der Seele der Griechen gar nicht aufkommen lassen. Die verschiedenen Meinungen in dem abgehaltenen Kriegsrathe wurden mit einer Heftigkeit geltend gemacht, wie nur die Größe des Wagnisses, um das es sich handelte, sie zu entschuldigen vermag; und namentlich wurden die Ansichten des Themistokles mit einer Bitterkeit angegriffen, wie sie ein Mann von geringerer Vaterlandsliebe als er nie ertragen hätte.

Als er den Vorsatz rechtfertigen wollte, die Perser so schnell wie möglich anzugreifen, rief ihm Eurybiades voll Hohn zu: „In den Wettspielen bekommen Diejenigen Ohrfeigen, welche vor der Zeit aufstehen!“ Doch Themistokles antwortete mit Ruhe: „Ja; aber die Zurückbleibenden werden nicht gekrönt!“ Als Eurybiades, durch diesen Widerspruch erbittert, seinen Stock erhob, um nach Themistokles zu schlagen, setzte dieser seine persönliche Ehre der Ehre des Vaterlandes so sehr hintan, daß er dem Eurybiades zurief: „Ei, so schlage doch zu, wenn du willst; aber höre mich an!“

Nicht beschwichtigt durch diese von wahrer Seelengröße zeugenden Worte, schmähten die Gegner des Themistokles diesen von Neuem. Ein Spartaner rief ihm höhnend zu, wer selbst keine Stadt mehr habe, dürfe nicht gehört werden. Aber Themistokles begegnete auch diesem Hohne mit der Würde des Mannes, indem er erwiederte: „Wir haben zwar, du Armseliger, unsere Häuser und Mauern verlassen, weil wir um todter Steine

willen keine Sklaven sein wollten. Aber diese unsere zweihundert wohl bemannten Schiffe sind unsere Stadt, und die größte aller hellenischen, die euch jetzt Beistand leisten wird, wenn ihr euch durch sie retten wollt. Wenn ihr uns indeß abermals verrätherisch verlasset, so ziehen wir Athener nach Italien und gründen dort einen neuen Staat."

Diese im entschlossensten Tone abgegebene Erklärung verfehlte ihre Wirkung nicht, und man hätte ohne Weiteres den Angriff beschlossen, wenn die Nachricht von der Eroberung Athens und der Annäherung der Perser gegen den Isthmos die Gemüther nicht aufs Neue mit Furcht erfüllt hätte.

Jetzt war Flucht der einzige Gedanke, der in den Herzen der griechischen Flottenführer Raum fand. Nur Themistokles träumte von Erfolg; und um die verzagten Feldherren wider ihren Willen zu einer Schlacht zu zwingen, bediente er sich einer List, die ihm das Leben verwirkt hätte, wenn der dadurch bewirkte Seesieg ihn nicht mit einer unvergänglichen Lorberkrone geschmückt haben würde.

Mit dem Anscheine des offensten Wohlwollens für den persischen König hatte nämlich Themistokles diesen von der Uneinigkeit der griechischen Feldherren heimlich durch einen seiner treuesten Sklaven in Kenntniß setzen lassen, und ihm die Möglichkeit gezeigt, die griechische Seemacht zu vernichten, wenn er sie in ihrer engen Stellung bei Salamis plötzlich umzingele. Xerxes, welcher glaubte, daß der Sieg bei Artemisium nur deshalb so unvollständig gewesen, weil er demselben nicht beigewohnt habe, hatte beschlossen, den Unternehmungen seiner Flotte mit seinen Augen zu folgen, um durch seinen Anblick Alles zur Tapferkeit anzufeuern. Deshalb hatte er sich am Ufer unweit Salamis einen hohen Berg zu seinem Feldherrnsitze ausersehen, um von dort aus seine Mannschaften durch den Anblick ihres Königs zu begeistern.

Als Xerxes die Botschaft des Themistokles empfing, welche ein zuverlässiger Sklave Namens Sikinos heimlich auf einem Boote überbrachte, versammelte er sogleich einen Kriegsrath, in welchem er auch die Königin Artemisia um ihre Meinung fragte. Dieses heldenmüthige, aber auch kluge und umsichtige Weib rieth eifrig von einer Schlacht ab; und obgleich Xerxes alle Ursache hatte, auf ihren Rath Gewicht zu legen, so gab er doch den Meinungen der übrigen Feldherren, die eine Schlacht eifrig wünschten, endlich nach: kurz, der Angriff gegen die griechische Flotte wurde beschlossen.

Seeschlacht bei Salamis (480 v. Chr.). Themistokles, der inzwischen durch die vom Volke gewünschte Zurückberufung des verbannten Aristeides einen schönen Beweis gegeben hatte, wie sehr er seine persönlichen Gefühle dem Interesse des Vaterlandes hintan zu setzen bereit war, sah seine List, deren wir oben gedachten, besonders durch die Mitwirkung des Aristeides, gelingen.

In derselben Nacht, in welcher die Perser dem gefaßten Beschlusse gemäß die Griechen angreifen wollten, war Aristeides von Aegina, seinem Verbannungsorte, aufgebrochen, um, dem Rufe des Vaterlandes folgend, sich zur Flotte zu begeben. Auf dem Wege dahin bemerkte er die Bewegung der feindlichen Schiffe, und sogleich eilte er zu Themistokles, um diesen auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Themistokles vertraute seinem politischen Widersacher, daß er selbst diese feindliche Bewegung veranlaßt habe, um die Griechen zur Schlacht zu zwingen. Zugleich bat er ihn, den übrigen Feldherren mitzutheilen, was er über das Anrücken des Feindes entdeckt habe. Aristeides übernahm diesen Auftrag, fand aber bei den sorglosen Griechen nicht eher Glauben, als bis ein ionisches Schiff, welches trotz der Gefahr für die Griechen zu diesen überging, die Nachricht von dem Heranrudern der persischen Flotte bestätigte. Nun endlich, wo an keinen Ausweg mehr zu denken war, rüstete man sich eilig zur Schlacht. Glücklicherweise war es noch nicht zu spät, und da nun die Nothwendigkeit, zu siegen oder zu sterben, gebieterisch hervortrat, so machten nur noch Vaterlandsliebe und der den Griechen angeborene Heldenmuth ihre Stimmen geltend. Der Kampf der Meinungen schwieg, die Schlacht begann.



Schlacht bei Salamis. Zeichnung von H. Leutemann.

War es wirklich die Gegenwart ihres Herrschers, oder war es ihnen Ernst um die Unterdrückung des freien Griechenvolkes, genug, die Perser kämpften bei Salamis mit einer Tapferkeit, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Allein alle ihre Anstrengungen brachen sich an dem Heldenmuthe der Griechen und den Vortheilen, die aus deren günstiger Stellung entsprangen. Wie bei Thermopylä, so konnten auch hier die persischen Massen sich nicht entfalten; und als die andringenden Geschwader von den griechischen Schiffen zurückgeworfen wurden, da gereichte ihnen ihre Ueberzahl zum Verderben. Das Gedränge, welches durch die zurück weichenden Fahrzeuge in den persischen Schiffsreihen verursacht wurde, steigerte die Unordnung und mit ihr den Grad der Vernichtung, welcher die persische Flotte anheim fiel. Die Niederlage dieser vor einem Tage noch so furchtbaren Kriegsmacht war so vollständig, daß über 200 ihrer Schiffe den Untergang fanden, während die Griechen kaum 40 Fahrzeuge einbüßten.

Die Königin Artemisia, welche schon in der Schlacht viele Proben von Kühnheit und männlicher Entschlossenheit gegeben hatte, bethätigte diese an einem Weibe so seltenen Eigenschaften auch nach der Niederlage, als sich die übrig gebliebenen persischen Schiffe durch die Flucht zu retten suchten; aber freilich durch eine Handlung, welche nur an einem solchen Menschen nicht befremden kann, der es durch lange Ausübung der Despotie gewohnt ist, in den übrigen Menschen nur rechtslose Maschinen für seine eigennützigen Zwecke zu sehen.

Als Artemisia ihr Fahrzeug von einem athenischen Schiffe verfolgt sah, steuerte sie gegen ein persisches, aber von einem ihr feindlich gesinnten Befehlshaber kommandirtes Schiff und bohrte dasselbe in den Grund. Diese meuchelmörderische List, welche die Königin zur Erhaltung ihres eigenen Lebens anwandte, glückte vollkommen; denn der Befehlshaber des verfolgenden athenischen Fahrzeuges konnte nach einem solchen Vorfalle nichts Anderes glauben, als daß das von ihm verfolgte Schiff eines derjenigen sei, welche während der Schlacht zu den Griechen übergegangen, und ließ von der Verfolgung desselben ab.

Nach der erlittenen beispiellosen Niederlage segelte der Rest der persischen Flotte dem Hellespont zu, während Xerxes mit dem Landheere Hellas räumte und sich vorerst nach Thessalien wandte, ohne daß die Griechen daran dachten, den errungenen Sieg durch die Verfolgung des Feindes noch glorreicher zu machen, als er freilich ohnehin schon war. Sie hatten nach der Schlacht bei Salamis an die Vollständigkeit ihres Sieges so wenig geglaubt, daß sie sich während der Nacht zu einem neuen Angriffe für den folgenden Tag vorbereiteten. Wie groß war daher ihr Erstaunen, als sie am andern Morgen die persische Flotte auf der Flucht sahen. Es entstand nun die natürliche Frage, ob man den Feind verfolgen solle oder nicht. Themistokles stimmte für die eifrigste Verfolgung; Eurybiades aber, der stets widersprach, wenn männliche Entschlüsse zum Vorschlage kamen, war dagegen, und so baute man dem fliehenden Feinde goldene Brücken.

Sei es, daß Themistokles den gegen seinen Willen gefaßten Beschluß so viel wie möglich zu seinem Vortheile benutzen und sich bei Xerxes, für vorkommende Fälle, einen Stein im Brete sichern wollte; sei es, daß er blos die Absicht hatte, den Xerxes gänzlich aus Hellas zu scheuchen, — genug, er sandte dem Perserkönig eine Botschaft des Inhaltes: die Griechen seien im Begriffe gewesen, nach dem Hellespont zu segeln, um ihn von seinem Heimatlande abzuschneiden; er, Themistokles, aber habe sie, um dem Xerxes einen Dienst zu leisten, von ihrem Vorsatze abgebracht; rathe jedoch dem Könige jetzt freundschaftlichst, so schnell als möglich nach Asien aufzubrechen, da er für die weiteren Entschlüsse der Griechen nicht bürgen könne.

Dies, sagt man, habe den Xerxes veranlaßt, Hellas schleunigst zu räumen.

In Thessalien ließ Xerxes den Mardonios mit einem Heere von 300,000 Mann zurück, da dieser, zerknirscht über das Mißlingen eines von ihm angerathenen Unternehmens, vor Begierde brannte, die erlittene Schmach durch einen glänzenden Sieg über Griechenland wieder abzuwaschen.

Mit dem Reste seiner noch immer zahlreichen Armee zog Xerxes nach Asien zu, indem er die über den Hellespont geschlagenen Brücken zu erreichen strebte. Allein pestartige Krankheiten und Mangel an Nahrungsmitteln traten ihr auf diesem Rückzuge als so gefährliche und unbesiegbare Feinde entgegen, daß die heimkehrenden Truppen scharenweise auf den thessalischen Feldern erlagen, und nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil der einst so zahllosen Menge die Ufer des Hellespont betrat.

Hier aber harrte der Fliehenden neues Ungemach. Das stürmische Meer hatte die ihm von dem Despoten auferlegte Züchtigung während dessen Abwesenheit gänzlich vergessen und die mit so großen Opfern aufgeführten Brücken völlig zerstört, weshalb die rückkehrenden Scharen nur mühsam in einzelnen Fahrzeugen über den Hellespont gesetzt werden konnten. Selbst Xerxes, der weltgebietende Despot, der mit so großem Pomp an der Spitze seiner Millionen über die Meerenge geschritten war, welche Asien von Europa trennt, er mußte der eisernen Nothwendigkeit seinen Hochmuth zum Opfer bringen und sich auf einem elenden Fischerkahne hinüber setzen lassen an das Ufer seines unendlichen Reiches.

Und was thaten unterdeß die Griechen? Sie brachten den Göttern Dankopfer dar für den so glorreich erfochtenen Sieg; aber sie vergaßen auch über dies Beginnen nicht den Dank, welchen sie den Menschen schuldeten, die den Sieg mit ihrem Blute und mit ihrem Geiste errungen hatten; denn wie einst nach dem Schlachttage von Marathon Miltiades, so war jetzt nach der Schlacht bei Salamis Themistokles der Held des Tages geworden, und ganz Griechenland strömte über von dem Lobe und Preise seines Genius.

In Lakedämon, wohin Themistokles bald nach dem Siege eine Reise machte, um durch die dort zu erwartenden Ehrenbezeigungen sein Ansehen in den Augen der Athener noch mehr zu heben, wurde er auch wirklich mit einer Ehrfurcht aufgenommen, die um so größeres Gewicht haben mußte, als die Spartaner ja die politischen Nebenbuhler und Neider der Athener waren.

Mit demselben Preise, der dem spartanischen Oberfeldherrn Eurybiades — gewiß mit Unrecht! — in dem Geschenk eines Kranzes von Oelzweigen zu Theil geworden war, schmückten die Spartaner auch die Stirn des Themistokles. Ja noch mehr. Sie beschenkten ihn mit dem schönsten Wagen, der in Sparta zu finden war, und gaben ihm auf seinem Heimwege das Geleit mit dem aus 300 edeln Spartanern bestehenden Ehrengefolge der lakedämonischen Könige, eine Ehrenbezeigung, die bis dahin noch keinem Griechen zu Theil geworden war. Auch gelegentlich der nächsten Feier der Olympischen Spiele war Themistokles Gegenstand allgemeiner begeisterter Verehrung. Bei seinem Erscheinen vor den Schranken richteten sich die Blicke der versammelten Griechen von den Wettkämpfern ab und auf den Mann, von dem jeder Grieche in seinem Innern überzeugt war, daß ihm vor Allen das Vaterland seine Freiheit verdanke. Man zeigte ihn den anwesenden Fremden mit Stolz und froher Begeisterung; und *ein* Name nur war es, der an jenem Tage von den Lippen der tausend und aber tausend Griechen floß: *Themistokles*!

Das ehrgeizige, ruhmsüchtige Herz des seltenen Mannes war endlich gesättigt; denn hier bei Olympia im Anschauen der vielen tausend voll Entzücken auf ihn gerichteten Blicke gestand er seinen Freunden mit von Rührung überfließender Stimme: „Jetzt erst ernte ich die Frucht des Samens, den ich für Hellas ausgestreut!"

Aber die Gefahr war noch nicht vorüber, und noch manches edle Blut sollte fließen, ehe die Freiheit Griechenlands unerschüttert fest stand. Doch Niemand scheute das Opfer; denn nicht Wünsche, nicht Hoffnungen waren es, für die man das Leben einsetzte, ungewiß, ob diese Wünsche auch erfüllt, diese Hoffnungen auch Wahrheit würden, wenn man gesiegt; nein, man wußte, daß, wenn man als Sieger hervor ging aus dem Freiheitskampfe — Griechenland auch *wirklich* frei war! Und diese Ueberzeugung war es, welche den Muth der Griechen stählte zur Ueberwindung der neuen Gefahren, die sich von Thessalien aus über das Vaterland zusammenzogen.

Mardonios. In Thessalien stand noch Mardonios an der Spitze seines 300,000 Mann starken persischen Heeres, bereit, mit dem beginnenden Frühjahre einen neuen Schlag auf Hellas zu führen. Aber er hatte die Schärfe des griechischen Schwertes schon hinlänglich kennen gelernt, um nicht alle Künste der Unterhandlung aufzubieten, dieses Schwert dadurch abzustumpfen, daß er die Einigkeit zwischen den beiden griechischen Stimmführern, Sparta und Athen, zu untergraben suchte. Die Zeit der Waffenruhe, welche er seinem Heere in Thessalien gönnte, benutzte er daher, um durch Vermittelung des makedonischen Königs Alexander den Athenern bestechende Anerbietungen zu machen, wenn sie dem Bunde mit Hellas entsagten, ein Bündniß mit den Persern eingingen und zur Besiegung Griechenlands ihren Arm böten. Aber wie verlockend diese Anerbietungen auch waren, das edle athenische Volk verwarf sie mit den unzweideutigsten Zeichen der Verachtung; und so galt es denn aufs Neue einen gemeinsamen Kampf um die gemeinsame Freiheit.

Mardonios hatte den Athenern für den Fall ihres Bündnisses mit Persien völlige Unabhängigkeit, den ungestörten Genuß ihrer bisherigen Freiheiten, den Wiederaufbau ihrer zerstörten Tempel und endlich eine bedeutende Erweiterung ihres Gebietes zugesagt.

Die Spartaner, welche, in Rücksicht ihrer patriotischen Gesinnung gegen die Athener ein schlechtes Gewissen hatten, fürchteten, daß diese Anerbietungen das Volk von Athen leicht bestechen könnten, die spartanische Lauheit durch eine offenbare Feindschaft zu bestrafen. Deshalb sandten sie bei den ersten Nachrichten von den stattfindenden Unterhandlungen Botschaften nach Athen mit dem Beschwören, die Athener möchten die Sache des Vaterlandes nicht verlassen und den Versprechungen nicht trauen, die ihnen ein Tyrann durch einen andern Tyrannen machen lasse; denn die Versprechungen der Despoten seien Leimruthen, an denen sie die Gutmüthigkeit der Völker fingen.


Aristeides.

Die Athener waren empört, daß Sparta ihnen so viel Ehrvergessenheit zutraute, einer solchen Anmahnung zu bedürfen, um der Stimme der Ehre Gehör zu geben. Um ihre Nebenbuhler zu überzeugen, wie das Volk von Athen denke, wurden die spartanischen Abgeordneten in die Volksversammlung geführt, wo man über die Anerbietungen des Mardonios berathschlagte. Sie hörten dort, daß das Volk sich mit Abscheu von dem ihm gemachten Ansinnen weg wandte, und daß auf den Antrag des Aristeides die persischen Unterhändler mit diesem Beschluß entlassen wurden:

„So lange die Sonne ihren gewöhnlichen Lauf vollendet, so lange werden die Athener gegen die persische und jede andere Despotie mit ihrem letzten Blutstropfen kämpfen."

An den König Alexander erging die Ermahnung, mit einem so entehrenden Antrage nie wieder in Athen zu erscheinen, damit das Volk nicht genöthigt würde, gegen ihn, der ihr Gastfreund sei, als Feind zu verfahren.

Die spartanischen Botschafter aber erhielten folgende Antwort auf den Weg:

„Es ist eine schimpfliche Furcht des Volkes von Lakedämon, zu glauben, Athen könne den Persern zur Unterjochung Griechenlands je seine Hand reichen, zur Unterjochung eines Volkes, mit dem es durch einerlei Sprache, einerlei Götter und einerlei Sitte vereinigt ist. Kein Gold, kein Ländererwerb wird das Volk von Athen jemals zu anderen Gesinnungen bringen; aber es hofft auch fest, Lakedämon werde ihm nicht nachstehen in patriotischem Sinne, und werde zu dem bevorstehenden Kampfe recht bald seine Heeresmacht senden."

Im Frühjahre 479 v. Chr. fiel Mardonios in Hellas ein. Da die Spartaner, die sich der edlen Gesinnung Athens gegenüber so mißtrauisch zeigten, wie ein Soldatenvolk es nur immer thun kann, mit der Absendung des zugesagten Hülfsheeres zögerten, so mußten es die Athener dulden, daß die persische Macht Böotien und Attika aufs Neue verwüstete; ja sie waren endlich genöthigt, ihre Stadt abermals zu verlassen

und sich bei Salamis wiederum auf die Schiffe zu flüchten. Mardonios eroberte die verlassene Stadt, sah aber bald ein, daß mit der Eroberung jener Steinhaufen noch gar nichts für die Unterjochung Griechenlands gewonnen sei. Deshalb versuchte er noch einmal den Weg der Unterhandlung, indem er den Athenern seine früheren Anerbietungen erneuern ließ. Aber mit noch größerer Entrüstung als früher wurden diese Vorschläge verworfen.

Wie groß der Abscheu des Volkes gegen eine Verbindung mit den Persern war, geht aus der Ermordung des Rathsherrn Lykidas hervor. Dieser machte nämlich (man sagt, durch persisches Gold bestochen) im Rathe den Vorschlag, die Anerbietungen des Mardonios doch wenigstens dem Volke vorzulegen. Aber kaum erhielt das Volk von diesem entehrenden Vorschlage Kunde, als es in der Entrüstung darüber den Lykidas zu Tode steinigte. Ja, auch die Frauen wurden von dem patriotischen Fanatismus ergriffen, und während Lykidas unter den Steinen der Männer seinen Geist aushauchte, drangen die Weiber in das Haus desselben, um über seine Frau und Kinder ein gleiches Schicksal zu verhängen.


Themistokles.

Es wurde eine Gesandtschaft nach Sparta geschickt, um sich über das Zaudern der Lakedämonier zu beschweren und die schleunigste Absendung des versprochenen Hülfsheeres zu verlangen. Aber selbst mit der Antwort auf diese Aufforderung zauderten die Spartaner zehn Tage lang, während sie mit Eifer an einer Mauer arbeiten ließen, die sie zur Verschanzung des Peloponnes auf dem Korinthischen Isthmos aufführten. Denn ihre vaterlandsverrätherische Absicht ging dahin: Attika und Hellas gänzlich preiszugeben und nur den Peloponnes gegen das Eindringen der Barbaren zu sichern. Erst als ein in Sparta sehr angesehener Gastfreund aus Tegea die Ephoren darauf aufmerksam machte, wie jede Verschanzung des Peloponnes nutzlos sei, wenn man die seemächtigen Athener zwinge, sich in ein Bündniß mit den Persern einzulassen; da ließ man ab von dem verrätherischen Zaudern und sandte ein Heer von 5000 Spartanern nebst 35,000 Heloten dem bedrängten Attika zu Hülfe.

Mardonios, von dem Herannahen der spartanischen Hülfsmacht in Kenntniß gesetzt, gab jetzt alle Hoffnung auf, die Athener auf diplomatischem Wege zur Nachgiebigkeit zu bringen. Deshalb zog er sich nach Böotien zurück, um sich in den seiner Reiterei sehr günstigen Ebenen dieses Landes auf eine entscheidende Schlacht vorzubereiten. Dort verschanzte er sich und erwartete nun das Herannahen des vereinigten griechischen Heeres, welches unter dem Oberbefehle des Spartaners Pausanias, Vormund und Oheim des minderjährigen spartanischen Königs Pleistarchos (eines Sohnes des gefallenen Leonidas), nicht lange darauf in derselben Gegend erschien und gleichfalls eine feste Stellung einnahm.

Schlacht bei Platää (479 v. Chr.). Wahrscheinlich würden die beiden feindlichen Heere sich hier längere Zeit unthätig gegenüber gestanden haben, wenn ihnen nicht der völlige Mangel an Lebensmitteln ein Sporn gewesen wäre, ihre Sache so schnell wie nur möglich zur Entscheidung zu bringen. Daher kam es endlich nach mancherlei Hin- und Herzügen in der Gegend der Stadt Platää zu der entscheidenden Schlacht. Beide Theile kämpften mit gleicher Ausdauer, mit gleichem Muthe, mit gleichem Geschick; die Perser schienen um jeden Preis ihre früheren so schimpflichen Niederlagen in Vergessenheit bringen zu wollen, doch wurde ihnen ihre leichtere Bewaffnungsart nachtheilig. Dazu kam der Tod ihres Anführers Mardonios, der durch die Hand des Spartaners Aeimnestos fiel, was die Veranlassung zu der neuen vollständigen Niederlage wurde, die trotz harter Gegenwehr doch das persische Heer bei Platää erlitt.

An Zahl außerordentlich zusammengeschmolzen, traten die Perser unter der Anführung des Feldherrn Artabazos und unter der Deckung ihrer vortrefflichen Reiterei den Rückzug nach dem Hellespont an. Die Griechen fanden keine Veranlassung, diesen Rückzug aufzuhalten. Sie begnügten sich damit, den Preis der Tapferkeit und die Strafe für die Landesverrätherei auszutheilen. Der erstere wurde nach vielem Hader zwischen Spartanern und Athenern, welche ihn in gleichem Maße beanspruchten, auf den ausgleichenden Rath des Aristeides den Platäern zugesprochen, deren Boden der Schauplatz des Kampfes gewesen. Harte Strafe sollte besonders das persisch gesinnte Theben treffen. Das griechische Heer zog vor die Thore dieser Stadt und verlangte die Auslieferung derjenigen Bewohner, welche sich als die eifrigsten Anhänger der Perser gezeigt hatten. Anfangs verweigerte man diese Auslieferung. Als aber das Bundesheer zu Zwangsmaßregeln griff, als es die umliegende Gegend verwüstete und ernstliche Anstalten zu einer förmlichen Belagerung der Stadt machte, da fügte man sich der Nothwendigkeit. Die Häupter der persisch gesinnten Partei wurden ausgeliefert, und Pausanias führte sie nach Korinth, wo ihnen der Tod als Strafe für ihre Verrätherei zuerkannt ward.

An demselben Tage, an welchem die Griechen bei Platää die persische Landmacht gebrochen hatten, erkämpften sie auch über die persische Flotte einen glänzenden Sieg bei **Mykale** (479 v. Chr.). Xerxes fürchtete nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Salamis eine Schilderhebung der Jonier, um so mehr, da er von den heimlichen Aufforderungen in Kenntniß gesetzt wurde, welche die Griechen wiederholt an ihre Landsleute erließen. Um einem solchen Aufstande der Jonier vorzubeugen, hatte er seine Flotte bei der Insel Samos zusammen gezogen, damit sie hier zur Ueberwachung der Jonischen Inseln dienen könne. Aber die Griechen schienen die Befreiung ihrer unter dem persischen Joche seufzenden Brüder mit ihrem eigenen Arm durchsetzen zu wollen; denn sie sammelten unter der Anführung des spartanischen Königs Leotychides und des Atheners Xanthippos eine Flotte, welche die Bestimmung erhielt, die persische Seemacht aus den ionischen Gewässern zu vertreiben und die Inseln zu befreien.

Daß der Befehl über die athenische Flotte dem Themistokles nicht übergeben wurde, soll seinen Grund theils in dem steigenden Einflusse dieses Mannes, welchen man zu fürchten begann, theils in dem Unwillen gehabt haben, den die Athener gegen ihn empfanden, weil er die spartanischen Ehrenbezeigungen angenommen hatte.

Die Perser hatten nach den bisher gemachten Erfahrungen alle Ursache, eine Seeschlacht mit den Griechen zu scheuen. Als daher die griechische Flotte heran ruderte, zogen die Perser ihre Schiffe bei dem Vorgebirge Mykale, wo ein Landheer zu ihrer Unterstützung stand, ans Ufer, richteten rund um die Schiffsburg Verschanzungen auf und erwarteten, also gerüstet, den Angriff der Griechen. Diese ließen nicht lange auf sich harren. Mit dem festen Entschlusse, der feindlichen Verschanzung Meister zu werden, bewerkstelligten sie ihre Landung, und griffen das große persische Schiffslager von allen Seiten an. Der Kampf war hartnäckig und blutig. Die Jonier, in der nahen Aussicht auf ihre Befreiung, verließen die persischen Reihen, und der Muth der Griechen wurde obenein durch das plötzlich auftauchende Gerücht von dem Siege über Mardonios bei Platää gehoben. In verhältnißmäßig kurzer Zeit erstürmten sie die persischen Verschanzungen und richteten ein furchtbares Blutbad unter den Eingeschlossenen an; was von dem Feinde nicht den griechischen Schwertern erlag, das wurde unter den Trümmern der in Brand gesteckten Schiffe begraben. Auch hier bei Mykale war die Niederlage der Perser eine vollständige; aber dieser Sieg hatte ungleich wichtigere Folgen, als der bei Platää; denn unmittelbar nach dem siegreichen Ausgange der Schlacht bei Mykale warfen fast alle ionischen Griechen das persische Joch ab und wurden ausdrücklich in den großen Bund der Griechen aufgenommen, wodurch die Macht dieses Bundes sich so vergrößerte, daß der seitherige Vertheidigungskrieg der Griechen von nun an den Charakter eines Angriffs- und Rachekrieges annehmen konnte.

Inzwischen fühlten sich die Griechen in Hellas selbst durch das stolze Bewußtsein gehoben, einen gerechten Krieg wider einen übermächtigen Feind durch ihr einmüthiges Zusammenwirken siegreich bestanden zu haben. Die bisherigen Ereignisse bildeten eine so ununterbrochene Kette von glorreichen Thaten, daß man es nur erklärlich finden kann, wenn Griechenland jetzt, wo sich unverabredet beide Theile einer Waffenruhe hingaben, fast allein darauf Bedacht nahm, jene ruhmvolle Periode seiner Geschichte zu verewigen, sei es durch Anordnung von jährlich wiederkehrenden Volksfesten, sei es durch Errichtung von Denkmälern, sei es endlich durch Verherrlichung seiner Helden.



Pausanias opfert den Göttern vor der Schlacht bei Platää.

Unter Letzteren behauptete Themistokles noch immer den ersten Rang. Aber dieser rastlose Geist verschmähte es, auf den errungenen Lorbern auszuruhen; er wollte im Gegentheile denselben neue hinzufügen. Da indeß jetzt die Gelegenheit, solche Absicht durch Kriegsthaten zu erreichen, seltener geworden, so faßte er den Entschluß, seine Vaterstadt Athen durch die Vervollkommnung ihres Staats- und Kriegswesens auf jene Höhe des Einflusses zu bringen, auf welcher Sparta bisher gestanden, und auf welcher dieses eine Art Obergewalt (Hegemonie) über das gesammte Griechenland ausgeübt hatte.

Hierbei kam dem eifrigen Themistokles das Verdienst, welches sich Athen durch seine bisherigen Kriegsanstrengungen vor allen anderen Staaten um Griechenland erworben hatte, vortrefflich zu statten; denn leugnen ließ sich nicht, daß bei der oft gezeigten Lauheit der Spartaner die bei weitem größere Thatkraft, welche zur Befreiung des Vaterlandes aufgeboten, den Athenern zuerkannt werden mußte. Dadurch hatte natürlich Athen an Achtung und also auch an Einfluß bedeutend gewonnen, während das Ansehen Sparta's in gleichem Maße gesunken war. Dies Ansehen nun völlig zu untergraben, war das Ziel, welches Themistokles sich gesetzt; und wir werden gleich sehen, wie er dasselbe anstrebte.

Auch durch die neueste Zeitgeschichte bestätigt sich die Wahrheit, daß die Herrschaft auf dem Meere zur Herrschaft der Welt führt. Themistokles hatte diese Wahrheit schon damals begriffen, als er Athen zu einer Seemacht umschuf; und er erkannte sie auch jetzt, wo er den Entschluß faßte, seinem Vaterlande die ausschließliche Herrschaft zur See zuzuwenden. Aber zuvor hatte er noch eine andere Aufgabe zu lösen, die den Bedürfnissen Athens näher lag. Die Einfälle der Perser hatten es gezeigt, wie leicht die Stadt, die keine Mauern hatte, zu erobern war. Sollte Athen also die Hegemonie sich erringen und dieselbe durch einen stets wehrhaften Zustand behaupten, so mußte es gegen eine Ueberrumpelung gesichert werden. Während nun die in ihre Vaterstadt zurück gekehrten Athener an dem Wiederaufbau ihrer zertrümmerten Häuser arbeiteten, wußte Themistokles einen Beschluß der Volksversammlung zu bewirken, infolge dessen der Bau der Häuser so lange ausgesetzt werden sollte, bis Athen mit einer Mauer versehen sei, die es in den Stand setzte, einer Belagerung Trotz bieten zu können. Die Arbeiten an der Ringmauer begannen denn sofort mit Aufbietung aller Kräfte; Alles, was nur Hände hatte, war beschäftigt, das Vertheidigungswerk aufzuführen; ja wie sehr auch die eifersüchtigen Spartaner gegen die Umwallung Athens protestirten, die Ringmauer war fertig, noch ehe man in Sparta mit Bestimmtheit wußte, daß sie angefangen war. Dies ging folgendermaßen zu.

Als die Spartaner die ersten Nachrichten erhielten, daß Athen befestigt werden sollte, erkannten sie sogleich, wie groß das Uebergewicht war, welches ihre Nebenbuhler durch eine Umwallung ihrer Stadt gewinnen mußten. Daher protestirten sie sofort gegen die beabsichtigte Verschanzung, indem sie den Athenern vorzustellen suchten, daß man durch solche Mauern, im Fall einer Eroberung durch Fremde, diesen nur einen festen Waffenplatz gebe, wie Theben dies im letzten Kriege genugsam bewiesen habe.

Themistokles, welcher Athen zu einer offenen Feindseligkeit gegen Sparta noch nicht für vorbereitet hielt, versuchte es, die Spartaner auf dieselbe Weise zu täuschen, wie diese Athen getäuscht hatten, als sie die Mauer auf dem Isthmos errichteten. Die Athener mußten auf seinen Rath den Spartanern versprechen, nächstens eine Gesandtschaft nach Sparta zu senden, welche in dieser Angelegenheit mit dem Nachbarstaate verhandeln solle. Während nun die Spartaner einer solchen Gesandtschaft entgegen harrten, hatten die Arbeiten an der Ringmauer ihren eifrigen Fortgang. Endlich ließ sich Themistokles nebst noch zwei anderen Männern — Aristeides und Abronychos — zu der beabsichtigten Gesandtschaft erwählen, reiste jedoch nach Sparta ab, da er seinen Mitgesandten empfohlen hatte, ihm erst alsdann zu folgen, wenn die Ringmauer die bestimmte Höhe erreicht hätte.

In Sparta spielte Themistokles den geschickten Diplomaten. Ohne sich den Ephoren oder irgend einer andern Regierungsbehörde vorzustellen, hielt er sich ruhig in Sparta auf, und als man ihn endlich drängte, die versprochene Erklärung abzugeben, entschuldigte er sich mit der Unmöglichkeit, sich eher auf Unterhandlungen einzulassen, als bis seine Mitgesandten angekommen seien. Indessen erhielten die Spartaner immer mehr beunruhigende Nachrichten über das Wachsen der athenischen Mauer. Nichtsdestoweniger verharrte Themistokles bei seinem Schweigen. Gelegentlich erklärte er das ganze Gerücht für eine Fabel; und endlich rieth er den Spartanern geradezu, Gesandte nach Athen zu schicken, um sich selbst von dem Stande der Dinge zu unterrichten. Dies geschah. Die spartanischen Abgesandten sahen zu ihrem Schrecken die Bauarbeiten; aber als sie die Kunde davon nach Sparta tragen wollten, fanden sie sich in Haft. Themistokles hatte die Athener angewiesen, die Gesandten so lange zurück zu halten, bis er selbst wieder aus Sparta entlassen sei.

Hier war man fortwährend im Zweifel über das gefährliche Gerücht; denn Themistokles schwieg noch immer. Endlich aber erschienen Aristeides und Abronychos mit der Nachricht, daß die Ringmauer vollendet sei, und jetzt trat Themistokles mit folgender Erklärung vor die Ephoren:

„Soeben erhalte ich die Kunde, daß Athen für seine Sicherheit hinlänglich befestigt ist; und freilich ist auch das Volk von Athen mündig genug, um selbst zu entscheiden, was ihm und dem gemeinsamen Besten frommt. Es hat seine Stadt verlassen und die Schiffe bestiegen, als es dies für dienlich hielt, und hat Sparta nicht um Rath gefragt; so braucht es auch jetzt nicht um Rath zu bitten, wo das athenische Volk es wiederum für dienlich hält, seine Stadt mit einer Mauer zu umgeben, sowol zum Heil der eigenen Bürger als auch aller griechischen Bundesgenossen; denn entweder darf keine griechische Stadt, oder auch Athen muß eine Mauer haben".

Die Spartaner sahen sich überlistet. Aber sie waren so klug, ihren Grimm zu verbergen, worauf denn auch die spartanischen Gesandten ruhig in ihre Heimat zurück kehrten.

Aber fast eben so nöthig wie die Mauer mußte den Athenern ein ihrer Seemacht angemessener Hafen sein; und auch hier war es Themistokles, der das Bedürfniß nicht allein erkannte, sondern zu befriedigen wußte. Er ließ die zwei Stunden von Athen gelegene Bucht Peiräeus ausbauen, dieselbe mit der Stadt durch zwei starke Mauern in Verbindung bringen und umgab auf diese Weise Volk und Flotte mit einer Feste, durch welche sich Athen wol für unbesiegbar halten konnte.

Natürlich mußte Themistokles auch den Hafenbau den spürenden Blicken der Spartaner verbergen. Hätte er seinen Plan dem Volke vorgetragen, so konnte er gewiß sein, daß die Spartaner Kenntniß davon erlangten. Auf der andern Seite erlaubte ihm aber die Verfassung nicht, ein solches Vorhaben ohne Zustimmung des Volkes ins Werk zu setzen. Doch Themistokles erfand ein Mittel, beiden gleich wichtigen Rücksichten zu genügen. Er erklärte dem Volke, daß er einen Plan habe, dessen Ausführung leicht und für die Stadt heilsam sei, daß er denselben aber aus gewichtigen Gründen dem Volke nicht mittheilen könne. Es möge daher zwei Männer wählen, zu denen es das meiste Vertrauen habe, und die Ausführung des Planes von der Zustimmung dieser beiden Männer abhängig machen. Das Volk erwählte Aristeides und Xanthippos, die beiden politischen Gegner des Themistokles, und war begierig, welchen Ausspruch dieselben fällen würden. Themistokles theilte ihnen seine Idee mit, und Beide erklärten dem Volke, daß sie derselben durchaus ihre Zustimmung ertheilen müßten. Dennoch war das für seine Freiheit besorgte Volk dadurch noch nicht beruhigt. Es verlangte zuvor noch die Mittheilung jenes Planes an den Rath, und erst als dieser sich ebenfalls einverstanden erklärte, gab das Volk dem Themistokles die zur Ausführung seines Vorhabens nöthige Vollmacht. Und siehe da, der Peiräeus stand fertig, noch ehe die Spartaner Zeit gehabt hatten, eine Verwahrung dagegen abzusenden.

Um aber auch für die Folge einer jeden Vernachlässigung der athenischen Seemacht vorzubeugen, bewog Themistokles das Volk noch außerdem zu dem Beschluß, jährlich eine bestimmte Anzahl neuer Schiffe zu bauen und auszurüsten. Der Beschluß wurde auch wirklich ausgeführt, und so sehen wir Athen sehr bald in einem Zustande, der es fähig machte, die Alleinherrschaft zur See nicht allein zu erringen, sondern auch zu behaupten.

Pausanias. Was aber diese Hegemonie Athens auf dem Meere noch schneller beförderte, als die Pläne des Themistokles es gekonnt hätten, war eine verrätherische Handlungsweise des Pausanias, durch welche derselbe das Ansehen Sparta's bei den Inselvölkern für immer vernichtete. Pausanias hatte nämlich den Oberbefehl über die griechische Flotte erhalten, welche bestimmt war, die Küsten von den Persern völlig zu säubern; Aristeides und der von uns schon genannte Kimon befehligten unter ihm die athenische Seemacht. Das Unternehmen gelang glücklich, und mit der Eroberung der thrakischen Stadt Byzanz waren die Perser von sämmtlichen Küsten vertrieben. Nun aber rief Pausanias plötzlich eine allgemeine Erbitterung der Flotte gegen sich auf. Dieser Mann hatte nämlich den schändlichen Plan gefaßt, sein Vaterland an Xerxes zu verrathen, um sich auf diese Weise zum persischen Satrapen zu machen.

Der Grund zu dem bis dahin in Sparta unerhörten Verrathe des Pausanias lag in dem Charakter, der den spartanischen Tugenden und Neigungen so sehr entgegen stand, daß man sich versucht fühlt, zu glauben, er war kein echter Sohn Lakedämons. Die einfache spartanische Lebensweise ekelte ihn an, und er sehnte sich nach den schwelgerischen Lebensgenüssen der persischen Großen. Die Beschränkung der Macht, welche sich die spartanischen Könige gefallen lassen mußten, empörte sein Herz; und lieber, als der freie Bürger eines freien Staates, wollte er als königlicher Satrap der Knecht eines Despoten sein, um wiederum der Despot von Knechten sein zu können!

Dem Perserkönige war in dieser Zeit der Noth ein solcher Antrag sehr willkommen, und er hatte nichts unterlassen, um bei den mit Pausanias angeknüpften Unterhandlungen den Neigungen dieses ausgearteten Spartaners zu schmeicheln. Pausanias, berauscht von dem Glücke, das er sich träumte, war zugleich so unklug, sich schon jetzt der ersehnten Lebensweise hinzugeben. Er verkehrte nicht nur offen mit den persischen Großen, er sandte nicht nur die byzantischen Gefangenen unentgeltlich an Xerxes zurück, sondern er begann auch bereits, den Despoten im Kleinen zu spielen, indem er sich von medischen und ägyptischen Trabanten begleiten ließ, seine Tafel und seine Kleidung nach persischer Sitte einrichtete und die griechischen Bundesgenossen mit tyrannischer Härte und Willkür behandelte.

Aber die freigesinnten, ehrliebenden Griechen waren kein Volk, das ein solches Gebahren geduldig ertrug; als nächste Folge dieses Auftretens des Pausanias geschah es, daß die peloponnesischen Schiffe ohne Weiteres nach Hause segelten, die athenische Flotte sich von Pausanias los sagte, die ionischen Griechen aber sich für immer unter Athens Schutz begaben, und vorläufig an Aristeides und Kimon den Oberbefehl übertrugen. Dadurch war Athen mit einem Male in den Besitz der Hegemonie zur See gelangt (477 v. Chr.) und das spartanische Ansehen dergestalt gesunken, daß Sparta nicht den kleinsten Versuch wagte, seiner Nebenbuhlerin die Oberherrschaft auf dem Meere streitig zu machen.

Aber der Mann, der durch seine Verrätherei die Ehre des spartanischen Namens befleckt hatte, sollte der verdienten Strafe nicht entgehen. Pausanias wurde nach Sparta berufen, um Rechenschaft abzulegen über seinen Vaterlandsverrath; denn weder seine Würde als königlicher Vormund, noch seine Abkunft konnten ihn schützen vor dem strengen Gesetze der Republik. Anfänglich (im Jahre 470) gelang es dem Angeschuldigten, durch sein Geld und wegen Mangels an ausreichenden Beweisen, sich von der Hauptanklage zu befreien: denn die Aussagen einiger Heloten, daß ihnen Pausanias die Freiheit und das Bürgerrecht zugesichert habe, falls sie ihm bei Ausführung seiner Pläne förderlich sein würden, konnten doch nicht für ausreichend gelten, um den Beweis hochverrätherischer Handlungsweise wider einen Mann aus königlichem Geschlechte zu führen. Als Pausanias später (467) jedoch seine landesverrätherischen Unterhandlungen von Neuem aufnahm, indem er sich sogar von Sparta aus mit Artabazos in einen heimlichen Briefwechsel einließ, da wurde das Verbrechen enthüllt.

Bei seinen Unterhandlungen mit Artabazos hatte zwar Pausanias alle möglichen Vorsichtsmaßregeln angewandt, um sich vor Entdeckung zu sichern. Unter Anderem hatte er mit dem persischen Satrapen die Abrede getroffen, daß dieser jeden Ueberbringer eines Briefes von ihm sogleich tödten lassen solle. Dies war geschehen. Als aber Pausanias einst wieder einen Heloten mit einem Briefe an Artabazos absenden wollte, schöpfte der Bote aus dem Umstande, daß keiner seiner Vorgänger wieder zurückgekehrt war, Verdacht, und erbrach den Brief. Am Schlusse desselben stand die gewöhnliche Aufforderung, den Ueberbringer tödten zu lassen. Dies bestimmte den Heloten, den ihm anvertrauten Brief den Ephoren auszuliefern, und diese würden den Pausanias ohne Weiteres zur Untersuchung gezogen haben, wenn das Lykurgische Gesetz das Zeugniß eines Sklaven gegen einen Freien nicht verworfen hätte. Man mußte einen solchen Vermittler umgehen und beschloß, den Uebelthäter durch List zu überführen.

Der Helote erhielt die Weisung, sich in ein Asyl zu flüchten, und man sorgte, daß Pausanias Nachricht davon bekam. Dieser eilte nun sogleich in das Heiligthum, um seinen Boten wegen des erbrochenen Briefes zur Rede zu stellen. Hierbei kam der ganze Plan des Pausanias zur Sprache, und da die Verhandlung von einigen in der Nähe versteckten Ephoren belauscht worden war, so hatte man genügende Beweise in den Händen, um den Verräther anzuklagen und zu verurtheilen.

Als sich Pausanias, um dem Richtschwerte zu entgehen, in den Tempel der Athene geflüchtet hatte, war man zweifelhaft, was man thun solle. Da gab die Mutter des Verbrechers, eine echte Spartanerin, dem Volke das Mittel an die Hand, ihren entarteten Sohn zu verderben. Sie erschien vor der Thür des Tempels und legte schweigend einen Ziegelstein hin. Das Volk verstand den Wink und vermauerte den Ausgang des Tempels, so daß Pausanias elend verhungern mußte.

Erst als er so entkräftet war, daß er an keine Flucht mehr denken konnte, trug man ihn aus dem Tempel heraus, um diesen nicht durch eine Leiche entweihen zu lassen; und kaum befand er sich außerhalb seines Asyls, als er den Geist aufgab (469 v. Chr.).

Ein ähnliches Schicksal wie Pausanias, wenn auch ein weniger tragisches Ende, hatte Themistokles, mit dem Unterschiede, daß dem Letzteren nicht eine wirkliche Schuld, sondern nur seine hervorragenden Verdienste zur Last fielen, die das für seine Freiheit besorgte Volk mißtrauisch und ungerecht stimmten. Als nun auf den Antrag des Aristeides die Solonische Verfassung dadurch abgeändert wurde, daß man auch den Thetes mit den übrigen Klassen gleiche Rechte an der Verwaltung der Staatsämter einräumte, und auf diese Weise Athen zur reinen Demokratie wandelte, da wuchs der Freiheitsinn des Volkes so sehr, daß ihm der einflußreiche Themistokles als ein wirklicher Feind der Freiheit erscheinen mußte. Und gegen dergleichen Feinde hatte man in dem Ostrakismos die geeignetste Waffe. Themistokles wurde durch das Scherbengericht auf zehn Jahre von Athen verbannt; er nahm seinen Wohnsitz in Argos.

Doch hierhin verfolgte ihn jetzt der Haß der Spartaner, die es ihm nicht vergessen konnten, daß er ihnen einst die Hegemonie geraubt, und vor Begierde brannten, auch auf Athen einen solchen Schimpf zu werfen, wie ihn Sparta durch den Verrath des Pausanias erlitten hatte. Sie verwickelten also den Themistokles in die Umtriebe dieses Verräthers, indem sie behaupteten, der Erstere habe mit dem Letzteren gemeinschaftliche Sache gemacht. Dadurch veranlaßten sie die Athener, den Themistokles zur Untersuchung zu ziehen. Dieser mochte fürchten, daß der Einfluß seiner Feinde über die Gerechtigkeit den Sieg davon tragen könne; genug, er floh, zuerst an den Hof des Admetos, Königs der Molosser, eines Volkes in Epeiros, hierauf nach Susa, wo er von Xerxes gastfreundlich aufgenommen wurde und sein Leben beschloß. Themistokles ist ein in jeder Hinsicht so merkwürdiger und verdienstvoller Mann, daß wir es uns nicht versagen können, seinen letzten Schicksalen eine ausführlichere Darstellung zu widmen:

Obgleich der König Admetos alle Ursache hatte, dem Themistokles zu zürnen, weil dieser einst die Veranlassung gewesen war, daß ein Gesuch des Königs bei den Athenern zurückgewiesen worden, so baute doch Themistokles auf den Edelmuth des molossischen Herrschers so fest, daß er zu ihm flüchtete, um seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen. Admetos befand sich nicht zu Hause, als Themistokles am Hofe desselben ankam. Die Gattin des Königs aber nahm ihn einstweilen auf und gab ihm den Rath, bei der Zurückkunft des Admetos eines ihrer Kinder auf den Arm zu nehmen, sich mit demselben am Hausaltare niederzulassen, und so den König um seinen Schutz anzuflehen; denn diese Art der Bitte galt bei den Molossern für so dringend, daß das Abschlagen derselben fast nie zu befürchten war.

Themistokles befolgte diesen Rath und erlangte denn auch von dem Könige die Zusicherung der Aufnahme, des Schutzes und der Gastfreundschaft.

Admetos hielt sein Versprechen. Alle Aufforderungen der Spartaner und Athener, den Themistokles auszuliefern, wies er entschieden ab; und erst, als sein Gastfreund selbst den Entschluß faßte, nach Susa zu reisen, um sich den Schutz des Perserkönigs zu erbitten, entließ er ihn. Die Reise nach Persien war ein Wagniß, das dem Flüchtigen das Leben kosten konnte; denn Xerxes hatte einen Preis von 200 Talenten (825,000 Mark) auf den Kopf des Themistokles gesetzt. Aber ein diesem befreundeter Aeolier fand Mittel, den Flüchtling sicher nach Susa zu schaffen. Themistokles wurde in einen dicht verschlossenen Wagen gesetzt und für eine Griechin ausgegeben, die für den Harem des Königs bestimmt sei. Auf diese Weise kam er nach Susa, ohne daß sein Name genannt wurde. Da trat er vor den Perserkönig Artaxerxes, welcher kurz zuvor (465 v. Chr.) seinem Vater Xerxes auf den Thron gefolgt war, mit der Bitte um Aufnahme und Schutz. Artaxerxes war, wie man leicht begreift, außer sich vor Freuden, seinen gefährlichsten Feind in seiner Macht zu haben, und mehrmals soll er Nachts im Schlafe ausgerufen haben: „Ich habe den Themistokles von Athen!“ — Doch sei es, daß Themistokles seine scheinbaren Verdienste um die Perser mit Erfolg geltend machte, sei es, daß Artaxerxes sich von einem ihn oft beschleichenden Gefühle der Gutmüthigkeit leiten ließ; genug, Themistokles fand am Hofe von Susa nicht allein Schutz, sondern es wurden ihm auch die Einkünfte dreier Städte (Magnesia, Lampsakos und Myus) zum Lebensunterhalte angewiesen, indem Artaxerxes großherzig erklärte, er sei dem Themistokles 200 Talente schuldig, da dieser sich selbst gestellt habe.

So lebte denn der Sieger von Salamis in Persien ein wahrhaft fürstliches Leben. Aber niemals hat ihn der Gedanke beschlichen, sich an seinem Vaterlande zu rächen; ja sein Tod selbst wurde ein Zeugniß für ihn, daß er Athen unausgesetzt liebte. Denn als er nach Unterdrückung des ägyptischen Aufstandes von Artaxerxes aufgefordert wurde, mit einem Heere gegen Griechenland zu ziehen, soll er, wie man allgemein erzählte, sich selbst durch Stierblut, das er nach einem Opfermahle absichtlich trank, vergiftet haben, um nicht gezwungen zu sein, gegen sein Vaterland zu kämpfen.

Bald nach der Verbannung des Themistokles verlor Athen auch den würdigen Aristeides, welcher noch vor seinem Tode dem Bunde der Inselgriechen dadurch eine festere Grundlage gegeben hatte, daß er die Insel Delos zum Sitze einer Art Bundestagsversammlung machte; durch diese sollten unter dem Vorsitze Athens alle Angelegenheiten der Verbündeten berathen und zugleich die aus den jährlichen Beiträgen derselben gebildete Bundeskasse, zu deren Verwalter man Aristeides erwählte, aufbewahrt werden.

In diesem (schon um 476 angestrebten) Bunde von Delos, welchem nach und nach außer den ionischen Küstenstädten und Inseln (wie Samos, Milet, Chios, Byzanz) auch äolische, dorische und andere griechische Inselstädte (z. B. Lesbos, Tenedos, Rhodos) beitraten, zeigt sich das erste Beispiel einer freien staatlichen Vereinigung, deren Mitglieder im Ganzen gleichberechtigt und deren gemeinsame Angelegenheiten unter Leitung einer Präsidial- oder Vormacht standen. Letztere war hier Athen und gemeinsamer Zweck des Bundes zunächst die Sicherstellung des freien Verkehrs, insbesondere durch Säuberung des ägäischen Meeres von persischen und Piratenschiffen. Die hierzu erforderlichen Beiträge an Geld, Schiffen und Mannschaften festzusetzen und gerecht zu vertheilen, sowie die Verwaltung der Bundeskasse zu überwachen, war die dem Aristeides anvertraute Aufgabe.

Wie gewissenhaft nun Aristeides diesem großen Vertrauen entsprach, und wie sehr er den Ruf der Redlichkeit, den er sich erworben, durch sein ganzes Leben bethätigte, das ergiebt sich aus dem Umstande, daß er in Armuth, ja selbst in Dürftigkeit starb; denn sein Nachlaß genügte nicht einmal, um die Kosten seines Begräbnisses zu decken. Die Republik aber übernahm mit Freuden die Pflicht, für seine Bestattung zu sorgen; ja sie erklärte sich bereit, für seine hinterlassenen Kinder auf Staatskosten zu sorgen. So war denn das marmorne Denkmal, das jenem würdigsten Bürger der Republik in einem der Häfen Athens errichtet wurde, nicht der einzige Beweis von der Dankbarkeit des Volkes.

Kimon. Themistokles war verbannt, Aristeides todt; aber die Republik war nicht verwaist. Denn in Kimon, dem Sohne des Miltiades, ging ihr ein neuer Stern des Ruhmes und des Glückes auf. Kimon fesselte Alles um sich her durch verschwenderische und prunkende Freigebigkeit, wobei ihm sein bedeutendes erheirathetes Vermögen die trefflichsten Dienste leistete. Auf allen seinen Wegen begleiteten ihn Sklaven mit großen Geldbeuteln, aus denen er jede Bitte eines Hülfsbedürftigen auf der Stelle und so reichlich wie möglich befriedigte. Ja, wenn er einen armen Bürger sah, dem es an einem Oberkleide gebrach, so mußte sich einer seiner Begleiter auf offener Straße des seinigen entledigen, um es dem Bedürftigen zu schenken. Für jeden Bürger seines Stammes hielt er täglich offene Tafel; und seine großen Gärten wurden von ihren Umzäunungen befreit, damit Jeder im Stande sei, von den Früchten derselben nach Belieben zu genießen.

Diese Handlungsweise, so unlauter sie im Grunde auch war, verfehlte ihren Zweck nicht. Kimon wurde wegen seiner Freigebigkeit allgemein beliebt, und da er hierdurch Gelegenheit fand, seine politischen Talente zu zeigen, auch bald als Staatsmann verehrt. Schon bei Lebzeiten des Aristeides hatte der talentvolle Mann sich so sehr in die Gunst des Volkes zu setzen gewußt, daß er die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten mit Aristeides theilte, ohne daß er demselben indeß feindlich gegenüber trat; denn obgleich Kimon's politische Ansichten, die einen entschieden aristokratischen Charakter trugen, von denen des Aristeides durchaus verschieden waren, so dachten beide Männer doch vernünftig genug, um einzusehen, daß Parteistreit ihr Vaterland von dem gemeinsamen Ziele nur entfernen würde. Sie befehdeten sich also nicht, sie unterstützten sich vielmehr gegenseitig. Aber als nach dem Tode des Aristeides Kimon das Ruder des Staates allein in den Händen behielt, da machte er seine politischen Grundsätze geltend, und so geschah es, daß das von Aristeides eingeführte rein demokratische Element dem aristokratischen für einige Zeit wich; ja es würde vielleicht vernichtet worden sein, wenn es nicht endlich eine mächtige Stütze gefunden hätte in einem Manne, der alle seine Vorgänger auf dem politischen Schauplatze Athens an Geist, Talent und Energie überragte, und Griechenlands erster Staatsmann wurde und blieb.



Kimon von Athen.

Perikles, das glänzendste Gestirn der griechischen Glanzperiode, war Sohn des Xanthippos. Er besaß hinlänglichen Reichthum, um sich in die Volksgunst einzuschmeicheln; allein er scheint dies Mittel nicht, wie er es gekonnt hätte, angewandt zu haben, zumal er ohnehin schon die Aufmerksamkeit der Menge durch die Macht seines überlegenen Geistes und durch großartige Charakterzüge auf sich lenkte.

Xanthippos hatte eine Nichte des Kleisthenes, Namens Agariste, geheirathet. Dieser träumte einst, daß sie einen Löwen gebären würde, und einige Tage darauf brachte sie den Perikles zur Welt. Der Knabe war im Ganzen wohlgestaltet; allein er hatte einen Kopf von so auffallend länglicher Form, daß ihn die griechischen Satyriker spottweise Meerzwiebelkopf nannten, wenn sie auch später erkennen sollten, welcher gewaltige Geist in diesem Kopfe wohnte.

Das öffentliche Auftreten des Mannes war bescheiden und zurückhaltend. Er scheint sich Anfangs von politischer Thätigkeit aus Furcht vor dem Scherbengericht gänzlich fern gehalten und seinen Lebensgenuß in dem Umgange mit Männern von Gelehrsamkeit und

künstlerischem Talent gesucht zu haben; denn wir finden unter seinen näheren Freunden in Anaxagoras, Damon und Pheidias Namen, die den ersten Genien griechischer Wissenschaft und Kunst angehören.

Der Umgang mit diesen Männern scheint viel dazu beigetragen zu haben, den Perikles für seine große Laufbahn vorzubereiten. Von Anaxagoras und Damon ist dies unbedingt zu behaupten, denn die Philosophie des Ersteren lehrte ihn die schwierigste aller Tugenden eines Staatsmannes, die Beherrschung der Leidenschaften; und die Redekunst des Damon legte in Perikles den Grund zu jener hinreißenden, Alles beherrschenden Beredsamkeit, die ihm bei dem Volke den Beinamen „der Olympische" verschaffte, und die ihm in der Geschichte den höchsten Platz unter den Rednern des Alterthums errang.

Die erste politische Thätigkeit entwickelte Perikles zu einer Zeit, wo Kimon, der fast jedes Jahr zum Oberanführer (Strategen) im Kriege gegen Persien erwählt wurde, von Athen abwesend war; und wir werden hier sehen, wie Perikles nach und nach eine demokratische Partei der Kimonischen Aristokratie gegenüber stellt und zum Kampfe rüstet. Vorher aber müssen wir auf Kimon zurückkommen, um dessen Thaten als Feldherr kennen zu lernen, Thaten, die ihm mehr als seine Staatsverwaltung einen Platz unter den großen Männern Griechenlands gesichert haben; denn Kimon wirkte im Felde mehr, als in der Volksversammlung. Er war zwar auch ein tüchtiger Staatsmann, aber als Feldherr unübertrefflich.

Der Krieg zwischen Persien hatte nämlich noch immer fort gedauert, wenigstens war er nicht ausdrücklich durch einen Frieden beendigt worden; nach der Schlacht bei Mykale wurde er mit einer solchen Lauheit geführt, daß man ihn als einen bewaffneten Frieden betrachten konnte. Erst Kimon beschloß, diesem Zustande ein Ende zu machen, und den Krieg gegen Persien mit vollster Kraft zum Abschluß zu bringen.

Er begann die Reihe seiner Kriegsthaten mit der völligen Säuberung der thrakischen Küsten, wo sich einzelne persische Kriegshaufen noch immer festsetzten. Vorerst eroberte er nach einer heftigen Gegenwehr die von den Persern hartnäckig behauptete Stadt Eion, nachdem dieselbe von den verzweifelnden Belagerten in Brand gesteckt worden war. Eine zweite fast eben so wichtige Kriegsthat war die Eroberung der Insel Skyros, von wo er die vermeintlichen Ueberreste des Theseus nach Athen brachte, und die Zerstörung des dortigen Seeräubernestes. Doch auch gegen freie Griechen hatte Kimon manchmal die athenischen Waffen ins Feld zu führen. Die Bewohner der Insel Naxos waren nämlich vom Bunde abgefallen, und Kimon beschloß, sie für diesen Treubruch empfindlich zu strafen. Er eroberte später (466 v. Chr.) die Insel und erklärte die Bewohner derselben ihres Bundesgenossenrechts für verlustig, indem er sie zu Unterthanen Athens machte.

Was aber für die Herrschaft Athens wichtiger wurde als alle diese früheren und späteren Kriegsthaten, das war eine durch Kimon herbeigeführte Uebereinkunft der Bundesgenossen, zufolge deren diese auf der Bundesversammlung zu Delos den Entschluß faßten, den Krieg gegen Persien zwar fortzusetzen, allein ohne die direkte Mitwirkung der Inselgriechen, deren Handel und Gewerbe durch den endlosen Krieg völlig in Stockung geriethen. Statt der bisher gestellten Kriegsschiffe wollten sie an Athen jährlich eine bestimmte Summe Geldes zahlen; die Athener sollten dafür Schiffe bauen und ausrüsten und den Krieg auf ihre eigene Gefahr führen. Letzterer wurde aber dadurch auch zugleich für den eigenen Ruhm der Athener geführt, und so war es denn jener Beschluß, welcher Athens Herrschaft zur See vollendete.

Nunmehr dachte Kimon daran, auch die kleinasiatischen Küsten von den Persern zu reinigen. Diese hatten an der Mündung des Flusses Eurymedon im südlichen Kleinasien eine Flotte stehen, während zugleich auf dem Ufer ein beträchtliches Landheer sein Lager aufgeschlagen hatte. Kimon faßte in solcher Lage den kühnen Entschluß, die feindliche Land- und Seemacht mit einem Schlage zu vernichten.

Doppelschlacht am Eurymedon (469 v. Chr.). Zuerst griff Kimon die persische Flotte an, welche von der athenischen nach einem kurzen Kampfe völlig geschlagen wurde, und der Tag war noch nicht zu Ende, als die letzten noch übrigen Schiffe der Perser die Flucht ergriffen. Da, im Angesichte des Landheeres, ließ Kimon seine noch vom Siege berauschten Athener landen und die persischen Heerhaufen angreifen. Diese setzten sich zwar mit großer Hartnäckigkeit zur Wehre; aber dem ungestümen Andringen der griechischen Helden mußten sie weichen; und nachdem sie einen nicht unbedeutenden Verlust an Mannschaft erlitten, wandten sie sich mit Zurücklassung einer unermeßlichen Beute an Schätzen aller Art zur Flucht. So erlebte Athen das in der Kriegsgeschichte seltene Ereigniß, daß ein Feldherr mit ein und demselben Heere zwei Schlachten gewann, und Flotte und Landheer des Feindes an einem Tage vernichtete!

Die Folge dieses Sieges war eine abermalige Waffenruhe, indem die Perser alle Plätze vermieden, auf denen sie mit Griechen in Kampf gerathen konnten. Kimon segelte nach Hause, in dem Bewußtsein, durch den glorreichen Sieg am Eurymedon auf den Gipfelpunkt seines Ruhmes und Ansehens gelangt zu sein. Dies Ansehen benutzte er denn auch sofort, um Athen noch unbezwinglicher zu machen, als es ohnehin schon war. Er hob nicht allein den Einfluß seiner, der aristokratischen Partei auf den höchsten Gipfel, sondern suchte auch den Zustand Athens im Aeußern zu befestigen; denn sein Vorschlag war es, auf welchen der Bau der sogenannten langen Mauern begann, durch die der Peiräeus mit Athen zu einem einzigen Festungswerke verbunden wurde, ein Unternehmen, das schon Themistokles angeregt, aber nicht zur Vollendung gebracht hatte. Auch für die Verschönerung der Stadt trug Kimon Sorge; er war der Erste, welcher in Athen eine Stoa anlegte, d. i. einen Säulengang, durch den man bei Verhandlungen im Freien gegen Sonnenhitze und Regen gleich geschützt wird. Eine andere Anlage des Kimon war der Spaziergang, welcher den Namen Akademie führte und nachmals durch Platon und seine Schüler weltberühmt wurde, wie wir noch später sehen werden.

Bald aber ward Kimon zu neuen Kriegsthaten abberufen, da die Kunde einlief, daß die griechische Insel Thasos sich von dem Bunde losgesagt habe. Kimon erhielt den Auftrag, diesen Treubruch zu ahnden. Er segelte mit einer Flotte nach Thasos ab und belagerte die gleichnamige Hauptstadt der Insel. Aber die Bewohner wehrten sich so tapfer, daß es den Athenern erst nach einer dreijährigen Belagerung (463 v. Chr.) gelang, die Stadt einzunehmen, die nun mit Naxos (der 466 unterworfenen Insel) ein gleiches Schicksal hatte. Auch mußten die Thasier ihre Kriegsschiffe ausliefern und ihre Festungswerke schleifen.

Während dieser dreijährigen Abwesenheit des Kimon von Athen war es, wo Perikles sich an die Spitze der demokratischen Partei stellte. Er hatte es verstanden, sich bei seinem ersten politischen Auftreten mit einer Art Nimbus zu umhüllen, welcher allerdings im Stande war, sein Streben nach Einfluß aufs Kräftigste zu unterstützen. Sei es aus Grundsatz, sei es aus Klugheit, stets beobachtete er bei unwichtigeren Verhandlungen der Volksversammlung ein tiefes, ernstes und also auffallendes Schweigen. Nur bei besonders wichtigen Gelegenheiten erhob er sich, und von seinen Lippen strömten alsdann die donnergleichen Worte und die blitzähnlichen Gedanken, die ihm, wie schon erwähnt, den Beinamen des Olympiers verschafften. Im Uebrigen suchte er durch die Vermittelung seiner zahlreichen Freunde zu wirken, unter denen besonders ein gewisser Ephialtes genannt wird.

Als Kimon zurückkehrte, sah er mit Schrecken, daß ein großer Theil seines Einflusses in die Hände des Perikles übergegangen war. Was diesen Nebenbuhler noch furchtbarer machte, war ein politischer Sieg, den derselbe über die Aristokratie gewonnen. Er hatte nämlich einen Volksbeschluß durchgesetzt, welcher dem aristokratischen Areiopagos den größten Theil der ihm von Solon eingeräumten Macht nahm und nur noch die Funktionen eines obersten Gerichtshofes ließ.

Der Einfluß des Kimon wankte, es bedurfte nur eines äußeren Ereignisses, um die Stimmung des Volkes gegen ihn zu allgemeinem Ausdruck gelangen zu lassen, und Kimon stürzte von seiner Höhe, seinen Platz für immer dem größeren Talente eines Perikles überlassend. Jenes Ereigniß trat denn auch nur zu bald ein infolge einer Begebenheit auf dem Peloponnes, die wir nun ins Auge fassen wollen.

Der dritte Messenische Krieg (464—454 v. Chr.) trägt seinen Namen, weil er durch eine Empörung der messenischen Heloten veranlaßt worden war. Sparta war um 465 v. Chr. von einem fürchterlichen Erdbeben heimgesucht worden, das den größten Theil der Stadt zerstörte, und wobei Tausende von Menschen ums Leben kamen. Den Zustand der Verwüstung nahmen die zahllosen Heloten, größtentheils Abkömmlinge der alten Messenier, wahr, um das ihnen aufgedrungene Joch der Knechtschaft abzuwerfen. Sie versammelten sich eilig, bewaffneten sich und waren schon im Begriff, die halb zerstörte Stadt in Besitz zu nehmen, als die Geistesgegenwart des spartanischen Königs Archidamos II die Gefahr abwandte. Dieser ließ bei der ersten Nachricht von dem Aufstande seine Mitbürger durch die Schlachttrompete in die Waffen rufen, und der den Spartanern angeborne Soldatengeist gehorchte diesem Rufe so schnell, daß die anrückenden Heloten auf dem Markte der Stadt eine vollständige Schlachtordnung zu ihrem Empfange bereit fanden. Mit dieser sich in einen Kampf enzulassen, fanden die Messenier zu bedenklich. Sie zogen sich deshalb aus der Stadt zurück aufs Land, erließen hier an ihre Knechtschaftsgenossen einen Aufruf zur allgemeinen Empörung, nahmen die messenische Bergfeste Ithome in Besitz, welche sie aufs Neue befestigten, und faßten den Entschluß, hier ihre Freiheit gegen die Spartaner zu vertheidigen. Letztere, noch immer ungeübt in dem Angriff fester Plätze, entschlossen sich endlich, die belagerungskundigen Athener um Hülfe zu bitten.

In Athen waren die beiden Parteien des Perikles und des Kimon über den auf dies Gesuch zu fassenden Entschluß ganz verschiedener Meinung. Die Demokraten, über das Geschick, von dem die Spartaner betroffen worden, insgeheim erfreut, verweigerten die Hülfe. Wie alle Aristokraten war auch Kimon ein großer Freund der Spartaner, besonders wegen ihrer Verfassungseinrichtungen, die dem aristokratischen Sinne mehr entsprachen als die rein demokratischen der Athener. Von welcher schwärmerischen Art aber die Verehrung Kimon's für die Spartaner war, ergiebt sich aus dem Umstande, daß er seinem einzigen Sohne den Namen Lakedämonios gegeben hatte, und daß er sich bei Beurtheilung einer jeden Handlung die Frage vorlegte: Wie würde ein Spartaner in diesem Falle gehandelt haben? Indem er seine Ansicht in der Volksversammlung verfocht, erklärte er, man dürfe Sparta nicht untergehen lassen; denn dies hieße Griechenland eines seiner Füße berauben und hinkend machen.

Die Aristokraten stimmten mit Kimon für die Absendung eines bedeutenden Hülfsheeres. Entweder war der Einfluß des Kimon noch bedeutend genug, um seinen Antrag durchzusetzen, oder Perikles gab absichtlich nach in der Hoffnung, durch das Unternehmen eine Waffe gegen diesen in die Hände zu bekommen; genug, die Bitte der Spartaner wurde gewährt, und Kimon selbst erhielt den Oberbefehl über das Heer, welches nach dem Peloponnes abmarschirte.

Aber trotz dieser Hülfsmacht gelang es den Spartanern nicht sogleich, die für ihre Freiheit kämpfenden Messenier zu besiegen. Ithome konnte trotz aller Kunst der athenischen Truppen nicht eingenommen werden. Die Spartaner setzten in die Aufrichtigkeit ihrer alten Nebenbuhler Mißtrauen und schoben die Schuld der mißlingenden Angriffe auf den bösen Willen der Athener; kurz das Bündniß der beiden Mächte endete damit, daß die Spartaner das athenische Hülfsheer nach Hause schickten unter dem Vorgeben, sie bedürften des Beistandes der Athener nicht mehr.

Diese Beleidigung brachte bei dem athenischen Volke den alten Haß gegen Sparta auf den höchsten Gipfel. Zugleich traf der Unwille des Volkes auch Denjenigen, den er

als die erste Veranlassung zu jener Schmach für Athen betrachtete, nämlich Kimon; denn er war es, dessen Einfluß den Feldzug herbeigeführt hatte. Dadurch wurde Kimon's Ansehen und Macht so erschüttert, daß die demokratische Partei seine Verbannung durchsetzen konnte. Er wurde durch den Ostrakismos aus Athen verwiesen (461 v. Chr.) und es begann die glanzvolle Regierungszeit des Perikles.

Das Zeitalter des Perikles (460—429 v. Chr.) umfaßt etwa dreißig Jahre, während deren dieser erste aller griechischen Staatsmänner das Ruder des athenischen Staates lenkte. Athen stand in dieser Zeit nicht nur auf dem höchsten Gipfel seines politischen Einflusses, sondern es drängt sich auch fast Alles, was griechische Kunst und Wissenschaft Ausgezeichnetes aufzuweisen hat, in diese Periode zusammen, woran Perikles offenbar nicht geringen Antheil hatte.


Perikles.

Es scheint hier eine Betrachtung nöthig über die Art, wie der athenische Staat durch seine hervorragenden Staatsmänner geleitet wurde, welcher Art also die Macht war, die ein Themistokles, ein Aristeides, ein Kimon und ein Perikles ausübten.

Man würde sehr irren, wenn man das Regieren dieser Männer mit dem der heutigen Ministerfürsten, oder auch mit dem der Präsidenten heutiger Republiken vergleichen wollte; denn jene Staatsmänner bekleideten selten ein eigentliches Regierungsamt. Ihr ganzes Wirken beschränkte sich auf den Einfluß, den ihr Geist und ihr Talent ihnen über die Volksversammlung einräumten, so daß sie diese oft ganz nach ihrem Willen lenken konnten. Da nun die Volksversammlung als eigentlicher Regent des Staates galt, so ergiebt sich hieraus die Art, wie jene Staatsmänner die Regierung leiteten. Ihr Scepter war ein rein geistiges, denn sie beherrschten den Staat nur durch ihren Geist, sie waren im eigentlichen Sinne des Wortes Demagogen!

Perikles, obgleich mit Feldherrntalent ausgerüstet, liebte den Frieden und verabscheute den Krieg; denn sein Herz mochte es nicht dulden, daß Menschen, als deren Lebenszweck er den Genuß der edelsten Freuden des Geistes und des Herzens betrachtete, oft um der jämmerlichsten Gründe willen sich gegenseitig zerfleischten.

Er stellte es sich demzufolge zur Aufgabe, die Künste des Friedens auf alle Weise zu fördern, und sein einziger Ehrgeiz bestand darin, Athen zu dem glücklichsten und blühendsten Staate zu machen. Aber nie hat Perikles für diesen schönen Zweck unedle Mittel angewandt, und noch weniger hat er seinen Einfluß zur Befriedigung seines Eigennutzes aufgeboten. Feinde der Demokratie machten diesem großen Manne häufig den Vorwurf, daß er die Volksherrschaft auf eine zu gefährliche Stufe der Vollkommenheit erhoben und dadurch den Grund gelegt habe zu der späteren Pöbelherrschaft, welche Athen in Verwirrung stürzte; allein sie vergessen hierbei, daß er dadurch gegen die noch unnatürlichere Tyrannei des Einzelnen einen Damm aufrichten wollte.

So lange Perikles lebte, empfand Athen nur den Segen der Volksherrschaft. Sein erhabener Geist hatte das Volk so durchdrungen, daß es nur seinen Willen vollführte,

wenn es am selbständigsten zu handeln gedachte. Alle Maßregeln des Perikles waren auf den Ruhm und das Wohl Athens und mittelbar des ganzen Griechenlands gerichtet: nie hatte er seinen persönlichen Vortheil im Auge; und das gerade ist es, was seine Staatsleitung, die er ausübte, ohne jemals irgend ein Regierungsamt zu bekleiden, so außerordentlich hochstellt.

Aber wie sehr auch Perikles das Volk zu einem fast unumschränkten Herrscher, zu einem Souverän im wahren Sinne des Wortes gemacht hatte, niemals hat er dasselbe durch Schmeichelei zu bestechen gesucht; oft hat er dem Volke — wenn es sich dem Leichtsinne und Uebermuthe ergab — mit Ernst und Würde seine Thorheit vorgehalten, und unbekümmert um Lob oder Tadel, Liebe oder Haß, Gunst oder Ungunst, verließ Perikles nie die Bahn seiner Ueberzeugung und seiner Vaterlandsliebe. Er war nicht nur der größte, er war auch der würdigste Demagoge, den die Weltgeschichte kennt!

Da wir in der Kulturgeschichte auf diese Erscheinung wieder zurückkommen werden, so wollen wir uns hier einzig und allein auf eine kurze Darstellung der politischen Ereignisse beschränken, welche die erste Zeit der Staatsleitung des Perikles trübten. Wir sagen ausdrücklich trübten; denn wenn diese Ereignisse auch geeignet waren, Athens Uebergewicht im glänzendsten Lichte zu zeigen, so säeten sie doch zugleich den Samen der Zwietracht zwischen den beiden größten griechischen Staaten so dicht, daß sie als das Vorspiel zu den großen Bürgerkriegen zu betrachten sind, welche Griechenland später zerfleischten und die Hauptursache wurden, daß das heldenmüthige, freiheitliebende und ruhmgekrönte Volk der Griechen seinen Untergang fand.

Unmittelbar nach der Rückkehr des Hülfsheeres aus dem Peloponnes hatte Athen den noch von den Perserkriegen her bestehenden Bund mit Sparta für aufgelöst erklärt, und dagegen eine Verbindung mit Argos, dem Erbfeinde der Spartaner, geschlossen. Zu gleicher Zeit verließ Megara, welches mit Korinth in einem Grenzstreit begriffen war, den Bund mit Sparta und ging zu Athen über, um sich die Hülfe dieses jetzt übermächtigen Staates zu sichern. Darüber brachen Zwistigkeiten zwischen Athen und Korinth aus, die an sich unwichtig sind, aber dazu dienten, die Erbitterung anzufachen, welche später den Peloponnesischen Krieg herbeiführte.

Wahrscheinlich wäre derselbe schon jetzt ausgebrochen, wenn nicht Sparta sowol wie Athen in anderweitige Kriegsunternehmungen verwickelt gewesen wäre. Sparta nämlich war der empörten Messenier noch immer nicht ganz Herr geworden, und erst nach zehnjähriger Dauer des Krieges sah es ein, daß es sich zu einem Friedensschlusse bequemen müsse (454 v. Chr.). Die Messenier erhielten die Freiheit, mußten sich aber verpflichten, den Peloponnes zu verlassen. Athen nahm diese Auswanderer mit Freuden auf, räumte ihnen den trefflichen Seehafen Naupaktos ein und hatte nie Ursache, diese Gastfreundschaft ernstlich zu bereuen.

Was auf der andern Seite Athen von einem Kriege mit Sparta abhielt, war der sogenannte Aegyptische Krieg (461—455 v. Chr.), an dem es den thätigsten Antheil nahm. Bald nach der Thronbesteigung des Artaxerxes I. hatte sich nämlich Aegypten zu einem Aufstande gegen das persische Joch erhoben, und zwar unter der Leitung des libyschen Königs Inaros. Den Athenern erschien dieser Moment der geeignetste, um das Persische Reich, mit dem Griechenland noch immer auf Kriegsfuß stand, niederzuwerfen. Deshalb nahmen sie an dem ägyptischen Aufstande den thätigsten Antheil, indem sie den Inaros mit allen entbehrlichen Schiffen unterstützten. Wirklich gelang es auch den verbündeten Athenern und Aegyptern, die Perser zu schlagen; allein als Artaxerxes jetzt ein neues Heer aufbot, und die Athener sich zu gleicher Zeit in die korinthischen Streitigkeiten verwickelt sahen, da waren sie zu schwach, der noch immer kolossalen persischen Macht Widerstand zu leisten. Der ägyptische Aufstand wurde unterdrückt, und die Athener mußten sich nun zurückziehen, ohne jede Hoffnung, die erlittene

Niederlage zu rächen. Denn gleich darauf brach der erste kriegerische Zwist zwischen ihnen und den Spartanern aus (457—450 v. Chr.), ein Streit, den man füglich als die Einleitung zu dem großen peloponnesischen Bürgerkriege betrachten kann.

Die Veranlassung zu jenem Zwiste war ein Kampf zwischen Doris und Phokis. Die Spartaner hatten dem ersteren, ihnen stammverwandten Lande Hülfe geleistet, und dies veranlaßte die Athener, dem ihnen befreundeten Phokis beizustehen. Zwar waren die Phokier bezwungen worden; allein als die Spartaner nun in den Peloponnes zurückkehren wollten, fanden sie den Rückweg durch die Athener versperrt. Um einen offenen Kampf mit den gefürchteten Nebenbuhlern zu vermeiden, verweilten sie daher in Böotien, wo sie Theben bei dem Vorhaben unterstützten, die während der Perserkriege verlorene Herrschaft über die böotischen Städte wieder zu gewinnen, damit ihnen in Theben eine befreundete Macht erstünde.

Das Letztere durfte die athenische Politik um keinen Preis dulden, und deshalb rückten die Athener, von 1000 Argivern und einem Haufen thessalischer Reiter unterstützt, in Böotien ein, wo es (456 v. Chr.) bei Tanagra zur Schlacht kam. Die Athener erlitten hier eine so große Niederlage, daß sie vielleicht verloren gewesen wären, wenn die Spartaner sich nicht damit begnügt hätten, das megarische Gebiet zu verwüsten und darauf den jetzt geöffneten Rückweg nach dem Peloponnes einzuschlagen.

Die Niederlage bei Tanagra hatte den Einfluß des Perikles etwas geschwächt, und es wurden Stimmen laut, welche die Zurückberufung Kimon's verlangten, der bei der Schlacht von Tanagra einen schönen Beweis seiner Vaterlandsliebe gegeben hatte.

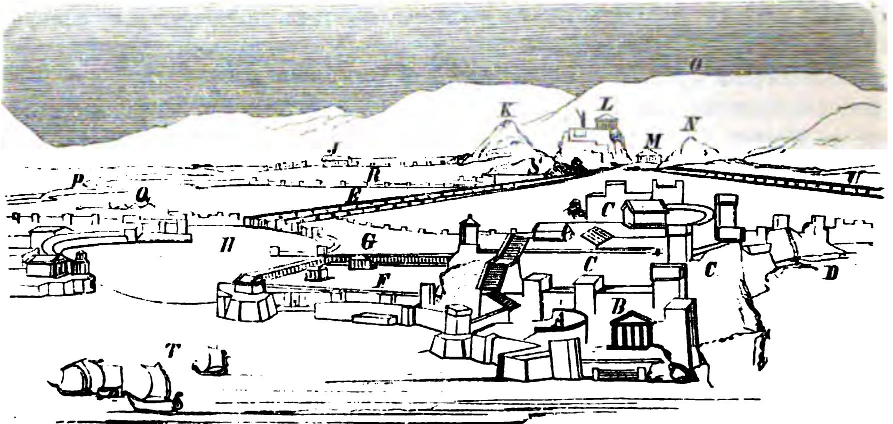
Wie einst Aristeides bei Salamis, so wollte nämlich auch Kimon bei Tanagra trotz seiner Verbannung an der Schlacht Theil nehmen. Er fand sich bei dem Heere ein, um mitzukämpfen; allein man war mißtrauisch gegen ihn wegen seiner spartanischen Gesinnung und verweigerte ihm die Theilnahme am Kampfe. Da, im Begriff, das Heer zu verlassen, beschwor er seine Freunde, welche gleichfalls der Spartanerfreundschaft verdächtig waren, sich tapfer zu halten und den ungerechten Argwohn durch die That zu widerlegen. Diese Mahnung verfehlte nicht ihre Wirkung; die Freunde Kimon's, hundert an der Zahl, kämpften mit solcher Todesverachtung, daß kein einziger von ihnen den Tag von Tanagra überlebte; und gewiß wären die Athener hier Sieger geblieben, wenn die Verrätherei der thessalischen Reiter nicht ihre Niederlage herbeigeführt hätte.

Perikles war klug oder gerecht genug, seinerseits die Zurückberufung Kimon's anzuregen, und so sehen wir denn diesen talentvollen Mann abermals an die Spitze der Staatsverwaltung treten und den Einfluß des Perikles theilen. Mit seiner Rückkehr wandte sich auch das Glück wieder auf die Seite der athenischen Waffen. Sie siegten in Böotien gegen Theben, im Peloponnes gegen die Spartaner, wobei Perikles schöne Proben seines Feldherrntalents ablegte; und endlich gelang es den Bemühungen Kimon's, den Krieg dadurch zu beenden, daß er (450 v. Chr.) einen fünfjährigen Waffenstillstand zwischen Sparta und Athen zu Stande brachte.

Es ist wahrscheinlich, daß Kimon diese Waffenruhe nur deshalb vermittelt hatte, um seine Angriffe gegen das Persische Reich, welchem er Verderben geschworen, mit ganzer Macht führen zu können; denn unmittelbar darauf stimmte er das Volk zu einem entscheidenden Kriegszuge gegen die Perser, welche jetzt wieder um so furchtbarer schienen, da sie den ägyptischen Aufstand gedämpft hatten. Ueber die Flotte, welche deshalb gegen Persien ausgerüstet wurde, erhielt Kimon selbst den Oberbefehl. Er segelte nach der Insel Kypros, um dieselbe zu erobern und dann von dort aus seine Operationen zu leiten. Wirklich gelang es ihm auch, die Perser in der Nähe jener Insel zu schlagen; aber noch ehe er die Eroberung von Kypros vollenden konnte, ereilte ihn der Tod (449 v. Chr.). Er starb nach Einigen an einer Krankheit, nach Anderen infolge einer gefährlichen Verwundung.

Was den Tod Kimon's noch denkwürdiger macht, als das Ableben eines großen Mannes an sich schon ist, war ein Friede zwischen Griechenland und Persien, der unmittelbar nach seinem Tode eintrat, und den man für ein Werk dieses diplomatischen Kopfes hielt, weshalb er auch gewöhnlich der Kimonische Friede genannt wird.

Der Kimonische Frieden. Die Folge desselben war die völlige Freiheit und Unabhängigkeit der Jonier, die Artaxerxes I. nunmehr anerkannte. Eine weitere die persische Macht beschränkende Bedingung des Friedens bestand darin, daß die Perser den ionischen Gewässern vom Meere kein Heer aufstellen, und daß sie kein Schiff in drei Tagereisen weit kreuzen lassen durften.



Situationsskizze zu nebenstehender Ansicht von Athen. (S. 499.)

A Theater. *B* Tempel des Poseidon (Neptun). *C* Festung Munychia, mit dem gleichnamigen, nur 50 Schiffe fassenden Hafen (der letztere vor der Agora des Peiräeus). *D* Bai von Phaleron. *E* die langen 27 Meter hohen von Quadern erbauten Mauern, welche seit 457 v. Chr. die Stadt Athen mit dem Peiräeus verbanden. *F* der Marktplatz (Agora) von der Hafenstadt Peiräeus. *G* die Stadt Peiräeus. *H* Hafen Peiräeus, mit Raum für 400 Schiffe, von Docks und Magazinen umgeben, Eingang durch Ketten gesperrt. *J* Tempel des Theseus. *K* der Berg Anchesmos mit der Pnyx (Lokal der Volksversammlungen). *L* die Akropolis oder Burg von Athen auf einem isolirten Kalkfelsen, mit dem Parthenon oder Tempel der Pallas Athene (Minerva), mit den Tempeln des Erechtheus und Kekrops, dem Pandrosion und der kolossalen, 24 Meter hohen ehernen Bildsäule der Pallas Athene (Athene Promachos). Den Aufstieg zur Burg bildeten die Propyläen. Alle diese Kunstbauten waren aus weißem Marmor aufgeführt. *M* Tempel des Jupiter Olympios. *N* der Hügel des Museum mit dem Monument des Philopappos. *O* der Berg Pentelikos, 1140 Meter hoch, aus dessen Marmorbrüchen die Stadt erbaut war; links im Hintergrunde der Parnaß, rechts nach dem Vordergrunde zu der Hymettos, 1050 Meter hoch, vor Alters und jetzt durch seinen Honig berühmt. *P* Fluß Kephissos. *Q* Nekropolis (der Begräbnißplatz). *R* die eigentliche Stadt Athen (Asty). Die heutige Stadt Athen liegt nordwärts hinter der Akropolis. *S* der Areiopagos oder Hügel des Ares. Unmittelbar vor demselben befand sich die Agora, d. h. der Marktplatz. *T* griechische Kriegsschiffe. *U* die Phalerischen Mauern (von Athen bis zur Bai von Phaleron).

Es muß merkwürdig erscheinen, daß der wichtige Krieg zwischen Persien und Griechenland, der so großartig begonnen hatte, und dessen Anfang durch die glorreichsten Kriegsthaten ausgezeichnet ist, welche die Geschichte kennt; daß dieser Krieg sich endlich — sozusagen — im Sande verliert, weshalb auch die Nachrichten über seine Beendigung nicht allein dunkel, sondern geradezu widersprechend sind. Der sogenannte Kimonische Friede wird nicht nur von verschiedenen Schriftstellern in verschiedene Zeiten verlegt, der Art, daß ihn einige nach dem Siege am Eurymedon, andere nach der Schlacht bei Tanagra eintreten lassen, sondern seine Existenz wird von mehreren Geschichtschreibern auch geradezu geleugnet, indem sie kühn behaupten, der Krieg zwischen Persien und Griechenland habe auch noch nach Kimon's Tode ununterbrochen fort gedauert. Wie dem nun sein mag, so viel ist gewiß, daß jener Krieg — wenn er noch fortdauerte — von Kimon's Tode an alle Wichtigkeit und allen Einfluß auf den Gang der Begebenheiten gänzlich verloren hatte, und daß man daher ein Recht hat, ihn mit dem Jahre 449 v. Chr. als beendigt zu betrachten.



Athen vom Peiräeus aus gesehen.

Nach Kimon's Tode stand Perikles wieder allein an der Spitze der athenischen Staatsverwaltung. Denn obschon in Thukydides dem Aeltern, einem Schwager Kimon's, ein Mann auftrat, der die Grundsätze des Letztern weiterhin geltend machen und die aristokratische Partei in ihr früheres Ansehen setzen wollte, so stand dieser Mann dem Perikles an Talent doch bedeutend nach; er mußte sich bald für besiegt erklären und sah sich endlich (444 v. Chr.) durch den Ostrakismos aus Athen verbannt. Mit seiner Verbannung erlosch der letzte Lebensfunken der athenischen Aristokratie, und seit dieser Zeit beginnt in Athen unter Perikles' einflußreicher, ja fast ausschließlich maßgebender Leitung die unumschränkte Volksherrschaft.

Die Zeit des Friedens, welche für Athen jetzt eintrat, suchte Perikles zur Verbesserung innerer Staatseinrichtungen, zur Beförderung des äußern Wohlstandes und zur Verschönerung der Stadt zu verwenden. In Hinsicht des ersteren Zweckes verdankt ihm Athen die Einführung eines für die Thätigkeit im Staatsdienst bestimmten Soldes, der sich Anfangs nur auf die Richter beschränkte, später aber auch auf andere Staatsdienstleistungen, Theilnahme an der Volksversammlung, Kriegsdienst ꝛc. ausgedehnt wurde.

Der Sold für die zu Richtern erwählten Bürger, die bisher dies Amt unentgeltlich hatten ausüben müssen, betrug Anfangs täglich einen Obolos (etwa 10 Pfennig unseres Geldes); später aber wurde der Sold auf 3 Obolen erhöht, eine Summe, welche bei dem damaligen Werthe des Geldes zur nothdürftigen Erhaltung einer Familie hinreichend war.

Die Theilnehmer der Volksversammlung wurden ebenfalls mit einem Obolos besoldet; aber auch dieser Gehalt ward später, etwa 36 Jahre nach dem Tode des Perikles auf 3 Obolen erhöht. Der Zweck, welchen Perikles bei der Einführung des Soldes hatte, wurde vollständig erreicht; denn eine Menge der ärmeren Bürger, welche früher theils aus Gleichgiltigkeit, theils wegen Mangels an Zeit den Volksversammlungen nicht beigewohnt hatten, ließen sich jetzt durch den Sold bestimmen, die Versammlung zu besuchen; ein Umstand, welcher viel dazu beitrug, den Staatsbürgersinn der Athener auch unter den ärmeren Volksklassen zu heben und zu beleben und so die Demokratie immer mehr zu befestigen.

Am größten war der gleichfalls erst von Perikles eingeführte Sold der Krieger. Dieser erschien verhältnißmäßig so bedeutend, daß er einen Bürger reich machen konnte (er betrug für einen Reiter täglich 12 Obolen!); so geschah es, daß sich die tüchtigsten Männer zu dem Kriegsdienste drängten und das Heer stets in einem vortrefflichen Zustande war.

Den allgemeinen Wohlstand erhöhte Perikles ganz vorzüglich durch Anlegung von Kolonien, durch Beförderung des Handels und der Schiffahrt, durch mancherlei Einrichtungen, welche die ärmeren Bürger in den unentgeltlichen Genuß von Lebensgütern brachten, zu denen die reicheren beisteuern mußten, (z. B. bei dem **Theorikon** und bei den **Liturgien**), endlich durch die Aufführung großer Bauten, welche einer Menge von Handwerkern und Künstlern Beschäftigung gaben. Von solchen Werken werden wir die **Propyläen**, das Parthenon und ähnliche Schöpfungen in der Kulturgeschichte ausführlicher kennen lernen, wie es denn überhaupt in der gegenwärtigen Periode für diesen Abschnitt vorbehalten bleiben muß, das durch glänzende Leistungen jener Art ausgezeichnete Zeitalter des Perikles näher zu charakterisiren.

Das Theorikon war eine auf Antrag des Perikles errichtete besondere Kasse, aus welcher den ärmeren Klassen der Bürger der Eintrittspreis für die Theater bezahlt wurde. Später verwandte man diese Kasse zur Erhöhung des Glanzes aller Volksfeste, verstärkte sie noch überdies aus dem Staatsschatze und sicherte sie gegen anderweitige Verwendung dadurch, daß man ein Gesetz erließ, nach welchem Jeder, der auf die Benutzung des Theorikon zu Kriegsausgaben antragen würde, mit dem Tode bestraft werden solle.

Die Liturgien waren ein so eigenthümliches, in späteren Staaten ganz unbekanntes Institut, daß wir dieselben einer näheren Betrachtung unterwerfen müssen.



Blüte der Kunst unter Perikles. Zeichnung von Hermann Vogel.

Der Ausdruck Liturgie bedeutet wörtlich einen Dienst für das Volk oder das Gemeinwohl. In Athen verstand man darunter Dienstleistungen, zu welchen begüterte Bürger im Interesse des Staates verpflichtet wurden, blos deshalb, weil sie reich waren.

Die Dienstleistungen selbst waren zweifacher Art: regelmäßige oder außerordentliche. Zu den ersteren gehörten die Choregie, die Gymnasiarchie, die Hestiasis und Architheorie; von den letzteren ist die Trierarchie die bedeutendste.

Die Choregie war die Verpflichtung, bei theatralischen Vorstellungen oder bei festlichen Aufzügen für den Chor zu sorgen, das Personal dazu anwerben, einkleiden, beköstigen und einüben zu lassen.

Die Gymnasiarchie bestand in der Verpflichtung, für die Beköstigung und das Unterkommen der einzelnen Kämpfer bei den großen Festspielen zu sorgen.

Die Hestiasis legte den Begüterten die Verbindlichkeit auf, bei besonderen Veranlassungen, bei Festen u. dgl., für die Bürger der einzelnen Phylen ein gemeinsames Gastmahl zu veranstalten.

Die Architheorie bestand in der Verpflichtung, die heiligen Gesandtschaften zu auswärtigen Festen oder Tempeln auszurüsten und führen zu lassen.

Endlich die Trierarchie, die kostspieligste aller Liturgien, bestand in der Obliegenheit, für ein vom Staate gestelltes Kriegsschiff alle zur Ausrüstung und Erhaltung nöthigen Geräthschaften zu liefern. Diese Verpflichtung dauerte ein Jahr lang, nach dessen Verlauf man zwei Jahre hindurch von jeder Trierarchie frei war. Später, als die Bedürfnisse des Staates an Kriegsschiffen immer größer wurden, erstreckte sich diese Dienstleistung auch auf die ärmeren Bürger, indem mehrere derselben zur gemeinschaftlichen Leistung einer Trierarchie verbunden wurden.

Die großen Summen, welche alle diese Einrichtungen erforderten, entnahm Perikles dem Staatsschatze, dessen Reichthum freilich nur dadurch so bedeutend geworden war, daß man die Bundeskasse damit verschmolzen hatte. Denn obgleich Perikles in der Verwaltung der öffentlichen Gelder so redlich und gewissenhaft verfuhr, daß sich sein Privatvermögen während seiner ganzen Staatslaufbahn nicht um einen Pfennig vermehrte, so hielt er es doch nicht für Unrecht, die Bundeskasse von der Insel Delos nach Athen verlegen zu lassen, und von da an dieselbe ausschließlich zum Besten seiner Vaterstadt zu verwenden, ohne den Bundesgenossen darüber Rechenschaft abzulegen, denn Letztere, meinte er, könnten vollkommen zufrieden gestellt sein, wenn sie für die Zahlung ihres Beitrages von Athen geschützt würden, gleichviel auf welche Weise und durch welche Mittel.

So stand denn Athen unter Perikles auf der Mittagshöhe seines Ruhmes, seiner Größe und seines Einflusses. Es war für Griechenland dasselbe geworden, was Frankreich zu Anfang dieses Jahrhunderts für Europa war; gewiß wäre es noch lange auf dieser Höhe geblieben, wenn es durch sein oft rücksichtloses Streben nach Alleinherrschaft in Griechenland nicht den Samen der Zwietracht zwischen sich und Sparta gesäet hätte. Zwar hatte Perikles mit diesem immer noch mächtigen Staate aufs Neue einen 30jährigen Waffenstillstand zu Stande gebracht (446 v. Chr.); allein wie wenig auf dergleichen Verträge zu bauen ist, das lehrt die Weltgeschichte zu allen Zeiten. Und wirklich bedurfte es auch nur der leisesten Veranlassung, um Athen und Sparta gegen einander in die Waffen zu rufen und so ganz Griechenland in die endlosen Bürgerkämpfe zu stürzen, welche unter dem Namen des Peloponnesischen Krieges — wir müssen wol sagen — berüchtigt sind; denn dieser Krieg war die Hauptursache von Griechenlands Sinken, war die Ursache zum Untergange der hellenischen Freiheit!

Der Friede, welchen Athen einige Zeit genossen, wurde zuerst wieder unterbrochen durch einen Kriegszug gegen die Insel Samos, die sich in einen Streit mit Milet eingelassen hatte, welches Athen zu unterstützen sich beeilte. Zwar erhielten die Samier Hülfe vom persischen Satrapen zu Sardes, allein Perikles, welcher an die Spitze der

athenischen Flotte gestellt wurde, war Feldherr genug, um diese Hülfe, mit der es ohnehin nicht recht ernstlich gemeint schien, nutzlos zu machen. Samos wurde erobert, und es erging der Insel wie den früheren Abtrünnigen. Sie wurde zum Theil verwüstet; die Festungswerke ihrer Hauptstadt wurden geschleift, ihre Kriegsschiffe eingezogen, und außerdem hatte sie die nicht unbeträchtlichen Kriegskosten zu bezahlen.

Es herrschte in Athen die Sitte, den im Kriege Gefallenen eine Ehrenfeier zu bereiten, wobei der Areiopagos einen Bürger ernannte, dessen Pflicht es war, den Gefallenen eine Gedächtnißrede zu halten. Nach dem samischen Kriegszuge wurde Perikles zur Abhaltung dieser Feierlichkeit bestimmt, und er löste seine Aufgabe mit einer solchen Entfaltung seines Rednertalents, daß ihn nach seinem Abtreten von der Rednerbühne die Frauen mit Händedrücken empfingen und mit Kränzen und Bändern schmückten, wie einen Siegerbei den öffentlichen Spielen.

Nur die Schwester des Kimon, Elpinike, nahm keinen Theil an dieser Verherrlichung des Redners. Sie trat mit vorwurfsvoller Geberde an ihn heran, und, ihres Bruders gedenkend, sprach sie zu dem Gefeierten:

„Es sind, Perikles, tapfere Thaten, die du gethan hast, und die gewiß diese Ehrenkränze verdienen; aber sie haben uns so viele verdiente Bürger geraubt, nicht in einem Kriege gegen die Phönikier oder Perser, die natürlichen Feinde unseres Vaterlandes (denn dergleichen führte mein Bruder Kimon), sondern in Zerstörung einer Stadt, die mit uns im Bündnisse stand, deren Leute mit uns einerlei Sprache redeten und von unserem Geschlecht waren!“

Und was that Perikles, der allmächtige Mann, gegen solche Strafrede? Ließ er die Rednerin ins Gefängniß werfen, oder zog er sie wegen frechen und ungebührlichen Tadels seiner Handlungen vor den Areiopagos? Nichts von alledem. Der große Mann antwortete der eifernden Schwester seines einstigen Nebenbuhlers mit den Worten eines damals vielfach citirten Dichters:

„Du riebest nicht die alte Haut mit Salben,“

wobei wahrscheinlich zu ergänzen war: „wenn du nicht eine Thörin wärest.“

Was jenen Krieg gegen Samos für uns wichtig macht, ist der Umstand, daß das Ansehen des Perikles durch den glücklichen Ausgang desselben auf den höchsten Gipfel erhoben wurde. Unmittelbar darauf fing sein Stern an zu erbleichen. Perikles war der Republik zu gefährlich geworden, als daß nicht seine Feinde und Neider — und welcher große Mann hätte deren nicht? — an seinem Sturze hätten arbeiten sollen. Aber das gewöhnliche Mittel, einflußreiche Männer zu beseitigen, der Ostrakismos, reichte hier nicht aus, denn Perikles war der Gott des Volkes geworden; man versuchte es also mit einer Verdächtigung seiner religiösen Gesinnung, indem man schlau genug war, nicht ihn selbst, sondern die Personen seines vertrautesten Umganges, Pheidias, Anaxagoras und die Hetäre Aspasia anzuklagen; Ersteren wegen Unterschlagung, die sich aber bald als unbegründet herausstellte; die beiden Letzteren wegen — Gotteslästerung. Und so vernünftig die Griechen sonst in jeder Hinsicht waren, der religiöse Fanatismus machte sie blind genug, nicht allein eine solche Anklage zu gestatten, sondern noch mehr, die Angeklagten zu verurtheilen. Anaxagoras und Pheidias wurden aus Athen verwiesen; nur Aspasia, deren Vertheidigung Perikles selbst übernommen hatte, wurde freigesprochen.

Ueber das Wesen der griechischen Hetären werden wir in der Kulturgeschichte Gelegenheit finden, uns auszusprechen. Hier sei es uns verstattet, die berühmteste derselben, Aspasia, kennen zu lernen.

Aspasia war aus Milet gebürtig, und nicht allein das reizendste, sondern auch das geistreichste Weib des Alterthums. Ihr Rednertalent, womit sie einen scharfen, durchdringenden Verstand vereinte, machte sie bald zu der einflußreichsten Frau in der Stadt, so daß alle Männer, welche an der Spitze der athenischen Verwaltung standen, um

ihre Freundschaft und ihre Gunst buhlten. Ja, angesehene Bürger Athens sandten ihre Frauen in das Haus dieser Hetäre, damit sie sich in deren Umgange bildeten. Der glühendste Verehrer Aspasien's aber war Perikles, der sich Anfangs zu ihrem Schüler in der Beredsamkeit, später zu ihrem Geliebten, und endlich zu ihrem Ehemanne machte, indem er seine bisherige Frau mit ihrer Bewilligung einem Andern abtrat.

Perikles hing an Aspasia nicht allein mit den Ketten der Leidenschaft, sondern noch mehr mit den Banden einer Hochachtung, wie sie ein solches Weib von einem solchen Manne verdiente. Ja, man glaubt, daß sie es vorzüglich gewesen, die ihn angespornt habe, den Gipfel der Größe zu erklimmen, den er wirklich erstiegen, und daß sie ihn dabei mit ihrem Talente aufs Wirksamste unterstützt habe. Wenigstens behauptet man, daß mehrere der besten Reden des Perikles, und namentlich die große Rede nach dem Samischen Kriege, welche ihm die Kränze verschaffte, zum Theil Werke der Aspasia gewesen seien.

Daß ein solches Weib, deren freier und großer Geist sich über alle gesellschaftlichen Vorurtheile und vielleicht auch Rücksichten hinwegsetzte, nicht ohne zahlreiche Feinde blieb, besonders unter ihrem Geschlechte, ist eine so natürliche, noch heute täglich wahrzunehmende Erscheinung, daß man sich wahrlich nicht wundern darf, wenn die Feinde des Perikles seinen Sturz dadurch vorzubereiten hofften, daß sie in erster Linie ihre Pfeile gegen Aspasia richteten. Dieselbe wurde angeklagt, die Sitten verderbt und die Religion verachtet zu haben, indem sie des Perikles Kupplerin sei, welche die Weiber und Töchter der athenischen Bürger verführe. Und eine also begründete Anklage wurde von einem Volke angenommen, dessen oberster Gott (Zeus) der größte Weiberverführer war, welcher jemals von Dichtern besungen wurde! Wahrlich, ein neuer Beweis für die betrübende Erfahrung, daß selbst das aufgeklärteste Volk der Verblendung anheimfällt, wenn bei ihm der Glaubenshaß erregt wird.

Anaxagoras wurde der Gotteslästerung beschuldigt, indem man nachzuweisen versuchte, daß er unter dem Vorwande der Naturlehre die Wahrheiten der Religion in Zweifel zöge. Damit ging zugleich der Antrag durch, daß in Zukunft Jeder bestraft werden solle, welcher dem Areiopagos nicht Anzeige von solchen Leuten mache, die unter dem Scheine der Naturlehre betreffs himmlischer Körper Dinge lehrten, welche sich mit der Religion nicht vertrügen.

Infolge der über ihn verhängten Ausweisung ging Anaxagoras nach Kleinasien, wo er drei Jahre später, zu Lampsakos, starb (428 v. Chr.). Pheidias endlich, der, von der Unterschlagung freigesprochen, darauf noch in Haft, wegen der neuen Anschuldigung des Religionsfrevels, behalten wurde, weil man auf dem Schilde der von ihm geschaffenen Statue der Pallas Athene unter den Gestalten der Kämpfenden auch seine eigene und des Perikles Figur entdeckt haben wollte, soll im Gefängniß gestorben sein. Kurz, die Feinde des Perikles hatten mit ihren Anklagen gegen seine Freunde wenigstens einen Theil ihrer Absichten erreicht, und die insgeheim mit ihnen verbündeten Spartaner gingen nun dazu über, dem Perikles neue Verlegenheiten durch weitgehende Forderungen, die sie stellten, zu bereiten.

Die feindselige Stimmung zwischen Sparta und Athen, das ließ sich nicht leugnen, hatte jetzt eine gefahrdrohende Höhe erreicht; allein ließ sich nicht annehmen, daß ein Mann wie Perikles, der den Ausbruch der Feindseligkeit so lange zu beschwören gewußt hatte, auch ferner Mittel gefunden haben sollte, jenen Ausbruch zu verhindern? Doch wahrscheinlich sah er aus manchen Vorgängen, daß sein Einfluß bereits anfing wankend zu werden, und gewiß besaß er Verstand genug, um nach dem Beispiele seiner Vorgänger seinen Sturz voraussehen zu können, wenn er nicht Mittel fand, um sich dem Volke unentbehrlich zu machen. Solche Mittel aber konnte ihm nur ein großer Krieg bieten, in welchen Athen verwickelt wurde, und so ist es nicht unwahrscheinlich, daß Perikles den Ausbruch des Peloponnesischen Krieges mehr oder minder absichtlich herbeiführte, wenigstens ihn nicht mehr aufzuhalten suchte, als er nahe war.

Der Peloponnesische Krieg (431—404 v. Chr.). Die Ursachen dieses in vieler Beziehung so außerordentlich wichtigen Krieges sind uns aus dem Früheren bereits bekannt; als Hauptgrund desselben muß stets die blühende Macht Athens und der dadurch hervorgerufene Neid Sparta's angesehen werden. Minder wichtig ist die nächste Veranlassung zu dem Kriege, der ja vorbereitet und beschlossen war, noch ehe man daran dachte, einen Vorwand zu suchen. Wie oft schon waren einzelne griechische Staaten in Streitigkeiten gerathen, ohne daß letztere einen allgemeinen Bürgerkrieg entzündet hatten. Jetzt aber sollte ein Streit Korinths mit der Insel Korkyra den Anlaß bieten, daß die griechischen Staaten auf Tod und Leben gegen einander in Waffen traten.

Korkyra hatte Athen um ein Schutzbündniß gebeten, und dieser Staat die Bitte gewährt, um die korkyräische bedeutende Seemacht nicht in die Hände der den Athenern feindlich gesinnten Korinther fallen zu lassen. Dadurch brach zwischen Athen und Korinth offene Feindseligkeit aus, deren Schläge zuerst auf das unschuldige Potidäa fielen. Diese korinthische Pflanzstadt stand nämlich unter athenischer Oberhoheit, gerieth aber jetzt in den nicht ungegründeten Verdacht korinthischer Gesinnung. Um sich von diesem Verdachte zu überzeugen, verlangte Athen, Potidäa solle seine Mauern niederreißen, Geiseln stellen und seine von Korinth jährlich ernannten Beamten zurücksenden. Potidäa weigerte sich nicht allein, diese harten Forderungen zu erfüllen, sondern fiel auch unter dem Schutze Korinths und des Königs Perdikkas II. von Makedonien förmlich von Athen ab. Die Folge war, daß die Athener Potidäa angriffen, die Korinther und einen zu Hülfe gekommenen spartanischen Heerhaufen schlugen und die angegriffene Stadt einschlossen.



Aspasia.

Jetzt schlugen die Korinther Lärm durch den ganzen Peloponnes. Die ihnen zugefügte Beleidigung sollte zu einer Sache des ganzen Vaterlandes gemacht werden, und kein Staat war bereitwilliger, diesem Aufrufe zu folgen, als Sparta. Es gab sich zwar Anfangs das Ansehen eines friedlichen Vermittlers; aber bald sah das Wolfsohr aus dem Schaffelle hervor. Die zum Scheine gepflogenen Unterhandlungen wurden abgebrochen, und es begannen die Feindseligkeiten, durch welche Griechenlands Einheit und Freiheit zu Grabe gehen sollte.

Auf der einen Seite stand Athen, reich an kriegerischen Talenten, Muth und Vertrauen zu seinem Leiter Perikles, ausgerüstet mit einem kampffertigen Landheere, einer unübertrefflichen Seemacht und einem gefüllten Schatze, gebietend über die Streitkräfte von Attika und den wichtigsten Inseln, aber arm an Bundesgenossen, denn es zählte nur Thessalien, dessen treffliche Reiterei hier in Anschlag zu bringen ist, Platää, Akarnanien, die Inseln Chios, Lesbos und Korkyra, die Messenier auf Naupaktos und die Ozolischen Lokrer zu seinen Verbündeten.

Das athenische Landheer bestand aus 13,000 Schwerbewaffneten, 16,000 Mann Besatzungstruppen, 1600 Bogenschützen und 1200 Reitern. Die Seemacht zählte 300 Triremen, (Schiffe mit drei Ruderbänken), mit einer Bemannung von 50,000 wohlerfahrenen Seeleuten. Der Staatsschatz belief sich auf 6000 Talente, deren Werth nach unserem Gelde verschieden angegeben wird, jedenfalls aber mehr als 24 Millionen Mark.

Auf der andern Seite stand Sparta, einzig und allein auf die Tapferkeit seines Fußvolkes verwiesen, ohne Flotte, ohne Reiterei, ohne Schatz; aber von unversöhnlichem Hasse gegen Athen entflammt und von dem größten Theile Griechenlands in dem Kampfe unterstützt; denn außer Argos und Achaja, welche neutral blieben, gehörten alle Staaten

des Peloponnes, und in Hellas noch Böotien, Phokis, das Opuntische Lokris und Megara zu seinen Bundesgenossen. Man sieht, es war Alles aufgeboten worden, um die eine oder die andere der streitenden Parteien für immer zu vernichten!

Und in der That trägt der ganze Peloponnesische Krieg durchgängig den Charakter eines Vernichtungskampfes. Grausamkeiten, vor deren Erzählung man zurück schaudert, und deren man das gebildete Volk der Griechen nie für fähig gehalten haben sollte, beflecken seine Geschichte während dieser unglückseligen Periode. Alle Greuel des politischen Fanatismus brachen in diesem Kampfe hervor, die entehrendsten Schandthaten, wie sie nur von den rohesten Barbaren begangen werden, wurden ausgeübt, und die Furie des Bürgerkrieges hat vielleicht niemals schrecklicher gewüthet, als in Griechenland während des Peloponnesischen Krieges.

Eine genaue und dabei klare und übersichtliche Darstellung dieses denkwürdigen Kampfes gehört ohne allen Zweifel zu den schwierigsten Aufgaben eines Geschichtschreibers; denn unzählbar sind die einzelnen Unternehmungen der verschiedenen Heere, unübersehbar alle die kleinen politischen Ereignisse der verschiedenen Staaten, fast unentwirrbar die Hin- und Herzüge der Flotten. Und da nun auch die Mehrzahl aller dieser Unternehmungen, Ereignisse und Züge für die Entwicklung des Krieges von gar keinem Einflusse ist, so haben wir es für zweckmäßig gehalten, den peloponnesischen Kampf nur in seinen wichtigsten Hauptzügen zu verfolgen.

Die ersten Jahre des Krieges vergingen unter gegenseitigen Einfällen in das feindliche Gebiet und unter Verwüstungen desselben. Perikles vermied sorgfältig jede offene Schlacht und begnügte sich damit, die athenische Flotte den Peloponnes bedrohen und dessen Küsten verheeren zu lassen, während der spartanische König Archidamos II. mit seinem 60,000 Mann starken Heere zu verschiedenen Malen in Attika einfiel, die Gegend verwüstete, aber an den festen Mauern Athens einen unbesiegbaren Feind fand. Doch zum Unglück für die Athener gesellte sich den Spartanern ein Bundesgenosse bei, der noch unüberwindlicher war, als die athenischen Mauern: eine furchtbare Pest brach in Athen (429 v. Chr.) aus, und gegen ihre verheerende Wirkung schien es selbst bei den Göttern keine Hülfe zu geben.

Schrecklich und entmuthigend ist die Erfahrung, wie oft das Größte und Schönste, was der Mensch erzeugt hat und woran oft ganze Geschlechter gebaut und gewirkt haben, vor dem Hauche einer giftigen Seuche unrettbar in den Staub sinkt. Auch Athens Größe erlag diesem Schicksal; denn wie ganz anders hätte sich vielleicht dieser Krieg und mit ihm der Zustand der Welt gestaltet, wenn damals die Pest mit ihrer verheerenden Fackel die Hauptstadt des Alterthums verschont hätte!

Diese Bemerkung soll uns die Wichtigkeit eines Ereignisses erkennen lassen, dem wir jetzt eine nähere Betrachtung widmen wollen:

Die Seuche, über deren eigentlichen Charakter man nicht im Klaren zu sein scheint, soll in Aethiopien ihren Ursprung gehabt haben. Von da, erzählt man, sei sie nach Aegypten gedrungen, habe die Länder des Persischen Reiches heimgesucht und sei so endlich in den Peiräeus gekommen, von wo aus Athen ihre Beute wurde.

Anfänglich glaubte man, die Peloponnesier hätten die Brunnen vergiftet und dadurch die Seuche herbeigeführt; bald aber überzeugte man sich an den Symptomen derselben von ihrem pestartigen Charakter. Augen, Zunge und Schlund der Kranken wurden feuerroth entzündet; eine glühende Hitze, verbunden mit dem quälendsten Durste, schien ihr Inneres zu versengen, während Geschwüre in den Eingeweiden und auf der Haut unter den fürchterlichsten Schmerzen den Körper vernichteten.

Die Hinfälligkeit des Lebens, wie sie sich durch die Seuche so fürchterlich offenbarte, übte auf den Muth und die Haltung der Bewohner einen so nachtheiligen Einfluß, daß die Sittenverderbniß ihren entwürdigenden Einzug hielt, und Alles, was der athenische

Geist Großes und Schönes erzeugt hatte, vor ihr zusammen sank. Diejenigen, welche durch den verheerenden Tod infolge Erbganges zum Besitz eines unerwarteten Vermögens kamen, genossen es mit einer Zügellosigkeit und Hast, die genugsam bewies, wie sehr sie fürchteten, es morgen wieder an einen Andern abtreten zu müssen; und je mehr der Tod an Würde verlor, desto mehr verlor auch das Leben an Ernst. So wurde die Pest die Quelle einer geistigen Verderbniß, deren Gift noch verzehrend nachwirkte, als das Uebel selbst nach dreijährigem Wüthen, gleichsam in sich ersättigt, verloschen war.

So erstickte die allgemeine Verderbniß, die infolge der Seuche um sich griff, jede republikanische Tugend so sehr, daß man sich in Athen herabließ, bei den Spartanern um Frieden zu bitten. Allein das rücksichtslose Soldatenvolk wollte es nicht anerkennen, daß es schimpflich sei, gegen kranke Feinde zu kämpfen; und wenn sich Archidamos auch aus Furcht vor der Pest nach dem Peloponnes zurückgezogen hatte, so waren die Spartaner doch keineswegs geneigt, ihren Erbfeinden Zeit zur Erholung zu gönnen. Kurz, die Friedensanerbietungen der Athener wurden schnöde zurückgewiesen. Nun richtete sich der ganze Unwille des schwer geprüften Volkes auf Perikles, der sich vergebens bemühte, die aus allen Banden gerissene Menge zu beschwichtigen; denn wie groß auch sein Einfluß auf die glücklichen Athener gewesen war, die unglücklichen kannten weder ein Gefühl der Dankbarkeit, noch hielt sie die Klugheit ab, den Feinden des Perikles sich zu ergeben. Diese triumphirten; das gräßliche Schicksal machte die Athener ungerecht, und so wurde der große Staatsmann nicht allein von der Verwaltung ausgeschlossen, sondern auch noch zu einer sehr bedeutenden Geldstrafe verurtheilt.

Aber damit war das böse Geschick, welches sich gegen den Leiter der Staatsgeschäfte erhoben hatte, noch nicht versöhnt; es reichte ihm auch noch den Kelch des häuslichen Leidens. Nachdem er vom eigenen Sohne den bittersten Undank erfahren, mußte er auch noch erleben, wie alle seine Kinder und seine nächsten Anverwandten der allgemeinen Epidemie zum Opfer fielen.

Xanthippos, der älteste Sohn des Perikles, eröffnete die Reihe der häuslichen Leiden seines Vaters dadurch, daß er dessen Haus verließ, weil er für seine Verschwendungssucht nicht Geld genug von dem Vater erhalten konnte. Um seine Flucht aus dem Vaterhause zu beschönigen, sprengte er das Gerücht aus, Perikles habe seine Frau verführen wollen. So lebte Xanthippos mit seinem Vater in steter Fehde, bis er der Pest unterlag. Dem Xanthippos folgten bald auch die übrigen Söhne und Verwandten des Perikles. Nur Paralos, sein geliebtester Sohn, blieb übrig, der einzige seiner vollbürtigen Kinder; und an ihn klammerte sich die letzte Hoffnung des so schwer heimgesuchten Vaters. Aber auch diese letzte Hoffnung wurde eine Beute der unerbittlichen Seuche. Perikles sah sich an der Bahre seines letzten Sohnes und als er der Leiche nach griechischer Sitte den Todtenkranz aufsetzte, überwältigte ihn die Wehmuth so sehr, daß seinem männlichen Auge Thränen entströmten.

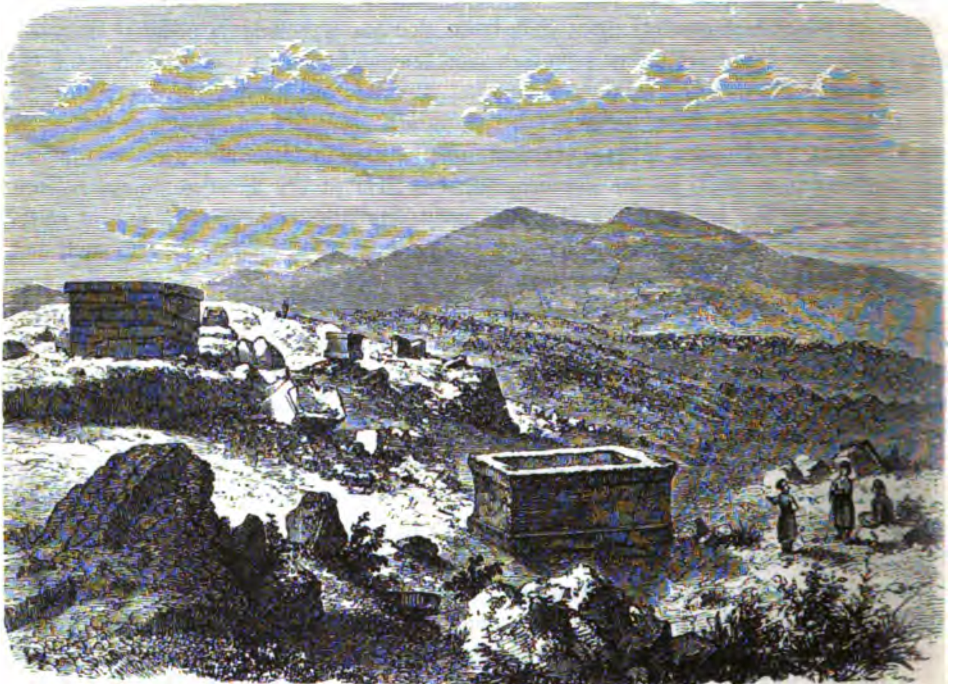
Das Volk suchte diesen Schmerz zwar dadurch zu lindern, daß es den trauernden Vater in die ihm genommene Stellung wieder einsetzte, zumal man bald nach seiner Verurtheilung eingesehen hatte, daß man in Perikles den einzigen Mann verstoßen, der im Stande war, Athen noch aufrecht zu erhalten. Auch gestattete man ihm, seinen natürlichen Sohn Perikles, den ihm Aspasia geboren, als vollberechtigt in die Geschlechtsregister eintragen zu lassen.

Aber die Tage des großen Mannes waren gezählt. Gebrochen im Kampfe mit den schweren Schicksalsschlägen, die sein Haus und seine Person getroffen, sank er auf das Krankenlager und unterlag einem schleichenden Fieber (nach Andern der auch ihn ergreifenden Seuche) im Alter von 70 Jahren und im dritten Jahre des Bürgerkrieges.

Als er in den letzten Zügen lag und seine um ihn versammelten Freunde ihn schon ohne Besinnung glaubten, riefen sie sich aus dem rühmlichen Leben des Sterbenden die

glänzendsten Züge seines Charakters zurück. Da richtete sich Perikles plötzlich mit der letzten Kraft seiner scheidenden Seele empor und rief: „Freunde, ihr vergeßt das Beste, kein Bürger hat je um meinetwillen Trauer angelegt!“

Die letzte politische Unternehmung des Perikles war die Einnahme von Potidäa gewesen, welches sich bisher hartnäckig vertheidigt, aber sich endlich, von Mangel an Nahrungsmitteln bezwungen, den einschließenden Athenern ergeben hatte. Gleichwol hatten die bisherigen Ereignisse den Zustand des Krieges um nichts geändert, denn wenn auch vielleicht die Eroberung von Potidäa für die Uebermacht der Athener wichtig geworden wäre, so hatten doch die Verheerungen der Pest den Vortheil wieder vernichtet; und als die Seuche endlich erloschen war, da fehlte es in Athen an einem Manne, der im Stande gewesen wäre, den gestorbenen Perikles zu ersetzen.



Umgegend von Platää.

Zwar gab es Viele, welche in seine Fußstapfen zu treten Lust hatten, allein es fehlte ihnen das Talent, aller der verschiedenen Parteien Meister zu werden, die sich jetzt erhoben, und unter denen wieder die aristokratische und demokratische sich um die Macht stritten.

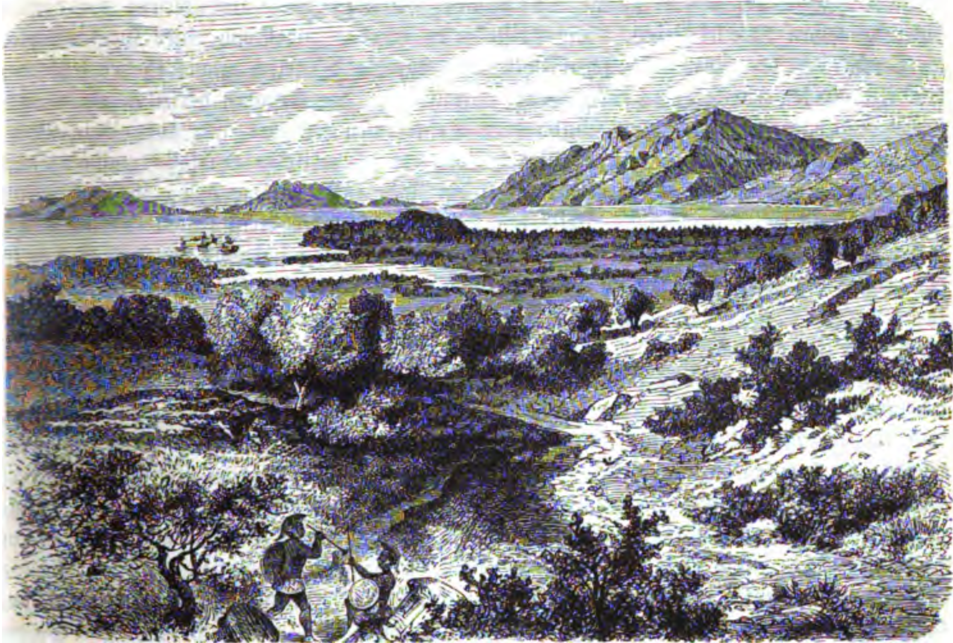
Nikias trat an die Spitze der ersteren, ein tüchtiger Feldherr, dem es nicht an Einsicht und Klugheit, wol aber an der Kraft der Rede fehlte, die dazu gehörte, um eine Volksversammlung, wie die athenische war, zu beherrschen. Ihm gegenüber stellte sich als Stimmführer der demokratischen Partei ein Mann, dem es — obgleich er ohne Reichthum, ohne vornehme Geburt, selbst ohne Bildung war — blos durch die zuversichtliche Keckheit seines Auftretens gelang, Aufmerksamkeit zu erregen, und der sich durch seinen grimmigen Haß gegen alle Aristokraten an die Spitze der demokratischen Partei schwang.

Kleon, wie dieser Mann hieß, bemühte sich, die von Perikles begründete Demokratie in eine Ochlokratie, d. i. Pöbelherrschaft, zu wandeln. Als einträgliches Gewerbe betrieb er ein Ledergeschäft, weshalb er von den damaligen Satirikern spottweise der Gerber genannt ward, ein Beiname, der sich auch, wiewol mit Unrecht, in die Geschichte eingeschlichen hat.

Ehe wir jedoch auf die öffentliche Thätigkeit dieses Mannes eingehen, haben wir einige für den Fortgang des großen Bürgerkampfes bemerkenswerthe Zwischenfälle zu erwähnen.

In der Führung des Krieges blieb man dem früheren Prinzipe getreu, Einfälle in die gegenseitigen Gebiete zu machen und dieselben zu verwüsten; und in dieser Beziehung sind es nun drei Ereignisse, denen wir eine nähere Aufmerksamkeit schenken müssen: Die Eroberung der Insel Lesbos durch die Athener (428 v. Chr.), die Zerstörung von Platää durch die Spartaner (427 v. Chr.), und der Aufruhr von Korkyra (426 v. Chr.).

Die Insel Lesbos war von Athen abgefallen, indem sie offen die Absicht aussprach, sich in den Peloponnesischen Bund aufnehmen zu lassen, auch bereits Unterhandlungen dieserhalb anknüpfte. Athen durfte den Uebertritt nicht dulden, denn der Macht Sparta's würde dadurch ein beträchtlicher Zuwachs geworden sein. Um also die abtrünnige Insel wieder zu unterwerfen und an ihr zugleich ein Strafexempel zu geben, boten die Athener ihre ganze



Sphakteria.

Seemacht auf, und wirklich gelang es ihnen nach kurzer Einschließung, die lesbische Hauptstadt Mitylene einzunehmen, noch ehe eine spartanische Flotte zu Hülfe eilen konnte.

Der eine Zweck der Athener, die Unterwerfung der Insel, war also erreicht; um den andern, die Aufstellung eines Strafexempels, eben so vollständig zu erreichen, beschloß die Volksversammlung, von dem blutdürstigen Kleon dazu gestimmt, im ersten Ausbruche der Rache, daß alle Männer der eroberten Stadt hingerichtet, die Weiber und Kinder aber zu Sklaven gemacht werden sollten. Das Schiff, welches diesen grausamen Beschluß zu überbringen hatte, war bereits nach Mitylene abgegangen, als es den menschlicher fühlenden Bürgern auf Anregung des Diodotos andern Tages gelang, die Partei des Kleon zu überstimmen, und so die Zurücknahme des blutigen Beschlusses und die Fassung eines menschlicheren zu bewirken. Ein zweites Schiff wurde dem ersten nachgesandt, und es kam glücklicherweise noch zeitig genug an, um das früher beschlossene Blutbad zu verhindern. Und wie lautete der zweite Beschluß, den wir dem ersten gegenüber einen menschlicheren nennen mußten? Tausend der Hauptanführer in der eroberten Stadt sollten hingerichtet, der Stadt ihre Schiffe genommen und die Ländereien der Insel an athenische Bürger als Eigenthum vertheilt werden. Und dieser Beschluß wurde ausgeführt!

Noch härter war indeß das Los, welches die Spartaner über das mit Athen verbün-dene Platää verhängten. Sie hatten diese Stadt nach der muthvollsten Gegenwehr, und nachdem sie von allen Lebensmitteln entblößt war, durch die Vorspiegelung einer schonenden Behandlung in ihre Gewalt bekommen. Aber als sie sich nun innerhalb der Mauern befanden, da gaben die treulosen Spartaner — ihrer feierlichen Zusage zum Hohne — die verrathene Stadt der Vernichtung preis, indem sämmtliche Platäer niedergehauen, die Weiber in die Sklaverei verkauft und die Häuser den Thebanern zur Zerstörung überlassen wurden. Und Diese, welche sich durch das würdige Benehmen Platää's während des Perserkrieges so oft hatten beschämen lassen müssen, kühlten jetzt ihre unwürdige Rache, indem sie die verhaßte Stadt dem Erdboden gleich machten.

Wahrhaft unmenschlich auch war die Rache, welche die Athener an der aristokratischen Partei der Insel Korkyra nahmen. Hier lebten die Aristokraten mit den Demokraten in einem Bürgerkriege, dessen blutige Scenen über die gegenseitige Erbitterung der beiden Parteien keinen Zweifel ließen. Die Aristokraten wurden dabei von einer spartanischen, die Demokraten von einer athenischen Flotte unterstützt, und endlich gelang es der letzteren, den Demokraten den Sieg zu verschaffen, worauf unter den Gegnern derselben ein furchtbares Blutbad begann. Nur fünfhundert Aristokraten retteten sich auf einen Berg, den sie befestigten und nun zu dem Mittelpunkte der räuberischen Ausfälle machten, in welchen sie gegen die Stadt wütheten. Fast ein Jahr lang währte dieser Zustand unter abwechselndem Glück der beiden streitenden Parteien, bis die Aristokraten endlich völlig unterlagen und der Rache ihrer Gegner anheim fielen. Man schleppte die Gefangenen in ein großes Gebäude, wo man sie einige Zeit in Ungewißheit ließ über das Schicksal, das ihrer wartete. Aber bald sollten sie aus ihrer Ungewißheit auf eine barbarische Weise herausgerissen werden. Man führte die Eingeschlossenen in einzelnen Haufen von je Zwanzig aus der Thür des Gebäudes, wo sie von bewaffneten Kriegern empfangen und niedergemetzelt wurden. Als etwa sechzig der Unglücklichen auf diese Weise getödtet waren und die Zurückgebliebenen nicht mehr im Zweifel sein konnten über das Los, welches ihrer wartete, da bemächtigte sich die Verzweiflung aller Herzen. Mit dem Muthe der Raserei weigerten sie sich, heraus zu kommen, und drohten Jedem, der es wagen würde, einzudringen, ihn mit den Zähnen zu zerreißen. Doch die Armen entgingen deshalb ihrem Schicksale nicht. Das Volk stieg auf das Dach des Hauses, warf von oben her Steine und Wurfspieße unter die Gefangenen, die nun theils ein Opfer dieser Schlächterei wurden, theils sich in der Verzweiflung selbst das Leben nahmen, und so bis auf den letzten Mann ihren Untergang fanden.

Die bisherige Art, den Krieg zu führen, ermüdete die beiden streitenden Parteien um so mehr, da sie zu glänzenden Kriegsthaten keine Gelegenheit gab, und man anfing sich der räuberischen Rolle zu schämen, die man bei den gegenseitigen Verheerungszügen spielte. Kurz, man sehnte sich nach Frieden; allein auf beiden Seiten gab es einen Mann, der diese Sehnsucht, die seinen eigenen Interessen entgegen war, zu unterdrücken wußte. Bei den Athenern war es Kleon, welcher seit einiger Zeit glückliche Feldzüge führte, indem er namentlich durch die Eroberung der peloponnesischen Insel Sphakteria, wo eine Anzahl der angesehensten Spartaner den Athenern in die Hände fiel, sich einen Namen als Feldherr erwarb. Er wendete also Alles an, um einen Frieden zu hintertreiben, welcher ihm weitere Gelegenheit, seinen kaum erworbenen Ruhm zu bewähren, entziehen mußte.

Die Art, wie Kleon zur Feldherrnwürde gelangte, giebt einen Beweis von der keck... Zuversicht, die jenen Emporkömmling bei allen seinen Handlungen begleitete.

Die Athener hatten nämlich den Hafen Pylos an der messenischen Küste eingenommen und befestigt, während die Spartaner gerade mit der Feier eines Festes beschäftigt waren. Als Letztere nun die Festsetzung der Athener an der messenischen Küste genauer erwogen, fanden sie dieselbe so bedenklich, daß sie die Athener mit Macht daraus vertreiben wollten.

Allein sie hatten Unglück bei diesem Kampfe; denn sie wurden nicht allein geschlagen, sondern viele der angesehensten Spartaner sahen sich auch auf der nahe gelegenen Insel Sphakteria so eng eingeschlossen, daß sie sich wegen Mangels an Nahrungsmitteln hätten ergeben müssen, wenn ihre Landsleute nicht Mittel gefunden hätten, den Eingeschlossenen die nöthigen Bedürfnisse heimlich zuzuführen. Auf diese Weise zog sich die Einnahme von Sphakteria so sehr in die Länge, daß man in Athen anfing, ungeduldig zu werden. Besonders schimpfte Kleon viel auf die Feigheit und Unfähigkeit der Feldherren, so daß man zuletzt von ihm verlangte, er solle selbst die Stelle des Strategen übernehmen.

Das hatte Kleon gewiß nicht gewollt; denn wenn ihm zum Feldherrn vielleicht auch nicht der Muth fehlte, so mangelte ihm doch das Talent dazu. Um sich aber keine Blöße zu geben, wodurch er seinen Einfluß für immer untergraben hätte, erklärte er sich bereit, die Stelle des Strategen anzunehmen, ja er vermaß sich auch noch in seinem kecken Uebermuthe, zu versichern, binnen zwanzig Tagen werde er alle Spartaner auf Sphakteria entweder niedermachen oder gefangen nehmen.

Die Athener lachten über solche Prahlerei; aber Kleon rechtfertigte seine Keckheit. Er ging nach der eingeschlossenen Insel ab und griff dieselbe mit so entschiedener Tapferkeit an, daß ein großer Theil der umzingelten Spartaner die Waffen streckte, ein bei spartanischen Kriegern bis dahin unerhörtes Ereigniß.

Brasidas war es auf Seiten der Spartaner, ein tapferer, redlicher, aber durch und durch kriegslustiger Feldherr, der sich dem Abschlusse eines Friedens mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln widersetzte. Er und Kleon waren die einzigen Widersacher gegen den von beiden streitenden Theilen ersehnten Frieden, und ehe diese beiden Männer nicht beseitigt oder ihres Einflusses beraubt waren, ließ sich an eine Verständigung der feindlichen Parteien kaum mit Hoffnung auf Erfolg denken.

Aber das Schicksal schien eine Waffenruhe wirklich beschlossen zu haben; denn Kleon und Brasidas wurden in ein und derselben Schlacht durch den Tod abberufen. Die Spartaner hatten nämlich den Plan gefaßt, die mit Athen verbündeten thrakischen Städte zum Abfall zu bewegen, um die athenische Macht an jener Seite zu schwächen. Brasidas erhielt den Befehl über das Heer, welches nach Thrakien bestimmt war.

Dieses Heer bestand außer den peloponnesischen Hülfsvölkern zum größten Theile aus Heloten, deren man sich in Sparta gern entäußern wollte, weil man bei der Nähe des von Athenern besetzten messenischen Hafens Pylos den Heloten Verrätherei zutraute. Auf der andern Seite aber durfte man auch dem Heere des Brasidas keine zu große Anzahl Heloten beigesellen. Um sich nun von den gefürchteten Sklaven so viel wie möglich zu befreien, suchte man sie durch eine feige und grausame List aus dem Wege zu räumen. Man machte bekannt, daß diejenigen Heloten, welche mit in die Reihen der Kämpfer treten wollten, die Freiheit erhalten sollten. Diesem Aufrufe folgten gegen 2000 kühne, freiheitsmuthige Sklaven. Aber man hatte durch die Aufforderung lediglich Diejenigen erkennen wollen, welche nach der Freiheit am lüsternsten waren, um sich ihrer entledigen zu können. Sie wurden an den Häuptern bekränzt, als ginge es in die Schlacht; man führte sie um die Tempel; aber plötzlich waren die Unglücklichen verschwunden, und man hat niemals erfahren, was aus ihnen geworden ist.

Brasidas vollführte seinen Auftrag über alle Erwartung; denn die meisten jener Städte wurden theils durch gütliche Ueberredung, theils durch Waffengewalt zum Abfalle bewogen. Jetzt erst dachten die Athener daran, den Fortschritten des Brasidas in Thrakien ein Ziel zu setzen. Sie sandten Kleon mit einem Heere dorthin, um den Brasidas zu vertreiben und die abgefallenen Städte zu züchtigen; allein nach einigen glücklichen Streifzügen des Ersteren geriethen die beiden Heere aneinander; es kam bei Amphipolis zur Schlacht (422 v. Chr.), in welcher Kleon und Brasidas blieben, der Erstere fliehend, der Letztere siegend. Die Folge des Todes dieser beiden kriegslustigen und einflußreichen Männer war der

Abschluß des schon längst ersehnten Friedens (421 v. Chr.), den man den **Frieden des Nikias** nennt, weil dieser Mann die Unterhandlungen dazu vorzüglich geleitet hatte. Die Dauer der Waffenruhe wurde auf fünfzig Jahre festgestellt, und jede der streitenden Parteien in ihren ursprünglichen Besitzstand, wie er vor dem Ausbruche des Krieges statt hatte, zurück versetzt.

So hatte denn der fürchterliche Krieg, welcher so viele Opfer gekostet, noch nicht einmal die Ursache desselben aus dem Wege geräumt; denn nicht die Anerkennung von der Uebermacht des einen Theiles über den andern, nein, nur das Bewußtsein der beiderseitigen Schwäche, die augenblickliche Erschöpfung und Unlust an blutigen Scenen hatte den Frieden zu Stande gebracht. Was Wunder, wenn der fünfzigjährige Friede schon fünf Jahre nach seinem Abschluß (416 v. Chr.) wieder gebrochen wurde!

Die Veranlassung zu diesem Bruche und der Wiedererneuerung des Krieges führt uns das Bild eines Mannes vor, der ohne allen Zweifel als die eigenthümlichste Erscheinung in der ganzen griechischen Geschichte betrachtet werden muß. Dieser Mann war

Alkibiades, ein Mensch, der Tugend und Laster, Hoheit und Niedrigkeit, Ehrliebe und Gemeinheit auf seltene Weise in sich vereinigte.

Alkibiades ist ohne allen Zweifel die merkwürdigste Persönlichkeit Griechenlands; denn geben wir zu, daß der Peloponnesische Krieg das folgenschwerste Ereigniß der hellenischen Geschichte ist, weil er den Untergang Griechenlands herbeiführte, so folgt daraus die Richtigkeit unserer Behauptung von selbst, da der Ausgang des Peloponnesischen Krieges — wie wir im Verlauf seiner Geschichte sehen werden — sich einzig und allein an die Persönlichkeit des Alkibiades knüpfte. Grund genug, diesem hervorragenden Manne eine ausführlichere Betrachtung zu widmen.

Alkibiades stammte aus dem angesehensten athenischen Geschlechte und war mütterlicherseits ein Verwandter des Perikles. Ein beträchtliches Vermögen, das ihm durch Erbschaft zugefallen war, sicherte ihm die Mittel, sein Talent zu unterstützen, als er dasselbe dazu verwandte, eine politische Rolle zu spielen. Dies Vermögen wurde noch vermehrt durch eine Heirath, da ihm seine Frau eine Mitgift von 10,000 Talenten (über 40 Millionen Mark) zubrachte. Aber nicht blos in seinem Gelde fand er eine mächtige Stütze seiner politischen Laufbahn, sondern auch in seinem Aeußern und seinem Charakter. Alkibiades war einer der schönsten Männer Griechenlands, vielleicht der schönste seiner Zeit, und ein einnehmendes Gesicht, eine imponirende Gestalt haben von jeher in der Wagschale des Einflusses bedeutendes Gewicht gehabt.

Von dem eigenthümlichen Charakter dieses seltenen Mannes überliefert uns die Geschichte viele charakteristische Züge, obwol sich vermuthen läßt, daß Vieles, was von ihm erzählt wird, erfunden ist. Wir wollen indessen hieraus Einiges mittheilen, da es mehr als die beste Beschreibung im Stande sein wird, uns ein richtiges Bild von dem abenteuerlichen Volksführer Alkibiades zu geben.

Alkibiades liebte schon als Kind den **Homer** vor allen anderen Dichtern seines Vaterlandes. Einst gab er seinem Schullehrer einen handgreiflichen Beweis davon. Er verlangte von demselben ein Werk Homer's. Kaum hatte der Schulmeister auf die Bitte des Knaben zur Antwort gegeben, daß er kein Homerisches Werk besitze, als er von seinem Schüler eine so tüchtige Ohrfeige erhielt, daß ihm über den Enthusiasmus desselben für den großen Dichter kein Zweifel bleiben konnte.

Ein anderer Schulmeister rühmte sich einst gegen ihn, einen Homer zu besitzen, den er selbst verbessert habe. „Warum lehrst du alsdann das A-B-C?" fragte ihn Alkibiades. „Denn wenn du im Stande wärest, den Homer zu verbessern, so könntest du ja Erwachsenen Unterricht geben."

Der Knabe war nie zu bewegen, die Flöte, ein damals sehr beliebtes Instrument, spielen zu lernen. Als Grund seines Widerwillens gab er an, daß das Flöteblasen das Gesicht

entstelle und man dabei weder reden noch singen könne. „Ueberdies", fügte er hinzu, „mag man die Flöte den Söhnen der Thebaner überlassen; denn diese verstehen sich ja ohnehin nicht auf das Reden wie die Athener". Eine Anekdote, welche uns an eine ähnliche Aeußerung des Themistokles erinnert.

Von der Geistesgegenwart und der Tollkühnheit des Knaben Alkibiades geben uns folgende Züge überraschende Proben:

Als er einst mit einem stärkeren Knaben rang und seine Zähne zu Hülfe nahm, rief ihm dieser zu, er beiße ja wie ein Weib; Alkibiades gab zur Antwort: „Sage doch lieber wie ein Löwe!"

Ein anderes Mal war er auf der Straße beim Würfelspiel beschäftigt, als ihn ein Fuhrmann, der mit seinem Wagen daher kam, störte und ihn seinen Wurf nicht vollenden lassen wollte. Aber Alkibiades zwang ihn zum Halten, indem er sich quer vor die Pferde warf.


Alkibiades.

Als Jüngling wurde der schöne, liebenswürdige und reiche Alkibiades von Vielen aufgesucht, die sich um seine Freundschaft bemühten; ja, seine körperlichen Reize zogen ihm bei einer damals in Athen ziemlich allgemein herrschenden Unsitte viele Zudringlichkeiten von Seiten verliebter Männer zu. Die Art, wie er sich diesen Nachstellungen entzog, war oft mit so herrlichen Zügen von Edelmuth verbunden, daß wir nicht umhin können, eine dahin einschlagende Anekdote hier mitzutheilen.

Ein athenischer Schutzbürger, der sich von der Schönheit des jungen Alkibiades angezogen fand, glaubte, ihn durch Geschenke für sich gewinnen zu können. Er verkaufte daher alle seine Habseligkeiten, um den Erlös daraus dem Geliebten zu Füßen zu legen. Aber was konnte wol ein solches Opfer dem reichen Alkibiades sein? Als dieser das Geld empfing, lud er den Geber zu Tische, bewirthete ihn vortrefflich und gab ihm alsdann mit dem Andeuten, daß er nicht zu gewinnen sei, das Geld zurück, aber unter der Bedingung, daß der Schutzbürger am andern Tage bei der Versteigerung der Zölle die Generalpächter überbieten müsse. Der arme Mann schreckte davor zurück, denn für solche Gebote besaß er nicht genug Vermögen. Aber theils, um sein nutzlos verschenktes Geld wieder zu erhalten, theils aus Furcht vor Alkibiades, der ihm mit Schlägen drohte, verstand er sich endlich dazu und überbot die Generalpächter wirklich um ein Talent, zum großen Verdrusse derselben. Doch die Angst des armen Schutzbürgers wurde noch größer als der Verdruß der Generalpächter, da ihn nunmehr der die Versteigerung leitende Archon fragte, welcher Bürger für ihn bürgen werde. Schon wollte sich der arme Mann voll Scham zurückziehen, als Alkibiades erschien und — sich selbst zum Bürgen erbot. Die Generalpächter waren in der größten Verzweiflung und gaben dem siegreichen Schutzbürger eine bedeutende Summe, damit er nur von seinem Vorsatze zurückginge.

Unter den vielen Männern, welchen in edlerem Sinne an der Freundschaft des Alkibiades gelegen, gelang es nur dem Philosophen Sokrates, von dem Jünglinge gesucht und geschätzt zu werden. Sokrates war bemüht, den viel versprechenden jungen Mann nach seinen Grundsätzen zu bilden und ihn dadurch vor den Verführungen zu schützen, denen seine Jugend ausgesetzt war. Der Umgang, welcher sich auf diese Weise zwischen den beiden Männern entspann, bildete sich bald zur innigsten Freundschaft aus, ohne daß dadurch das Gefühl der Hochachtung, ja der Ehrerbietung, von welcher Alkibiades gegen

Sokrates stets erfüllt war, irgend wie geschwächt worden wäre. Eine mustergiltige Bestätigung dieses auf beiden Seiten reinen und edlen Freundschaftsverhältnisses hat uns kein Geringerer als der berühmte Philosoph Platon in einem seiner Dialoge überliefert, worin er beide Männer auftreten und mit gleich rühmlicher Anerkennung von einander reden läßt.

Die Freundschaft dieser beiden merkwürdigsten Männer ihrer Zeit gewann noch an Innigkeit, als das Schicksal die Gelegenheit bot, daß einer dem andern das Leben rettete. Es war in dem Feldzuge gegen Potidäa, wo Sokrates dem Alkibiades als Zeltgenosse und Nebenmann zur Seite stand. In der bei jenem Orte gelieferten Schlacht, bei welcher sich Beide durch persönliche Tapferkeit auszeichneten, wurde Alkibiades verwundet und wäre gewiß den Feinden in die Hände gefallen, wenn Sokrates nicht sofort schirmend hervorgetreten wäre und hierdurch seinem jungen Freunde das Leben und die Ehre seiner Waffen bewahrt hätte.

Alkibiades vergalt diesen Freundschaftsdienst in einer spätern Schlacht dadurch, daß er, der zu Pferde kämpfte, bei der Flucht den zu Fuße fechtenden Sokrates gegen die verfolgenden Feinde schützte.

Wie sehr sich in dem Charakter des Alkibiades Güte des Herzens mit Uebermuth und Leichtsinn paarte, davon geben folgende Züge einen sprechenden Beweis.

Einst wettete er mit einem seiner wilden Genossen, er wolle dem reichen und angesehenen Hipponikos eine Ohrfeige geben. Alkibiades gewann die Wette, und ganz Athen sprach mit der entschiedensten Entrüstung von dieser Frevelthat. Was aber that der Frevler? Er begab sich des andern Morgens zum beleidigten Hipponikos, entblößte vor ihm seinen Rücken und bat ihn, seine Rache durch Geißelhiebe zu befriedigen. Hipponikos verzieh dem noch in seinem Uebermuthe so liebenswürdigen Jünglinge nicht allein, sondern ließ sich von dem einschmeichelnden Wesen desselben sogar verleiten, ihm seine Tochter Hipparete, eines der reichsten Mädchen Athens, zur Frau zu geben.

Aber ein Mann wie Alkibiades war für ein stilles, häusliches Leben nicht geschaffen. Er setzte die wilden Schwärmereien seines Junggesellenlebens fort, führte viele seiner Geliebten in sein Haus ein und zwang dadurch seine Frau, deren stilles Wesen an dem genialen Treiben ihres Mannes Aergerniß nehmen mußte, auf Ehescheidung zu klagen. Nach athenischen Gesetzen mußte sie zu diesem Ende in Person auf dem Markte vor dem Archon erscheinen, um die Klage anzubringen. Aber kaum hatte sie hier erklärt, warum sie gekommen, als Alkibiades erschien, sie um den Leib faßte und zum größten Erstaunen und Ergötzen der zuschauenden Menge nach Hause trug, wo denn die Eintracht ihren Einzug wieder gehalten zu haben scheint; denn Hipparete blieb von da an bis zu ihrem Tode in dem Hause ihres Mannes.

Aehnlich wie hier seiner Frau, versicherte er sich eines Malers, der sich wegen überhäufter Geschäfte weigerte, ihn bei der Ausschmückung seines Hauses mit seiner Kunst zu unterstützen. Alkibiades brachte den Maler theils durch List, theils durch Gewalt in das Haus, schloß ihn hier ein und zwang ihm auf diese Weise die Erzeugnisse seiner Kunst ab. Wahrscheinlich hat er ihn für die unfreiwillige Ausübung seines Malertalens mit goldenen Talenten belohnt; denn wir erfahren nicht, daß der Künstler den frechen Alkibiades wegen Freiheitsraub vor Gericht gezogen.

Es ist wahr, der Uebermüthige trieb es arg; aber es scheint, man hat ihm nie so recht gram werden können; denn erst als er seine politische Laufbahn begann, hören wir von wirklichen Feinden, die er sich gemacht. Um sich das Betreten dieser Laufbahn zu erleichtern, ließ er nichts unversucht, die Aufmerksamkeit Athens auf sich zu ziehen, oder — wie man sich jetzt ausdrücken würde — sich zum Stadtgespräche zu machen.

So erzählt man z. B., daß er einst einem wunderschönen großen Hunde, den er für den außerordentlich hohen Preis von 70 Minen (an 5000 Mark) gekauft hatte, den Schwanz abhauen und das verstümmelte Thier in der Stadt umher laufen ließ. Alle Welt

sprach nun von dem Hunde des Alkibiades; aber das eben hatte dieser gewollt; und ob man auch mit Entrüstung davon sprach, Alkibiades war seelenvergnügt, daß man davon sprach.

Diese Sucht, Aufsehen zu erregen, war es auch, was ihn veranlaßte, glänzende Choregien zu übernehmen, große Wettkämpfe und Volksfeste zu veranstalten, wobei er in seinem unermeßlichen Vermögen eine willkommene Stütze fand. Und als er nun endlich gar sieben mit prächtigen Rossen bespannte Wagen zu den olympischen Spielen sandte, und mit drei derselben den Preis davon trug, da nannten die Athener den Namen Alkibiades beinahe mit dem gleichen Stolze, womit sie einst den eines Miltiades und eines Themistokles ausgesprochen hatten.

Um das Bild, welches man durch die hier erzählten Züge von dem Charakter des Alkibiades gewonnen haben wird, zu vervollständigen, fügen wir noch hinzu, daß Alkibiades, obgleich er das Unglück hatte, beim Sprechen etwas zu lispeln, Andere sagen gar zu stottern, für einen der besten Redner Athens galt, denn er verstand es, durch das Ueberraschende seiner Einfälle, seiner Gedanken und seiner Wendungen, wodurch seine Reden sich auszeichneten, das Volk im eigentlichsten Sinne des Wortes hinzureißen; auch besaß vielleicht Niemand mehr als er das Talent, sich in die Eigenthümlichkeiten, in die Sitten und Gebräuche der Menschen zu schicken, unter welchen er zu leben genöthigt war. So erschien er in Athen geistreich, lebenslustig, allen edlen Genüssen hingegeben, leutselig und leichtsinnig; später in Sparta streng, kalt, ernst, aufopfernd und entbehrend, wie der getreueste Anhänger des Lykurg; in Thrakien als ein rauher, wilder Jäger; in Persien als ein üppiger, wollüstiger, genußsüchtiger Satrap. Ja, hätte ihn das Schicksal zu den Androphagen verschlagen, er würde vielleicht mit ihnen Menschenfleisch gegessen haben.

Wenn wir bisher in Themistokles, Kimon und Perikles große politische Talente kennen lernten, so müssen wir in Alkibiades ein politisches Genie erkennen. Sein erstes öffentliches Auftreten fiel in die Zeit von Kleon's Tode. Wie einst Perikles, so suchte auch Alkibiades seinen Einfluß dadurch zu sichern, daß er sich gänzlich der demokratischen Partei in die Arme warf, welche durch den Tod Kleon's ihres Hauptes beraubt war. Der Alles gewinnende Alkibiades stand sehr bald an der Spitze dieser Partei, überflügelte den aristokratischen Nikias und nahm nun darauf Bedacht, durch kühne Thaten seine erlangte Macht zu befestigen. Natürlich war ihm dabei der Friede ein Haupthinderniß, und was er eben wegen dieses Friedens den Spartanern gegenüber nicht ausführen konnte, das hoffte er durch einen kriegerischen Zug nach der Insel Sizilien zu erreichen.

Zug nach Sizilien. Die sizilianischen Städte lebten seit längerer Zeit in oft blutigen Streitigkeiten mit einander, zumal das mächtige Syrakus nach der Oberherrschaft über die Insel strebte. Schon früher und besonders in den ersten Jahren des Peloponnesischen Krieges hatten sich die Athener in diese Streitigkeiten gemischt, ohne daß ihre Unternehmungen irgend einen wichtigen Erfolg gehabt hätten. Nichtsdestoweniger erträumte man sich in Athen von einer Obergewalt über die reiche Insel die herrlichsten Dinge, und in keinem Kopfe erreichten diese Träumereien eine solche Höhe, als in dem des Alkibiades. Dieser sah in einer Unterwerfung Siziliens den Anfang zu einer Herrschaft über das bereits so mächtige Karthago, über Italien, über die Welt; und da seine Phantasie in diesen Träumen Flügel erhielt, so erblickte er sich selbst schon als den unumschränkten Herrscher aller jener reichen Länder.

Als daher die sizilische Stadt Egesta bei den Athenern um Hülfe bat gegen das anmaßende Vordringen von Syrakus, fand diese Bitte in Alkibiades den beredtesten Anwalt. Nikias, der friedliebende, bedächtige Mann, wandte zwar seinen ganzen noch behaupteten Einfluß an, um die Athener von einem Zuge nach jener Insel abzuhalten, indem er von der Kriegsmacht der dortigen Städte ein furchterregendes Bild entwarf; allein Alkibiades malte dagegen die großen Erfolge, welche dieser Kriegszug und die Unterwerfung der Insel

für Athen haben müsse, und die Uebermacht, welche die Athener dadurch über Sparta erlangen würden, mit so glänzenden Farben, daß das Volk, schon berauscht im Vorgefühle der zu erwartenden Befriedigung des Ehrgeizes, den Zug nach Sizilien beschloß.

Um das Werk, von dem man sich so bedeutende Erfolge versprach, würdig zu beginnen, wurde eine Flotte ausgerüstet, wie sie schöner und größer noch nie aus dem Hafen einer hellenischen Stadt ausgelaufen war.

Die Zahl der Schiffe belief sich von athenischer Seite allein auf hundert Triremen (Trierarchiefahrzeuge), welche nicht allein mit allen Kriegsbedürfnissen, sondern auch mit dem größten Glanze und Luxus ausgerüstet waren; denn es hatte sich zwischen den Trierarchen ein ordentlicher Wettkampf bei der Vorbereitung zu diesem Feldzuge entsponnen. Zu diesen hundert Triremen stießen noch 34 bundesgenössische; und die ganze Heeresmacht belief sich auf 700 Seesoldaten, etwa 5000 Schwerbewaffnete, von denen jeder einzelne aufs Glänzendste ausgerüstet war, außerdem 1300 Mann leichter Truppen. Die Einschiffung dieser pomphaften Seemacht war ein wahres Volksfest; man strömte dazu herbei, wie zu einem großen Schauspiele, und die Abfahrt der Flotte fand unter dem rauschenden Jubel der auf diese Macht überstolzen Volksmenge statt.

Den Oberbefehl theilte Alkibiades mit seinem Nebenbuhler Nikias und einem dritten Feldherrn, Namens Lamachos. Letzterer war ein wohlgesinnter Mann und ein vortrefflicher Feldherr; seine große Armuth trug die Schuld, daß er bei dem durch Aufwand verwöhnten Volke und auch bei seinen Mitfeldherren keiner besonderen Achtung genoß. Wie groß die Dürftigkeit des Lamachos gewesen sein mag, geht daraus hervor, daß er bei der Verwaltung seiner Feldherrnstelle genöthigt war, nicht allein seine Waffen, sondern auch seine Kleider und sein Schuhwerk dem Volke in Anrechnung zu bringen.

Die Fahrt ging glücklich von Statten; allein bei der Ankunft in Sizilien sah man ein, wie sehr man sich über die Bereitwilligkeit der sizilischen Städte zu einem Bündnisse mit Athen getäuscht hatte. Das Hülfe suchende Egesta war fast die einzige Stadt, welche sich für die Athener erklärte; aber ihre Mittel zeigten sich weit unbedeutender, als sie dieselben in Athen angegeben. Diese Uebelstände riefen zwischen den drei Feldherren über die Art, wie man die angefangene Unternehmung durchführen wolle, einen Zwiespalt der Meinungen hervor; aber endlich siegte Alkibiades mit der seinigen, und diese bestand darin, daß man die sizilischen Städte nach und nach durch Ueberredung oder Gewalt zu einem Aufstande gegen Syrakus veranlassen und endlich diesen Staat selbst direkt angreifen und erobern solle.

Alkibiades war der Mann dazu, um einen solchen Plan durchzuführen; kaum war man jedoch zur Ausführung desselben geschritten, als von Athen aus die Botschaft in Sizilien eintraf, Alkibiades solle zurückkehren, um sich vor dem Gericht über die Anklagen zu verantworten, welche sich vor seiner Abfahrt gegen ihn erhoben hatten.

Dies war das Werk seiner Feinde. Sie waren klug genug gewesen, den günstigsten Zeitpunkt für ihre Ränke abzuwarten, und während der Abwesenheit des Alkibiades an seinem Sturze zu arbeiten. In der Nacht nämlich vor der Abfahrt der Flotte waren plötzlich alle Säulen des Hermes, deren es in Athen eine so beträchtliche Anzahl gab, daß sie davon den Namen der Hermenstadt führte, verstümmelt worden. Die Feinde des Alkibiades hatten ihn und seine Schwelggenossen des begangenen Vergehens beschuldigt: aber als jener nun sogleich auf eine Untersuchung drang, fürchtete man den Einfluß seiner Gegenwart, wol auch den Beweis seiner Unschuld an dem verübten Frevel, und verwarf diesen Antrag unter dem Vorwande, daß hierzu wegen der bevorstehenden Abfahrt der Flotte nicht Zeit sei.

Kaum aber war Alkibiades fern, als seine Feinde thätig wurden, den an den Hermensäulen verübten Frevel zur Grundlage einer Anklage wegen Gotteslästerung zu machen. Jetzt fügten sie noch die Beschuldigung hinzu, Alkibiades habe bei seinen wilden Gelagen

die eleusinischen Mysterien durch frevelhafte, spöttische Nachahmung ihrer Ceremonien der Verachtung preisgegeben und sich hierdurch eines todeswürdigen Vergehens schuldig gemacht. (Vgl. S. 374.)

Mit diesen Anklagen noch nicht zufrieden, wandten die Feinde des Alkibiades zum Sturze desselben ein Mittel an, das um so verabscheuungswürdiger ist, je mehr es die einem Volke so natürliche Furcht vor Störung seiner Ordnung zum Hebel benutzt, ein Mittel, das nicht blos in Republiken, sondern auch zu allen Zeiten in Monarchien beliebt wurde, um das Volk gegen einzelne Widersacher der Machthaber in Aufruhr zu bringen. Man verbreitete ein schreckliches Bild von heimlichen Verschwörungen, die zu nichts Anderem gestiftet worden seien, als das Volk um seine Verfassung und Freiheit zu bringen. Um diesem Gerüchte einige Wahrscheinlichkeit zu geben, wurden Einkerkerungen, ja selbst Hinrichtungen vieler als verdächtig bezeichneter Personen verfügt; kurz, man versäumte nichts, das Volk mit dem gefürchteten Gespenste so in Angst zu versetzen, daß es den widersinnigsten Anklagen seine Zustimmung ertheilte. Als nun durch diesen schändlichen Kunstgriff das Volk genügend bearbeitet war, da bezeichnete man den Alkibiades als den Haupträdelsführer des ganzen Komplots, — und es erging an ihn die Ladung, sich vor Gericht zu stellen.

Aber Alkibiades war klug genug, um einzusehen, was er von einer Justiz zu erwarten habe, die abhängig gemacht worden war von den Einflüssen der ihm feindlichen Machthaber. Er entfloh aus Sizilien, und die Athener verurtheilten ihn in contumaciam zum Tode.

Als die Freunde des Alkibiades ihn fragten, ob er zu der Gerechtigkeit seines Vaterlandes nicht so viel Vertrauen habe, um der an ihn ergangenen Ladung zu folgen, erwiederte er: „Die Götter mögen mich vor einem solchen Vertrauen bewahren; denn wo es sich um mein Leben handelt, da traue ich selbst meiner Mutter nicht; sie könnte aus Versehen einen schwarzen Stein statt des weißen in die Urne werfen, und es wäre um mich geschehen.“

Wie bezeichnend ist dieser Ausspruch namentlich für das sogenannte heimliche Gerichtsverfahren! Denn wenn ein Alkibiades schon in die athenische Justiz, welche für einen Angeklagten doch so unendlich viele Sicherheit bot, jenes Mißtrauen setzte, mit welchem Gefühle muß ein Unschuldiger alsdann einer Anklage entgegen sehen, über welche mehrere ihm unbekannte, unsichtbare, von seinen Widersachern abhängige Männer ihr Urtheil fällen?

Das ganze sizilische Unternehmen lag nun auf den Schultern des Nikias, denn an Lamachos hatte derselbe nur eine schwache Stütze. Freilich war Nikias außer Alkibiades auch vielleicht von allen Athenern der einzige Mann, der dem Plane gewachsen schien. Nach vielen Hin- und Herzügen gelang es ihm endlich, vor Syrakus zu rücken und diese Stadt mittels einer in der Eile aufgeführten Mauer abzusperren. Trotz einer Krankheit, die ihn vielfach behinderte, würde sein Plan gegen Syrakus vollständig gelungen und Athen dadurch auf die Stufe seiner früheren Macht gehoben worden sein, wäre dem bedrängten Syrakus nicht eine plötzliche Hülfe gekommen von einer Seite her, von welcher aus die Syrakusaner und Athen es am wenigsten erwarteten: von Sparta.

Letzteres hatte nämlich trotz vieler kleiner Zwistigkeiten, die sich zwischen ihm und Athen nach und nach angesponnen, den geschlossenen Frieden nicht geradezu brechen wollen und sich bis dahin völlig ruhig verhalten. Da aber erschien plötzlich der flüchtige Alkibiades in Lakedämonien, um an seinem Vaterlande, das ihn so ungerecht zum Tode verurtheilt hatte, eine furchtbare Rache zu nehmen. Diese Rache bestand in nichts Geringerem, als die Spartaner zum Kriege gegen Athen anzureizen und ihnen zugleich die Mittel an die Hand zu geben, um einen solchen Kampf mit der Eroberung Athens zu krönen.

Wenn man an die Handlungsweise des Alkibiades den gewöhnlichen Maßstab bürgerlicher Moral anlegt, so muß man ihn durchaus verdammen, und wenn auch Männer wie er mächtig in die Geschicke der Völker eingreifen und Handlungen verrichten, die an und für sich groß und bedeutend sind, so möchten wir doch diejenigen Völker glücklich preisen, unter denen solche Meteore nicht erscheinen. Sie reißen das Staatsgebäude aus seinen

Fugen und richten außerdem noch dadurch nachhaltigen Schaden an, daß sie minder begabte Nachfolger finden, welche sich einbilden, ihr Vorbild zu erreichen, wenn sie dessen Fehler nachahmen, ohne das Talent zu haben, auch die großen Handlungen auszuführen, wodurch Jene ihre Thorheiten überglänzten und vergessen machten. Alkibiades gehörte zu jenen „dämonischen Erscheinungen", die das Schicksal ganzer Länder und Völker entscheiden, zu jenen Herrschernaturen, die sich nicht in die bestehenden Gesetze und Ordnungen des Staates zu fügen vermögen, sondern in eigenmächtigem Sinne den Weg der Willkür wählen, und im Vertrauen auf ihre geistige Gewandtheit und Ueberlegenheit an gefährlichen Unternehmungen und schwierigen Lagen Gefallen finden. Von überwältigender Persönlichkeit, glaubte er Alles wagen zu dürfen, ohne Rücksicht auf göttliche und menschliche Rechte, auf bürgerliche, gesellschaftliche und häusliche Pflichten.

Alkibiades hatte sich in Sparta durch sein großes Talent, die Gunst seiner jemaligen Umgebung zu erwerben, sehr bald zu einer Art Stimmführer aufgeschwungen, indem er namentlich auch die dort viel vermögenden Frauen für sich gewann. Der erste Gebrauch, welchen er von dem erlangten Einflusse machte, bestand darin, daß er den Spartanern Rathschläge gab, die auf eine Vernichtung seines athenischen Vaterlandes abzielten. Er unterstützte die Bitten der Syrakusaner um ein Hülfsheer, und schlug vor, die unweit Athen gelegene Stadt Dekeleia zu besetzen, um von dort aus eine Unternehmung auf Athen selbst zu leiten. Beide Rathschläge wurden von den Spartanern befolgt.

Unter der Anführung des als Feldherrn ausgezeichneten Gylippos sandten sie Hülfstruppen nach Syrakus, und diese kamen eben noch zeitig genug an, um den Fall jener Stadt, die sich bereits in Unterhandlungen mit Nikias eingelassen hatte, abzuwenden. Da der größte Theil der sizilischen Städte inzwischen die wahren Absichten Athens durchschaut hatte, so fand Gylippos in ihnen bereitwillige Beförderer seiner Unternehmung gegen die Athener. Die Fortsetzung des Peloponnesischen Krieges nahm hier sogleich ihren Anfang; Spartaner und Athener stritten in mehreren Gefechten zu Lande und zu Wasser mit gleichem Muthe und gleicher Tapferkeit, bis sich die Letzteren endlich gezwungen sahen, auf den Rückweg zu denken. Aber die Spartaner hatten alle Pässe besetzt, und der Rückzug der Athener glich einer fortdauernden Schlacht, bis sie sich eines Tages plötzlich von allen Seiten umzingelt fanden.

Niederlage der Athener. Nun begann ein verzweiflungsvoller Kampf. Die Athener kämpften nur noch um ihr Leben, und furchtbar wütheten die spartanischen Schwerter in ihren Reihen. Als Nikias sah, daß alle Hoffnung auf einen für ihn günstigen Ausgang der Schlacht verloren war, wollte er wenigstens das Leben seiner tapferen Bürger nicht nutzlos preisgeben. Mit aller Selbstverleugnung warf er sich dem Gylippos zu Füßen und flehte ihn nicht um sein Leben, sondern um das Leben seiner Soldaten an. Gylippos war menschlich genug, dem Morden Einhalt zu gebieten, und sich damit zu begnügen, den Rest des athenischen Heeres (7000 an der Zahl) gefangen nach Syrakus zu führen.

Das Los dieser Gefangenen war keineswegs beneidenswerth, denn die Syrakusaner ließen ihren langverhaltenen Haß gegen die Athener an ihnen aus. Die Gefangenen wurden, nachdem man ihre Feldherren Nikias und Demosthenes hingerichtet hatte, in die Steinbrüche gesperrt, wo sie mehrere Monate in dem jämmerlichsten Zustande hinbrachten, so daß Viele von ihnen den harten Leiden erlagen und starben.

Einige dieser Unglücklichen sollen sich dadurch die Gunst der Syrakusaner und eine menschlichere Behandlung, ja selbst Unterhalt und die Freiheit erworben haben, daß sie die Gesänge des Dichters Euripides auswendig wußten, wofür sie diesem bei ihrer Rückkehr einen besonderen Dank darbrachten, den der Dichter dadurch zu vergelten suchte, daß er auf die in Sizilien Gefallenen folgende berühmte Grabschrift machte:

„Hier liegen die tapferen Krieger, welche die Syrakusaner achtmal geschlagen, so oft die Götter sich nicht in den Kampf gemischt haben."



Untergang des athenischen Heeres in Sizilien. Zeichnung von Hermann Vogel.

Die Nachricht von diesen Unglücksfällen traf die Athener wie ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, und in dem ersten Schrecken darüber hielt man die Folgen für bedeutender, als sie waren; dies um so mehr, da die Spartaner zugleich von Dekeleia aus, welches sie als nahen Ausgangspunkt für ihre Unternehmungen besetzt und stark befestigt hatten, Athen selbst mit einem Angriffe bedrohten, und da die wichtigsten athenischen Bundesgenossen, wie Euböa, Chios, Lesbos und Milet sowie die Stadt Erythrä in Jonien ihre Bundespflicht aufkündigten. Die allgemeine Bestürzung und augenblickliche Rathlosigkeit des athenischen Volkes war so groß, daß die mißliche Lage von den immer noch im Geheimen wirkenden Aristokraten unmerklich zu einer Maßregel in ihrem Interesse ausgebeutet werden konnte, indem man statt der Volksversammlung zur Berathung über die öffentlichen Angelegenheiten einen Ausschuß älterer Leute einsetzte, also dadurch schon einen Grund zur Aristokratie legte.

Doch etwas mußte geschehen, um die erlittenen Scharten wieder auszuwetzen, und man beschloß, durch Vermehrung der Flotte sich vor allen Dingen die Herrschaft auf dem Meere, die Oberhoheit über die Inseln zu bewahren. Diese Inseln wurden jetzt ein wahrer Zankapfel zwischen Persern, Spartanern und Athenern. Der persische Satrap von Jonien und Karien, Tissaphernes, gedachte nämlich das Unglück der Athener zu benutzen, um die befreiten Jonier wieder zu unterjochen. Um solchen Zweck vollständig zu erreichen, suchte er um eine Verbindung mit Sparta nach, das, von Alkibiades gestimmt, den kühnen Entschluß faßte, sich die Hegemonie zur See wieder zu erwerben, das Bündniß mit Persien also annahm, weniger um diesem, als um sich selbst die Oberhoheit über die Jonier zu sichern. Alkibiades wurde mit einer peloponnesischen Flotte unter dem Admiral Chalkideus nach Jonien abgeschickt, während zu gleicher Zeit Athen seine letzte Kraft anstrengte, um gleichfalls eine Flotte zur Wiedereroberung der abgefallenen Inseln in See stechen zu lassen. Die Unternehmungen dieser Flotte waren glücklicher, als man selbst in Athen gehofft hatte. Mehrere der treulosen Inseln wurden zu ihrer Pflicht zurückgebracht, und Alkibiades sah sich genöthigt, die bisher absichtlich verzögerten Unterhandlungen mit Tissaphernes doch noch aufzunehmen. In dem damals abgeschlossenen Vertrage wurde den Persern für ihren Beistand alles das vom ionischen Gebiete zugesichert, was sie jemals besessen hatten. Wahrscheinlich hatte Alkibiades gar nicht die Absicht, diesen nachtheiligen Vertrag zu halten, was bei der zunehmenden Schwäche des Persischen Reiches sehr gut geschehen konnte. Allein der Vertrag brachte natürlich die Spartaner gegen Alkibiades auf, und da man endlich auch anfing, den Einfluß des kühnen Abenteurers zu fürchten, so handelte man seinen Absichten geradezu entgegen und erklärte den von ihm abgeschlossenen Vertrag für nichtig. Alkibiades sah nun seinen Stern in Sparta erlöschen, besonders durch die Feindschaft des spartanischen Königs Agis, der ihn persönlich haßte, weil Alkibiades dessen Frau verführt hatte.

Der Gefahr, die ihm drohte, beschloß der kluge Diplomat bei Zeiten auszuweichen: und als von Sparta aus der Befehl anlangte, den Alkibiades auf jede Weise, selbst durch Meuchelmord, aus dem Wege zu räumen, da war derselbe bereits entflohen und bei Tissaphernes in Sicherheit. Hier begann der gewandte Mann, der schon seit einiger Zeit von der Möglichkeit träumte, in sein Vaterland zurückzukehren, ein so schlaues Spiel, daß die Spartaner sehr bald bereuten, ihn aufgegeben zu haben. Er wußte den persischen Satrapen zu bestimmen, dem Kriege zwischen Sparta und Athen bis zur völligen Schwächung beider Staaten ruhig zuzusehen; und als Tissaphernes ihm folgte, brachte er Letzteren auf den Gedanken, daß, wenn Persien mit griechischer Hülfe seinen Zweck erreichen wolle, ein Bündniß mit Athen, der berühmten Seemacht, weit vortheilhafter sein müsse, als ein Bund mit Sparta.

Tissaphernes handelte diesen Eingebungen gemäß; Alkibiades sorgte dafür, daß seine Verdienste um die Athener in das hellste Licht gestellt wurden, und schon jetzt wäre

er zurückgerufen worden, wenn sich nicht gerade in Athen eine Verfassungsveränderung ereignet hätte, durch welche die Aristokraten, also die Feinde des Alkibiades, zur Macht gelangten.

Unter denselben war Antiphon, einer der begabtesten Redner Griechenlands. Wie groß die Gewalt seiner Worte gewesen sein mag, läßt sich aus der Furcht abnehmen, welche das Volk vor den Reden des Aristokraten hatte. Diese Furcht scheint derjenigen gleich gewesen zu sein, welche die meisten Machthaber vor den Worten freisinniger Männer an den Tag legen; denn die Athener wandten dasselbe Mittel an wie jene, um sich vor Furcht zu bewahren: sie verboten dem Antiphon das Reden. Und doch erreichte er seinen Zweck, wahrscheinlich eben wegen des Verbots; denn der widerrechtlich Unterdrückte findet in der Regel Anhänger, und der Mund, welcher von der Gewalt verschlossen wird, ist nicht selten beredter gegen die Gewalt als die freieste Zunge.

Durch die Bemühungen des geistreichen und gewandten Redners war die Gewalt der Volksversammlung in Athen völlig gebrochen worden, indem an die Stelle des Raths 400 Bürger traten, welche nach eigenem Ermessen andere 5000 zu erwählen hatten, die alsdann an Stelle der Ekklesia (Volksversammlung) regieren sollten. So weit wäre vielleicht noch Alles gut geblieben, wenn die Vierhundert nicht so übermüthig gewesen wären, die unumschränkten Herrscher zu spielen, und die Fünftausend weder zusammen zu rufen noch zu wählen. Nun erst sahen die Volksfreunde mit Schrecken, daß die Demokratie sich plötzlich in eine Oligarchie (Ausschußregierung) verwandelt hatte; und wenn sie auch in der Stadt zu machtlos waren, um diesem Zustande mit Erfolg entgegenzutreten, so gelang ihnen dies doch vollständig bei der Flotte.

Hier war es besonders einer der Befehlshaber, Thrasybulos, welcher den Beschluß des Heeres bewirkte, die Oligarchie nicht anzuerkennen, und die reine Demokratie aufrecht zu erhalten. Eine Folge dieses Beschlusses war der, den Alkibiades zurück zu berufen. Noch aber waren für Letzteren die Verhältnisse nicht günstig genug, als die Athener von dem empfindlichsten Schlage betroffen wurden, den sie in dem ganzen Kriege erfahren. Die Spartaner waren nach der Insel Euböa, der Speisekammer Athens, gesegelt, hatten die athenische Flotte geschlagen und sich der Insel bemächtigt. Athen war seines Vorrathshauses beraubt, und dieser Verlust bewirkte eine solche Erbitterung gegen die Oligarchen, daß dieselben plötzlich wieder gestürzt wurden. Der frühere Rath trat an ihre Stelle und die Volksversammlung in ihre früheren Rechte, nur mit dem Unterschiede, daß blos diejenigen Bürger an derselben Theil nehmen durften, welche eine volle Rüstung besaßen, also zu den Schwerbewaffneten gehörten.

Nunmehr wurde Alkibiades wirklich zurückberufen, und kaum befand er sich an der Spitze der athenischen Flotte, als sich auch das Glück wieder an ihre Segel heftete. Die spartanische Seemacht wurde in mehreren glänzenden Treffen (410—409 v. Chr.), unter Anderem in der Gegend zwischen Dardanos und Abydos, am entschiedensten aber in der Seeschlacht bei Kyzikos (410 v. Chr.), geschlagen. Hier fiel nicht nur die ganze peloponnesische Flotte an 70 Dreidecker stark (mit Ausnahme der syrakusischen Schiffe, welche die Mannschaft selbst durch Feuer zerstörte) in die Hand der Athener, sondern die wichtigsten Inseln und Plätze wurden auch wieder erobert, und mit unermeßlicher Beute beladen hielt Alkibiades (407 v. Chr.) einen Triumpheinzug in die durch ihn nicht allein gerettete, sondern auch zu neuer Macht erhobene Vaterstadt, welche ihn mit den sichtbarsten Beweisen einer an Vergötterung grenzenden Verehrung empfing.

Alkibiades hatte Alles aufgewandt, um seine Rückkehr nach Athen so glänzend wie möglich zu machen. Alle seine Schiffe, über deren Anzahl die Nachrichten sehr verschieden lauten, waren mit den erbeuteten Trophäen ausgeschmückt, und von 200 zerstörten feindlichen Fahrzeugen führte er die Vordertheile mit sich. Eine zahlreiche Volksmenge erwartete den Rückkehrenden auf dem Hafendamme des Peiräeus, und unter dem jauchzenden

Toben dieser Menge betrat Alkibiades denselben Boden, auf welchem dasselbe Volk wenige Jahre vorher das Todesurtheil gegen ihn ausgesprochen hatte.

Der erste Weg des Heimkehrenden war nach der Rathssitzung gerichtet, wo er über den bestandenen Kriegszug Rechenschaft ablegte. Hierauf begab er sich in die Ekklesia, um seine ganze bisherige Handlungsweise zu vertheidigen. Er hütete sich dabei wohl, dem Volke irgend einen Vorwurf zu machen. Einzig und allein auf die Schultern des „neidischen Geschicks“ wälzte er alle Schuld der Vergangenheit, und das Volk ward vollständig versöhnt. Man gab ihm sein eingezogenes Vermögen wieder, nahm die Verfluchungen zurück, die ihn als Verletzer der eleusinischen Mysterien getroffen, ernannte ihn zum unumschränkten Heerführer zu Lande und zu Wasser, und die Urkunde über seine Verbannung wurde zum Zeichen völliger Wiederherstellung seiner Bürgerehre ins Meer geworfen. Alkibiades sah sich nach seiner Rückkehr auf einer höheren Stufe des Ansehens und des Einflusses, als jemals in früherer Zeit.

Abermals hatte sich Athen auf den Gipfel der Macht geschwungen, und Sparta erkannte es deutlich, daß es selbst für immer verloren war, wenn es ihm jetzt nicht noch gelang, jene Macht zu vernichten. Zur Erreichung dieses Zieles wurden die unglaublichsten Anstrengungen gemacht; man wollte den letzten Blutstropfen hingeben, um den Nebenbuhler zu stürzen, unbekümmert, ob man unter seinem Falle sich selbst begrub. Aber alle diese Anstrengungen wären nutzlos gewesen, wenn das Geschick die Spartaner nicht auf den einzigen Mann in ganz Griechenland aufmerksam gemacht hätte, welcher dem Genie des Alkibiades mit Erfolg entgegentreten konnte.

Lysander war es, welcher sich im weiteren Verlauf des Peloponnesischen Krieges als ein kluger, gewandter Mann, und als ein kriegserfahrener, geschickter und vom Glück begünstigter Feldherr zeigte. Alle Rauhheiten eines Spartaners erschienen bei ihm auf den Gipfel getrieben; aber damit verband er zugleich eine Schlauheit und Pflichtvergessenheit, die einem persischen Satrapen in den Augen seiner Kollegen Ehre gemacht haben würden. Lysander gehört zu den gewissenlosesten Persönlichkeiten, welche in der Epoche des Zerfalles Griechenlands, zu Macht und Einfluß gelangten.

Aus einigen seiner Aussprüche, welche uns die Geschichte aufbewahrt hat, wird man mehr als durch alle Beschreibung den Charakter dieses Mannes kennen lernen:

Als die Richtschnur für seine ganze Handlungsweise sprach er selbst den Grundsatz aus: „Wo die Löwenhaut nicht ausreicht, muß man den Fuchspelz umhängen; und wie Knaben durch Würfel, so sind Männer durch Eidschwüre zu täuschen.“

Die rohe Gewalt stand ihm höher als das Recht. Als die Argiver einst in einem Grenzstreite mit den Spartanern ihre Ansprüche unwiderleglich begründet hatten, deutete Lysander auf sein Schwert und rief: „Dies hier ist unser Beweismittel, und das beste, welches es giebt.“

Einem Gesandten von Megara, welcher sich gegen Lysander sehr freimüthig äußerte, antwortete er: „Um euch so auszudrücken, ist eure Stadt nicht groß genug.“

Als einst die Böotier den Spartanern den Durchzug durch ihr Land verweigern wollten, erklärte ihnen Lysander: „Es ist nicht davon die Rede, ob ihr uns durchziehen lassen wollt oder nicht, sondern nur davon, ob ihr wollt, daß wir mit aufgerichteten oder gesenkten Speeren durch Böotien ziehen sollen.“

Damit Lysander sein kriegerisches Talent ohne fremde Einmischung entfalten könne, hatte man für ihn eine neue Würde geschaffen, die eines Nauarchen (Flottenführer), zu welcher die Könige unter allen Umständen nicht gelangen konnten. Was das Auftreten Lysander's noch folgenreicher machte, war eine inzwischen vorgegangene Veränderung in der Statthalterschaft Kleinasien. Tissaphernes war nämlich durch den zweiten Sohn des persischen Königs Dareios II., Kyros den Jüngeren, ersetzt worden, und dieser hatte Gründe, sich mit einem der beiden griechischen Hauptstaaten eng zu verbinden. Er neigte



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Rückkehr des Alkibiades nach Athen. Zeichnung von Hermann Vogel.

sich zu Sparta hin, und Lysander war ganz der Mann, um die Unterhandlungen zu einem für sein Vaterland günstigen Ausgange zu leiten. Kyros verband sich dann förmlich mit den Spartanern, und die Hülfe an Geld, welche er denselben zukommen ließ, war eine der wichtigsten Unterstützungen, deren sie bedurften.

Bald genug zeigte sich, wie ersprießlich das persische Gold für Sparta wirkte. Lysander wurde dadurch in den Stand gesetzt, jedem seiner Matrosen einen täglichen Sold von 4 Obolen zu zahlen. Da nun die athenischen Matrosen nur 3 Obolen erhielten, so liefen viele derselben zu den Spartanern über und verstärkten so deren Seemacht bedeutend.

Das Schicksal Griechenlands hing jetzt an den beiden feindlichen Flotten und ihren Führern. Lysander's Flotte lag der des Alkibiades nahe bei Ephesos gegenüber. War auch die letztere der ersteren an Zahl überlegen, so hatte doch Lysander dadurch einen Vortheil über Alkibiades, daß es ihm nicht an Gelde fehlte, während der Mangel hieran in dem athenischen Heere mit jedem Tage drückender wurde. Aus diesem Grunde suchte Alkibiades vor Aufbringung der nöthigen Geldmittel eine Schlacht zu vermeiden, und Lysander war über dies Zögern erfreut, weil es ihm Gelegenheit gab, sich ruhig für ein bevorstehendes Gefecht vorzubereiten. Aber der Ehrgeiz und Ungehorsam eines athenischen Steuermannes, Namens Antiochos, verdarb alle Berechnung des klugen Alkibiades.

Als sich nämlich Letzterer von der Flotte entfernte, um für Eintreibung des nöthigen Geldes zu sorgen, hatte er dem Antiochos das einstweilige Kommando übergeben, mit dem ausdrücklichen Befehle, unter allen Umständen ein Gefecht mit den Spartanern zu vermeiden. War nun Antiochos ehrgeizig oder blos unvorsichtig, genug er achtete den erhaltenen Befehl so wenig, daß er bald darauf seine Flotte gegen die peloponnesische vorrücken ließ. Lysander, von der Abwesenheit seines talentvollen Gegners unterrichtet, nahm die Schlacht an, und da die athenischen Schiffe schlecht geleitet wurden, so war es ihm ein Leichtes, dieselben zu schlagen.

Dies Gefecht bei Ephesos, so unwichtig es an und für sich auch war (denn der Verlust der Athener war verhältnißmäßig gering), änderte doch sehr viel in der Stimmung der beiden kriegführenden Staaten. Die Spartaner machten ein übermüthiges Geschrei von dem neu erlangten Ruhme und steigerten dadurch das Vertrauen zu ihrem Nauarchen so sehr, daß sie sich wieder für unbesiegbar hielten. Auf der andern Seite verloren die Athener ihre Zuversicht zu der Unüberwindlichkeit des Alkibiades völlig, und was von dieser Zuversicht in ihrem Herzen etwa noch zurückgeblieben war, das wußten seine Feinde zu vernichten. Neue Anklagen erhoben sich gegen ihn und hatten den Erfolg, daß Alkibiades des Oberbefehls entsetzt wurde und dieser auf zehn neuerwählte Anführer überging, unter denen wir Konon namentlich anführen.

Inzwischen wurde auch Lysander von dem Oberbefehl über die Flotte entbunden und durch Kallikratidas ersetzt, weil die gesetzmäßige Zeit seines Kommandos verflossen war. Es kam zwischen den beiden Flotten zu einem abermaligen Gefecht bei den Arginusischen Inseln, in welchem die Athener siegten und Kallikratidas das Leben verlor. An seine Stelle wurde Lysander wieder zum Nauarchen erwählt. Das spartanische Gesetz verbot zwar, einen und denselben Mann zweimal zum Nauarchen zu machen; allein man wußte dies Gesetz zum Vortheile Lysander's zu umgehen. Man ordnete ihn dem neuerwählten Nauarchen der Form nach als Gehülfen unter, während er in der That der Leiter der Flotte blieb.

Die Athener verfuhren gegen ihre zehn siegreichen Flottenführer mit grausamer Härte; denn da dieselben größtentheils der aristokratischen Partei angehörten, so fürchteten die Demokraten, daß jene Feldherren durch den Einfluß, den ihnen ihr Sieg verschafft hatte, die Aristokratie wieder einführen würden, und erhoben gegen sie eine Menge von Anklagen. Die Hauptanklage bestand in der Beschuldigung, daß sie die Schiffbrüchigen nicht gerettet und die Todten nicht aufgefischt hätten, und man sieht daraus deutlich, wie

man schon damals auch die lächerlichsten Anschuldigungen nicht scheute, wenn es galt, politische Widersacher unter dem Scheine Rechtens zu beseitigen. Das für die Aufrechterhaltung der Demokratie so sehr besorgte Volk fand jene abgeschmackten Anklagen wichtig genug, um über sechs seiner Feldherren das Todesurtheil auszusprechen. Die übrigen entzogen sich der Gewalt ihrer Feinde durch die Flucht.

Wen darf es wundern, daß Vorgänge wie diese jeden athenischen Heerführer bedenklich und befangen, und also unfähig machten, irgend eine große kriegerische Unternehmung zu beschließen und durchzuführen. Man zog es vor, sich auf einen Vertheidigungskrieg zu beschränken; aber kaum merkte dies Lysander, als er den Entschluß faßte, durch einen kühnen Angriff die neu aufgebrachte athenische Flotte gänzlich zu vernichten.

Um dieselbe in eine ungünstige Stellung zu locken, eilte er nach dem Hellespont, eroberte die Stadt Lampsakos und erwartete nun die Ankunft der Athener, welche alle Ursache hatten, die gefährliche Festsetzung der Spartaner in den dortigen Gegenden zu verhindern.

Hier angekommen, legte sich die athenische Flotte an der Mündung des Aegos Potamos (Ziegenfluß) vor Anker, ungewiß, ob sie angreifen oder den Angriff erwarten solle. Ihre Stellung war die ungünstigste, die sich denken ließ; aber über ihre Feldherren schien plötzlich der Geist des Uebermuthes gekommen zu sein; denn sie gaben diese Stellung trotz vielfacher Warnungen nicht auf, ja sie vernachlässigten sogar alle Vorbereitungsmaßregeln zu einer Schlacht so sehr, daß sich die Bemannung der Schiffe häufig in der umliegenden Gegend zerstreute, um Lebensmittel einzutreiben.

Unter Denen, welche die athenischen Flottenführer zur Veränderung ihrer Stellung ermahnten, befand sich auch Alkibiades, der sich nach seiner Entsetzung auf eine seiner Burgen bei Lampsakos zurückgezogen hatte, und jetzt bei der Noth des Vaterlandes erschien, um diesem wenigstens mit seinem Rathe nützlich zu sein. Aber die übermüthigen Feldherren wiesen denselben höhnisch zurück, indem sie erklärten, nicht er habe hier zu befehlen, sondern Andere.

Indeß diese Anderen thaten alles Mögliche, um ihr Vaterland durch Uebermuth ins Verderben zu bringen; sie waren ihres Sieges schon so gewiß, daß einer von ihnen, Namens Philokles, unbekümmert um die Rache, welche die Spartaner nehmen konnten, die Mannschaft von zwei erbeuteten spartanischen Schiffen von einem Felsen herab stürzen ließ. Ja, auf seinen Vorschlag wurde sogar beschlossen, allen noch zu machenden Gefangenen den Daumen der rechten Hand abzuschneiden, damit sie außer Stande seien, den Speer zu führen.

Als wieder einmal die Bemannung der athenischen Schiffe sich auf dem Lande umhertrieb, benutzte der kluge Lysander diese Gelegenheit, die von ihrer Mannschaft entblößte Flotte eines Abends zu überfallen. Der Ueberfall gelang vollkommen. Sämmtliche Fahrzeuge, und mit ihnen die Widerstandskräfte Athens, fielen (405 v. Chr.) fast ohne allen Kampf in die Hände der Spartaner.

Grausam war das Schicksal, welches die 3000 gefangenen Athener betraf als Vergeltung für die That und den Vorschlag des Philokles. Nachdem dieser zuerst in Stücke gehauen worden war, wurden sämmtliche Gefangene ohne Gnade niedergemacht. Von der ganzen athenischen Flotte hatte sich nur Konon mit 9 Schiffen gerettet. Aus Furcht vor dem Ausspruche der Athener flüchtete er sich mit acht dieser Schiffe nach der Insel Kypros, und nur das neunte sandte er nach Athen mit der Nachricht von der erlittenen Niederlage und der Vernichtung der athenischen Seemacht.

Jetzt begann Lysander einen Eroberungszug nach Athen, indem er alle diesem ergebenen Städte, an denen er vorbeisegelte, eroberte und Einwohner und Besatzung absichtlich fliehen ließ, weil er hoffen konnte, daß diese Menschenmenge nach Athen eilen und dort große Noth an Nahrungsmitteln erzeugen würde, die ihm bei der beabsichtigten

Einschließung Athens treffliche Dienste leisten sollte. Auch dieser Plan des schlauen Lysander gelang vollständig. Denn als er nun vor Athen erschien und dasselbe absperrte, erreichte die Hungersnoth der übervölkerten Stadt eine solche Höhe, daß sich die Athener herabließen, um Frieden zu bitten. Doch Lysander wußte die Unterhandlungen durch allerlei hinterlistige Mittel so sehr in die Länge zu ziehen, daß die Athener endlich, von der Noth gezwungen, in alle Bedingungen willigen mußten, welche ihnen der harte und rachsüchtige Lysander vorschrieb.



Lysander läßt die Mauern von Athen niederreißen.

So endigte im Jahr 404 v. Chr. der Peloponnesische Krieg mit dem gänzlichen Falle Athens; denn die Bedingungen, unter welchen der Friede zwischen Sparta und Athen von Seiten des letzteren durch die Unterhandlungen eines gewissen Theramenes, eines Aristokraten von ziemlich zweideutigem Charakter, abgeschlossen wurde, bestanden in Folgendem:

Athen entsagt jeder auswärtigen Besitzung, somit auch der Herrschaft über das Meer. Seine Seemacht darf nicht mehr als 12 Galeeren betragen. Es verpflichtet sich, in allen Kriegen Sparta's diesem als Bundesgenosse zu dienen. Seine langen Mauern und die Festen des Peiräeus werden geschleift. Die demokratische Verfassung Athens wird aufgehoben, und an ihre Stelle tritt ein durch Sparta ernannter Regierungskörper von dreißig Personen mit unumschränkter Gewalt.

Grausamer noch als diese Bedingungen war die Art, wie der rohe Lysander dieselben zur Ausführung brachte. Unter dem feierlichen Ertönen von Musikinstrumenten und unter dem Jubelrufe der festlich aufgeschmückten spartanischen Bundesgenossen ließ er die Mauern des einst so stolzen Athen niederreißen und die ausgelieferten Schiffe verbrennen.

Rufen wir uns jetzt den Gang ins Gedächtniß zurück, welchen die Ereignisse des Peloponnesischen Krieges genommen, so finden wir in diesem so höchst merkwürdigen

Kampfe drei sehr charakteristisch markirte Abschnitte. Der erste Abschnitt reicht bis zum Frieden des Nikias (422 v. Chr.), und zu Ende desselben erscheinen die beiden Kriegsmächte gleich sehr erschöpft. Der zweite Abschnitt endet mit der Rückkehr des Alkibiades (407 v. Chr.), und am Schlusse desselben erscheint Sparta völlig gedemüthigt, während Athen auf der höchsten Stufe seiner Macht steht. Der dritte Abschnitt geht bis zu Ende des Krieges (404 v. Chr.), und es hatte nur einer Zeit von drei Jahren bedurft, um die Rollen der beiden Parteien völlig zu vertauschen; denn jetzt ist Athen gänzlich gefallen, und Sparta triumphirt, auf dem obersten Gipfel seiner Macht stehend.

Vielleicht wäre es noch lange Zeit auf dieser stolzen Höhe stehen geblieben, wenn es bei dem Friedensschlusse nicht einen großen Fehler begangen hätte. Das Klügste wäre wol ohne Zweifel gewesen, wenn Sparta dem Rathe der Thebaner nachgegeben und Athen von Grund aus zerstört hätte. Allein gegen eine solche Barbarei sträubte sich in den Spartanern eine Regung jenes Nationalsinns, der noch in ihrer Brust glimmte. Sie konnten es nicht zugeben, daß eine Stadt, deren Verdienste um ganz Griechenland besonders während der Perserkriege so groß gewesen waren, und der man mit Recht die Errettung Griechenlands vom persischen Joche zusprechen mußte, durch ihre Hand von dem so ehrenvoll vertheidigten Boden verschwinden sollte. Dieses Bedenken macht den Spartanern alle Ehre; aber die Klugheit hätte sie auch bewegen sollen, dem athenischen Volke (mochten sie es so unschädlich machen, wie sie immer wollten) seine Verfassung zu lassen. Denn wenn dies allzusehr gedemüthigte Volk auch den durch Gewalt herbeigeführten Verlust seiner Macht, seines Ansehens, seines Reichthums verschmerzte, den Verlust seiner freien Verfassung konnte es niemals überwinden, wenn es sich nicht für ewige Zeiten mit Schande brandmarken wollte; und früh oder spät mußte die Regierung der dreißig Tyrannen, wie die von Sparta eingesetzten Machthaber genannt wurden, vor dem Freiheitssinne der Athener zerfallen. Sie würde erst spät zerfallen sein, hätten die Dreißig einige Mäßigung in ihrem Regimente beobachtet; sie zerfiel früh, weil die Tyrannen Mäßigung nicht kannten, sondern eine wahre Schreckensregierung über Athen verhängten.

Um auf ihrer Bahn ganz sicher zu gehen, mußten sie indeß erst einen Mann aus dem Wege räumen, der sich zwar fern von Athen befand, aber ihnen dennoch gefährlich genug zu sein schien, um vor ihm zu zittern, weil er allein vielleicht mächtig genug war, um das niedergetretene, aber auf seine Großthaten stolze Volk plötzlich aufzurichten, Alkibiades. Dieser geniale Mann war an den Hof des persischen Statthalters von Phrygien, Namens Pharnabazos, gewandert, wie man sagt in der Absicht, sich zu Artaxerxes II. zu begeben, um diesen mit den gefährlichen Plänen seines Bruders Kyros, die Alkibiades durchschaut hatte, bekannt zu machen, damit auf diese Weise Kyros, der Freund der Feinde seines Vaterlandes, beseitigt würde. Aber die Spartaner waren diesmal schneller als er. Aufmerksam gemacht von den athenischen Oligarchen, richteten sie ihre Blicke auf Alkibiades, und noch ehe Letzterer den Hof des Pharnabazos verlassen hatte, war der treulose Statthalter schon zu einem Mordanschlage gegen Alkibiades gewonnen. Pharnabazos sandte Soldaten ab, um Alkibiades zu ermorden; diesen Mördern fehlte es an Muth, in das Haus des großen Griechen zu dringen, und ihm Mann gegen Mann das Leben zu nehmen. Sie steckten deshalb in der Nacht sein Haus in Brand und erwarteten das Heraustreten des Alkibiades. Kaum hatte dieser, mit dem Schwerte in der Hand aus dem brennenden Hause fliehend, das Freie erreicht, als er, von den Pfeilen der lauernden Meuchelmörder getroffen, todt zu Boden sank. So fiel in seinem fünfzigsten Lebensjahre (403 v. Chr.) Alkibiades, an welchem Athen seinen letzten Hort verlor; denn der Untergang des Alkibiades ist zugleich der Markstein für den Fall Athens.

Jetzt glaubten die dreißig Tyrannen, Athen ohne alle Rücksichten mißhandeln zu können, und wenn sich unter ihnen auch der uns schon bekannte Theramenes befand, welcher der Willkür entgegen trat, wo er nur immer konnte, so stand ihm doch in Kritias ein

Mann gegenüber, dessen Blutdurst und Habgier Alles übertraf, was man bis dahin in Athen erlebt hatte. Dieser Kritias wüthete im Interesse der dreißig Oligarchen gegen Alles, was einer demokratischen Gesinnung verdächtig war, mit der Gier einer Hyäne und der Schlauheit eines Fuchses. Um ganz sicher zu gehen, hatte er den Vorschlag durchgesetzt, alle athenischen Bürger bis auf 3000, welche den Tyrannen blindlings ergeben waren, zu entwaffnen; ja er hatte den Dreißig das Recht zugesprochen, jeden Bürger, der sich nicht unter diesen 3000 treu Ergebenen befand, ohne Weiteres aus der Stadt zu vertreiben, die trotzdem Zurückbleibenden aber zu tödten.



Tod des Alkibiades. Zeichnung von Hermann Vogel.

Der Blutdurst des Kritias schien keine Mäßigung zu kennen; Hinrichtungen und Landesverweisungen waren seine tägliche Beschäftigung, so daß in kurzer Zeit 5000 Bürger verwiesen und 1500 getödtet worden waren. Kritias konnte Niemand am Leben wissen, der ihm entgegenstrebte, und obgleich Theramenes selbst zu den 30 Tyrannen gehörte, so sollte doch auch er beseitigt werden. Kritias berief die Dreißig zusammen, nachdem er zuvor viele junge Männer, welche Dolche unter ihren Gewändern trugen, in der Nähe des Rathhauses versteckt hatte. Jetzt klagte er den Theramenes an als einen Verräther der Oligarchie, der den Tod verdiene. Theramenes vertheidigte sich mit einer solchen Wärme und entwarf ein so treues Bild von der Willkür des Kritias, daß dieser in Gefahr stand, seine Anklage verworfen zu sehen. Deshalb rief er plötzlich seine bewaffneten Anhänger herbei und erklärte: „Ich bin der Meinung, ihr Senatoren, daß ein Vorsteher, der seiner Pflicht genügen will, seine Freunde nicht hintergehen lassen darf. Hier diese wohlbewaffneten Männer wollen es nicht dulden, daß ein Mensch freigelassen werde, der offenbar danach strebt, die Oligarchie über den Haufen zu werfen. Ein solcher Mann kann nicht in dem Verzeichnisse der 3000 treuen Bürger stehen; ich lösche daher den Namen Theramenes

aus diesem Verzeichnisse aus, habe jetzt die gesetzliche Macht, den Theramenes zum To zu verurtheilen, und thue dies hiermit."

Bei diesen Worten sprang Theramenes auf, flüchtete sich an den Altar der Hestia umfaßte denselben und rief: „Ich beschwöre euch, ihr Männer, nicht zuzulassen, daß Kritias so hinterlistig die von euch selbst gegebenen Gesetze verletzt; denn was er heut gegen mich ausübt, kann er morgen gegen jeden Andern unter euch vollziehen. Duldet es nicht!"

Aber Niemand wagte es, sich gegen Kritias zu erheben, denn der Anblick der Bewaffneten erfüllte Jeden mit Furcht vor einem gleichen Schicksale; und ruhig sah man es mit an, wie die Häscher den Theramenes vom Altare hinwegrissen und ins Gefängniß schleppten wo er den Giftbecher trinken mußte.

Das vor Kurzem noch so blühende und menschenreiche Athen glich bald einer Einöde in welcher die Würger sich vergebens nach neuen Opfern umsahen; denn was ihnen nicht zur Beute gefallen war, das hatte sich durch die Flucht aus der Höhle der Tiger gerettet. Die Mehrzahl der Flüchtlinge war in Argos und Theben freundlich aufgenommen worden, und in dieser letztern Stadt zog sich das Ungewitter zusammen, welches sich endlich über dem Haupte der dreißig Tyrannen entladen, ihre Despotie brechen und Athen befreien sollte.

Unter den athenischen Flüchtlingen, welche in Theben Aufnahme gefunden hatten, befand sich nämlich auch der uns schon bekannte Volksfreund Thrasybulos, in dessen großer und edler Seele der Entschluß reif geworden war, die Tyrannenherrschaft, welche auf seinem Vaterlande wie ein Alp lag, durch offene Gewalt zu stürzen. An der Spitze von etwa siebzig Unglücksgefährten drang er in Attika ein, verstärkte sich durch eine große Zahl herbeiströmender Flüchtlinge, besiegte die ihm entgegengesandten Truppen der Oligarchen, eroberte den Peiräeus, bei welcher Gelegenheit der Wütherich Kritias sein Leben verlor, drang in Athen ein und vertrieb die Tyrannen.

Nach dem Willen Sparta's traten an die Stelle der Dreißig zehn Senatoren; aber die veränderte Zahl war der einzige Unterschied zwischen den beiden Regierungen. Die zehn Tyrannen verfuhren nicht um ein Haar besser als die dreißig, und sollte nicht eine neue von Thrasybulos geleitete Empörung ausbrechen, so mußte sich Sparta entschließen, auf den letzten Artikel des Friedensschlusses zu verzichten und Athen seine alte Verfassung wiederzugeben. Es geschah, und die Republik Athen lebte wieder auf, wenngleich als ein Untergebener des jetzt so mächtigen Sparta.

In diese Periode fällt ein Ereigniß, welches von den Geschichtschreibern stets mit einer besondern Vorliebe behandelt wird, weil es freilich einzig in seiner Art dasteht, das aber nichtsdestoweniger historisch unwichtig erscheint, da es auf den Gang der Begebenheiten ohne allen Einfluß blieb; wir meinen den schon erwähnten, infolge der Schlacht bei Kunaxa (401 v. Chr.) stattfindenden Rückzug der Zehntausend. Mit dem, was wir bereits oben über diesen merkwürdigen Zug gesagt haben, glauben wir jedoch die an ein Weltgeschichtsbuch zu machenden Ansprüche befriedigt zu haben, und können uns daher so gleich zu den Ereignissen wenden, welche unmittelbar darauf Griechenland in einen neuen Kampf mit dem jetzt so sehr geschwächten Persischen Reiche verwickelten.

Was schon einmal die Griechen gegen Persien in die Waffen gerufen hatte, die Freiheit der Ionischen Inseln, das wurde auch die Veranlassung zu diesem neuen Kriege. Der persische Satrap Tissaphernes, welcher seinem Herrn Artaxerxes II. in dem Kriege gegen dessen Bruder Kyros wichtige Dienste geleistet hatte und dafür mit Vergrößerung seiner Macht belohnt worden war, wollte sich für die empfangenen Gnaden erkenntlich zeigen dadurch, daß er die ionischen Griechen wieder unter das persische Scepter brachte. Demgemäß rüstete er zur Eroberung der kleinasiatisch-griechischen Städte ein bedeutendes Heer aus, konnte es aber nicht verhindern, daß die Ionier seine Absicht durchschauten und bei den Spartanern um Hülfe baten. Diese, welche allerdings Ursache hatten, die Ausbreitung der persischen Macht zu verhindern, erfüllten die Bitte und sandten ein ziemlich

beträchtliches Heer nach Kleinasien unter der Anführung des Königs Agesilaos, welcher seinem Bruder Agis auf dem Thron von Sparta gefolgt war. Freilich bestimmte das Gesetz die Krone dem Sohne des Agis, Namens Leotychides; allein da ein Gerücht in Sparta umging, welches den Leotychides als einen Sohn des Alkibiades bezeichnete, so hatte es Agesilaos mit Hülfe des ihm befreundeten Lysander dahin gebracht, seinen Neffen für einen Bastard und mithin für unfähig des Thrones erklären zu lassen, den er nun selbst bestieg.

Uebrigens gilt Agesilaos in der Geschichte für einen Spartaner im strengsten Sinne des Wortes; man schildert ihn als einfach, streng, tapfer und klug, mag aber seinen Werth als Mensch um so eher übertrieben haben, als es bei der damals schon eingerissenen Entartung der Spartaner keiner besonders hervorragenden Männertugenden bedurfte, um als tugendhaft gepriesen zu werden.

Lysander war mit König Agesilaos gegangen, da er in dem Wahne stand, man werde ihn, wie früher, als die Seele des Körpers betrachten, von dem der Oberfeldherr der Kopf war. In dieser Hoffnung fand sich Lysander aber bald getäuscht, denn Agesilaos wollte in der That sein, was er dem Namen nach war; und so fand der Erstere denn für gut, nach Sparta zurückzukehren, wo er den Grund zu einer geheimen Verschwörung legte, welche den Zweck hatte, dem herrschenden Königsgeschlechte den alleinigen Anspruch auf den Thron zu entreißen, und diesen Anspruch auch auf seine eigene Familie auszudehnen. Doch die Verschwörung mißlang, und Lysander entging dem Todesurtheile nur dadurch, daß er in dem inzwischen ausgebrochenen böotischen Kriege, von welchem nachher die Rede sein wird, den Kriegertod starb.

Unterdessen waren die Feindseligkeiten zwischen Tissaphernes und Agesilaos zum Ausbruch gekommen (396 v. Chr.). Der Letztere that alles mögliche, um gegen die persische Reiterei bei dem gänzlichen Mangel an Berittenen eine offene Schlacht zu vermeiden. Durch geschickte Züge suchte er den Tissaphernes über seine Absichten im Unklaren zu erhalten, bis es ihm endlich gelang, die persische Macht bei Sardes mit Erfolg anzugreifen und völlig zu schlagen (395 v. Chr.). Eine reiche Beute aus dem der völligen Plünderung preisgegebenen Lande war der Lohn dieses Sieges, während Tissaphernes die erlittene Niederlage mit seinem Kopfe bezahlte.

Seinen Kriegszug in Kleinasien weiter verfolgend, kam Agesilaos in die Satrapie des Pharnabazos, den er vor dem Beginn des Feldzuges zum Abfalle von Artaxerxes II. bewegen wollte, indem er ihm das Versprechen gab, ihn zum unabhängigen Fürsten seiner Satrapie zu machen. Eine Zusammenkunft, die zur weiteren Unterhandlung über diesen Punkt zwischen Beiden stattfand, hatte indeß keinen andern Erfolg, als daß der Satrap nur versprach, sich in dem Falle mit den Griechen zu verbinden, wenn Artaxerxes ihn zurücksetzen und den Oberbefehl einem Andern als ihm übertragen würde. So unwichtig diese Zusammenkunft des spartanischen Königs mit dem persischen Statthalter auch ist, weil sie völlig erfolglos war, so giebt sie doch einen Beweis von dem großen Ansehen, in welchem der König des kleinen Sparta selbst bei den stolzen und üppigen Satrapen des „großen Königs“ stand, wie uns folgende (allerdings vom Geschichtschreiber Xenophon zur Verherrlichung seines Helden, des Agesilaos, gegebene) Schilderung zeigt.

Agesilaos, welcher zuerst an dem verabredeten Orte eintraf, legte sich ohne alle Umstände ins Gras nieder, und erwartete so den persischen Statthalter, für den köstliche Teppiche und Kissen ausgebreitet worden waren. Als dieser nun erschien und sah, daß Agesilaos auf der bloßen Erde ruhte, hatte er nicht den Muth, sich der Teppiche und Kissen zu bedienen, sondern folgte dem spartanischen Beispiele, indem er sich ins Gras niederließ. Dieser Beweis von Bescheidenheit eines persischen Satrapen gegen einen spartanischen König gab den Spartanern in den Augen der kleinasiatischen Griechen ein solches Ansehen, daß Letztere sich selbst mit Stolz als Schützlinge jener betrachteten.

Die Zusage des Pharnabazos, sich mit den Spartanern verbinden zu wollen, verrieth dem Agesilaos die große Schwäche des Persischen Reiches und gab ihm die Gewißheit, daß er nichts zu wagen hatte, wenn er den begonnenen Kriegszug tiefer in das Innere richtete. Er war überzeugt, daß die Völker, durch deren Land er zu ziehen habe, mit Freuden die Gelegenheit ergreifen würden, das persische Joch abzuwerfen.

Ohne allen Zweifel hätte sich in Asien dem Agesilaos ein weites Feld kriegerischen Ruhmes eröffnet, wenn er nicht schon im folgenden Jahre nach Sparta abberufen worden wäre. Der Grund dieser Abberufung war eine Erneuerung der griechischen Bürgerkriege, indem an die Stelle Athens sich Theben als der Hauptfeind Sparta's erhoben und eine große Zahl der spartanischen Bundesgenossen gegen dasselbe aufgewiegelt hatte, weshalb auch die neu entbrennenden inneren Kämpfe die Bundesgenossenkriege (394—362 v. Chr.) genannt werden. Man kann sie füglich als eine Fortsetzung des Peloponnesischen Krieges betrachten, denn dieselben Ursachen, die diesem zu Grunde lagen, führten auch den Ausbruch jener herbei.

Sparta hatte seine Hegemonie mit eisernem Arme behauptet. Bedrückungen mancherlei Art hatten sein Regiment bei allen Bundesgenossen verhaßt gemacht, und so groß auch die Eifersucht und Stammesfeindschaft zwischen Theben, Athen und Korinth von jeher gewesen war, die Erbitterung aller Einzelstaaten gegen das stolze und rücksichtslose Sparta schmolz in eine gemeinschaftliche Feindschaft gegen die Spartaner zusammen. Dazu kam noch, daß von persischer Seite kein Geld gespart wurde, diese Feindschaft gegen Sparta immer mehr anzufachen, um diesen gefährlichsten aller Feinde Persiens durch innere Kriege von der Bedrohung des Persischen Reiches abzuhalten. Ja, dem Athener Konon, welcher bisher auf Kypros gelebt hatte, um den Augenblick abzuwarten, seinem Vaterlande nützlich zu werden, wurde sogar eine persische Flotte anvertraut, um mit derselben die spartanische Seemacht zu bekriegen.

Alles dies überzeugte die Feinde Sparta's, daß der günstigste Moment erschienen sei, um die verhaßte Hegemonie zu vernichten. Die Feindseligkeiten brachen aus, indem sich zu den drei verbündeten Staaten Theben, Athen und Korinth noch Sparta's ewiger Widersacher, das mächtige Argos, gesellte.

Lysander, welcher alle Ursache hatte, seinen geschwächten Einfluß durch kriegerische Großthaten wieder zu heben, verschaffte sich den Oberbefehl über ein Heer, welches in Böotien einfallen und Theben erobern sollte. Doch schon zu Anfang dieses Feldzuges ereilte den sonst so glücklichen Feldherrn in der Schlacht bei Haliartos (395 v. Chr.) der Tod. Die Folge des Sieges der Verbündeten war eine noch festere Vereinigung derselben. Viele andere griechische Staaten und Städte schlossen sich dem Bündnisse gegen Sparta an, Korinth ward zum Mittelpunkte aller Berathungen und Unternehmungen ausersehen, und letztere wurden sogleich auf einen Angriff des Peloponnes gerichtet.

In solcher Bedrängniß war es, wo man Agesilaos aus Asien abberief, um dem bedrohten Vaterlande durch einen Einfall in Hellas zu Hülfe zu kommen. Er folgte dem Rufe, ließ in Kleinasien zur Bewachung der Städte einen unbeträchtlichen Heerhaufen zurück und schlug mit dem Kern seiner Truppen denselben Weg nach Hellas ein, welchen einst Xerxes gezogen war. Wie dieser hatte auch er sich den Weg theils durch Kämpfe, theils durch Unterhandlungen zu bahnen. Die Kämpfe bestand er sehr glücklich, und bei den Unterhandlungen mußte die Furcht vor den spartanischen Waffen ersetzen, was ihrem Könige an diplomatischem Talent abging.

Als der Beherrscher von Makedonien auf die Anfrage wegen des Durchzuges erklärte, daß er sich erst besinnen wolle, rief Agesilaos aus: „Nun immerhin! Während er sich besinnt, wollen wir vorwärts gehen."

Eben stand er den Verbündeten bei der böotischen Grenze nahe, als er die Nachricht von einem Siege erhielt, den Konon mit einem vereinigten persisch-griechischen Geschwader

über die spartanische Flotte in den Gewässern an der karischen Küste bei Knidos (394 v. Chr.) davon getragen hatte, wobei der spartanische Nauarch Pisander, ein Schwager des Agesilaos, geblieben war.

Um den üblen Eindruck, den eine solche Nachricht im Heere hervorrufen mußte, zu begegnen, veranlaßte er ein Gerücht, das aus der Niederlage bei Knidos einen Sieg machte, verbarg seinen Unmuth über das Mißgeschick des Vaterlandes unter der Trauer um den verlorenen Verwandten. Seine List gelang. Die Spartaner, von neuem Muth entflammt, drangen kühn in Böotien ein, und trafen dort mit den Verbündeten bei Koroneia zusammen.



Pharnabazos vor Agesilaos.

Es kam zu einem blutigen Treffen (394 v. Chr.), in welchem sich die Spartaner Sieger nennen durften, obleich der Ausgang der Schlacht eigentlich ohne Entscheidung blieb, was auch daraus hervorging, daß Agesilaos sich nach Phokis zurückzog und von dort aus zu Wasser nach dem Peloponnes eilte.

Nur eine List des Agesilaos hatte es dahin gebracht, daß man die Spartaner bei Koroneia als Sieger anerkannte. Der spartanische König hatte nämlich noch in der Nacht nach der Schlacht seine Todten theils beerdigen, theils verbergen lassen, und konntė dann am andern Morgen sein mit Kränzen geschmücktes Heer unter dem Schalle der Flöten in die Waffen treten lassen. Hierdurch nöthigte er die Verbündeten, um Zeit für die pflichtgemäße Beerdigung ihrer Todten zu bitten, welche Bitte bei den Griechen stets als Bekenntniß erlittener Niederlage galt.

Thatsächlich hatten freilich durch den Rückzug nach dem Peloponnes die Spartaner bestätigt, daß sie den Feldzug als verloren betrachteten. Aber dieser Verlust wurde noch ersichtlicher durch die Wiedererhebung Athens, da Konon gleich nach der Schlacht bei Knidos sich eines großen Theiles der den Spartanern bisher anhängenden, nun aber abfallenden

Städte und Inseln bemächtigte, auch mit seiner siegreichen Flotte nach Athen eilte und die Stadt in den Stand setzte, ihre niedergerissenen Mauern von Neuem aufzuführen.

Für Sparta war diese Auferstehung Athens der empfindlichste Schlag. Alle Vortheile des Peloponnesischen Krieges gingen ihm dadurch verloren, und aus dem gedemüthigten Nebenbuhler mußte nun ein racheglühender Feind erstehen. Kein Wunder also, daß Sparta mit Ernst daran dachte, sich für den bevorstehenden Kampf wenigstens des Feindes zu entledigen, der ihm bisher durch die Macht des Geldes so verderbenbringend gewesen war, nämlich Persiens. Die Spartaner, ihrer früher so stolz bewahrten Nationalehre längst baar, waren eigennützig genug, das Wohl Griechenlands ihrem augenblicklichen Vortheile zu opfern; sie entschlossen sich, mit Persien einen Frieden zu schließen, welcher Sparta's Namen für immer beschmuzte. Denn infolge dieses, nach vielen unwichtigen Kriegszügen der kämpfenden Parteien durch den spartanischen Nauarchen Antalkidas im Jahre 387 v. Chr. abgeschlossenen Vertrages wurden die kleinasiatischen Griechen des festen Landes wieder der persischen Herrschaft unterworfen, also alle durch die Perserkriege und den Kimonischen Frieden errungenen Vortheile aufgegeben. Freilich hatte sich Sparta durch den Antalkidischen Frieden nicht allein Persien zum Freunde gemacht, sondern auch von diesem Reiche die Befugniß erworben, die Bestimmungen des Friedensschlusses zur Ausführung zu bringen. Hieraus erwuchs ihm der Vortheil, als Bevollmächtigter Persiens die Hegemonie zur See sich zu erhalten und das Recht anzusprechen, in allen Streitigkeiten der griechischen Staaten — angeblich zur Beruhigung Griechenlands, in Wahrheit aber zur Vergrößerung seiner eigenen Macht — den Schiedsrichter zu machen.

Dieser Zustand dauerte mehrere Jahre, ohne daß die Verbündeten Muth oder Kraft genug hatten, offen gegen Sparta aufzutreten, so daß der begonnene Krieg allmählich aufhörte. Denn Theben scheute die durch den Antalkidischen Frieden gewachsene Macht Sparta's, in Korinth wütheten innere Kämpfe zwischen der aristokratischen und demokratischen Partei, und Athen war zu einem großen Kriege noch nicht genug vorbereitet, um so weniger, da es ihm nach Konon's Tode an einem talentvollen Feldherrn gänzlich fehlte.

Konon war als ein Opfer spartanischer Kabale gefallen. Während der Unterhandlungen des Antalkidas hatte ihn der persische Satrap Tiribazos auf Anstiften Sparta's unter Vorspiegelung freundschaftlicher Unterredungen nach Kleinasien gelockt, dort sogleich nach seiner Ankunft in Fesseln legen, und — wie Einige behaupten — hinrichten lassen. Nach Anderen soll er dem Gefängnisse entflohen, nach Kypros entkommen und hier bald darauf eines natürlichen Todes gestorben sein.

Der nationale Sinn unter den Griechen war mehr und mehr erloschen, aber es wäre für die griechischen Staaten doch eine mehr friedliche oder eine zur Erholung Aller ersehnte Zeit gekommen, wenn nicht eine Frevelthat Sparta's die Veranlassung geboten, daß der Bundesgenossenkrieg in neuen Flammen wieder aufloderte.

Olynthos, eine bis dahin wenig bekannte Stadt, hatte sich mit Hülfe ihres ausgedehnten Handels und durch glückliche Kriege in Makedonien und Thrakien zu einer Macht aufgeschwungen, welche erst dann anfing, die Aufmerksamkeit und das Mißtrauen Sparta's zu erregen, als sie durch glückliche Unternehmungen zur See immer mehr Einfluß auf andere mit ihr verbündete Städte gewann. Ein solches Aufstreben mußte nach spartanischer Politik im Keime erstickt werden. So erhielt denn ein gewisser Phöbidas den Befehl, mit einem Heerhaufen nach Olynth zu ziehen, die Stadt zu erobern und mit Gewalt zu einem Bundesgenossen Sparta's zu machen. Phöbidas vollzog nicht nur den ihm gewordenen Auftrag und unterwarf Olynth, sondern er fand auch eine günstige Gelegenheit, noch mehr auszurichten. Als er nämlich auf dem Zuge nach Olynth durch Böotien kam und in der Nähe von Theben, wo sich wieder eine spartanische Partei eingenistet hatte, Halt machte, wurde er von Leontiades, dem Haupte jener Partei, aufgefordert, sich der Burg Kadmea zu bemächtigen, die wegen eines Festes unbewacht stand. Phöbidas folgte solcher

Aufforderung; der Ueberfall gelang, und die Spartaner sahen sich fast ohne Schwertschlag in dem Besitz ihrer eifrigsten Feindin, Thebens. Vergebens beklagten sich die Thebaner in Sparta über diesen Raubanfall des Phöbidas. Die spartanische Regierung mißbilligte zwar dessen Verfahren in Worten, doch in der That hieß sie dasselbe gut. Man behauptete die eroberte Burg durch eine Besatzung von 1500 Spartanern, unter deren Schutze Leontiades nun in Theben eine eben so blutige Herrschaft begann wie einst die Dreißig in Athen.



Leichenfeier bei Koroneia.

Aber auch eben so wie letztere wurde sie gestürzt. Denn wie einst die vor der Schreckensherrschaft flüchtenden Athener in Theben einen Zufluchtsort und Sammelplatz gefunden, so fanden ihn die flüchtenden Thebaner in Athen. Die Seele dieser Flüchtlinge, obgleich an Jahren der jüngste unter ihnen, war der nachmals so berühmt gewordene Pelopidas, ein junger Mann, reich an edeln Eigenschaften des Geistes und Herzens und voll aufopfernder Freiheitsliebe. Das Beispiel des Thrasybulos entflammte ihn zu einer gleichen That des Heldenmuthes; gleich diesem wollte auch er der Befreier seines Vaterlandes werden. Er setzte denn auch bald eine Verschwörung ins Werk, welche sich zwischen den thebanischen Flüchtlingen in Athen und den zurückgebliebenen Vaterlandsfreunden in Theben entspann. Unter Letzteren befand sich der gepriesene Freund des Pelopidas, der große Epaminondas. Beide waren Freunde im edelsten Sinne des Wortes, und sie sind es unter allen politischen Wechselfällen geblieben bis an ihren Tod, ohne daß jemals Eifersucht oder Neid die Harmonie ihrer Seelen störte. Bei Alledem war der Charakter der beiden Freunde, oder vielmehr die Richtung ihrer Neigungen, sehr verschieden; Pelopidas fand z. B. mehr Vergnügen an Leibesübungen, Epaminondas mehr an geistigen Studien;

Ersterer übte seine Körperkräfte auf dem Ringplatze, Letzterer fand seine Erholung in philosophischen Gesprächen. Trotz solcher Verschiedenheit ihrer Gewohnheiten blieb aber ihre Freundschaft innig und unerschütterlich, wovon uns die Geschichte manche schöne Probe überliefert. So geschah es einst während einer Schlacht, in welcher die Thebaner den Spartanern Beistand leisteten, daß eine allgemeine Flucht stattfand. Nur die beiden Jünglinge Pelopidas und Epaminondas suchten dem nachdrängenden Feinde mit zusammengehaltenen Schilden Widerstand zu leisten, bis Pelopidas, aus sieben Wunden blutend, niedersank. Jetzt dachte Epaminondas noch weniger daran, seine Stellung zu verlassen, trat vielmehr vor den Körper seines Freundes und schützte denselben so lange, bis auch ihm ein Lanzenstich in die Brust und ein Hieb in den Arm die Kräfte raubte. Glücklicherweise eilten in demselben Augenblick mehrere Spartaner vorüber, welche die tapferen Freunde vor der Schmach der Gefangenschaft retteten.

Epaminondas, dessen ungünstige Vermögensverhältnisse die Erreichung seiner Ziele erschwerten, verdient offenbar eine höhere Anerkennung als Pelopidas, dessen Streben durch Glücksumstände unterstützt wurde. Ueberhaupt muß man dem Ersteren größere Vorzüge zuschreiben als dem Letzteren. Ja, Epaminondas kann unter allen mit Recht gefeierten Männern des alten Griechenlands als derjenige gelten, welcher dem Ideale männlicher Tugend am nächsten kam; denn er vereinigte in sich alle diejenigen Eigenschaften, die einzeln schon einen Mann groß zu machen vermögen. Einige Charakterzüge, welche uns die Geschichte von ihm überliefert hat, werden diese Hochschätzung rechtfertigen.

Während der späteren Zeit, als Epaminondas schon der Lenker Thebens war, kam einst ein persischer Unterhändler mit mehreren Säcken Goldes zu ihm; allein Epaminondas wies ihn zurück mit den Worten: „Mein Freund, wenn deines Königs Absichten meinem Vaterlande vortheilhaft sind, so bedarf es seiner Geschenke nicht. Sind sie aber meinem Vaterlande nachtheilig, so wird alles Gold und Silber mich nicht zum Verräther an meiner Pflicht machen. Du hast mein Herz nach dem deinigen beurtheilt; das verzeihe ich dir. Aber verlasse sogleich diese Stadt, damit du die Einwohner nicht verführest.“

Als Feldherr erfuhr er einst, daß sein Waffenträger einem Gefangenen für Geld die Freiheit gegeben habe. Dies empörte ihn so, daß er den Waffenträger entließ, indem er sagte: „Gieb mir meinen Schild zurück; denn seitdem Geld deine Hände befleckt, kannst du nicht ferner in Gefahren mein Begleiter bleiben, und es wird dir auch nun wegen des Besitzes der Muth im Kampfe fehlen.“

So dachten und handelten die Männer, welche sich im Geheimen zu dem Zweck verbanden, ihre Vaterstadt Theben von der Gewaltherrschaft der Spartaner zu befreien. Ihr Plan ging dahin, die spartanischen Tyrannen heimlich zu ermorden, deren Anhänger zu vertreiben, sich der Burg zu bemächtigen und so dem Volke die Freiheit zu schenken, welche Theben dann aus eigener Kraft gegen Sparta vertheidigen und behaupten konnte.

Unter den thebischen Oligarchen waren es außer Leontiades noch vorzüglich Archias, Philippos und Hypates, welche als die eigentlichen Tyrannen galten, und auf deren Beseitigung man es daher zunächst absehen mußte. Den Vaterlandsfreunden, die in Theben geblieben waren, lag die erste Ausführung des gemeinschaftlichen Planes ob; die Verschwornen in Athen sollten nur eine Art Hülfsmacht bilden. Unter den Ersteren müssen wir als Leiter des Unternehmens folgende drei Männer nennen:

Charon, ein reicher, angesehener Mann, in dessen Hause die Verschworenen sich zusammenfanden; Phyllidas, welcher dadurch für das Gelingen der Verschwörung wirkte, daß er sich bei Archias und Philippos die Stelle eines Geheimschreibers verschaffte; endlich Epaminondas. Letzterer war nur deshalb nicht aus Theben verbannt worden, weil man ihn als einen unpraktischen Philosophen und unvermögenden Mann nicht fürchten zu müssen glaubte. Seine Bemühungen um den Befreiungsplan waren vorbereitender Art, indem er bei den jungen Männern den Freiheitssinn anzufachen suchte. Er ließ die thebanischen

Jünglinge auf dem Ringplatze mit den Spartanern kämpfen, und wenn jene stolz darauf waren, diese überwunden zu haben, dann rief er ihnen zu: Scham würde ihnen besser anstehen, als Stolz, da sie die Knechte von Leuten wären, die schwächer seien als sie.

Der zur Ausführung bestimmte Tag war gekommen, die Verschworenen in Charon's Hause bereit, wo sie die Ankunft des Pelopidas und der Mitverschworenen aus Athen erwarteten. Zwar wurde Charon etwas ängstlich, doch sein Gefühl für Ehre war stärker; er hielt sein Haus offen. Ein anderer Verschworener, Hipposthenidas, zog sich dagegen, von Angst erfüllt, zurück und bat sogar einen Freund, Namens Chlidon, dem Pelopidas entgegen zu reiten, um diesen zur Umkehr zu bewegen. Chlidon eilte deshalb nach Hause, kam aber infolge eines daselbst entbrannten häuslichen Zwistes nicht zur Ausführung seines bedenklichen Vorhabens.



Epaminondas rettet dem Pelopidas das Leben. Zeichnung von Hermann Vogel.

Inzwischen traten die zwölf Verschworenen, als Jäger verkleidet, in Theben ein. Da sie zu verschiedenen Thoren die Stadt betraten und bei dem stürmischen Wetter die Straßen menschenleer geworden, so konnten sie unbemerkt in Charon's Haus gelangen, wo sich endlich achtundvierzig wohlbewaffnete Männer beisammenfanden.

Indem sie hier noch die Ausführung ihres Planes besprachen, erschien plötzlich ein Diener des Archias mit dem Befehle, Charon solle sich sogleich zu Jenem verfügen, der sich in dem Hause des Phyllidas befände. Letzterer hatte nämlich für den heutigen Tag seinen beiden Patronen Archias und Philippos ein Gastmahl gegeben, und ihnen zur Krönung desselben den Besuch mehrerer Hetären zugesagt. Die beiden Tyrannen hatten sich aber mit ihren Freunden kaum den Genüssen der Tafel hingegeben, als sich das Gerücht unter ihnen verbreitete, es seien eine Anzahl Verbannte in die Stadt gekommen. So erklärte sich die Veranlassung, warum Archias den Charon zu sich beschieden hatte.

Noch aber kannte Charon die Ursache seiner Berufung nicht, und die Verschworenen fürchteten Verrath. Endlich, als sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, beschlossen sie, Charon solle dem Rufe folgen. Er zeigte sich hierzu bereit, indem er den Verschworenen als Unterpfand seiner aufrichtigen Gesinnung seinen Sohn zurücklassen wollte. Allein die edeln Männer verwarfen ein solches Anerbieten und erklärten, daß Charon sie nicht für so niedrig denkend halten solle, als würden sie je einen Argwohn in seine Gesinnung setzen. Sie baten ihn vielmehr, seinen Sohn fern zu halten, damit ihnen in demselben ein Rächer erstehen könne, falls sie als Opfer ihrer Vaterlandsliebe fielen. Charon aber entgegnete, daß er den Sohn nicht entfernen würde, weil er keine größere Ehre für denselben wüßte, als mit seinem Vater und so edeln Freunden zu sterben.

So begab sich der wackere Mann muthig zu Archias. Dieser theilte ihm das gehörte Gerücht mit, und da Charon hieraus erfuhr, daß der Tyrann nichts Bestimmtes wußte, so stellte er sich so arglos wie möglich und erklärte, daß er sich auf Kundschaft legen wolle, weil man auch bei den grundlosesten Gerüchten vorsichtig sein müsse. So zog das Ungewitter, welches die Häupter der Verschworenen bedrohte, glücklich vorüber; ebenso ein anderes von noch gefährlicherer Art.

Der **Hierophant** (oberster Priester bei den eleusinischen Mysterien), ein Gastfreund des Archias, hatte nämlich in Athen Kunde von der Verschwörung erhalten und sandte einen Boten nach Theben mit einem Briefe, der dem Archias den ganzen Anschlag verrieth. Der Bote traf den Tyrannen, als dieser schon halb berauscht der versprochenen Hetären harrte. Er übergab den Brief mit der Weisung seines Herrn, das Schreiben sogleich zu lesen, da es wichtige Nachrichten enthalte. Allein Archias fühlte sich jetzt nicht aufgelegt zu Geschäften, und mit den Worten: „Sorgen bis morgen!“ legte er den Brief bei Seite.

Unterdessen waren die Verschworenen mit ihrem Plane im Reinen. Sie theilten sich in zwei Haufen, deren einer unter Pelopidas den Leontiades und Hypates in ihren Häusern überfallen sollte. Die Anderen unter Charon's Führung sollten, als Tänzerinnen verkleidet und durch Kränze von Laubwerk unkenntlich gemacht, zu dem Gastmahle des Phyllidas eilen, um dort den Archias und Philippos zu erdolchen.

Die schon völlig berauschte Gesellschaft bei Phyllidas verlangte eben stürmischer als je nach den versprochenen Hetären, als die verkleideten Verschworenen eintraten. Sie wurden mit einem beifälligen Händeklatschen empfangen; aber noch hatte dies nicht ausgetönt, als sich auch schon das Todesröcheln Derer damit vermischte, welche unter den Dolchen der Verschworenen hinsanken. Archias, Philippos und jeder ihrer Freunde, der sich zur Wehre setzte, fielen der Freiheit zum Opfer.

Während dies in der Wohnung des Phyllidas vorging, war Pelopidas mit seinen Gefährten in das Haus des Leontiades gedrungen und hatte diesen, wiewol erst nach heftiger Gegenwehr, zu Boden gestreckt. Als man ebenso den Hypates überfallen wollte, war derselbe bereits entflohen. Allein er wurde von den Verschworenen eingeholt und mußte das Schicksal der übrigen Tyrannen theilen.

So war die Stadt von ihren Despoten befreit, noch ehe die Bewohner von dem Vorgange etwas ahnten. Erst am Morgen erfuhren diese, daß ihnen über Nacht der Stern der Freiheit aufgegangen, und nun trat das ganze Volk, von Epaminondas geleitet, in die Waffen, um der spartanischen Besatzung Herr zu werden. Pelopidas und die übrigen Befreier der Vaterstadt wurden im Triumph und mit Jubelgeschrei empfangen und zu Lenkern des Staates ernannt. Jetzt galt es, der Spartaner auf der **Kadmea** Herr zu werden; diese Besatzung war jedoch von den stattgehabten Ereignissen so entmuthigt, daß sie die Burg übergab, noch ehe das zum Entsatz herbeieilende spartanische Heer die Grenze Böotiens erreicht hatte.

So wurde Theben frei, und die nächste Folge dieses wichtigen Ereignisses war der Wiederausbruch des Bundesgenossenkrieges, in welchem Sparta und Theben wiederum als

die Hauptmächte der streitenden Parteien erscheinen. Noch hielten sich die Thebaner des Beistandes der Athener nicht versichert, weil unter letzteren eine spartanische Partei sich eingenistet hatte, die das Bündniß mit Theben zu hintertreiben suchte. Und fast wäre dies gelungen, wenn sich nicht ein Vorfall ereignete, der die Verbindung mit Theben sofort ins Leben rief.

Ein spartanischer Feldherr, Namens Sphodrias, fiel nämlich heimlich ins attische Gebiet ein, und glaubte sich den Dank seines Vaterlandes zu verdienen, wenn er den kaum wieder befestigten Peiräeus zerstörte, welchen er eines Nachts überfallen wollte. Sein Plan mißlang zwar; allein nun verwüstete er aus Aerger darüber das attische Gebiet und empörte durch diese Gewaltthat die Athener so sehr gegen Sparta, daß sie sogleich das Bündniß mit Theben abschlossen, und ein Heer unter Chabrias zur Unterstützung der Thebaner absandten.

Dieses Hülfsheer wurde den Thebanern noch nützlicher durch ein von seinem Anführer erfundenes Vertheidigungssystem. Chabrias hatte nämlich seine Soldaten eingeübt, den Feind dadurch abzuhalten, daß sie sich auf ein Knie niederließen, den Schild darauf stemmten und so aufs Beste gedeckt mit vorgestrecktem Speere den Angriff erwarteten. Die Spartaner waren von diesem neuen Manöver so sehr überrascht, daß sie es nicht wagten, eine solche lebendige Mauer anzugreifen; und diese neue Vertheidigungsmanier wurde so berühmt, daß die Athener dem Chabrias eine Bildsäule errichteten, welche ihn in dieser Stellung abbildete.

Pelopidas und Epaminondas, auf deren Schultern das Geschick Thebens ruhte, hatten nichts versäumt, um den Feinden ein tüchtiges Heer entgegen zu stellen. Den Kern desselben bildete die von Pelopidas angeführte „heilige Schar", welche aus 300 auserlesenen thebanischen Jünglingen bestand, deren schwärmerische Vaterlandsliebe sie sämmtlich zu todesverachtenden Streitern und deren zärtliche Freundschaft unter einander sie zu einem innig verschmolzenen und dadurch unüberwindlichen Heldenkörper machte.

Den Oberbefehl über das spartanische Heer hatte Agesilaos übernommen. Er war vielleicht der einzige Mann in Sparta, welcher hoffen durfte, der emporgekommenen thebanischen Macht die Spitze bieten zu können. Er beschränkte sich jedoch auf Verwüstung des feindlichen Gebietes; denn Pelopidas suchte eine entscheidende Schlacht zu vermeiden, um seine Truppen erst durch kleine Kämpfe besser vorzubereiten.

So verging die erste Zeit dieses Krieges ohne bemerkenswerthe Ereignisse. Nur das Gefecht bei Tegyra ist zu erwähnen, weil es die Tapferkeit der Thebaner zum ersten Male im glänzendsten Lichte zeigte, indem hier — was noch nie geschehen war — die Spartaner von einer bei weitem geringern Anzahl eine vollständige Niederlage erlitten.

Es war nämlich Pelopidas, der bei Tegyra mit seiner heiligen Schar über tausend Spartaner den Sieg errang, auf welche er in einem engen Passe unvermuthet gestoßen war Beim Anblicke der großen Ueberzahl, von der man sich so plötzlich überrascht sah, hatte Einer erschreckt ausgerufen: „Wir sind den Feinden in die Hände gefallen!" — „Nicht doch", hatte Pelopidas zurückgerufen, „die Feinde sind uns in die Hände gefallen!" Und ein glänzender Erfolg rechtfertigte den kühnen Ausspruch.

Unterdessen hatte auch Athen seinen alten Kriegsruhm durch tapfere Haltung wieder aufgefrischt. Man hatte diese Stadt zum Versammlungsorte der bundesgenössischen Abgeordneten bestimmt, wo die Angelegenheiten des Krieges berathen werden sollten, und die Athener suchten diese neue Ehre durch kriegerische Thaten zu verdienen, indem sie zwei Flotten ausrüsteten, welche dazu bestimmt wurden, die spartanische Seemacht zu vernichten. Die eine jener Flotten wurde von Chabrias angeführt und erfocht bei Naxos (376 v. Chr.) einen glänzenden Sieg; die andere, von Timotheos, dem Sohne Konon's, geleitet, bemächtigte sich der Insel Korkyra, schlug die peloponnesische Flotte bei Leukas (375 v. Chr.) und verfolgte ihre Siegesbahn nach Timotheos' Absetzung unter Iphikrates mit gleichem Ruhme. Da kam, durch Vermittlung Persiens, zwischen den kämpfenden Parteien ein

Friede zu Stande, welchem Athen, auf die anwachsende Macht Thebens eifersüchtig, bei-
Dieser Friede, welcher in Sparta selbst unterhandelt wurde, sollte auf der Grundlage de
Antalkidischen aufgebaut werden, wodurch aller Oberherrschaft des einen griechischen Staate
über den andern, natürlich mit Ausnahme Sparta's, ein Ende gemacht wurde. Al
Staaten erklärten sich einverstanden, nur Theben nicht, das die Hegemonie über die böotisch
Städte nicht aufgeben wollte, wenn nicht auch Sparta seiner Herrschaft über Lakonien un
Messenien entsagte. Die Folge davon war, daß, nachdem die übrigen Staaten den Frieden
abgeschlossen hatten (372 v. Chr.), Theben und Sparta allein noch auf dem Kampfplatze zurü
blieben. Die Waffen sollten also zwischen beiden Staaten entscheiden, und dies geschah in der

Schlacht bei Leuktra (371 v. Chr.) zu Gunsten Thebens. Der spartanische Kön
Kleombrotos, welcher mit einem Heere in Phokis stand, war nämlich gleich nach der
Abbruch der Unterhandlungen in Böotien eingerückt, und die thebanischen Feldherr
erkannten, daß jetzt der Augenblick gekommen, durch einen entscheidenden Sieg die Mac
ihres Vaterlandes zu begründen. Zwar waren die Thebaner nicht ohne Bangigkeit in den
Kampf gezogen, der über ihr Schicksal bestimmen sollte; doch der Muth und das Talen
ihres Feldherrnpaares ersetzte, was ihnen an Selbstvertrauen abging. Bei Leuktra stieße
die feindlichen Heere aneinander. Auf beiden Seiten wurde mit Aufbietung aller Kräft
gekämpft; aber drei Dinge entschieden die Schlacht zu Gunsten der Thebaner: die helde
müthige Tapferkeit der heiligen Schar, die Ueberlegenheit der thebanischen Reiterei, und vo
Allem die hier so berühmt gewordene schiefe Schlachtordnung des Epaminonda
Die Spartaner erlitten eine Niederlage, wie sie eine solche kaum je erlebt hatten. Köni
Kleombrotos selbst war gefallen; die Mehrzahl der Spartaner bedeckte mit ihren Leichnam
das Schlachtfeld; die übrigen waren entflohen.

Die Vorgänge vor der Schlacht bei Leuktra beweisen so sehr die Richtigkeit des Glauben
an Vorzeichen, daß wir uns veranlaßt finden, auf dieselben näher einzugehen, da ein solche
Glaube sich sogar noch heute besonders bei Soldaten und Seeleuten findet.

Kein Unternehmen war von ungünstigeren Vorzeichen bedroht, als der Auszug zur
Schlacht bei Leuktra. Die Gattin des Pelopidas wurde von einer so schlimmen Ahnung
befallen, daß sie ihn beim Abschied bat, sich selbst vor allen Anderen zu erhalten. Der
hochherzige Feldherr aber antwortete: „Weib, das muß man den Gemeinen empfehlen
dem Hauptmann aber, daß er die Anderen erhalte." Und er kehrte mit Sieg gekrönt zurück

Als Epaminondas das Heer aus dem Thore führte, wurde er von einem bösen Zeichen
erschreckt; doch mit seltener Geistesgegenwart citirte er den Homerischen Vers: „Ein
Wahrzeichen nur gilt: das Vaterland zu retten!" Und es wurde errettet.

Vor der Schlacht hatte Pelopidas einen Traum, in welchem ihm geboten wurde, eine
blonde Jungfrau zu schlachten, wenn er die Spartaner besiegen wolle. Das unmenschliche
Gebot empörte ihn; allein, um sich keine Verantwortung vor seinem Gewissen aufzubürden
theilte er seinen Traum den übrigen Führern sowie den Wahrsagern mit. Die Meinungen
waren getheilt. Einige bestanden auf Vollziehung des geträumten Gebots; die Vernün-
tigeren aber, unter ihnen Pelopidas selbst, erklärten, die Götter könnten an einem so grau
samen Opfer kein Wohlgefallen finden; und fänden sie es, so seien sie nicht würdig, vo
milderen Menschen verehrt zu werden. Noch war man unentschlossen, was man thun solle
als ein entsprungenes Füllen, weiblichen Geschlechts und fuchsfarben, daher kam und den
Rathe den Ausschlag gab. Man erklärte dies Füllen für die verlangte blonde Jungfrau
und opferte das unschuldige Thier. Trotzdem daß man hier die Götter so gröblich betrog
zürnten sie nicht, denn die Schlacht wurde von den Thebanern dennoch gewonnen.

Die oben erwähnte schiefe Schlachtordnung, eine Erfindung des Epaminondas, be
steht darin, daß die Truppen mit der feindlichen Schlachtlinie nicht parallel aufgestellt
werden, sondern mit derselben ein paar divergirende Linien bilden. Auf diese Weise wird
es möglich, mit einer kürzeren Schlachtlinie, also auch mit einer geringeren Truppenzahl

die längere feindliche aufzurollen. Um dies noch deutlicher einzusehen, denke man sich ein rechtwinkeliges Dreieck, dessen längere Seite die feindliche Kampfreihe vorstellt, während die eine kürzere die schiefe Schlachtlinie, und die andere kürzere die Richtung, in welcher letztere vorrückt, andeutet.

So entschieden die Niederlage auch war, welche die Spartaner bei Leuktra erlitten, so gab man sich in Sparta doch das Ansehen, als achte man den Verlust gering. Nur eins setzte die Ephoren in große Verlegenheit. Nach dem spartanischen Gesetze traf jeden Flüchtling eine harte Strafe; und wollte man dies Gesetz in seiner vollen Geltung zur Anwendung bringen, so lief man Gefahr, sich selbst der meisten Krieger zu berauben in einer Zeit, wo man ihrer am wenigsten entbehren konnte. Agesilaos half den Ephoren aus dieser Verlegenheit, indem er ihnen zurief: „Laßt das Gesetz heute schlafen!“ Und das Gesetz schlief.



Epaminondas ordnet das Heer zur Schlacht. Zeichnung von Hermann Vogel.

Agesilaos hatte an den letzteren Kriegsereignissen in Person nicht Antheil nehmen können, da eine Krankheit ihn verhinderte, ins Feld zu rücken, obgleich er sich durch seine Leiden nicht abhalten ließ, in Sparta selbst für die Bedürfnisse des Krieges nach Kräften zu wirken. Vornehmlich seinen Bemühungen war es zu danken, daß unmittelbar nach der Niederlage bei Leuktra ein neues Heer erstand, zu dessen Oberfeldherrn man seinen Sohn Archidamos ernannte. Was dieser gegen den großen Feldherrn Epaminondas ausgerichtet haben würde, läßt sich überhaupt nicht muthmaßen, da noch vor Wiedereröffnung der Feindseligkeiten ein Vermittler zwischen den streitenden Parteien auftrat. Es war Jason, der Tyrann von Pherä, einer thessalischen Stadt, welche über Thessalien die Hegemonie behauptete. Jason's ehrgeizige Pläne waren auf eine Oberherrschaft in Griechenland gerichtet, und als er nun von Theben um Unterstützung angegangen wurde, leistete er dieselbe zwar nicht, aber er vermittelte einen Vertrag, laut dessen das spartanische Heer den Peloponnes, das thebanische Böotien nicht verlassen sollte. Dadurch hoffte

Jason das Gleichgewicht unter den griechischen Staaten zu erhalten und hierauf weitere Pläne zu bauen. Allein der Tod hinderte ihn an Ausführung der letzteren, und seinen Thron nahm einer seiner Verwandten, Alexander, ein.

Alsbald begannen die Feindseligkeiten wieder, indem Pelopidas und Epaminondas in den Peloponnes eindrangen. Agesilaos hatte jetzt den Oberbefehl wieder übernommen, fand aber für gut, erst abzuwarten, was die Thebaner beginnen würden. Zum Unglück für ihn beschleunigten letztere ihr Vordringen so sehr, daß, als ihre Nähe gefährlich wurde, Agesilaos mit seiner Abwehr zu spät kam. Epaminondas war in Messenien eingedrungen, hatte dieses Land für einen von Sparta unabhängigen Staat erklärt, die vertriebenen Messenier aus allen Weltgegenden herbei gerufen, und unter seinem Schutze am Fuße des Berges Ithome ein neues Messene erbauen lassen, in welchem den Spartanern ein naher und um so gefährlicherer Feind erstand.

Unter solchen Umständen fand Agesilaos kaum Zeit, das bedrohte Sparta in Vertheidigungszustand zu setzen, zumal die Nähe der Thebaner in Sparta selbst eine Verschwörung hervorgerufen hatte. Der Geistesgegenwart des Agesilaos glückte es zwar, den Ausbruch zu ersticken, allein die Gefahr für Sparta würde immer noch groß gewesen sein, wenn Epaminondas, zufrieden, in Messenien den Spartanern einen Feind geschaffen zu haben, nicht den Peloponnes eben so plötzlich verlassen hätte, wie er ihn betreten.

So trat denn eine unverabredete Waffenruhe ein, die von Seiten der Thebaner um so weniger gestört wurde, als ihre beiden Feldherren (Böotarchen) sich nach der Rückkehr aus dem Peloponnes zu einer Entsetzung von ihrem Amte verurtheilt sahen. Die dortigen Ereignisse hatten sie nämlich nicht daran denken lassen, daß die gesetzliche Zeit ihrer Böotarchenwürde schon seit vier Monaten verflossen war. Diesen Umstand machten sich ihre Neider zu Nutze, um Pelopidas und Epaminondas nach ihrer Rückkehr vor ein Blutgericht zu ziehen, da das Gesetz auf eigenmächtiges Verbleiben im Führeramte den Tod verfügte. Nur die großen Verdienste, welche sich Pelopidas und Epaminondas um das Vaterland erworben hatten, retteten sie.

Als sie vor Gericht standen, ergriff Epaminondas, sich vertheidigend, das Wort und sprach mit der ihm eigenen Würde: „Das Gesetz verurtheilt mich; ich verdiene den Tod. Nur verlange ich, daß man niederschreibe: Die Thebaner haben den Epaminondas hingerichtet, weil er sie bei Leuktra zwang, die Lakedämonier, denen sie vorher nicht unter die Augen zu treten wagten, anzugreifen und zu überwinden, weil er das Vaterland gerettet, weil er Lakedämon belagert, weil er Messene erbaut hat!“ — Diese Worte erregten den wohlverdienten Beifall des Volkes; dieses übte sein Gnadenrecht, und die beiden Feldherren wurden frei gesprochen, aber ihrer Würde entsetzt.

Bald nachher fand sich Theben in einen Kampf mit Alexandros, dem schon erwähnten Tyrannen von Pherä, verwickelt. Die thessalischen Städte hatten nämlich die Thebaner um Hülfe gebeten gegen die Uebergriffe dieses verabscheuungswürdigen Unmenschen.

Die Grausamkeiten, welche sich Alexandros gegen seine Unterthanen zu Schulden kommen ließ, sind fast unglaublich. Das Volk, anstatt sich seines ruchlosen Despoten zu entledigen, ließ sich von ihm im eigentlichsten Verstande wie das Wild im Walde hetzen: denn Alexandros ließ aus boshafter Laune Menschen nicht nur lebendig begraben, sondern auch in Bären- und Eberhäute einnähen und mit Jagdhunden zu Tode hetzen.

Und ein solcher Mann konnte bei der Darstellung menschlicher Leiden auf der Bühne Thränen vergießen. Er sah nämlich einst die „Trojanerinnen“ des Euripides, als er das Theater plötzlich verließ und den Schauspielern sagen ließ, sie möchten ruhig weiter spielen, denn nicht aus Mißfallen an ihnen verlasse er das Theater, sondern weil er sich vor seinen Unterthanen schäme, wenn sie ihn, der so viele Menschen getödtet, über Hekuba's und Andromache's Leiden weinen sähen!

Pelopidas erhielt den Oberbefehl über das Heer, welches auf die Bitte der unglücklichen Thessalier nach Thessalien abgesandt wurde. Allein er hatte das Unglück, mit dem größten Theile desselben in Gefangenschaft zu gerathen. Da sandte Theben ein zweites Heer, um ihn zu befreien. Doch auch dieses Heer würde vermuthlich ein ähnliches Schicksal erlebt haben wie das erste, wenn es sich nicht den Epaminondas, welcher hier als gemeiner Soldat mitgezogen, zum Anführer erwählt hätte. Dieser rettete nicht allein das Heer aus seiner Noth, sondern zwang auch den Tyrannen, Pelopidas auszuliefern.

Athen war bisher unthätiger Zuschauer des Krieges zwischen Sparta und Theben geblieben; als aber die Macht des letztern nicht allein durch die Schlacht bei Leuktra, sondern auch durch die glücklichen Unternehmungen in Thessalien immer größer wurde, da brachte die politische Eifersucht in Athen den Entschluß zu Stande, ein Bündniß mit Sparta zu schließen. Und so geschwächt war letzterer Staat bereits, daß er auf solchen Vertrag unter Abtretung des Oberbefehls an Athen eingehen mußte.

Theben, das bei all seiner politischen Macht sich niemals die Sympathien Griechenlands erwerben konnte, weil die Art seiner Sitten und die Rücksichtslosigkeit seiner Anforderungen die Gemüther von ihm abwandte, — Theben sah seine Feinde wachsen und einen Tag kommen, da seine Macht dahinsinken würde. Ein Vorspiel zu diesem tragischen Ende lieferte ein neuer Krieg gegen Alexandros von Pherä. Denn in diesem Feldzuge, auf erneute Bitten der thessalischen Städte unternommen, fand Pelopidas (364 v. Chr.) siegend seinen Tod; und Theben, obgleich es durch die Besiegung des Alexandros und dessen nachfolgende Ermordung seine Macht in Thessalien fester denn je begründet sah, verlor doch in dem gefallenen Helden einen der beiden Arme, welche für sein gutes Geschick bisher gewirkt hatten.


Epaminondas.

Pelopidas wollte während des Treffens den Tyrannen Alexandros im Zweikampfe erlegen; aber dieser, feig wie alle Despoten, die gewohnt sind, Andere für sich sterben zu lassen, flüchtete sich hinter die Speere seiner Leibgarde. Pelopidas aber suchte den Flüchtling auch dort auf; in der Begierde des Sieges und der Rache stürzte er mit Ungestüm auf den fliehenden Tyrannen und schlug zu Boden, was sich ihm in den Weg stellte; doch endlich sank er von den langen thessalischen Spießen durchbohrt, todt zu Boden.

Die Betrübniß der thebanischen Krieger über den Fall ihres ruhmgekrönten Führers war grenzenlos. Niemand ließ sich verbinden, Niemand legte den Panzer ab. Man schor den Pferden die Mähnen und sich das eigene Haar; und alle in der Schlacht gemachte Beute wurde um den Leichnam des Helden aufgeschichtet, ein Zeichen seines Siegerruhmes!

Epaminondas freilich stand noch da in ungeschwächter Kraft, und ganz Theben blickte voll Vertrauen auf ihn als seinen letzten Hort. Um dies Vertrauen zu rechtfertigen, fiel Epaminondas an der Spitze eines auserlesenen thebanischen Heeres, das er noch durch Thessalier und Euböer verstärkt hatte, in den Peloponnes ein, wo sich ihm sogleich Messenien, Argos, Arkadien und Sikyon als Bundesgenossen zugesellten. Die Spartaner, die Athener und ihre Freunde erwarteten wohlgerüstet die feindliche Macht. Es kam zu der denkwürdigen

Schlacht bei Mantineia (362 v. Chr.). Durch geschickte Anordnung seiner Streitkräfte hatte Epaminondas seinen Thebanern den Sieg vorbereitet; sie vollendeten ihn durch ihre Tapferkeit. Aber als Epaminondas den errungenen Sieg weiter verfolgen und das geschlagene Heer des Feindes vernichten wollte, da stürzte ihn ein feindlicher Wurfspieß zu Boden, und mit seinem Falle entfloh der Genius des Sieges von den Thebanern. Auf beiden Seiten löste sich die Schlacht in eine allgemeine Verwirrung auf; dennoch

konnte Theben, da die Spartaner um Waffenruhe zur Beerdigung der Todten nachsuchen mußten, in seine Geschichte niederschreiben: Epaminondas hat bei Mantineia gesiegt!

Man hatte den verwundeten Helden in sein Zelt gebracht, wo die Aerzte erklärten, daß er sterben würde, sobald man das Eisen aus der Wunde zöge. Noch wollte Epaminondas nicht sterben; denn er wußte noch nicht, ob sein verloren gegangener Schild den Händen der Feinde entrissen sei, und die Heldenseele wollte nicht mit dem geringsten Scheine der Unehre aus dem Leben scheiden. Jetzt brachte man ihm den geliebten Schild. Epaminondas küßte ihn zärtlich als den Begleiter seiner Gefahren und seines Ruhmes, und fragte dann nach dem Ausgange der Schlacht. Da er die Nachricht erhielt, die Thebaner hätten gesiegt, wurde er ruhig und todesmuthig, und zog mit fester Hand das Eisen aus der Wunde. Mit dem dahin strömenden Blute des Helden entfloh seine edle und große Seele.

Als bei diesem Anblicke einer seiner Freunde in den Schmerzensausruf ausbrach: „Du stirbst, Epaminondas! O daß du kinderlos sterben mußt!", da antwortete der scheidende Held mit seinem letzten Athemzuge: „Nein, beim Zeus! ich hinterlasse zwei unsterbliche Töchter: die Schlachten bei Leuktra und Mantineia!"

Pelopidas und Epaminondas waren todt, die Athener besaßen keine hervorragenden Feldherren mehr, auch Agesilaos war gestorben. Der achtzigjährige Spartanerkönig hatte danach getrachtet, die im Peloponnes eingebüßten Lorberen in einem Kampfe gegen Persien wieder zu gewinnen, und war demzufolge nach dem stets revolutionären Aegypten geeilt, um mit dessen Hülfe die persische Macht zu zertrümmern. Aber innere Streitigkeiten in Aegypten hatten seinen Plan vereitelt; er mußte sich damit begnügen, der einen Partei gegen die andere Hülfe zu leisten, und auf der Rückreise nach dem Peloponnes wurde er an die libysche Küste verschlagen, wo der Tod den greisen König von seiner thatenreichen Bahn abrief. Seine trauernden Begleiter brachten den Leichnam nach Sparta und setzten ihn in seiner Vaterstadt bei, deren höchsten Glanz und tiefsten Verfall er gesehen hatte. Mit ihm und dem kurz vorangegangenen Epaminondas waren die letzten glänzenden Sterne im freien Hellas erloschen.

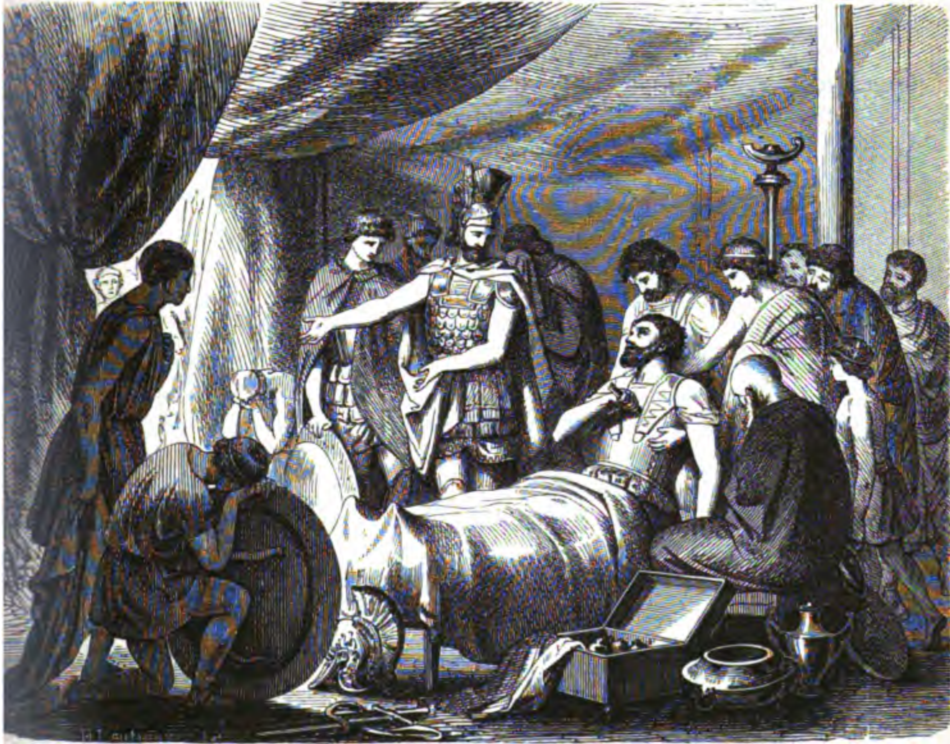
Bei dieser Gelegenheit müssen wir unsern Blick noch einmal auf Person und Charakter jenes merkwürdigen Mannes richten. Agesilaos, der große Spartaner, wie er von den Geschichtschreibern genannt wird, war von Figur klein, unansehnlich, ja krüppelhaft, da er auf einem Beine hinkte. Die Unscheinbarkeit seines Aeußern wurde noch vermehrt durch eine abgetragene, schlichte Kleidung, in welcher er sich sogar zu gefallen schien. Die Aegypter, welche sich unter dem großen Spartaner einen Mann von imponirender Gestalt, mit prachtvollen Gewändern, gedacht hatten, waren beim Anblicke des spartanischen Königs so erstaunt, daß sie ausriefen, der Berg habe eine Maus geboren. Ihre Verwunderung stieg noch, als er die kostbaren Leckereien, welche sie ihm zuschickten, mit dem Bedeuten abwies, sie möchten dergleichen Dinge seinen Sklaven geben.

Einige bezeichnende Aussprüche aus dem Munde dieses originellen Mannes werden uns ein noch klareres Bild über seinen Charakter liefern.

Als er den Krieg gegen Persien unternehmen wollte, wandte er sich zuvor mit einer Anfrage an das Orakel des Zeus zu Dodona. Da ihm dasselbe zu dem Feldzuge rieth, meldete er es den Ephoren, erhielt aber von diesen die Weisung, auch noch nach Delphi zu gehen, um das dortige Orakel des Apollon zu befragen. Aergerlich über diese Verzögerung reiste er nach Delphi und legte dem Gotte folgende Frage vor: „Apollon! bist du derselben Meinung, wie dein Vater?" Natürlich konnte man den Orakelgott nicht als ungehorsamen Sohn erscheinen lassen; er mußte „Ja" antworten; — und der Feldzug wurde beschlossen. Als sich Jemand über die schlichte Kleidung und die geringe Kost der Spartaner wunderte, erwiederte Agesilaos: „Für diese Lebensweise, Fremdling, ernten wir die Freiheit ein." —

Die griechischen Staaten waren erschöpft, und die Griechen selbst hatten ihren Heldengeist, ihren Patriotismus und — ihren Freiheitssinn verloren: Grund genug zu einem von selbst eintretenden, nur zum Scheine von Persien vermittelten Frieden, welcher alle griechischen Staaten in eine politische Dumpfheit versenkte und sie zur leichten Beute dessen werden ließ, der sie mit Entschiedenheit angriff.

Von allen den nachbarlichen Staaten Griechenlands war es nur das seit König Philippos' II. Regierung (seit 361 v. Chr.) mächtig emporstrebende Makedonien, das ungeschwächt und im Stande war, das Werk der Unterjochung zu beginnen und der unternehmungslustige Philippos zögerte hiermit nicht lange.



Tod des Epaminondas.

Schon seit seiner Thronbesteigung hatte nämlich dieser König sein Hauptaugenmerk auf die Oberherrschaft über Griechenland gerichtet, weil er hierauf die Herrschaft der Welt, von welcher der stolze Mann träumte, zu gründen gedachte. Seine ersten Unternehmungen gegen Griechenland waren diplomatischer Art. Theils durch Schmeicheleien, theils durch Drohungen wußte er einzelne griechische Staaten in sein Interesse zu ziehen. Ja er bemächtigte sich selbst mehrerer Städte und erreichte durch sein kluges Auftreten, daß Griechenland sich dabei ruhig verhielt. Unbemerkt hatte er die Gemüther der Griechen für sich eingenommen, und als diese endlich die Gefahr entdeckten, die ihnen daraus zu entspringen drohte, da war es zu spät, wieder zurück zu treten, denn Philippos war schon zu mächtig geworden.

Hierzu kam die Uneinigkeit der Griechen selbst, und sie wurde die Veranlassung, daß Philippos endlich mit seinen Plänen offen hervortreten konnte. Anstatt sich gegen den gefährlichen Nachbar eng aneinander zu schließen, wie sie es einst gegen Persien gethan, zogen die Griechen es vor, unbeirrt ihre eigenen inneren Zwistigkeiten unter einander auszukämpfen und sich geflissentlich in einen neuen Bürgerkrieg zu verwickeln. Es ist dies

Der **heilige Krieg** (355—346 v. Chr.), so genannt, weil sein Anlaß ein Raub an einem geheiligten Gegenstande, dem Tempel zu Delphi, war, und weil er deshalb, wenigstens vorwandlich, im Interesse des beraubten Gottes geführt wurde.

Die Phokier hatten nämlich einige dem delphischen Apollon zugehörende Aecker bebaut, vermuthlich weil die Grenzen nicht genügend bezeichnet worden. Natürlich wurde solche Verwendung der heiligen Aecker als ein Frevel angesehen, welchen die Amphiktyonen auf Antrieb der Thebaner mit einer schweren Geldbuße bestraften. Die Phokier, zu arm, um die Strafsumme aufzubringen, faßten in ihrer Verzweiflung den Entschluß, dieselbe dem Apollon selbst abzunehmen. Demzufolge bemächtigten sie sich des größten Theils der Schätze, welche fromme Stifter seit undenklichen Zeiten im Tempel zu Delphi aufgehäuft hatten. Für diesen Frevel aber erging nun von Seiten der Amphiktyonen eine Achtserklärung gegen Phokis, und Theben erhielt den Auftrag, die Acht zu vollstrecken. Doch so klein Phokis auch war, seine Besiegung wurde schwer, da es sich durch die geraubten Schätze in den Stand gesetzt sah, ein großes Heer anzuwerben und obenein in den drei Brüdern Philomelos, Onomarchos und Phayllos kriegstüchtige Feldherren besaß. So sah Theben sich genöthigt, nach Beistand umherzublicken, und Philippos von Makedonien lag schon auf der Lauer, um bei dem ersten Hülferuf zu erscheinen. Von den Thebanern angerufen, trat er mit einem kampfmuthigen Heere in Griechenland auf und griff die schon in Böotien stehenden Phokier an. Nach zwei unglücklichen Gefechten siegte er endlich in einer Hauptschlacht, nachdem Philomelos und Onomarchos gefallen waren, so vollständig, daß die entmuthigten Phokier eiligst in ihr Land zurückflohen.

Philippos hatte bei diesem Feldzuge solchen Eifer bezeigt, die Interessen des beleidigten Apollon zu verfechten, daß er sich dadurch bei den leichtgläubigen Griechen in den Geruch eines gottbegeisterten Fürsten brachte, dem man unbedingt vertrauen könne. Nun hielt er die Zeit für gekommen, in Griechenland festen Fuß zu fassen. Unter dem Vorwande, die Phokier in ihrem eigenen Lande aufzusuchen, wollte er sich des Passes von Thermopylä, des Schlüssels von Hellas, bemächtigen, als die Athener, mißtrauisch geworden, zum Schutze der Thermopylen mit einer Flotte herbeieilten und den Philippos zwangen, sein Vorhaben bis zu einer gelegeneren Zeit zu verschieben. Vorläufig war er schon zufrieden damit, daß man ihm zum Lohne für seine Dienste die zwei Stimmen, welche Phokis bisher im Amphiktyonenrathe besessen, übergab, und ihm so das Recht einräumte, in den griechischen Angelegenheiten ein Wort mitzusprechen.

Was den Athenern über die wahren Absichten des Philippos so plötzlich die Augen geöffnet hatte, das waren die patriotischen Bestrebungen zweier Männer, welche ihre ganze Kraft aufboten, um den Fall des Vaterlandes abzuwenden. Der eine war Phokion, ein rechtlicher, strenger und biederer Mann, zugleich von so ernstem und finsterem Charakter, daß man ihn während seines ganzen Lebens nicht ein einziges Mal lachen oder weinen gesehen hat. Mit solchem eisernen Wesen stimmte auch seine Lebensart überein, die mehr als spartanisch genannt werden kann. Er ging meist ohne Obermantel und verschmähte jedes Zeichen der Weichlichkeit oder Genußsucht. Von Geschenken war er ein abgesagter Feind; so viele ihm deren auch angeboten wurden, nie hat er eines angenommen.

Sein größtes Talent entwickelte er als Feldherr und zeichnete sich hierbei durch Wahrung trefflicher Mannszucht, durch Schonung und Mäßigung aus. Als Staatsmann war er unglücklicher, da sein oft bitteres Wesen keinen Weg fand in das Herz der Athener, und er seine Anträge daher in der Regel verworfen sah. Als einst ein Vorschlag von ihm durchging, war er darüber so sehr erstaunt, daß er verwundert fragte: „Habe ich denn vielleicht etwas Närrisches gesagt?“

Der andere Warner und Widersacher gegen Philippos war der als Redner zu allen Zeiten gepriesene Demosthenes, über dessen Person und Wirken wir in der Kulturgeschichte uns näher verbreiten werden.

Hier ist es sein Einfluß als Demagog, den wir in Betracht zu ziehen haben, weil es diese Thätigkeit war, durch welche Philippos seine geheimen Pläne den Athenern verrathen und die Unterjochung Griechenlands noch einige Zeit verschoben sah. Denn Demosthenes bot alle Mittel seiner unwiderstehlichen Redekunst auf, um den Athenern die unvermeidlichen Folgen ihrer politischen Gleichgiltigkeit und Entartung zu zeigen, um in ihnen den Geist der alten glorreichen Zeit wieder aufleben zu lassen. Er bemühte sich namentlich, sie auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die dem Vaterlande seitens des schlauen Philippos drohten, um nicht allein die Athener, sondern durch sie auch ganz Griechenland wach zu halten gegen den Feind, der sie plötzlich und unvermuthet überfallen würde.

Die Reden des Demosthenes gegen Philippos zeichneten sich durch Schärfe und beißende Wendungen so sehr aus, daß man noch heute besonders scharfe Reden Philippiken nennt.



Demosthenes gegen Philippos.

In einer derselben sagte er:

„Durch eure Sorglosigkeit, ihr Athener, ist Philippos zu diesem Ansehen gelangt, weniger durch seine eigene Kraft. Ja auch die Macht, welche er jetzt wirklich hat, würde ich für furchtbarer halten, hätte ich ihn durch gerechte Thaten zu dieser Größe empor steigen sehen. Denn, wie bei einem Hause der unterste Theil der stärkste sein muß, so muß auch der Anfang und das Fundament einer Handlung wahr und gerecht sein. Aber ihn haben nur schlaue Künste groß gemacht, indem er die Unwissenheit Anderer, die ihn noch nicht kannten, benutzte. Doch sie werden ihn wieder herabstürzen, seitdem es sich gezeigt hat, daß er Alles um seiner selbst willen thut, und Jeden, der mit ihm zu schaffen hat, täuscht. Aber wenn auch Alles und Jeder zur Knechtschaft bereit ist, Athen wenigstens muß für die Freiheit streiten.“

Philippos selbst soll das Rednertalent seines eifrigsten Feindes anerkannt haben, indem von ihm erzählt wird, er habe von einer der philippischen Reden gesagt: „Beim Zeus! wenn ich sie hätte halten hören, ich würde selbst zum Kriege gegen mich gestimmt haben.“

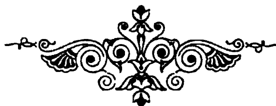
Die Bemühungen des Demosthenes blieben wenigstens nicht ganz erfolglos; denn als Philippos nach mancherlei Erwerbungen im Norden von Attika Miene machte, die reichen Städte am Hellespontos in Besitz zu nehmen, um dadurch gegen die Athener feste Stützpunkte zu gewinnen, da sandten diese den Phokion mit einer Flotte ab, um die makedonischen Schiffe zu vertreiben, und Philippos mußte es geschehen lassen, daß sich seine kleine Seemacht zurückzog.

Bald aber bot sich eine neue Gelegenheit für Philippos dar, sich in die griechischen Angelegenheiten einzumischen. Der heilige Krieg fand seine Fortsetzung dadurch, daß jetzt die Lokrer von den Amphiktyonen in die Acht erklärt wurden, weil auch sie einen Acker des Apollon bebaut hatten, und daß Philippos als ein Mitglied des Amphiktyonenrathes den Oberbefehl über die griechischen Truppen erhielt, welche die Acht vollstrecken sollten. Jetzt drang er ungehindert durch den Thermopylen-Paß, demüthigte die Lokrer, kehrte aber hierauf nicht wieder zurück, sondern besetzte Elateia, das den Zugang zu Böotien beherrschte, und blieb so im Herzen von Hellas stehen, zum Entsetzen der Athener, die durch Demosthenes gewarnt den heuchlerischen Philippos durchschaut hatten.

Auch Theben fing bereits an, über die wahren Absichten Philippos' ins Klare zu kommen, denn dieser gab sich gar keine Mühe mehr, sie zu verbergen. Im Anblicke der neuen gemeinschaftlichen Gefahr verschwand der alte Haß zwischen Theben und Athen, und beide Staaten reichten sich die Hand, um die fast schon verlorene Freiheit wieder zu erkämpfen. Demosthenes unterstützte das Vorhaben durch seine siegende Beredtsamkeit, und ein vereinigtes thebanisch-athenisches Heer zog dem Makedonierkönig zum Kampfe entgegen.

In der **Schlacht bei Chäroneia** (338 v. Chr.), bei welcher Stadt beide Heere auf einander stießen, sollte sich Griechenlands Schicksal entscheiden. Ein grimmiger, blutiger Kampf begann auf diesen Feldern, denn es war ein Kampf um die Freiheit. Aber umsonst flackerte die alte erstorbene Flamme der Vaterlandsliebe hier noch einmal auf: Philippos' wohlgeübte Kriegerscharen waren bereits übermächtig geworden, und die letzte Stunde der Freiheit Griechenlands hatte geschlagen. Denn von dem Leichenfelde bei Chäroneia aus begann Philippos einen großen Siegeszug durch ganz Griechenland, und keiner der Staaten hatte den Muth oder die Kraft, diesen Zug zu hemmen, besonders da Philippos durch eine kluge Mäßigung die Herzen aller Griechen für sich zu gewinnen wußte.

Um dem Verhältnisse zwischen sich und Griechenland in den Augen des letztern den Anschein eines gemeinsamen vaterländischen Strebens zu geben, berief Philippos die Abgeordneten sämmtlicher griechischen Staaten nach Korinth, wo er die Erklärung abgab, daß das Ziel seiner kriegerischen Rüstungen nicht Griechenland, sondern Persien sei, daß er aber dabei der freundschaftlichen Mitwirkung der Griechen bedürfe, daß er auf ihre Treue und Unterstützung rechne, daß er zum Unterpfande derselben von ihnen eine Anzahl Schiffe und die nöthige Mannschaft begehre, und endlich, daß ihn die Griechen zu ihrem Oberanführer wählen sollten. Diese Wünsche eines Mannes, der die Macht zu befehlen besaß, erschienen so bescheiden, daß man freudig zustimmte, und auf solche Weise mit Eifer an der Kette arbeitete, durch welche die griechische Freiheit erdrosselt wurde: Philippos von Makedonien wurde zum Oberfeldherrn der Griechen erwählt; Philippos von Makedonien war ein Alleinherrscher, und somit hatte die hellenische Freiheit oder die Unabhängigkeit der griechischen Staaten ihr Ende erreicht.





Kulturgeschichte.

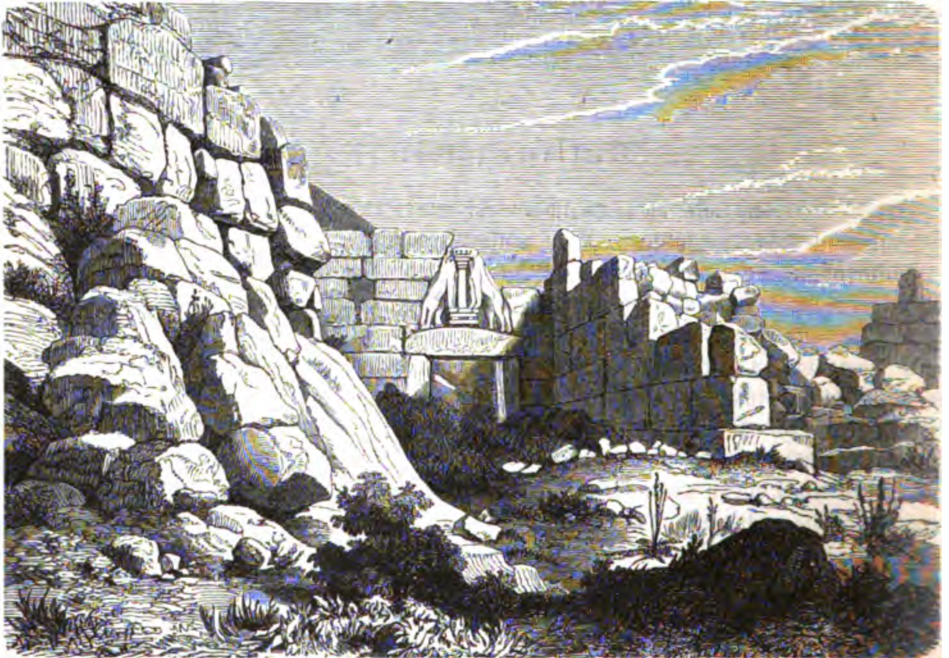
Eben so reich, wie die politische Geschichte Griechenlands in diesem Zeitraume an hochbedeutenden Ereignissen, ist die Kulturgeschichte an bewundernswürdigen Werken der Wissenschaft und Kunst, und es erscheint nothwendig, diesem Zweige der griechischen Geschichte einen besonderen Abschnitt einzuräumen, zumal die Bestrebungen aller anderen Kulturvölker in engerer oder weiterer Beziehung zu demselben stehen. Wenn wir uns aber diesen Zweig bis zu dem gegenwärtigen Zeitraume aufgespart haben, weil er in demselben die größesten und schönsten Blüten hervorbrachte, so wird es zugleich nothwendig, einige Schritte zurück zu thun, um zu zeigen, welchen Bildungsgang die griechische Wissenschaft und Kunst genommen, und wie sie sich zugleich mit dem Volke aus dem Zustande der wildesten Rohheit bis zu jenem Grade der Vervollkommnung herangebildet hat, auf welchem wir ihre Werke noch heute als unübertrefflich bewundern.

Zuvor sei es uns noch erlaubt, in kurzen Worten auf die Ursachen hinzuweisen, welche jenen bewundernswerthen Bildungsgang befördert, ja begründet haben. Als erste und Hauptursache erscheint auch hier die Mutter und Pflegerin alles Edlen und Schönen, die Freiheit und der Sinn für die Freiheit. Ohne Beschränkungen durch Despoten oder despotische Priester, welche in anderen Ländern sich häufig wie ein Eisreif um die warmen Pulse des wissenschaftlichen Aufstrebens gelegt haben, dagegen bestens unterstützt von dem Beifalle eines freidenkenden Volkes, gingen Wissenschaft und Kunst ihren eigenen, selbständigen Gang und erklommen so die Höhe, zu welcher wir noch heute mit Staunen emporblicken.

Neben dem Freiheitssinne der Griechen war es freilich bei ihnen auch noch die Gunst des Klima, welche zum Gedeihen ihrer Kultur beitrug; außer diesem die heitere, poetische Weltanschauung und eine gewisse, durch eine lange Zeit über das ganze Volk verbreitete Wohlhabenheit, die Folge förderlicher, freier Verfassungen; eine Wohlhabenheit, welche die Brotarbeit nicht als Zweck, sondern nur als Mittel des Lebens betrachten ließ. Man brauchte nicht zu leben, um zu arbeiten, sondern man brauchte blos zu arbeiten, um zu leben; man hatte Zeit übrig für die Genüsse des Lebens und Schönheitssinn genug, um die höchsten dieser Genüsse in den Erzeugnissen fortschreitender Geistesbildung zu finden. Alles in Allem bildete sich bei den Griechen gleichsam ein natürliches Gefühl für die Schönheit, welches als ein unverwüstlicher Bestandtheil des griechischen Nationalcharakters diesem Volke selbst noch in den Zeiten seines Verfalles treu geblieben ist, wenn dann auch die geistige Richtung der Kunst sich ändern und statt der früheren hohen Idealität ihre Aufgabe mehr auf die Darstellung des Liebreizes und der Kraft in der sinnlichen Erscheinung wenden sollte.

Die Uranfänge der griechischen Kultur finden wir schon bei den alten Pelasgern; allein es sind blos Werke derjenigen Kunst, in welcher wir oft auch die ungebildeteren Nationen sich auszeichnen sehen, und welche überhaupt die erste Bethätigung des menschlichen Kulturtriebes zu sein scheint: der Baukunst.

Die Bauwerke, welche sich als Zeugen pelasgischer Kunst bis auf spätere Zeiten erhielten, bestanden aus ungeheuren, auf einander gethürmten Felsenstücken, die unbehauen und ohne Mörtel zusammengefügt waren und gewöhnlich einen gewölbartigen Bau bildeten. Ein solches Werk steht noch bei Mykenä und wird von den Gelehrten die Schatzkammer des Atreus genannt.



Löwenthor zu Mykenä.

Eben so finden sich noch Trümmer der Stadtmauern von Mykenä mit einem Thor, welches durch zwei steinerne Löwen verziert ist, die ältesten Denkmäler der griechischen Bildhauerei. Das Kolossartige solcher Bauten ließ sie als Werke übermenschlicher Kräfte erscheinen, weshalb sie in späteren Zeiten gewöhnlich kyklopische Mauern genannt wurden.

Aber selbst diese geringen Spuren von Kultur verschwinden wieder mit dem Erscheinen der alten Hellenen, bis unter ihnen dann auch einzelne Männer auftraten, welche es sich zur Aufgabe machten, die Bildung anderer Länder auf hellenischen Boden zu verpflanzen. Dadurch kamen sie zu großem Ansehen bei dem Volke und wurden von ihm als gottbegeisterte Seher verehrt und bei wichtigen Ereignissen um Rath gefragt. Dergleichen Seher waren unter Anderen: Orpheus bei dem Argonautenzuge, Amphiaraos und Teiresias, welche bei den thebanischen Kriegen als Seher wirkten, letzterer auf Seiten der Thebaner, Kalchas beim Zuge nach Troja.

So ist also die Wurzel der griechischen Kultur eigentlich auf fremdem, namentlich auf ägyptischem und phönikischem Boden zu suchen; allein sie hat sich späterhin so selbständig und aus dem Herzen des Volkes heraus entwickelt, daß das fremdartige Urelement gänzlich verschwand.

Dichtkunst.

Wenn wir wegen der Größe des Feldes, das wir hier zu überschauen haben, genöthigt sind, die einzelnen Zweige der griechischen Wissenschaft und Kunst besonders zu betrachten, so richten wir unsern Blick zuerst auf die Dichtkunst, weil sie es war, welche am ersten und am meisten dazu beitrug, den Sinn für Geistesbildung in dem griechischen Volke anzufachen und lebendig zu erhalten. So verlieren sich denn auch die Anfänge der griechischen Poesie bis in die dunkelste Vorzeit, aus welcher uns weiter nichts übrig geblieben ist, als die Namen der Dichter, unter denen besonders Melampos, Amphion, Orpheus und Musäos als berühmt genannt werden.



Homeros.

Was man von diesen ersten Dichtern erzählt, ist sehr abenteuerlich und fabelhaft. So soll Melampos nicht allein eine ausgezeichnete Prophetengabe, sondern auch die Kunst besessen haben, die Sprache der Thiere zu verstehen. Amphion soll ein Sohn des Zeus gewesen sein und die Kraft besessen haben, durch seinen Gesang die Götter zu entzücken und durch die Gewalt der Töne Steine zu Mauern aneinander zu fügen. Orpheus, der Seher beim Argonautenzuge, wird von der Sage als Sohn eines thrakischen Königs und der Muse Kalliope genannt. Von der Gewalt seines Gesanges fabelt man, daß er durch denselben wilde Thiere herbeilockte, Felsen und Bäume zu sich nieder zog, den Lauf der Flüsse und den Strom der Winde aufhielt; ja selbst, daß er durch seinen Gesang den sonst unerbittlichen Hades gezwungen, ihm sein geliebtes Weib Eurydike wieder herauszugeben. Er soll von thrakischen Weibern zerrissen worden sein, weil er gegen ein Bakchosfest, das dieselben feierten, geeifert habe.

Musäos, in Athen geboren, wird von Einigen für den Lehrer, von Anderen für den Schüler des Orpheus gehalten. Seine Gesänge sollen von seinem Sohne gesammelt worden sein, haben sich aber leider nicht erhalten, so daß wir über die Dichtungsart dieser ersten Poeten gar nichts wissen.

Homeros. Der erste Dichter, an dessen Existenz sich nicht zweifeln läßt, weil man seine Werke, wenigstens theilweise, noch besitzt, ist der für alle Zeiten so berühmte Homeros, ein Mann, der schon bei seinen Zeitgenossen einen Ruf erlangte, daß sich, bei der Unbestimmtheit seines Geburtsortes, bald nach seinem Tode sieben Städte um die Ehre stritten, seine Vaterstadt zu sein. Jene sieben Städte waren: Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamis, Chios, Argos, Athen. Die Griechen erkannten später den größten Anspruch auf die streitige Ehre Smyrna und Chios zu. Die Werke dieses Stammvaters der Dichter, von welchen wir noch die beiden großen Heldengedichte, die Ilias und Odyssee, besitzen, hatten auf die Bildung des griechischen Volkes den wohlthätigsten Einfluß, denn sie waren die Bibel und zugleich das Buch, in welchem die Knaben in der Schule das Lesen erlernten, und was heutzutage für die Schuljugend der Katechismus sein muß, das waren damals für dieselbe die Werke des Homeros.

Die Ilias behandelt die Belagerung und den Untergang von Ilion oder Troja, die Odyssee die Irrfahrten des Odysseus. Beide Gesänge erhielten sich lange Zeit als vereinzelte Bruchstücke in dem Munde rezitirender Dichter (Rhapsoden), und wurden wahrscheinlich von denjenigen unter ihnen, welche in demselben Geiste fort dichteten, vermehrt. Lykurgos brachte diese Rhapsodien aus Kleinasien nach Griechenland, Solon stellte durch ein Gesetz die Folge derselben fest, bis sie endlich durch Hipparchos mit Hülfe geschickter Grammatiker zu den beiden großen Epopöen, Ilias und Odyssee, zusammengesetzt wurden, welche sich bis auf uns erhalten haben.

Eine Sängerschule, welche zu Chios bestand, nannte den Homer ihren Stifter, weshalb die zu derselben gehörenden Sänger auch den Namen Homeriden führten.

Die Dichtungsart, in welcher Homeros sang, und welche man daher auch als die älteste aller griechischen Dichtweisen zu betrachten hat, ist die epische Dichtung oder das Epos. Der Gegenstand derselben ist mythisch-historisch und in den älteren Zeiten wurden darin die Sagen von Göttern und Helden behandelt. Die Gedichte führten nach dem Stoff, den sie behandelten, verschiedene Namen. Es gab Kosmogenien (Gesänge über den Ursprung der Welt), Theogonien (über die Entstehung und Verwandtschaft der Götter), Titanomachien (über die Titanen), Argonautika, Thebaiden, Epigonien, Theseiden ꝛc. Durch die Verbindung der Griechen mit Aegypten und dem Morgenlande mischte sich in die griechische Dichtung sehr bald der religiöse Charakter der fremden Länder, und so entstand neben der rein erzählenden oder epischen Dichtart eine andere, welche sich über moralisch-religiöse Gegenstände verbreitete und rein belehrender (didaktischer) Natur war, oft aber auch mit dem Epos in Verbindung gebracht wurde. Der berühmteste Dichter in dieser Art, ja der Gründer des Lehrgedichts, war Hesiodos, welcher um das Jahr 900 v. Chr. zu Askra in Böotien lebte und uns zwei treffliche Werke hinterlassen hat, eine Theogonie, welche neben den homerischen Werken die Glaubenslehre der Griechen ausmachte, und ein großes Lehrgedicht unter dem Titel: „Werke und Tage." Dieses Gedicht besteht aus einer ganzen Reihe von Vorschriften über Verrichtungen des alltäglichen Lebens, über Ackerbau, Hauswesen, Schiffahrt ꝛc.

Aus den hier angeführten beiden Dichtungsarten entwickelten sich allmählich bis zur Zeit der Perserkriege mehrere andere, so daß wir unter den Griechen dieses Zeitraumes folgende Dichtungsarten theils mehr, theils weniger ausgebildet finden.

Die historische Poesie. Sie ging aus der homerischen Dichtweise hervor, indem man statt der Sagen die eigentliche Geschichte poetisch behandelte, und bildete den Uebergang zur Geschichtschreibung, nach deren Ausbildung sie sich alsdann verlor.

Die philosophische Poesie entwickelte sich zum Theil aus der hesiodischen Dichtweise und suchte Grundsätze philosophischer Art auf dem Wege rhythmischer Behandlung zugänglicher zu machen. Zu den Gedichten dieser Art müssen wir auch die gnomischen rechnen; denn die Gnomen (Denksprüche) bezweckten durch kurze, kernige Sprachform die

Verbreitung von Weisheit, Frömmigkeit und Klugheit. Die berühmtesten gnomischen Dichter waren **Phokylides** aus Milet und **Theognis** aus Megara, beide um 550 v. Chr. lebend. Aber auch die Sprüche der Philosophen, welche unter dem Namen der sieben Weisen Griechenlands bekannt sind, gehören hierher.



Homeros ergötzt die fremden Schiffer durch seine Gesänge. Zeichnung von P. Phillipoteaux.

Diese **sieben Weisen** sind eine eigenthümliche Erscheinung, und man hat viel von diesen Philosophen gefabelt. Gewiß ist es, daß sie zu ein und derselben Zeit lebten, und wahrscheinlich, daß es tiefdenkende Männer waren, die, durch die Bande der Freundschaft verbunden, eine Art philosophischen Verein bildeten, und zu ihrem Theile darauf hinzuwirken strebten, das Leben und den Staat gut und glücklich einzurichten. Es ist uns

überliefert, daß jeder der sieben Weisen einen besonderen Wahlspruch hatte, in welchem sich sein Charakter und seine Lebensanschauung ausdrückte; doch ist es wahrscheinlicher, daß ihnen diese Wahlsprüche erst von Späteren zur Bezeichnung ihrer Denkweise und ihres Charakters beigelegt worden sind; diese Wahlsprüche waren folgende:

Solon von Athen, der berühmte Gesetzgeber: „Nimmer zu sehr!" (d. h. allzu scharf macht schartig). Thales von Milet: „Erkenne dich selbst!" Pittakos von Mitylene, der die Stadt beherrschte und dann freiwillig zurücktrat: „Wohl erwäge die Zeit!" Periander von Korinth, Tyrann dieser Stadt, ein Freund und Beförderer von Kunst und Wissenschaft: „Jegliches vorbedacht!" Chilon von Sparta, Ephor in dieser Stadt: „Kenne dich selbst!" Kleobulos von Rhodos: „Maß zu halten ist gut!" Bias von Priene in Jonien, ein großer Redner, welcher sein Talent für den schönen Zweck, Arme und Unschuldige vor Gericht zu vertreten, verwendete: „Mehrere machen es schlimm!" (d. h. viele Köche verderben den Brei). Als bei Eroberung von Priene die Bürger mit ihrer Habe flüchteten, folgte Bias unbelastet dem Zuge mit den Worten: „Alle meine Habe trage ich bei mir". Er bewährte seinen Ausspruch, denn als das Fahrzeug, auf dem sie flüchteten, scheiterte und Alle nur das nackte Leben retteten, ging er in eine nahe Stadt, hielt dort der wißbegierigen Jugend Vorträge und empfing hierfür reichlichen Lohn, den er dann mit seinen Unglücksgefährten theilte.

Die didaktische Poesie oder das Lehrgedicht war die verbreitetste unter allen Dichtungsarten und ging unmittelbar aus der Dichtweise Hesiod's hervor. In diese Gattung gehören auch die politischen Gedichte, insbesondere die Versifizirung von Gesetzvorschriften, z. B. Sparta's und anderer Staaten, zur bessern Einprägung der Gesetze für die Bürger bestimmt. Zu der didaktischen Poesie müssen wir auch die Fabel zählen, als deren Schöpfer Aesopos gilt, und die Satire, welche die moralischen Lehren mit Spott verband, um sie eindringlicher, also wirksamer zu machen.

Aesopos lebte um 500 v. Chr. Er soll ein freigelassener Sklave aus Phrygien gewesen sein, und wird als ein kleiner Mensch von krüppelhafter Gestalt geschildert. Von seiner Lebensgeschichte ist so wenig bekannt geworden, daß Einige sogar seine Existenz in Zweifel gezogen und die unter dem Namen äsopischer Fabeln bekannten Dichtungen mehreren anderen Poeten zugeschrieben haben.

Archilochos aus Paros, der das jambische Versmaß einführte, zeichnete sich in seinen Satiren durch eine so schneidige Weise aus, daß man noch jetzt sehr beißende Angriffe als archilochische Wendungen bezeichnet. Man erzählt von ihm, daß er auf einen gewissen Lykambes, der ihm seine Tochter zur Ehe versprochen, später aber verweigert habe, so bittere Verse gemacht habe, daß Vater und Tochter sich aus Verdruß darüber erhängten. Wegen der Schärfe seiner Gedanken überall gefürchtet, genoß er als Dichter allgemeine Anerkennung, wenn er auch als Mensch wegen seiner leichtlebigen Weise nicht überall in Ehren blieb und namentlich in dem ernsteren Sparta keine Aufnahme fand, wo vielmehr der feurige Tyrtäos mit seinen begeisternden Kriegsgesängen beliebt wurde.

Die lyrische Poesie. Dahin gehören alle Gedichte, welche nur den Zweck hatten, das Leben heiter zu gestalten, den Hörer zu erfreuen und zum Genuß zu ermuntern. Man begleitete sie deshalb auch beim Vortrage mit Musik, namentlich mit der Lyra, woher der Name dieser Dichtweise. In derselben ist von den lebensfrohen Griechen unendlich Vieles und Schönes geleistet worden. Die berühmtesten dahin gehörenden Dichter sind: Alkman aus Sardes, welcher den besonders in Sparta beliebt gewordenen Chorgesang ausbildete; Terpandros aus Lesbos, um 650 v. Chr., gilt als der Erfinder der Tischlieder (Skolien); Arion in Korinth, um 600 v. Chr.; Alkäos von der Insel Lesbos, welcher mit Lied und Schwert gegen die Tyrannen seiner Heimat kämpfte; die Dichterinnen Sappho und Erinna, um dieselbe Zeit auf Lesbos lebend; Ibykos aus Rhegium in Unteritalien; Anakreon aus Teos in Jonien, um 500 v. Chr. lebend, der durch seine

Liebes- und Trinklieder so berühmt geworden, daß man dergleichen Lieder noch heute anakreontische nennt; vor Allen aber Pindar aus Theben (geb. 521, gest. 441 v. Chr.), der gepriesenste aller lyrischen Dichter Griechenlands.

Von Arion hat sich folgende Sage erhalten: Der Sänger reiste einst von Korinth nach Sizilien, wo er sich mit seiner Kunst viele Schätze erwarb. Auf der Rückreise wollten ihn daher die Schiffer ermorden, um sich seiner Reichthümer zu bemächtigen. Arion versprach ihnen das Geld, wenn sie ihm das Leben ließen; allein die Schiffer, welche spätere Strafe fürchteten, stellten ihm die Wahl, entweder selbst ins Meer zu springen, oder sich auf dem Schiffe zu ermorden. Arion wählte das Erstere, und nachdem er im vollen Sängerornate auf dem Stuhl des Mastbaums stehend, noch ein Lied gesungen hatte, sprang er in die See. Aber plötzlich erschien ein Delphin, nahm den Sänger auf seinen Rücken und schwamm mit ihm an die griechische Küste, von wo Arion wohlgemuth nach Korinth wanderte.

Die Dichterin Sappho ist nicht allein durch ihre Poesien, von denen sich nur noch zwei Oden erhalten haben, sondern auch durch ihr tragisches Schicksal bekannt geworden. Sie liebte nämlich einen schönen Jüngling, Namens Phaon. Da sie aber keine Erwiederung ihrer Liebe fand, so wurde sie, wie erzählt wird, von ihrer Leidenschaft so beherrscht, daß sie sich von einem Felsen herabstürzte.



Büste von Pindar.

Die Geschichte des Ibykos gilt den Alten als ein Beweis von dem Walten der Nemesis. Als Ibykos einst zu den korinthischen Spielen zog, wurde er in einem Walde von Mördern angefallen und erschlagen. In demselben Augenblicke zog ein Flug Kraniche über der Mordscene hin, und der sterbende Ibykos beschwor diese gefiederten Zeugen der Schuld, seinen Mord zu rächen. Es geschah. Denn als die Kraniche bei den Kampfspielen wieder vorüberzogen, rief einer der Mörder dem andern zu: „Sieh da, die Kraniche des Ibykos!“ Dieser Aufruf machte das Volk, welches seinen Sänger bereits schmerzlich vermißt hatte, aufmerksam; man fing die Mörder ein, überführte sie und richtete sie hin. Seit dieser Zeit wurden die Kraniche des Ibykos zum Sprichwort für eine durch Zufall entdeckte Schandthat.

Die Gedichte, welche von Pindar noch vorhanden, sind Festgesänge zur Feier der Sieger bei den großen Nationalspielen. Seine Lieder zeichnen sich durch eine unerschöpfliche Fülle des Stoffes und der Gedanken, durch Erhabenheit der Anschauung, durch Kühnheit der Bilder, durch Frische der Darstellung, durch liebliche Harmonie der Sprache und durch vollendete künstlerische Form aus.

Die dramatische Poesie. Sie gilt mit Recht als die wirksamste, aber auch zugleich als die schwierigste aller Dichtungsarten. Ihre Entstehung fällt in die Zeit der Perserkriege, also in die thatenreichste Griechenlands, vielleicht als eine Anregung von dieser. Die Anfänge des Dramas waren lyrische Chorgesänge bei den Festen des Dionysos. Zur Zeit Solon's ließ zuerst Thespis aus Ikaria zwischen den Gesängen einen rezitirenden Schauspieler auftreten, und er gilt daher für den Schöpfer des Dramas, aber doch nur der einfachsten Form, denn das Charakteristische der eigentlichen dramatischen Poesie liegt in dem Dialog.

Aeschylos (um 500 v. Chr.) aus Eleusis hat selbigen eingeführt, daher dieser Dichter als Vater des Dramas bezeichnet zu werden verdient. Zugleich veränderte Aeschylos das ungeschickte Schaugerüst, auf welchem bisher gespielt wurde, und führte den Kothurn und die Masken ein.

Der Kothurn war ein hoher Stiefel mit mehreren Sohlen unter einander, welchen die tragischen Heldenspieler anlegten, um ihre Gestalt zu erhöhen. Daher schreibt sich auch der Ausdruck Kothurn für eine hohe, erhabene, gleichsam auf Stelzen gehende Schreibart, die sich in den Tragödien des Aeschylos gleichfalls vorfindet.

Die Masken der Schauspieler, welche heutzutage durch das Schminken ersetzt werden, dienten dazu, das Aeußere des Darstellers mit dem Charakter seiner Rolle in Einklang zu bringen, waren vor den Augen weit ausgehöhlt, mit weiter Mundspalte und machten den Klang der Stimme stärker tönend, also feierlicher.

Der Dichter Aeschylos war außerordentlich fruchtbar, denn er soll gegen 90 Stücke verfaßt haben, von denen aber nur sieben bis auf uns gekommen sind: der gefesselte Prometheus, die Sieben von Theben, Agamemnon, die Choëphoren (Opferträgerinnen), die Eumeniden, Hiketides (die Schutzflehenden) und die Perser.

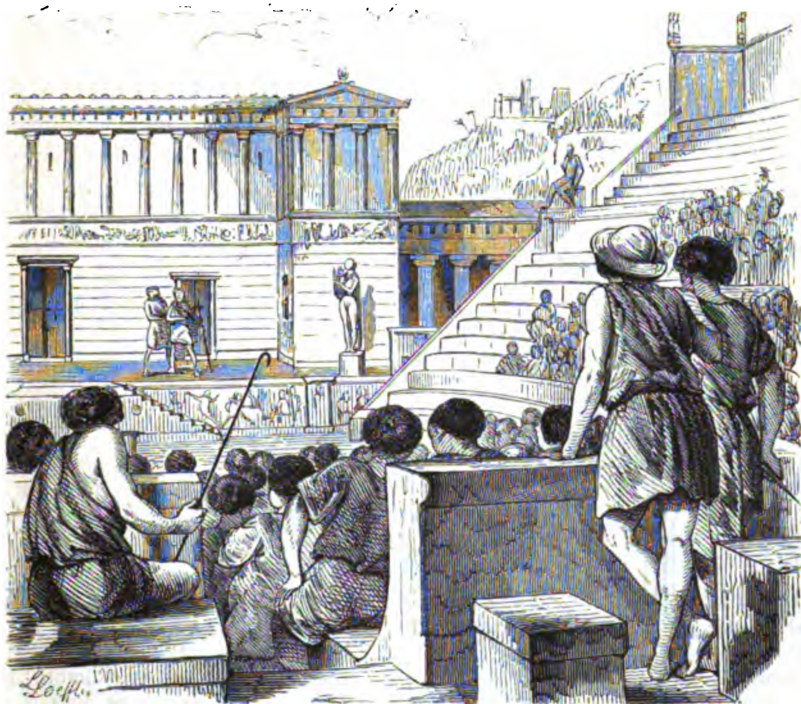
Sophokles. Den höchsten Grad der Ausbildung erreichte das Drama durch ebengenannten, einen Mann von Ernst, tiefem Gefühl und außerordentlich begabtem Geiste. Er gestaltete die Handlung des Dramas dadurch mannichfaltiger, daß er auch mehr als zwei Personen auftreten ließ und die Chöre der Handlung unterordnete. Seine Dichtungen zeichnen sich aus durch religiösen Sinn, milde aber lebensvolle Ausdrucksweise, kunstreiche Form und die Wahrheit der Charaktere, welche das Ideal des rein Menschlichen erstreben und sich durch sittlichen Werth über die Schwächen der Menschennatur erheben, aber dem unabwendbaren Geschick erliegen. Von den hundert Stücken, die er geschrieben haben soll, sind uns ebenfalls nur noch sieben erhalten.

Sophokles stammte aus Kolonos unweit Athen, lebte in glücklichen äußeren Verhältnissen und konnte sich ungestört seiner Muse widmen. Die sieben uns erhaltenen Stücke sind: König Oedipos, Oedipos auf Kolonos (wodurch er seinem Geburtsort ein ewiges Denkmal setzte), die Trachinierinnen, Philoktetes, der geißeltragende Ajax, Elektra, Antigone. Das letztere Stück entzückte die Athener so sehr, daß sie dem Dichter die Feldherrnwürde auf einem ihrer Kriegszüge übertrugen.

Euripides. Noch größere Mannichfaltigkeit brachte der mit Sophokles zu gleicher Zeit dichtende Euripides in das Drama, indem er die hemmende Regel der drei Einheiten von Zeit, Ort und Handlung verwarf und den Chor wesentlich beschränkte. Dadurch kam mehr Leben und mehr Natur in das Schauspiel. Seine Dichtungen sind ausgezeichnet durch moralische und philosophirende Sentenzen, meisterhafte Schilderung der menschlichen, besonders der weiblichen Leidenschaften und schönrednerischen Schmuck, wodurch er dem Geschmacke seiner Zeitgenossen huldigte. Euripides ist der fruchtbarste aller griechischen Dramendichter; man giebt die Zahl seiner Stücke verschieden, auf 100, 75 oder 68 an, von denen sich 18 erhalten haben. Er war auf der Insel Salamis geboren und wurde besonders von Sokrates sehr verehrt, der ihn für den größten dramatischen Dichter Griechenlands erklärte. Die 18 Werke desselben, in deren Besitz wir noch sind, führen folgende Titel: Hekabe, Orestes, die Phönikierinnen, Medea, Hippolytos, Alkestis, Andromache, Hiketides (die Schutzflehenden), Iphigenia in Aulis, Iphigenia in Tauris, die Trojanerinnen, die Bacchantinnen, der Kyklop (Satirspiel), die Herakliden, Helena, Jon, der rasende Herakles, Elektra. Außerdem besitzen wir noch den Anfang eines neunzehnten: Danaë.

Bisher haben wir nur von dem ernsten Drama, der Tragödie, gesprochen, weil diese sich früher entwickelte, als die Komödie. Die letztere, deren Aufgabe es war und ist, die Gebrechen der Zeit mit Spott und Satire zu geißeln, konnte erst nach der griechischen Ruhmesperiode sich ausbilden, wo die Staatsgebrechen und die Lächerlichkeiten des Lebens in den Vordergrund traten. Aber die Komödie wäre auch dann nicht in Aufnahme gekommen, wenn in Griechenland ein Bannfluch auf der Wahrheit und ihrer Aeußerung gelegen hätte; denn für keinen Zweig der Kunst ist die Freiheit so sehr Lebensbedingung, wie für die dramatische Poesie.

Die Komödie der Griechen hat da ihre größten Triumphe gefeiert, wo sie der größesten Freiheit genoß: in Athen. Wie groß diese Freiheit war, werden wir weiter unten an Beispielen sehen. Hier wollen wir nur zeigen, wie mit der Freiheit auch die Komödie zu Grabe ging. Man kann für die attische Komödie in dieser Beziehung drei Perioden unterscheiden: In der ersten war sie eine kräftige, derbe und rücksichtslose Waffe; ohne irgend eine Beschränkung, weder vorbeugender noch vergeltender Art, griff sie alle Fehler und Gebrechen der Zeit und Personen an, aber nicht etwa die unwichtiger Privatleute, sondern vorzugsweise die der Staatsmänner.



Blick auf die Scene eines Theaters.

Man glaube indeß ja nicht, daß dies durch versteckte Anspielungen geschah; nein, die Personen wurden mit ihren Namen, ja selbst unter Nachbildung ihres ganzen Aeußern auf die Bühne gebracht und der Lächerlichkeit preisgegeben, ohne daß wahrhaft große Männer dadurch von ihrem Ansehn ein Jota einbüßten.

Nach Beendigung des Peloponnesischen Krieges, wo das Volk aufgehört hatte, groß zu sein, ertrug es auch die alte Komödie nicht mehr. Die neue Gattung, welche in dieser Zeit entstand, war ein weichliches, unheimliches Ding, welches seine Dolche verstecken, und deren Spitzen umwickeln mußte, ähnlich wie es heutzutage in manchen Ländern geschieht. Dadurch verlor die Komödie an Wahrheit, an Interesse und — an Wirksamkeit.

Endlich mit dem gänzlichen Verfall der Volkskraft fiel auch die Komödie in jenen überaus zahmen Ton, in welchem sie heutzutage in denjenigen Ländern verblieben ist, wo die Freiheit der Meinungsäußerung nach höherem Gutdünken beschränkt wird.

In Griechenland dagegen, wo die Unabhängigkeit der Gedanken und ihre Aussprache geachtet wurde, wie kaum in einem andern Lande wieder, war die Zeit der Komödie kaum gekommen, als sie auch schon ihre reichsten Blüten entwickelte.

Aristophanes (um 400 v. Chr.), der geistreiche, witzige und beißende Meister der Komödie, dessen Geburtsort unbekannt ist, war Bürger von Athen und verstand die

Gebrechen seines Vaterlandes mit grellen Farben zu schildern. Besonders gingen seine Stücke darauf aus, die Kriegslust und Prahlsucht einzelner Volksführer lächerlich zu machen, und namentlich war es der Renommist Kleon, der seiner Satire anheim fiel.

Von Aristophanes, dessen Wirksamkeit in die erste jener oben bezeichneten Perioden der Komödie fiel, wird folgende Anekdote erzählt: Kleon stand gerade im Scheitelpunkt seines Einflusses, als der Komödiendichter ihn in satirischen Dramen bloszustellen begann. Es geschah dies in dem Lustspiele: die Ritter. Das Stärkste, was man gegen einen freien Athener thun konnte, hatte Aristophanes gethan; er hatte den Kleon als einen paphlagonischen Sklaven des als Person vorgeführten Volkes gezeichnet. Da Kleon ein derber Mann war, der sich allenfalls auch ohne ein Gesetz Genugthuung verschaffen konnte, so erschien die Sache den Athenern doch so bedenklich, daß kein Maskenmacher Kleon's Gesicht nachbilden und kein Schauspieler den Demagogen vorstellen wollte. Aber Aristophanes, dem an der Aufführung seines Stückes mehr lag, als an einer Tracht Schläge, wußte Rath; er übernahm die Rolle selbst und spielte sie mit seinem eigenen, dem Gesichte Kleon's nachgemalten Antlitze. Daß der kecke Schritt die gefürchteten Folgen gehabt, wird nicht erzählt, ist auch nicht wahrscheinlich.



Unterweisung der Schauspieler vor Aufführung eines Satirstückes.

Fast kein Vorfall in Athen während des Peloponnesischen Krieges, fast keine öffentliche Person, die eine Rolle dabei spielte, blieb von ihm verschont: aber auch die literarischen u. philosophischen Lächerlichkeiten seiner Zeit fanden in ihm eine scharfe Geißel, wie denn namentlich Sokrates viel von dem Witze des Aristophanes zu dulden hatte, es aber auch als echter Philosoph duldete, d. h. mit Gleichmuth; denn die wahre Größe kann niemals unter den Angriffen der Satire leiden; nur kleine Geister und Alltagsmenschen suchen sich gegen sie zu schützen, weil sie ihnen dadurch wirklich gefährlich wird, daß sie ihre Nichtigkeit ans Tageslicht bringt! Im Ganzen soll Aristophanes 60 Stücke geschrieben haben, von denen nur noch elf vorhanden sind.

Von den übrig gebliebenen elf Stücken des Aristophanes muß es interessant sein, nicht allein die Titel, sondern auch die Tendenz zu wissen, um daraus die große Freiheit zu ersehen, deren sich die attische Komödie erfreute. Wir führen sie daher in Nachfolgendem auf:

1. Plutos (der Reichthum), das harmloseste von allen, führt den Gedanken aus, daß das Glück seine Güter nach Willkür vertheilt.

2. Nephelä (die Wolken) zeigen die Erhöhung des großen Sittenverderbnisses der Athener durch die Sophisten, wobei besonders Sokrates den Pfeilen der Satire anheim fällt.

3. Batrachoi (die Frösche) ist gegen Euripides und die sehr gesunkene Größe der Athener gerichtet.

4. Hippes (Ritter), gegen Kleon und das verblendete, von ihm geleitete atheniſche Volk.

5. Acharnes (die Acharnen), gegen die Kriegssucht des Volkes.

6. Sphekes (die Wespen) geißelt die Gewinnsucht der atheniſchen Richter und die Prozeßbegierde der Bürger.

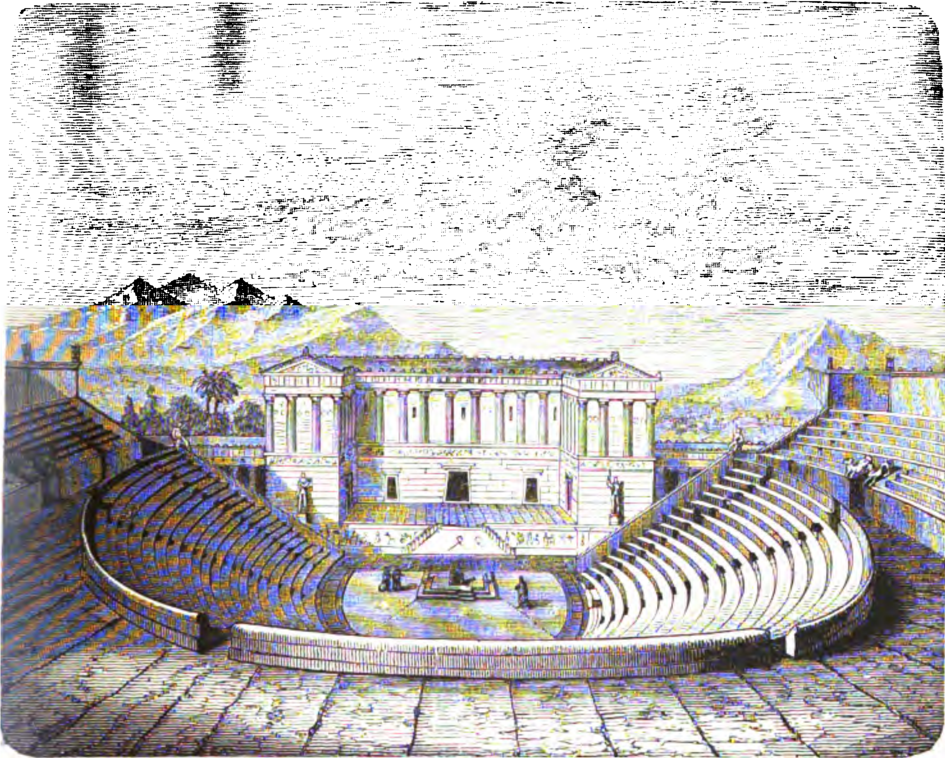
7. Ornithes (die Vögel) führt ironisch den Gedanken aus, daß an Athen Hopfen und Malz verloren sei und daß sich jeder wackere Mann einen andern Wohnsitz suchen müsse, mit Spöttereien auf leichtfertige Auswanderungssucht.

8. Eirene (der Frieden), ein allegorisches Gemälde, wodurch Griechenland zum Frieden bewegt werden soll.

9. Ekklesiazusä (der Weiberkonvent) deckt die Gebrechen des athenischen Staates durch den Mund übermüthiger Weiber auf.

10. Thesmophoriazusä (die die Thesmophorien — Demeter-Feste — feiernden Weiber) richtet sich gegen Euripides' Weiberscheu und die Lage der athenischen Frauen.

11. Lysistrate geißelt die Verderbniß der athenischen Richter und kennzeichnet die Keckheit der Weiber in Athen.



Theater zu Egesta. Nach H. Strack's Restauration.

Betrachten wir nun das griechische Drama im Allgemeinen, so finden wir, daß es keineswegs blos der Unterhaltung wegen geschaffen war; denn wie es aus den Chorgesängen, welche zu Ehren des Dionysos stattfanden, hervorgegangen, so behielt es auch ferner die Bestimmung, diese Feste zu verherrlichen. Die Dichter kämpften hier um den Preis, indem sie ihre Stücke, oft drei bis vier hinter einander, aufführen ließen.

Die Vorstellung begann am Morgen und dauerte den ganzen Tag über, was um so weniger befremden kann, da die Schaubühne eine ganz andere Einrichtung hatte, als die Theater heutiger Zeit. So fanden die Vorstellungen namentlich in einem ungedeckten Raume statt, und die Bühne wurde nicht künstlich beleuchtet, sondern von dem Tageslichte erhellt. Ebensowenig war von einer Verwandlung der Scene die Rede; der für die Handlung bestimmte Raum blieb stets derselbe.

Was wir über die griechische Poesie im Allgemeinen zu sagen haben, beschränkt sich auf die Bemerkung, daß die Geisteswerke der griechischen Dichter nicht alle in derselben

Mundart geschrieben waren, sondern daß fast für jede Dichtungsart ein besonderer Dialekt vorherrschend blieb, nämlich derjenige, in welchem zuerst das Ausgezeichnetste seiner Art erzeugt worden war, weil man mit Recht folgerte, daß der Charakter des betreffenden Dialekts gerade der besonderen Dichtungsart am angemessensten sein müsse. So wurden die epischen und dramatischen Dichtungen vorzugsweise in ionischer, die lyrischen aber in dorischer und äolischer Mundart geschrieben. —

Viel später als die Poesie machte sich die Kunst geltend, in ungebundener Rede, in Prosa, zu schreiben. Diese entsprang weniger dem Sinne für das Schöne, als vielmehr dem Gefühle einer Nothwendigkeit, dem Bedürfnisse. Die Handelsverbindungen der Griechen mit entfernteren Völkern mußten natürlich den Wunsch in ihnen erzeugen, mit den Verhältnissen derselben genau bekannt zu werden. Dies und die weitere Ausbildung der historischen Poesie, besonders der Heldensagen, legte den Grund zur

Geschichtschreibung,

von der wir indeß erst um das Jahr 600 v. Chr. die ersten Spuren antreffen. Wir finden um diese Zeit besonders in Jonien Männer, welche Logographen (Erzählungsschreiber) genannt werden, und sich damit befassen, Stamm-, Stadt- und Familiengeschichten niederzuschreiben. Diese Thätigkeit bildete sich infolge eines größern Bedürfnisses weiter aus, und der Logograph Hekatäos in Milet versuchte es zuerst, eine Erdbeschreibung zu liefern und Geschichtsbücher abzufassen, wozu er den Stoff auf Reisen sammelte.

Herodot, der erste wirkliche Geschichtschreiber, wird mit vollem Rechte der Vater der Geschichte genannt. Sein Geburtsort war Halikarnaß, die Hauptstadt von Karien, wo die Königin Artemisia residirte, deren wir schon bei Gelegenheit der Perserkriege gedachten. Eine gleichnamige Nachfolgerin Artemisia II. ist durch die Liebe zu ihrem Gatten Mausolos berühmt, dessen Asche sie in ihr tägliches Getränk mischte, bis sie starb. Noch bekannter aber ist sie dadurch, daß sie zu Halikarnaß dem Mausolos ein Grabmal erbauen ließ, welches so kunst- und prachtvoll war, daß man es zu den sieben sogenannten Weltwundern rechnete. Es wurde nach des Königs Namen Mausoleum genannt, und daher kommt es, daß man prächtige Grabmäler noch jetzt Mausoleen nennt.

Zur Zeit von Herodot's Jugend hatte Halikarnaß von der Herrschaft eines Tyrannen so viel zu leiden, daß Herodot sein Vaterland verließ und nach Samos flüchtete. Erst als die Zeit gekommen war, die Tyrannei zu brechen, kehrte Herodot zurück und half den Tyrannen vertreiben.

Schon in seinem zwanzigsten Jahre trieb ihn die Wißbegier hinweg, um Welt und Menschen kennen zu lernen. Er besuchte nicht allein die vorzüglichsten Orte seines Vaterlandes und des europäischen Griechenlands, sondern bereiste auch Asien bis zum Kaspischen Meere, die Länder des Euphrat und Tigris, Arabien, Persien, Syrien, Palästina, das nördliche Afrika und besonders Aegypten. Auf dieser großen und mühseligen Reise sammelte er den Stoff zu dem vortrefflichen Geschichtswerke, welches er nach Vollendung seiner Reisen in der italischen Stadt Thurii, wohin er sich zurückzog, schrieb, und das er uns vollständig hinterlassen hat.

Das Geschichtswerk Herodot's besteht aus neun Büchern, die nicht von ihm selbst, sondern erst von Späteren nach den neun Musen benannt worden sind. Es ist nicht blos historischen, sondern auch geographischen Inhaltes. In den ersten fünf Büchern erzählt er die Merkwürdigkeiten der Länder und Völker, die er bereiste; in den anderen vier die Kämpfe der Griechen mit den Persern. Ernst in Erforschung der Wahrheit, Einfachheit der Darstellung und Unparteilichkeit in der Beurtheilung zeichnen das Werk Herodot's sehr vortheilhaft aus.

Herodot fand den Lohn für seine verdienstvolle und mühsame Arbeit in der großen Verehrung, welche ihm seine Zeitgenossen zollten; denn als er die ersten Bücher seiner

Geschichte bei den Olympischen Spielen vorlas, wurde seinem Werke die allgemeinste Anerkennung zu Theil. Aber noch größer war sein Triumph in Athen, wo er die Vorlesung wiederholte. Dort auf dem Marktplatze, unter einem ungeheuren Zudrang der Volksmenge, umgeben von Bürgern, Kriegern und den höchsten Beamten der Republik trug er sein Werk vor. Man war entzückt von der schönen und einfachen Darstellung; von allen Seiten jauchzte man ihm ungetheilten Beifall zu, und endlich setzte man ihm den Lorbeerkranz aufs Haupt.

Thukydides. Unter ihm erreichte die griechische Geschichtschreibung den höchsten Grad der Vollkommenheit. Als Herodot in Athen seine Geschichte vorlas, stand Thukydides, damals ein fünfzehnjähriger Knabe, dabei und wurde von der Vorlesung und der dem Verfasser widerfahrenen Ehre so gerührt, daß er Thränen vergoß. Man sagt, dieser Augenblick habe über Thukydides entschieden; denn von da an sei der Wunsch in ihm rege geworden, sich gleichfalls zu einem so gefeierten Geschichtschreiber zu machen. Er zog sich auf seine Besitzungen in Thrakien zurück und schrieb dort in acht Büchern die Geschichte der ersten 21 Jahre des Peloponnesischen Krieges. Dies Werk ist es, welches von allen Geschichtschreibern als Meisterstück angestaunt wird.

Dasselbe zeichnet sich aus durch kurze, kräftige und poetische Sprache, die nur manchmal ins Extrem übergeht und dadurch etwas unverständlich wird, durch tiefe und weise Gedanken über die Regierung der Staaten, über die Ursachen ihrer Blüte und ihres Verfalls. Es wurde fortgesetzt von dem Athener

Xenophon (um 400 v. Chr.). Dieser war ein Schüler des Sokrates und ist als Geschichtschreiber nicht weniger berühmt, denn als Feldherr, in welcher letztern Eigenschaft wir ihn bereits kennen lernten. Als Geschichtschreiber erreicht Xenophon seinen Vorgänger nicht; allein er hat sich auch durch andere, namentlich militärische, ökonomische und philosophische Schriften einen solchen Ruf erworben, daß man ihn den besten griechischen Prosaikern zur Seite stellt.

Xenophon's vorzüglichste Schriften sind: Der griechischen Geschichte (des Thukydides) Fortsetzung bis zur Schlacht von Mantineia; „Anabasis“ (Krieg des jüngern Kyros und Rückzug der Zehntausend); dann eine Lebens- und Bildungsgeschichte des ältern Kyros. Alle seine Schriften zeichnen sich besonders durch eine fließende, wohllautende Sprache aus, worin Xenophon vor allen übrigen Prosaikern Meister war.

Philosophie.

Hier wenden wir uns jetzt demjenigen Zweige der Wissenschaft zu, welcher unter allen Umständen und Zeiten für den wichtigsten gelten wird, da er den wesentlichsten Einfluß auf den Geist der Zeit und somit auch auf die Gestaltung der Verhältnisse ausübt.

Der weite Begriff, welchen wir heute mit dem Ausdrucke Philosophie verbinden, war nicht derjenige, der die Griechen beim Schaffen dieses Zweiges geistiger Thätigkeit damit verbanden. Wir verstehen unter Philosophie oder Weltanschauung das geistige Wesen des menschlichen Wissens, sofern sich hierdurch der Mensch über die Dinge außerhalb und über die Zustände von Regungen innerhalb seines Geistes ins Klare setzen will. Die Griechen verstanden zunächst dieses Streben als Untersuchung über Ursprung und Zweck des gesammten Daseins. Daher ging bei ihnen die Philosophie aus ihren Theogonien und Kosmogenien hervor, d. h. den verschiedenen Versuchen eine Weltanschauung und den Begriff der Gottheit oder des göttlichen Wesens zu entwickeln.

Nichts war natürlicher, als daß über das ewig Unbegreifliche die verschiedensten Meinungen aufkamen, und so erklärt sich die Menge der aufgestellten philosophischen Systeme. Diejenigen Männer, welche sich zu einem gleichen Systeme, wenn auch in einzelnen besonderen Anschauungen von einander abweichend, bekannten, bildeten eine philosophische Schule, ähnlich den religiösen Sekten heutiger Zeit. Zu den ältesten Schulen jener Art, welche schon im sechsten Jahrhundert v. Chr. blühten, gehören zunächst die sogenannte ionische

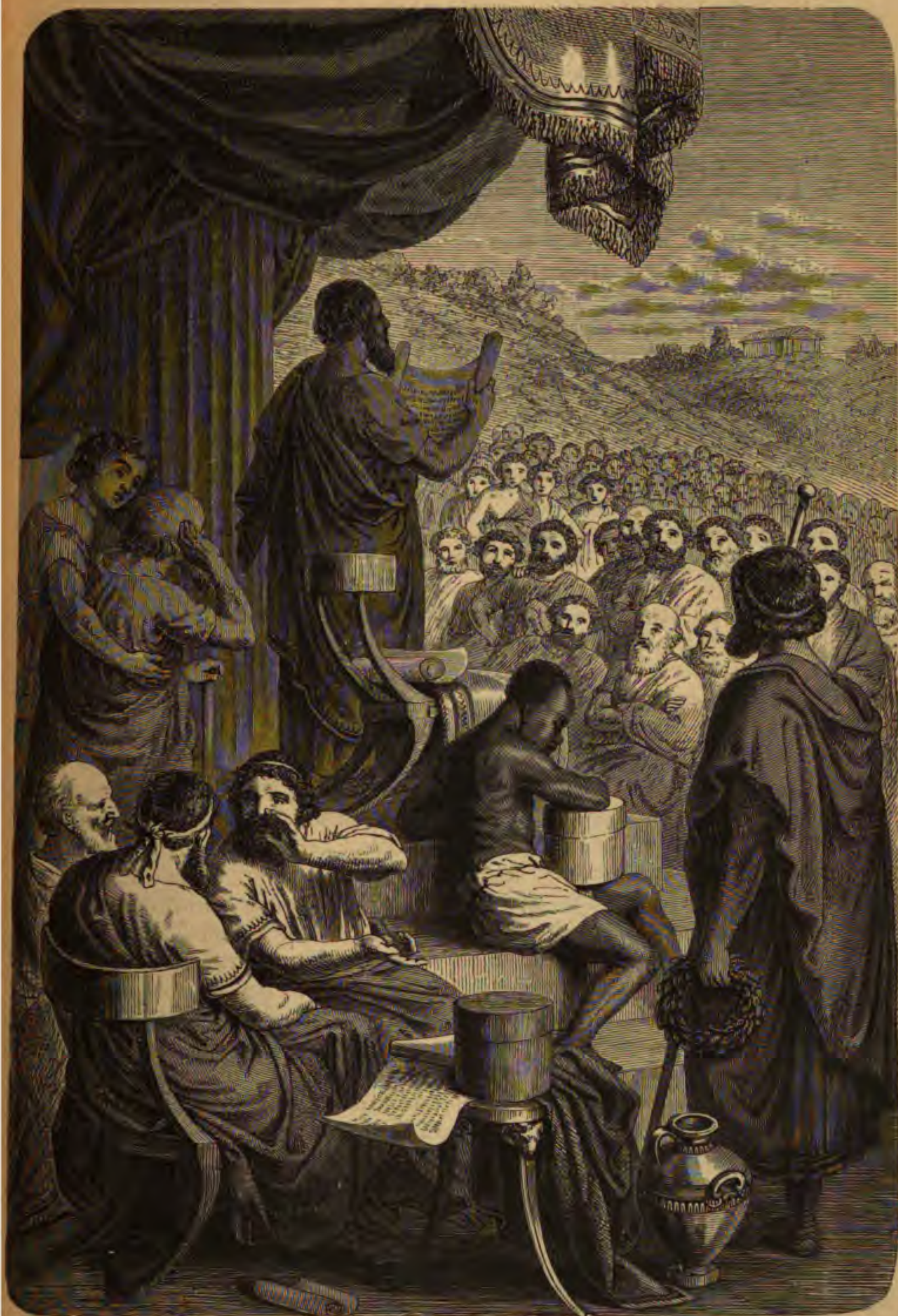
Naturphilosophie, begründet von Thales aus Milet, sodann die sogenannte italische Philosophie, vertreten durch Pythagoras und dessen Bund, sowie die eleatische Schule, gestiftet von Xenophanes aus Elea. Später haben in gewisser Beziehung oder vielmehr im Gegensatz zur ionischen Schule die Sophisten das philosophische Wissen behandelt, welchem Sokrates im fünften Jahrhundert mit seiner ethisch-praktischen Lebensanschauung entgegentrat. Die Schüler dieses großen Meisters und deren Nachfolger haben dann, im vierten Jahrhundert, ihrerseits wieder eigene Philosophenschulen begründet, wie Antisthenes und Diogenes die kynische Schule, ferner Platon die akademische Schule und Aristoteles die sogenannte peripatetische Schule. Wir wollen nun nach dieser allgemeinen Uebersicht auf die Grundlehren der einzelnen Schulen etwas näher eingehen.

Die ionische Schule, welche ihren Namen nach dem Lande, wo sie zuerst aufgetreten, erhalten hat, sucht die Frage nach dem Weltstoff, aus dessen verschiedenfacher Gestaltung sich alle Dinge entwickeln sollen, zu beantworten.

Die zu dieser Schule gehörigen Denker schlugen bei ihren Untersuchungen einen doppelten Weg ein. Sie nahmen entweder als dynamisches Prinzip einen bestimmten Urstoff an, wie Thales aus Milet (der etwa von 636 bis 546 v. Chr. lebte), das flüssige Element oder das Wasser (in Uebereinstimmung mit dem alten Volksglauben an die Wunderkraft des Okeanos), wie ferner sein Landsmann Anaximenes (570—500) und Diogenes von Apollonia (530—460) die Luft (welche sich auch im Athem als Ursache des Lebens bekunde), wie endlich Pherekydes von Syros den sogenannten Aether (welcher in Verbindung mit der Erde alle Erscheinungen hervorrufe); oder sie erklärten den Zusammenhang aller Dinge, im Gegensatz zu dem dynamischen, aus einem sogenannten mechanischen Prinzip, wonach die in einem bleibenden Urstoff enthaltenen Dinge sich aus dem letzteren mittels Trennung und Wiederverknüpfung im Einzelnen entwickeln, so daß man kein eigentliches Werden, keine Veränderung der Beschaffenheit annahm, vielmehr Alles aus Aenderung der äußeren Verhältnisse im Raum erklären wollte. Mit dieser Richtung ging Anaximander von Milet (610—532), ein Schüler des Thales, voran, während Leukippos und dessen großer Schüler Demokritos von Abdera (460—370) von dem leeren Raume und darin befindlichen untheilbaren Urkörpern, den sogenannten Atomen, ausging. Noch heute muß man den Tiefblick jener alten Denker bewundern, welche sich bei ihrer Gedankenthätigkeit sogleich an die letzten und schwierigsten Probleme in der Welterklärung wagten und theilweise bereits den innern Zusammenhang von Erscheinungen ahnten, den gründlich und wissenschaftlich zu begreifen erst eine viel weiter vorgeschrittene Naturforschung uns befähigt hat.

Anaxagoras (500—428) der uns bekannte Freund des Perikles, brachte die ionische Philosophie in ein besonderes System und verpflanzte sie nach Athen. Von seinen Vorgängern wich er am meisten dadurch ab, daß er — zuerst unter den griechischen Philosophen — ein höchstes, vernünftiges Wesen als den Schöpfer der Dinge annahm, dieser Schöpfung aber eine ewige Dauer zusprach, womit er sich zugleich für die Unsterblichkeit der Seele erklärte. Die Annahme eines einzigen Gottes galt in Athen als Gotteslästerung, während man heutzutage das Gegentheil dafür hält; und wir haben gesehen, welches Schicksal den angeklagten Anaxagoras traf.

Die pythagoräische Schule trägt ihren Namen von ihrem Stifter, Pythagoras, geboren um 580 v. Chr. zu Samos. Von den Lebensumständen dieses merkwürdigen Mannes und namentlich von seinen Reisen, ist von jeher viel Abenteuerliches berichtet worden. Wahrscheinlich ist es, daß er aus seinem Geburtsorte vor dessen Tyrannen Polykrates floh und sich auf Reisen begab, namentlich nach Aegypten. Sokrates erzählt von diesen Wanderungen des Meisters: Pythagoras sei ein Schüler der ägyptischen Priester geworden und habe sich nach seiner Rückkehr viel eifriger als Andere mit den Opfern und heiligen Bräuchen der Aegypter beschäftigt, und auch andere zeitgenössische Berichte bestätigen, daß er von den Priestern des Nillandes in die Geheimnisse ihrer Religionsanschauungen eingeweiht worden sei.



Herodot liest den Griechen seine Geschichte vor.
Zeichnung von H. Leutemann.

So viel ist gewiß, daß „der Samier“ mit einem so großen Schatz von Kenntnissen heimgekehrt war, daß ihm sein reiches Wissen den damals noch ehrenvollen Namen eines „Sophisten“ (Weisheitslehrers) verschaffte. Doch lehnte er bescheiden diesen Titel ab, nannte sich „Philosoph“ (Weisheitsfreund), und ward so Begründer des Ausdrucks „Philosophie“.

Pythagoras lebte seitdem in Kroton zu Großgriechenland, wo er mit größter Zuvorkommenheit von Seiten der Bewohner aufgenommen worden war, denn er wußte sich durch streng sittliche und einfache Lebensweise und hinreißende Rednergabe Verehrung und Achtung in einem seltenen Grade zu erwerben. Hier gedachte er eine schon früher gefaßte Idee zur Ausführung zu bringen. Er war nämlich auf seinen Reisen zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Zweck des Staatslebens nur dann erreicht werden könne, wenn die tugendhaftesten und weisesten Bürger als Herrscher der übrigen daständen. Um dies zu bewerkstelligen, mußten nun aber erst die tugendhaftesten und weisesten herausgefunden werden. Pythagoras glaubte, das Mittel dazu in einer völlig organisirten Verbindung oder Sekte zu finden, deren Glieder, durch wahre Gottesverehrung, durch gemeinsame Bildung, wissenschaftliches Streben und feste Grundsätze geläutert, sich auf geistigem Wege des Staatsruders bemächtigen sollten. Man wird sich von diesem Bunde ein ziemlich richtiges Bild machen, wenn man sich die Verbrüderung in der Art der heutigen Freimaurerei denkt. Niemand wurde in den Bund aufgenommen, über dessen Würdigkeit und Fähigkeit dazu nicht die strengste Prüfung aufgestellt worden war. Der Meister urtheilte aus der Gemüthsart des Aufzunehmenden, aus seinem früheren Lebenswandel, ja selbst aus seinen Gesichtszügen, seiner Ausdrucksweise und seinem Gange, ob er ein würdiges Glied des Bundes werden könne. Fiel das Urtheil günstig aus, so trat er in den ersten Grad (es gab deren mehrere) ein, erfuhr aber von den geheimen Lehren des Bundes noch gar nichts, sondern erhielt blos die Verpflichtung zum Schweigen, zur Bezähmung der Neugierde, zu täglichen Reinigungen, und ganz besonders zur Selbstbeherrschung, der ersten Tugend eines Pythagoräers.

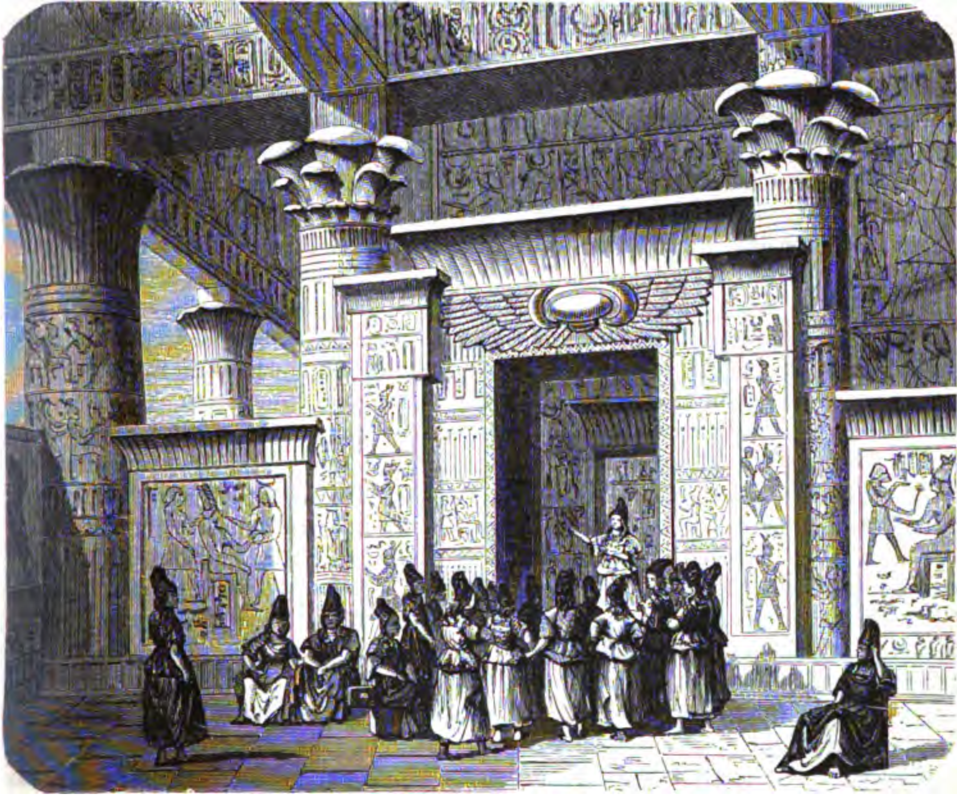
Der Uebertritt in einen höheren Grad wurde durch feierliche Ceremonien geheiligt, weil der Uebertretende der höheren Wissenschaft geweiht wurde; denn die Lehren der Pythagoräer waren zweifacher Art: geheime (esoterische), in die man nur die Bundesglieder nach ihren Graden eingeweiht und öffentliche (exoterische), die Jedermann mitgetheilt werden durften.

Was den Bund noch mehr als alles dies zu einem abgeschlossenen Ganzen machte, das war die bis ins Kleinste vorgeschriebene, strenge Lebensweise der Pythagoräer. Ihr erstes Geschäft am Morgen war eine gewissenhafte Prüfung dessen, was sie Tags zuvor gethan und gesprochen hatten, und dessen, was sie an dem bevorstehenden Tage thun und sprechen wollten. Dann gingen sie, in ein einfaches, reines, weißes Gewand gehüllt, einsam, zur Lyra singend, der aufgehenden Sonne entgegen, verrichteten dabei ihre Gebete und versammelten sich alsdann zu wissenschaftlichen Unterredungen und Beschäftigungen. Hierauf folgte die Stunde für gymnastische Uebungen, dann eine karge Mahlzeit, die aus Brot und Honig bestand, hierauf Beschäftigung mit öffentlichen Angelegenheiten, sodann gegen Abend Spaziergänge einzelner Freunde, wobei man wieder über das sprach, was man den Tag über gethan und gesagt hatte; endlich ein Bad, und sodann versammelte man sich zur Hauptmahlzeit, die in dem mäßigen Genusse von Brot, Früchten, Wein und Fleisch von Opferthieren bestand, bei welcher aber nie mehr als zehn Brüder vereinigt sein durften. Nach dieser Mahlzeit verfügte sich Jeder in seine Zelle, stellte stille Betrachtungen an über die Fortschritte, die er heute gemacht, phantasirte zur Lyra und entschlief.

Eine solche Lebensart, die allen Genuß des Lebens verbannte, konnte große Männer bilden, aber sie mußte auch in Verbindung mit dem phantastischen pythagoräischen Lehrsysteme zu den verderblichsten Schwärmereien führen.

Der Gegenstand der größten Verehrung der Pythagoräer war der Meister und Stifter des Bundes. Jedes seiner Worte galt ihnen als ein unverletzliches Heiligthum, und der stärkste Beweis für die Wahrheit eines Satzes war die Versicherung: „Er hat es gesagt!“

Dies sind Ursprung und Zweck jenes eigenthümlichen Bundes, welchen Pythagoras ins Leben rief zur Freude der Bewohner von Kroton, bei denen er in so hohem Ansehen stand, daß er eine gänzliche Umgestaltung der Sitten und der Verfassung des allerdings sehr entarteten kleinen Staates bewirkte. — Wir bemerken, daß Pythagoras mit den Verdiensten eines Philosophen auch die größeren eines vorzüglichen Mathematikers vereinigte. Mathematik war sein Lieblingsstudium, und wir werden gleich sehen, wie dasselbe mit seinem philosophischen Systeme in Verbindung tritt. Von ihm rührt unter Anderm der seinen Namen tragende wichtige pythagoräische Lehrsatz her: In einem rechtwinkeligen Dreiecke ist das Quadrat der größten Seite (Hypotenuse) eben so groß, wie die beiden Quadrate der kleineren Seiten (Katheten) zusammen. Der Philosoph war über dessen Auffindung so hoch erfreut, daß er den Göttern eine Hekatombe, d. h. ein Opfer von hundert Stieren, darbrachte.



Pythagoras unter den ägyptischen Priestern.

Das pythagoräische System, welches zugleich die Moral zu einem Lehrzweige der Philosophie machte, stellte fest, daß es einen Weltgeist gäbe, der alles Materielle beherrsche und durchdringe; daß die Seele des Menschen unsterblich sei, aber einen Kreislauf durch Thierkörper zu machen habe, also der Seelenwanderung unterliege, daß ferner die ganze Natur nach ewig feststehenden Gesetzen verwaltet und regiert werde.

Ueber die Art, wie dies System gelehrt und anschaulich gemacht wurde, genüge die Andeutung, daß Pythagoras die Metaphysik (Lehre von dem Uebersinnlichen) in ein mathematisches Gewand hüllte, derart, daß er durch Zahlengrößen das Wesen, und durch die Verhältnisse der Zahlen zu einander das Entstehen der Dinge zur Anschauung brachte.

Hiernach wird bei der Welterklärung von dem Unterschiede zwischen Stoff und Form abgesehen und dafür die Idee der Harmonie des Ganzen betont, welche die Gegensätze in Einklang bringe und im letzten Grunde auf der Zahl beruhe. In der Eins sei der Gegensatz

noch geschlossen, in der Zwei trete er hervor und in der Drei versöhne er sich. Noch wichtiger sei die Vier, als erste Quadratzahl, welche zur Summe der ersten drei Zahlen hinzugefügt, die vollkommenste Zahl, nämlich die Zehn ergebe, die als Anfang und Führerin des ganzen, irdischen wie himmlischen Lebens gelte. Die ersten Quadratzahlen, insbesondere die Vier und die Neun, galten als Symbol der Gerechtigkeit, weil sie gleich mal Gleiches bedeuten und so auf den Satz, daß Gleiches mit Gleichem zu vergelten, hinweisen. Die auf solche Zahlensymbolik gebaute Lehre von der Harmonie führte die Pythagoräer auch auf die Pflege der Musik und der Töne, wobei schon Pythagoras durch Messung richtige Verhältnißzahlen (z. B. der Oktave, Quinte u. s. w.) ermittelte. Wie die Lehre von der Harmonie auch auf das praktische Leben, auf die harmonische Ausbildung der Seelenkräfte und deren sittliche Bethätigung ausgedehnt wurde, haben wir oben gesehen.

Von Kroton aus verbreitete der pythagoräische Bund sich allmählich über Großgriechenland, überall mit Freuden aufgenommen, bis es dem Volke endlich klar wurde, daß die Verbrüderung nichts Anderes sei, als eine verkappte Aristokratie. Da erwachte der demokratische Sinn der Städte und die Verfolgungen gegen die Pythagoräer nahmen ihren Anfang. In Kroton wurden die Ordensbrüder überfallen und getödtet, bei welcher Gelegenheit Pythagoras selbst das Leben verloren haben soll. Die übrigen Städte folgten dem Beispiele Kroton's; der Bund, alles politischen Einflusses beraubt, versuchte es vergebens, diesen wieder zu gewinnen. So bestand er endlich nur noch als gewöhnliche philosophische Schule, deren Hauptbeschäftigung moralische, politische und mathematische Studien blieben.

Die eleatische Schule; sie heißt so, weil ihr Stifter Xenophanes (540 v. Chr.) aus Jonien ausgewandert war und sich zu Elea in Unteritalien niedergelassen hatte. Sie erhob sich von der rein physikalischen Weltanschauung in die Sphäre abstrakter Begriffsbestimmung und stellte zunächst der Vielgötterei des Volksglaubens den Monotheismus gegenüber, welcher dann in eine Art Pantheismus überging. In letzterem Sinne suchte vornehmlich der bedeutendste Vertreter dieser Schule, Parmenides (um 500 v. Chr.) die Einheit und Einzigkeit der Welt aus dem Begriffe des reinen Seins zu erweisen, welcher alle Mannigfaltigkeit und Bewegung ausschließe, so daß die uns umgebende Natur mit ihren vielgestaltigen Erscheinungen vor der wahren geistigen Anschauung nur als Welt des Scheines gelten könne. Zur Vertheidigung solcher Lehre bemühte sich später Zenon (um 460 v. Chr.) auf dialektischem Wege in der Vielheit und in der Bewegung gewisse Widersprüche nachzuweisen, die zu Zweifeln an der Wirklichkeit des Bestehenden führen und auf die reine Gedankenwelt hinleiten sollten. Hiernach legte Zenon zugleich den Grund zur Zweifelsucht (Skeptizismus), daher seine Nachfolger auch Skeptiker genannt wurden; er führte die Disputirkunst in die Philosophie ein, wodurch es ihm möglich wurde, einen Satz — gleichviel ob wahr oder falsch — nach Belieben zu beweisen oder zu bestreiten. Auf diese Weise wurde wol viel Wirrwarr in die Wissenschaft gebracht, aber auch viel zur Schärfung des Denkvermögens beigetragen.

Auf einem anderen Wege bemühte sich Melissos (um 440 v. Chr.), bekannt als tapferer Feldherr der Samier, durch schärfere und genauere Ausführung des ewigen und unendlichen, einheitlichen und unveränderlichen Charakters im Grundbegriffe des reinen Seins die eleatische Lehre zu begründen. Einen Gegensatz zu dem starren, unveränderlichen Sein der Eleaten bildete die Lehre des Heraklit von Ephesos (um 500 v. Chr.), welcher gerade das Veränderliche der Dinge, die sich im ewigen Flusse befänden, hervorhob und im Werden, gleichsam im Kampfe widerstreitender Gegensätze, das Grundprinzip des Weltganzen fand. Dieser scharfblickende Denker, der spekulativste Kopf des Alterthums, wurde wegen seiner wirklich tiefsinnigen und für die allgemeinere Auffassung weniger verständlichen Lehre der „Dunkle“ genannt; doch hat sein System eine eigene Schule nicht begründen können.

Aus den Gedankengängen der Abstraktion, wie sie die Eleaten und Heraklit eingeschlagen, führte um die Mitte des fünften Jahrhunderts Empedokles aus Agrigent

(490—430 v. Chr.) die Philosophie wieder in die wirkliche Welt der Erscheinungen zurück, indem er die Entstehung aller Dinge aus den vier Elementen (Erde, Wasser, Feuer, Luft) und deren Trennung eine Vereinigung herleitete, in ähnlicher Weise auch die Grundprinzipien der Anziehung und Abstoßung, oder Liebe und Haß, auf das geistige wie sittliche Leben des Menschen ausdehnte; seine besonderen Ausführungen über den Ursprung der Organismen zeigen schon damals Spuren der Darwinischen Lehre.

Aus der eleatischen Schule und besonders aus der von Zenon eingeschlagenen Richtung gingen ferner die „Sophisten" (Weisheitslehrer) hervor, die sich — ähnlich unseren heutigen Jesuiten — über alle Städte Griechenlands verbreiteten, sich des Unterrichts in der Philosophie ausschließlich zu bemächtigen suchten und daraus ein einträgliches Gewerbe machten. Durch ihre kecke und gewagte Disputirkunst (Dialektik), die sich nicht selten in Trugschlüssen gefiel, suchten sie alle anderen philosophischen Systeme als Irrthümer zu verdrängen, kamen aber endlich wegen des verderblichen Einflusses, den ihre Grundsätze auf die Sittlichkeit äußerten, so in Mißkredit, daß der Name „Sophist" seit dieser Zeit mit einem Makel behaftet geblieben ist. Unter den älteren, mit Recht geehrten Sophisten glänzen die Namen eines Protagoras und Gorgias.

Sokrates von Athen (470 v. Chr.) war der Sohn des athenischen Bildhauers Sophroniskos, für dessen Kunst er Anfangs bestimmt war. Aber sehr bald fühlte der Jüngling einen höheren Beruf in sich, als aus todtem Gestein leblose Menschenbilder zu formen; er wollte aus den sterblichen Menschen göttliche Wesen schaffen und den Samen des rein Sittlichen über die Menschheit ausstreuen. Deshalb hörte er die Lehren des Philosophen Archelaos und gab sich ganz einem denkenden Leben hin. Einst soll er anderthalb Tage lang im tiefsten Nachdenken auf einem Fleck gestanden haben.

Aber Sokrates versäumte über den Trieb seiner Seele nicht die Pflichten, welche er dem Vaterlande schuldete; die Feldzüge Athens machte er als Krieger mit, wie wir dies schon oben ausführlicher mitgetheilt haben. Seinen Körper hatte er durch Enthaltsamkeit und Entbehrungen so sehr abgehärtet, daß er im Stande war, jedes körperliche Uebel zu verachten; auch bei der härtesten Kälte ging er in seiner gewöhnlichen Kleidung. Vor Allem aber hatte sich Sokrates die höchste Sittlichkeit zum Schmuck seiner Seele gemacht; nie vielleicht ist ein Mensch ein so vollendetes Muster von Moralität gewesen wie er es war; er galt für den berühmtesten Weisen Griechenlands und wird mit Recht in allen Zeiten geehrt und gepriesen. Er verschmähte es, die Früchte seiner Weisheit, größtentheils Ergebnisse seines eigenen Nachdenkens, in die engen Schranken eines Systems zu bannen und dadurch die Freiheit und die Selbständigkeit des Denkens zu untergraben.

Die sokratische Philosophie geht von der sittlichen Natur des Menschen aus und zu dieser wieder zurück. Sokrates stellte als seine Ueberzeugung auf: Es giebt einen Gott als Schöpfer und Erhalter der Welt, der auf reine Seelen durch Dämonen einwirkt, unter welchen Dämonen Sokrates alle Ahnungen oder Antriebe zu einer Handlung oder einem Unterlassen verstand. Gott belohnt das Gute und bestraft das Böse. Er wird am besten dadurch geehrt, daß der Mensch alle Pflichten gegen sich und Andere aufs Strengste erfüllt; Gerechtigkeit und Tugend sind die vornehmsten dieser Pflichten und müssen die Haupteigenschaften eines jeden sittlichen Menschen sein. In den Besitz dieser Eigenschaften zu gelangen, ist der nächste Zweck des menschlichen Lebens. So enthielt die sokratische Philosophie zugleich die Grundzüge der Moral des reinen Christenthums.

Die Lehrweise des Sokrates aber war eben so eigenthümlich wie seine ganze Erscheinung und wie die Art, sich Schüler zu erwerben.

Wenn er einen Jüngling fand, der ihm Empfänglichkeit für die Lehren der Weisheit zu haben schien, so ließ er sich mit ihm in ein Gespräch ein, und verstand es, durch die Worte, welche von seinen Lippen flossen, den Aufgefundenen für immer an seinen Umgang zu fesseln. Um Lehrer und Schüler schlang sich das Band der Freundschaft, und die aus

diesem Verhältnisse hervorgehenden freundschaftlichen Unterhaltungen waren die Lehrstunden der Schüler. Sokrates lehrte, wie sich heutzutage zwei gebildete Freunde unterhalten; und so geschah es, daß seine Zöglinge mit einer fast übertriebenen Liebe an ihm hingen.

Wie sehr ihn Alkibiades liebte, haben wir schon oben gesehen. Antisthenes, ein anderer Schüler des Sokrates, ging täglich von seinem Wohnorte, dem Peiräeus, nach Athen, um seinen Freund und Lehrer zu hören. Euklides, der vier Meilen von Athen in Megara wohnte, legte diesen Weg sehr häufig zurück, um nur einige Stunden den Umgang des Meisters zu genießen; ja, als die Athener einst während eines Krieges den Megarensern bei Todesstrafe verboten, Athen zu betreten, so wagte Euklid es doch oft, sich Abends, in Weiberkleider verhüllt, durch das Thor zu schleichen, um wenigstens einige Stunden der Nacht den Worten des geliebten Lehrers zu lauschen.

Um seine Schüler vor der gefährlichsten Feindin eines Philosophen, der Wissenseitelkeit, zu bewahren, prägte er ihnen stets den Satz ein, daß der Mensch, so viel er auch wisse, doch nur Eins mit Bestimmtheit wissen könne, nämlich: „daß er nichts wisse!" Deshalb sollten auch seine Schüler, zu denen die edelsten Jünglinge Athens gehörten, nie auf die Worte des Meisters schwören, sondern diese Worte blos hören und davon nach eigener Prüfung das Beste behalten.

Sokrates hat vor allen anderen Philosophen das große Verdienst, daß er die Lehren der Weisheit populär und praktisch machte, indem er die unnützen Träumereien der damaligen Philosophie verwarf und die Weisheit in das Leben einführte: seine Anhänger sollten die Philosophie nicht blos lehren und lernen, sondern auch durchleben. Darum sagte man auch von Sokrates: er habe die Philosophie, welche sich in den Himmel verirret, wieder zur Erde zurückgebracht. Dadurch würde Sokrates auch noch auf die späteste Nachwelt seinen heilbringenden Einfluß geäußert haben, wenn seine Schüler nicht auf Abwege gerathen wären und so durch philosophisches Eifern die wahre Philosophie getödtet hätten.

Wenn sich Sokrates durch Weisheit und vortrefflichen Charakter auf der einen Seite viele aufrichtige Freunde und glühende Verehrer erwarb, so konnte es ihm auf der andern Seite auch nicht an Neidern und Feinden fehlen, die seine Gesinnung auf jede Weise zu verdächtigen und ihm auf jede Art zu schaden suchten.

Unter den Gegnern des Sokrates standen die Sophisten oben an. Die gerade und offene Weise des Philosophen lief ihren Absichten schon an und für sich entgegen; und Sokrates selbst wurde von dem Verlangen gereizt, die Nichtigkeit dieser Menschen der Welt klar vor Augen zu legen. So begann ein philosophischer Kampf zwischen beiden Theilen, der auf wirklich ergötzliche Weise geführt wurde; denn während die Sophisten den Weltweisen mit langen, hohlen Reden angriffen, verfuhr dieser auf eine äußerst geschickte Weise, um seine Gegner in die Enge zu treiben. Er führte sie durch fortwährende Fragen, die er mit großer Geschicklichkeit zu stellen wußte, so weit, daß sie sich endlich selbst widersprechen mußten, und erkämpfte auf diese Weise oft einen vollständigen Sieg. Aber freilich erwuchsen ihm aus den philosophisch Geschlagenen nunmehr persönliche und also noch gefährlichere Feinde.

Ein anderer Gegner des Sokrates war Aristophanes, der ihn weniger haßte, als vielmehr von Anderen gegen ihn aufgereizt war. In der Komödie: „Die Wolken" brachte der Dichter den Philosophen auf die Bühne und öffnete alle Schleußen seines Witzes gegen ihn. Doch Sokrates begegnete diesem Angriffe wie ein Weiser, er ging ganz unbefangen in das Schauspiel und nahm seinen Platz so, daß er allgemein gesehen werden konnte.

Aber auch die damaligen Gewaltherrscher Athens, und namentlich **Kritias**, schlugen sich zu den Feinden des Sokrates. Lange schützte ihn seine Armuth gegen die Verfolgungen der dreißig Tyrannen. Als er indeß von seinem Stamme zum Rathsmitgliede gewählt wurde und sich als solches den Willkürlichkeiten der Dreißig entgegenstemmte, da war Kritias ernstlich darauf bedacht, den Mann der Tugend in die Schranken des Schweigens

zurückzuweisen. Man verbot ihm den Umgang mit der Jugend; denn die Tyrannei sucht ihren Gegnern stets die Wege der Jugendbelehrung zu versperren, damit auch ihre Erben nicht gestört werden. Sokrates hatte den Muth, dem tyrannischen Gebote zu trotzen; und als ihn Kritias auf die Folgen seiner Widersetzlichkeit aufmerksam machte und ihn fragte: ob er sich denn für unantastbar halte, da sprach der Weise das schöne Wort: „Ein solcher Glaube ist fern von mir; ich bin gefaßt, tausendfaches Unrecht zu erdulden, aber nie geneigt, ein einziges Unrecht zu thun!“ Glücklicherweise hatte Kritias gerade viele Sorgen für seine eigene Erhaltung, um an Sokrates sofort Rache nehmen zu können.

Eine Zeit lang blieb Sokrates Sieger über diese Feinde; aber endlich fanden sie in dem ungerechtesten aller Gesetze eine furchtbare Waffe gegen den greisen Philosophen, in dem Gesetze, welches auf Verwerfung der vom Staate anerkannten Götter den Tod setzte. Sokrates hatte dies Gesetz verletzt; denn seine Philosophie stellte eine andere Gottheit auf, als die vom Staate anerkannte; aber eben an seinem Beispiele, das er durch seinen Märtyrertod für alle Zeiten zu einer blutigen Warnungstafel machte, zeigt sich die ganze Sinnlosigkeit der Strafgesetze gegen religiöse Umbildungen, zeigt sich die ganze Unvernunft der Verfolgung von Andersglaubenden. Denn dieselbe Gotteslehre, welche vor zwei Jahrtausenden in Athen ein todeswürdiges Verbrechen war, gilt heute für eine Wahrheit, deren Verleugnung jetzt wiederum als ein Verbrechen betrachtet wird. Und wer ist denn nun vollkommen und weise genug, um sagen zu können: da ist die Wahrheit!? Wahrlich, Sokrates fiel weniger seinen Feinden zum Opfer, als vielmehr einem unweisen, von dem religiös befangenen Volke geduldeten Gesetze!

Mit Hülfe dieses Gesetzes mußte es den Feinden des Philosophen leicht werden, ihn zu verderben. Ein gewisser Melitos, der den Sokrates persönlich haßte, wurde ausersehen, ihn anzuklagen, daß er die Götter des Staats verwerfe, neue Gottheiten lehre und mithin durch diese Lehre die Jugend verderbe. Sokrates erschien vor den Schranken des Gerichts, aber nicht allein mit der Ueberzeugung, sondern auch mit dem Wunsche, verurtheilt zu werden; denn was konnte ihm, dem siebzigjährigen Greise, erwünschter sein, als der Märtyrertod für seine gute Sache? Er und sie mußten gewinnen, wenn die Athener das Todesurtheil über ihn aussprachen. Und sie sprachen es aus; Sokrates wurde zum Tode verdammt, und der beste, weiseste und tugendhafteste der Menschen fiel der menschlichen Unvernunft zum Opfer.

Daß Sokrates wirklich den Wunsch hatte, durch seinen Tod seine Lehre zu besiegeln, wird aus vielen Vorgängen klar, welche vor, während und nach seiner Verurtheilung statthatten.

Zuerst müssen wir in dieser Beziehung eines Gespräches gedenken, welches er noch vor dem Gerichtstage mit einem seiner Freunde, Namens **Hermogenes**, führte. Nachdem dieser ihn gefragt, ob er denn gar nicht an seine Vertheidigung denke, und Sokrates ihm geantwortet: „Scheint dir nicht, daß ich mein ganzes Leben hindurch auf meine Vertheidigung mich vorbereitet habe?!“ erklärt er ausdrücklich: „Würde mein Leben jetzt noch länger dauern, so müßte ich unfehlbar den Tribut des Alters entrichten. Mein Gesicht und Gehör, meine Fassungskraft, mein Gedächtniß würden abnehmen; und wenn ich dies fühlte, wie könnte alsdann das Leben noch Reiz für mich haben? Sterbe ich aber jetzt, gesund und kräftig, den Tod des Verurtheilten, so werde ich bei meinen Freunden Sehnsucht nach mir zurücklassen; und darum werde ich den Tod wählen, und werde nicht statt dieses schönen Todes um ein schlechteres Leben betteln.“

Diesem Vorsatze gemäß war auch seine Vertheidigung vor Gericht weit weniger darauf gerichtet, die Anklagen von sich abzuwälzen, als vielmehr darauf, in einer stolzen Sprache seine Tugenden und seine Verdienste hervorzuheben, wol wissend, daß er dadurch die Richter eher zur Strenge als zur Milde gegen sich stimmen würde. Er war überzeugt, daß es eben die rechte Zeit für ihn sei, das Leben zu enden. Und daß er so dachte, wurde noch offenbarer, als man ihn für schuldig erklärte und, dem Gebrauche zufolge,

aufforderte, eine Milderung seiner Strafe nachzusuchen. Hätte er dies gethan, so wäre er zuverlässig mit einer Geldstrafe davongekommen, die seine Freunde zu bezahlen sich erboten. Allein Sokrates verwarf das ihm gewährte Recht, indem er sagte: dies hieße, sich selbst für schuldig bekennen.

Aber auch sein Benehmen im Gefängnisse bewies, daß sein Entschluß fest stand, das Leben zu verlassen. Er mußte hier dreißig Tage zubringen, weil vor der Rückkunft des zur Erinnerung an die Befreiung des Theseus nach Delos abgesendeten heiligen Schiffes kein Todesurtheil vollstreckt werden durfte. Seine Freunde wollten diese Frist benutzen, um den Wächter zu bestechen und so dem Meister den Weg zur Flucht zu ebnen. Er aber verwarf den Vorschlag, indem er auf die Ungesetzlichkeit eines solchen Schrittes hinwies und seine Freunde fast spottend fragte, ob sie denn außerhalb Attika irgend einen Ort wüßten, wo der Tod ihn nicht finden könnte.

Sokrates war verurtheilt, den Schierlingsbecher zu trinken, die leichteste und schmerzloseste Todesart, die man damals kannte. Die Tage, welche er bis zu seiner Hinrichtung im Gefängnisse zuzubringen hatte, verlebte er mit seinen Freunden und Schülern in der gewohnten Weise. Philosophische Unterhaltungen, besonders über Tod und Unsterblichkeit, bildeten den Stoff ihrer Gespräche. Sokrates entbehrte keinen Augenblick der würdigen Ruhe, die ihm eigen war; er sah dem Todestage mit einer gewissen Freudigkeit entgegen.

Als derselbe angebrochen war, erschienen seine Freunde, Kriton, Platon, Apollodor und Andere in tiefster Trauer im Kerker. Auch seine Gattin Xanthippe war, mit ihrem jüngsten Kinde auf dem Arme, eingetreten. Allein da sie in lautes Wehklagen ausbrach, so sandte sie der Verurtheilte wieder fort und brachte nun den Tag mit seinen Freunden unter weihevollen Gesprächen zu. Als die Sonne sich zum Untergange neigte, trat der Nachrichter mit dem Giftbecher ein. Sokrates nahm letzteren mit ruhig lächelnder Miene, und nachdem er sich erkundigt, wie er sich nach dem Trunke zu verhalten habe, setzte er den Kelch mit heiterem Antlitz an die Lippen.

Bei diesem Anblicke brachen die lange verhaltenen Thränen seiner Freunde hervor. Sokrates, nachdem er den Becher geleert, bemerkte ihre Rührung und sprach: „Freunde, was weinet ihr? Habe ich nicht darum die Weiber weggeschickt, daß mich ihre Thränen nicht belästigen sollten? Ich hatte gehofft, daß ich unter Glückwünschungen und Beifall sterben würde!" Diese Worte beschämten die Weinenden, und ihre Ruhe kehrte zurück. Nur Apollodor konnte sich nicht zufrieden geben und rief schluchzend aus: „Ach, Sokrates, das Schmerzlichste ist mir, daß ich dich unschuldig sterben sehen muß!" Der würdige Greis aber trat zu ihm, streichelte ihm das Haar und fragte ihn: „Liebster Apollodor, möchtest du mich denn lieber schuldig sterben sehen?"

Das Gift that seine Wirkung. Sokrates fühlte seine Schenkel matt werden und legte sich nieder. Bald darauf sprach er — und es waren seine letzten Worte: „O Kriton, ich bin dem Asklepios einen Hahn schuldig*); vergiß es ja nicht, diese Schuld für mich zu bezahlen." „Es soll geschehen, Meister", entgegnete Kriton, „verlangst du sonst noch etwas?"

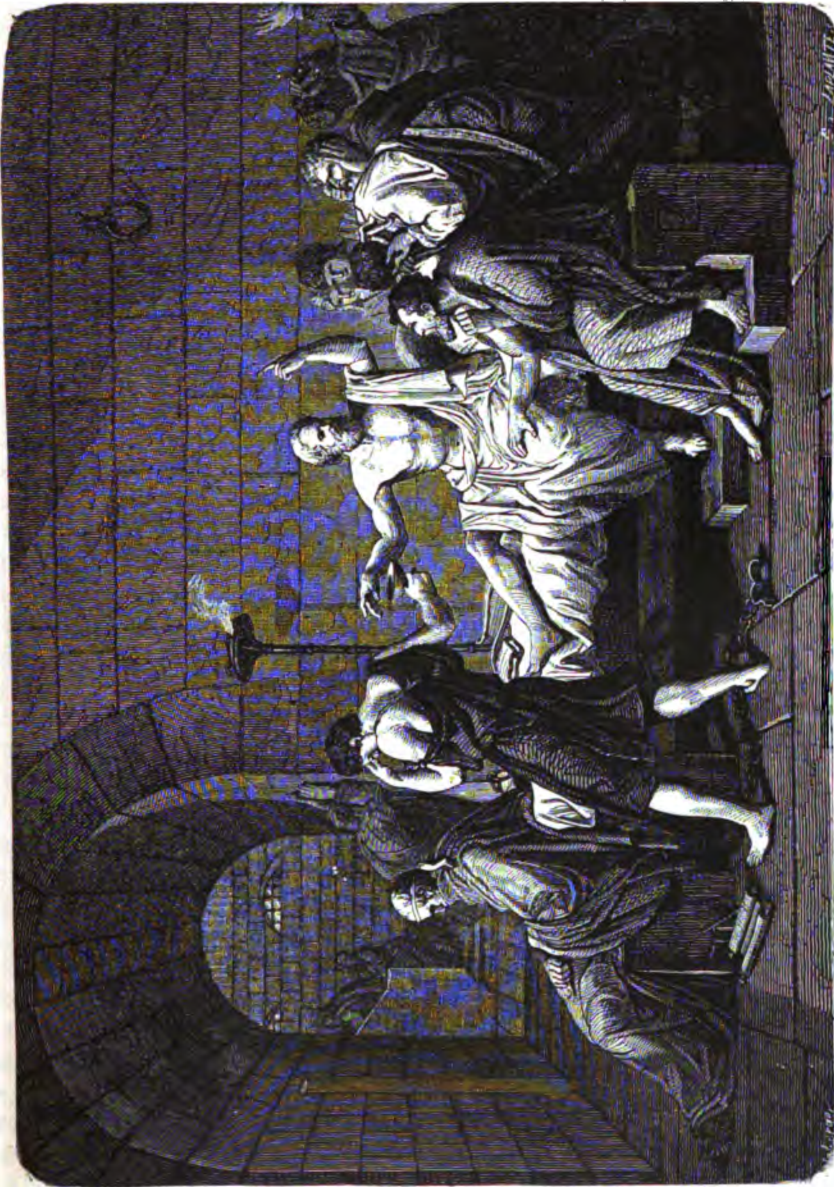
Der Greis gab keine Antwort; sein Auge war gebrochen, seine Seele entflohen.

Die Athener erkannten bald nach dem Tode des edlen Mannes das große Unrecht, das ihm zugefügt worden war; und nun fiel der ganze Haß auf seinen Ankläger. Melitos erfuhr die Beweise der allgemeinsten Verachtung, so daß ihm endlich, um derselben zu entgehen, nichts Anderes übrig blieb, als sich selbst das Leben zu nehmen. Er erhängte sich. Die Athener schämten sich ihres Verfahrens gegen Sokrates so sehr, daß sie durch nichts an dasselbe erinnert sein wollten, und deshalb sogar ein Gesetz erließen, welches verbot, den Namen Sokrates öffentlich zu nennen. —

---

*) Die Griechen pflegten dem Asklepios, dem Schutzgott der Aerzte, nach glücklich überstandener Krankheit einen Hahn zu opfern.

Indem die Schüler des Sokrates nicht das Ganze seiner Philosophie, sondern je nach ihrer persönlichen Eigenthümlichkeit diese oder jene Richtung derselben besonders ausbildeten, wurden sie die Gründer neuer Systeme, durch deren Aufführung wir die unterbrochene Reihe der griechischen Philosophenschulen fortsetzen.



Die letzten Stunden des Sokrates.

Die kynische Schule, gegründet von Antisthenes aus Athen (380 v. Chr.), führte ihren Namen von dem Versammlungsorte ihrer Mitglieder, dem Gymnasium von Kynosarges, einem im Osten von Athen gelegenen anmuthigen Haine, wo sich ein dem Herakles und der Hebe geweihtes Heiligthum befand.

Kynosarges (d. h. Hundeweiß) verdankte seinen seltsamen Namen der Art, wie jener Tempel entstanden war. Ein Athener opferte nämlich einst der Hestia, als ein weißer Hund von dem Opferfleisch zwei in Fett gewickelte Schenkelbeine raubte.

Das wegen dieses Raubes befragte Orakel gebot, an dem Orte, wo der Hund die Schenkelbeine hingetragen, dem Orakel einen Altar zu errichten. Daher nannte man denn auch die Anhänger dieser Schule Kyniker (Hundler), mit welcher Bezeichnung man zugleich passend auf ihr rücksichtsloses, hundeartiges Leben anspielte. Denn nicht allein verschmähten die Kyniker, dem Beispiele ihres Meisters Antisthenes — eines Schülers des Gorgias und Sokrates — folgend, jede Bequemlichkeit des Lebens, sondern sie befriedigten auch die wenigen ihnen übrig gebliebenen Bedürfnisse ohne Rücksicht auf Ort, Zeit und Umgebung.

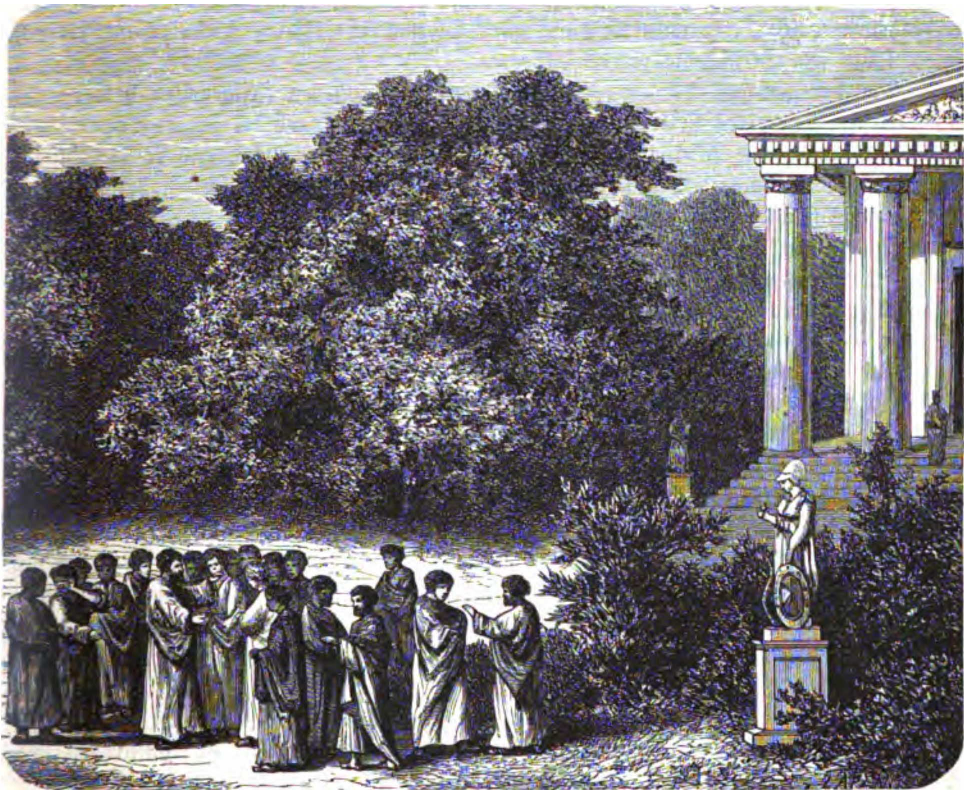
Mit dem Spruche: „Nichts bedürfen ist göttlich!" hatte Sokrates die Tugend der Genügsamkeit gepredigt. Der rauhe und bedürfnißlose Antisthenes sah aber in der Ausübung dieses Spruches die einzige Grundlage aller Tugend. Indem er also alle Wissenschaft als unnöthiges Bedürfniß verwarf und sich blos an die Lehren der Sittlichkeit hielt, trieb er zugleich seine Verachtung gegen die materiellen Genüsse und Bequemlichkeiten des Lebens so weit, daß er seine Bekleidung auf einen Mantel und seine Geräthschaft auf einen hölzernen Becher, einen Sack und einen Knotenstock beschränkte. Dazu ließ er sich Haupt- und Barthaar wachsen, schlief beständig auf der Erde und vernachlässigte im Umgange mit Anderen jede Form der Höflichkeit, des Anstandes und der gesellschaftlichen Uebereinkunft. So suchte er das materielle und sittliche Leben überall auf den ursprünglichen Naturzustand zurückzuführen.

Vom Kynosarges aus verbreitete sich seine Schule über alle Theile von Griechenland. In einem der schattigen Gänge des Haines lag auch der Urheber der genannten philosophischen Richtung begraben. Aus der Reihe seiner Aussprüche führen wir als bemerkenswerth die folgenden an: Es ist königlich, edel zu handeln und getadelt zu werden. — Das beste Reisegeld ist das, was aus dem Schiffbruche mit uns herausschwimmt. — Es ist besser mit wenigen Guten gegen alle Bösen zu kämpfen, als mit vielen Bösen gegen wenige Gute. — Feinde sind uns nützlicher als Freunde, denn sie machen uns mit unseren Fehlern bekannt. — Das Nöthigste ist: das Böse zu verlernen. — Durch den Kampf wird der Muth gestärkt. — Wer Vielen furchtbar ist, der muß auch Viele fürchten. — Was du nicht behaupten kannst, das begehre auch nicht von den Göttern. — Alle Dinge glänzen nur im Vergleich mit anderen Dingen.

Diogenes. Bedeutsamer noch als Antisthenes wurde für den philosophischen Verkehr im Kynosarges sein Schüler Diogenes, der schon wegen der Originalität seines ätzenden Humors eine nähere Betrachtung verdient. Diogenes wurde zu Sinope, einer milesischen Kolonie am Schwarzen Meere, um das Jahr 414 v. Chr. geboren. Sein Vater Hikesias betrieb dort das Geschäft eines Geldwechslers, welches er durch die einträgliche Nebenbeschäftigung mit Falschmünzerei zu einigem Aufschwung gebracht hatte. Der anstellige Sohn stand dem Vater bei seiner gesetzwidrigen Hantirung zur Seite und brachte es in der reichen Gewinn abwerfenden Kunst bald dahin, daß er über ausreichende Mittel gebot, um eine langersehnte Reise nach Griechenland antreten zu können. Als er nach seiner Vaterstadt heimgekehrt war, fand er seinen Vater wegen seines strafbaren Gewerbes im Kerker, wo derselbe auch bald darauf starb. Bei dieser Lage der Dinge floh der in die Acht erklärte Diogenes schleunig nach Athen. Bußfertig wandte er sich an Antisthenes und ließ sich durch dessen wiederholte Zurückweisung nicht abschrecken, immer von Neuem um die Gunst zu bitten, sein Schüler werden zu dürfen. Als der sittenstrenge Meister den Zudringlichen einst mit dem Stocke forttrieb, sprach Diogenes die eindringlichen Worte: „Schlage nur immer zu! Du wirst kein so hartes Holz finden, mich eher wegzutreiben, als bis ich deiner Lehre überdrüssig bin." Diese Antwort gefiel dem Antisthenes, er nahm den neuen Schüler an, der nun allen Ernstes beflissen war, den Meister in Enthaltsamkeit und Bedürfnißlosigkeit zu überbieten.

Seinen Aufenthalt hatte Diogenes in einem, im sogenannten Metroon, einem Heiligthume der Demeter, liegenden (jedenfalls nicht hölzernen, sondern irdenen) großen Fasse.

das er sein „Parthenon“ nannte. Hier lag er Winter und Sommer ohne Kopfbedeckung und ohne Schuhe, mit einem Doppeltribon bekleidet. Um sich körperlich abzuhärten, wälzte er sich im Sommer in dem glühenden Sande, im Winter umarmte er marmorne Bildsäulen, die er dann und wann anbettelte, um sich, wie er sagte, im Abgewiesenwerden zu üben. Seine einzige Nahrung bestand in rohem Fleisch, rohem Gemüse und in ungekochten Seefischen; der öffentliche Markt war sein Speisezimmer. Als Aristippos einst zu ihm trat und ihn mit den Worten höhnte: „Wußtest du dich Königen angenehm zu machen, so brauchtest du deinen Kohl nicht selbst zu waschen“, erwiederte er ihm: „Und wenn du deinen Kohl selbst wüschest, brauchtest du dich nicht zu bemühen, dich Königen angenehm zu machen.“



Platon und seine Schüler im Garten der Akademie.

Von Philipp von Makedonien, gegen den er ins Feld gezogen, freigelassen, wollte sich Diogenes zu Schiff nach Athen begeben, wurde aber auf der Reise von Piraten gefangen genommen, nach Kreta geführt und dort an einen reichen Korinther als Sklave verkauft. Als ihn nämlich der Sklavenhändler fragte, was er verstehe und könne, erwiederte er: „Ich verstehe Menschen zu beherrschen“, und er wies hierbei auf den in diesem Augenblick im Prachtgewande vorüberwandelnden Xeniades hin, indem er sagte: „An dieses Schaf mit goldenem Bließ verkauft mich, es scheint eines Herrn zu bedürfen.“ Als seine Freunde ihn loskaufen wollten, widersetzte er sich mit den Worten: „Seitdem Antisthenes mich frei gemacht hat, bin ich kein Sklave mehr.“ — Der Erziehung der Söhne seines neuen Herrn widmete er sich mit großem Eifer. Sie liebten ihren Mentor von ganzem Herzen und sahen in ihm ihr Vorbild. Ohne Unterkleid und barfüßig, wie es die jungen Kyniker im Philosophenmäntelchen thaten, lebten sie an der Seite ihres Lehrers sittsam und in sich gekehrt. Diogenes trieb die sokratische Lehre von der Enthaltsamkeit auf den

äußersten Gipfel, weshalb er auch Sokrates Mänomenos (der rasende Sokrates) genannt wird. Um darzuthun, daß er größer sei, als sein Lehrer, unterwarf er sich den härtesten Entbehrungen: er hungerte und durstete, ging ohne Schuhe und Mantel, einen Quersack auf der Schulter, einher. Sein einziges Geräth war eine hölzerne Trinkschale. Als er aber einst einen Knaben sah, der sich Wasser mit der hohlen Hand schöpfte, warf er seinen Becher als etwas Ueberflüssiges weg und bediente sich nun der Hand als Trinkschale. Scham kannte er nur so weit, als es Aeußerungen der Rede betraf; nie für körperliche Handlungen, welche aus den natürlichen Bedürfnissen des Menschen entspringen, denn der Natur brauchte man sich nach Diogenes nicht zu schämen. Daher verrichtete er seine Nothdurft auf öffentlicher Straße. Zu allen Zeiten gab er indeß den regsten Sinn für das Wahre und Gute kund. Er hatte es sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht, die Thorheiten seiner Zeitgenossen mit äußerster Strenge zu geißeln, wobei er oft so weit ging, ihnen jede Menschenwürde abzusprechen.

Von der geringen Meinung, welche Diogenes von seinen Zeitgenossen hatte, bietet folgende Anekdote einen Beweis. Der Philosoph ging eines Tages bei hellem Sonnenschein mit einer brennenden Laterne umher. Auf die Frage, was er suche, gab er die einfache aber beißende Antwort: „Einen Menschen!“ Daher schreibt sich der sprüchwörtliche Ausdruck: die Laterne des Diogenes.

In späterer Zeit lebte Diogenes abwechselnd zu Korinth und Athen, den Winter hier, den Sommer dort; er erreichte trotz seines übertrieben kynischen Lebens, vielleicht sogar wegen desselben, ein Alter von 90 Jahren; er starb, wie er gelebt hatte, als ein echter Kyniker — auf der Landstraße bei Olympia (324 v. Chr.).

Als Diogenes im Sterben lag, fragten ihn seine Freunde, wie er begraben sein wolle. Er antwortete: man solle ihn auf den Bauch legen. Auf die Frage nach dem Grunde dieser seltsamen Verfügung entgegnete er: „Da jetzt Alles anfängt, sich umzukehren, so werde ich dadurch wieder auf den Rücken zu liegen kommen.“ Da man sich dieser Art Beerdigung widersetzte, so sprach der Philosoph unwillig: „Nun so werft mich auf das Feld.“ Als man ihn darauf entgegnete, daß ihn dort Hunde und Raben fressen würden, antwortete er: „Gut, dann legt einen Stock dabei, daß ich sie wegjagen kann.“ Doch als man ihm dagegen wieder geltend machte, daß er das nicht thun könne, weil er nach dem Tode nicht mehr fühlen und empfinden würde, sprach er die echt philosophischen Worte: „Nun wenn das ist, so kann es mir auch einerlei sein, ob mich die Raben oder die Würmer fressen.“

Aristippos ist der Urheber der kyrenäischen Schule (380 v. Chr.). Sie führt ihren Namen von Kyrenä, der Vaterstadt ihres Stifters, und bildet den offenbaren Gegensatz zur kynischen.

Der Grundsatz der kyrenäischen Schule war: Geistiger und körperlicher Genuß ist der Inbegriff aller Glückseligkeit und Weisheit. Schmerz und Entbehrung sind die größten Uebel. Klugheit und Tugend müssen geübt werden, weil sie Genuß gewähren: das Laster ist verabscheuenswerth, weil es Schmerzen erzeugt.

Euklides aus Megara (380 v. Chr.) ist der Stifter der megaräischen Schule. Er befaßte sich nicht mit den Aeußerlichkeiten des Lebens, sondern betrieb die Philosophie theoretisch, als Ausbildungsmittel für den Geist. Daher wurde ihr Charakter die Dialektik, welche später in offenbare Zanksucht ausartete.

Die akademische Schule trug ihren Namen von dem Orte, wo ihr Urheber Plato oder Platon (geb. 429 v. Chr., gest. 348 v. Chr.) wirkte und lehrte.

Im Westen von Athen am Ufer des Kephissos lag in reizender Umgebung ein umfriedigter Hain, durchschnitten von zahlreichen Gängen, durchrauscht von Springbrunnen, geziert durch Statuen von Göttergestalten, die Akademie (von ihrem Besitzer Akademos so genannt), die durch Platon berühmt gewordene Lehrstätte, ein Heiligthum der Musen.

Platon war von Geburt ein Athener aus dem Geschlecht des Solon und hieß Anfangs nach seinem Großvater Aristokles, wurde aber später nach seinen breiten Schultern Platon genannt. Er versuchte es auf mancherlei Weise, für das öffentliche Leben zu wirken. Zuerst trat er, von seiner schönen und kräftigen Gestalt dazu veranlaßt, als Wettkämpfer bei den öffentlichen Spielen auf. Aber diese blos körperliche Wirksamkeit mochte seinen regen Geist nicht befriedigen, denn er versuchte sich später in Dichtungen und namentlich in Tragödien, bis er endlich Sokrates kennen lernte und nun über seine eigentliche Bestimmung ins Klare kam. Nach dem Tode seines Lehrers unternahm er zur Ausbildung und Vermehrung seiner Kenntnisse Reisen nach Aegypten, Kyrenä, Kroton und namentlich nach Syrakus, wo er sich an dem Hofe des dortigen Tyrannen Dionysios längere Zeit aufhielt. Um sich das Geld für diese Reisen zu erwerben, betrieb er auf denselben einen Handel mit Oel und lieferte so den Beweis, daß der bürgerliche Erwerbszweig eines Menschen keinerlei Einfluß auf seinen Werth hat.

Endlich kehrte Platon nach Athen zurück, um dort der Stifter einer neuen Philosophenschule zu werden. In den anmuthigen Gängen der Akademie lauschten die Schüler des Platon den weisen Reden des Meisters und seinen Hauptlehren, wie der Mensch seinem Geiste nach göttlicher Natur sei, und daß ein Jeder durch ein Leben in göttlichen Ideen seinen göttlichen Ursprung zu bethätigen habe. Er suchte die sokratische Lehre in ihrer größten Reinheit und Geistigkeit fortzupflanzen; er erfaßte alle Wahrheiten des Lebens mit der Phantasie und dem Gefühl, Ideale lehrend und verfolgend. So gelangte er zu poetischen Schwärmereien, wodurch sein Name noch heutzutage sprüchwörtlich ist für Alles, was sich aus dem engen Kreise der Wirklichkeit in das weite Reich der Phantasie und der Ideale verliert.

Platon starb zu Athen in einem Alter von 82 Jahren. Bei seinem Tode pries er sich glücklich, erstens ein Mensch und nicht ein Thier, zweitens ein Grieche und nicht ein Barbar gewesen zu sein, und drittens, zur Zeit des Sokrates gelebt zu haben.

Aristoteles. Nach dem Tode des Platon trennten sich die Akademiker und gesellten sich anderen Schulen zu, unter welchen wir hier noch die peripatetische Schule zu erwähnen haben. Sie empfing ihren Namen von den Spaziergängen (Peripatois) eines athenischen Gymnasiums, des Lykeions, in welchem der Stifter der Schule seine Lehren vortrug. Da letzteres während des Umherwandelns geschah, so nannte man die Mitglieder dieser Schule in doppelter Hinsicht Peripatetiker (Herumwandler). Ihr Gründer war Platon's Schüler Aristoteles (geb. 384 v. Chr., gest. 322 v. Chr.) aus Stagira in Makedonien, ein tiefsinniger, streng wissenschaftlicher Denker, dem allerdings von Manchen eine gewisse Trockenheit zum Vorwurf gemacht wird. Er hatte die erste Bildung durch seinen Vater Nikomachos, Leibarzt des Königs Amyntas III. von Makedonien, empfangen. Nach Vollendung seines siebzehnten Lebensjahres begab er sich nach Athen, um Platon zu hören, dessen Lehre und Umgang er zwanzig Jahre lang genoß. Später hielt er sich in verschiedenen Städten Griechenlands auf, bis er von Philipp von Makedonien zum Lehrer für dessen Sohn Alexander berufen wurde. Hierauf gründete er seine Schule in Athen und lehrte dort dreizehn Jahre lang, bis er, der Religionsverachtung angeklagt, nach Chalkis auf Euböa floh, wo er bald darauf starb. In den zahlreichen Schriften, welche er hinterließ, hat sich Aristoteles über die gesammte Kultur der damaligen Welt in einer Weise verbreitet, wie Niemand zuvor; er zog nicht nur die Philosophie in sein Bereich, sondern auch die Naturwissenschaften, als deren eigentlicher Begründer er gilt, insbesondere die Naturgeschichte, die Physik, Astronomie, außerdem auch die Mathematik, die Staatskunst, die Poesie u. s. w. Auf dem Gebiete der Philosophie hat er, in alle Seiten des realen Universums eindringend, überall die Grundbegriffe festgestellt; insbesondere hat in der Logik sein mustergiltiges Vorschreiten von den Begriffen zu den Urtheilen und Schlüssen die Grundgesetze des formalen Denkens für alle

Zeiten klar gelegt. Im Gegensatze zu der Platonischen Weltanschauung und deren schemenhaften „Ideen“ hat Aristoteles die unfruchtbare Trennung zwischen Begriff und Ding, zwischen Form und Stoff vermieden, dafür aber das geistige Prinzip als bestimmend für das Bleibende in den Dingen zu Grunde gelegt, wonach die ganze Natur und ihr Wirken nichts weiter als ein stetiges Formwerden des Stoffes, jedoch nach einer wohlgeordneten Stufenfolge bedeutet, während an der Spitze dieser Bewegung das göttliche Prinzip, die sich selbst erfassende Intelligenz, das Denken des Denkens steht. Im Einklang mit solcher Anschauungsweise dachte sich Aristoteles auch das Universum geordnet, den Himmel mit den Fixsternen als höhere Sphären, die Erde mit Sonne, Mond und Planeten als niedere Weltenordnung; auch die Kugelgestalt der Erde hat er bereits begriffen und in sinnreicher Weise darzulegen gesucht. Kurz, in dem Geiste des Aristoteles erscheint die Summe des Wissens seiner Zeit zusammengefaßt, dessen einzelne Zweige, von ihm zu abgegrenzten Systemen entwickelt, vermöge der von ihm denselben aufgeprägten Methode noch auf viele spätere Jahrhunderte hinaus bahnbrechend und grundlegend gewirkt haben.

Redekunst.

Auch die Beredsamkeit, diese ebenso schöne wie nützliche Kunst, welche der Neuzeit wegen der ihr mangelnden Verfassungsfreiheit fast ganz verloren ging, stand in Griechenland auf einer bewundernswürdigen Stufe der Ausbildung. Mehr als bei irgend einem anderen Zweige der Kunst, war bei der Beredsamkeit die griechische Freiheit Ursache der Blüte; denn mehr als jeder andere Theil der Kultur bedarf die Redekunst zu ihrem Gedeihen eines politischen Bodens. Daher brachte sie ihre herrlichsten Früchte auch in dem freiesten der griechischen Staaten hervor, in Athen, und die größten der griechischen Redner hatten dort ihren Tummelplatz.

In der ersten Zeit war die Redekunst kein Gegenstand der Wissenschaft; sie wurde es erst durch das Auftreten der Sophisten. Alle Redner, welche bis dahin mit ihrem Talente glänzten, wie Solon, Kleisthenes, Themistokles, Aristeides, Kimon, Alkibiades und der größte von ihnen, der Donnerer Perikles, waren nur, wenn auch geniale, Naturalisten. Eine geregelte Gestaltung erhielt die Beredsamkeit zuerst durch Korax, welcher in Sizilien die erste Schule der Rhetorik gründete. Sein Schüler Tisias und der Sophist Gorgias aus Sizilien folgten seinem Beispiele, und endlich erhoben die Sophisten die Rhetorik zu einer durch Belehrung über Sprache, Wort- und Satzbildung geregelten Kunst, gaben ihr aber später jene verderbliche Richtung, durch welche sie in moralischer Beziehung herabsank, indem sie weniger eine Rede-, als vielmehr eine Ueberredungskunst wurde. In diese Periode der Beredsamkeit gehören Antiphon und Lysias aus Athen.

Lysias scheint einer der fleißigsten Redner gewesen zu sein, denn man giebt die Zahl seiner größeren ausgearbeiteten Reden auf 425 an, von denen sich 35 bis auf unsere Zeit erhalten haben.

Gegen die sophistische Richtung, welche die Rhetorik genommen, trat zuerst Isokrates aus Athen (um 400 v. Chr.) auf, indem er der Beredsamkeit das öffentliche Staatsleben als würdigstes Ziel für sie anwies. Von jener Zeit an ging die Rhetorik einen würdigeren Weg, bis sie in der Krone der Redner, dem begeisternden Patrioten Demosthenes, ihren Höhepunkt erreichte, in dem gleichzeitigen Schauspieler Aeschines einen fast eben so würdigen Vertreter fand, und endlich von Aristoteles in ein geschlossenes System gebracht wurde.

Wie sehr dem Menschen auch das unmöglich Scheinende gelingen kann, wenn er mit Ernst, Fleiß und Eifer das gesteckte Ziel verfolgt, und wie sehr der menschliche Geist fähig ist, sich zum Herrscher über den Körper zu machen, das hat vielleicht Niemand mehr gezeigt als Demosthenes. Denn Keinem hatte die Natur wol weniger Anlagen zur Redekunst verliehen als ihm, und Keiner ist ein größerer Redner geworden als er. — Von Geburt schwächlich und kränklich, schon früh eine vaterlose Waise und von eigennützigen Vormündern

um sein elterliches Erbtheil gebracht, hatte er noch als Jüngling traurige Aussichten in die Zukunft. Da ereignete sich in seinem 16. Jahre ein Vorfall, der über sein Leben entschied. Einer der damals sehr gefeierten Redner, Namens Kallistratos, hielt bei Gelegenheit eines Besitzstreites zwischen Athen und Theben eine Rede, welche den Jüngling mit Erstaunen erfüllte über die Macht der Beredsamkeit.



Aristoteles. Nach der Statue im Palast Spada zu Rom.

Als er hörte, wie das Volk zum Schlusse dem Redner jubelnden Beifall entgegen jauchzte, als er sah, wie der Gefeierte im Triumph nach Hause geleitet wurde, da erwachte der Ehrgeiz in der Brust des Jünglings und er fühlte sich getrieben, nach demselben Ziele zu ringen.

Von Stund' an dachte er auf nichts, als sich zum Redner zu bilden. Er studirte die Werke der größten griechischen Schriftsteller, und zwar mit einem solchen Eifer, daß er z. B. die Geschichte des Thukydides achtmal mit eigener Hand abschrieb, um sich dessen Darstellungsweise vollkommen anzueignen. Sodann wurde er ein Zuhörer Platon's und ein Schüler des Redners Isäos, und als er nun glaubte, für ein öffentliches Auftreten genug vorbereitet zu sein, fing er, gewissermaßen zur Probe für seine Kunst, einen Prozeß

gegen seine Vormünder an. Er gewann denselben, glaubte dies seinem rhetorischen Talente verdanken zu müssen, und faßte also den Entschluß, als Redner aufzutreten. Aber kaum hatte er die ersten Sätze gesprochen, als man ihn mit Zischen und Pfeifen unterbrach und so nöthigte, die Rednerbühne zu verlassen. Ein zweiter Versuch hatte denselben unglücklichen Erfolg, und Demosthenes, in dem bitteren Gefühle, sein halbes Leben für seine Kunst nutzlos geopfert zu haben, zog sich in das Privatleben zurück mit ungerechten Klagen über das Volk, dessen Unverstande er den ungleichen Ausgang seiner Versuche beimaß.

Ein Freund von ihm, der Schauspieler Satyros, in dessen Brust er jene Klagen ausschüttete, befreite ihn von diesem Wahne, indem er ihm zeigte, daß nicht seine Zuhörer, sondern seine eigenen Mängel die Ursache seines Unglücks seien. Er bewies ihm, daß er einen kurzen Athem und eine schwache Stimme habe, daß er den Buchstaben R nicht aussprechen könne, daß sein Geberdenspiel ungeschickt und darum lächerlich sei, und daß er namentlich die üble Gewohnheit habe, die eine Schulter in die Höhe zu ziehen.



Standbild des Demosthenes.

Die Erkenntniß dieser vielen Mängel würde einen Andern von jedem weitern Versuche zurückgeschreckt haben; für Demosthenes aber war sie ein Sporn, die Fehler zu beseitigen und die Hindernisse der Natur durch die Kunst zu überwinden. Um seine Stimme zu verstärken, ging er ans Meeresufer und bemühte sich, das Tosen der brandenden Wellen zu überschreien; um seine Aussprache zu verbessern, nahm er Kieselsteine in den Mund und versuchte es, trotz dieses neuen Hindernisses, deutlich zu reden; um seinen Athem zu längerer Dauer zu gewöhnen, stieg er steile Anhöhen hinan, indem er dabei mit aller Anstrengung der Stimme lange Reden sprach. Endlich, um sein Geberdenspiel zu verbessern, schloß er sich monatelang in ein unterirdisches Gemach ein, und schor sich — um einer Lust zum Ausgehen nicht nachgeben zu können — auf einer Seite den Kopf kahl. Auf diese Weise an sein einsames Gemach gebannt, übte er sich im Geberdenspiel, und als es ihm nicht gelingen wollte, das Zucken der Schulter zu unterlassen, hing er ein Schwert über dieselbe auf, so daß er sich bei jedem Hinaufziehen der Schulter verletzt fühlte und dadurch endlich seinen Fehler beseitigte. So ging er denn zuletzt als vollendeter Redner aus jener unterirdischen Verbannung hervor, und der Beifall des hingerissenen Volkes belohnte ihn für die übermenschliche Anstrengung, durch welche er sich den Ruhm erworben, als der größte Redner des Alterthums gepriesen zu werden!

Praktisches Wissen.

Von den für das praktische Leben angewandten Wissenschaften, welche die neuere Zeit erst zu einer so außerordentlichen Vollkommenheit gebracht hat, blieb der größte Theil bei den Griechen in der Kindheit. Sie bedurften ihrer weniger, da bei ihrem glücklichen Leben das Nützliche dem Schönen nachstehen konnte. Nur in der Mathematik und der damit verbundenen Astronomie finden wir ausgezeichnete Geister, unter welchen vor allen Pythagoras, Anaximander, und Aristoteles hervorglänzen.

Die Arzneikunst konnte wegen mangelnder Kenntniß der Naturwissenschaften auf keine höhere Stufe der Ausbildung gelangen, um so weniger, da die Religion die Kranken an die Hülfe der Götter verwies, und man also die Heilung lieber bei Orakeln und in Tempeln als bei Menschen suchte.

Als Stammvater und Gott der Heilkunde wurde von den Griechen Asklepios (römisch Aesculapius) verehrt, nach der Mythe ein Sohn des Apollon. Er soll zuerst die Kunst gelehrt haben, die Kräfte der Kräuter zur Hebung von Krankheiten zu benutzen, und wurde Anfangs als Heros verehrt, später aber unter die Götter versetzt.

Wo der fromme Glauben nicht ausreichte, da halfen die Priester mit geheim gehaltenen Erfahrungsmitteln aus. Namentlich wurde durch Geheimarzneikunde das Geschlecht der Asklepiaden, nämlich die Nachkommen des Asklepios, berühmt, welche, vorzugsweise auf dem Peloponnes und der Insel Kos wohnend, die von ihren Vätern ererbte Heilmittelkunde als ein eidlich bekräftigtes Geheimniß bewahrten und nur ihren Stammesgenossen mittheilten. An eine wissenschaftliche Grundlage der Heilkunst war um so weniger zu denken, als ein religiöser Wahn das Zergliedern der Leichen verbot, so daß die Anatomie, die Grundlage der Heilkunde, erst späteren Männern der Wissenschaft vorbehalten blieb.


Büste vom Hippokrates.

Hippokrates. Unter solchen Umständen verdient ein Mann, dessen Talent und Eifer es gelang, der Arzneikunst einen wissenschaftlichen Geist einzuhauchen und sie zum Gegenstande eines besondern Studiums zu machen, unsere Bewunderung in einem um so höheren Grade. Hippokrates von Kos hat die Geschichte nicht besser ehren können, als daß sie ihm den Beinamen des Großen beilegte.

Dem Geschlechte der Asklepiaden angehörend, empfing er seinen ersten Unterricht durch seinen Vater Herodikos und den uns bereits bekannten Philosophen Demokritos von Abdera. Nach mehreren Reisen, die er zur Ausbildung seiner Kenntnisse in verschiedene Länder unternommen, kehrte er nach Kos zurück und fing dort an, die Heilkunst nicht allein praktisch auszuüben, sondern auch zu lehren. Er schöpfte dabei das Material seines Vortrages theils aus den Geheimlehren der Asklepiaden, theils aus den vielen eigenen Erfahrungen, die er in seiner Praxis Gelegenheit hatte, zu sammeln. Von seinen Zeitgenossen wenig geachtet, starb Hippokrates in hohem Alter zu Larissa, und erst in späterer Zeit, als man seine Wissenschaft besser zu überblicken vermochte, stieg sein Ruf auf eine so bedeutende Höhe, daß sein Name noch heute in vielen medizinischen Kunstausdrücken fortlebt (z. B. Hippokratesärmel, hippokratische Ambe, hippokratisches Gesicht 2c.).

Bildende Kunst.

Von denjenigen Künsten, welche sichtbare Werke bilden, begünstigten die Griechen besonders die Plastik, d. i. die Kunst, Gestalten in ihrer Körperlichkeit aus Massen zu formen, also nicht allein die eigentliche Bildhauerei, sondern auch die Kunst, Statuen für den Guß zu bilden, d. h. die Modellirkunst und die Bildgießerei. Ihre Anfänge verlieren sich in das graue Alterthum und zeigen sich schon in den Zeiten des Minos bei Erbauung des kretischen Labyrinths durch Dädalos.

Dädalos (d. h. Kunstmensch und scheint in den ältesten Zeiten ein Gattungsname für alle Künstler gewesen zu sein) war Architekt und Bildschnitzer; er und seine Familie sollen eine Menge Handwerkszeuge, z. B. Axt, Bohrer, Setzwage &c. erfunden haben. Bekannter ist er als Held folgender Sage: Als er das Labyrinth auf Kreta vollendet hatte, wurde er nebst seinem Sohne Ikaros eingekerkert. Um ihre Flucht zu bewerkstelligen, verfertigte Dädalos für sich und seinen Sohn Flügel von Wachs (womit wahrscheinlich Flügel von Federn, die mit Wachs aneinander gefügt waren, gemeint sind), und mit Hülfe derselben gelang es ihnen zu entkommen. Dädalos erreichte wohlbehalten die griechische Küste; Ikaros aber kam mit seinen Flügeln der Sonne so nahe, daß das Wachs schmolz und der Fliehende ins Meer stürzte, wo er ertrank.

Die Werke der älteren griechischen Bildnerei zeugen von Roheit und Steifheit und nähern sich sehr den ägyptischen Bildwerken.



Im Atelier des Praxiteles. Zeichnung von Hermann Vogel.

Pheidias. Man bezeichnet diese Periode der Kunst als den ältern oder strengen Stil, und er verliert sich zur Zeit der Perserkriege, als durch den berühmten Athener Pheidias (um 450 v. Chr.) der sogenannte hohe Stil gegründet wurde, dessen Charakter die Erhabenheit und das Kolossartige war. Man nennt Pheidias sehr häufig und gewiß mit Recht den Homeros der Plastik, denn von seinen Werken datirt die Glanzperiode der griechischen Kunst, in welcher die Kraft und Richtigkeit der Zeichnung sich mit dem edelsten Ausdrucke und wahrhaft majestätischer Würde paart.

Die meisten Werke des Pheidias dienten zur Verschönerung der öffentlichen Gebäude in Athen. Wir führen von ihnen nur die ausgezeichnetsten an und nennen zuerst die im Parthenon aufgestellte Bildsäule der Pallas Athene, eine aus Elfenbein und Gold gearbeitete 10 Meter hohe Statue. Auf der höchsten Spitze der Akropolis stand eine andere von Pheidias gefertigte Bildsäule jener Schutzgöttin der Stadt. Sie war aus dem bei Marathon erbeuteten Erz gegossen und so hoch, daß Helmbusch und Lanze derselben von

en Seeleuten schon in einer Entfernung von fünf Meilen gesehen wurden. Das berühmteste Werk des großen Meisters aber war die Statue des Zeus zu Olympia. Sie war ganz us Elfenbein und Gold und reichte bis an die mehr als 17 Meter hohe Decke des Tempels, n welchem der Gott, auf einem Throne sitzend, aufgestellt ist. Der Anblick dieser kolossalen Statue flößte Ehrfurcht ein, und Pheidias erzählte selbst, daß ihm die Idee zu dem Antlitz es Gottes ein Homerischer Vers gegeben habe, in welchem es von Zeus heißt: er erschütterte mit einem Nicken seines Hauptes den Olymp.

In demselben Stile zeichneten sich aus Polykletos aus Sikyon (430 v. Chr.) und Myron aus Böotien (gleichfalls 430 v. Chr.). Das berühmteste Werk des Polykletos var eine kolossale Statue der Juno zu Argos.



Bau der Akropolis. Zeichnung von Konrad Ermisch.

Myron war besonders als Bildner von Thiergestalten ausgezeichnet. Eine von ihm aus Erz gefertigte Kuh stand auf dem Markte von Athen und gab durch ihre große Natürlichkeit vielen Stoff zu Epigrammen.

Dieser Stil verlor sich mit dem Anfange des Peloponnesischen Krieges, wo der Geschmack sich von dem Kolossartigen ab- und dem Schönen und Anmuthigen zuwandte. Daher nennt man den um diese Zeit aufkommenden Stil den schönen.

Praxiteles (um 350 v. Chr.) betrachtet man als seinen Urheber. Die Kunstwerke, welche derselbe aus Marmor meißelte, sind noch bis zur heutigen Zeit unerreicht. Das ausgezeichnetste seiner Werke war die Statue der Aphrodite zu Knidos, in der Kunstgeschichte unter dem Namen der knidischen Venus bekannt, und im Alterthume so berühmt, daß man weite Reisen nicht scheute, um sie sehen zu können.

Gleichen Schritt, wie die Plastik, hielt die Malerei, obgleich sie bei den Griechen weniger Würdigung fand als jene. Sie blieb bis auf die Zeiten des Pheidias auf einem niedern Standpunkte stehen und wurde erst in dieser Zeit durch Apollodoros aus Athen

(um 450 v. Chr.), welcher Licht und Schatten in den Gemälden einführte, zu einer Art Ausbildung gebracht. Ihren schönen Stil fand die Malerei durch das Künstlerpaar Zeuxis aus Herakleia (oder Ephesos) und Parrhasios aus Ephesos, beide um 400 v. Chr., die in edlem Wettstreit die Kunst auf eine bis dahin unerreichte Höhe hoben, bis sie mit dem Ende dieses Zeitraums in dem berühmten Apelles aus Ephesos ihren Gipfelpunkt erreichte.

Von Zeuxis und Parrhasios erzählt man, daß sie einst einen Wettstreit mit einander gehabt, ohne daß sie sich den Gegenstand ihrer Gemälde mittheilten. Als nun der Tag herangekommen war, stellte Zeuxis eine von ihm gemalte Weintraube auf, zu welcher die Vögel herbei eilten, um die Beeren zu fressen. Ueber diesen Beweis von der Natürlichkeit des Gemäldes erstaunt, wollte man auch das Bild des Parrhasios sehen, welches, mit einem Vorhange behängt, bei Seite stand. Zeuxis trat hinzu, um den Vorhang wegzuziehen; aber siehe da — der Vorhang selbst war gemalt! — Parrhasios gewann natürlich den Preis; denn wer das Auge eines Malers täuschen konnte, mußte ein größerer Künstler sein, als der, welcher nur Vögel täuschte

Apelles gilt als der größte Maler Griechenlands, besonders durch die Anmuth seiner Zeichnung, die Schönheit der Farbenmischung und die Richtigkeit der Beleuchtung. Er hat vielen Stoff zu Anekdoten geliefert.

So soll er die Gewohnheit gehabt haben, bei der öffentlichen Ausstellung seiner Gemälde sich hinter dieselben zu verstecken, um die Urtheile über dieselben zu belauschen.

Als er einst ein schönes Mädchen gemalt, das Bild ausgestellt und sich dahinter versteckt hatte, kam ein Schuster herbei und tadelte die Schuhe als unrichtig gezeichnet. Apelles verbesserte das Schuhwerk. Als am andern Tage der Schuster wieder vorbei ging und sah, daß der Maler seinen Tadel berücksichtigt hatte, hielt er sich für einen großen Kunstkenner und fand nun auch etwas am Beine auszusetzen. Da aber sprang Apelles unwillig hervor und rief dem eingebildeten Kunstrichter zu: „Schuster bleib bei deinen Leisten!" Dies soll der Ursprung des bekannten Sprüchworts sein.

Die **Baukunst**, welche von allen Künsten am meisten für das praktische Leben wirkt, wurde in Griechenland fast ausschließlich für öffentliche Gebäude in Anspruch genommen, da der republikanische Sinn keine Pracht an Privatwohnungen duldete, und man nur die Staatsgebäude für würdig hielt, mit allen Mitteln der Kunst aufgeführt zu werden. Aber für diese öffentlichen Gebäude wurde sie nun auch in einem Maße angewandt, daß uns die griechische Baukunst als Schöpferin unzähliger Wunderwerke erscheint. Weniger als die ägyptische und asiatische Architektur durch Massenhaftigkeit wirkend, war ihre Aufgabe Schönheit und Pracht, und selbst in den Trümmern ihrer Werke erkennen wir, wie sehr sie diese Aufgabe gelöst hat. Auch in der griechischen Baukunst, von deren Ursprung wir bereits sprachen, finden wir, außer diesen rohen Anfängen, der Zeit nach drei verschiedene Geschmacksrichtungen, die man mit den Namen dorischer, ionischer und korinthischer Stil bezeichnet, und welche sich ganz besonders in der Form und Konstruktion der Säulen, den Hauptbestandtheilen griechischer Bauwerke, äußerten; daher man denn auch von einer dorischen, ionischen und korinthischen Säulenordnung spricht.

Auf die Namen der vielen Meister, welche sich durch Bauwerke Denkmäler setzten, können wir hier nicht näher eingehen. Es muß uns genügen, im Allgemeinen zu bemerken, daß die meisten Wunder der Baukunst in Athen, und zwar zur Zeit des Perikles aufgeführt wurden.

Schon Kimon hatte angefangen, für die Verschönerung Athens durch Bauwerke zu sorgen; aber erst durch Perikles erhielt die Stadt ihre prachtvollsten Bauten. Dahin gehört vor allen Dingen das unter dem Namen der Propyläen (Vorhallen) so berühmte Thor, ein Werk des Atheners Mnesikles. Die Propyläen dienten als Eingang zu der Akropolis und bildeten ein breites, prachtvolles, ganz aus Marmor gefertigtes Säulenthor.



Kulturgeschichtliche Tafel V. Griechenland No. 1. (Erklärung siehe umstehende Seite.)

Erklärung der umstehenden kulturgeschichtlichen Tafel V. Griechenland No. 1.

Die obere Abtheilung der umstehenden kulturgeschichtlichen Tafel V. deutet die verschiedenen Richtungen der hellenischen Bauweise im Bilde an. In der Mitte erhebt sich ein Apollotempel, wie er einst zu Bassä von dem berühmten Baumeister Iktinos errichtet worden. Dem ernsten Charakter dieses dorischen Bauwerkes gegenüber steht die leichtere und gefällige ionische Richtung, vertreten auf unserer Tafel durch das (vom Tempel von Ilyssos stammende) Säulenstück in der rechten Ecke oben, während die reiche Architektur des korinthischen Stiles ihren Ausdruck in der (vom choragischen Monument des Lysikrates herrührenden) Säule oben links findet, die sich durch ein künstlicheres, der Form des Pflanzenkelches nachgebildetes und mittels Blattwerk verziertes Kapitäl charakterisirt.

Den Mittelgrund der Tafel füllt ein Fries, welcher in Reliefdarstellung ein griechisches Gastmahl versinnlicht. Zugleich sieht man auf dem Sockel im Vordergrunde verschiedene Erzeugnisse der Töpferkunst und verwandter Kunstgewerbe dargestellt. Es findet sich zunächst rechts eine umgestürzt liegende Amphora, d. h. ein Schöpfgefäß oder vielmehr Traggefäß mit zwei Henkeln, zur Aufbewahrung von Wein, auch Oel und anderen kostbaren Flüssigkeiten dienend; daneben steht ein mit reichem Bildwerk bedeckter zweihenkeliger etruskischer Krater, in welchem man bei Gastmahlen den Wein mit Wasser zu mischen pflegte. Links davon präsentirt sich eine kunstvoll gearbeitete Blumenvase mit Blattpflanzen, und vor derselben eine Speiseplatte, sowie eines jener eigenartigen griechischen Trinkhörner, welche mit Griff versehen in einen Thierkopf auslaufen. Man trank aus solchem Trinkhorne nicht mittels der weiten obern Oeffnung, wie es heute bei Festen unserer akademischen Jugend üblich ist, sondern man zog vielmehr den Wein aus einem unten am Rachen des Thierkopfes befindlichen Ausgusse in einem gedehnten Strahle in den Mund ein. Das weiter links folgende kassettenförmige Kästchen, welches hier auf einem prachtvollen, mit Sternen besäcten Kleiderstoffe angebracht ist, stellt einen Behälter zur Aufnahme der Eß- und Trinkgeschirre (Bauchvase und Gesichtsvase) vor, welche gleich jenem prunkvollen Kleiderstoffe wol zuerst in Asien gebräuchlich waren und zum Komfort des üppigeren asiatisch-griechischen Haushaltes gehörten. Hieran schließen sich noch verschiedene Trinkgefäße und nahe dem Rande links einige für Theaterzwecke dienende Gesichtsmasken. Den Rand selbst nimmt an dieser Stelle ein Thyrsosstab ein mit einem Pantherfell umwunden und von solcher Art, wie ihn die Bacchanten am Bacchusfeste zu tragen pflegten.

Die untere Partie unserer Tafel eröffnet einen Blick in das häusliche Leben der Griechen. Auf einem einfachen, aber schwungvoll gearbeiteten Lehnsessel sitzt eine vornehme griechische Frau, mit Spinnen beschäftigt; sie entwickelt den Faden mit Hülfe der bekannten einfachen Vorrichtung, wie sie noch bis spät in das Mittelalter üblich gewesen ist. Ein Kopfreifen schmückt ihr Haupt und ihr linkes Handgelenk umfängt eines jener Armbänder, für welche der hellenische Geschmack vorwiegend die Schlangenbildung erkor. Ihren Oberkörper umhüllt der Chiton, ein ärmelloses Hemd, das ohne Ueberfall über Brust und Rücken auf den Achseln geschlossen war. Die Kniee hat sie mit einem Umschlagetuch bedeckt. Zu ihren Füßen steht eine Art Korb und rechts davon ein Lichtträger (Kandelaber aus Bronze) in kunstvoller Verzierung, wie sie während der jüngern Epoche des Luxus in Aufnahme kam. Auf dem Boden liegen Thyrsosstäbe und ein Fächer, welche von Frauen und Mädchen beim öffentlichen Erscheinen getragen wurden und deshalb mit einem gewissen Prunk ausgestattet waren. — Die linke Hälfte der untern Gruppe unserer Tafel zeigt uns einen jungen Hellenen, welcher die Flöte bläst; hinter ihm ein Opferaltar; vor ihm die Formen verschiedener Musikinstrumente, Doppelflöte, Rohrpfeife und mehrere Saiteninstrumente, oben die aus älterer Zeit stammende, schwer und massig geformte fünfsaitige Lyra, unten leichter und schlank gebildete Arten der Leier, theils mit sieben, theils mit fünf Saiten. Die Figur zwischen dem Flötenbläser und der Spinnerin soll eine Büste des Homeros vorstellen.



Nicht minder großartig war das Parthenon (Jungfrauenzimmer), ein Tempel der jungfräulichen Athene, erbaut von Iktinos und Kallikrates. Das Parthenon stand auf der Akropolis und war der größte Tempel in ganz Athen. In einem länglichen Viereck erbaut, betrug seine Breite 37, seine Länge 86 Meter. Der Tempel selbst war von weißem Marmor aufgeführt, und rings um denselben herum liefen große, auf vielen Säulen ruhende Hallen. Seine Hauptzierde war Pheidias' Meisterwerk, die uns schon bekannte Statue der Athene.

Außer diesen merken wir noch als prächtige Bauten das Odeion, Museion und Prytaneion, lauter Gebäude für öffentliche Zwecke.

Und wenn sich auch an einigen anderen Orten größere und bewundernswerthere vorfanden, so standen sie doch dort vereinzelt, während Athen der Sammelplatz prachtvoller Bauwerke war und blieb.

Von den größeren Bauwerken im übrigen Griechenland genüge es, folgende zu nennen: Der Zeustempel zu Olympia, der große Tempel zu Eleusis, der Athenetempel zu Tegeia, der Apollontempel zu Delphi, der Tempel der Here auf Samos und der Tempel der Artemis zu Ephesos. Letzterer war ein so prachtvolles Bauwerk, daß man es zu den sieben sogenannten Weltwundern rechnete. An seinem Eingange las man die Worte: „Erkenne dich selbst!“ Die große Berühmtheit dieses Tempels verleitete i. J. 356 v. Chr. den Ephesier Herostratos, ihn niederzubrennen, um sich dadurch einen Namen zu machen. Die Griechen straften ihn für diese Frevelthat mit einem martervollen Tode; aber Herostratos hatte seinen Zweck dennoch erreicht; denn obgleich die Amphiktyonen allen Griechen bei harter Strafe verboten, den Namen des Frevlers zu nennen, so ist er dennoch auf die Nachwelt gebracht worden, weil kein Verbot je im Stande sein wird, die Geschichte zu betrügen. Jede wichtige That — sie sei gut oder böse — gehört ihr an, und sie verkündet den Ruhm der einen, wie die Schmach der andern im Dienste der Wahrheit.

Musik.

Der Begriff, welchen die Griechen mit dem Worte Musik verbanden, war ein sehr ausgedehnter, denn sie rechneten dazu alle schönen Künste, welche mit Hülfe der Töne wirken, also auch die Poesie und Redekunst; ja oft wurden alle rein geistigen, nicht mechanischen, die sogenannten Musenkünste oder auch musischen Künste, unter dem Ausdruck Musik verstanden. Wir nehmen hier das Wort in seiner jetzigen Bedeutung und reden also nur von der Tonkunst. Leider wurden uns darüber nur sehr unvollkommene Angaben überliefert, und demnach scheint die Musik der Griechen überhaupt keine bedeutende Rolle gespielt zu haben. Wenigstens kommt sie erst sehr spät als besondere Kunst vor, und wenn wir ihre Anfänge auch schon in den ältesten Zeiten finden, so trägt sie doch in diesem Falle nur den untergeordneten Charakter einer Begleiterin der Poesie. Die ersten Dichter waren alle mehr oder weniger Musiker, und Lyra und Flöte ihre einzigen Instrumente. Bald gewann die Musik eine politische Verwerthung, indem man sie beim Gottesdienste, bei Volksversammlungen, bei öffentlichen Spielen und ganz besonders in der Schlacht als Mittel benutzte, um die Begeisterung zu erhöhen. Unter den Männern, welche sich in diesem Zweige der Bildung auszeichneten, werden uns (um 550 v. Chr.) Sakadas als der vorzüglichste Flötenspieler und Lasos als der Erste erwähnt, welcher die Tonkunst theoretisch behandelte. Noch größere Verdienste erwarben sich später der uns schon bekannte Pythagoras, ferner der Freund des Perikles, Damon, und ganz besonders Aristoxenos, welcher zuerst eine förmliche Musikschule gründete. Durch die Bemühungen solcher Männer wurde die Musik auf eine Weise vervollkommnet, daß sie anfing, ihren einseitigen politischen Charakter zu verlieren und dem Vergnügen geweiht zu werden.

Die Männer der Staatsverwaltung waren mit diesen Fortschritten der Musik sehr unzufrieden, und man erzählt, daß die spartanischen Ephoren einst dem Sänger Timotheos

von Milet vier Saiten von seiner Zither schneiden ließen, damit sie die vorschriftmäßige Anzahl der Töne nicht überschritte. Aber diese eigenthümliche Art Censur erreichte ihren Zweck eben so wenig, wie es die heutige thut: die Musik fand nichtsdestoweniger immer größere Ausbildung. Sie kam mit dem Theater in Verbindung und dadurch auf die sicherste Bahn zur weitern Fortbildung.

Unter **Gymnastik** verstanden die Griechen das Gegentheil der Musik, nämlich alle diejenigen Künste, welche durch den menschlichen Körper als solchen zur Anschauung kommen. Dahin gehörte die Ringkunst (Palästrik), die Tanzkunst (Orchestik) und die Geberdenkunst (Mimik). Das Wort Gymnastik kommt her von dem griechischen Worte gymnos, nackt, weil man sich bei den Leibesübungen völlig entkleidete. In welch hohen Ehren die Gymnastik bei den Griechen stand, kann man aus der Wichtigkeit abnehmen, welche ihr in den öffentlichen Spielen beigelegt wurde. Wir haben bei Gelegenheit derselben das Wesentlichste der Gymnastik mitgetheilt; was darüber noch weiter zu sagen bleibt, werden wir unten ausführen, wo von den Sitten der Griechen die Rede ist. Denn von einzelnen ausgezeichneten Künstlern in der Gymnastik läßt sich nicht sprechen, da diese Kunst mehr oder weniger von dem ganzen Volke ausgeübt wurde.

Verfassung.

Wir wenden unsere Aufmerksamkeit zum zweiten Male diesem Gegenstande zu, um Einzelheiten nachzuholen, zu deren Ausführung sich beim vorigen Zeitabschnitt keine Gelegenheit bot. Dahin gehören zuerst die Betrachtungen über die griechische Kriegskunst.

Kriegswesen. Trotz der vielen und großen Siege, welche die Griechen errangen, war ihr Kriegswesen doch keineswegs in einem Zustande, den man nach heutigen Begriffen geordnet nennen würde. Es war mehr das moralische Uebergewicht, als die Kunst, wodurch die Griechen siegten; es war mehr der Muth und der Freiheitsinn, als die Disziplin; und sie lieferten den Beweis, daß es, um das Vaterland zu vertheidigen, weder eines großen Aufwandes an Mitteln bedurfte, noch der stehenden Heere, dieser Brustwehr der Despotien.

Die Art, wie die Kriege in älterer Zeit verliefen, können wir mit der Bemerkung übergehen, daß sie aus einzelnen Kämpfen bestanden, welche Mann gegen Mann, theils auf Streitwagen, größtentheils aber zu Fuß ausgefochten wurden. Wer die meisten Streiter verloren hatte, galt in der Regel als Besiegter.

In späteren Zeiten fing man zwar an, in Massen zu kämpfen; aber von einer eigentlichen Taktik konnte nur insofern die Rede sein, als Wahl und Benutzung des Terrains, Aufstellung der Schlachtlinie und Erspähung der günstigsten Angriffspunkte in Frage kommen, wobei das Genie des Feldherrn den Ausschlag geben mußte. War der Angriff einmal geschehen, und war es — wie dies ohne Schießwaffen nicht anders sein konnte — zum Handgemenge gekommen, so entschied der persönliche Muth der Krieger.

Nicht viel besser stand es um die Taktik der griechischen Seemacht. Anfangs waren die Angriffe zur See nichts als Piratenmanöver. Die einzelnen Schiffe suchten sich und griffen sich, Schiff gegen Schiff, an. Um die Zeit des Aufstandes der Jonier gegen Persien finden wir in den Tagen vor der Schlacht schon eine geordnete Stellung in zwei Treffen. Die Schiffe des ersten Treffens standen in Zwischenräumen von einander, so daß die Fahrzeuge des zweiten hindurch fahren konnten. Auch zur See entschied häufig die Wahl des Ortes, wie wir bei Salamis gesehen haben. Der Angriff war zweifacher Art: entweder Umschiffen, indem man die feindliche Linie zu überflügeln trachtete, oder Durchschiffen, indem man sie zu durchbrechen versuchte. Im Gefechte selbst suchte man die Schiffe dadurch zu bekämpfen, daß man sie auf der Seite angriff, um die Ruder zu vernichten und so das Schiff unbeweglich zu machen. Dann suchte man auf das feindliche Fahrzeug zu gelangen, auf welchem nun eine Metzelei begann, die in der Regel erst mit dem Tode des letzten Feindes endete.

So wurden die Seegefechte in der Regel blutiger als die Landtreffen; ja man hat berechnet, daß eine Seeschlacht der Alten im Verhältniß der kämpfenden Massen oft mehr Menschen dahinraffte, als heutzutage in drei solchen Schlachten geopfert werden.

Am wenigsten wurde in Griechenland die Reiterei gewürdigt, deren Anwendung man überhaupt erst seit Einführung der Republiken findet. Ursache des Reitermangels mag wol die Kostspieligkeit gewesen sein, da jeder Krieger sich selbst ausrüsten mußte, mithin blos die reichsten Bürger zu Pferde dienen konnten. Nur Thessalien besaß eine vortreffliche Reiterei; die Thessalier waren geborene Reiter, wie etwa heutigen Tages die Kosaken. Athen, welches noch von allen die stärkste Reiterei besaß, brachte zur Zeit seiner höchsten Blüte nur 1000 Mann zu Pferde auf. Deshalb suchten auch die griechischen Staaten in ihren Kriegen sich häufig der Hülfe Thessaliens zu versichern, nachdem ihnen die Vortheile der Reiterei augenscheinlich geworden waren.

Was die Kriegsrüstungen betraf, so war jeder Bürger in Athen vom 18. bis zum 58. Lebensjahre verpflichtet, in den Krieg zu ziehen, sobald das Vaterland denselben beschlossen hatte. Stehende Heere kannte man nicht; es würde sich auch der republikanische Sinn gegen deren Einführung gesträubt haben. Im Frieden war jeder Bürger Staatsgenosse, im Kriege Krieger; und dies naturgemäße Verhältniß war es vorzüglich, durch welches die Griechen in den Perserkriegen so glorreiche Siege errangen; denn jeder Kämpfer kämpfte für den eigenen Herd, für das eigene Vaterland, für die eigene Freiheit. Als Luxus und Verweichlichung des Volkes den Krieg wie eine drückende Last betrachten ließen und man deshalb Söldnertruppen einführte, hatte Griechenland den ersten Schritt zum Verfall seiner Größe und Freiheit gethan.

Wenn die Zahl der Feinde eine Verstärkung des Heeres gebot, so entschloß man sich dazu, die Sklaven zu bewaffnen; allein große Thaten hat man durch sie nie erzielt, denn wer für fremde Macht und Freiheit kämpft, ist meist kein tapferer Krieger. Mit Sklaven kann man nur durch die rohe Gewalt der Massen siegen.

Jeder Bürger war verpflichtet, sich selbst auszurüsten und zu unterhalten, bis Perikles den Sold der Truppen einführte und die Unterhaltung der Krieger dem Staate aufbürdete. Dadurch wurde der Krieger zwar von drückender Sorge befreit, allein das eigentliche Wesen des Nationalwehrstandes wurde dadurch vernichtet, und der republikanische Sinn untergraben.

Das Fußvolk bestand aus Schwerbewaffneten (Hopliten) und Leichtbewaffneten (Psilen). Die Letzteren, für den Angriff aus der Ferne und für das umherschweifende Kämpfen bestimmt, trugen keine Rüstung und führten nur Wurfspieß, Pfeil und Bogen. Die Ersteren, nur für den Angriff in der Nähe und das Handgemenge ausgerüstet, trugen Brustharnisch, Beinschienen, Helm, Schild, Schwert und Speer.

Mit dem Verluste des Schildes war Schande verbunden, nicht aber mit dem der Angriffswaffen, womit man die schöne und richtige Deutung in Verbindung bringen will, daß der rechtliche Zweck des Krieges nur die Vertheidigung sei. Es sollte ehrlos sein, sich nicht zu vertheidigen, aber keine Schande, nicht anzugreifen.

Die Reiterei war mit Brustharnisch, Helm und Beinschienen versehen; sehr häufig wurden auch die Pferde ganz oder zum Theil gepanzert.

Auf die Ausrüstung der Seemacht verwandte man den meisten Eifer und die größten Mittel, da in dem meerumspülten Griechenland die Herrschaft zur See die Herrschaft zu Lande in sich schloß. So kam es denn auch, daß die meisten Kriege in Griechenland durch die Seeschlachten zur eigentlichen Entscheidung gebracht wurden. Athen glänzte vor allen Staaten durch seine Seemacht, und wir haben schon in der politischen Geschichte gesehen, wie unendlich viel seit Themistokles für die Ausbildung der athenischen Flotte gethan wurde.

Da man von der Kunst des Segelns noch sehr wenig verstand, so blieb für das Fortbewegen der Schiffe nichts übrig, als das Rudern. Die Ruderer, bei jedem Fahrzeug 20 bis 50 an der Zahl, saßen an den Seiten des Schiffes in einer Reihe.

Als man sich überzeugte, daß die Geschwindigkeit eines Kriegsschiffes ein Haupterforderniß desselben sei, so nahm man auf die Vermehrung der Ruderer Bedacht, und dies konnte bei der damaligen Länge der Schiffe nur dadurch bewerkstelligt werden, daß man mehrere Ruderbänke über einander anbrachte. So entstanden mit der Zeit die Triremen (Schiffe mit drei Reihen der Ruderbänke über einander), die, von den Korinthern zuerst erbaut, sich so vortheilhaft erwiesen, daß man später die Flotten fast nur damit ausrüstete.

Die Strategen, d. i. die Feldherren, wurden zufolge des republikanischen Grundsatzes durch das Volk gewählt, da dies allein darüber entscheiden konnte, wen es für geschickt und würdig zur Führung hielt. Anfangs ging man dabei freilich zu weit, indem man die Wahl dem Zufalle des Loses überließ und zugleich mehrere Feldherren, aus jedem Stamme einen, erwählte, wie wir dies z. B. in der Schlacht bei Marathon gesehen haben. Die großen Nachtheile, welche hieraus entstanden, führten endlich auf das richtige System: nur einen Feldherrn, und diesen durch die Volksversammlung wählen zu lassen. In der Regel traf diese Wahl den einflußreichsten Staatsmann, falls man ihm Talent zum Heerführer zutraute, oder er dies Talent durch errungene Siege bereits bethätigt hatte. So wurden Themistokles, Kimon, Perikles, Alkibiades, Nikias, Kleon rc. zum Kommando berufen. In dem aristokratischen Sparta überließ man die Leitung des Heeres in der Regel den Königen. Allein wir haben gesehen, wie übel man daran in vielen Fällen gethan; denn obschon sich verschiedene spartanische Könige vor anderen Kronenträgern durch kriegerischen Muth auszeichneten, so fehlte ihnen doch häufig das Talent zum Heerführer. Auch mag diese Erfahrung wol mit die Veranlassung gewesen sein, daß andere Männer, z. B. Lysander, zu Strategen erwählt wurden, und daß man sogar von der später errichteten Würde eines Nauarchen (Befehlshabers zur See) die Könige ganz ausschloß.



Hoplite.

Staatsformen und Staatsleitung. Ursprünglich in den Händen von Königen (s. S. 358 ff.), welche, nach dem Volksglauben aus göttlichem Geschlechte stammend, sowol als Richter (Kraft des von Zeus auf sie übergegangenen richterlichen Scepters) wie als Heerführer und Oberpriester das Volk gleichsam bei der Gottheit vertraten, ging die Staatsgewalt später, seit dem Verfall und Aussterben der Königsgeschlechter, in die Hände der Edlen, die der besseren (aristokratischen) Familiengeschlechter über, und aus solchen Aristokratien entwickelten sich dann weiterhin, durch Unterdrückung des aristokratischen Rathes und durch Verlegung der Staatsherrschaft in die gesammte Volksgemeinde das eigentliche Wesen der Demokratie. Erleichtert wurde solche Wandlung durch den Umstand, daß während der hier in Betracht kommenden Periode der hellenischen Geschichte die verschiedenen griechischen Staaten in einzelne Städte aufgingen mit einem mehr oder weniger ausgedehnten Gebiete, ähnlich den früheren deutschen freien Reichsstädten, und einige auch nicht umfangreicher als diese. Ihre Verfassungen wichen in Einzelheiten oft sehr von einander ab, aber sie kamen alle wenigstens darin überein, daß es freie Verfassungen waren, die ihre Bürgschaft in dem Hauptgrundsatze hatten, daß das Volk kein Unterthan, sondern sein eigener Herr sein, oder mit anderen Worten, daß es sich selbst regieren müsse. Die Hauptformen der Staatsleitung lassen sich, wenn sie auch nicht überall rein und ungemischt als solche bestanden, doch im Allgemeinen als Aristokratie und Demokratie bezeichnen.

Die Aristokratie (Herrschaft der Besten) ging von dem Grundsatze aus, daß das Recht zur Staatsleitung nur den durch Geist, Geburt, Vermögen oder Talent bevorzugten Bürgern zustehe. Aber die griechischen Aristokratien, weit entfernt, das Volk von der Gesetzgebung und den wichtigen Staatsangelegenheiten auszuschließen, beschränkten sich vielmehr, wie z. B. in Sparta, auf die Verwaltung der obrigkeitlichen Aemter, bei welchen auch hin und wieder Erblichkeit stattfand. Wurde solche Erblichkeit allgemein, und kam dadurch die Staatsverwaltung in die Hände einzelner Familien, so war dies eine Ausartung des ursprünglichen aristokratischen Prinzips, und diese Regierungsform erhielt den Namen Oligarchie, womit die Griechen den wahren Begriff der Freiheit nicht zu verbinden vermochten. Daher war die Oligarchie im Allgemeinen verhaßt und wurde, wo sie einem Staate aufgezwungen war, sobald wie möglich gestürzt, wie wir dies bei den athenischen und thebanischen Oligarchen gesehen haben.

Die Demokratie (Herrschaft des Volkes) ging von dem Grundsatze aus, daß alle Bürger gleiches Recht an der Staatsleitung haben, mithin auch die Besetzung der obrigkeitlichen Aemter von der Wahl der Bürger abhängt. Auch diese Regierungsform konnte ausarten, wenn die unwissende und unverständige Masse über die Verständigeren den Sieg davon trug; und in diesem Falle wurde die Demokratie zur Ochlokratie oder Pöbelherrschaft, die zwar weniger gehaßt, aber desto mehr gefürchtet ward.



Hellenische Krieger.

Im Allgemeinen bewegten sich die griechischen Staaten in dem reinen aristokratischen oder demokratischen Elemente. In beiden Fällen lag die eigentliche Leitung des Staates, in der Volksversammlung; und nur der ausführende Theil der Staatsverwaltung, so zu sagen das Räderwerk der Staatsmaschine, die Obrigkeit, war verschiedener Art. In der Aristokratie bestand sie aus den Gliedern der bevorzugten Familien, in der Demokratie wurde sie aus Männern des Volkes durch die Wahl des Volkes gebildet. Ueberall war sie nicht im Besitz einer Obergewalt, sondern vom Volke abhängig, mußte diesem von ihrer Verwaltung Rechenschaft ablegen und konnte von ihm zur Verantwortung gezogen werden.

Die Volksversammlung blieb also in Griechenland der Geist, der den ganzen Staatskörper belebte und regierte, und in diesem Verhältnisse eben lag die Freiheit der Verfassung; denn der Regel nach wird ein Volk nie etwas unternehmen, was seine Interessen schädigt und seine Freiheit beschränkt. Wenn wir nun in der griechischen Geschichte einzelne Männer auftreten sahen, welche eine Art Staatsgewalt ausübten, so geschah dies auf keine andere Weise, als daß sie durch ihren überwiegenden Geist, durch den Ruhm kriegerischer Großthaten, aber namentlich durch die Macht der Rede die Volksversammlung nach ihren Ansichten und Plänen lenkten. Sie wurden auf diese Art Leiter des Volkes (Demagogen) und dadurch zugleich Leiter des Staates, ohne daß sie genöthigt waren, ein besonderes Amt zu verwalten, wenn ihre Eigenschaften oder Neigungen mit demselben nicht im Einklange standen. So war denn jedem Talente der Weg zur höchsten Macht geebnet, und

zu gleicher Zeit die große Aufgabe gelöst: wie der Würdigste und Talentvollste in den Besitz der Regierungsgewalt zu bringen sei. Er erhielt sie durch das Volk, ohne daß man sie ihm gab; er übte sie aus, ohne daß man ihm unterthan war; und er verlor sie durch das Volk, ohne daß man sie ihm nahm.

Staatswirthschaft. Worauf die Staaten unserer Zeit einen so großen Werth legen, und was dem Volke selbst wichtiger ist, als alle Freiheit: ein geregelter Zustand des Staatshaushaltes — das spielte in den Augen der Griechen nur eine mehr untergeordnete Rolle. Um diese Erscheinung natürlich zu finden, müssen wir uns zurückrufen, was schon früher über die griechische Kultur im Allgemeinen gesagt worden ist. Der Grieche, jeder Tyrannei abhold, war auch nicht Sklave des Geldes. Er brauchte es nicht zu sein; und mehr, als in allen übrigen Beziehungen, ist er hierin beneidenswerth, denn die Tyrannei des Geldes wird die Mutter jeder andern Tyrannei!

Wenn wir der Staatswirthschaft der Griechen einige nähere Betrachtungen widmen wollen, so müssen wir uns dabei leider nur auf den Staatshaushalt Athens beschränken, weil nur über diesen ausführlichere Nachrichten vorliegen. In einigen Staaten, namentlich in Sparta, wo durch das Lykurgische Gesetz die Bedürfnisse vereinfacht waren, scheint von einer Staatsökonomie gar nicht die Rede gewesen zu sein, und die übrigen Städte werden ihren Staatshaushalt mehr oder weniger nach dem Beispiele Athens geregelt haben.

Fragen wir zuerst nach den Bedürfnissen des athenischen Staates, so treten uns vor Allem diejenigen entgegen, welche durch die Aufrechterhaltung der Ehre und des Glanzes bedingt wurden, zwei Begriffe, welche den Griechen über Alles gingen. Oeffentliche Denkmäler, große Bauten, glänzende Feste, prachtvolles Auftreten den anderen Staaten gegenüber, Flotte und Kriegsrüstungen, das alles waren Dinge, welche bedeutende Mittel erforderten. Dagegen kannte man viele andere Bedürfnisse, welche manche Staaten jetziger Zeit zu ihren dringendsten rechnen, gar nicht. Es gab keinen König, dessen Hofhalt einen großen Theil der Landeseinkünfte in Anspruch nahm; es gab keine stehenden Heere, welche die Hälfte der Landeseinnahmen verzehrten; es gab nicht jene Unzahl besoldeter Beamten, wie wir sie in den Staaten der Neuzeit antreffen; und selbst als der Krieger- und Beamtensold eingeführt wurde, stand derselbe in keinem Mißverhältnisse mit den Kräften des Staates, weil einmal die Zahl der Besoldeten mit der der amtlosen Bürger, und zum Anderen die Höhe der Besoldung mit der Leistung des Besoldeten in keinem solchen Mißverhältnisse stand, wie man dies heutzutage leider nicht selten findet.

Finanzen. Nichtsdestoweniger waren die Bedürfnisse des athenischen Staates immer noch bedeutend. Aber die Art, wie die Mittel zur Befriedigung derselben aufgebracht wurden, verlor für das Volk manches Drückende, da man als Hauptgrundsatz des Steuersystems das einzig richtige Prinzip aufgestellt hatte: Jeder Bürger muß zur Staatseinnahme nach Verhältniß seines Vermögens beitragen. Indem man diesen Grundsatz, den wir schon bei Erwähnung der Leiturgien herrschend finden, überall aufrecht erhielt, bewahrte man die einzelnen Glieder des Staates auf der einen Seite vor Verarmung, auf der anderen verhütete man übermäßigen Reichthum. Die große Kluft zwischen Ueberfluß und Dürftigkeit, wie wir sie heute oft antreffen, kam nicht zur Erscheinung, und so blieb der größte Krebsschaden, an welchem ein Staatskörper leiden kann, den Griechenstaaten fern.

Um den Grundsatz der Besteuerung nach Verhältniß des Vermögens gleich in der Hauptaufgabe, der direkten Steuer, zur Anwendung zu bringen, hatte man eine Art Einkommensteuer eingeführt, die sich bei dem Grundbesitz nach dem Ertrage der Grundstücke, bei sonstigem Vermögen nach der Größe desselben richtete. Um hierüber eine Art Kontrole möglich zu machen, waren strenge Strafen auf eine falsche Angabe des Vermögensstandes festgesetzt, und zugleich bestand eine Verordnung, nach welcher Jeder, der sich einer falschen Angabe verdächtig gemacht hatte, gezwungen werden konnte, sein gesammtes Vermögen für die von ihm angegebene Summe auszutauschen.

Damit man die Reicheren sicherer zu einer größeren Leistung von Abgaben heranziehe, wurde eine indirekte Steuer eingeführt, indem man eine bedeutende Auflage auf Luxusgegenstände legte. Dahin wurde aller Aufwand in Kleidern, Schmuck, Pferden &c. gerechnet, sowie auch die außergewöhnlichen Mittel der Gelderwerbung. Ein Zoll für den Verbrauch inländischer Produkte bestand nur auf den Märkten, wo für die dort feilgebotenen Waaren eine Abgabe bezahlt wurde. Für auswärtige eingeführte Waaren wurden nur in See- und Hafenstädten Zölle erhoben, welche fast durchgängig verpachtet waren.



Eintreffen naturhistorischer Seltenheiten. Zeichnung von H. Leutemann.

Die indirekten Steuern wurden fort und fort erhoben, während man die direkten nur dann einzuziehen pflegte, wenn sich das Bedürfniß dazu herausstellte. Die Volksversammlung, der natürlich das Recht zustand, die Größe der Auflage zu bestimmen, verfügte in diesem Falle nach Maßgabe des Bedürfnisses die aufzubringende Summe, und diese wurde alsdann auf die Steuerpflichtigen vertheilt, im Verhältnisse der dem Abgabesystem zum Grunde liegenden Schätzung, welche Timema hieß. So geschah es, daß in manchen Jahren gar keine, in anderen wieder eine desto größere Abgabe erhoben wurde. Immer aber traf die Reicheren die größere Last, wie dies naturgemäß auch nicht anders sein sollte.

Die **Verwaltung der Finanzen** war in der Regel ein Magistratsamt, das in Sparta den Ephoren, in Athen dem Rathe der Fünfhundert oblag. Doch geschah es auch, daß sich einzelne Staatsmänner in den Besitz der Finanzverwaltung zu bringen wußten. Wenn sie aber hierbei die durch das Gesetz bestimmten Ausgaben etwa überschritten, so thaten sie dies auf ihre eigene Gefahr, weil sie einer Rechnungsablegung nie entgehen konnten; und wehe ihnen, wenn die gemachten Ausgaben die Zustimmung des Volkes nicht erhielten; man würde sich nicht nur an ihrem Vermögen schadlos gehalten, sondern sie auch als unredliche Staatsverwalter dem strengsten Gericht überantwortet haben.

Handel und Industrie.

Kein Land hatte vielleicht eine für den Handel günstigere Lage als Griechenland, und doch wurde von keinem Volke dieselbe verhältnißmäßig weniger ausgebeutet als von den Griechen. Ursache davon war der schon öfter erwähnte Mangel eines Antriebes durch die Noth oder die Gewinnsucht. In späterer Zeit kam zwar der Handel, der übrigens einer fast unbeschränkten Freiheit genoß, mehr in Blüte; aber immer waren es nur einzelne Staaten, und namentlich die Kolonien, welche ihn zur Hauptsache ihres Strebens machten, auch blieb jederzeit der Handel nur auf die angrenzenden Meere beschränkt. Von den griechischen Staaten des Festlandes waren es fast nur Athen und Korinth, welche eine größere Entfaltung der Handelsmacht erreichten; unter den Kolonien sehen wir namentlich Byzanz, Rhodos, Syrakus und Massilia sich durch den Handel zu bedeutender Macht aufschwingen.

Aus demselben Grunde, der die Griechen ihren Handel vernachlässigen ließ, blieb auch die Industrie auf einer niederen Stufe, und von der Wichtigkeit, welche wir heutzutage diesem Erwerbszweige beilegen, hatten die Griechen keine Ahnung. Der Beschäftigung mit den Staatsangelegenheiten von ganzer Seele hingegeben, erschienen ihnen die niederen Gewerbe als etwas so Kleinliches und Unwürdiges, daß sie dieselben fast ausschließlich den Sklaven überließen. Von dem Sklavenwesen der Griechen werden wir bei den Sitten noch ausführlicher sprechen. Hier müssen wir nur erwähnen, daß die Sklaverei, womit man freilich nicht den heutigen Begriff verbinden darf, außerordentlich viel zur Ausbildung des Sinnes für das Staatswesen beitrug, indem man den Sklaven alle niederen Verrichtungen des Lebens übertrug, ihnen die Ausübung der Handwerke, des Kleinhandels und aller kleineren Gewerbe anheim gab, und dadurch Zeit und Muße übrig behielt, sich den Angelegenheiten des Staates zu widmen. Daher kam es denn auch, daß mit diesen von Sklaven betriebenen Erwerbszweigen ein verächtlicher Begriff verbunden war, der sogar vom Gesetz bestätigt wurde, indem dergleichen Gewerbtreibende, d. h. auch Nichtsklaven, von dem Rechte der freien Bürger an der Staatsverwaltung häufig ausgeschlossen wurden. Werkstätten und Fabriken zu besitzen und zu leiten, gab hingegen keinen Makel; aber die eigentlichen Arbeiten in denselben wurden der Regel nach nur von Sklaven betrieben.

Es ist hier der Ort, auch Einiges über das griechische Geldwesen zu sagen. Dem älteren Griechenland scheint geprägtes Geld ganz unbekannt gewesen zu sein. Zur Zeit Solon's war aber gemünztes Silbergeld bereits im Umlaufe, denn wir finden, daß in dessen Gesetzgebung auf die Verfälschung desselben die Todesstrafe stand. Auch haben wir gesehen, daß schon Lykurg eiserne Münzen prägen ließ, so daß man annehmen kann, das Geld sei zur Zeit der republikanischen Verfassungen in Griechenland bekannt geworden, und die Gründung von Kolonien habe seine Einführung zur leichteren Betreibung des ausländischen Handels veranlaßt.

Man sagt, ein gewisser Phidon aus Argos soll um 900 v. Chr. zu Aegina das erste Silbergeld geprägt haben. Die Kunst des Münzens erreichte bei den Griechen, wie andere Kunstzweige, eine seltene Ausbildung; auch sind ihre Silbermünzen so schön, daß bis jetzt noch kein Volk ähnliche geliefert hat. Allerdings hat ein geregeltes Münzsystem nie bestanden, und die hier folgenden Angaben beziehen sich nur auf Athen und die Zeit nach Solon.

Die geprägten Münzen waren von Silber, die kleineren von Kupfer; griechische Goldmünzen sah man selten. Dagegen waren sehr viele ausländische Goldmünzen, namentlich lydische und persische, im Umlauf. Die ungeprägten Münzen, die sogenannten eingebildeten, welche nur dazu dienten, um größere Summen bequemer auszudrücken, wie früher in Deutschland „Pfund Heller", oder jetzt in England „Pfund Sterling", nahmen ihren Namen, wie diese, von einer Gewichtsbenennung, nämlich Talent und Mine, deren Werth in den verschiedenen Gegenden, ja selbst zu verschiedenen Zeiten sehr abweichend war.

Das attische Talent, welches zu 60 Minen gerechnet wurde, betrug ungefähr 4120 Mark unseres Geldes; die attische Mine, zu 100 Drachmen gerechnet, 68—69 Mark.

Diese Drachme, ursprünglich ebenfalls ein Gewicht, war die eigentliche Rechnungsmünze in Athen. Man berechnete Alles nach Drachmen, wie man z. B. im Deutschen Reich Alles nach Mark bestimmt. Der Werth einer Drachme betrug gegen 66 Pfennige nach deutschem Gelde.



Münzen verschiedener hellenischer Städte oder Gemeinwesen.

a Athen; die große (zum Werth von 800 Mark geschätzte) Goldmünze. Avers: ein alterthümlich geformter Pallaskopf mit eigenthümlich verziertem Helm. Revers: Eule mit Lorbeerzweig und Halbmond nebst Inschrift „Athe . .“ (Athen prägte auf seine Münzen regelmäßig seine Schutzgöttin Pallas und deren Vogel.) — *b* Byzanz; Silbermünze. Avers: epheubekränzter Bacchuskopf (auf anderen Münzen auch ein Poseidon, Apollon oder Artemis, oder der Heros Byzas). Revers: eine Weintraube. — *c* Messene; Silbermünze. Avers: Zeushaupt mit Diadem. Revers: Dreifuß-Altar mit Inschrift „Apollonidas“ in einem Lorbeerkranz. — *d* Athen; Erzmünze. Avers: Tempelbild der Pallas. Revers: die Akropolis. — *e* Theben (in Böotien); Silbermünze. Avers: böotischer Schild (erhaben geprägt). Revers: der zu Theben besonders verehrte indische Bacchus mit Epheukranz. — *f* Lakedämon (Sparta); Silbermünze (aus der Zeit nach dem Peloponnesischen Kriege, da vorher Sparta nur eiserne Münzen prägte). Avers: vollbärtiges und mit Diadem geschmücktes Haupt des Herakles. Revers: innerhalb eines Olivenkranzes eine hohe Amphora zwischen den Kegelmützen der Dioskuren, welche nach der Sage die Leda von Zeus und von ihrem Gatten, dem lakedämonischen Könige Tyndareus, empfangen; ferner oben zwei Sterne und dazwischen die Buchstaben LA—DA, d. h. La(ke) da(imon). — *g* Delphi; Silbermünze. Avers: Apollon Musagetes, die Leier spielend. Revers: der dreifüßige Altar. — *h* Miletos; Erzmünze. Avers: belorberter Apollonkopf (wegen des berühmten, von der Stadt Ephesos dem didymäischen Apollon erbauten Tempels). Revers: ein schreitender Löwe, der sich nach einem Stern umsieht. — *i* Ephesos (die Stadt der Artemis und ihres weltberühmten Tempels); Goldmünze. Avers: Artemiskopf mit Diadem und hinter dem Nacken Bogen und Pfeil. Revers: das alte ephesische Artemisbild mit Strahlen um das mondförmig eingefaßte Antlitz und mit zahlreichen Brüsten; an beiden Händen Ketten mit Geschmeide, dazwischen ein Hirsch und eine Biene, das ursprüngliche Symbol der Natur. — *k* Syrakus; Goldmünze. Avers: Kopf der Flußnymphe Arethusa, unter deren mit Diadem geschmückten Haaren Delphine hervorkommen. Revers: Figur mit Viergespann, gekrönt von einer Siegesgöttin; unten eine Aehre. — Samos; Silbermünze. Avers: Löwenkopf (deutend auf die Machtzuversicht der Samier). Revers: Vordertheil eines Stieres. — *m* Aegina; Silbermünze. Avers: Meerschildkröte. Revers: ein vertieftes Viereck und in einem der vier ungleichen Theile ein Delphin.

Die kleineren Münzen und ihre Werthe waren folgende:

1 Drachme	(= 66	Pfg.)	enthielt	1½ Tetrobolon
1 Tetrobolon	(= 44	„)	„	2 Diobolon
1 Diobolon	(= 22	„)	„	2 Obolos
1 Obolos	(= 11	„)	„	2 Hemiobolion
1 Hemiobolion	(= 5½	„)	„	2 Dichalkus

1 Dichalkus	(= $2^3/_4$ Pf.)	enthielt	2	Chalkus
2 Chalkus	(= $1^3/_8$ „)	„	7	Lepton
1 Lepton	(= $^{11}/_{56}$ „)	war die kleinste Münze.		

Von diesen Münzen waren die letzten drei aus Kupfer geprägt, die übrigen aus Silb[illegible]. Die größeren aus Silber geprägten Münzen als Drachmen waren folgende:

2 Drachmen gaben 1 Didrachme (= 1 Mark 32 Pfg.)
2 Didrachmen „ 1 Tetradrachme oder Stater (= 2 Mark 64 Pfg.)
$1^1/_4$ Tetradrachme gab 1 Pentadrachme (= 3 Mark 30 Pfg.).

Obgleich von einem eigentlichen Papiergelde in Griechenland nie die Rede ist, [illegible]scheint man die Vortheile desselben doch begriffen zu haben, denn wir finden in [illegible] griechischen Ländern einen Ersatz dafür in gewissen Münzzeichen, die der Staat [illegible] seiner Garantie und für den inneren Verkehr an der Stelle von baarem Gelde aus[illegible].

Man bediente sich dazu eines Materials von geringem Werthe: des Eisens, des Er[illegible] sogar des Leders. Der Staat versah diese Münzzeichen mit einem Stempel und legte ih[illegible] einen willkürlichen Werth bei, für dessen wirklichen der Staatsschatz Bürgschaft leiste[illegible].

Wir kommen nun zum Schlusse der gegenwärtigen Abtheilung noch auf die hel[illegible]nischen Sitten und leiten diesen Abschnitt durch eine bildliche Darstellung ein, welche [illegible] ein Stück griechischen Lebens veranschaulicht:

Im Mittelgrunde rechts ein sitzender Töpfer, der auf offenem Markte seine Erzeugni[illegible] feilhält und im Feilschen begriffen ist mit zwei dorischen Bauern in jener groben Tracht, wie sie noch bis heute sich bei einzelnen Völkerstämmen der Balkanhalbinsel erhalten ha[illegible]. Dahinter griechische Sklavinnen, welche von der Herrin erkaufte Waaren nach Hau[illegible] tragen. Weiter links ein Spartaner in seiner einfachen Tracht, von kräftigem [illegible] [illegible] einherschreitend. Neben und hinter ihm Athener und Athenerinnen in ihrer feineren, ge[illegible]wählteren Kleidung.

Die obere und untere Partie des Bildes sowie die Randstücke zeigen uns griechisch[illegible] Waffen, Helme und Rüstungen. In der oberen Ecke links ein Bild der Pallas Athene, und zwischen den Helmen Olivenkränze, bestimmt zum Schmucke verdienter Bürger ode[illegible] auch der Preisträger, welche bei den Spielen zu Ehren der Pallas Athene den Sieg errange[illegible].

Sitten.

Wenn wir hier auf die Sitten des griechischen Volkes unser Augenmerk richten, [illegible] müssen wir bevorworten, daß uns vorzugsweise nur die Athener beschäftigen können. Den[illegible] von der Lebensweise der übrigen Staaten ionischen Stammes fehlen uns ausführliche[illegible] Nachrichten; und was Sparta und die verwandten Länder betrifft, so haben wir das Be[illegible]züglichste aus deren Lebensweise, die sich ohnehin im Laufe der Zeiten nur wenig änderte, schon früher bei Betrachtung der Lykurgischen Verfassung kennen gelernt.

Wir beginnen mit der Erziehung, als demjenigen Gebiete, welchem von Seite[illegible] der griechischen Gesetzgebung mit Recht die größte Sorgfalt gewidmet worden ist. Den[illegible] gerade die Erziehung bedingt das eigentliche Schicksal des Menschen; was ihm durch die[illegible] zuertheilt worden, das wird er auch durch alle Bemühungen seines künftigen Lebens nicht ganz loswerden können. Wer zum Sklaven erzogen wurde, wird niemals ein ganz freier Mann, und wer das Glück hatte, zu einem Freien erzogen zu werden, kann niemals völlig Sklave sein, und wenn er auch Zeitlebens in Ketten schmachtete.

Dem neugeborenen Kinde ertheilte der Staat noch keine Rechte; es war das Eigen[illegible]thum seines Erzeugers, und dieser mußte ihm erst das Recht der Existenz ausdrücklich zu[illegible]sprechen. Wenn der Vater sich nicht ermuthigt fand, sein neugeborenes Kind zu erziehen, entweder weil es nicht recht gesund und lebensfähig, oder weil er sich für zu dürftig hielt, so weihte er es entweder dem Tode oder setzte es aus, und Derjenige, welcher es im letzteren Falle aufnahm, hatte das Recht, es als Sklaven zu erziehen und zu behalten.



Kulturgeschichtliche Tafel VI. Griechenland No. 2.

Um seinen Urtheilspruch über das Neugeborene abzugeben, wurde es gleich nach der Geburt dem Vater zu Füßen gelegt. Hob er es auf, so ertheilte er ihm dadurch das Kindesrecht und war nun zur Erziehung des Kindes verpflichtet. Es scheint dieser nach unseren Begriffen barbarischen Sitte die Ansicht zu Grunde gelegen zu haben, daß die Kindererzeugung nicht der Hauptzweck, sondern nur eine natürliche Folge der Ehe ist.

Die in einem Hause stattgefundene Geburt wurde an dem Hause selbst dadurch angezeigt, daß man vor dasselbe einen Kranz von Oelzweigen aufhing, wenn das Kind ein Knabe war. Wenn es aber ein Mädchen war, nahm ein wollenes Band die Stelle des Kranzes ein. Man wollte durch diese Zeichen die künftige Bestimmung des Neugeborenen andeuten; der Oelkranz galt als Sinnbild der Erwerbung, das wollene Band als Symbol weiblicher Arbeiten.

Mehrere Tage nach der Geburt, gewöhnlich am siebenten oder zehnten, gaben die Eltern sämmtlichen Verwandten einen Opferschmaus, wobei das Kind seinen Namen erhielt, dessen Wahl den Eltern überlassen war. Da die Griechen eigentliche Familiennamen nicht kannten, so wurden für Knaben die Namen großer Männer oder berühmter Vorfahren gern erneuert; und da die Sitte jedem Kinde nur einen Namen gestattete, so fügte man zur näheren Bezeichnung dem Namen des Kindes den des Vaters bei; z. B. Sokrates, des Sophroniskos Sohn, ein Gebrauch, der bei den weltgeschichtlichen Namen füglich ganz wegfallen kann.

Zwischen dem ersten und dritten Lebensjahre wurden dem Kinde seine künftigen Bürgerrechte zugesichert, indem man seinen Namen in die Listen der Stämme eintragen ließ, wobei die Eltern die Echtheit der Geburt, d. h. die Thatsache beschwören mußten, daß das Kind aus der gesetzmäßigen Ehe eines Bürgers und einer Bürgerin entsprossen war.

Es geschah diese Eintragung in die Stammlisten gewöhnlich bei dem zu Ehren des Zeus und Dionysos gefeierten athenischen Volksfeste der Apaturien, sie war mit besonderen Feierlichkeiten verbunden. Bei demselben Feste, und zwar an seinem dritten Tage, gebot die Sitte den gereiften Jünglingen, sich zum ersten Male das Barthaar scheeren zu lassen, zum Zeichen ihrer erlangten Mannbarkeit.

Die erste Erziehung des Kindes war rein häuslich, nur die Eltern übten sie aus; diese waren aber verpflichtet, nach den über die Erziehung bestehenden Vorschriften zu verfahren, womit jede Gesetzgebung den Anfang machte. Die weitere Erziehung theilte sich zwischen den Eltern und den öffentlichen Schulen, bis sie mit dem 18. Lebensjahre des Zöglings als vollendet angesehen wurde.

Sparta vielleicht ausgenommen, hat kein Volk den öffentlichen Schulen eine größere Sorgfalt gewidmet als die Athener. Aber von Seiten des Staates wurden nur die eigentlichen Volksschulen errichtet, wo die Kinder blos das erlernten, was ihnen für ihren Beruf als Staatsbürger nöthig war; die Erwerbung einer gelehrten Bildung war Privatsache, und es mochten dafür die Eltern Lehrer annehmen, welche sie wollten. Doch war dieser höhere Unterricht, dessen sich die Sophisten fast ausschließlich bemächtigt hatten, ziemlich theuer, und Protagoras von Abdera z. B. nahm für die vollkommene Ausbildung eines Schülers nicht weniger als 100 Minen.

Die eigentlichen Volksschulen verfolgten ein zweifaches Ziel der Ausbildung: die des Körpers durch die Gymnastik, und die des Geistes durch die Musik oder die Musenkünste.

Zur Uebung in der Gymnastik dienten die danach benannten Gymnasien, deren es in Athen drei gab: im Lykeion (Lyceum), zu Kynosarges und in der Akademie. Die Gymnasien, in welchen auch zugleich der Unterricht in den Musenkünsten ertheilt wurde, waren weitläufige, von Gärten umgebene Gebäude mit mehreren großen Höfen. In dem ersten derselben befanden sich an drei Seiten breite, mit Sitzen versehene Hallen, die Räumlichkeiten für den geistigen Unterricht. An der vierten Seite waren verschiedene Gemächer für Bäder und die sonstigen Bedürfnisse des Gymnasiums angebracht. Ein zweiter

Hof, Xystos genannt, war zur Uebung im Ringen, Kämpfen ꝛc. bestimmt; und jenseit desselben befand sich die große Bahn für die Wettläufer.

Nach Erreichung des 18. Jahres wurde der Jüngling in die Klasse der Epheben (Mannbaren) aufgenommen, in der Regel zwei Jahre auf Reisen geschickt und bei seiner Zurückkunft in die Volksliste eingetragen, wodurch ihm alle Rechte eines athenischen Bürgers, zugleich aber auch alle Pflichten eines solchen zuerkannt wurden.

Das Reisen war damals mit so geringen Kosten verknüpft, daß die Vortheile desselben auch den weniger Begüterten zu Theil werden konnten. So kostete die Ueberfahrt von Aegypten bis nach Attika (120 Meilen) für eine ganze Familie nicht mehr als 2 Drachmen.

Zu den vorzüglichsten Rechten des neuen Bürgers gehörte die Befugniß, der Volksversammlung beizuwohnen, seine Stimme darin abzugeben, sich um Staatsämter zu bewerben und sein Vermögen selbständig zu verwalten.

Unter den Pflichten des Bürgers stand die Vertheidigung des Vaterlandes oben an. Er mußte sich dem Kriegsdienste widmen, und wir haben schon früher gesehen, daß dies bis zur Zeit des Perikles unentgeltlich geschah.



Haartracht griechischer Frauen.

Trotzdem Perikles den Sold der Truppen eingeführt, und hiermit den ersten Schritt zu der Errichtung besoldeter Heere gethan hatte, so war es doch seine Sorge gewesen, den damit verbundenen Nachtheilen für die Freiheit dadurch zu steuern, daß er die oberen Stellen verhältnißmäßig sehr gering besoldete. Wenn in den Armeen der Jetztzeit der mühsamsten Stelle ein karger und den bequemeren Posten ein sehr reichlicher Gehalt zugemessen ist, so fand ein solches Mißverhältniß bei dem athenischen Heere niemals statt; ein Unteranführer erhielt damals nur das Doppelte, der Oberfeldherr nur das Vierfache des gemeinen Soldes.

Indem wir jetzt zu der wichtigsten aller gesellschaftlichen Einrichtungen, zur Ehe, übergehen, müssen wir vorher noch einen Blick auf die Stellung der athenischen Frauen werfen. Sie standen im Allgemeinen nicht in derjenigen Achtung, welche ihnen in jetziger Zeit bei allen gebildeten Nationen gezollt wird. Denn obgleich sie in dem, was wir gewöhnlich weibliche Tugend nennen, vielleicht nicht übertroffen werden konnten, so war diese Tugend in den Augen der Griechen doch nicht ausschließlich die Eigenschaft, durch welche sich ein Weib Anspruch auf Verehrung erwarb. Dazu verlangten die Athener körperliche und geistige Reize, Schönheit, Bildung, Liebenswürdigkeit, Geist und Geschmack; aber hierin fehlte den athenischen Frauen viel, besonders hinsichtlich der geistigen Anziehungspunkte, denn ihr

von der Männerwelt fast ganz abgeschlossenes Leben und die deshalb abgesonderte Erziehung der Mädchen ließ viele geistig unentwickelt, und so vermochten die meisten niemals durch ihren Umgang den Männern höhere Genüsse zu bereiten. Einerseits suchte nun die Männerwelt durch Befriedigung des unter dem Namen der griechischen Liebe bekannten unnatürlichen Triebes einen Ersatz dafür, auf der anderen Seite gewannen die Hetären dadurch immer mehr Gönner und Einfluß. Es waren diese griechischen Hetären eine Klasse weiblicher Geschöpfe, die es sich zur Lebensaufgabe machten, frei von den Schranken der Sitte, im Umgange mit Männern sich auf eine höhere Stufe der Bildung zu erheben, und mittels dieser Bildung sowie ihrer körperlichen Reize den ernsten Lebensweg der Männer durch Heiterkeit und Anmuth zu versüßen.

Die Hetären (d. h. Gesellschafterinnen oder Freundinnen) waren meist Sklavinnen oder Fremde, da das athenische Gesetz den Bürgerinnen, die aus den Schranken der Sitte traten, das Bürgerrecht entzog. Wenn dadurch die Hetären auch an bürgerlicher Achtung verloren, so wurde ihnen auf der andern Seite dieser Verlust ersetzt durch die aufrichtigsten Huldigungen, die ihnen von den größten Männern Griechenlands dargebracht wurden, und die nicht blos ihren körperlichen Reizen, sondern noch weit mehr der Liebenswürdigkeit ihres geistigen Wesens galten.

Freilich arteten die Hetären sehr bald aus, und die Mehrzahl von ihnen sank in der späteren, den reineren Sitten entfremdeten Zeit zu gemeinen Lustdirnen herab, welche mit ihren Reizen ein offenes Gewerbe trieben; aber was uns die Geschichte von der uns schon bekannten Aspasia überliefert, was sie uns von dem Entzücken erzählt, mit welchem ganz Griechenland den Namen einer Laïs und einer Phryne nannte: das muß uns überzeugen, daß die edleren Hetären durch Schönheit der Seele nicht weniger glänzten als durch Schönheit des Körpers, und daß sie auf die milde Gesittung der Athener den wohlthätigsten Einfluß ausübten.

Das beschränkte Wesen der Frauen ließ ein eigentliches Familienleben nicht zu, da die wenigsten Ehen ein wahrhaftes Glück begründeten. Man heirathete in der Regel aus Standes- oder Familienrücksichten, besonders da nach dem Gesetz nur das mit einer Bürgerin erzeugte Kind für ebenbürtig und zum dereinstigen Bürgerrecht für befähigt galt. Die Frauen lebten fast den ganzen Tag in einem abgesonderten Zimmer, Gynäkeion (Frauen-Zimmer) genannt, und nahmen selbst an den Mahlzeiten der Männer nicht Theil. So geschah es, daß die Einförmigkeit des ehelichen Lebens zu einer tödtlichen Langeweile wurde, und daß ihm auch mit dem besten Willen keine heitere Seite abzugewinnen war. Und so wird es überall sein, wo durch eine engherzige, pedantische Mädchenerziehung der Grund gelegt wird zu einer widernatürlichen Absonderung der beiden Geschlechter.

Die Lebensweise der Männer in Athen liefert uns dagegen ein weit freundlicheres Bild. Nicht die Arbeit war der Zweck des Daseins und die Hauptaufgabe des Tages; aber auch nicht zweckloser Müßiggang füllte ihn aus. Der Grieche lebte der freien Muße oder der zwanglosen Selbstbestimmung zur Arbeit. Auf welches Feld der Thätigkeit ihn seine Neigung rief, da erfüllte er seinen Beruf; denn sein Beruf bestand nicht in der ängstlichen und marternvollen Sorge für die Nahrung, woran sich in unserer Zeit so manches edle und schöne Streben bricht. Diesem Mußeleben verdankten die Griechen einen großen Theil ihrer geistigen Größe, und — ihre Freiheit ausgenommen — sind sie um nichts mehr zu beneiden als um ihre Muße; vielleicht mehr noch als um ihre Freiheit.

Aber wir dürfen es nicht verschweigen, daß die Bürger Athens jenes gepriesene Gut, wenigstens in solchem Umfange, nicht besessen haben würden ohne die Despotie, die sie gegen ganze Klassen von Menschen ausübten.

Sklavenwesen. Man darf mit dem Worte Sklave nicht den Begriff verbinden, welcher heutzutage demselben anhaftet; denn eine so weit gehende Herabwürdigung der Menschheit kannten die Alten nicht. Die meisten Sklaven fielen durch den Krieg in die

Hände ihrer Herren, da die Besiegten dem damaligen Kriegsgebrauche zufolge zu Dienstbarkeit verdammt wurden. Da aber der Besitz eines solchen Sklaven nicht unveräußerlich war, so konnte es nicht fehlen, daß die Sklaven auch ein Gegenstand des Handels wurden. Ein Sklave für die gewöhnlichen Arbeiten wurde mit 90 bis 120 Mark unseres Geldes bezahlt. Endlich war bei weitem der größte Theil derselben in der Sklaverei geboren worden, indem die Kinder der Sklaven wieder Sklaven wurden, ein Los, welches auch — wie wir oben gesehen haben — die ausgesetzten Kinder traf.



Häusliches Leben der Frauen.

Die Sklaven, obgleich sie gekauft oder sonstwie erworben wurden, waren doch thatsächlich nichts Anderes, als was heutzutage die dienenden und die niederen Klassen sind, und ihre politischen Rechte waren um nichts geringer, als die der Unterthanen in despotisch regierten Staaten; ja sie waren sogar größer, denn es war jedem Sklaven die Möglichkeit gegeben, sich durch Verdienste um den Staat die Freiheit eines Bürgers zu erwerben.

Die Obliegenheiten der Sklaven beschränkten sich auf die häuslichen Dienstleistungen, als: Getreide mahlen, backen, kochen, reinigen, Begleitung der Herrschaft bei deren Ausgängen; ferner auf die Betreibung der Handwerke, auf die Bestellung des Ackers, auf die Beschäftigung mit Jagd, Viehzucht und Fischfang. Solche aber, welche durch ihre Talente dazu befähigt waren, wurden zu Dienstleistungen höherer Art verwendet, z. B. als Schreiber, Buchführer, Vorleser und Kinderlehrer.

Der Sklave mußte den Befehlen seines Herrn, dessen Rechte durch das Gesetz aber beschränkt waren, unbedingt gehorchen, mußte zu allen seinen Handlungen die Zustimmung seiner Herrschaft erbitten und hatte natürlich auch nicht den geringsten Theil an der Staatsverwaltung; mit einem Wort: er war Unterthan.

Die Anzahl der Sklaven, welche ein Athener hielt, richtete sich nach seinen Vermögensumständen. Es gab athenische Bürger, welche hundert und mehr Sklaven besaßen; deren fünzig zu haben, war etwas sehr Gewöhnliches; und es mußte Jemand schon in großer Armuth leben, wenn er nicht wenigstens einen Sklaven hatte. So kam es, daß nach und nach die Zahl der Freien gegen die der Sklaven außerordentlich gering wurde, und es wird berichtet, daß einst bei einer Schätzung auf 100 Bewohner nur 27 freie Bürger und 73 Sklaven kamen.

Indem nun jeder Athener Herr von einer Anzahl Sklaven war, welche für seine Bedürfnisse sorgten, gewann er die Muße, sich auf der einen Seite den Künsten und Wissenschaften, auf der andern der Sorge für den Staat hinzugeben; und um es recht deutlich zu sagen: Athen war bezüglich der Sklaven eine Despotie, in welcher jeder freie Bürger gleichsam König und jeder Sklave Unterthan war.

Nach diesen Andeutungen wird man es begreiflich finden, wie die Tagesbeschäftigung der Athener als ein fast ununterbrochener Genuß erscheint, getheilt zwischen politischer Wirksamkeit, den Künsten der Muse, dem Leben auf dem Lande, Spaziergängen, Bädern und den Freuden des Mahls.

Der Morgen war fast durchgängig den öffentlichen Geschäften gewidmet. Während die arbeitenden Klassen dem Erwerbe nachgingen, zerstreuten sich die Bürger in die verschiedenen Gerichtshöfe, oder besuchten die Sitzungen der Volksversammlung, oder begaben sich auf den Markt, den Rednern zuzuhören und sich über Staatsangelegenheiten zu unterhalten. Der Verkehr der Bürger am Vormittag war für den freien Athener eine lebendige Zeitung, also eine viel wirksamere als unsere gedruckten. Der Bürger machte sich mit dem Inhalt bekannt und redigirte zu gleicher Zeit. Dies Treiben dauerte bis gegen Mittag. Vor der Mahlzeit unternahm man gewöhnlich einen Spaziergang rings um die Stadt, oder man fuhr ins Freie, oder man beschäftigte sich mit gymnastischen Uebungen. Jedenfalls aber nahm man vor der Mahlzeit ein Bad; denn das Baden unterließen die Griechen keinen Tag. Diese Pflicht für die Reinlichkeit und Gesundheit war ihnen eine heilige; und darum hatte man auch den Bädern eine besondere Sorgfalt gewidmet. Die reicheren Bürger hatten Badeanstalten in ihren eigenen Häusern; die ärmeren benutzten die öffentlichen Bäder, wo sie im Winter zugleich einen ähnlichen Zufluchtsort gegen die Kälte fanden, wie Manche heutzutage in den Kaffeehäusern.

In der Regel ging man in Athen zu Fuß, wobei die Männer sich eines Stockes, die Weiber eines Sonnenschirmes bedienten, gerade wie bei uns. Nur die reicheren Bürger ließen sich häufig von Sklaven in Sänften tragen, und Wagen waren noch ungewöhnlicher, da der Preis der Pferde außerordentlich hoch war. Ein gutes Wagen- oder Reitpferd kostete zwölf Minen, während z. B. ein auserlesener Ochs zu Solon's Zeiten nicht mehr als fünf Drachmen galt. Bei Nacht ließ man sich in Ermangelung der Straßenbeleuchtung von einem Sklaven mit einer Fackel begleiten.

Die Mahlzeiten der Athener, welche täglich zweimal, Mittags und Abends, stattfanden, waren im Allgemeinen mäßig. Nur einzelne Lüstlinge widmeten ihnen einen bedeutenden Aufwand an Geld und nicht weniger an Zeit. In diesem Falle mußte aus allen Ländern das herbei geschafft werden, was sie am besten erzeugten, und Köche aus Syrakus, woher die geschicktesten kamen, mußten eine Tafel zubereiten, die auch den verwöhntesten Gaumen befriedigen konnte: Vögel, Fische, Krebse, Austern, Backwerk und Früchte aller Art durften am Tische eines Feinschmeckers nicht fehlen. Das gewöhnlichste Getränk war Wein, der in kostbaren Gefäßen kredenzt und mit Wasser gemischt wurde. Dieser Gebrauch entstand aus dem eigenthümlichen Zustande, in welchem die Weine aufbewahrt wurden. Aus Mangel an Holz, welches sich zu Tonnen geeignet hätte, wurden nämlich die Weine durch Einkochen verdichtet und so als eine Art Essenz aufbewahrt, der man alsdann durch einen Zusatz von Wasser die Leichtflüssigkeit wieder gab.

Die Griechen saßen nicht bei Tische, sondern lagen vor der Tafel auf Ruhelagern, welche **Triklinien** hießen. Das Speisezimmer war mit Wohlgerüchen aller Art durchräuchert, um jedem Sinne Genuß zu bereiten. Fröhlichkeit, welche oft in ausgelassene Lust überging, würzte die Mahlzeit, und häufig ließ man noch, um die Tafelfreuden mannichfaltiger zu machen, Tänzerinnen, Flötenspielerinnen und Hetären zur Gesellschaft holen.



Im Innern eines griechischen Hauses. Nach Viollet le Duc.

Den Nachmittag verbrachte man gewöhnlich mit Musik, Tanz und **Theater**. Das letztere bot den Griechen den höchsten Genuß, und nicht leicht hat ein Volk die Griechen in der Liebe zum Theater erreicht. Auch der ärmste Bürger versagte sich diesen Genuß nicht; er würde lieber gehungert als das Schauspiel versäumt haben. Daher kam es denn auch, daß die Schauspieler nicht allein sehr geehrt, sondern auch sehr theuer bezahlt wurden, daß z. B. **Amöbeios**, ein Sänger in Athen, für sein jedesmaliges Auftreten nicht weniger als ein Talent (über 4000 Mark unseres Geldes) erhielt.

In Hinsicht der **Kleidung** waren die Athener der offenbarste Gegensatz der überaus einfachen Spartaner. Man suchte nicht nur durch allerlei Zierrathen, sondern auch durch die Kostbarkeit und Seltenheit der Stoffe zu glänzen, ein Bestreben, welches ursprünglich in dem den Athenern eigenen Schönheitssinne seinen Grund hatte, aber leider auch sehr bald in wirkliche Eitelkeit ausartete, die das Mittel zum Zweck machte.

Der einzelnen **Stücke** der Kleidung waren nur wenige: Ein kurzes **Unterkleid** (bei den Frauen ein längeres darunter), ein großer, weiter **Mantel**, der die ganze Figur bedeckte, darüber, und ein Paar **Schuhe** machten die ganze Bekleidung aus. Aber in den Stoffen, in der Tracht selbst und in den Zierrathen herrschte außerordentliche Verschiedenheit neben dem übertriebensten Luxus.

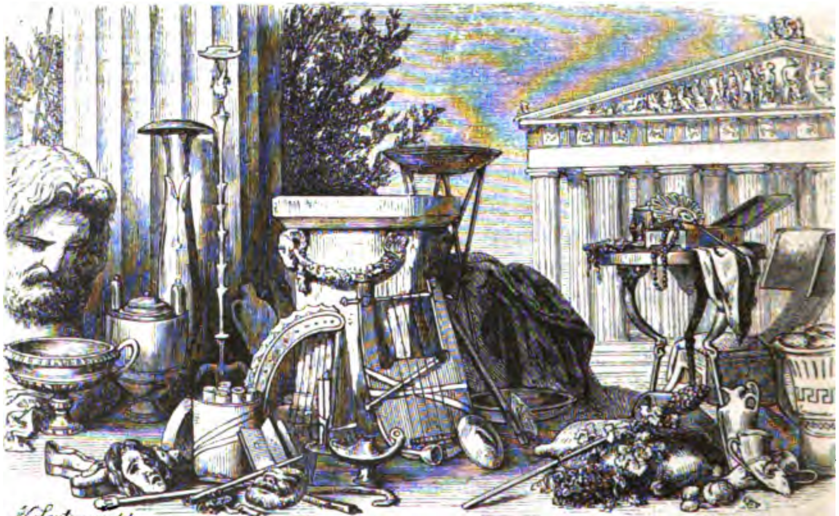
Gewöhnlich war die Kleidung aus ungefärbter Wolle und wurde durch Waschen gereinigt; die Weiber trugen mehr Leinwand. Reichere zogen gefärbte Zeuge vor und zeichneten sich auch sonst durch feine Stoffe aus. Seide und Baumwolle galten bei ihnen als Stoffe für reiche Verschwender.

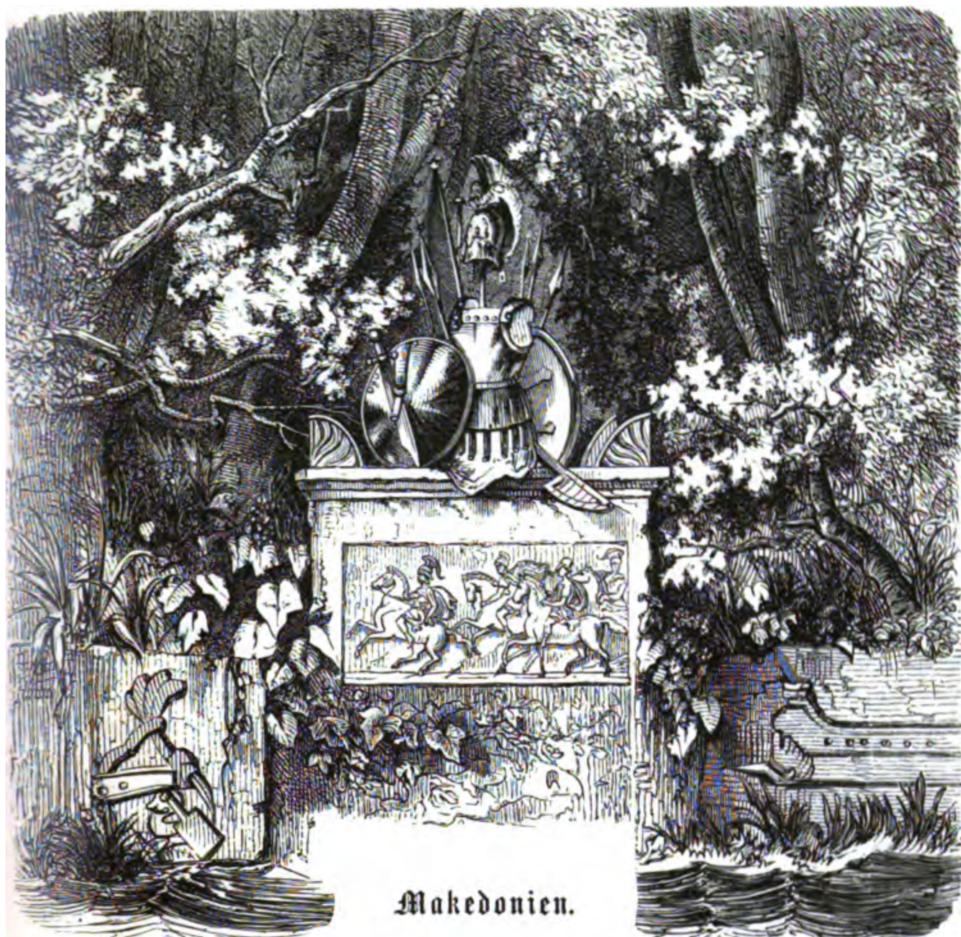
Auf die Art den Mantel zu tragen legten die Griechen, wenigstens die vornehmeren, großen Werth; eine Nachlässigkeit darin galt für ein Zeichen schlechter Lebensart. Die Kunst bestand vorzüglich darin, von dem Mantel, welcher von der linken Schulter über den Rücken ging, das andere unter dem rechten Arme hindurch gehende Ende so über die Schulter zu schlagen, daß der Mantel schöne, malerische Falten warf und weder vorn noch hinten schleppte. Perikles soll in dieser Kunst des Mantelwurfs Meister gewesen sein.

In den Zierrathen wurde besonders von den Weibern viel Luxus entwickelt. Der Schmuck war von Gold, Edelsteinen oder Perlen. Ohrgehänge, Halsband, Armbänder und Ringe machten die vorzüglichsten Theile desselben aus.

Die Bedürfnisse der Toilette: Puder, Schminke, Salben 2c., in deren Gebrauch beide Geschlechter mit einander wetteiferten, waren Hauptgegenstände des Luxus. Man färbte das dunkle Haar mit gelbem Puder, schminkte sich das Gesicht weiß und roth, schwärzte die Augenbrauen und salbte Haar und Bart. Die gewöhnlichen Salben kamen in kleinen alabasternen Fläschchen aus Phönikien und kosteten zwei Drachmen. Doch war es nichts Seltenes, daß man auch solche morgenländische Salben verwandte, von denen ein Viertelquart unseres Maßes an zehn Minen kostete.

Auch in dem Schuhwerk fand ein großer Aufwand statt. Man trug Schuhe von allerlei Gestalten und Namen; denn entweder wurden sie nach den Ländern benannt, aus denen die Mode sie eingeführt hatte, oder nach den Männern, durch welche die neue Mode aufgebracht worden war. So hatte man Alkibiadische, Iphikratische u. dergl. Schuhe. Kurz, die Mode entfaltete damals nicht weniger Mannichfaltigkeit, aber auch nicht weniger Narrheit als heutzutage.





Makedonien.

Weltgeschichtlich wichtig wird Makedonien erst von der Zeit an, wo seine Geschichte mit der griechischen in engere Verbindung tritt, also mit der Thronbesteigung Philippos' II., desselben Philippos, welcher Griechenlands Freiheit untergrub. Das ist der Grund, weshalb wir jenes Reich erst in diesem Zeitraume als ein selbständiges erwähnen und hierbei das Wenige, was aus seiner früheren Geschichte zu sagen ist, nachholen. Zuvor haben wir uns jedoch über die geographischen Verhältnisse des Landes zu unterrichten.

Makedonien, das seinen Namen von Makedon, einem Nachkommen des Deukalion, erhalten haben soll, hatte zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Ausdehnung.

Zu der Zeit, als es in Griechenlands Geschichte eingriff, bildeten seine Grenzen im Osten das Aegäische, im Westen das Adriatische und Jonische Meer, im Süden Thessalien, im Norden der Fluß Nestos und die Skardische Bergkette. Unter den Gebirgen sind hervorzuheben: Im Süden des Landes Zweige der Akrokeraunischen und Kambunischen Bergketten, im Norden das Skardische Gebirge. Einzelne bedeutende Berge sind der Athos, ein ganz allein stehender Berg, welcher das gleichnamige Vorgebirge am Aegäischen Meere bildet; der Pangäos in einem Ausläufer der Skardischen Bergkette. An der Ostgrenze war das Land besonders reich an Meerbusen und großen und guten Häfen. Unter den letzteren ist der von Epidamnos der wichtigste, obgleich wegen des griechisch-asiatischen Handels folgende vier nicht weniger bemerkenswerth waren: der Strymonische Meerbusen, eine Ausmündung des Flusses Strymon, in dessen Nähe die große Insel Thasos lag; der Singitische Busen, südlich von dem Vorgebirge Athos; der Toronëische Busen, von

dem vorigen durch die große Sithonische Landzunge getrennt. Der Thermäische Busen, der größte von allen, bildete mit dem Strymonischen Meerbusen die große Halbinsel Chalkidike, von welcher die oben genannten Landzungen Theile waren. An Flüssen sind folgende zu nennen: Ins Adriatische Meer ergießen sich bei Epidamnos der Paniasos, der Apsos; ins Aegäische Meer der Haliakmon; der Axios, Makedoniens größter Fluß, entspringt auf den Skardischen Bergen, durchfließt den Kern des Landes und mündet bei Thessalonika in einen Theil des Thermäischen Busens. Endlich erwähnen wir noch den Strymon und den Nestos, welcher bei Abdera mündete.

Der größte See Makedoniens war damals der Lychnidische See, so genannt von der daran liegenden Stadt Lychnidos.

Das Klima des Landes ist noch jetzt sehr gesund, so daß die Menschen dort ein sehr hohes Alter erreichen. Der Boden ist fruchtbar; aber der vorzüglichste Reichthum Makedoniens bestand in dem Ertrage seiner bedeutenden Bergwerke, welche eine große Menge von Kupfer, Silber und Gold lieferten. Dadurch erhielten die makedonischen Könige einen fast unermeßlichen Schatz, der ihnen bei ihren Kriegen von namhaftestem Nutzen war. Philippos soll allein an Gold nicht weniger als 1000 Talente aus seinen Bergwerken gewonnen haben.

In dem Gebiete, dessen Grenzen wir oben bezeichnet haben, wohnten zur Zeit Philippos' II. gegen 150 verschiedene Völkerstämme, deren jeder seine besondere Stadt hatte. Die bedeutendsten dieser Städte, deren Lage man am besten aus der Karte ersehen wird, waren folgende:

Epidamnos, von den Römern später Dyrrhachium genannt; Apollonia, Elyma, Bullis, Grytone, Lychnidos (am gleichnamigen See), Edessa (später Aegä), die alte Hauptstadt des makedonischen Stammlandes; Pella, Pydna, Dion, Antigonia, Letä, Terpilos, Thessalonika (hieß früher Therma, woher der Name des daran liegenden Meerbusens), Stagira (Vaterstadt des Aristoteles), Angäa, Singos (woher der Name des Singitischen Busens), Akanthos, Palera, Potidäa, Torone (woher der Name des Toronëischen Busens), Olynthos, Euporia, Ossa, Kalitera, Amphipolis, Philippi, Stobi, Orma, Gariskos, Europos, Albanopolis, Apsalos, Herakleia.

Makedonien war Anfangs ein kleines, von unkultivirten Horden bewohntes Land. Ein Herakliде, Namens Karanos, soll um das Jahr 1000 v. Chr. mit einem Schwarm Argiver dort eingezogen sein und ein festes Reich gegründet haben, das sich durch Einwanderungen aus Kleinasien und Griechenland hob und durch glückliche Kriege, welche seine Könige gegen die benachbarten Länder führten, nach und nach vergrößerte. Namentlich geschah diese Vergrößerung unter Perdikkas I. (um 700 v. Chr.), und Philippos I. (um 650 v. Chr.). Endlich aber wurden der Ausbreitung Makedoniens durch die persischen Siegeszüge Schranken gesetzt, und Amyntas I. (um 520 v. Chr.) mußte sich als einen Vasallen des mächtigen Dareios I. betrachten. In demselben Verhältnisse blieb auch sein Sohn Alexandros I. (um 480 v. Chr.) gegen Xerxes; nur wußte er sich durch diplomatische Künste bei diesem für Schmeicheleien empfänglichen Perserkönige so beliebt zu machen, daß er nicht nur im ungestörten Besitz seines Thrones blieb, sondern auch sein Gebiet durch eine Länderschenkung des Xerxes noch bedeutend vergrößert sah. Aber auch bei den Griechen hatte sich Alexandros in Achtung zu setzen gewußt durch seine Theilnahme an den olympischen Spielen und die Siege, die er dort errang; daher darf es uns nicht befremden, wenn wir ihn bemüht sahen, einen Frieden zwischen Griechenland und Persien zu vermitteln. Zu der Theilnahme an den olympischen Spielen war Alexandros I. berechtigt, weil er ein Nachkomme des Karanos, also griechischer Abkunft war.

Sein Sohn und Nachfolger Perdikkas II. (454—413 v. Chr.) sah sich noch viel mehr in die griechischen Ereignisse verwickelt, da er namentlich zu Anfang des

Peloponnesischen Krieges sich zu den Feinden Athens gesellte und den Abfall Potidäa's begünstigte. Der Antheil, welchen er an dem Peloponnesischen Kriege selbst nahm, beschränkte sich auf einzelne Hülfsleistungen, die er der einen oder andern der streitenden Parteien zutheil werden ließ, je nachdem seine Politik das Eine oder das Andere vortheilhaft fand. So war sein Leben eine ununterbrochene Kette kriegerischer Ereignisse; aber dennoch hinterließ er sein Reich in einem gebesserten und vergrößerten Zustande.

Sein ihm folgender natürlicher Sohn Archelaos (413—399 v. Chr.), der durch Mord die rechtmäßigen Thronerben hinweggräumte, vertauschte die Politik mit der Kunst. Er zog griechische Gelehrte und Künstler an seinen Hof und suchte sein Volk aus den Fesseln der Barbarei zu befreien. Unter den Gelehrten, welche Archelaos an seinen Hof zog, befand sich auch Euripides, der sich eine Zeit lang als Gast bei ihm aufhielt. Auch um die Freundschaft des Sokrates bewarb sich der makedonische König; allein er fand sich von dem tugendhaften Philosophen zurückgewiesen, weil er sich bei seinem Regierungsantritte mehrere Gewaltthätigkeiten erlaubt hatte.

Eifrig besorgt war er auch für die Kultur des Landes. Er beförderte den Ackerbau, legte gute Heerstraßen an und versah sein Reich mit festen Plätzen gegen den Einfall der kriegerischen Nachbarvölker.

Nach seiner Ermordung auf einer Jagd begannen blutige Streitigkeiten um den Thron (399—393), bis sich endlich Amyntas (393—369 v. Chr.), Nachkomme des Alexandros, nach vielen mörderischen Vorgängen desselben bemächtigte und die Regierung als Amyntas II. antrat. Unter ihm war es, wo Olynth anfing mächtig zu werden und sich durch einige Eroberungen im makedonischen Gebiete vergrößerte; und vorzüglich auf den Antrieb des Amyntas geschah es, daß die Spartaner die Vernichtung jener Stadt beschlossen, ein Vorhaben, welches die Veranlassung wurde, erst zu der Unterwerfung der Stadt Theben, dann aber auch zu der Erhebung und Größe des thebanischen Staates.

Als dieser Staat auf dem Gipfel seines Einflusses stand, hatten die makedonischen Verhältnisse einen solchen Grad der Verwirrung erreicht, daß sich Theben zu einer Einmischung in dieselben veranlaßt sah. Amyntas II. hinterließ nämlich bei seinem Tode außer mehreren natürlichen Kindern drei rechtmäßige Söhne: Alexandros, Perdikkas und Philippos, von denen ihm der älteste als Alexandros II. (369—368 v. Chr.) in der Regierung folgte. Aber theils seine Brüder, theils des Amyntas uneheliche Kinder machten ihm den Thron streitig, so daß sich Alexandros endlich genöthigt sah, die Thebaner um Hülfe zu bitten. Pelopidas, damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stehend, ergriff mit Freuden die Gelegenheit, seinem Vaterlande Einfluß in Makedonien zu verschaffen. Er stellte dort die Ordnung her und führte zur Bürgschaft derselben Alexandros' dritten Bruder Philippos nebst noch mehreren vornehmen Makedoniern als Geiseln nach Theben.

Indessen dauerte die Ruhe nicht einmal so lange, bis die Bürgen derselben in Theben angelangt waren. Alexandros wurde ermordet und nach einer Zwischenregierung bestieg infolge neuer Vermittlung des Pelopidas sein Bruder als Perdikkas III. (365—360 v. Chr.) den Thron. Vielleicht wäre die Ordnung jetzt aufrecht erhalten worden, wenn Perdikkas sich nicht in einen Krieg mit den Illyriern verwickelt hätte, in welchem er den Tod fand. Denn jetzt, da ihm sein unmündiger Sohn, Amyntas III., auf dem Throne folgte, begannen die alten Streitigkeiten wieder, so daß endlich Philippos aus Theben herbeieilte, um als Vormund seines Neffen die Regierung zu übernehmen. Er that dies mit dem glücklichsten Erfolge, indem er vor allen Dingen das Heer und die einflußreichsten Makedonier gewann und die auswärtigen Feinde mit Hülfe diplomatischer Unterhandlungen unschädlich machte. Die Folge seiner Bemühungen war, daß die Makedonier an Stelle ihres unmündigen Königs Amyntas III. den Oheim als Philippos II. (360—336 v. Chr.) auf den Thron beriefen.

Philippos II., der Gründer von Makedoniens Größe, war einer der kräftigsten Herrscher des Alterthums. Wir haben eben gesehen, daß er genöthigt worden war, einige

Zeit als Geisel in Theben zu verleben. Dieser Aufenthalt war für ihn von den wohlthätigsten Folgen, nicht allein in Rücksicht seiner geistigen Bildung, sondern noch mehr in Betracht seiner Politik; denn hier in Griechenland lernte er die Mittel kennen, deren er sich später bedienen mußte, um dieses Land überwinden zu können.

Philippos lebte im Hause des Epaminondas, der den klugen und thatkräftigen Jüngling lieb gewann und nichts versäumte, was zur Ausbildung seines Geistes dienen konnte. Ein Philosoph der Pythagoräischen Schule, Namens Lisidas aus Tarent, war Philippos' vorzüglichster Lehrer, und so wurde er gar bald vertraut mit griechischer Bildung und griechischer Denk- und Handlungsweise.

Die erlangte Macht benutzte der König zur Umbildung seines Kriegsheeres, weil er nur in einer gänzlichen Umgestaltung der makedonischen Waffenmacht eine Bürgschaft sah für das Gelingen der großen Pläne, welche bereits in seinem Kopfe gährten.

Philippos bildete das makedonische Kriegswesen fast ganz nach dem griechischen, und namentlich war Epaminondas sein Muster. Doch er suchte sein Vorbild nicht blos zu erreichen, sondern sogar zu übertreffen; und besonders gelang ihm dies mit der griechischen Angriffskolonne, der Phalanx. Er bildete diese Art Schlachtordnung so wirksam aus, daß die makedonische Phalanx wegen ihrer Unüberwindlichkeit bald allgemein gefürchtet ward. Der Heerhaufen, welcher die volle Phalanx bildete, bestand aus 16,384 Mann schwerbewaffneten Fußvolkes, 8192 Mann leichter Truppen und 4096 Reitern. Diese Massen standen in 16 geschlossenen Gliedern, so daß jeder Streiter nur ein Meter Spielraum hatte. Die Front der Schwerbewaffneten hatte eine Länge von 1024 Mann, die Front der übrigen Truppengattungen eine verhältnißmäßig geringere. Die Hauptwaffe der Phalanx waren 8 Meter lange Speere (Sarissen), wodurch die Front fast unangreifbar gedeckt wurde; denn die Speere des ersten Gliedes ragten 7, die des zweiten $5^1/_3$, die des dritten 4, die des vierten $2^2/_3$ und die des fünften $1^1/_3$ Meter über die Front hinaus. Die übrigen elf Glieder legten die Speere auf die Schultern der Vordermänner, so daß sie in die Höhe standen und ein Schirmdach bildeten gegen die von oben herab fliegenden Pfeile und Wurfspieße. Beim Angriffe war die Phalanx um deswillen von großer Wirkung, weil die hinteren Glieder durch ihr Herausdrängen dem Stoße der vorderen mehr Nachdruck gaben, und ein Umkehren derselben zur Flucht unmöglich machten. Unwiderstehlich war daher der Angriff auf ebenem Boden, aber völlig untauglich zeigte sich die Phalanx auf durchschnittenem Terrain.


König Philippos von Makedonien.

Das Hauptziel der Pläne des Königs scheint schon damals die Unterjochung Griechenlands gewesen zu sein; aber Philippos kannte die Hindernisse eines solchen Unternehmens zu gut, um nicht dabei die größte Vorsicht und Klugheit walten zu lassen; und wir werden sehen, daß zwanzig Jahre lang alle seine Unternehmungen nur auf dies eine Ziel gerichtet waren, bevor er offen anzugreifen wagte.

Sein nächster Zweck war, sich zum Herrn der Nachbarvölker zu machen und namentlich die Grenzen seines Reiches bis dicht an Hellas zu führen. In den Kriegen mit den umliegenden Völkern, und besonders mit den Illyriern, war er so glücklich, daß er dann nicht mehr zögerte, einzelne der benachbarten griechischen Städte anzugreifen. So fiel zuerst Amphipolis nach kurzer Belagerung in seine Hände. Hierdurch noch mehr ermuthigt, rückte er (358 v. Chr.) vor Pydna und Potidäa, und auch diese beiden Städte mußten sich ihm ergeben.

Wenn diese Fortschritte der makedonischen Macht auf der einen Seite in Griechenland ein beunruhigendes Aufsehen erregten, so wußte doch die Politik des Philippos die griechischen Völker von einem allgemeinen Bündnisse gegen ihn abzuhalten. Was ihm durch Schmeicheleien und die Künste der Ueberredung nicht gelang, das versuchte er mit Gold durchzusetzen, und diesem so mächtigen Bundesgenossen verdankte er wirklich die meisten seiner diplomatischen Erfolge.

Um sich eine unerschöpfliche Quelle des Geldes zu eröffnen, hatte Philippos das Gebiet zwischen dem Strymon und Nestos erobert, wo sich viele reiche Goldgruben vorfanden, die er bearbeiten und ausbeuten ließ. Die in jenem Gebiete gelegene Stadt Krenides baute er um und nannte sie nach seinem Namen Philippi.



Für König Philipp's rechtes Auge.

Mit immer größerem Glücke näherte sich Philippos dem Ziele seiner Wünsche; und endlich gaben ihm die Griechen selbst das Schwert in die Hand, mit welchem er den tödlichen Streich gegen ihre Freiheit führen konnte. Wir haben schon bei Erzählung des Heiligen Krieges gesehen, wie es dem Könige gelang, sich in die Angelegenheiten Griechenlands unmittelbar einzumischen, und wie er im Rath der Amphiktyonen Sitz und Stimme erhielt.

Nach dem Glauben der damaligen Zeit war eine ununterbrochene Kette von Glücksfällen der Vorbote eines großen Unglücks; und wirklich fing Philippos auch bereits an, von seinem außerordentlichen Glücke beunruhigt zu werden. Er belagerte gerade die kleine feste Stadt Methone, als ihm an einem Tage drei Glücksbotschaften überbracht wurden. Seine Gattin Olympia hatte ihm einen Sohn, den nachmals so berühmten Alexandros, geboren; sein Wagen hatte bei den olympischen Spielen den Preis errungen, und sein Feldherr Parmenion hatte über die Illyrier einen glänzenden Sieg erfochten. Philippos zitterte also vor einem plötzlichen Umsturz seines Glückes. Er wünschte sich einen Unglücksfall, und sein Wunsch sollte, wie eine später entstandene Sage berichtet, in Erfüllung gehen. Ein Bogenschütz, Namens Aster, hatte dem Könige seine Dienste angeboten, indem er von sich rühmte, daß er den schnellsten Vogel im Fluge treffen könne. „Nun gut“, hatte

Philippos geantwortet, „wir wollen ihn rufen lassen, wenn wir mit den Staaren Krieg führen". Der durch die Abweisung beleidigte Bogenschütz ging nach Methone und schoß von der Mauer herab auf Philippos, dessen rechtes Auge er traf. Als man den Pfeil untersuchte, fanden sich darauf die Worte: „Für das rechte Auge Philipp's". Dieser, durch den sichern Schuß des verschmähten Feindes seines Auges beraubt, ließ den Pfeil zurück schießen, nachdem er auf die andere Seite hatte schreiben lassen: „Wenn die Stadt eingenommen ist, wird Philippos den Aster hängen lassen". Und diese Drohung soll dann auch mit derselben Genauigkeit in Erfüllung gegangen sein wie die erste, welche der Pfeil überbracht hatte.

Die kluge Mäßigung, welche Philippos bisher gegen Griechenland beobachtet hatte, erwarb ihm unter den Griechen eine Menge Freunde, und dies erschien ihm vortheilhafter, als die bedeutendsten Eroberungen. Er ließ nichts unversucht, was dazu geeignet war, in allen griechischen Staaten eine günstige Stimmung für sich zu erwecken, und es gelang ihm fast überall. Nur Athen war mißtrauisch; denn Demosthenes schleuderte dort seine „Philippiken" von der Rednerbühne herab; und so fand der makedonische König für gut, die weitere Verfolgung seiner Pläne einer günstigeren Zeit vorzubehalten.

Um aber nicht unthätig zu bleiben, beschloß Philippos, sich in Thrakien auszubreiten und die Macht Athens in denjenigen der dortigen Städte zu schwächen, welche unter dessen Einfluß standen. Mit einem großen Heere fiel er in Thrakien ein, belagerte Perinthos und rückte vor Byzanz. Aber Demosthenes hatte seine Landsleute bewogen, dem Vordringen Philippos' Schranken zu setzen, während auch der persische König sich veranlaßt fand, den bedrängten Städten Beistand zu leisten. Wir haben schon gesehen, wie der Athener Phokion die Fortschritte des Philippos hemmte und dessen kleine Seemacht allmählich vernichtete. Dadurch wurde dieser genöthigt, die Belagerung der beiden Städte aufzugeben. Damit man aber nicht glauben solle, sein Muth sei gebeugt, so unternahm er unmittelbar darauf einen Kriegszug gegen die Skythen, auf welchem er zwar mancherlei persönliche Gefahren zu überstehen hatte, den er aber doch mit einem glänzenden Siege beendete. Philippos wurde in einer Schlacht dieses Feldzugs verwundet, indem zugleich sein Pferd unter ihm zusammenbrach. Wahrscheinlich würde der Tod schon hier seine Laufbahn beendet haben, wenn sein Sohn Alexandros ihn nicht gerettet hätte; denn ohne an das eigene Leben zu denken, vertheidigte dieser kaum siebzehnjährige Held seinen am Boden liegenden Vater, indem er alle in der Nähe befindlichen Feinde selbst erschlug.

Fast stand Philippos schon auf dem Punkte, seine Pläne auf Griechenland an der Vaterlandsliebe seines Feindes Demosthenes zerschellen zu sehen, und vielleicht wären sie für immer gescheitert, wenn der weitere Verfolg des Heiligen Krieges, der Feldzug gegen die Lokrer, nicht die Veranlassung geworden wäre, daß sich ihm die Pforten von Hellas öffneten. Wir haben die Folgen dieses Ereignisses kennen gelernt; wir haben gesehen, wie Philippos in der Schlacht bei Chäroneia (338 v. Chr.) durch den Sieg über das thebanisch-athenische Heer die letzte Stütze der griechischen Freiheit brach und wie er durch eine mäßige Benutzung dieses Sieges thatsächlich unumschränkter Herrscher Griechenlands wurde.

Anfangs war Philippos von dem Glücke des errungenen Sieges bei Chäroneia so berauscht, daß er seine gewohnte Klugheit darüber vergaß und die Gefangenen mit Hohn und Spott behandelte. Aber noch zeitig genug kam er zur Besinnung zurück und suchte seinen Fehler dadurch wieder gut zu machen, daß er sämmtlichen Gefangenen ohne alles Lösegeld die Freiheit gab. Als diese aber, durch so viel Großmuth übermüthig gemacht, auch ihre Habseligkeiten verlangten, sagte Philippos: „Die Leute scheinen zu denken, daß wir blos zum Scherz gefochten."

Zwar wagte es Philippos nicht, sich König von Griechenland zu nennen, denn er wußte es wohl, daß ihm dieser gehaßte Titel gefährlicher werden konnte als die bereits ausgeübte königliche Macht; war er doch auch in der That König von Griechenland.

Die Erreichung seines so lang verfolgten Zieles sollte ihm indeß nur eine neue Stufe zu noch größerer Macht werden. Deshalb richtete er seine Augen auf Persien und nahm von der Unterstützung, welche dies Reich vor mehreren Jahren den von ihm belagerten Städten Perinthos und Byzanz gewährt hatte, den Vorwand zu einem Kriegszuge gegen das Persische Reich; und wir haben gesehen, wie Philippos sich die Mitwirkung Griechenlands zu diesem Feldzuge dadurch sicherte, daß er sich zum Oberfeldherrn der Griechen ernennen ließ.

Daß sein Plan gegen Persien vollständig gelungen wäre, ist nicht unwahrscheinlich; denn außer seiner durch Griechenland so bedeutend vermehrten Macht besaß er auch noch in den beiden Feldherren Antipater und Parmenion Männer, deren Persönlichkeit gewissermaßen ein Heer aufwog.



König Philippos' Ermordung.

Antipater genoß wegen der strengen Rechtlichkeit seiner Denk- und Handlungsweise Philippos' unumschränktes Vertrauen. Als dieser einst zu lange geschlafen, sprach er beim Aufstehen: „Ich habe heute ruhig geschlafen, denn ich wußte, daß Antipater wachte.“ — Noch schmeichelhafter urtheilte der junge Alexandros über den Vertrauten seines Vaters. Als man einst gegen ihn äußerte, daß alle Statthalter Purpur trügen, nur Antipater nicht, entgegnete Alexandros: „Gut, aber Antipater ist innerlich lauter Purpur.“

Parmenion galt in Philippos' Augen für den größten Feldherrn, den er jemals kennen gelernt; und Philippos' Vorliebe für ihn wurde noch vermehrt durch den geraden, männlichen Charakter des Parmenion, der jedem seiner Gedanken freien Lauf ließ.

Um auch den religiösen Eifer der Griechen zu seinem Bundesgenossen zu machen, hatte Philippos wegen seines Kriegszuges gegen Persien das delphische Orakel um Rath gefragt, nachdem er wahrscheinlich die Pythia zu bestechen gewußt hatte. So lautete denn der Spruch in der gewohnten zweideutigen Weise folgendermaßen: „Das Opferthier ist mit Kränzen geschmückt und zum Tode verurtheilt. Es wird plötzlich fallen.“ Doch der Tod setzte der Siegeslaufbahn des makedonischen Königs Schranken, noch ehe er sie recht

betreten konnte: er wurde von Pausanias, dem Hauptmann seiner Leibwache in Aegä, ermordet. Von der Veranlassung zu diesem Morde hat man keine ganz bestimmte Kenntniß, doch vermuthet man, daß die von Philippos geschiedene Königin Olympia die Triebfeder desselben gewesen. Sie war eine Schwester des Königs von Epeiros; warum Philippos sie verstieß, weiß man nicht. Als er die Nichte eines gewissen Attalos Namens Kleopatra heirathete, erzürnte dies seinen Sohn Alexandros so sehr, daß er mit seiner Mutter nach Epeiros flüchtete, von wo ihn jedoch sein Vater bald wieder zurückrief. Daß Olympia mit König Dareios über den Tod des Philippos verhandelte, und daß Pausanias mit darin verwickelt war, ist ziemlich gewiß; aber eben so gewiß ist es auch, daß Pausanias mit dem verkauften Dolche zugleich eine Privatrache sättigte. Der Schwiegeroheim des Königs, Attalos, hatte ihn nämlich früher beleidigt. Als Pausanias deshalb von Philippos Genugthuung verlangte, machte ihn dieser zum Hauptmann seiner Leibwache. Aber damit war Pausanias nicht zufriedengestellt, und sein Haß richtete sich jetzt gegen Philippos selbst. Auch Ehrgeiz mochte dabei ins Spiel kommen, denn Pausanias fragte einst den Sophisten Hermokrates, was Derjenige thun müsse, welcher berühmt werden wolle. Dieser gab ihm zur Antwort: „Er muß Denjenigen tödten, der die größten Dinge gethan hat."

Es war in Aegä (Edessa), wo Philippos zur Feier der Hochzeit seiner Tochter im Theater mehrere Stücke aufführen ließ, als er am Eingange der Bühne von Pausanias ermordet wurde. Gleich nach der That ergriff Letzterer die Flucht, wurde aber eingeholt und getödtet. Olympias ehrte das Andenken des Mörders und tödtete Kleopatra und deren jungen Sohn. Der Säugling wurde im Schoße der Mutter erstochen und diese gezwungen, sich am eigenen Gürtel zu erhängen!

Philippos war ohne Zweifel der klügste und tüchtigste Fürst seiner Zeit, ein großer Mann, dessen viele Lichtseiten aber auch von manchen Schattenseiten begleitet waren. Zu den ersteren gehört seine große Klugheit und Umsicht, zu den letzteren seine Hinterlist und Verstellungskunst. Im Umgange mit seinen Freunden war er freundlich, fröhlich und liebreich, gegen seine Unterthanen mild und leutselig; auf der andern Seite aber peinigte ihn grenzenloser Ehrgeiz. Er liebte die Wissenschaften und Künste, aber auch den Krieg, den er selbst als eine Kunst betrachtete und betrieb. Im Felde war er nicht blos Zuschauer, sondern Feldherr, und an persönlicher Tapferkeit von keinem seiner Untergebenen übertroffen. Die vielen Wunden, welche er empfing, legten ein Zeugniß davon ab; und Demosthenes hat in einer seiner Reden der Tapferkeit seines Feindes ein herrliches Denkmal gesetzt. Darin heißt es: „Ich will euch diesen Philippos zeigen, mit dem wir uns um die Oberherrschaft streiten. Ich will ihn euch zeigen, wie er mit Wunden bedeckt, auf einem Auge blind, mit zerspaltener Hirnschale, an einer Hand und an einem Schenkel lahm, bereit ist, sich aufs Neue in Gefahr zu stürzen und es dem Glücke anheim zu stellen, ihn noch etwa eines anderen Gliedes zu berauben, in der Hoffnung, mit dem, was ihm von seinem Körper bleibt, in Ruhm und Ehren zu leben. So, ihr Athener, ist Philippos beschaffen."

Unter seinem Heere hielt der König tüchtige Kriegszucht, ohne übermäßig streng zu sein. Seine Soldaten liebte er, behandelte sie meist so, als wären sie Seinesgleichen. Daher redete er sie auch nicht anders an, als „Kameraden" oder „Mitsoldaten". Zeichnete sich ein gemeiner Krieger aus, so belohnte ihn Philippos persönlich; wurde er alt, so versorgte er ihn; verlor er das Leben, so unterstützte er dessen Familie. Gegen die Feinde war er oft großmüthig, aber stets nur aus Klugheit, und wo er einen Vertrag zu seinem Vortheile brechen konnte, da that er es. Auch den Stimmen der Schmeichler gab er gern Gehör, und so verband er überall mit entschiedenen Tugenden unzweifelhafte Laster.

Die Früchte seines thatenreichen Lebens erntete sein Sohn Alexandros, der seines Vaters große Pläne, wie wir sehen werden, auf die glänzendste Weise ausführte.



Hellenische Seemacht vor Syrakus.

Syrakus.

Die Insel Sizilien führt ihren Namen von einem Volke, welches in den ältesten Zeiten den größten Theil derselben bewohnte, den Sikulern. Ihre Bevölkerung ward später durch Einwanderungen, namentlich aus Italien, Kleinasien, Phönikien, Afrika und Griechenland vermehrt, und da die Einwanderer größtentheils Kolonien anlegten, so bildeten sich eine Menge einzelner, vorläufig freier Staaten, unter denen Syrakus bald den ersten Rang einnahm und einzig und allein eine weltgeschichtliche Rolle spielte.

Sizilien ist von Italien nur durch eine ganz schmale Meerenge, die von Messina, getrennt. Die Strömung des Meeres in dieser Enge ist so schnell und reißend, daß die Durchfahrt den alten Schiffern für eine der gefahrvollsten Unternehmungen galt, und so die Veranlassung wurde zu einer Menge von Fabeln, welche die Namen Skylla und Charybdis sprüchwörtlich gemacht haben. Skylla heißt nämlich ein auf italienischer Seite an der Meerenge liegender gefährlicher Felsen, und Charybdis ein auf sizilischer Seite gegenüber befindlicher heftiger Strudel. Als hauptsächlichste Flüsse merken wir den Terios, den Himera, den Halykos mit seinem Nebenflusse Krimissos, und den Anapos.

Die Gebirge Siziliens sind eine Fortsetzung der Apenninen. Sie breiten sich in zwei Haupt- und mehrere Nebenarme aus und verlaufen sich so an den drei Ecken der ein Dreieck bildenden Insel zu den Vorgebirgen Peloron, Pachynon und Lilybäon. Ganz für sich stehend ist der 3770 Meter hohe feuerspeiende Berg Aetna, nach der griechischen Sage die Schmiedewerkstätte der Kyklopen, welche hier unter Leitung des Hephästos arbeiteten.

Städte: Messana (Messina), Tauromenion (Taormina), Katana, in der Nähe des Aetna, durch den die Stadt auch endlich zerstört wurde; Leontinoi, Hybla, Syrakusa, gewöhnlicher Syrakus genannt, die größte Stadt, welche von Griechen bewohnt wurde. Sie bestand eigentlich aus vier Städten: Achradina, Tyche, Ortygia (die Insel) und Neapolis, war von einer dreifachen Mauer umgeben, mit drei schönen Häfen versehen und besaß einen Ueberfluß an prachtvollen Gebäuden und Tempeln. Kamarina, Gela, Akragas (später Agrigentum), eine sehr feste und außerordentlich reiche Stadt, Herakleia Minoa, Selinus, Lilybäon, Drepanon, berühmter Handelsort, Eryx, auf der Spitze eines nicht

sehr hohen gleichnamigen Berges, besaß einen berühmten Venustempel, Egesta, auch Segesta genannt; Panormos, Himera, Adramon mit einem Tempel, bei welchem in älteren Zeiten 1000 große Hunde eigenthümlicher Art gehalten worden sein sollen (man erzählt, sie hätten Diejenigen, welche sich dem Tempel mit Geschenken genaht, mit Liebkosungen und Schmeicheleien empfangen, die Betrunkenen nach Hause geleitet, Diebe aber grimmig angefallen), Kenturipe, Enna, Lipara. Nördlich vom Vorgebirge Lilybäon liegt eine aus drei Inseln bestehende Gruppe, welche den Namen der Aegadischen Inseln führte.

Gelon. Ueber die älteste Geschichte von Syrakus weiß man sehr wenig, und es fängt erst an wichtig zu werden, als Gelon sich zum Herrn der Stadt aufwarf. Dieser Gelon, ursprünglich Tyrann von Gela, benutzte die in Syrakus häufig stattfindenden inneren Unruhen, um sich der Stadt zu bemächtigen. Es gelang ihm, und nun war sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, den Syrakusanern zu beweisen, daß sie sich keinem Unwürdigen unterworfen hatten. Vor allen Dingen suchte er die Grenzen und damit die äußere Macht des Landes zu erweitern, und die Kriege, welche er zu diesem Zwecke mit den benachbarten Völkern und namentlich mit den auf der Westseite der Insel herrschenden Karthagern führte, fielen so glücklich aus, daß der Ruf von seiner Macht nach Griechenland drang und die Griechen ihn um Beistand gegen Xerxes baten. Gelon war bereit, die erbetene Unterstützung zu gewähren; aber wir haben schon früher erzählt, wie die Unterhandlungen an dem Stolze Sparta's scheiterten.

Doch Xerxes mochte diese Hülfe immer noch fürchten, und darum reizte er die Karthager zu einem Kriege gegen Syrakus. Die Karthager, welche ohnehin nach der Herrschaft über die ganze Insel strebten, zeigten sich sogleich dazu bereit, und obgleich sie sich von den durch Gelon erlittenen Niederlagen kaum erholt hatten, so fielen sie doch nach einer dreijährigen, zum Theil mit persischem Golde veranstalteten Rüstung von Neuem in Sizilien ein. Die karthagische Macht, welche unter der Anführung des Feldherrn Hamilkar des Aelteren (Sohn des Hanno) stand, soll sich auf 300,000 Mann und eine Flotte von 200 Kriegs- und 3000 Lastschiffen belaufen haben. Aber obgleich Gelon dieser ungeheuern Streiterzahl nur 50,000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter entgegenstellen konnte, so waren die Karthager doch kaum gelandet und hatten bei Himera zwei feste Lager bezogen, als er sie überfiel und, wie von Manchen berichtet wird, gerade am Schlachttage von Salamis einen Sieg erkämpfte, wie er blutiger und entscheidender in der Kriegsgeschichte kaum jemals errungen wurde; denn nicht weniger als 150,000 Mann sollen an einem Tage gefallen sein. Die nächste Folge dieses Sieges war ein Frieden, um welchen die Karthager baten, und welchen Gelon unter den glimpflichsten Bedingungen gewährte.

Die Karthager mußten 2000 Talente Silber zahlen, zwei Tempel erbauen und sich verpflichten, in Sizilien die bei ihnen noch gebräuchlichen Menschenopfer abzustellen. Diese Bedingungen erschienen den Karthagern selbst so milde und dankenswerth, daß sie Gelon's Gattin, Demarata, deren Einfluß man jenen glimpflichen Frieden zuschrieb, eine Krone schenkten, welche 100 Talente Gold werth war.

Die Flucht des Xerxes aus Europa überzeugte Gelon, daß er keinen weiteren Krieg zu befürchten habe. Deshalb entfernte er alle seine Truppen aus Syrakus, und rechtfertigte sein bisheriges Verhalten. Er erschien mitten unter dem in Waffen zusammen berufenen Volke völlig unbewaffnet, legte Rechenschaft über die verwendeten Gelder ab, fügte die Versicherung hinzu, daß er nie etwas Anderes bezweckt habe, als die Wohlfahrt des Staates, und schloß mit der Aufforderung, daß, wenn er aus Unwissenheit gefehlt habe, man an ihm die verdiente Strafe vollziehen möge. Das Volk wurde über diese Handlungsweise von stürmischem Enthusiasmus ergriffen, rief ihn zum Könige aus und beschloß, dem Wohlthäter und Befreier des Vaterlandes eine Bildsäule zu setzen, die ihn in der Tracht eines gewöhnlichen Bürgers darstellen solle. Gelon, welcher den Titel König stets abgelehnt hatte, weil er nie mehr als Feldherr heißen wollte, sah sich endlich genöthigt, dem Wunsche

des Volkes nachzugeben und die dargebotene Würde anzunehmen. Die Erhebung auf den Thron brachte aber in dem Charakter Gelon's keine Veränderung hervor, es sei denn die, daß er als König noch eifriger für das Wohl des Volkes besorgt war, als früher. Er hielt Pracht und Schwelgerei von seinem Hofe fern, erwarb sich große Verdienste um Beförderung des Ackerbaues und versäumte nichts, um seine Unterthanen glücklich zu machen. Einige erzählten sogar, daß Gelon, um die Bauern zu ermuntern, häufig selbst auf dem Felde mit ihnen gearbeitet habe.

Sein Bruder Hiero, welcher ihm in der Regierung folgte, regierte weniger gut, bis er sich durch den Umgang mit Dichtern und Philosophen, unter denen man Simonides, Pindar und Aeschylos nennt, veredelte. In wirkliche Tyrannei artete jedoch die Regierung seines ihm folgenden Bruders Thrasybulos aus, so daß die Syrakusaner endlich zur offenen Gewalt schritten und den Tyrannen (456 v. Chr.) vertrieben, worauf eine demokratische Verfassung errichtet wurde. Obgleich jetzt bürgerliche Unruhen im Staate überhand nahmen, so wurde Syrakus doch durch glückliche Kriege mit den Nachbarvölkern immer mächtiger, bis es anfing, seine Gewalt über die besiegten Städte zu mißbrauchen und deren Freiheit zu unterdrücken. Dadurch wurden jene Städte gezwungen, sich nach äußerem Beistande umzusehen, und namentlich war es Leontinoi, welches zuerst die Athener zur Unterstützung gegen Syrakus aufrief. Als aber Athen diese Hülfe gewährte, versöhnte sich Leontinoi wider Erwarten mit Syrakus, und die Pläne des athenischen Ehrgeizes scheiterten.

Doch zehn Jahre später bekamen sie neue Nahrung durch einen Grenzstreit, welcher zwischen Egesta und Selinus ausbrach. Syrakus stand auf der Seite von Selinus, und Egesta sah sich genöthigt, Athen zum Beistande aufzurufen. Wir haben ausführlich mitgetheilt, welchen Gang diese Begebenheit nahm, wie die Athener gegen Syrakus verfuhren, wie Sparta dem letzteren zu Hülfe kam und die Stadt vor dem Untergange rettete.

Aber damals wurde Egesta auch nicht von seinen Feinden befreit. Es wandte sich daher an die Karthager, und diese waren zu einem Kriege gegen Selinus und Syrakus gern bereit. Hannibal der Aeltere, ein Enkel des früher erwähnten Hamilkar, wurde (409 v. Chr.) an die Spitze eines karthagischen Heeres von 300,000 Mann gestellt. Gleich nach seiner Landung auf Sizilien belagerte er Selinus und erstürmte die Stadt nach tapferer Gegenwehr (410 v. Chr.). Wie er hier unter den Bewohnern ein furchtbares Blutbad anrichtete, so traf ein gleiches Schicksal die Städte Himera und Agrigent, welche ebenfalls auf Seiten der Syrakusaner standen. Auch sie wurden von Hannibal erobert und einem Blutgerichte preisgegeben.

Hannibal wüthete gegen die eroberten Städte mit unmenschlicher Grausamkeit. In Selinus, woraus sich die Männer gerettet hatten, wurden sämmtliche Weiber und Kinder ermordet; in Himera ließ er 3000 Einwohner an dem Orte hinrichten, wo sein Großvater von Gelon geschlagen war, und auch in Agrigent würde er mit gleicher Blutgier gehaust haben, wenn die meisten Bewohner, deren Zahl sich auf 200,000 belaufen haben soll, die Stadt nicht vorher verlassen hätten. Dagegen erbeutete Hannibal hier den Ochsen des Phalaris und sandte ihn nach Karthago.

Der Fall des mächtigen Agrigent hatte in Syrakus Entsetzen und Verwirrung erregt. Diesen Zustand benutzte ein Syrakusaner, Namens Dionysios, um sich zum Tyrannen des Staates zu machen (406 v. Chr.). Sein Plan gelang; und der erste Gebrauch, welchen er von der erlangten Gewalt machte, war auf einen Frieden mit Karthago gerichtet. Er schloß ihn unter den nachtheiligsten Bedingungen; denn den Karthagern wurden dadurch die Städte Selinus, Agrigent, Gela und Camarina eingeräumt; aber Dionys brauchte den äußeren Frieden zu nöthig, um Syrakus selbst unterjochen zu können. Mit Hülfe eines wahrhaften Schreckenssystems gelang ihm dies nur zu gut, und Syrakus bietet während der Regierung Dionys' des Aelteren (406—367 v. Chr.) das abschreckendste Bild einer Tyrannenherrschaft.

Dionys war bis kurz vor seinem Tode ein im Genuß mäßiger und in de
eifriger und thätiger Mann; aber diese wenigen guten Eigenschaften traten z
einer unwiderstehlichen Neigung zu Freveln und Grausamkeiten. Doch mochte
zahl derselben ihren Grund haben in dem ewigen Mißtrauen und der steten F
die Seele des Tyrannen bei jedem Luftzuge zittern machte. Wenn er diese
der einen Seite durch Grausamkeiten aller Art zu übertäuben suchte, so zwang
auf der andern Seite auch, sich gegen die natürliche Folge dieser Grausa
Haß des Volkes, auf jede mögliche Weise zu sichern. Von ihm werden unzähli
erzählt, welche seinen Charakter mit entsetzlichen Zügen behaften und die wo
übertrieben sind. Es muß uns genügen, eine kleine Auswahl derselben mitzu
ließ er sich, wie man sagt, nur von Ausländern bewachen, that keinen S
von einer Schar von Leibwächtern umgeben zu sein, bewohnte eine durch
Gräben befestigte Burg, ja selbst sein Bett war mit einem tiefen und breiten
geben, über welchen eine Zugbrücke lag, die der Tyrann aufzog, wenn er
legte. Sobald er zum Volke reden mußte, that er es nur von einem hohen Th
und wenn Jemand Zutritt zu ihm verlangte, so mußte er im Vorzimmer erst
wechseln und selbst den gewechselten Mantel beim Eintritte erst auseinander
schütteln, zum Beweise, daß kein Dolch darin versteckt sei.

Der leiseste Verdacht eines Anschlages gegen das Leben oder die Re
Tyrannen brachte den Verdächtigen auf das Blutgerüst; es wird erzählt, daß wä
Regierung nicht weniger als 10,000 Bürger diesem Mißtrauen zum Opfer g

Wie schrecklich ein solcher Zustand ist, das scheint vielleicht Niemand meh
haben als der Tyrann selbst. Wenigstens giebt die wunderliche Geschichte v
kles einen Beweis davon. Dieser Hofmann konnte nämlich nicht müde w
Glück des Dionys zu preisen, so daß sich der König erbot, ihn dieses Glück ein
genießen zu lassen. Damokles nahm das Erbieten an, und so saß er denn a
an einer ausgesuchten Tafel. Als er jedoch zufällig in die Höhe blickte, sah er
Scheitel ein scharfes Schwert schweben, welches nur an einem Pferdehaar vo
herabhing. Bleich vor Entsetzen fuhr der erschrockene Damokles zurück und bat
ihn von einem Glücke zu befreien, bei welchem er jeden Augenblick in Gefahr stä
mit seinem Leben zu bezahlen.

Der Bartscherer des Dionys hatte einst scherzend geäußert, daß er allein es
dem Könige oft das Messer an die Kehle zu setzen. Diesen Scherz büßte der
mit seinem Kopfe; und seitdem ließ sich Dionys nur von seinen eigenen Töchter
abnehmen. Aber selbst diese durften sich dabei nicht der Messer bedienen, son
glühende Nußschalen dazu anwenden.

Gegen Wahrheiten im Gewande des Witzes bewies sich Dionys oft wide
nachsichtig, und ein Tragödiendichter, Namens Antiphon, machte sich diese
zunutze. Als ihn Dionys aber einst fragte, welches das beste Erz sei, und
Antwort gab: „Dasjenige, woraus die Bildsäulen von Harmodios und Aristo
Tyrannenmördern) gemacht sind!" wurde der Tyrann so in Wuth versetzt,
Antiphon hinrichten ließ.

Auch Platon mußte von der Tyrannei des Königs eine Probe erfahre
Philosoph auf seinen Reisen nach Syrakus kam, wurde er von Dionys fre
nommen. Endlich aber mißfiel sein Freimuth dem Tyrannen so sehr, daß er
hinzurichten befahl. Zwar verwandelte er diesen Gewaltspruch in Landesverweis
erhielt der Schiffer, mit welchem Platon abreiste, den Auftrag, den Philosop
zu ermorden oder als Sklaven zu verkaufen. Der Schiffer that das Letztere, u
Platon für 30 Minen als Sklave an einen gewissen Annikeris aus Kyrene v
ihn indeß frei ließ und nach Athen schickte.



Schlacht am Krimissos. Zeichnung von H. Leutemann.

Auch die Habsucht hatte einigen Antheil an der Blutgier des Dionys, und nicht immer waren es blos Götterbildsäulen, welche er beraubte, wie er es unter anderen mit den Statuen des Asklepios und des Zeus that. Der ersteren ließ er den goldenen Bart abnehmen, indem er sagte: es sei unpassend, daß der Sohn einen Bart trage, während der Vater (Apollon) bartlos sei. Der anderen nahm er den goldenen Mantel, spottend hinzufügend: ein goldener Mantel sei im Sommer zu schwer und im Winter zu kalt.

Nicht weniger Veranlassung zu Grausamkeiten gab die Eitelkeit des Tyrannen. Namentlich hielt er sich für einen großen Dichter und sandte seine Verse zum Wettstreite zu den olympischen Spielen. Aber obgleich er sich die besten Redner zum Vortrage derselben erwählte, so wurden sie dennoch furchtbar ausgezischt. Darüber kam der Tyrann fast von Sinnen; er hielt sich für ein von Neid und Mißgunst unterdrücktes Talent, und wüthete gegen Jeden, der nur in den Verdacht kam, daran zu zweifeln.

Nur selten wurde die Kette der Greuelthaten von einem Zuge der Milde unterbrochen; auch behauptet man, der Tyrann habe für die Mitglieder seiner Familie viele Freundlichkeit und Güte gehabt. Einen jungen Mann, welcher ihm nach dem Leben getrachtet hatte, begnadigte er, als er sah, daß dessen Freund sich für den Verurtheilten dem Tode opfern wollte.

Ein ähnlicher Zug ist folgender: Ein Dichter, Namens Philoxenos, hatte einige von den Versen des Dionys getadelt, obgleich er wußte, wie gefährlich dies bei der Dichtereitelkeit des Tyrannen war. Dionys ließ den Tadler auch wirklich in die Steingruben führen. Es waren diese Steingruben die unter dem Namen Ohr des Dionys so berüchtigten Gefängnisse, deren in Felsen gehauene Zellen mit einem Zimmer der Tyrannenburg in Verbindung standen, so daß Dionys jedes Wort der Gefangenen hören konnte. Am anderen Tage begnadigte dieser den gefangenen Dichter und gab zur Bestätigung seiner Gnade ein Gastmahl, an welchem Philoxenos Theil nehmen mußte. Dionys las einige seiner Verse vor, und fragte alsdann den Dichter nach seinem Urtheile. Philoxenos statt aller Antwort drehte sich zu den Wachen um und sprach: „Führt mich nur wieder in die Steingruben.“ Dieser Ausspruch gefiel dem Tyrannen so sehr, daß er den Dichter seiner vollständigen Gnade versicherte.

Die Eitelkeit, für einen großen Dichter zu gelten, wurde mittelbar die Veranlassung zum Tode des Dionys. Eine Tragödie von ihm hatte in Athen den Preis errungen, und dieser Sieg seines Talents brachte den Tyrannen so außer sich, daß er bei einem zu Ehren dieses Sieges gegebenen Gastmahl unmäßig aß und trank. Eine Unverdaulichkeit war die Folge davon. Um die damit verbundene Schlaflosigkeit zu heben, nahm er einen Schlaftrunk ein; allein die Dosis mußte von den Aerzten, man sagt mit Absicht, zu stark gemacht worden sein, denn man fand den Tyrannen am andern Morgen todt.

Nach seinem Tode bemächtigte sich sein ältester Sohn, Dionys der Jüngere, der Regierung (367 v. Chr.). So lange derselbe an seinem Anverwandten Dion einen leitenden Freund hatte, war seine Herrschaft erträglich. Als aber Dion's Feinde es durchsetzten, daß ihn Dionys verbannte, und Dion nach Griechenland geflohen war, da ergab sich der König einem eben so tyrannischen wie ausschweifenden Leben. Das Volk, durch die Verbannung des von ihm geliebten Dion erbittert, fing endlich an, an die Abwerfung des Tyrannenjochs zu denken; es rief Dion zur Befreiung des Vaterlandes auf, und dieser folgte dem Rufe. Obgleich die Macht, mit welcher er in Sizilien landete, verhältnißmäßig nur klein war, so wurde sie doch bedeutend verstärkt durch die vielen Vaterlandsfreunde, welche sich in der Stadt selbst auf seine Seite schlugen. Er nahm Syrakus nach mancherlei Kämpfen ein, und der Tyrann mußte fliehen.

Dion wurde nun zum obersten, unumschränkten Feldherrn zu Wasser und zu Lande ernannt (354 v. Chr.) und wollte den neu gewonnenen Einfluß benutzen, um Syrakus eine nach spartanischem und kretischem Muster geregelte Verfassung zu geben; allein mitten

in der Ausführung dieses Planes fiel er (353 v. Chr.) als Opfer einer Verschwörung, an deren Spitze sein ehemaliger Freund, der Athener Kalippos stand. Dieser hatte Mörder gedungen, welche den Dion eines Abends überfielen, als er von der Arbeit ermüdet in seinem Hause saß. Sie hatten keine Waffen, da sie ihn mit bloßen Händen erwürgen wollten. Allein Dion leistete kräftigen Widerstand, und obgleich ihn die Mörder an Händen und Füßen fest hielten, so gelang es ihnen doch nicht eher, die Mordthat zu vollbringen, als bis ihnen einer der Verschworenen einen Dolch zum Fenster hineinreichte. Kalippos bemächtigte sich der Herrschaft und trat in die Fußstapfen des älteren Dionys. Aber die Zeit der Tyrannei war vorüber. Kalippos wurde schon im nächsten Jahre vertrieben; und nun trat ein Zustand völliger Anarchie ein, der von allen Seiten benutzt wurde, um sich des reichen Syrakus zu versichern. Der jüngere Dionys, welcher sich bisher in der italischen Stadt Lokri aufgehalten hatte, kam herbei, um sich der Herrschaft von Neuem zu bemächtigen; Hiketas, Tyrann von Leontinoi, von den Bürgern gegen Dionys zu Hülfe gerufen, versuchte es, Syrakus in seine Gewalt zu bringen; und auch die Karthager erschienen mit bedeutender Heeresmacht, um den Zustand allgemeiner Verwirrung zu ihrem Vortheile zu benutzen.

Timoleon. In dieser Noth wandten sich die Syrakusaner an Korinth, und dies beschloß, ihnen einen Mann zu senden, welcher alle Wirren lösen konnte: Timoleon. Dieser hatte bis dahin sehr zurückgezogen gelebt, weil seine Vaterlandsliebe ihn zwanzig Jahre früher zu einem Mörder seines Bruders Timophanes gemacht. Letzterer hatte sich nämlich damals zur Tyrannis aufgeschwungen und dieselbe trotz der dringendsten Vorstellungen seines republikanisch gesinnten Bruders behauptet. Timoleon liebte jenen so sehr, daß er ihn einst mit Gefahr des eigenen Lebens vom Tode gerettet hatte; jetzt aber, da er sah, daß kein gütliches Mittel auf seinen Bruder einwirkte, entschloß er sich zur Gewalt, um das Vaterland von dem Tyrannen zu erretten. Von zwei Freunden begleitet, begab er sich zu seinem Bruder, bat denselben nochmals, die Freiheit Korinths zu ehren; als Timophanes sich abermals weigerte, sank er unter den Dolchen der beiden Freunde Timoleon's, während dieser sein Gesicht verhüllte. Nach anderen Ueberlieferungen soll Timoleon seinen Bruder auf öffentlichem Markte ermordet haben.

Wie dem auch sei, ein großer Theil der Bürger mißbilligte seine aus dem edelsten Gefühle hervorgegangene That, und Timoleon hatte sich deshalb aus dem öffentlichen Leben zurückgezogen, bis sich ihm durch den Hülferuf der Syrakusaner eine Gelegenheit zeigte, seinem Vaterlande einen Dienst zu leisten, der selbst in den Augen der Befangeneren keinen Makel hatte.

Dieser redliche und hochsinnige Mann segelte nun auf nur zehn kleinen Schiffen mit einem Heere von etwa 1200 Mann nach Sizilien, um dem bedrängten Syrakus zu Hülfe zu kommen. Zuerst wandte er sich gegen Hiketas, und nachdem er dessen viermal stärkere Macht geschlagen, wurde er durch den Beistand vieler sizilischen Städte so mächtig, daß er den Dionys zwingen konnte, die Stadt zu räumen und der Herrschaft für immer zu entsagen. Der entthronte Tyrann mußte sich gefallen lassen, Korinth zu seinem künftigen Aufenthalte zu nehmen.

Der jüngere Dionys wurde in Korinth ein Gegenstand der Neugierde, der Schadenfreude und des Spottes; denn man konnte es ihm nie vergessen, daß er ein Tyrann gewesen, selbst dann noch nicht, als er durch schwelgerisches Leben so herunter gekommen war, daß er sich mit Unterrichtgeben seinen Lebensunterhalt erwerben mußte.

Nachdem Timoleon hierauf auch die Karthager gezwungen hatte, das Syrakusanische Gebiet zu räumen, war er darauf bedacht, die inneren Angelegenheiten der Stadt zu ordnen. Die vielen bürgerlichen Unruhen und das Henkerschwert der Tyrannen hatten die sonst so volkreiche Stadt dergestalt verödet, daß auf dem Marktplatze die Pferde grasen konnten. Zur Wiederbevölkerung derselben rief er Kolonisten herbei, und forderte Alle

die vor der Schreckensherrschaft geflohen waren, ins Vaterland zurück. Sodann führte er neue Gesetze ein, gründete die Verfassung auf ein rein demokratisches Element und ließ zum Zeichen der fortan und für alle Zeiten herrschenden Demokratie die Tyrannenburg niederreißen. —

Noch war aber der wiedererstandene Staat nach außen nicht völlig gesichert, denn die Karthager strebten von Neuem nach dem vorherrschenden Einfluß auf der Insel. Mit einem Heere von 70,000 Mann landeten die karthagischen Feldherren Hasdrubal und Hamilkar in Sizilien (340 v. Chr.). Bei diesem Heere befanden sich 10,000 karthagische Bürgerssöhne und unter ihnen die prachtvoll gerüstete, 2500 Mann starke sogenannte Heilige Schar. Timoleon hatte dagegen nur etwa 10,000 Mann; allein dieselben waren keine Bürgermilizen, sondern geschulte Soldaten, griechische Veteranen, welche den Krieg als ihr Handwerk betrieben.

Das karthagische Heer lagerte an dem Ufer eines kleinen, vom Gebirge kommenden Flusses, Namens Krimissos, als Timoleon mit seinem kleinen Heer auf der nahe liegenden Anhöhe erschien. Der Anblick der zahlreichen karthagischen Scharen erschreckte einen der Söldneranführer so sehr, daß er mit seiner Abtheilung den Feldherrn verließ. Timoleon verlor jedoch nicht den Muth. Als er sah, mit welcher Unordnung die Karthager den Krimissos überschritten, griff er entschlossen an und verbreitete Entsetzen und Verwirrung unter den Feinden. Nur die karthagischen Bürger und namentlich die Heilige Schar hielten sich mit einiger Tapferkeit; als aber während der Schlacht ein Gewittersturm losbrach, der ihnen Regen und Staub ins Gesicht trieb, flohen auch sie, und die Karthager erlitten eine völlige Niederlage. Die Heilige Schar wurde vernichtet. Von den anderen Truppen, heißt es, kamen 10,000 Mann um und 15,000 wurden gefangen. Tausend kunstvolle Harnische und zehntausend Schilde wurden um das Zelt des siegenden Feldherrn aufgepflanzt. Die schönsten davon sandte Timoleon nach Korinth, und 5000 Gefangene wurden zum Vortheil der syrakusischen Staatskasse verkauft.

Aber auch diese neue Niederlage hatte die Karthager von Timoleon's Uebermacht noch nicht vollständig überzeugt, denn als im folgenden Jahre Hiketas abermals einen Angriff auf Syrakus unternahm, sandten sie dem Angreifer eine bedeutende Heeresmacht zur Unterstützung. Doch Timoleon ging auch aus diesem Kriegszuge als Sieger hervor. Hiketas wurde gefangen und hingerichtet, und die Karthager sahen sich nun genöthigt, einen Frieden zu schließen (339 v. Chr.), in welchem der Fluß Halykos zur Grenze des karthagischen Gebietes auf Sizilien bestimmt wurde. So war denn Syrakus wieder frei und mächtig, und blieb es unter der verständigen Leitung Timoleon's bis zu dessen Tode.

Nach Feststellung der Verfassung wirkte Timoleon für Syrakus nur noch in der Eigenschaft eines Rathgebers. Die Bürger hatten ihm ein schönes Landgut in der Nähe der Stadt geschenkt, wo er den Rest seines Lebens im Kreise seiner Familie ruhig, zufrieden und von ihnen Allen aufrichtig geliebt, verbrachte. Nur ein Unglücksfall traf ihn noch vor seinem Ende: er wurde blind. Rührend ist es, wie da die dankbaren Bürger oft zu dem blinden Greise wallfahrteten, um ihm ihre Liebe zu beweisen, oder den Fremden ihren Wohlthäter zu zeigen. Wenn aber das Volk seines Rathes bedurfte, so kam er in die Stadt gefahren. Man empfing ihn alsdann am Thore wie einen vom Siegeszuge Heimkehrenden, geleitete ihn unter Jubelruf in die Volksversammlung und führte ihn auf dieselbe Weise wieder zurück.

Als die Kunde von seinem Tode (schon 337 v. Chr.) erscholl, versank die ganze Stadt in die tiefste Trauer. Das gesammte Volk begleitete die Leiche seines Befreiers unter lauten Klagen zu Grabe, und der Zug ging ausdrücklich über die Trümmer der zerstörten Tyrannenburg. Auf der Stelle, wo Timoleon ruhte, errichtete man ihm ein kostbares Monument, und sein Andenken wurde alljährlich durch öffentliche Spiele auch den späteren Geschlechtern lebendig erhalten.

———



Stätte des alten Karthago.

Karthago.

Unter den günstigen Umständen, denen Karthago seine große Macht verdankte, steht seine geographische Lage oben an. Sprechen wir daher zuerst von der Stadt selbst, und behalten wir uns die Beschreibung ihres spätern ausgebreiteten Gebietes noch vor.

Karthago lag im Innern eines geräumigen Meerbusens, der durch die Vorgebirge Hermäon und Apollinis gebildet wurde. In diesem Meerbusen findet man eine Halbinsel, welche durch eine nur $1/_2$ Meile breite Landenge mit dem Festlande zusammen hängt. Auf jener Halbinsel erhob sich Karthago, geschützt durch die auf einer Landzunge stehende Burg Byrsa, welche von einer 15 Meter hohen dreifachen Mauer umgeben war. Durch jene Landzunge erhielt die Stadt einen doppelten Hafen; der äußere, zu welchem man durch einen 22 Meter breiten Eingang gelangte, und an dessen Seite ein starker Damm zum Ausladen der Waaren hinlief, war für das Ankern der Handelsschiffe bestimmt; der innere Hafen, von dem äußern durch eine auf der Landzunge aufgeführte doppelte Mauer gesondert, diente ausschließlich den Kriegsschiffen zum Ankerplatz, die hier in großen, mit vieler Pracht ausgebauten Behältern (Docks) standen. In der Mitte dieses Hafens befand sich eine stark befestigte hohe Insel mit dem Quartier für den Flottenanführer, während auf den Dämmen des Hafens selbst die Magazine für die Bedürfnisse der karthagischen Kriegsschiffe angebracht waren.

Das karthagische Gebiet in Afrika hatte zur Zeit der größten Blüte des Staats folgende Ausdehnung. Die Nordgrenze bildete das Mittelmeer, die Südgrenze der lange, schmale Tritonsee. Eine Linie, von dem westlichen Ende dieses Sees nach Norden zu bis zum Meere gezogen, mag als Bestimmung der Westgrenze gegen Numidien gelten, sowie man den aus dem östlichen Ende des Tritonsees auslaufenden und in das Meer mündenden Tritonfluß nebst dem Mittelmeere selbst als die Ostgrenze des karthagischen Gebietes betrachten muß.

Dies Gebiet, dessen Bewohner im Allgemeinen Libyer, und je nachdem sie sich mit den Karthagern inniger verschmolzen hatten, Libyphönikier hießen, zerfiel in einen nördlichen und einen südlichen Landstrich. In dem nördlichen, welcher gewöhnlich Zeugitana hieß, lagen außer Karthago selbst noch folgende Städte: Hippo-Zarytus, Utika, Tunis, Clupea, Vacca, Bulla, Sicca, Zama. In dem südlichen Landstrich, Byzazium, von dem der am Tritonsee gelegene Theil Emporia hieß und der blühendste und fruchtbarste Erdstrich, die eigentliche Kornkammer Karthago's war, lagen an der Küste blühende Städte, darunter Thapsos, Klein-Leptis, Hadrumetum u. a.

Auswärtige Provinzen. Zu diesen auswärtigen Besitzungen, den Früchten der karthagischen Eroberungspolitik, gehörten fast alle Inseln des westlichen Mittelmeeres:

1. Sardinien, die wichtigste karthagische Provinz, nicht allein in Rücksicht auf ihre Handelslage, sondern auch wegen ihrer Fruchtbarkeit an Getreide, da Karthago selbst nicht fähig war, die Bedürfnisse seiner ungeheuern Menschenmassen hervorzubringen.

2. Korsika, vom Staate wenig beachtet und nur wegen der Nähe Sardiniens gegen das Eindringen von Fremden bewacht.

3. Sizilien, das Hauptziel der karthagischen Politik, konnte freilich nur theilweise in den Besitz Karthago's gebracht werden, und eigentlich beschränkte sich die karthagische Herrschaft auf den westlichen Theil der Insel.

4. Die Balearischen Inseln (Majorka, Minorka) und die Pithyusischen Inseln.

Von diesen wirklichen Besitzungen der Karthager haben wir noch zu unterscheiden ihre Herrschaft an den Küsten verschiedener Länder, welche Herrschaft größtentheils durch Anlegung von Handelskolonien bewerkstelligt worden war. Auf solche Weise herrschten die Karthager besonders an den südlichen und westlichen Küsten Spaniens und den nordwestlichen und westlichen Küsten Afrika's.

Jener Küstenstrich, welcher sich von der Ostgrenze des karthagischen Gebietes bis zur Westgrenze der griechischen Kolonie Kyrenä, in einer Ausdehnung von hundert Meilen längs dem Mittelmeere hinzieht, d. h. längs den beiden Meerbusen, die den Namen der Kleinen und Großen Syrte führen, gehörte im strengen Sinne nicht zum eigentlichen Staatsgebiete Karthago's, sondern wurde nur von solchen Nomadenvölkern bewohnt, welche den Karthagern tributpflichtig waren. Die Namen dieser Völker, von Westen angefangen, sind: die Ausenses, Machlyes, Lotophagen und Nasamonen. Von Städten wollen wir in dieser syrtischen Region nur die beiden sidonischen Kolonien Groß-Leptis und Ona nennen.

Was uns die Sage von der Gründung Karthago's als einer von Phönikiern angelegten Kolonie berichtet, das haben wir schon früher kennen gelernt. Ebenso wissen wir bereits aus der Einleitung zu den Kolonien Griechenlands, wie verschieden sich das Verhältniß einer Kolonie zu dem Mutterlande gestaltete je nach der Veranlassung zur Gründung derselben. Indem nun Karthago von freiwillig ausgewanderten Phönikiern gestiftet wurde, so ergiebt sich aus jenen Betrachtungen, daß es einen selbständigen Staat bildete, der mit Phönikien keine weitere Verbindung hatte, als sie aus gleicher Abstammung und der damit verbundenen gleichen Lebensweise entspringt.

Die Phönikier fanden bei ihrer Niederlassung in der Gegend, wo sie Karthago gründeten, bereits einige phönikische, aber völlig unabhängige Kolonien vor, namentlich: Utika ($1\frac{1}{2}$ Meile von Karthago entfernt), Klein-Leptis, Hadrumetum und Hippo. Natürlich konnten sie nicht daran denken, diese Staaten zu unterjochen; vielmehr waren sie darauf bedacht, Bündnisse mit denselben zu schließen, und dies Verhältniß hat sich auch im Laufe der Zeiten, und selbst während der Blüte Karthago's, nur dahin geändert, daß jene Städte dem karthagischen Staat eine Art Hoheitsrecht einräumen mußten.

Dagegen machten die Karthager es sich zur Aufgabe, die umliegenden libyschen Völkerschaften zu unterwerfen. Da dieselben aber ein nomadisches Leben führten, so war

an eine vollkommene Unterthänigkeit derselben nicht eher zu denken, als bis sie das Nomadenleben mit dem Ackerbau vertauscht hatten; und auf dies Ziel wirkten die Karthager daher vor allen Dingen hin. Sie erreichten es auch endlich mittels vieler Pflanzstädte, welche sie in dem nachmaligen karthagischen Gebiete anlegten, und durch welche sie den Nomadenvölkern Gelegenheit gaben, nicht allein sich anzubauen, sondern auch sich mit den eingewanderten Karthagern zu verschmelzen. So erweiterte sich allmählich das karthagische Gebiet, dessen einzelne Städte stets in einem Unterthanverhältnisse zu Karthago standen. Aehnlich verhielt es sich mit den einzelnen Kolonien, welche die Karthager an der ganzen Nordküste Afrika's von der Großen Syrte bis zu den Säulen des Herakles anlegten.

Aber sehen wir nun vor allen Dingen, wie die Beherrscherin so vieler Städte in ihrem eigenen Hauswesen herrschte; das heißt, richten wir zuerst unsern Blick auf die Verfassung Karthago's.

Sie hatte die meiste Aehnlichkeit mit der spartanischen, ohne jedoch einen König oder eine erbliche Aristokratie anzuerkennen. Ihr aristokratisches Element waren, wie das bei handeltreibenden Nationen gewöhnlich ist, die Reichen und Besitzenden; aber die Macht des Besitzes war zwischen den Grundbesitzern und den Kaufleuten so getheilt, daß die Ersteren immer noch einen, wenn auch nur gesellschaftlichen Vorzug genossen. Im Allgemeinen war Karthago eine mehr aristokratische als demokratische Republik, an deren Spitze ein von zwei Regenten oder Richtern (Suffeten) geleiteter Senat (Rath der Alten) stand, und in Angelegenheiten des Krieges der Feldherr. Das Volk wählte die Personen zu diesen Stellen, gewöhnlich auf Lebenszeit. Da aber mit denselben keine Besoldung verbunden war, so wurde es genöthigt, die Wahl unter den reicheren Bürgern zu treffen, und so erhielt in der Republik die aristokratische Richtung das natürliche Uebergewicht. Geschwächt wurde dieselbe indessen wieder dadurch, daß dem Volke in allen wichtigen Angelegenheiten, bei welchen die Suffeten mit dem Senat nicht einig werden konnten, die Entscheidung vorbehalten blieb. Häufig genossen einzelne Familien Jahrhunderte hindurch ein ungeschmälertes Ansehen, und ihre Glieder wurden vorzugsweise bei der Wahl zur Regierung berücksichtigt. Das Richteramt aber wurde von besonders eingesetzten richterlichen Behörden ausgeübt. Unter jenen Behörden war das Gericht der Hundertmänner das größte und gefürchtetste Kollegium, weil es ursprünglich eingesetzt war, um die heimkehrenden Feldherren zur Rechenschaft zu ziehen, und dabei mit um so größerer Strenge verfuhr, je bedeutender der Einfluß des Feldherrn geworden war. Man wollte die Verfassung gegen diesen oft gefährlichen Einfluß wahren.

Die Furcht der Feldherren vor dem Spruche der Hundertmänner war so groß, daß sich mehrere derselben — wenn sie unglücklich gewesen waren — das Leben nahmen, um nur nicht vor den Schranken jenes Gerichts erscheinen zu müssen.

Was den Staat trotz mancher bedeutenden Mängel in seinen Einrichtungen mit aufrecht erhielt, das war die Religion, welche indeß auch in Karthago keine wichtigere Rolle spielte als in Phönikien, woher sie stammte. Wir finden hier dieselben Götter und denselben Gottesdienst, nur daß wir bei den Karthagern untrügliche Beweise von Menschenopfern antreffen, die freilich bald ungewöhnlich und nur in Zeiten großer Noth für nöthig erachtet wurden. Die Priester bildeten auch hier keine besondere Kaste, sondern waren nichts als Staatsbeamte, welche die gottesdienstlichen Verrichtungen zu leiten hatten.

Nachdem die Karthager in Afrika ihre Macht fest begründet hatten, richteten sie ihre Blicke nach außen, und namentlich waren es die Inseln Sardinien und Sizilien, deren Lage und Fruchtbarkeit ihren Besitz wünschenswerth machten. Aber ihre Eroberungszüge nach diesen Inseln blieben noch lange ohne Erfolg, bis sie endlich in Mago (um 550 v. Chr.) einen Feldherrn fanden, dessen kriegerischem Talente es gelang, eine Festsetzung der Karthager auf jenen Inseln zu bewirken, nachdem er das Volk durch Regelung seines Kriegswesens zu erfolgreichen Eroberungszügen fähig gemacht hatte.

Bis dahin nämlich hatte man die Nothwendigkeit einer geregelten Kriegsmacht nicht in ihrem ganzen Umfange gewürdigt, und doch war diese Nothwendigkeit für kein Volk gebieterischer, als für das handeltreibende Karthago. Mago legte den Grund zu dem karthagischen Kriegswesen, welches an der späteren Ausbreitung Karthago's einen so großen Antheil hatte, daß wir ihm eine kurze Betrachtung widmen müssen.

Wenn die Griechen ihre Siege dem persönlichen Muthe hervorragender Männer, sodann der Tapferkeit und dem Freiheitsinne der Bürger überhaupt verdankten, so mußten die Karthager als ein Handelsvolk, dem jene Eigenschaften größtentheils fehlten, auf andere Mittel zum Siege bedacht sein. Daher erklärt es sich, daß sie durch Massen zu wirken suchten und deshalb möglichst große Heere aufstellten. Aber die hierzu erforderliche bedeutende Mannschaft konnte von Karthago allein nicht aufgebracht werden, und so bestand denn die karthagische Kriegsmacht zum größten Theile aus Miethstruppen, die aus allen möglichen Völkerschaften, aus Libyern, Numidiern, Hispaniern, Galliern, Balearіern ꝛc., zusammen geworben waren.

Die Libyer bildeten den Kern des Heeres und dienten als Schwerbewaffnete zu Fuß und zu Pferde. Eine lange Lanze war ihre Hauptwaffe.

Die Hispanier waren die disziplinirtesten Truppen im karthagischen Heere, und dienten meist als schweres Fußvolk. Sie trugen weiße leinene Kleider mit rother Einfassung und führten ein großes für Hieb und Stich eingerichtetes Schwert.

Die Gallier waren wilde Soldaten, die bis auf den Gürtel entblößt gingen und als Waffe blos einen Säbel führten.

Die Balearier, als Schleuderer berühmt, dienten für den Kampf aus der Ferne. Die Steine, welche diese Schleuderschützen den Feinden entgegenwarfen, zerschmetterten oft Schild und Panzer.

Die Numidier galten als die besten Reiter und dienten als leichte Reiterei. Sie ritten auf kleinen ungesattelten Pferden, die so lenksam und gelehrig waren, daß selbst der einfache Zügel von Binsen, dessen sich der Reiter bediente, häufig überflüssig wurde.

Die Karthager selbst bildeten nur einen sehr kleinen Theil des Heeres. Die vornehmen und reichen Bürger dienten zu Pferde, die minder begüterten Vornehmen bildeten eine aus schwerem Fußvolk bestehende Leibwache des Feldherrn unter dem Namen der heiligen Schar. Das Hauptheer wurde zwar gewöhnlich erst beim Ausbruch eines Krieges aufgebracht, allein ein Theil desselben wurde auch während des Friedens unterhalten als Besatzung der Provinzen und der Hauptstadt, in welcher letztern die dreifache Mauer der Burg Byrsa die nöthigen Räumlichkeiten für die Truppen enthielt.

Weit mehr Sorgfalt als auf das Landheer hatte man auf die Seemacht verwendet, da sie den Karthagern die Herrschaft über das westliche Mittelmeer sichern mußte, eine Herrschaft, die ihnen von den Etruskern, Syrakusern und Massiliern häufig streitig gemacht wurde. Der Hauptstandplatz der karthagischen Flotte war Karthago selbst, in dessen Kriegshafen oft 150 bis 200 Triremen ankerten. Auch Quinqeremen (d. h. Schiffe mit fünf Ruderbänken) waren bei den Karthagern gebräuchlich. Ein solcher Fünfruderer hatte 120 Mann Krieger und 300 Ruderknechte. Die Bemannung der Schiffe bestand aus Kriegern und Ruderknechten. Letztere waren Sklaven, die der Staat kaufte, und die wahrscheinlich auch im Frieden ein stehendes Corps bildeten. Befehligt wurde die Seemacht von einem besonderen Flottenführer, der in der Regel unter dem Kommando des Feldherrn stand, häufig aber auch vom Senate, dem Rath der Alten. Er empfing vom Senate oftmals versiegelte Befehle, mit der Bestimmung, die Siegel erst auf einer bestimmten Höhe des Meeres zu erbrechen.

Um jene Heeresmassen, welche die Karthager zu ihren Kriegen brauchten, zu unterhalten, bedurfte es freilich eines außerordentlichen Aufwandes an Mitteln. Allein auf der andern Seite hatte der Staat geringere Lasten zu tragen als manche andere, da die

Verwaltung der Aemter gar keine Auslagen erforderte; und dann konnte auch der Unterhalt der Truppen größtentheils mit Naturalien bestritten werden, welche nicht allein durch den Handel, sondern noch mehr durch die Tribute der unterworfenen Völker aufgebracht wurden.



Meuterei auf einem karthagischen Schiffe. Zeichnung von P. Philippoteaux.

Die Tribute der unterworfenen Völker waren je nach den Erzeugnissen ihrer Länder verschieden; denn sie wurden größtentheils in Naturprodukten abgetragen. Namentlich gilt dies von den kornreichen Inseln Sardinien und Sizilien. Die tributpflichtigen Städte an der afrikanischen Küste, welche meist reiche Handelsstädte waren, zahlten in baarem Gelde. Der Tribut wurde gemäß den jedesmaligen Bedürfnissen Karthago's festgestellt und erhoben; er stellte sich in Kriegszeiten manchmal unerschwinglich hoch.

Das Bedürfniß für baares Geld war daher in Karthago gering und wurde leicht durch den Ertrag der Bergwerke bestritten. Die ergiebigsten Bergwerke besaßen die

Karthager in Hispanien, wo in späterer Zeit an 40,000 Sklaven in den Gruben beschäftigt waren und einen täglichen Ertrag von 25,000 Drachmen ausbeuteten. So weit es für den innern Verkehr nicht zureichte, half man sich mit Münzzeichen, welche unter dem Namen ledernes Geld cirkulirten. Es bestand nicht aus bloßem Leder, sondern es war eine Zusammensetzung von geringwerthigen Materialien, deren Mischung Staatsgeheimniß blieb.

Was der Staat außerdem noch an Einkünften bezog, das wurde aus den Waarenzöllen oder auch durch Kaperei gewonnen, die von den Karthagern auf eine eigenthümliche, oft unwürdige Weise getrieben wurde. Sie suchten irgend einen Vorwand, um fremde Schiffe wegzunehmen. Sobald ein Staatsbürger Klagen gegen andere Städte vorgebracht hatte, die oft ohne Grund waren, wurde an deren Schiffen alsdann ein vorläufiges Urtheil vollstreckt. Kamen nun von Seiten jener Städte Beschwerden, so untersuchte man die listig eingefädelte Sache mit der ehrlichsten Miene von der Welt und entschädigte die Beraubten, freilich auf eine Art, daß den Räubern noch immer ein ansehnlicher Vortheil blieb.

Die Karthager führten keine Kriege um Ruhm und Ehre, sondern nur um Ländergewinn, und dazu leisteten ihnen ihre Massen vortreffliche Dienste, aber freilich nur dann, wenn sie talentvolle Feldherren besaßen, welche die große Kunst verstanden, jene Massen zweckmäßig zu führen. In dieser Beziehung hatte Mago viel gewirkt, und sein Talent vererbte sich auch auf seine beiden Söhne Hasdrubal und Hamilkar, unter deren Anführung die Karthager ihre Kriege in Libyen, ferner auf Sardinien und Sizilien mit abwechselndem Erfolge fortsetzten. Hasdrubal fand im Kriege gegen Sardinien seinen Tod, und Hamilkar war es, der in dem Feldzuge nach Sizilien gegen Gelon die große Niederlage bei Himera (480 v. Chr.) erlitt, bei welcher er selbst blieb.

Doch die Karthager konnten den Verlust ihrer Heere leichter als andere Völker verschmerzen, da sie mit ihrem Gelde im Stande waren, bald wieder neue Massen zu werben und zu bewaffnen; und so führten sie denn auch unter den Söhnen jener beiden gefallenen Feldherren neue Kriege, namentlich gegen die Numidier, gegen die westlich von denselben wohnenden Mauretanier und ganz besonders gegen die griechische Kolonie Kyrenä, mit welcher erst nach langen hartnäckigen Kämpfen ein Friede zu Stande kam.

An diesen Friedensschluß knüpft sich die rührende Erzählung von der patriotischen Aufopferung eines karthagischen Brüderpaares, der Philänen, eine so interessante Ueberlieferung, daß wir ausführlicher darüber berichten wollen.

Der Krieg zwischen Karthago und Kyrenä drehte sich um die Grenze zwischen den beiden Staaten oder vielmehr um den Besitz des zwischen den beiden Syrten gelegenen Küstenstrichs. Nachdem man sich fast bis zur Erschöpfung auf beiden Seiten geschlagen hatte, ohne einen Erfolg zu erringen, beschloß man, die Grenze auf gütlichem Wege zu bestimmen. Man setzte fest, daß sowol von Karthago als von Kyrenä aus an einem bestimmten Tage eine Gesandtschaft abreisen, und der Ort, wo beide zusammen treffen würden, die Grenze bilden solle. Die Philänen waren von karthagischer Seite zu dieser Gesandtschaft erwählt worden. Sei es nun, daß sie sich besonders beeilt hatten, sei es, daß die kyrenäischen Gesandten durch Hindernisse bei ihrer Reise aufgehalten waren, genug, die Grenzbestimmung fiel zum größten Nachtheile der Kyrenäer aus, und Letztere erklärten den Vertrag für nichtig. Um jedoch den Frieden nicht aufs Neue zu gefährden, gestand man unter der Voraussetzung billiger Bedingungen den Kyrenäern das Recht zu, einen maßgebenden Vorschlag zu machen. Da ließen dieselben den Philänen die Wahl, sich entweder an der Stelle, wo sie die Grenze haben wollten, lebendig begraben zu lassen, oder ihnen, den Kyrenäern zu erlauben, daß sie unter gleicher Bedingung so weit vorwärts gingen, wie ihnen beliebe. Die Philänen waren sofort bereit, sich zum Vortheile ihres Vaterlandes zu opfern, und ließen sich an der Stelle, wo die Große Syrte am tiefsten in das Land schneidet, lebendig begraben. Die Karthager errichteten auf ihrem Grabeshügel Altäre, die zugleich als Grenzsäulen dienten, und feierten das Andenken des patriotischen Brüderpaars.

Endlich im Besitz aller Inseln des westlichen Mittelmeeres, wurden die Karthager nur noch in Sizilien in der Ausbreitung ihrer Herrschaft gehemmt, und namentlich hatten sie hier in dem mächtigen Syrakus einen unbezwinglichen Feind zu bekämpfen. Um die Macht der Syrakusaner zu brechen, leisteten sie dem Hülferuf Egesta's willig Folge, und Hannibal, der Enkel des bei Himera gebliebenen Hamilkar, errang ihnen durch die Eroberung von Selinus, Himera und Agrigent außerordentliche Vortheile; ja er kämpfte noch eine Zeit lang mit entschiedenem Glücke gegen Dionys den Aeltern, bis dieser um jeden Preis Frieden verlangte. Hannibal würde denselben vielleicht erst nach der Einnahme von Syrakus bewilligt haben, wenn nicht eine Pest in seinem Heere ausgebrochen wäre, die ihn bestimmte, die vortheilhaften Friedensbedingungen anzunehmen, durch welche Karthago in den Besitz einiger bedeutenden sizilischen Städte kam.

Aber dies genügte den erwerbungssüchtigen Karthagern noch nicht. Das ganze Sizilien war das Ziel, nach welchem sie unablässig strebten. Als daher nach Vertreibung des jüngern Dionys, der Ermordung Dion's und dem Sturze des Kalippos in Syrakus ein Zustand der Verwirrung eintrat, suchten die Karthager denselben zu ihrem Vortheile zu benutzen; aber sie wurden endlich durch Timoleon gezwungen, den Fluß Halykos als Grenze ihrer sizilischen Besitzungen anzuerkennen.

Alle ihre Kriegsrüstungen und Anstrengungen hatten stets nur die Ausbreitung ihres Handels zum Ziele gehabt. Der Mittelpunkt desselben war und blieb Karthago. Die unzähligen Kolonien, welche sie überall, selbst über die Säulen des Herakles hinaus, anlegten, sollten nur als Stapelplätze dienen und wurden in ihrer Entfaltung durchaus beschränkt, damit sie nie in den Stand kamen, die Hauptstadt zu überflügeln, oder sich wol gar von ihr loszureißen.

Von denjenigen Männern, welche Karthago jenseit der Säulen des Herakles auf größere Reisen aussandte, werden uns zwei genannt: Himilko segelte von Gades aus um die Westküste Europa's herum und soll den karthagischen Handel bis nach Albion (England) getragen haben, von weiteren Fahrten aber, wie die Karthager getreu ihrer stets befolgten Handelspolitik zur Abschreckung anderer Seemächte verbreiteten, durch die Schrecken der nördlichen Gewässer abgehalten worden sein.

Ein gewisser Hanno ging mit einer Flotte von 60 Schiffen und 30,000 Personen (Männer, Weiber und Kinder) von Karthago ab, segelte durch die Säulen des Herakles und legte an der Westküste von Afrika Kolonien an, unter denen Cerne auf der gleichnamigen Insel die bedeutendste wurde. Von dort aus soll er noch weiter bis an die Goldküste gesegelt sein, um den Karthagern den einträglichen Goldhandel mit den dortigen Bewohnern zu sichern. Doch blieb der dadurch entdeckte Weg ein Staatsgeheimniß, und, um andere Völker von Versuchen abzuhalten, verbreiteten die Karthager das Gerücht, das Meer sei dort mit schwimmenden Kräutern überdeckt, mithin ganz unfahrbar.

Da für Karthago der Handel das Lebenselement des Staates war, so hatte dieser für seine Bürger bei deren Verkehr mit Fremden die Bürgschaft derart übernommen, daß selbst die Handelsgeschäfte der einzelnen Kaufleute unter der Aufsicht von Beamten und unter Garantie des Staates abgeschlossen wurden. Mit den Ländern, in welchen sich die Karthager des Handels nicht durch Waffengewalt bemächtigen konnten, schlossen sie vortheilhafte Handelsverträge, und nur denjenigen Nationen, mit welchen dergleichen Verträge bestanden, waren ihre Häfen geöffnet.

Im Allgemeinen trieben die Karthager Tauschhandel, da sie sich vorzüglich darauf gelegt hatten, die Produkte unkultivirter Völker zu vertreiben, und nur bei ihren Handelsgeschäften mit den civilisirten Nationen war das Geld das Austauschmittel. Hauptsache war natürlich der Handel zur See; aber auch im Landhandel haben die Karthager durch Karawanenzüge eine größere Betriebsamkeit entwickelt als irgend ein anderes Volk des Alterthums.

Der karthagische Seehandel beschränkte sich meist auf das westliche Mittelmeer, da im östlichen die Konkurrenz der Griechen, Phönikier und Aegypter zu groß war. Aus Sizilien bezogen die Karthager Oel und Wein, von den Liparischen Inseln Erdharz, aus Korsika Wachs, Honig und weiße Sklaven, von der Insel Aethalia (Elba) Eisenerz, von den Balearischen Inseln Früchte und Maulesel, die sie gegen Wein und Sklavinnen eintauschten; aus Spanien vorzüglich edle Metalle, von Albions Küsten Zinn, das sie gegen irdene Geschirre und eiserne Geräthschaften einhandelten. An der Westküste Afrika's, wo ein schönes schwarzes Hirtenvolk mit langen schwarzen Haaren wohnte, das sich gern putzte, und aus geübten Reitern und Bogenschützen bestand, holten sie Elefantenzähne und Häute, die sie gegen Schmucksachen, Gefäße, Pferdegeschirre und ägyptische Leinwand eintauschten. Auch betrieben sie an jener Küste beträchtlichen Fischfang; die gewonnenen Fische wurden eingesalzen und in Karthago selbst als ein so großer Leckerbissen geachtet, daß ihre Ausfuhr verboten war.

Mit den Goldküstenländern, zu denen der Weg, wie wir vorhin gesehen, geheim gehalten wurde, trieben die Karthager einen sehr einträglichen und dabei höchst originellen Goldhandel. Da nämlich zwischen den beiden handelnden Völkern eine Verständigung durch die Sprache nicht möglich war, so verfuhr man, wie Herodot angiebt, auf folgende Weise: Die Karthager legten ihre Tauschwaaren ans Ufer und entfernten sich. Hierauf kamen die schwarzen Bewohner, legten so viel Gold daneben, wie sie geben wollten, und entfernten sich gleichfalls. Nun kamen die Karthager wieder, und wenn sie mit der Masse des Goldes zufrieden waren, so nahmen sie es und zogen ab, indem sie die Waaren zurückließen. Erschien ihnen das Gold aber nicht zureichend, so entfernten sie sich abermals, und die Schwarzen brachten mehr Gold herbei.

Die bei solchem Verfahren gegenseitig eingehaltene Ehrlichkeit erklärt sich aus dem beiderseitigen Interesse an derartigen Tauschgeschäften und an deren Fortdauer; noch heute soll im Verkehr mit wilden Völkern, z. B. auf Inseln der Südsee, jener sogenannte stumme Handel zuweilen vorkommen.

Der karthagische Karawanenhandel, dessen Wege zur Vermeidung der Konkurrenz als Staatsgeheimniß bewahrt wurden, war ausschließlich in das mittlere Afrika gerichtet und wurde bis nach Timbuktu hin betrieben. Die Karthager holten aus jenen Gegenden Goldstaub und schwarze Sklaven, welche sie gegen Salz und Datteln eintauschten.

Den Goldstaub bezogen sie besonders aus den Konggebirgen, wo die reichsten Goldstriche liegen. Die Flüsse waschen das Gold aus den Gebirgen aus, führen es in ihrem Sande als Körner fort, und aus diesem Sande wird es alsdann von den Bewohnern ausgewaschen. Die schwarzen Sklaven aus dem Innern Afrika's wurden besonders in Griechenland und Italien sehr gesucht, wo sie ein Bedürfniß des Luxus waren.

Das Salz, welches jenen afrikanischen Gegenden gänzlich fehlt, gewannen die Karthager aus der großen Wüste im Süden ihres Gebiets, wo sich große Seen, Salzhügel und Salzgruben vorfinden, die weißes und farbiges Salz lieferten. Ein nicht geringeres Bedürfniß als das Salz sind für jene Gegenden die Datteln, denn sie vertreten den Bewohnern die Stelle des Brotes. Die Karthager gewannen dies Produkt ebenfalls in dem südlich von ihrem Gebiete gelegenen Landstriche, der besonders reich an dieser Frucht ist, und daher auch den Namen Biledulgerid (Dattelland) führte.

Bei der Betreibung dieses Karawanenhandels, für den die in Emporia gelegenen Städte als Stapelplätze dienten, waren den Karthagern die in der syrtischen Region wohnenden Völker, und namentlich die Nasamonen, von großem Nutzen.





Aus der Zeit der Republik.

Cato. Marius. M. Junius Brutus. Junius Brutus. Sulla.

Rom.

Von Errichtung der Republik bis zum Siege der Demokratie, 510—343 v. Chr.

Durch die Vertreibung des Lucius Tarquinius Superbus hatte Rom (510 v. Chr.) die Ketten der Sklaverei gebrochen. Wir haben gesehen, daß das große Werk der Befreiung ohne Blutvergießen gelungen war; aber diese an und für sich gewiß löbliche Mäßigung der Römer wurde die Veranlassung, daß noch manches edle Blut fließen mußte, ehe die Freiheit festen Fuß fassen konnte. Denn der übermüthige Tarquin ließ nach seiner Flucht nichts unversucht, um den verlorenen Thron wieder zu erringen, und wir werden gleich sehen, welch großes Unheil die Intriguen des vertriebenen Königs über Rom brachten, zum Lohne dafür, daß das Volk es großmüthig verschmäht hatte, seine Freiheit mit dem Blute des Tyrannen zu besiegeln.

Lucius Junius Brutus, der Befreier des Vaterlandes, hatte den Bannfluch über die Familie des Tarquin und das Königthum ausgerufen. Das Volk sprach den Bannfluch nach und leistete den Schwur: weder Tarquin noch irgend einen seiner Nachkommen, noch überhaupt einen König jemals wieder auf den Thron zu setzen.

Doch die neu errichtete Republik bedurfte einer kräftigen Leitung, und Niemand erschien derselben würdiger, als die beiden Männer, denen das Vaterland seine Freiheit am meisten zu verdanken hatte: Lucius Junius Brutus und Lucius Tarquinius Collatinus, der Gatte der geopferten Lucretia. Beide wurden auf ein Jahr zu obersten Lenkern der Republik ernannt, ein Amt, dessen Verwalter Anfangs Prätoren, später Konsuln hießen.

Allein die Ruhe, deren Rom unter der Verwaltung seiner beiden ersten Konsuln genoß, dauerte nicht lange; denn Tarquin, welcher sich von seinem ersten Zufluchtsorte Gabii nach Etrurien begeben hatte, wußte es hier so weit zu bringen, daß die Etrurier eine Gesandtschaft nach Rom schickten unter dem Vorwande, für die Herausgabe des

tarquinischen Privatvermögens zu wirken. Ihr eigentlicher Zweck war jedoch, eine Verschwörung gegen die Republik zu unterstützen, zu welcher viele Freunde der Söhne Tarquin's, die diese besonders unter der liederlichen patrizischen Jugend zählten, sich bereit erklärt hatten. Diese Verschwörung, deren Zweck es wär, die Konsuln zu ermorden, den Tarquin bei Nacht heimlich in die Stadt zu schaffen und ihn so wieder auf den römischen Königsthron zu heben, kam auch wirklich zu Stande, und namentlich waren die nächsten Verwandten der beiden ersten Konsuln in dieselbe verwickelt, so die Neffen des Collatinus, zwei Neffen des Brutus und endlich gar des Letzteren eigene Söhne Titus und Tiberius. Doch kurz vor dem Ausbruche des Komplots wurde dasselbe entdeckt, und die Sache Tarquin's hatte sich nunmehr noch verschlimmert; denn während man früher noch geneigt war, ihm sein Privatvermögen auszuliefern, wurde ihm dasselbe jetzt durchaus verweigert, indem man es für Staatsgut erklärte und als solches verwendete.

Tarquin's Palast wurde niedergerissen und seine Ländereien vertheilte man unter die ärmeren Bürger bis auf ein Stück Land neben dem Marsfelde, welches gleichfalls dem Kriegsgotte geweiht und als Gemeindegut zu einem Ring- und Laufplatz für die Jugend bestimmt wurde. Die Theilnehmer an der Verschwörung büßten ihre Schuld mit dem Tode.

Bei dieser Gelegenheit hat uns die Geschichte die Erzählung einer Großthat aufbewahrt, welche nie genug gepriesen werden kann, da sie uns die Unbestechlichkeit eines Richters in ihrer höchsten Vollendung zeigt. Denn ist es denn so groß, daß ein Richter den Verlockungen des Goldes, der Ehre oder des Sinnenreizes widersteht? Der Richter Brutus widerstand der Bestechung der mächtigsten Stimme der Natur; er brachte dem Gesetze sein Vatergefühl zum Opfer, und ob uns auch schaudert vor dem eisernen Worte, mit welchem ein Vater das Todesurtheil über seine Söhne ausspricht: wir müssen die That verehren und preisen.

Am Morgen nach der Entdeckung der Verschwörung wurde das Volk zu den Comitien berufen. Brutus und Collatinus saßen auf dem Richterstuhle. Die Gefangenen wurden vorgeführt und das Volk empfing sie mit stummer Rührung, denn es waren die Blutsverwandten seiner Befreier. Aber eben so stumm war auch die Rechtfertigung der Angeklagten, denn ihre That konnte nicht geleugnet werden, und sie hatten nur Thränen zu ihrer Vertheidigung. Da erhob sich Brutus und sprach: „Titus und du Tiber, was habt ihr zu eurer Rechtfertigung zu sagen?“ Die Angeredeten schwiegen vor dem richterlichen Worte ihres Vaters, und als dieser nach der dritten Aufforderung nur Thränen zur Antwort erhielt, da riß sich unter dem grauenhaften Schweigen der Versammlung das furchtbare Wort von dem Herzen des Vaters los: „Euch, Liktoren, überantworte ich sie; vollziehet an ihnen das Gesetz!“ Und die Häupter der Söhne fielen unter dem Wehklagen des Volkes, vor dem thränenlosen Auge des Vaters, dem Gesetz und der Freiheit zum Opfer.

Nach Vollziehung dieses denkwürdigen Urtheilspruchs überließ Brutus das Richteramt über die anderen Angeklagten seinen Amtsgenossen und entfernte sich, um das Herz des Vaters trauern zu lassen. Aber seine Handlung, dieser erste Ring in der Kette heroischer Römerthaten, welche sich fortan vor unserem Blicke aufrollen wird, war zu übermenschlich groß gewesen, um Menschenherzen zur Nachahmung zu reizen. Collatinus wollte seine Neffen retten; er wollte ihnen einen Tag zur Vertheidigung lassen und ihnen sogar den gegen sie aussagenden Sklaven überantworten. Allein das Volk konnte eine solche Ungerechtigkeit nicht dulden, nachdem es kurz zuvor Zeuge gewesen von dem Triumphe der Gerechtigkeit. Es that Einspruch, und sämmtliche Verschwörer bluteten unter dem Beile der Liktoren. Die etrurischen Gesandten, welche in die Verschwörung verwickelt waren, wurden in Rücksicht ihrer Gesandtenwürde geschont und in ihre Heimat zurück geschickt.

Collatinus hatte sich bei der Verurtheilung der Verschwörer als ein so lauer, so wenig zuverlässiger Vaterlandsfreund gezeigt, daß er auf Antrag des Brutus seiner Stelle als Konsul entsetzt wurde.

Man hatte das Herbe einer wirklichen Entsetzung dadurch zu mildern gesucht, daß man den Collatinus veranlaßte, freiwillig abzudanken. Auf Verwendung des Brutus erhielt er 20 Talente aus dem Schatze, denen Brutus selbst noch fünf aus eigenen Mitteln beifügte, so daß er in dem von ihm erwählten Aufenthaltsorte Lavinium bis zu seinem Tode sorgenfrei leben konnte.

An seine Stelle wurde Publius Valerius zum Konsul erwählt. Dieser würdige Republikaner, dessen Bemühungen um die Wohlfahrt des Volkes ihm den Beinamen Publicola (Volksfreund) erwarben, setzte es zur Beruhigung der streitenden Gemüther durch, daß für Diejenigen, welche sich der Partei des Tarquin frei und offen angeschlossen hatten, eine allgemeine Amnestie erlassen wurde. Dadurch fanden sich eine Menge geflüchteter edler Männer veranlaßt, in das Vaterland zurückzukehren und demselben ihre Arme zu leihen, gerade in einer Zeit, wo es solcher Arme am dringendsten bedurfte.

Denn nachdem Tarquin sich überzeugt hatte, daß er den verlorenen Thron auf dem Wege der Intrigue nicht wieder erlangen könne, versuchte er den Weg offener Gewalt. Er veranlaßte die Bewohner von Veji, ihm Beistand zu leisten, und griff nun Rom selbst an. Die Schlacht, welche am Walde Arsia stattfand, blieb eigentlich unentschieden, besonders da Brutus in derselben seinen Tod fand; da jedoch die Römer das Schlachtfeld behaupteten, so schrieben sie sich den Sieg zu.

Brutus war in der Schlacht mit Aruns Tarquinius, einem Sohne des vertriebenen Königs, zusammengerathen. Beide Kämpfer blieben auf dem Wahlplatze. Das dankbare Volk setzte seinem Befreier auf dem Kapitol eine Bildsäule mitten unter denen seiner großen Könige. Brutus ist mit einem bloßen Schwerte in der Hand dargestellt.

Während sich nun Tarquin nach größerer Hülfe umsah, suchte Valerius, welcher vorläufig alleiniger Konsul blieb, der Republik eine festere Grundlage zu geben. Namentlich war er darauf bedacht, die Volksherrschaft auszubreiten, indem er die Macht des Konsulats beschränkte und eine Berufung an das Volk zum Grundgesetze machte. Zugleich sicherte er die Freiheit vor künftigen Angriffen dadurch, daß er den Bürgern das Recht zusprach, Denjenigen zu tödten, welcher nach der unumschränkten Gewalt streben würde. Um die materielle Wohlfahrt des Volkes machte er sich durch ein weises Steuergesetz verdient, welches Künstler, Wittwen und kinderlose Greise von allen Abgaben freisprach.

So lange hatte Valerius Publicola das Konsulat absichtlich allein verwaltet, um diese und andere wohlthätige Einrichtungen ohne Widerspruch von Seiten eines andern Konsuls treffen zu können. Jetzt, wo sein Werk vollbracht und sein Konsulatsjahr abgelaufen war, trat er ab und veranlaßte das Volk zur Wahl zweier neuen Konsuln. Diese Wahl fiel auf Lucretius, den Bruder der geopferten Lucretia, und wieder auf Valerius Publicola; und so würde Rom sich sehr bald wieder zur alten Macht erhoben haben, wenn ihm der vertriebene Tarquin nicht einen neuen und sehr gefährlichen Feind erweckt hätte.

Porsenna, Oberherr (lar) der etrurischen Stadt Clusium, war es, welcher mit einem zahlreichen Heere vor Rom rückte.

Eine Schlacht, welche sich nun am jenseitigen Ufer des Tiber entspann, blieb lange zweifelhaft; endlich aber siegten die Etrusker und sie würden die fliehenden Römer bis in die Stadt hinein verfolgt haben, wenn der heldenmüthige Horatius Cocles die über den Tiber führende Brücke nicht so lange ganz allein vertheidigt hätte, bis dieselbe hinter ihm abgebrochen war. Der tapfere Krieger stürzte mit seinem Pferde in den Strom und, trotz der ihm nachgesandten feindlichen Pfeile, gelangte er glücklich nach Rom, wo man ihn mit lautem Jubelschrei empfing. Das Vaterland belohnte den Helden der Tiberbrücke mit so viel Land, wie er in einem Tage mit einer Furche umziehen konnte, und außerdem lieferte ihm jeder Bürger trotz der eintretenden Theuerung und Hungersnoth Lebensmittel auf einen Tag.

So war denn Rom vor dem Eindringen der Feinde gerettet; aber Porsenna belagerte die Stadt so hart, daß endlich die Hungersnoth anfing, den Römern gefährlicher

zu werden als der Feind. Zwar ließ ihnen Porsenna ankündigen, daß er sein Lager räumen würde, sobald Rom den vertriebenen Tarquin wieder aufnähme; allein man gab ihm die Antwort zurück: Hunger sei ein geringeres Uebel als Sklaverei. Endlich, als die Noth immer größer wurde, unternahm es ein junger Mann, Namens Mucius, seine Vaterstadt durch Ermordung des Porsenna zu befreien. Deshalb schlich er sich in etruskischer Kleidung hinüber in das Lager des Feindes. Da er der etruskischen Sprache vollkommen mächtig war, so ahnte Niemand einen Römer in ihm, und unaufgehalten gelangte er in das Zelt des Heerführers, wo eben den Truppen der Sold ausgezahlt wurde. Demzufolge saß Porsenna neben seinem Schreiber an einem Tische mit Geldzählen beschäftigt. Mucius, welcher den Letztern seiner reicheren Kleidung wegen für Denjenigen hielt, dem sein Dolch geweiht war, näherte sich dem Schreiber und stieß ihn nieder. Sogleich wurde er ergriffen und gestand offen seine Absicht. Porsenna befahl, den Mörder ins Feuer zu werfen. Um nun zu zeigen, wie wenig er die Martern fürchte, die seiner warteten, hatte er die rechte Hand in ein daneben brennendes Kohlenfeuer gehalten, so daß dieselbe, als er sie hervorzog, verbrannt erschien. Porsenna erstaunte über den Muth des jungen Römers, der von jetzt an den Beinamen Scävola (Linkhand) führte, und schenkte ihm Leben und Freiheit. Mucius suchte nun diese Gelegenheit wahrzunehmen, um den Porsenna durch Furcht zum Abzuge zu bewegen. Deshalb erklärte er ihm: Dreihundert Jünglinge, von denen er der schlechteste sei, hätten sich zu Porsenna's Untergange verschworen. Heute habe ihn das Los getroffen, sein Plan sei mißglückt, aber einer der Dreihundert werde sein Ziel gewiß nicht verfehlen.

Man sagt, diese Drohung habe den Porsenna bestimmt, von der weiteren Aushungerung Roms abzustehen und der Stadt einen Frieden zu diktiren, den dieselbe sich genöthigt sah anzunehmen. Die Stadt mußte sich dem Sieger ergeben und Porsenna als ihren Oberherrn anerkennen. Dazu mußten die Bürger ihre sämmtlichen Waffen ausliefern, durften Eisen zu keinem anderen Zwecke benutzen als zum Ackerbau und mußten an Porsenna den Zehnten von dem Ertrage desselben abgeben. Unter diesen Bedingungen räumte der Sieger die eingenommene Burg auf dem Berge Janiculus, nahm aber, um sich die Erfüllung des Vertrages zu sichern, zwanzig patrizische Geiseln (zehn Jünglinge und zehn Jungfrauen) mit sich.

Bei dieser Gelegenheit erzählt die Sage von einer der Geiseln, der Jungfrau Clölia, eine That, die wol nur um deswillen gepriesen wurde, weil sie von einem jungen Mädchen ausging und man damals in Rom noch nicht sehr gewohnt war, Weiber um den Preis männlicher Entschlossenheit ringen zu sehen. Die Jungfrau hatte mit ihren Gefährtinnen die Erlaubniß bekommen, an dem Tiber zu baden. Diese Gelegenheit nahm Clölia wahr, um sich auf ein in der Nähe befindliches Pferd zu schwingen und auf demselben nebst ihren Gefährtinnen den Tiber zu durchschwimmen.

Doch die Römer waren so redlich, die Flüchtlinge dem Porsenna wieder zurück zu schicken, und dieser, welcher seinen Feinden an Großmuth nicht nachstehen wollte, schenkte den kühnen Mädchen die Freiheit. Rom ehrte die That der Clölia durch eine Reiterstatue, welche der Jungfrau errichtet wurde.

Bald fand sich für die Römer eine Gelegenheit, das ihnen aufgedrungene Joch abzuwerfen. Porsenna war nach Clusium zurückgekehrt, hatte aber den einen seiner Söhne gegen die latinische Stadt Aricia ins Feld geschickt. Die Etrusker erlitten hier so bedeutende Verluste, daß die Römer es wagen konnten, sich freizumachen, und Porsenna schien nicht weiter Lust zu haben, sich zum Vortheile Tarquin's aufzuopfern; er ließ es geschehen, daß Rom sich der etruskischen Oberhoheit entzog. Aber der Zustand innerer Zerrissenheit, in welchen Rom durch alle diese Ereignisse versetzt war, wurde von vielen Städten, besonders latinischen und sabinischen, benutzt, um sich aus ihrer Abhängigkeit von Rom zu befreien. Daraus entstanden mehrere Kriege, deren Ausgang für die Römer

glücklich war und ihre Macht bald wieder auf die frühere Höhe hob. Sie wäre noch größer geworden, wenn nicht der Uebermuth der Patrizier gegen die Plebejer Zwistigkeiten hervorgerufen hätte, welche viele Jahre hindurch Roms Kraft lähmten.

Die erste Veranlassung zu diesem Streit zwischen Patriziern und Plebejern gab ein Krieg, welchen der vertriebene Tarquin abermals gegen Rom entflammte. Dieser Mann, von Porsenna aufgegeben, hatte sich nach Tusculum zurückgezogen und dort in Latium einen Bund von etwa zwanzig latinischen Städten zu einem Kriege gegen Rom zu Stande gebracht.



Mucius vor Porsenna. Zeichnung von Hermann Vogel.

Während nun die Rüstungen der verbündeten Städte die Römer schreckten, suchten die Plebejer diese Besorgniß zu benutzen, um das drückende patrizische Joch, welches auf ihnen lag, abzuwerfen. Denn nicht allein hatten die Patrizier alle Regierungsgewalt in Händen, indem die beiden Konsuln nur aus den Patriziern gewählt wurden, sondern die Plebejer waren ihnen auch fast alle verschuldet und also, der Strenge des römischen Schuldgesetzes zufolge, stets in Gefahr, in die wirkliche Sklaverei ihrer Gläubiger zu gerathen.

In dieser bedrängten Zeit erklärten nun die Plebejer, daß sie nicht kämpfen würden, wenn die Patrizier nicht sämmtliche Schulden erließen. Zwar geschah dies nicht, aber die Plebejer hatten auf der andern Seite auch nicht den Muth, auf ihrer Erklärung zu beharren, sondern gaben sich zufrieden, als man unter dem Namen der Diktatur eine über dem Konsulat stehende, mit sechsmonatlicher Amtsdauer und fast königlicher Gewalt verbundene neue Würde errichtete und zum ersten Diktator in T. Lartius einen Mann erwählte, der beim Volke außerordentlich beliebt war und der auch wirklich während seiner Diktatur die drückendsten Schuldgesetze aufhob.

So wurde dieser erste Zwist zwischen Patriziern und Plebejern in Güte beigelegt, und die Latiner fanden bei ihrem Angriffe einen vollständig gerüsteten und unter sich einigen Feind. Der Krieg hatte im Anfange keinen sonderlichen Erfolg, bis endlich (496 v. Chr.)

der Diktator Aulus Posthumius den Latinern am See Regillus eine entscheidende Niederlage beibrachte, bei welcher Gelegenheit auch die letzten Söhne Tarquin's ihren Tod fanden. Der greise Tarquin selbst gab nach diesem letzten unglücklichen Versuche und nach dem Untergange aller seiner Söhne seinen Plan auf die Wiedergewinnung der römischen Königskrone gänzlich auf und zog sich nach der Stadt Cumä zurück, wo er sehr bald in hohem Alter starb. Die Römer scheinen ihren Sieg über die latinischen Städte nicht so benutzt zu haben, wie sie es in früheren Zeiten gewohnt waren; denn die Folge war nur ein Bündniß mit den Latinern, welches drei Jahre später auf gleiche Kriegsleistung und gleiche Kriegsbeute abgeschlossen wurde.

Appius Claudius. Kaum war der Friede nach außen befestigt, so brachen aufs Neue Zwistigkeiten zwischen Patriziern und Plebejern aus; denn die Ersteren wollten die Gelegenheit benutzen, um mit Hülfe ihrer Gläubigerrechte die Plebejer ein- für allemal zu demüthigen. Um dies ungestörter ausführen zu können, wurde zum Konsul ein Mann erwählt, welcher sich als Volksfeind bereits einen gewissen Ruf erworben hatte, Appius Claudius. Doch erforderte auf der andern Seite die Klugheit, den Neigungen dieses Mannes zu unmenschlicher Strenge eine Schranke zu setzen, und dazu diente die Wahl des menschenfreundlichen Publius Servilius zu seinem Mitkonsul. Die Folge davon war, daß die beiden Konsuln in Streit geriethen und die Gährung zwischen Patriziern und Plebejern bis zu einer gefahrdrohenden Höhe stieg. Die letzteren hielten bereits nächtliche Versammlungen, um einen Gewaltschritt gegen ihre Unterdrücker vorzubereiten, und man mußte jeden Augenblick den Ausbruch einer offenen Feindseligkeit erwarten. Die Mißhandlungen, welche ein alter Hauptmann aus dem Stande der Plebejer von seinem unmenschlichen patrizischen Gläubiger erlitten hatte, führten endlich einen Ausbruch herbei, gerade als die Volsker, welche sich den Zwiespalt ohne Zögern zunutze machten, Rom mit einem Kriege bedrohten.

Der Senat war gerade zu einer Sitzung auf dem Markte versammelt, um über den Krieg gegen die Volsker zu beschließen, als ein hochbejahrter Mann mit lautem Hülferuf unter die Volksmasse stürzte. Sein Anblick brachte allgemeines Entsetzen hervor; der Körper bis zum Gerippe abgemagert, die halb erloschenen Augen tief eingefallen, die Wangen leichenblaß und das greise Haupt- und Barthaar wild um den Kopf flatternd. Es war der oben erwähnte Hauptmann, der sich im Felde vielfach ausgezeichnet hatte. Mit klagender Stimme sprach darauf der Alte zu dem versammelten Volke: „Römer! ich bin ein frei geborener Mann, habe in achtundzwanzig Schlachten mein Leben für das Vaterland gewagt, bin durch den Krieg um meine Habe gekommen und so der Schuldner eines Patriziers geworden. Da ich außer Stande bin,, meine Schuld abzutragen, hat mein unbarmherziger Gläubiger mich nebst zweien meiner Kinder ins Gefängniß geworfen und mich dort von seinen Sklaven geißeln lassen". Bei diesen Worten riß der Greis seine Kleider vom Leibe und zeigte der Versammlung seinen blutigen Rücken und die mit ehrenvollen Narben bedeckte Brust, indem er zugleich das Volk um Hülfe anrief.

Jetzt brach der lange verhaltene Sturm los. Unter gräßlichen Verwünschungen gegen die Patrizier und den versammelten Senat begann der Aufstand. Die Gefängnisse wurden erstürmt und die eingesperrten Schuldner in Freiheit gesetzt, welche nun in ihren Ketten auf den Markt eilten und durch ihren Anblick das Volk zu immer größerer Wuth entflammten.

Der Konsul Publius Servilius bot allen seinen Einfluß auf, um das Volk zu beruhigen; er riß seinen Mantel von der Schulter, warf sich den Aufrührern zu Füßen und ließ endlich öffentlich ausrufen, Niemand dürfe einen römischen Bürger wegen Schulden belästigen, bis der Senat andere Verfügungen getroffen habe. Dadurch wurde die Ruhe für den Augenblick wieder hergestellt.

Am andern Tage wollte Appius Claudius die Zusage des Publius Servilius umstoßen, indem er denselben einen niederträchtigen Schmeichler des Pöbels nannte; allein

die Nachricht von dem Anrücken der Volsker brach diese Verhandlungen ab, und man forderte nun die frei gewordenen Schuldner auf, zur Vertheidigung des Vaterlandes auszurücken. Doch diese gaben auf solche Aufforderung folgenden denkwürdigen Ausspruch ab:

„Ist es für uns nicht ganz gleich, ob uns von den Feinden Roms oder von Roms Bürgern Fesseln angelegt werden? Laßt die Patrizier allein ihr Leben aufs Spiel setzen, da sie allein den Vortheil von unseren Siegen ernten! Sollen wir aus unsern Leibern eine Brustwehr machen, um den Feind zu hindern, unsere Gefängnisse zu öffnen und unsere Ketten zu zerbrechen?!“

Die Noth war groß; aber endlich gelang es den Bemühungen des beliebten Publius Servilius, die Plebejer zu beschwichtigen unter dem im Namen des Senats abgegebenen Versprechen, nach Besiegung der Volsker alle ihre gerechten Forderungen zu erfüllen. Kaum waren aber die Volsker mit Hülfe der Plebejer zurückgetrieben und zum Frieden gezwungen, so erklärte Appius Claudius die Zusagen des Publius Servilius für nichtig, und die verschuldeten Plebejer aufs Neue der Willkür ihrer Gläubiger überlassen. Doch die Eile, mit welcher der nichtswürdige Konsul den Wortbruch verkündigt hatte, gereichte den Patriziern zum Verderben. Denn noch standen die Legionen in den Waffen, und als diese nun sahen, daß sie abermals getäuscht waren, da faßten sie den Entschluß, sich von ihren Anführern loszusagen und Rom seinem Schicksale zu überlassen. Nachdem sie sich ihrer Fahnen, bei denen sie ihren Kriegereid geleistet, und die ihnen daher als ein Heiligthum galten, bemächtigt hatten, erwählten sie sich aus ihrer Mitte den Sicinius Bellutus zum Anführer und zogen unter ihm auf einen drei Meilen von Rom gelegenen Berg (494 v. Chr.), entschlossen, sich hier anzubauen und Rom für immer zu verlassen. Zugleich brach in der Stadt selbst die offene Zwietracht aus, indem die Plebejer sich besonderer Stadttheile bemächtigten. Obgleich die Patrizier mit ihren Klienten stark genug waren, einem Angriffe zu begegnen, so fühlten sie doch das Gefährliche ihrer Lage, als sie es nicht verhindern konnten, daß die Plebejer haufenweise die Stadt verließen, um zu ihren Brüdern nach dem Berge zu ziehen. Denn daß die Patrizier zu ihrer Existenz der für sie arbeitenden Plebejer mehr bedurften als umgekehrt, das sah man nur zu wohl ein; und so entschloß man sich denn endlich, eine Gesandtschaft an die Plebejer abgehen zu lassen, welche deren Zurückkunft um jeden Preis bewerkstelligen sollte. Menenius Agrippa, ein würdiger Mann und als Volksfreund bekannt, wurde Führer dieser Gesandtschaft, und ihm gelang es wirklich durch die bekannte Fabel: „Von dem Magen und den Gliedern des Leibes“ die Plebejer zur Rückkehr zu bewegen.

Unter dem Magen waren die konsumirenden, unter den Gliedern die arbeitenden Klassen eines Staates verstanden. Indem nun die Moral dieser Fabel darauf hinaus lief, daß, wie der Magen ohne die anderen Glieder, aber auch diese ohne jenen nicht bestehen können, die Existenz eines Staates nur im Zusammenwirken der beiden Klassen möglich sei, so überzeugte Menenius Agrippa dadurch die Plebejer, daß ihre Rückkehr nach Rom im eigenen Interesse nothwendig sei.

Die Volkstribunen. Die Plebejer kehrten zurück, und der Vertrag, welchen Agrippa im Namen des Senats mit ihnen schloß, setzte der Regierungsgewalt der Patrizier für immer Schranken. Dieser Vertrag hob nicht allein alle Schuldverbindlichkeiten der Unvermögenden völlig auf, sondern räumte auch den Plebejern eigene Vertreter ein, welche sie gegen alle Uebergriffe der Patrizier überhaupt und insbesondere gegen die eigenmächtigen Schritte der Konsuln schützen sollten. Diese alljährlich neu zu wählenden Vertreter, deren Zahl Anfangs auf zwei festgesetzt wurde, führten den Namen Volkstribunen und erhielten die ausgedehntesten Rechte von Volksrepräsentanten. Ihre Personen wurden für heilig erklärt.

Das Gesetz, welches über die Heiligkeit der Volkstribunen erlassen und von allen Römern und ihren Nachkommen als unantastbar beschworen wurde, lautete folgendermaßen: „Die Tribunen des Volkes sollen von allen den knechtischen Diensten, die man dem

Volke auferlegt, frei sein, es sei denn, daß sie dieselben tragen wollten. Niemand soll einen Tribun schlagen oder ihn schlagen lassen. Wer diesen Frevel begeht, soll verflucht sein und sein Eigenthum der Göttin Ceres zugeeignet werden. Tödtet ihn Jemand, so kann Jedermann den Mörder ungestraft tödten". — Zugleich mit dieser Heiligkeitserklärung erhielt auch der Berg, welcher das Asyl der Plebs geworden war, den Namen heiliger Berg.

Das Haus der Tribunen stand Jedermann offen; aber ihr wichtigstes Recht übten sie in den Senatsversammlungen aus. Denn hatten sie darin auch weder eine berathende noch eine beschließende Stimme, und mußten sie ihren Sitz Anfangs selbst außerhalb der Thür des Senatssaales nehmen, so konnten sie doch durch das einzige Wort veto (d. h. ich verbiete!) jeden den Volksinteressen widersprechenden Senatsbeschluß ungiltig machen.

So hatte denn also das Volk gezeigt, welche Macht es der Aristokratie gegenüber erlangen kann, wenn ihm der Muth nicht fehlt, seine Rechte zu verfechten, und wenn es klug genug ist, vereint zu kämpfen. Bald erweiterten sich auch die ursprünglichen Gerechtsame der Volkstribunen; denn nicht allein setzten sie es durch, daß ihre Zahl auf fünf, später sogar auf zehn erhöht wurde, sondern man gab ihnen auch nach, daß sie sich zwei Gehülfen wählen durften, welche, ebenfalls aus den Plebejern entnommen, den Namen Aedilen führten, und das Amt hatten, durch Aufsicht über die Kornvorräthe, über die Vertheilung und Preise der Lebensmittel den Eigenmächtigkeiten der Patrizier entgegen zu wirken. Damit war zugleich eine Oberaufsicht über die öffentlichen Gebäude, und namentlich über den Tempel der Ceres verbunden.

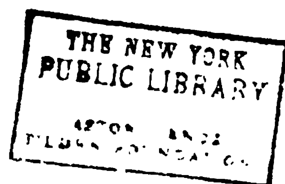
Coriolanus. Da in Rom jetzt der innere Friede hergestellt war, so konnten die äußeren Feinde, unter denen die Volsker damals eine Hauptrolle spielten, mit um so größerem Erfolge bekämpft werden. Rom war in diesen kleinen Kriegen durchgängig siegreich; aber die unaufhörlichen Feldzüge wurden mittelbar die Veranlassung zur Erneuerung der inneren Zwistigkeiten, indem sie so sehr zur Vernachlässigung des Ackerbaues beitrugen, daß Rom endlich einem völligen Getreidemangel preisgegeben war. Die Plebejer, zufrieden im Genuß der gewonnenen politischen Rechte, ertrugen die Hungersnoth so lange mit Geduld und Muth, als sie sahen, daß auch die Patrizier das harte Schicksal theilten. Als aber endlich eine große Kornladung aus Sizilien ankam, zum Theil gekauft, zum Theil Geschenk eines sizilischen Königs (wie man sagt Gelon's), da erhob sich der alte Streit zwischen Patriziern und Plebejern mit neuer Heftigkeit. Die Veranlassung dazu gab der Patrizier Coriolanus, einer der größten Volksfeinde Roms. Er hieß eigentlich Cajus Marcius, allein in einem der kleinen Kriege mit den Volskern hatte er sich durch die Eroberung der kleinen Stadt Corioli so sehr ausgezeichnet, daß ihm zur Erinnerung an seine Tapferkeit der Beiname Coriolanus beigelegt wurde, wie er in der Geschichte auch durchgängig heißt. Coriolanus schlug dem Senate vor, die bestehende Hungersnoth zu benutzen, um den Plebejern die kaum errungenen politischen Rechte wieder zu entreißen, und zwar sollte er den Beschluß fassen, ihnen die neugefüllten Kornmagazine nur dann zu öffnen, wenn die Plebejer ihre Tribunen preisgeben würden. Ueber diesen heimtückischen Antrag kam der Streit zum Ausbruch, und namentlich war es Coriolanus, welchen der Haß der Plebejer in seiner ganzen Schwere traf. Man verlangte, daß dieser Verächter der Volksrechte vor Gericht gezogen werde, und die Tribunen setzten es durch, daß man diesem Verlangen nachgab. Aber nun begann ein neuer Streit über die Zusammenstellung des Gerichts. Die Konsuln forderten, es solle über den Angeklagten nach Centurien gestimmt werden, weil sie hoffen konnten, dadurch den Coriolanus zu retten, indem die 98 Centurien der ersten (patrizischen) Klasse die sämmtlichen Centurien der fünf anderen überwiegen mußten. Allein dies erkannten auch die Tribunen und darum verlangten sie die Abstimmung nach Tribus, in welchen nur die Plebs stimmte.

Nach heftigen Streitigkeiten setzten die Tribunen den Willen des Volkes durch, und Coriolanus wurde zur ewigen Verbannung aus Rom verurtheilt. Er floh zu Roms



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Die römischen Frauen erlangen Zutritt zu Coriolan. Zeichnung von Hermann Vogel.


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Feinden, den Volskern, begierig, sich an seiner Vaterstadt zu rächen. Bald hatte er die Volsker dahin gebracht, daß sie einen neuen Kriegszug gegen Rom beschlossen und ihm den Oberbefehl über das Heer übertrugen. Dies Heer vermehrte Coriolanus durch eine große Schar römischer Verbannten, die sich mit Freuden zu ihm gesellten. Coriolanus fiel nun in Latium ein (488 v. Chr.), eroberte mehrere Städte und verheerte das römische Gebiet, besonders aber das Eigenthum der Plebejer, während er das der Patrizier möglichst schonte. Bald stand er unweit Rom, ohne daß die Stadt im Stande war, ihm ein Heer entgegen zu senden. In dieser Noth beschloß der Senat, mit Coriolanus zu unterhandeln und es wurde eine Gesandtschaft an ihn abgeschickt; Coriolanus empfing dieselbe mit grenzenlosem Hochmuthe und stellte so harte Friedensbedingungen, daß Rom auf dieselben nicht eingehen konnte.



Anxur, die Stadt der Volsker.

Coriolanus erklärte nämlich, daß er nur dann mit Rom Frieden machen würde, wenn die Römer den Volskern die abgenommenen Städte zurückgäben und allen aus Rom Verbannten die Rückkehr gestatteten. Gerade diese letztere Forderung erschien den Römern unerfüllbar; denn die Zahl jener Vertriebenen war so außerordentlich groß, und ihr bisheriges wildes und unstätes Räuberleben hatte sie aller Ordnung so sehr entfremdet, daß man von ihnen mit Recht fürchtete, sie würden in Rom bald völlige Anarchie hervorrufen.

Eine zweite und dritte Gesandtschaft hatte denselben ungünstigen Erfolg, und da Coriolanus endlich drohte, die Stadt zu stürmen, wenn sie auf seine Bedingungen nicht einginge, so versuchte man den letzten Schritt, um auf sein Herz zu wirken. Die angesehensten Frauen Roms wurden abgesandt, um für die Vaterstadt um Gnade zu bitten. Coriolanus empfing die römischen Frauen, an deren Spitze seine Mutter Veturia und seine Gattin Volumnia, die Kinder an der Hand führend, erschienen, mit der größten Ehrerbietung, und die Liktoren mußten zum Zeichen derselben ihre Fasces vor ihnen senken. Doch gegen ihre Bitten blieb er lange standhaft, bis sich seine Mutter ihm zu Füßen warf. Dieser Anblick wandte das Herz des stolzen Mannes, und unter bitteren Thränen rief er aus:

„Mutter, du hast mich entwaffnet. Du wähltest zwischen Rom und dem eigenen Sohn; nun wohl, so siehst du mich niemals wieder, und mögen sie dir es danken!"

So führte denn Coriolanus sein Heer zurück und begab sich wieder in die Verbannung, in welcher er bis zu seinem Tode blieb. Die Volsker ließen sich leicht zur Umkehr bewegen, da sie ihre verlornen Städte zurück erhielten. Rom war gerettet.

Unaufhörliche Kämpfe zwischen den Patriziern und Plebejern um die Gleichheit der politischen Rechte wechselten dann ab mit unwichtigen Kriegszügen gegen die Nachbarn.

Bald nach jener durch Coriolanus veranlaßten Noth wurde ein Gesetz gegeben, welches Jahrhunderte lang ein Zankapfel der beiden Parteien blieb. Es war dies das sogenannte Agrarische oder Ackergesetz, welches im Jahre 486 v. Chr. durch den volksfreundlichen Konsul Spurius Cassius in Vorschlag gebracht wurde und den Zweck hatte, die bisher von den Patriziern zu ihrem Vortheile umgangene Einrichtung des Servius Tullius in Bezug auf die Vertheilung der eroberten Ländereien wieder herzustellen. Das Ackergesetz, gegen welches sich die eigensüchtigen Patrizier mit aller Macht stemmten, ging zwar durch, allein der Ausführung desselben wurden durch Ränke aller Art Hindernisse in den Weg gelegt. Wie verhaßt bei den Patriziern das Ackergesetz war, geht aus den Verfolgungen hervor, die dessen Urheber, Spurius Cassius, von ihnen erdulden mußte. Nach Niederlegung seines Konsulats klagten sie ihn an, nach der Alleinherrschaft gestrebt zu haben, und da sie ihn vor die Kurien zogen, in welchen nur die Patrizier stimmten, so wurde er schuldig befunden und, zum Tode verurtheilt, von dem Tarpejischen Felsen gestürzt. Man erzählt indessen auch, sein eigner Vater habe nicht nur die Anklage gegen ihn angebracht, sondern ihn auch in seinem eigenen Hause in Gegenwart seiner ganzen Familie hinrichten lassen.

An dem Beispiele des Spurius Cassius hatten sich die Plebejer überzeugt, welche Vortheile ihnen daraus erwüchsen, wenn sich unter den Konsuln ein Mann befände, der ihrer Sache zugethan sei. Deshalb strebten die Tribunen danach, es durchzusetzen, daß unter den beiden zu wählenden Konsuln stets wenigstens ein Patrizier von plebejischer Gesinnung sein müsse; und ihre Bemühungen hatten günstigen Erfolg. Der Einfluß des plebejisch gesinnten Konsuls wurde indeß bald wieder dadurch geschwächt, daß sich der patrizisch gesinnte als erster Konsul betrachtete und benahm und seinen Kollegen nur als eine Art von Gehülfen ansah. Mehrere Jahre hindurch hatten die Plebejer das Glück, besonders aus dem großen Patriziergeschlecht der Fabier Männer erwählt zu sehen, welche ihrer Sache warm zugethan waren. So war es namentlich Cäso Fabius, welcher gleich nach Antritt seines Konsulats auf die Vollziehung der Ackergesetze, obwol vergebens, drang.

Als um diese Zeit die Vejenter ins römische Gebiet einfielen, griffen die Plebejer zu dem Mittel, welches sie stets, und häufig mit Erfolg, anwandten, um ihre Forderungen durchzusetzen: sie weigerten sich, zur Vertheidigung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen, bevor das Ackergesetz zur Ausführung gebracht sei. Wahrscheinlich würden sie dadurch auch diesmal ihren Zweck erreicht haben, wenn nicht Cäso Fabius, dem die Rettung des Vaterlandes höher stand als das Wohl einer der Parteien, durch seinen Heldenmuth den Knoten durchhauen hätte. Ohne eine Aufforderung, weder an seine Standesgenossen, die Patrizier, noch an die Plebejer zu erlassen, sammelte er das ganze Geschlecht der Fabier, dreihundert an der Zahl, um das Vaterland auf seine eigene Hand gegen die Vejenter zu schützen (479 v. Chr.). An 4000 ihrer Klienten und viele dem Kriegsglücke des Cäso Fabius vertrauende Römer folgten den Fabiern bei ihrem Auszuge aus Rom; und so durften sie sich stark genug fühlen, dem Feinde entgegen zu treten. An dem Flusse Cremera legte das Heer der Fabier eine verschanzte Kolonie an und erfocht von dort aus mehrere Siege, wodurch den Vejentern ein so beträchtlicher Schaden zugefügt wurde, daß sich endlich auch die übrigen elf Lucomonien Etruriens erhoben, um Veji zu unterstützen und die Verschanzungen der Fabier zu zerstören. Durch List lockte man diese endlich in einen Hinterhalt, überfiel sie alsdann und richtete trotz eines tagelangen tapfern Widerstandes ein so schreckliches Blutbad unter ihnen an, daß keiner der dreihundert Fabier am Leben blieb (477 v. Chr.). Der Verlust des edeln und tapfern Geschlechts der Fabier

erfüllte ganz Rom mit der tiefsten Trauer. Der Tag ihres Untergangs wurde den unglücklichen Tagen beigesellt, an welchen keine wichtigen Angelegenheiten unternommen werden durften, und das Thor, durch welches die Fabier ausgezogen waren, erhielt fortan den Namen „Heilloses Thor" (porta scelerata).

Durch den Untergang der Fabier hatte die Plebs den größten Theil ihrer patrizischen Anhänger eingebüßt, und die Lauheit der Konsuln bewies dies. Da ergriffen die Tribunen ein neues Mittel, um den Eifer der zur Wahrung des plebejischen Interesses erwählten Konsuln anzuspornen. So oft ein solcher Konsul sein Amt niederlegte, wurde er von den Tribunen peinlich angeklagt, das Ackergesetz nicht zur Ausführung gebracht zu haben.



Untergang der Fabier. Zeichnung von H. Leutemann.

Der erste Tribun, welcher dies Mittel anwandte, war Cnäus Genucius; aber er mußte seinen Eifer büßen, denn die Konsuln räumten ihn meuchlings aus dem Wege und schüchterten dadurch die übrigen Tribunen ein, bis endlich im Jahre 472 v. Chr. Publilius Volero zum Volkstribun erwählt wurde.

Er hatte seine Erwählung zum Tribunen einem Aufstande zu verdanken, den er selbst herbeiführte. Als nämlich ein neues Heer angeworben werden sollte, dekretirte der Senat auf die Weigerung, sich dazu einschreiben zu lassen, Geld= oder Prügelstrafe. Volero, ein angesehener Plebejer und darum den Patriziern ein Dorn im Auge, sollte als Gemeiner eingeschrieben werden. Da er aber früher schon als Hauptmann gedient, so widersetzte er sich der Einschreibung, und die Patrizier waren erfreut, eine Gelegenheit zu haben, den ihnen mißliebigen Mann zu demüthigen. Die Liktoren erhielten den Befehl, den Volero auszuprügeln. Doch Volero war nicht der Mann, sich in Geduld zu unterwerfen.

Er leistete den Liktoren Widerstand und bot das Volk zur Hülfe auf, indem er auf den Markt stürzte und ausrief: „Steht mir bei, Quiriten, euern Schutz flehe ich an! Da unsere Tribunen lieber einen Bürger mit Ruthen peitschen lassen, als sich der Gefahr aussetzen wollen, durch meuchelmörderische Konsuln zu sterben, so haben wir gegen deren Tyrannei kein Mittel mehr übrig als die Gewalt!" — Dieser Aufruf verfehlte seine Wirkung nicht. Die Liktoren wurden mit Schlägen verjagt, die Konsuln unter lautem Geschrei umzingelt, und so bedrängt mußten sie es geschehen lassen, daß Volero zum Volkstribunen gewählt wurde.

Dieser Mann erkämpfte den Plebejern einige namhafte Siege. Um es zu bewirken, daß die Tribunen und Aedilen blos im plebejischen Interesse erwählt wurden, setzte er es durch, daß die Wahl derselben nicht mehr wie früher von den Centurien ausging, sondern den Tribus überlassen blieb. Außerdem wurde der Plebs die Befugniß eingeräumt, über ihre eigenen Angelegenheiten gleichfalls nur in den Tribus zu stimmen und darüber Beschlüsse zu fassen. Doch wurden diese Beschlüsse von den Patriziern nicht als Volksbeschlüsse (populi scita) und also auch nicht als Gesetze anerkannt, sondern nur Plebsbeschlüsse (plebis scita) genannt. So klein diese Erfolge im Grunde genommen erscheinen, immerhin waren sie geeignet, die Vorrechte des Patriziats nach und nach zu zerbröckeln; und endlich schien selbst das Schicksal das Seinige dazu beitragen zu wollen, um die Gleichheit der Rechte herbeizuführen. Im Jahre 463 v. Chr. brach eine fürchterliche Pest in Rom aus, welche die Stadt außerordentlich entvölkerte und durch die damit verbundene Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung die Macht der Patrizier merklich untergrub.

Die Verheerungen, welche die Seuche anrichteten, waren furchtbar. Beide Konsuln, die Tribunen und den vierten Theil der Senatoren raffte sie in kurzer Zeit dahin, und eine noch viel bedeutendere Höhe erreichte die Zahl der Opfer, welche sie unter den niederen Ständen forderte, deren Lebensart den Fortschritten der Seuche größern Spielraum bot. Der Leichen waren so viele, daß man sie nicht begraben konnte, sondern dieselben in den Tiber und die Kloaken werfen mußte. Aber die Seuche wüthete nicht allein in Rom, sondern verbreitete sich auch über die umliegenden Landschaften, ja fast über ganz Italien; und so mußte es denn geschehen, daß im nächsten Jahre eine allgemeine Hungersnoth eintrat und die Staatsordnung in ihren Grundfesten erschüttert wurde.

Mit der Pest zugleich waren noch andere Naturereignisse eingetreten, welche der Aberglaube des Volkes theils als Strafgerichte der Götter, theils als „Zeichen und Wunder" betrachtete: Erdbeben, Nordlichter und auch Regen von fleischähnlichen Flocken, die von den Raben verzehrt wurden, aber auch nicht verfaulten, wenn sie liegen blieben. Alles dies trug dazu bei, die Bande des Staats zu lockern und so der Masse des Volkes ein Uebergewicht über die früher Bevorzugten zu geben.

Kaum hatte die Seuche nachgelassen, so begann auch schon wieder der alte Streit um das Ackergesetz und mit ihm zugleich ein Krieg gegen die Volsker. Während die Konsuln infolge dieses Krieges von Rom abwesend waren, trat der Tribun Terentilius Arsa mit der Behauptung hervor, daß die Ordnung im Staate nur dadurch für immer befestigt werden könne, wenn erstens die Stände einander gleichgestellt würden, zweitens an Stelle des Konsuls eine minder unumschränkte höchste Obrigkeit eingesetzt, und drittens ein geschriebenes Gesetz aufgestellt werde. Ohne Zweifel war diese letztere Forderung die dringendste und billigste, denn bei dem gänzlichen Mangel an feststehenden Gesetzen wurden alle Richtersprüche nach dem Herkommen und noch öfter nach Gutdünken entschieden, so daß Willkür und Ungerechtigkeit nicht ausbleiben konnten.

Der Gesetzvorschlag des Terentilius lautete: „Lasset das Volk in gesetzmäßigen Comitien (Volksversammlungen) zehn Männer von reifem Alter, vollkommener Weisheit und untadelhaftem Rufe aussuchen, um ein Gesetzbuch, sowol für die Verwaltung des Reiches als die Entscheidung der öffentlichen Angelegenheiten, zu entwerfen; lasset diese Gesetze auf dem Markt öffentlich anschlagen und lasset die öffentlichen Obrigkeiten sowol,

als alle anderen Richter verbunden sein, sich nach denselben in ihren Entscheidungen der Streitigkeiten, die in Rom entstehen, zu richten."

Cincinnatus. Ueber diesen Gesetzvorschlag erhob sich der alte Zwist, der endlich auch wieder durch das alte Mittel zur Entscheidung gebracht wurde. Denn gerade um diese Zeit (462 v. Chr.) geschah es, daß ein Sabiner, Namens Appius Herdonius, mit 4000 seiner Klienten sich eines Nachts plötzlich des Kapitols bemächtigte, um sich zum unumschränkten Herrscher Roms zu machen. Das Volk wurde zu seiner Vertreibung aufgerufen, weigerte sich aber, die Waffen zu ergreifen, bevor über den Terentilischen Gesetzvorschlag abgestimmt sei. Man gelobte, dies nach Besiegung des Feindes geschehen zu lassen. Aber als das Volk nun den sabinischen Eindringling vertrieben hatte, unterblieb die Abstimmung wiederum. Der Aufstand würde jetzt ohne Zweifel zum offenen Ausbruch gekommen sein, wenn nicht der Konsul Quinctius Cincinnatus durch seine würdevolle Zusprache den Sturm noch beschwichtigt hätte. Dieser würdige, aber sehr arme Mann bot alle Mittel seines Geistes auf, um das Ungestüm der Plebejer niederzuhalten, und als ihm dies gelungen war, kehrte er nach Ablauf seines Konsulats auf sein kleines Gehöft zurück, das einzige Besitzthum, welches er aufzuweisen hatte.

Man erzählt, daß Cincinnatus durch den Uebermuth seines Sohnes Cäso Quinctius um sein Vermögen gekommen sei. Dieser hatte nämlich bei den Streitigkeiten über den Terentilischen Gesetzvorschlag einst mit einem Haufen junger Patrizier die Volksversammlung auseinander getrieben. Man wollte ihn beseitigen, beschuldigte ihn eines Mordes, den er begangen haben sollte, und zog ihn deshalb vor Gericht, wo er eine Bürgschaft von 30,000 As stellen mußte. Da Cäso Quinctius aber die Flucht ergriff, so mußte sein Vater Quinctius Cincinnatus die Bürgschaftsumme zahlen, und dies hatte sein Vermögen dergestalt erschöpft, daß ihm nur ein kleiner Meierhof übrig blieb, den er selbst bewirthschaftete, wenn er nicht, was freilich mehrmals geschah, zu Staatsämtern berufen wurde.

Bald darauf bedurfte man der Hülfe des wackern Mannes von Neuem. Ein Krieg, welcher von den Aequern herbeigeführt wurde, nahm für Rom eine so unglückliche Wendung, daß der in Rom zurückgebliebene Konsul in der Noth kein anderes Rettungsmittel wußte, als einen Diktator zu ernennen. Die Wahl fiel auf Cincinnatus (458 v. Chr.). Eine Gesandtschaft wurde abgeschickt, um ihn an die Spitze des Heeres zu berufen. Sie fand den Mann, welcher zur höchsten Würde der Republik ernannt worden war, auf seinem Felde am Pfluge. Nicht jubelnd, sondern seufzend verließ er denselben, um dem Rufe des Vaterlandes zu folgen.

Cincinnatus rechtfertigte die Hoffnungen, welche man auf ihn gesetzt hatte; denn kaum war er im Felde erschienen, als sich auch der Sieg den Römern wieder zuwandte. Der Feind wurde geschlagen, ihr Anführer gefangen genommen, und Cincinnatus zog als Triumphator in Rom ein. Sodann legte er seine Würde, obwol er dieselbe wenigstens ein halbes Jahr hätte bekleiden können, freiwillig nieder und kehrte nach sechzehn Tagen zu seinem Pfluge zurück. Auf Anrathen seiner Freunde hatte Cincinnatus seinen Einfluß dazu benutzt, um die Sache seines Sohnes noch einmal untersuchen zu lassen. Der Ankläger desselben wurde vorgefordert, der Verleumdung für schuldig erklärt und zu derselben Strafe verurtheilt, die den Verleumdeten getroffen hatte: zu ewiger Landesverweisung. Der Sohn des Cincinnatus erhielt die Erlaubniß zur Rückkehr.

Nach Herstellung der äußeren Ruhe begannen wiederum die Kämpfe der Tribunen für die Volksrechte. Die Gerechtsame der Tribunen selbst hatten sich bisher schon bedeutend erweitert. Ihre Zahl war bis zu fünf gestiegen, und sie machten, wie wir gesehen haben, Vorschläge zu Gesetzen. Jetzt war nicht mehr blos das Agrarische, sondern auch das Terentilische Gesetz der Fehdehandschuh, welchen die Tribunen den Patriziern entgegenschleuderten; und namentlich trat nach dem Kriege gegen die Aequer der Tribun Virginius mit der entschiedenen Forderung auf, dem Streite ein Ende zu machen. Doch mit der

gewöhnlichen Hartnäckigkeit der Aristokraten, wenn es sich um Gewährung von Volksrechten handelt, widersetzten sich die Patrizier den Forderungen des würdigen Tribunen, bis dieser endlich sich zufriedengestellt erklärte, wenn man die Zahl der Tribunen auf zehn erhöhen wolle. Dieses Begehren bereitete den Patriziern neue Verlegenheit; sie riefen den oft erprobten Cincinnatus auf, und als ihnen dieser begreiflich machte, daß die größere Zahl der Tribunen deren Bestechung und dadurch bewirkte Veruneinigung erleichtere, da wurden die zehn Tribunen bewilligt (456 v. Chr.).

Dieser neue Erfolg machte die Volkstribunen nur noch kühner, und als endlich der alte tapfere Krieger Sicinius Dentatus zum Tribun erwählt wurde, so setzte dieser endlich im Jahre 454 v. Chr. den Terentilischen Vorschlag durch. Derselbe wurde zum Gesetz erhoben und man traf zur Ausführung desselben sogleich die geeigneten Maßregeln.

Mit der Erwählung des Sicinius Dentatus hatte es eine ähnliche Bewandtniß, wie mit der des Volero. Während der letzten stürmischen Verhandlungen über das Agrarische und Terentilische Gesetz erschien nämlich Sicinius, ein Mann von sechzig Jahren, vor dem Volke und sprach: „Quiriten, hört mich an: ich habe in hundertundzwanzig Schlachten mitgefochten, habe 45 Wunden aufzuweisen, alle auf dem Vorderleibe, habe die letzten dreißig Jahre bald hier bald da als Befehlshaber gestanden, besitze vierzehn Bürgerkronen, weil ich eben so vielen Bürgern das Leben gerettet, drei Mauerkronen, weil ich bei drei Erstürmungen der Erste auf der Mauer war, acht andere Kronen für rühmliche Thaten, dazu 80 goldene Halsketten, 60 goldene Armbänder, 18 Lanzen, 25 Pferdezeuge, die ich dem Feinde abgenommen, neun davon im Zweikampfe. Und trotz allem diesen habe ich nicht eine Spanne Land von dem, was ich erobern half; denn diese Räuber, die Patrizier, haben es genommen.“ Diese Rede kennzeichnete einen Mann, wie ihn das Volk zur Erkämpfung seiner Rechte gebrauchen konnte, und daher erwählte es den Sicinius bei der nächsten Gelegenheit zum Tribunen.

Die Decemvirn. Nachdem man eine Gesandtschaft nach Hellas abgeschickt hatte, um die Gesetze Griechenlands und namentlich die Solonischen kennen zu lernen, und die Abgesandten wieder zurückgekehrt waren, erwählte man aus den Patriziern zehn Männer, welche beauftragt wurden, die neuen Gesetze zu entwerfen und aufzuzeichnen. Ohne allen Zweifel würde das Werk dieser Zehnmänner (Decemvirn) vollkommener geworden sein als es wirklich wurde, wenn man, was bei Gesetzgebungen so unerläßlich nothwendig ist, das Volk an den Berathungen hätte Theil nehmen lassen. Aber man that dies nicht nur nicht, sondern ging sogar so weit, die Gesetzverfasser von jedem äußeren Einfluß abzusperren, indem man während der Zeit ihrer Arbeit alle anderen Aemter, Konsulat, Tribunat, Aedilat &c. gänzlich aufhob und den Decemvirn in der Art eines Interregnums die Regierung des Staates überließ.

Unter den Decemvirn hatte immer Einer die höchste Gewalt zeitweilig auszuüben, und dieser wurde Stadtaufseher (custos urbis) genannt.

Zu Anfang des Jahres 451 v. Chr. traten die Decemvirn ihr Amt an, da sie indeß bis zu Ablauf des Jahres das Gesetzgebungswerk noch nicht vollendet hatten, so behielt man das Decemvirat noch für das folgende Jahr bei, indem man neue Zehnmänner erwählte, welche, besonders auf Betrieb des Patriziers Appius Claudius, aus fünf Patriziern und fünf Plebejern bestanden. Dieser Appius Claudius, welcher nach der Despotie trachtete, hatte aber bei der Wahl die Maske der Volksfreundschaft nur deshalb getragen, um sich in den fünf plebejischen Decemvirn, die ihm ihre Wahl verdankten, ergebene Werkzeuge seiner Pläne zu gewinnen; und kaum standen die neuen Zehnmänner fest, so warf er die Maske ab. Die Zehnmänner führten unter der Leitung des Appius Claudius ein vollkommenes Tyrannenregiment ein. Jeder derselben erschien auf dem Forum (Marktplatz) in Begleitung von zwölf Liktoren, so daß 120 dieser Urtheilsvollzieher mit Beilen in ihren Fasces bei den Versammlungen gegenwärtig waren. Ein Krieg, der inzwischen mit den Sabinern und Aequern ausbrach und der den größten Theil des Volkes im Felde beschäftigte,

erleichterte das Gelingen ihrer Absichten. Ohne sich an den durch das Gesetz bestimmten Ablauf ihrer Amtszeit zu kehren, behielten sie unter dem Vorwande, noch weitere Gesetze entwerfen zu müssen, die ihnen anvertraute Gewalt eigenmächtig bei, und Jeder, der ihnen auf irgend eine Weise entgegentrat, wurde durch List oder Gewalt beseitigt.



Tod der Virginia. Zeichnung von Hermann Vogel.

Ein solches Schicksal hatte unter Anderen auch der schon erwähnte alte würdige Sicinius Dentatus. Unmüthig über die schlechte Kriegführung der Decemvirn, kehrte er nach Rom zurück und sprach dort unverhohlen seine Meinung aus über die Ungeschicklichkeit der Feldherren. Der hinterlistige Appius Claudius stellte sich, als bewundere er die Einsicht des alten Kriegers, und bewegte denselben, ins Lager zurückzukehren, um die Decemvirn mit seiner Erfahrung zu unterstützen. Dort angekommen, fand er diese bereit, sich seinem Rathe zu unterwerfen, denn sie waren von Appius Claudius bereits vorbereitet und mit Verhaltungsregeln versehen. Es galt, den Sicinius Dentatus zu beseitigen.

Deshalb sandten ihn die Decemvirn mit hundert leichtgerüsteten Leuten ab, um einen besseren Platz zum Lager auszusuchen. Seine Begleitung aber hatte den Auftrag erhalten, den alten Helden zu ermorden. Als man daher eine Felsschlucht erreicht hatte, fielen die Männer über ihr Opfer her; doch Sicinius Dentatus wollte sein Leben so theuer wie möglich verkaufen. Er lehnte sich an einen Felsen und vertheidigte sich mit solcher Tapferkeit, daß er fünfzehn der Angreifer tödtete und dreißig verwundete, ohne daß es ihnen gelang, den Greis zu besiegen. Da, als sie endlich einsahen, daß sich ihm Niemand ohne Gefahr nahen könne, kletterten die Elenden auf den Felsen, an welchem der Tapfere lehnte, und warfen ihn mit Felsstücken todt.

Appius Claudius, der in Rom zurückgeblieben war, während seine Amtsgenossen das Heer anführten, schwang unterdessen die Geißel mit unerhörtem Uebermuth. Später wurde er durch dieselbe Veranlassung gestürzt, die den Tarquin einst vom Throne gestoßen hatte; denn die Begebenheit mit der Virginia, deren Blut das Siegel der neuen Freiheit wurde, ist ein würdiges Seitenstück zu dem Opfer der Lucretia.

Appius Claudius war in die reizende Tochter des plebejischen Hauptmanns Virginius verliebt ohne alle Hoffnung, jemals zu ihrem Besitze zu gelangen, da nicht allein Virginia verlobt, sondern auch Appius Claudius selbst bereits verheirathet, und Vielweiberei streng verboten war. Zwar galten Ehescheidungen nicht als ungesetzlich, allein sie waren noch nicht vorgekommen, und zudem verbot das Gesetz eine jede Ehe zwischen Patriziern und Plebejern aufs Allerstrengste. Je weniger aber von einem Ehebunde zwischen ihm und Virginia die Rede sein konnte, desto mehr strebte Appius Claudius danach, das Mädchen durch allerlei Intriguen in seine Gewalt zu bringen. Nachdem er sich überzeugt hatte, daß die Wärterin der Virginia unbestechlich war, so veranlaßte er einen seiner Klienten, öffentlich die Auslieferung des Mädchens zu verlangen, unter dem Vorgeben, daß sie ein untergeschobenes Kind und die Tochter seiner, des Klienten, Sklavin sei, also auch ihm als Sklavin angehöre. Dies geschah, und Virginia wurde von Appius Claudius vor seinen Richterstuhl gefordert. Allein Virginius hatte von dem gegen seine Tochter beabsichtigten Bubenstreich kaum Nachricht erhalten, als er auch schon aus dem Lager herbeieilte, mit Virginia und seinen Freunden vor dem Richterstuhle des Decemvirn erschien, und hier den Beweis führte, daß Virginia das echte Kind seines Weibes sei. Appius Claudius erklärte, daß er über die ganze Sache genau unterrichtet sei, und sprach das Mädchen seinem Klienten als Sklavin zu. Obgleich Jedermann über die Ungerechtigkeit dieses Urtheilspruches empört war, so wurde doch der von seinen Liktoren umgebene Decemvir viel zu sehr und zu allgemein gefürchtet, als daß des Virginius Freunde es hätten wagen können, die Ungerechtigkeit durch Gewalt zu besiegen. Virginius selbst, der das ganze boshafte Gewebe durchschaute, sah wol ein, daß es nur ein Mittel gäbe, um seine Tochter vor der ihr drohenden Entehrung zu retten; der alte Römer faßte schnell einen Entschluß. Mit großer Ruhe, als ob er sich von der Gerechtigkeit des Urtheils überzeugt hätte, bat er den Appius Claudius um Verzeihung und zugleich um die Erlaubniß, dem niedergeschlagenen Mädchen einige Worte des Trostes zu sagen. Hierauf trat er zu seiner weinenden Tochter, nahm sie bei Seite, trocknete ihr zärtlich die Thränen ab und sprach zu ihr: „Mein liebes Kind, ich kenne nur einen Weg, um deine Freiheit und deine Ehre zu retten. Geh, Virginia, zu deinen Vorfahren, da du noch eine freie Jungfrau und zugleich rein und unbefleckt bist.“ Mit diesen Worten zog er ein Messer hervor und stach es seiner Tochter ins Herz. Dann, den vom Blute triefenden Stahl dem Appius Claudius entgegen haltend, rief er: „Durch dieses Blut weihe ich dein Haupt den Göttern der Unterwelt!“ Und noch ehe der erschrockene Decemvir seinen Liktoren den Befehl geben konnte, den kühnen Greis zu fangen, schwang sich dieser auf sein Pferd und eilte ins Lager, wo er durch die Erzählung seiner That das ganze Heer in Aufruhr brachte.

Das Heer, mit Abscheu gegen den Tyrannen erfüllt, folgte dem Aufrufe des Virginius zu einer Empörung gegen die Decemvirn. Es entsetzte die Feldherren von ihren Posten, wählte sich zehn Kriegstribunen zu Anführern und zog, in Begleitung der Plebs, die Rom gleichfalls verlassen hatte, nach dem heiligen Berge (449 v. Chr.), der schon einmal der Zufluchtsort des mißhandelten Volkes gewesen war.

Virginius hatte die Wahl zum Kriegstribunen abgelehnt, indem er sagte, daß sich kein Ehrenamt für ihn schicke, bis Virginia gerächt sei, und daß er auch gegen den Tyrannen persönlich mit zu großem Grimme erfüllt sei, um weise und gerecht handeln zu können. Der Senat, auf diese Art des Heeres beraubt, mit welchem das Vaterland geschützt werden sollte, sah sich genöthigt, eine Gesandtschaft nach dem Heiligen Berge zu

senden, um die Bedingungem zu hören, unter welchen die Truppen zurückkehren wollten. Das Volk verlangte Wiederherstellung des Tribunats, Amnestie für Alle, welche das Lager eigenmächtig verlassen hatten, und Auslieferung der Decemvirn.

Horatius und Valerius, zwei volksfreundliche Senatoren, bewirkten endlich einen Vergleich, und der Friede wurde dadurch hergestellt, daß das Decemvirat gänzlich abgeschafft ward, und das Konsulat nebst dem Tribunat wieder eingeführt wurde. Außerdem aber mußten den Plebejern noch folgende wesentlichen Rechte eingeräumt werden: Die Plebsbeschlüsse, insofern sie vom Senate bestätigt worden waren, galten in Zukunft als Volksbeschlüsse; es fand von den Beschlüssen der Konsuln eine Berufung durch die Tribunen an das Volk statt; ohne Volksbeschluß durfte keine neue Regierungsform eingeführt werden; die wieder eingesetzten Aedilen mußten von allen Senatsbeschlüssen Abschriften erhalten, welche von den Tribunen mit T unterzeichnet und dann im Cerestempel niedergelegt wurden, damit die späteren Konsuln verhindert wären, dergleichen Beschlüsse wieder aufzuheben. Die vollendeten Gesetze wurden in zwölf eherne Tafeln eingegraben und auf dem Forum öffentlich aufgestellt. — Die verbrecherischen Decemvirn zog Virginius durch Anklage vor Gericht. Die meisten flohen; Appius Claudius aber wurde ins Gefängniß geworfen, wo er sich noch vor seiner Verurtheilung tödtete. Horatius und Valerius, welche zu Konsuln erwählt worden waren, besiegten die Sabiner und Aequer, und so kehrte in Rom die Ruhe wieder ein.

Aber wie gewöhnlich dauerte sie auch jetzt nur kurze Zeit; denn noch hatten Plebejer und Patrizier nicht gleiche bürgerliche Rechte. Unter den Gesetzen der 12 Tafeln erfuhr dasjenige, welches die Ehen zwischen Patriziern und Plebejern verbot, die meisten Angriffe. Die Mißstimmung der Plebs gegen dieses Gesetz war allgemein, da dasselbe gewissermaßen eine Verachtung derselben ausdrückte. Deshalb trat im Jahre 445 der Tribun C. Canulejus mit der Forderung hervor, jenes Gesetz aufzuheben. Zugleich verband er damit den Antrag, dem Volke das Recht zuzusprechen, seine Konsuln beliebig aus den beiden Ständen (Patrizier und Plebejer) wählen zu können. Wenn der erstere Antrag auch nach einigen Kämpfen von den Patriziern angenommen und somit das erwähnte Eheverbot aufgehoben wurde, so war der Widerstand gegen den zweiten desto hartnäckiger, denn die Patrizier sahen recht wohl ein, daß damit der erste Schritt aus der Aristokratie in die reine Demokratie gethan würde. Sie wollten den alleinigen Besitz des Konsulats um keinen Preis aufgeben. Aber die Tribunen entwickelten ihre alte Taktik, indem sie sich der Aushebung zum Kriegsdienste widersetzten, und so mußte man sich, da der Feind vor den Thoren war, den Ausweg gefallen lassen, daß man für das nächste Jahr (444 v. Chr.) statt der beiden Konsuln aus der Gesammtmasse des Volkes ohne Rücksicht auf den Stand drei Konsulartribunen, d. h. Kriegstribunen mit konsularischer Gewalt, erwählte. Da man indeß hierbei, weil das ganze Volk zu wählen hatte, nicht nach Tribus, sondern nach Centurien stimmte, in welchen die Zahl der Patrizier überwog, so konnte es nicht anders kommen, als daß die Wahl der Konsulartribunen auf Patrizier fiel. Man sah ein, daß damit für die Plebs nichts gewonnen war, und so geschah es, daß von dieser Zeit an Konsuln und Konsulartribunen häufig wechselten.

Die Censoren. Was die Patrizier durch diese Niederlage an Regierungsgewalt eingebüßt hatten, das suchten sie jetzt durch die Einrichtung eines neuen obrigkeitlichen Amtes wiederzugewinnen. Bisher hatte man dem Census, wodurch die Bürger für die verschiedenen Klassen bestimmt wurden, keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und seit siebzehn Jahren war überhaupt keine Schätzung gehalten worden. Jetzt errichtete der Senat zur Abhaltung des Census das Amt der Censoren, und zwar sollten Letztere nur aus den Patriziern gewählt werden. Diese Censoren hatten durch ihre Gerechtsame auf die Bildung der Centurien den größten Einfluß, da es zu ihrem Amte gehörte, das Vermögen zu schätzen, die Bürger nach dem Ergebnisse dieser Schätzung in die Klassen einzutragen und durch ihre

Verzeichnisse sogar zu bestimmen, wer zum Senat und zur Ritterschaft geeignet sei, wobei Geburt und Vermögen den Ausschlag gaben. Später wurden die Befugnisse der Censoren noch ausgedehnter, wie wir am geeigneten Orte näher ausführen werden. Trotzdem legten die Tribunen der Censur doch so wenig Werth bei, daß sie gar keine Ansprüche auf eine Theilnahme der Plebs daran machten. Anders jedoch war es mit der Quästur, einem bisher wenig beachteten Amte, dessen zwei Verwalter (Quästoren) die Finanzangelegenheiten des Staates unter sich hatten. Die Quästoren waren bisher ebenfalls nur aus den Patriziern gewählt worden; jetzt aber verlangten die Plebejer, daß nicht allein noch zwei Quästoren für den Krieg erwählt würden, denen der Verkauf und die Vertheilung der Beute übertragen würde, sondern daß auch die Plebejer zur Quästur zugelassen würden. Die alten Streitigkeiten lebten wieder auf; das Agrarische Gesetz wurde wieder angeregt, und um dieses Schreckensgespenst nur los zu werden, ergaben sich die Patrizier darein, daß die zu ernennenden vier Quästoren auch aus den Plebejern erwählt würden.

Krieg gegen Veji. Wenn die bisherigen Kriege der Römer gegen die Nachbarvölker weiter nichts gewesen waren, als gegenseitige Raub- und Verwüstungszüge, so erlangte der letzte gegen die Stadt Veji gerichtete eine kriegsgeschichtliche Wichtigkeit dadurch, daß die zehnjährige ununterbrochene Dauer desselben eine geregeltere Kriegsführung nothwendig machte, als die Römer bisher gewohnt waren. Dieser Krieg, von 406—396 v. Chr. dauernd, hatte seine Ursachen in den schon lange bestehenden offenen Feindseligkeiten zwischen Römern und Vejentern. Um sich ihres rastlosen Feindes ein- für allemal zu entledigen, hatten die Römer die völlige Vernichtung Veji's beschlossen, und sie gedachten ihr Ziel um so eher zu erreichen, als die übrigen etruskischen Städte wegen Veji's Abfall von der bisherigen Verfassung dasselbe haßten und es nur sehr lau unterstützten. Veji hatte nämlich den Freiheitsgeist der Etrusker dadurch beleidigt, daß es sich zum Unterthan eines Königs gemacht hatte. Trotz der Isolirung Veji's geschah es, daß die Römer zehn Jahre lang die Stadt ohne allen Erfolg belagerten. Ja, sie erlitten sogar mehrere beträchtliche Niederlagen, bis sie sich endlich im zehnten Jahre des Krieges entschlossen, einen Diktator zu ernennen.

Camillus. Die Wahl fiel auf Marcus Furius Camillus, einen klugen, tapfern Feldherrn, der sogleich die besten Maßregeln ergriff, um die Belagerung Veji's durch Eroberung der Stadt zu Ende zu bringen. Er ließ einen Minengang graben, welcher aus seinem Lager bis in die Stadt ging. Indem nun die Römer gegen die Mauern anstürmten, drangen sie zugleich auf dem unterirdischen Wege in die Stadt ein, und so wurde dieselbe erobert. Camillus hielt einen Triumpheinzug in Rom, wobei er aber durch seinen Hochmuth das Volk in hohem Grade verletzte. Er hielt denselben nämlich auf einem prächtigen, von vier schneeweißen Pferden gezogenen Wagen. Da die weißen Pferde aber seit dem Sturze des Königthums nur dem Dienste Jupiters und der Sonne geweiht waren, und da Camillus sich noch obendrein das Antlitz, ähnlich wie an den Bildsäulen der Götter, mit rother Farbe bemalte, so sah das Volk in diesen Handlungen eine frevelhafte Anmaßung, die ihm die Herzen der meisten Bürger wirklich entfremdete und die Hauptursache seines späteren Schicksals wurde.

Die Ausbreitung, welche die Macht Roms durch die Eroberung Veji's gewonnen, wurde sogleich benutzt, um die Unterwerfung der übrigen etruskischen Städte herbeizuführen. Camillus, im Jahre 394 v. Chr. zum Kriegstribun ernannt, erzwang in der That die Uebergabe von Falerii, indem er die Stadt so lange absperrte, bis sich dieselbe freiwillig der römischen Herrschaft unterwarf. Man erzählt darüber, daß sich Falerii dem Camillus deshalb unterworfen, weil dieser der Stadt einen Beweis von seltener Großmuth gegeben habe, und zwar folgenden:

Ein Schulmeister aus Falerii hatte die Gewohnheit, mit der ihm anvertrauten Jugend, größtentheils Söhnen der angesehensten Bewohner, täglich einen Spaziergang außerhalb der Thore zu machen. Auch während der Absperrung der Stadt durch die Römer unternahm

er diese Ausflüge, und da die römischen Verschanzungen in ziemlicher Entfernung von den Thoren lagen, so fand man darin nichts Arges. Doch der Schulmeister war ein Verräther. Nachdem er sich mit jedem Tage immer näher an den Feind gewagt hatte, führte er endlich seine Schüler geradezu in das Zelt des Camillus und sprach zu diesem: „Mit diesen Kindern hier überliefere ich dir Falerii. Sie waren meiner Aufsicht anvertraut; aber ich ziehe die Freundschaft Rom's meinem Posten in Falerii vor.“ Camillus, empört über diesen schändlichen Verrath, rief seine Liktoren herbei, ließ den Schulmeister entkleiden und ihm die Hände auf den Rücken binden. Sodann wurden an die Zöglinge Ruthen vertheilt, um damit ihren verrätherischen Lehrer nach der Stadt zurück zu peitschen. Die Kinder gehorchten mit Freuden und erzählten dann ihren Eltern das edle Benehmen des feindlichen Feldherrn. Und davon, sagt man, seien die Bewohner Falerii's bestimmt worden, die Stadt dem Camillus freiwillig zu übergeben, indem sie überzeugt gewesen, daß eine Stadt, welche Bürger wie den Camillus hervorbringe, der Ehre werth sei, sie zu beherrschen.

So viele Verdienste sich Camillus auch erworben, sein Uebermuth vernichtete den Werth derselben. Der Stolz, womit er bei jeder Gelegenheit der Plebs begegnete, brachte es endlich dahin, daß er von den Tribunen angeklagt und vor das Gericht geladen wurde, weil er sich von der vejentischen Beute widerrechtlich einen zu großen Antheil zugeeignet habe. Camillus verachtete das Volk viel zu sehr, um es als seinen Richter anzuerkennen. Um einem Urtheilsspruch zu entgehen, zog er nach Ardea, wo er beständig die Götter bat, Rom in eine Lage zu versetzen, die es recht empfindlich bereuen ließ, seinen Erretter ausgestoßen zu haben.

Der Zufall wollte, daß die Wünsche des in seinem Stolze gekränkten Camillus früher in Erfüllung gingen, als er selbst es für möglich gehalten hatte. Kurze Zeit nach der Verbannung des Camillus erschienen Gesandte der etruskischen Stadt Clusium in Rom und baten um Beistand gegen einen Schwarm Gallier, der von Oberitalien aus in Etrurien eingefallen war und im Begriff stand, Clusium einzunehmen. Die Römer schienen keine Lust zu haben, sich mit diesem Feinde ihrer Verbündeten zu messen. Daher boten sie vorerst ihre Vermittelung an, indem sie drei Brüder aus dem Geschlechte der Fabier absandten, um die Gallier im Namen Roms zur Umkehr zu bewegen. Die drei Fabier hatten den Auftrag, den Galliern vorzustellen, daß die Römer, obgleich sie im Stande wären, ihre Freunde, die Clusiner, mit den Waffen zu vertheidigen, sich freuen würden, mit den Galliern Frieden halten zu können. Diese erwiederten, sie hielten die Römer für tapfere Männer, weil die Clusiner bei ihnen Hülfe gesucht. Auch sie wären zum Frieden sehr geneigt, wenn ihnen Clusium einen Theil seiner Aecker abtreten wollte, da sie Mangel daran litten. Da wurden die Fabier heftig, indem sie trotzig fragten, mit welchem Rechte die Gallier fremdes Eigenthum begehrten und was sie überhaupt in Etrurien zu suchen hätten. Zornig antworteten die gallischen Anführer: „Wir tragen das Recht auf der Spitze des Schwerts, und tapferen Männern gehört Alles“. Hiermit wurden die Verhandlungen abgebrochen, um das Schwert entscheiden zu lassen.

So kam es denn zwischen den Clusinern und Galliern zu einer offenen Schlacht, in welcher die Ersteren eine vollständige Niederlage erlitten. Die drei Fabier hatten an dem Kampfe persönlich Theil genommen, ja einer derselben hatte sogar einen der gallischen Hauptleute im Zweikampfe erschlagen. Diese Einmischung der römischen Gesandten betrachteten die Gallier als eine Verletzung des Völkerrechts, und Brennus, ihr oberster Anführer, forderte von Rom die Auslieferung der drei Fabier. Allein die Dankbarkeit, welche die Römer dem fabischen Geschlechte schuldeten, bewog sie, das Verlangen der Gallier abzulehnen, und so rüstete man sich denn zum Kampfe, indem zugleich die drei Fabier unter die zu ernennenden Kriegstribunen gewählt wurden.

Die Gallier. Die Gallier, von denen hier die Rede ist, gehörten zu dem großen über das westliche Europa verbreiteten Volksstamme der Kelten, und waren schon seit längerer

Zeit in großen Schwärmen nach Oberitalien gegangen, das von ihnen auch den Namen Cisalpinisches Gallien erhielt. Sie waren ein rohes, aber tapferes Volk von furchterregendem Aussehen und hausten überall, wohin sie kamen, mit einer Wildheit, die sie zum Schrecken aller Länder machte, welche ihr Fuß betrat.

Der Einfall der Gallier in Etrurien war durch einen Ehebruch veranlaßt worden. Ein junger Lucumon (etrurischer Edler) von Clusium hatte nämlich die Frau seines ehemaligen Vormundes entführt. Der beleidigte Gatte suchte Vergeltung durch das Gesetz, konnte sie aber bei dem Oberhaupte der Stadt nicht erreichen. Um sich für die Rechtsverweigerung zu rächen, ging er zu den Galliern, machte ihnen von Etrurien eine verführerische Beschreibung und gab ihnen zum Beweise von der Wahrheit seines Gemäldes italischen Wein zu trinken. Dies reizte die Gallier zu einem Einfalle in das so gesegnete Land, und so folgten sie dem rachsüchtigen Manne, der sie nach Clusium führte.

Unterdeß waren die rohen Scharen auch ins römische Gebiet eingefallen (390 v. Chr.). Die Römer zogen ihnen entgegen und beide Heere stießen am Flusse Allia auf einander. Dort erlitten die Römer eine Niederlage, wie sie ein römisches Heer noch niemals erfahren hatte. Was den gallischen Schwertern entrann, flüchtete sich theils nach Veji, theils nach Rom, wo die Beschreibung von der Wildheit des Feindes Alles in Furcht und Schrecken versetzte; denn die furchtbaren Eindringlinge näherten sich bereits den Thoren der Stadt. Jeder Bürger suchte nach einer Zufluchtsstätte, weil sich Niemand in seinem Hause sicher glaubte. Die meisten flohen die Stadt ganz und gar und suchten ein Asyl in den benachbarten Orten; viele aber retteten sich mit dem Senate und den Heiligthümern der Nation auf das stark befestigte Kapitol. Als die Gallier nun endlich in Rom einzogen, fanden sie nichts als eine öde, menschenleere Stadt. Nur achtzig Greise, lauter ehemalige Magistratspersonen, sollen es verschmäht haben, die Stadt zu verlassen. Sie weihten sich den Göttern der Unterwelt, indem sie hofften, diese würden dafür den Tod, welchen sie von den Galliern erwarteten, an den Feinden rächen. Deshalb setzten sie sich, in ihre langen weißen Mäntel gehüllt und einen Stab in der Hand, auf elfenbeinernen Stühlen in der Vorhalle ihrer Häuser nieder und erwarteten so in unbeweglicher Stellung die Ankunft der Feinde; und diese wußten bei dem Anblicke der seltsamen, marmorähnlichen Gestalten wirklich nicht, ob sie Götter oder Menschen, Todte oder Lebende vor sich sahen. In dieser Weise fanden sie auch den ehemaligen Konsul M. Papirius vor seinem Hause sitzend. Einer der Gallier wollte sich überzeugen, ob es eine Statue sei, ging auf die Gestalt zu und zupfte sie prüfend am Barte. Da aber erhob Papirius seinen Stab und schlug damit den Verwegenen so heftig auf den Kopf, daß ihm kein Zweifel mehr blieb über die Lebenskraft des Greises, der nun sofort nieder gehauen wurde. Ein gleiches Schicksal hatten alle übrigen.

Brennus nahm an Rom eine barbarische Rache; es wurde von ihm den Flammen preisgegeben, so daß nur wenige Häuser der allgemeinen Zerstörung entgingen; nur das Kapitol widerstand allen Angriffen. Die Gallier schwärmten nun in der umliegenden Gegend umher, um sich mit Nahrungsmitteln zu versehen; aber nicht immer gelang ihnen dies ohne Widerstand, und namentlich war es in Ardea, wo der noch immer verbannte Camillus an der Spitze der Bewohner die Feinde zur Umkehr nöthigte. Die Niederlage, welche dieser den Galliern beibrachte, veranlaßte die nach Veji geflüchteten Römer, den Verbannten zum Diktator der Republik auszurufen. Eine solche Ernennung konnte aber gesetzlich nur mit Bewilligung des Senats stattfinden. Da dieser jedoch auf dem Kapitol eingeschlossen war, so befanden sich die Römer zu Veji in der größten Verlegenheit, wie sie die Zustimmung des Senats zu ihrer Wahl erhalten sollten. Endlich erbot sich ein kühner Mann, Namens Pontius Cominius, das Kapitol so heimlich zu erklimmen, daß er von den Galliern nicht bemerkt werde. In einer finstern Nacht durchschwamm er den Tiber, erkletterte an einer ihm wohl bekannten zugänglichen Stelle den Felsen des Kapitols und kehrte mit der Einwilligung des Senats auf demselben Wege wieder nach Veji zurück.



Illustrirte Weltgeschichte I. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Tod des Konsuls M. Papirius.

Zeichnung von A. de Neuville.

Während nun Camillus Pläne zur Vertreibung des Feindes entwarf, machten die Gallier einen letzten Versuch, das Kapitol zu erstürmen. Aber auch dieser mißlang; das Kapitol wurde durch Marcus Manlius gerettet. Die Gallier hatten nämlich an dem Felsen die Spur entdeckt, welche Pontius Cominius beim Erklettern desselben zurückgelassen, und beschlossen nun, das Kapitol auf demselben Wege zu überrumpeln. Die Muthigsten unter ihnen erstiegen Nachts auch wirklich die steile Höhe, ohne daß irgend ein Wächter ihre Ankunft bemerkte.



Camillus vor Brennus.

Nur die der Juno geheiligten Gänse, welche sich auf dem Kapitol befanden, erweckten durch ihr Geschnatter den Manlius, der nun, die Gefahr ahnend, sogleich herbeieilte und noch zeitig genug ankam, um den ersten Gallier, der die Höhe bereits erreicht hatte, niederzuhauen. Dem nachfolgenden stieß er den Schild gegen den Kopf, daß er rücklings den Felsen hinabstürzte; und als nun auf seinen Ruf die Römer herbeieilten, da wurden die heranklimmenden Gallier sämmtlich in den Abgrund geschleudert.

So war das Kapitol gerettet. Während nun am andern Tage derjenige Römer, welcher auf diesem Posten die Wache gehabt hatte, aber in der Nacht eingeschlafen war, zur Strafe für seine Fahrlässigkeit vom Kapitol herabgestürzt wurde, empfing Manlius

den Lohn für seine Tapferkeit. Der Senat schenkte ihm ein Haus auf dem Kapitol und ertheilte ihm den Beinamen Capitolinus. Von jedem Soldaten erhielt er ein Geschenk an Mehl und Wein, das man sich bei der großen Noth abdarbte, um nur dankbar sein zu können. Aber auch auf die Gänse, welche durch ihr Geschnatter das Kapitol und mit diesem Rom gerettet hatten, erstreckte sich die Dankbarkeit des Volkes. Eine große Herde dieser Thiere wurde seit jener Zeit auf öffentliche Kosten unterhalten; auf dem Kapitole selbst wurde das goldene Bild einer Gans aufgestellt und den Gänsen alljährlich ein Triumphzug gewidmet, wobei man eine Gans auf einer schönen weichen Sänfte umhertrug.

Da der Mangel an Nahrungsmitteln in der verwüsteten Gegend immer drückender für die Gallier wurde und endlich gar noch böse Fieber unter ihnen ausbrachen, so bot Brennus den Römern Friedensbedingungen an. Er verpflichtete sich zum Abzuge gegen eine Summe von 1000 Pfund Gold (etwa 942,000 Mark unseres Geldes). Der Senat bewilligte die Forderung. Als nun Brennus das Gold empfing, wog er es, um noch mehr zu erpressen, auf einer falschen Wage nach. Hierüber beschwerten sich die römischen Abgesandten. Doch mit frechem Uebermuth warf der wilde Gallier nun noch sein Schwert zu den Gewichten und rief drohend aus: „Wehe den Besiegten!"

Die Römer ließen zitternd geschehen, was der Gewaltige that. Allein in diesem Augenblicke erschien der Diktator Camillus an der Spitze eines Heerhaufens auf dem Platze. Kaum wurde er gewahr, was sich dort begab, als er mit entblößtem Schwerte an die Wage trat und ausrief: „Weg mit dem Golde! Mit Eisen nur erkauft der Römer sein Vaterland!" Vergebens berief sich Brennus auf den mit dem Senate abgeschlossenen Vertrag; Camillus erklärte, daß ohne ihn, den Diktator, kein Vertrag giltig sei, und daß er nur mit dem Schwerte unterhandeln werde. So blieb den Galliern nichts übrig, als der Schlacht die Entscheidung zu überlassen. Sie endigte zu ihren Ungunsten, ebenso ein zweites Treffen; und sie sahen sich gezwungen, den Rückzug anzutreten. Sie verließen Rom noch in demselben Jahre, in welchem sie es betreten hatten (390 v. Chr.); und Camillus hielt unter dem Jubel des Volkes seinen feierlichen Einzug in die durch ihn gerettete — Stätte, auf welcher einst Rom gestanden.

Die befreiten Bürger hielten nun großen Rath, ob die Stadt wieder aufgebaut werden, oder ob man, wie schon nach der Eroberung Veji's von einigen Seiten gewünscht worden war, diese Stadt zum künftigen Aufenhalte erwählen solle, um sich die Mühe und Kosten des Wiederaufbaues zu ersparen. Die Meinungen waren getheilt; Camillus endlich gab den Ausschlag, indem er das Volk dafür stimmte, Rom wieder aufzubauen. Er unterstützte seine Ansicht durch die triftigsten Gründe. Indem er das Volk beschwor, die heiligen, den Göttern geweihten Stätten nicht zu verlassen, pries er besonders die glückliche Lage Roms, wie es an einem Strome liege, der es mit dem Meere in Verbindung bringe, und doch weit genug davon entfernt, um vor Seeräubern geschützt zu sein, und wie es die Mitte der ganzen Halbinsel einnehme, gleichsam vorher bestimmt zur Herrschaft über dieselbe.

Nun ging man rüstig ans Werk. Der Senat gebot bei Verlust des Grundeigenthums den Aufbau der Häuser binnen Jahresfrist. Aber diese Eile trug die Schuld an der großen Unregelmäßigkeit und Unschönheit der neuen Stadt, ein Mangel, der auch zur Zeit von Roms größter Blüte nie ganz wieder beseitigt werden konnte. Die gallischen Horden hatten indessen die Stadt nicht blos niedergebrannt, sondern auch entvölkert. Dieser Verlust mußte ebenfalls ersetzt werden. Deshalb ertheilte man den Bewohnern einiger Städte, die sich als Freunde der Römer bewiesen hatten, z. B. Falerii, Veji, Capena 2c., das römische Bürgerrecht, und Roms Bürgerschaft wurde dadurch so bedeutend verstärkt, daß man noch vier neue Tribus errichten mußte.

Während nach Wiederherstellung der Stadt der abermals zum Diktator ernannte Camillus die äußeren Feinde Roms, und namentlich die stets unruhigen Volsker im Zaume hielt, hatten die Plebejer von den Patriziern neue Bedrückungen zu erdulden, indem der

größte Theil der Ersteren durch die Noth der Zeit in die Schuld der Letzteren gerathen war und diese jetzt ihre grausamen Gläubigerrechte geltend machten.

Manlius Capitolinus, ein tüchtiger, aber ehrgeiziger Mann, verdrossen darüber, daß man auf Camillus alle Ehren häufte und ihn selbst übersah, benutzte die Noth der Plebejer, um sich durch humane, volksfreundliche Handlungen und Vertheidigung ihrer Rechte in die Gunst der Plebs zu setzen. Es gelang ihm damit so gut, daß er sich bereits in dem Gedanken berauschte, mit Hülfe der Volksgunst sich die unumschränkte Herrschaft anzumaßen. Besonders nahm er sich der bedrängten Schuldner an, indem er den größten Theil seines Vermögens verwandte, um die Plebejer von ihrer drückenden Verpflichtung gegen die Patrizier zu befreien. Sein Haus war jedem Plebejer, der sich zu beklagen hatte, geöffnet, und endlich beschuldigte Manlius offen die Patrizier, daß sie die Urheber des Elends seien, in welchem das Volk schmachte, und klagte sie wegen Veruntreuung der öffentlichen Gelder an. Dadurch erwarb er sich die Gunst der Plebs in so hohem Maße, daß ihn dieselbe ihren Patronus und Vater nannte.

Aber die Patrizier, welche ihn als entarteten Standesgenossen haßten, merkten nicht sobald seine Pläne, als sie dieselben auch schon zu seinem Verderben benutzten. Sie zogen ihn wegen seines Strebens nach der Alleinherrschaft vor den Richterstuhl der Centurien. Bei seiner Vertheidigung führte Manlius gegen vierhundert Zeugen auf, die er durch Darlehen ohne Zinsen aus dem Schuldgefängnisse befreit hatte. Zugleich machte er seine Verdienste um das Vaterland geltend: er zeigte die Waffen von dreißig erlegten Feinden, vierzig Ehrengeschenke von den Feldherren und die zahlreichen Narben auf seiner Brust. Alles dies stimmte die Centurien so günstig für ihn, daß sie ihn freisprachen.

Um sich an den Patriziern zu rächen, stellte er sich an die Spitze einer Empörung gegen dieselben, indem er zugleich das Kapitol in Besitz nahm. Allein er wurde überwunden; und da die Tribunen gegen seine Absichten mißtrauisch geworden waren, so ließen sie es geschehen, daß derselbe vor die (patrizischen) Kurien gezogen und von denselben (384 v. Chr.) zum Tode verurtheilt wurde. Das Todesurtheil soll an Manlius dadurch vollstreckt worden sein, daß man ihn vom Tarpejischen Felsen, oder wie Andere berichten, sogar und zwar an derselben Stelle, wo er das Kapitol gegen die heranklimmenden Gallier vertheidigt hatte, in den Abgrund gestürzt habe.

Nach ihrem Siege über Manlius noch übermüthiger, füllten die Patrizier das Maß ihrer Bedrückungen bis zum Ueberlaufen. Im Jahre 376 v. Chr. traten die Tribunen Licinius Stolo und Lucius Sextius mit mehreren Gesetzvorschlägen (Rogationen) auf, durch welche sie die völlige Gleichheit der Rechte zwischen Patriziern und Plebejern, und somit den vollständigen Sieg der Demokratie begründeten.

Das Erste, was in diesen Licinischen Rogationen zur Sprache kam, war der alte Zankapfel der beiden Parteien: das Ackergesetz. Licinius bestimmte dasselbe noch näher dahin, daß die Plebejer an den Staatsländereien nicht nur gleiche Ansprüche mit den Patriziern haben, sondern daß auch von diesen Ländereien Niemand mehr besitzen solle als 500 Jugern (Morgen) Acker, von denen er den Zehnten an den Staat zu entrichten habe, wodurch die Steuern vermindert werden sollten. Die zweite Rogation setzte fest, daß derjenige Theil der Schulden, der durch Zinsenberechnung entstanden und immer unerschwinglicher geworden war, erlassen und der Rest in drei Jahren abgetragen werden sollte. Die dritte Rogation endlich sprach den Plebejern gleiche Rechte am Konsulat zu und setzte fest, daß das Kriegstribunat völlig abgeschafft, die Regierung nur von zwei Konsuln geleitet und einer derselben stets aus den Plebejern erwählt werden solle.

Mit allem Aufwand von Kräften und mittels aller möglichen Intriguen suchten die Patrizier diese Gesetzvorschläge, welche auch den Rest ihrer Vorrechte vernichteten, zu untergraben. Es gelang ihnen sogar, acht Tribunen zu dem Zwecke zu bestechen, daß sie gegen den Vortrag der Licinischen Rogationen in der Volksversammlung Einspruch erhoben;

aber Licinius und Sextius, welche zehn Jahre hintereinander zum Tribunate erwählt wurden, blieben ohne Anwendung ungesetzlicher Mittel fest auf ihren Forderungen stehen. Mit jedem Jahre wurden dann mehr der bestochenen Tribunen durch solche ersetzt, welche den Licinischen Forderungen beistimmten. Die Tribus nahmen selbstverständlich die Licinischen Rogationen an. Der Senat aber verweigerte die Bestätigung. Immer heftiger wurde der blutlose Kampf, immer entschiedener die Niederlage der Patrizier. Der Senat, aufs Aeußerste gedrängt, glaubte Hülfe durch Wiederaufrichtung der Diktatur zu finden, und dreimal hintereinander wurde Camillus zum Diktator ernannt. Aber auch er vermochte nichts gegen den eisernen Willen des Volkes, und endlich, da Camillus selbst, um einen Bürgerkrieg zu vermeiden, den Senat zur Nachgiebigkeit ermahnte, wurden (367 v. Chr.) die Licinischen Rogationen zum Gesetze. Das Volk hatte gesiegt; Rom war nun eine demokratische Republik.

Lucius Sextius wurde der erste plebejische Konsul. Es war für die Patrizier ein Tag bitterster Demüthigung, an welchem jener mit dem Zeichen einer Würde bekleidet wurde, durch die sie sich noch allein als die Regierenden betrachtet hatten. Allein es war ihnen gelungen, noch einige Trümmer ihrer Vorrechte zu retten durch Errichtung zweier neuen curulischen Magistratsämter, zu denen nur Patrizier zugelassen werden durften: die der Prätoren, welchen die richterliche Gewalt, die früher allein den Konsuln zukam, übertragen wurde, und die der curulischen Aedilen. Die Inhaber höherer Magistratsämter, früher nur von Patriziern verwaltet, saßen auf einem elfenbeinernen Stuhle (sella curulis) und ihre Aemter wurden daher in der Regel curulische genannt. Das Amt der curulischen Aedilen ging hervor aus einer Weigerung der plebejischen Aedilen, die eingeführten öffentlichen Spiele zu leiten, und die Patrizier ergriffen die Gelegenheit mit Freuden, ein neues, ihnen allein zustehendes Amt zu errichten, welches sie natürlich für ein curulisches erklärten. Das Volk hatte sich dies Alles gern gefallen lassen, um seinerseits das Licinische Gesetz desto leichter durchsetzen zu können; allein nach kurzer Zeit hatten die Plebejer den Zutritt zu sämmtlichen curulischen Aemtern erlangt: zu dem Aedilat, der Prätur, der Censur, der Quästur, dem Konsulat, selbst der Diktatur, ja endlich sogar zu dem Priesterthume.

Während aller dieser inneren Bewegungen breitete sich auch die Macht Roms nach außen aus, und die Kriege mit den benachbarten Völkern nahmen fast durchgängig eine für die Römer günstige Wendung. Manche heroische That, wie in Rom selbst, so auch im Felde, erwarb dem römischen Namen Achtung, wo man ihn nannte.

Einst öffnete sich in Rom mitten auf dem Markte plötzlich der Erdboden. Dieses Ereigniß, durch ein Erdbeben veranlaßt, erschreckte die Römer um so mehr, da sich die Erdspalte nicht ausfüllen lassen wollte. Man fragte die Auguren um Rath, und diese erklärten: Wenn man in den Erdschlund dasjenige hineinwürfe, was die Macht und die Stärke des römischen Volkes enthalte, so würde ein solches Opfer dem römischen Reiche ewige Dauer sichern. Marcus Curtius, ein junger Patrizier, legte diesen Spruch dahin aus, daß Roms Macht und Stärke in seinen Waffen und in seinen tapferen Männern liege, und sogleich faßte er den heldenmüthigen Entschluß, sich für die ewige Dauer seines Vaterlandes zum Opfer zu bringen. Im Waffenschmuck bestieg er ein reich gezäumtes Roß, und stürzte sich so in den gähnenden Erdschlund, der sich nun — erzählt die Sage — mit leichter Mühe verschütten ließ.

Mit dem vollständigen Siege der Demokratie (um 343 v. Chr.) hatten die Römer die erste Sprosse der Leiter erreicht, welche sie zur Weltherrschaft führte. Wir werden im folgenden Zeitraume sehen, wie schnell sie dieselbe erstiegen.

HS

Ende des ersten Bandes.

3–